

Wie sie lieben und hassen.







# Wie sie lieben und hassen.

Erzählung

von

**Peter Rosegger.**

Dritte Auflage.

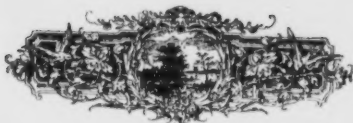


1896 1129  
**Berlin.**

Verlag von Otto Janke.



Diese Erzählung ist auch im zweiten Bande der ausgewählten  
Werke von P. Hofegger unter dem Titel „Der Waldstreit“  
im Verlage von L. Stadmann, Leipzig, erschienen.



### Erstes Kapitel.

Dirndl, ich bin da um dich.

**G**rüß Euch Gott mitsammen, der Bettelmann ist da."

So rief eine heisere Stimme zur Thür herein. Trotz der Heiserkeit war diese Stimme fröhlich und quoll aus der Brust. Aber die Brust war noch draußen, der Kopf schon herein, ein alter Graupfopf mit der braunen Pelzhaube.

"Ja, ist schon recht, Naß, geh nur her!" erwiderte in der Stube ein Weib; und da hüpfte das ganze Männlein mit Hilfe einer Holzkrücke herein. Es war gerade so groß und so klein, daß es sich nicht bücken mußte unter der niedrigen Thür, unter welcher jeder Große, wollte er ins Haus, der armen alten Rainhäuslerin seine unfreiwillige Reverenz machen

mußte. Das Männlein trug eine blaue Soldatenhose und ein grün ausgeschlagenes, sauberlich geflicktes Jöpplein.

„Naß ab, Naß,“ sagte die Häuslerin, „magst leicht ein Stückel Brot?“

„Vergelt's Gott! Heut tut mir keins not,“ erwiderte der Alte und ließ sich auf die Ofenbank nieder. Und als er gut und fest saß, tat er ein Tabakspfeifchen hervor, stopfte es an, schlug Feuer und nahm es mit großem Behagen in den Mund, wobei er sehr die Lippen schärfen mußte, um den Stummel festzuhalten, denn Zähne waren nicht gar viele mehr da. Und als er sah, daß beim Zeug alles in Ordnung und die Wölklein stiegen, daß es gerade eine Freude war, hub er an aus seiner Rocktasche einen halbfertigen Strickstrumpf mit den Nadeln und einen Wollenballen hervorzuziehen, ein Geschäft, das recht langsam vorstatten ging.

„Bist halt schon wieder fleißig,“ sagte die Mainhäuslerin, als sie sah, daß der Alte strickte.

„Muß wohl,“ entgegnete der Naß und passte, „muß wohl, brauch' frei so viel Tabaksgeld.“

Raum hatte er aber das Wort gesagt, fürchtete er schon, das arme Weib möchte es wohl gar für eine Anspielung nehmen, und als er merkte, daß die Häuslerin richtig in ihrem Sacke etwas zu suchen begann, rief er: „Du, Weibel, ich verweilt' was, heut bett' ich Dir eins ab, an das Du nicht denkst.“

„So?“ sagte sie, „wenn ich's hab' und geben kann, recht gern.“

„Hast es und kannst es geben, und ich brauch's nicht einmal mitzutragen, es läuft mir selber nach.“

„Geh Du! Meine Geiß kriegst mir nicht.“

„Um Deine Geiß frag' ich Dich auch nicht. Schau nur, daß sie brav Milch und Butter gibt, ich vergunn Dir's. Wirft's wohl noch allein überkommen.“

„Allein! Weißt leicht schon, daß ich die Traubel weglass'?“

„Freilich,“ sagte er, „und um die Traubel bin ich ja heut da. Die muß eilends mit mir.“

„Da kommst just ein etchiel (bißchen) zu spät,“ versetzte sie lachend, „meine Tochter ist schon verheirathet. Sie tut grad' zusammenpacken; sie kommt ja auf einen fürnehmen Platz — als Weidbirn' zum Lindenhofbauer.“

„Recht ist's,“ sagte der Alte und tat seine Pfeife aus dem Mund, zum Zeichen, daß er jetzt noch mehr sagen wollte, „und der Lindenhofbauer, der schickt mich her, daß ich die Traubel hol'. Sollst ihm's nicht übel halten, daß er keinen besseren Boten schickt; er hat saubere und starke Knechte im Hof, die der Traubel ihre Sach' wohl leichter tragen täten als der alt' Soldaten-Nag; aber doch hat er gemeint, es möcht' geschelter sein, er wollt' das junge Dirndl mir anvertrauen. Ich bring' ihm's schon gut heim. Malenhäuslerin, halt ja, ich bring' ihm's schon gut heim.“

„Bist Du jezt beim Lindenhofbauer?“ fragte das Weib.

„Wieber einmal,“ antwortete der alte Mann und biß ins Pfeifenrohr.

Da ließ die Häuslerin ihre Stimme aus und rief laut: „Traudel, mach, daß Du fertig wirst, der Wanderbot' ist schon da.“

Als Antwort hörte man über der Strandencke ein Geräusch, und bald darauf trat ein dralles, stinkes Dirndl herein und sagte: „So, fertig ist's!“

Ihr Gesicht war geröthet vor Eifer, und mit den Fingerspitzen kraute sie jezt die dunklen Haare aus der Stirn, die während ihrer Beschäftigung in Unordnung geraten waren.

Als die Traudel hörte, daß der alte Rax um sie da war, der Bettelmann, wie er genannt wurde, obwohl er nicht zu den Bettlern, sondern zu den Hausarmen gezählt werden konnte, lugte sie etwas besremdet drein. Wenn er ihr nur gut genug war? Wenn sie nur nicht etwa einen von den vielen jungen Knechten des Lindenhofbauers erwartet hatte?

„Wirst hart tragen,“ sagte sie zum Rax, „so eine Häuslerdirn' hat allerweil noch mehr Sachen als man glaubt.“

„Desweg' hat der Bauer den grauen Esel geschickt,“ lachte der Alte, „lad ihm auf, was Platz hat.“

Die Rainhäuslerin besorgte noch ein kleines Abschiedsmahl für beide. Dann gab sie der Tochter

etliche Lehren mit, dann schluchzte sie ein bißchen, und dann sagte sie, zum Naß gewendet: „Zum Lindenhof hab' ich wohl Vertrauen, in dem Haus geht's allerweil christlich her. Aber sonst tät ich mein jung' Blut nicht gern weggeben. Es wird schon hell fürwihlg, das Dirndl!“

„Na, wohl gewiß nicht!“ rief das Mädchen dazwischen, und das war ein Zeichen, daß sie recht gut verstand, was die Mutter gemeint.

„Das ist gewiß!“ fuhr die Häuslerin fort, „dahem weiß ich just nichts, aber in der Kirche lugt sie mir auf die Mannerleut' hinüber, anstatt auf den Altar. Naß, solltest Du noch elne Weil' auf dem Hof sein, tu mir doch sein ein eichtel achtgeben, und den Lindenhofbauer laß ich bitten, daß er sich die Dirn' ja recht angelegen sein lassen wollt!“

„Will's ihm schon sagen,“ antwortete der Alte passend, „hoff', daß er's auch tun wird.“

„Und Du, Dirn', vergiß nicht und komm Sonntag's manchmal zu mir herüber. Sei brav, und behüt' Gott sag' ich dieweil gar nicht.“

Das „Behütgottsagen“ wäre eigentlich doch am Plage gewesen, denn das Mädchen ging das erste mal fort vom Mutterhause. Aber man wollte die Nührung vermeiden, daher umging man die Abschiedsformen nach Möglichkeit.

Der alte Naß und die junge Traubel luden zwei Bündel auf den Rücken und gingen miteinander davon.

## Zweites Kapitel.

### Haß dich ans Gernhaben.

Es war ein unebener, steiniger Weg, den sie zu wandeln hatten. Bergauf und talab. Grüne Wiesen, rauschende Bäche, finstere Tannenwälder durchzogen sie. Darüber ragten die Felswände auf, sahen die glatten Almen nieder, starrten in ferner, blauender Höhe die ewigen Schnee- und Eisfelder.

Als sie eine Stunde gegangen waren und ein neues Gebirgstal sich aufgetan hatte, saßen sie sich an die Köpfe eines Brunnentroges, der vor einer leergebrannten Röhlerlei aufgestellt war. Der Naß saß an dem einen, die Traudel an dem andern Ende, und zwischen war das Wasser und der rieselnde Brunnen.

Das Mädchen wollte trinken, aber der Alte verstatete es nicht — es sei ihr viel zu heiß.

„Ja,“ sagte er, „das ist ein eiskalter Tropfen, das ist schon Ramsstaler Wasser, von dem kriegt man aber keine Kröpfe mehr. In der Rams sind lauter frische Leute.“

Das Mädchen antwortete nicht, es blickte in die Gegend hinaus. Das Tal war grün und hatte nur



Hie und da eine breite Sandschütte, die von den Bergmulden zwischen den Wiesen niederhing. Manch ein einschichtiger Heustabl, aus Brettern gebaut, stand auf den Matten. Zwischenhin zog sich manches weiße Kettchen der Stangenäune, die Viehschranken und Grenzungen. Tief im Tale lag der Weiler mit seinen schimmernden Bretterdächern, von keiner Laubkrone beschattet, nur ein oder das andere Haus beschützt von irgend einer knorrigen, uralten Tanne, mit starren, oft lahlen Wipfeln, die der Sturm zerzaust oder der Blitz zerrissen haben mochte.

„Daß dort oben noch Schnee liegt!“ bemerkte das Mädchen.

„Wär's lustiger auf der Welt,“ versetzte der Alte, während er, um auch das Rasten am Brunnen auszunützen, schon wieder den Strickstrumpf zu Händen hatte, „wär's lustiger, ich wollte Dir wünschen, daß Du so lang' leben solltest, bis dort oben der Schnee weggeht. Den Berg heißen sie das weiße Tor. Stehst Du den Schuttgraben, der dort vom weißen Tor durch den Wald und über die Wiesen niedergeht?“

„Das muß aber ein wildes Wasser sein?“

„Jetzt rinnt schier gar keins im Graben — aber der Graben wird doch immer tiefer und tiefer. Wirft es schon spüren auf dem Lindenhof. Stehst Du das Haus hierselbst vom Schuttgraben? Schau, dort müssen wir hin, das ist der Lindenhof.“

„Ein schöner Ort muß es wohl sein,“ sagte die

Traubel, „er steht prächtig da. — Und überseits vom Wassergraben, was ist denn das für ein 'Haus?'“

„Das ist der Donnersböhnhof, dem Lindenhofbauer sein größter Nachbar und sein größter Feind.“

„Wie denn so?“ fragte das Mädchen.

„Wird auch gut sein, wenn Du's weißt, daß Du nicht noch gar mit einem Nachbarsburschen Bekanntschaft machst — dasselb', Dirn', wär' nicht Dein Nutzen auf dem Lindenhof. — Zum Trinken ist's ohnehin noch zu früh, mußt Dich erst abkühlen, und dafür erzähl' ich Dir die Geschichte, wie das ist zugegangen mit den zwei Nachbarshäusern, daß der Teufel seine Brut hat hineingelegt.“

Er schwieg aber.

„So heb an,“ sagte das Mädchen.

„Wie soll ich anheben?“ fragte er und schob mit seiner Krücke ein Steinchen hin und her, das am Boden lag.

„Das mußt selber wissen.“

Er zog mit der Krücke eine Furche im Sand und brachte das Wasserlein, welches durch eine Scharte aus dem Troge rann, in einen anderen Lauf, bis es hinabsickerte in das Gesträuch.

„Weiß es auch,“ rief er und hob den fleckenweißen Kopf, daß die Helmkrone ins Genick glitt, „mit einem Donner — nein, das Donnerwetter kommt erst

später. — 's ist aber zu Mittag um zwölf. Dämmerig ist's geworden, kein Lüfterl hat gezogen, kein Vogel hat sich gerührt."

Und das sagte der Alte mit so leiser Stimme, daß das Mädchen sich über den Trog beugen mußte, um ihn zu verstehen.

"Hörst es!" flüsterte er, "hörst das Murren über das weiße Thor her?"

Die Traudel horchte. "Ich hör' nichts," sagte sie, "es rauscht auch der Brunnen so viel."

"Heut höre ich selber nichts," fuhr der Naß fort, "aber dazumal hätt's kein Brunnen übertrauschen mögen. Stärker und stärker ist's geworden, näher ist's gekommen und im Gewölk hat's schauderlich gebraust. Oben auf der Kreuztann' — weiß es noch recht gut — ist ein Geier geseßen, der selber hat sich gefürchtet, ist herabgefliegen gegen die Häuser. Da ist der Wind auf und kein Brunnen im ganzen Weiler hat seinen Trog getroffen. Zäh ist's gefahren über den Himmel wie eine Kaskade, aber um tausendmal schneller, meine liebe Dirn'. Und darauf ein Knall, daß man gemeint, die Welt flugelt springt mitten auseinander. — Jetzt ist der Himmel zersprengt, Sturm und Regen und Eis fährt nieder und kein Ast bleibt unverfehrt im ganzen Wald. Und dort von den Karwänden fährt's an — Wasser, Schnee, Eis, Schutt, Gestämm' und Gestein, alles durcheinander, und im Schachen kracht's; Jesus, Dirn', der ganze Erdgrund hebt an zu fahren!"

Dem Mädchen war bei dieser Vorstellung völlig angst geworden, es wollte sich erheben.

„Bleib nur sitzen,“ sagte der Naß gelassen, „schau, beim Donnersböl unten und beim Lindenhof haben sie sich dazumal auch gefürchtet, haben alle Fensterbalken zugetan, und gar die Schwalben haben sich unter den Dachfirst versteckt. Und die Leute — wie sie die Not haben gesehen und daß gar das weiße Tor nieder will fahren über die Höfe und über den Weiler und die Menschen zu Haufen wie ein Ameisen-nest will vergraben zu tiefst in die Erden, Dirndl, da haben sie den Herrgott gerufen! — Und wie sie es hernach gesehen, daß das Unglück gewendet, da sind sie wohl alle auf die Knie gefallen aus heller Freud'. — Gut ist's gewesen, die Sonne hat wieder geleuchtet — aber eins ist anders geworden: das Waßer vom Berg ist nicht mehr denselblgen Weg geronnen, wie vor und eh — der Grenzgraben ist über und über verschüttet. — Wer weiß die Markung zwischen Lindenhof und Donnersböl? — Da ist der Streit ausgebrochen.“

„Aber das kannst schon schauderlich vorbringen,“ meinte die Traudel, „bist 'leicht dabei gewesen?“

„Bin grad' zurückgekommen vom Militär, hab' dazumal beim Donnersböl meinen Unterstand gehabt. — Es ist über die zehn Jahr seitßer, weit über die zehn. Der Bergschutt ist vergrünt und vermoost, aber Feindschaft liegt in Haufen. Ja, Dirndl, wirst

es schon sehen, was das für ein hantig Hin- und Her-  
beihen ist zwischen den zwei Höfen. Sind heut noch  
nicht auf gleich (einig). — So, Traudel, jetzt kannst  
schon trinken."

"Jetzt ist mir der Durst vergangen."

"Nachher werden wir halt wieder anrufen, daß  
wir heimkommen," sagte der Naß und machte An-  
stalten, sich zu erheben.

"Du," bemerkte das Mädchen, "kannst einem frei  
angst machen vor dem neuen Dienst."

"Beileib' nicht," lachte der Alte. "Du bist beim  
Lindenhof, Dich kümmert der Donnerstböl nicht, und  
ein jung' Blut tut alleweil besser, es hält sich ans  
Gernhaben, als wie an die Feindschaftlichkeiten; aber  
daß Du dabei nicht so närrisch dran bist wie ein  
anderer im Lindenhof."

"Na, wie ist denn derselbige dran?"

"Weißt von nichts und sollst von nichts wissen.  
Gehen wir."

Sie erhoben sich, der Alte mit Bündel und Krücke  
holperte voran, das Mädchen ging hintendrein.

Drittes Kapitel.

Die Männerleut' auf dem Lindenhof.

Sie kamen glücklich im Lindenhofe an. Vor der Haustür standen die Knechte beisammen, die gerade Festerabend gemacht hatten und jetzt aus vollen Blasen und Beuteln ihre Tabakspfeifen stopften und Funken schlugen. Es war lange schon das Bündholz angekommen; aber das Feuer, das einer sich selber schlägt, ist heißer und brennt besser und stinkt kein Schwefel mit.

„Hört's, Buben!“ rief ihnen der Naß zu, „die neue Felsbirn' hab' ich bei mir, die Traubell!“

„Siggra! Siggra!“ murmelten sie in ihre Stummel hinein, „das ist eine Rudelseine! Der Naß, der versteht's. Will einer eine saubere haben, muß er den schiden.“

„Einen Mädelzutreiber geb' ich Euch schon lang' nicht ab,“ entgegnete der Alte, „aber bekanntmachen muß ich Dich doch, Traubel.“

„Ist mir schon recht,“ rief das Mädchen schneidig. Es war ein völlig schwermütiger Gang gewesen von der Mutter hierher in den fremden Hof, aber jetzt wollte sie ihre Lustigkeit wieder aufstecken. „Und ich will mich zu kennen geben.“

Sie hatten ihre Tragen an der Hanselbank (Schnitbank) abgelegt, die neben dem Eingange an der Wand stand.

„Der da,“ sagte der Nap und meinte den Nächststehenden, „das ist der Vorknecht.“

„O je!“ sagte das Mädchen und dachte bei sich: Du alter Schippel! Glasköpfig über und über und der Kopf steckt zwischen den Achseln wie eingebohrt, na, grab' so. —

„Und das ist der Weidknecht, der Lipp,“ sagte der Nap.

„So!“ rief das Mädchen und dachte bei sich: Der hat aber eine lange Nase! Und die Augen stehen ihm viel zu eng beisammen! Na, so was hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen. —

„Und der heißt Hans, mit dem wirst Du zu schaffen haben, das ist der Feldbub.“

„Ist schon recht!“ sagte sie und dachte bei sich: Schau du, ein feines Bürschel! Und wie gutherzig er mich gleich anschaut. Aber das Halstüchel soll er sich maniertlicher binden.

„Hernach, da steht der Sepp. Du, das ist ein Schlimmer, Dirndl!“

„Der da mit dem großen Kopf!“ rief sie aus und dachte: Kopf hält' ich sollen sagen. Und so ein krebsrotes Scheibelgesicht (Rundgesicht) dazu. Na, so möcht' ich nicht anschauen. —

„Und der da heißt Verblünder, ist ihm nicht zu trauen.“

„Trau ihm auch nicht,“ sagte die Traubel und dachte; Sauber gemacht (schon). Wenn ihm nur die Nase nicht gar so aufgeschwabbelt (aufgestülpt) wär' und die zwei vorderen Zahn' nicht so weit heraussstehen täten!

„Nachher der Dohlenbub' — geh her, Michel, laß dich anschauen!“ rief der Alte gegen eine Stalltür hin. Da kam der Bursche grinsend herangestrotzt.

„Weißt Du nur bei Deiner Arbeit,“ sagte das Mädchen und dachte bei sich: Daß' sich nicht auszahlt, daß er den ruft. Der geht ja frei herum, und gaulst gelbe Quas' hat er. Na, gib's aber in dem Lindenhof (spakige (komische) Mannerteuf'.

„Der Kohlenbrenner und der Häher sind jetzt nicht da,“ berichtete der Alte in Genügsamkeit, hinter welcher aber immerhin der Schalk flak, „und den Falterbuben ruß' ich gar nicht. 's ist zu früh, der fürchtet sich noch vor den Weibsbildern.“

„Nachher wartest ein Stündel, bis die Sonn' unten ist,“ warf der Sepp ein.

Die anderen nickten schmunzelnd und sagten: „Kann schon sein! Kann schon sein!“

„Ihr Votter!“ lachte der alte Nap. „zu jung ist er noch, der Falterbub'; traut sich kein Dienst anzuschauen.“

„Desweg' lagen wir ja, noch ein Stündel warten.“



„Ihr seid verzweifelt (schlechte Leute!)“ grüßte der Alte zwinfernd, „komm, Dirndl, die Weibsteut' sind im Haus, mit denen wirst selber bekannt. Jetzt geh mit zu der Mäuerin.“

Die Anechte schnalzten mit der Zunge.

„Du,“ spielte der Sepp zum Ferdinand, „unser Bauer ist ein Abdrehter (Schlauer)! Jetzt, weil er vortig' Sonntag gehört hat, daß unser stliche für's nächst' Jahr nimmer im Lindenhof bleiben wollen, hat er den Röber ins Haus bringen lassen.“

„O!“ lachte der andere, „den Röber freß' ich noch heute und aufs Jahr geh' ich hin, wo ich will!“

„Weißt hängen,“ murmelte der Weibsteut in seine Pfeife und blies ein ganzes Nimmament Rauch vor sich.

Die Traubel hatte sich bald ins Westtagsgewand geworfen, um sofort an ihre Arbeit gehen zu können. Schuhe und Strümpfe, Hoppel, Pulentuch und Gut sind bei der Arbeit überflüssig, das braucht nur die Stieber ein — je leichter und uneingewickelter der Körper, desto stücker in der Arbeit — so hielt es das Mädchen vom Mainhäusel.

In einem dämmernden Obergeschoß des Hauses war ihr der Kleiderschrank angewiesen worden. In einem Winkel desselben Gefasses stand heute ein junger Mann — es war keiner von den Anechten, die unten am Eingange der neuen Magd so feierlich vorgestellt worden waren — er sah viel feiner und ernsthafter

aus, obgleich er fast in seinen Jahren leben mochte, in welchen der Mensch am tollsten ist. Wie er sehr hastig und am Lichte einer Nachtlampe ein Briefchen entfaltete und las und dabei ein paar gottswahrhaftige Seufzer machte, da konnte er ein herztrauer Stadtherr gewesen sein. Es war aber der Sohn des Hauses, der Friedel.

„Wer steht denn dort?“ rief die Traudel, als sie ihn sah.

Er legte das Papier zusammen und ohne ein Wort zu sagen, ging er davon.

# Viertes Kapitel.

## Im Wald gibt es Rüdfe.

Ein Abend zur Frühjahrszeit. Durch das neu-  
sprießende und grüne Gesträuch streicht ein süßes  
Lufchen.

Im Wald auf einem moosbedeckten Baumstumpf sitzt  
ein Mann. Er ist alt und häßlich, trägt verdrillene  
Hosen und um Taille ein dickes, besticktes Tuch, darin  
er den Kopf mit verbergen, während er ihn durch  
den Wulst nur noch größer macht. Der Wald, in dem  
er sitzt, ist die Ursache der Feindschaft zwischen den  
beiden Großbauern Lindenhof und Donnershof. Und  
der Kropfste ist Mitterling im Donnershof. Er hat  
sicherlich einen anderen Namen, aber die Leute heißen  
ihn den Kropfste. Kropfste durfte man ihn nicht  
nennen, weil er erst vor wenigen Jahren das beste  
Pferd des Donnershof geholt hat. Der Großbauer  
hatte seitdem was auf die Gleichmuth und Gelehr-  
samkeit des Mannes, und weil er auch Schriftgelehrte  
ist, so hat ihm der Donnershof sogar die Prozeßladen  
übertragen, und der Kropfste ist somit ein ganz  
anderer Doctor geworden und muß das gute Recht  
seines Großbauern verteidigen.

Peter Meißner. Wie sie leben und denken.

Ist ihm soweit auch recht. Das „Hohbockorn“, meint er, lauge nicht mehr viel, seit der neuen Stollwirtschaft frlege kein einzig Werd die Rolle mehr. Und den „Geist“, für kranke Werbe sonst bereitet, den trinkt er jetzt selber — macht einen guten Magen und ist so viel anwendbar für die Kopfarbeit. Beim Prozeß der beiden Bauern um den Wald steht er sich besser. Da hat er sich erst das Wohnstübel im Donnersböckhofe umsonst, und geht der Streit für seine Partei gut aus, so wird ihm das Stübel zu eigen verschrieben.

Sie hätten nun seine Bekanntschaft gemacht und könnten und zu ihm hingehen und im guten Vertrauen fragen, wie sich denn eigentlich die Geschäfte mit dem Prozeß verhält. Möchten ihn aber doch nicht gern führen, den Doktor, er ist jaft im Studieren über seinen Scheissen und wischt dabei leicht die wenigen, aber sehr langen Haare über die Stirne, heißt das, über die hohe Stirne her, daß ja den Gedanken nicht fühl werde, die drinnen grübeln und spinnen und göttlich geschickt sind.

„Das Wasser ist Grenzmark, so steht's im alten G'schicht. Ist klar und in der Ordnung.“ So kann der Hohbockorn. Und weiters „den Fall muß man sich deutlich vorlegen. Das Wasser vom weißen Tor nieder sieht den Hundenhof rechts und den Donnersböck links. Auch in der Ordnung. Die zwei Bauern — Stienlöpf' haben sie — sind vor vierzig Jahren in der

verbessern Schulbauß betrammengelesen, haben Al-  
 lerta getrieben und Stüdelein gemacht, die uns hinteren  
 nicht wären verstatet gewesen. Freilich, mit uns  
 haben sie nicht viel Kameradschaft gehalten, auch mit  
 den stellungstgen Buchstaben nicht, die im Büchel sind  
 gestanden. Zur selbigen Zeit sind noch die Vor-  
 nehmeren in der ersten Rauf gelesien und nicht die  
 Kleihigeren. Auch so weit recht. Die Reichen sahen  
 nicht gern mit dem Zweibugend-Gespann der Buch-  
 staben durch die Welt — viel lieber mit Hah und  
 Wagen. Hahereins auch — hält' man's, ist man's.  
 — Wie aber hernach die Vamire abgefahren ist vom  
 weißen Tor, dah schier der ganze Strenzwald — das  
 Schandsteden, das wichtige! — auf Maserlänge ist  
 weitergerutscht, und sich das Wasser so hat zerflohen,  
 dah aus einem Bach zwei sind geworden, und der  
 Meinung wegen der Streit ist entstanden — bißgalt,  
 da hätten sie die vierundzwanzig Buchstaben notwendig  
 gebraucht, dah sie es hätten mögen deuten in dem Ge-  
 schicht, wo die Alten die Markthaus haben gezogen.  
 — In seitherer Zeit hat kein Hahn gekracht nach  
 diesem Wald, das Stetular haben sie ihn gelehrt,  
 und der Streitwald heißt er jetzt. Der Name ist nicht  
 besser, aber der Waben ist nach schlechter geworden.  
 Der Streitwald! Das Wort ist nitimmer zu lösch.  
 Und sind die zwei lang' schon ausgelöscht unter dem  
 Hasen, und ist einstmal kein Zweig mehr da von  
 einem Wald, der Name Streitwald wird nach Hundert

Jahren noch ein Denkmal sein auf diesem Platz, daß  
dahier einmal zwei Hansnarren haben gelebt, die vor  
lauter Trug und Eiteligkeit schon ins Schandbare  
sind gefahren. — Eine neue Planung ist ausgestellt  
worden; stant der eine Bach rechts, der andere links  
und mitten steht der Waldkopf, um den sie rauten,  
um den später bald die Engel und die Teufel streiten,  
wie um der Rosenkranz-Bundel ihre arme Seel'. Jeder  
der beiden hilft sich ein, ihm gehöre der Wald. Und  
kommt heute der Lindenhofbauer und lehrt beim Hottel  
(bei der Abzweigung) das ganze Wasser auf die linke  
Seite. Inah, so steigt morgen der Donnersdof herauf  
und im gerade das Berkehrte. Geseht hab sie, das  
Wasser schleichen sie einander zu, das Land müßi' seher  
für sich. Zwei harte Mühlsteine mahlen schlecht, doch  
sie mahlen — aber die zwei werden mit ihrem Pregeh  
in Ewigkeit nicht fertig."

So betäubig sah's aus, was der Mohlkottor  
bachte, und wie sehen, er teluft seinen Geist für die  
Kopfarbeit nicht umsonst.

Jetzt stand er auf — er war recht hager und  
die Kleiber schlatterten noch etwas lebhafter um die  
Stieber, als das bei „geistigen“ Leuten wohl vor-  
kommen sollte. Den Kopf immer voran, so hielt er's,  
und besonders jetzt, da er mit dem Oberkelle eine  
Bresche bahren mußte durch das Haselnußgesträuche,  
um einer Stelle nahe zu kommen, wo er zu tun  
hatte. Das Grenzwasser rauschte ihm entgegen. Er

stand bald an der Scheide, wo der Bach auseinander ging. Er rann aber zu seiner Überraschung auf die Seite des Lindenhofes hinab. Das war zum Vortheile seines Klienten, aber es durfte nicht so bleiben. Der Donnerschöf war bisweilen etwas nachgiebiger Natur, da mußte immer für neuen Argor gesorgt werden, daß die Sache nicht einschiel. Nur immer häßlich Wasser darauf leiten, damit die Feindseligkeit frisch bleibt und fortdauert.

Der Mann rückte einen Stein, da rann alles Wasser auf die Donnerschöfseite hinab, und im Wells rechts war kein Nieseln mehr, es liefen kaum noch etliche Tropfen zwischen den nassen Nieseln.

Die Stunde zu dieser That war nicht glücklich gewählt. Der Hoppelshunter war in der Rage und launete. Der Hoppelshunter hat edige Nase und spitze Ellbogen und eine lange, schneidige Nase und stechende Augen und scharfe Ohren — an dem Nicht und Schneidet alles und dem entgeht nichts sobald. Er war Alteinpächter in der Lindenhofschmiede und er war dem Lindenhofbauer das, was der Hohlbocker dem Donnerschöf.

Der Hoppelshunter litt an einem chronischen Husten, und so war's ein schwerer Kampf mit sich selbst, mit seinem ewig nagenden Innern, daß er sich nicht vorzeitig verrate, als er hinter den zwei Fichtenbäumchen stand und den Hohlbocker belauerte.

Nun aber, da er sah, wie der Hursfulcher das

Grenzwasser verkehrte, trat er grinsend hervor und sagte in dünngestrecktem Tone; „Schau, der Hobbdoctor!“

„Schau, der Hoppelschmied,“ sagte der andere und erschraf gar nicht.

„Bist auch noch spät bei der Arbeit?“

„Gehst ein eichiel spazieren im grünen Wald, Gevatter?“

„Ist so viel ein gesunderlicher Abend.“

„Wenn's nur anhält, das schöne Wetter!“

„Mit Verlaub, was machen wir denn beim Grenzwasser da?“ fragte der Hoppelschmied sehr ernst und sehr beifühend.

„Was meinst, Gevatter?“

„Beim Grenzwasser da — was Du treibst?“

„Ei, beschweg'! Was ich beim Wasser da tu, meinst; so viel durstig bin ich worden. Ein feischer Trunk Wasser tut einem gut, leicht ja, so viel gut.“

„Wacht, wacht, leicht so viel gut.“

„Das unheimliche Wasser, hab' ich mir im Trinken gedacht, ist so rein und klar und tut wunderbarlich stärken und muß die Ursache sein zu solchen bösen Streichigkeiten.“

„Dast Du gedacht? — Geh, geh, Hobbdoctor, laß Dein gelpreist' Neben. Meinst, ich bin so bumm und kumm' mir's nicht denken, wesweg' Du durstig bist worden? Hobbdoctor, Dich bruch die Grenzmack! Was geht Dich das Wasser an?“



„Was geht's Dich an?"

„Die Markung willst fälschen! Den Lindenhof willst um sein ehrlich Eigentum bringen, Du Tagedieb!"

„Meinst?" erwiderte der „Doktor" und bog seinen Hals vor, als wollte er mit dem spitzen Kinn den andern ins Gesicht stechen. „Begehrst aber auf, Rappelschmied, und in dem, was Du jetzt daher hast geredet, ist kein Geschäftsgeist und keine Kameradschaft nicht."

„So!"

„Hättest es nicht so vornehm, Gevatter; bist des Lindenhof Prozeßführer auch nicht aus Gefälligkeit, und aus Gerechtigkeitsinn noch viel weniger."

„Ich?" rief der Schmied. „Wer kann mir was Unrechtes beweisen?"

„Ja, siehst Du, gerade dem größten und abgedrehtesten Lumpen kann man was Unrechtes niemals beweisen. Das macht ihn erst zum echten Spießbuben, daß er schlau ist."

„So!" antwortete der andere, und seine Entrüstung war so tief, daß er für den Augenblick kein anderes Wort fand.

„Geh, Rappelschmied, blas Dich nicht so auf; das tut schon Dein Blasbalg in der Schmiede. Du bist dem Lindenhof sein Schildknapp' und gibst Dir einen An, als hättest alle Welt studiert. Hörst, Schmied, das ägyptische Traumbüchel hast Du studiert und etwan noch die Geschichte vom Baumlangen Hansel, das ist Deine Weisheit."

Und darauf der andere: „O, zerplatze nicht vor Hochmütigkeit! In Deinem Kockarznei-Kodex steht auch kein Grenzgeß. Weist wohl, was Dich gar so geschelt macht? Der Hunger! Und der Donnersböf füttert Dich, und dafür sollst Du ihm den Prozeß führen. O, mußt ihn noch viel besser zusammenschnallen, Deinen Doktormantel, daß man nicht so hineinsieht in Deine Armseligkeit.“

So sagte der Rappelschmied.

„Laß Dir's schon gelten,“ sagte der andere gelassen, „wir zwei dürfen uns gerade die Hand geben. Verlaub zu fragen, Rappelschmied, was suchst denn Du da auf diesem Platz? Hast wollen schauen, ob Dir das Wasser recht rinnt. So komm und schau hast! Gelt? für Deinen Lindenhöfer kunnt's gar nicht besser rinnen!“

„Aber vorhin,“ sagte der Rappelschmied erstaunt, „hast es doch abgeleitet. Hältst es jezt etwa auch mit dem Lindenhöfbauer?“

Da trat der Kockdokter zum andern, klopfte ihm mit dem gekrümmten Zeigefinger auf die Stirn und sagte: „Du bist vernagelt!“ und leise: „Was gehen uns die Bauern an! Aber ihren Streit brauchen wir. Geh, sei geschelt und denk: wir selber sind uns die Nächsten, und wenn wir auf uns selber nicht schauen, die Großbauern kümmern sich nicht, und sobald sie uns nicht brauchen, werfen sie uns weg. Willst es nicht glauben? Wirft es schon sehen.“

Nicht lange stand es an, so hielten sie sich einander „Gevatter“, die sich seiner Tage gegenseitig einmal Kinder aus der Taufe gehoben, und sie gestanden sich, daß keinem von ihnen der Bettelstab bislang noch verbrannt sei, und sie wurden darüber einig, daß sie in Sachen des Grenzstreites klug sein müßten, daß es den Bauern nicht etwa gar einfiele, sich Advokaten aus der Stadt verschreiben zu lassen, die den Einheimischen das gute Geld schnöde vor der Nase wegfischten, oder die, wie der wichtige Hofdokter bemerkte, schließlich die Kuh melken, der sie — unsere Gevattersmänner — durch so lange Zeit ein volles Euler angeweidet hätten.

Sie sprachen noch, da stieg den Heng heran, bedächtig zwischen Stock und Steinen einher, der Donnershöfbauer. Das war eine ernsthafte, derbe Gestalt in strammer Gebirgsstracht. Ein scharlachrotes „Leibel“ umspannte seine breite Brust, und über dasselbe zogen sich die grünen Kamelhaarbänder des Hosenhalters. Der Mann hatte den Daumen seiner Rechten in den Hosenhalter, in der Linken hielt er einen mißgestalteten Baumast als Stoch.

Als der Koppelschmied das Nahen des ihm feindlichen Bauers bemerkt hatte, flüsterte er: „Jetzt hab' ich Zeit, den ich geh'!“

„Und die höchste dazu,“ sagte der Hofdokter. Da huschte ersterer davon.

### Fünftes Kapitel.

#### Die Streifhammel-Bauern.

Der Rokhdoktor blieb.

Der Bauer bemerkte den Streifgenossen nicht so gleich, er starrte zu Boden und war in Gedanken — in schweren Gedanken.

„Von Tag zu Tag,“ murmelte er schraufend, „wird er steiler, der Weg da herauf. Und die Knochen werden morsch wie ein Baumstamm, der keine Proßt (Sprossen) mehr anseht. Und wenn einer keine grünen Zweige mehr aussteckt, so kriegt man bald auch keinen guten Atem herein — grad' wie sie sagen, daß es dem alten Baum geht. — Eine traurige Sach'! — Wenn ich nur wüßte, daß ich den Ausgang kunnst' erleben, den Ausgang vom Markstreit? Oder stecken sie mich vorhin in die Erden, und die Jungen streiten lustig fort über dem grünen Gras? Und das Allerbümmste — wenn er nur lutherisch wär', der Lindenhofbauer, daß wir nicht allzwei auf dem einen Friedhof sämen zu liegen. Allzwei auf einen und leicht ganz nahend beisammen, daß wir uns fort mit den Ellbogen in die Seiten rennen müssen. Und das ist,

wenn wir nicht früher auf gleich kommen, das ist ganz  
ficher, und das ist mir der unliebste Gedanken."

Der Knochdoctor merkte es, daß der Bauer wieder  
an Gefühlslosigkeit leide, eine gefährliche Krankheit  
für den ersprißlichen Fortbestand des Prozesses.  
Solcher mußte entgegengehandelt werden.

"Schönen Abend, Donnersbö!" grüßte der Knoch-  
doctor.

"Wer denn?" schrak der Bauer auf. "Ach, Ihr  
seid's. Auch so viel. Ist recht, bin gerade im Simu-  
lieren, will mit Euch drüber weiter reden. Was  
meint Ihr?"

Er schwieg, stemmte den knorrigen Stod in den  
Boden und stützte seine Hände und seinen Oberkörper  
darauf.

"Na, Bauer, worüber soll ich Euch denn was  
meinen?"

"Nur Zeit lassen — bis ich mich ausgesuech'  
(auschnause). Jetzt — müßt Ihr wissen, jetzt streite  
ich schon an die funfzehn Jahr um diesen Steingräbel  
(Steinlehne) da, von dem's eh jedem lieber sein kunnt',  
die Leiten (Lehne) wär' gar nicht auf der Welt."

"Ach, na," versetzte der Knochdoctor, "Gottesgab'  
muß man nicht so klein machen. Ist doch ein schön  
Stüdel Walz."

"Ein nichtig Stüdel, müßt Ihr sagen."

"Ein nichtig Stüdel? Das ist keine Red', Bauer  
Wenn wir den Waldschachen messen —"

„Er ist schon oft genug gemessen. Sechzehn Klasten über ein Joch hat er.“

„Bauer!“ sagte der andere und neigte schwerwiegend das Haupt, „das ist schon viel! Bedenkt's einmal. Auf jeder Geylerklasten wächst leicht ein großer, schöner Baum, das gibt sechzehnhundert Bäume, Donnersböfhofer, und damit baut einer groß Haus und Hof!“

„Meinetweg“, brummte der Bauer und tat eine Geste mit der Hand, als wolle er die ganze Angelegenheit von sich werfen.

„So,“ sagte der Hofdoctor, „wollt Ihr Euren Kindern und Kindeskindern groß Haus und Hof verschergen? Donnersböf, so eine Verantwortung müßt Ihr nicht auf Euch nehmen.“

Der Bauer nahm das Kinn in seine Hand, starrte auf das dürre Moos des Bodens und murmelte: „Wahr ist's.“

„Der Mensch ist ja nicht der Eigner dessen, was er meint, das er hat, er ist nur der Verwalter und muß Hab und Gut vermehren, anstatt vermindern, und getreu für die Nachkommen aufbewahren, die es wieder so machen müssen, bis der Haufen belfammen ist, mit dem das Geschlecht seine Feinde kann überwältigen.“

„Euch hört man schier gern zu,“ sagte jetzt der Bauer, „und recht wird's auch sein, wie Ihr's meint. Steht halt brav zu mir — will's Euch schon danken.“

„Von dem keine Rede,“ entgegnete der andere bescheiden abwehrend, „ist Christenpflicht, die Leut' müssen sich einander forthelfen. Ich mag's am ehesten tun, hab' Euern Vater selig noch gut gekannt. Ist ein Ehrenmann gewesen. Hundertmal bin ich mit ihm da heraufgestiegen ins Kar; hundertmal hat er mir gesagt: Die Kreuztann' ist der Markbaum, gehört zu halb mir, zu halb dem Lindenhof. Hundertmal hat er das gesagt. Und in der Baumrinde ist ein Kreuz eingeschnitten gewesen. Der Baum ist nicht da, der ist drüben gestanden, wo jetzt der eigentliche Grenzgraben ist. Streng und genau hat er's gehalten mit der Markung, der alte Donnerstöl selig. Jed' Stück Erden an der Grenzscheid' soll man mit Dukaten-gold aufwägen, und ein Grundstück ist just dort zumelft wert und wichtig, wo es zu Rand geht. Das ist sein Spruch gewesen.“

Der Donnerstöl hielt das bärtige Kinn noch eine Weile in seiner Hand und murmelte: „Ganz in der Richtigkeit. Und das wär' mir ein schlechter Mensch, der die heilig' Hinterlassenschaft seiner Vorfahren niederlich kunn' verschauzen. — Aber aus muß er werden, dieser unfelzige Krieg, der einem das Leben und Sterben möcht' vergällen. — Jetzt framt Ihr schon Jahr und Tag herum in den Schriften und Planen —“

„Und wohl mit Fleiß und Geduld!“ unterbrach der Hofdoctor. „In den Gesetzbüchern muß man jeden Buchstaben dreimal wägen. Und das sag' ich

wohl, ich kunnit's nimmer aufsehn, sollt' Euch das Unrecht getan und der Wald weggeraubt werden. Im Grab noch tät er sich auf den Bauch legen. Euer alter Vater. — Aber,“ und das flüsterte er mit der Miene des Vertrauens, „der tieferer Graben! Donnerstböl, der tieferer Graben! — Nicht das Feder!“ — er schnellte mit seinem Stocke eine Wildhuhnsfeder auf, die lose über dem Heidekraut gelegen —, „nicht das Feder! weilt' ich Dir, das Wasser rinnt heut wieder auf Deiner Seiten! Donnerstböl! Gar herauswerfen müssen wir die Steine und gegen den Lindenhof zu muß der Bach!“

„Melnetwegen!“ rief der Bauer, „ich rühr' nichts mehr an.“

„Werden's gleich machen!“ sagte der Rothdokter, ging hin, spreizte die Beine auseinander, streckte die Ärmel auf, bückte sich und wälzte den Stein, den er vor einer halben Stunde auf die Lindenhofsseite geschoben hatte, zum Schuh gegen das Wasser auf die Donnerstbölseite.

Der Donnerstböl hatte noch gesehen, wie richtig wieder alles Wasser gegen seinen Hof gestossen war, so daß der Wald dem Lindenhof zugeteilt schien. Da kam ihm plötzlich wieder der Zorn.

„Und daß nicht ein Tropfen niedergräbt gegen mein Haus!“ schrie er. „Will er mich verdrücken, so schau' ich nicht zu. Die Dachnägeln reiß' ich ihm heraus, diesem Sackermeter!“



Der Hohnbakter tat nach seiner Verrichtung hinter dem Busch einen schönen Zug aus seiner Flasche. Das rann recht hinab auf alle Fälle und ohne Widerstreit.

Durch die Bäume her war jetzt auf einmal ein welches Klingeln. Unten im Weiler läuteten sie die Abendglocke. Der Donnersböf unterbrach seine feindseligen Worte. — „Der englische Gruß! So spät schon?“ murmelte er, zog den Hut von seinem Haupte, nemimte denselben unter die Achsel, stoßte die Finger der beiden Hände ineinander und betete seinen Spruch: „O, Maria, Jungfrau rein, laß uns dir befohlen sein. Schenk uns deinen Muttersegen, leite uns auf Tugendwegen, steh uns bei in aller Not, führ uns heu — Höllsakra, da steigt er daher!“

Der Lindenhofbauer kam herangestiegen. Er war etwas rüstiger als der Donnersböf, hatte aber das Griesbeil (Vergstod) eben auch nicht umsonst mit sich. Der Lindenhofbauer trug einen ähnlichen Anzug als der Donnersböf, nur statt des roten Bruststückes eine Blauen; diesen Unterschied hielt er seit dem Ausbruche der Streitigkeiten streng aufrecht; einen wilden Stier kann die hellrote Farbe nicht heftiger reizen, als den Lindenhof das rote Leibst seines Todfeindes.

Der Aufkömmling sah noch derber und herber aus als sein Nachbar. Der Donnersböf wendete sich seitab, aber er blieb stehen auf seinem Fleck — weicht

nicht einen Schritt, sucht insoweit gleichgültig zu bleiben und gar keine Erregung merken zu lassen.

Als ihn der Lindenhöfer stehen sah, ganz nahe bei dem Grenzwasser, das schon wieder an seiner Seite niedersaß, stieß er einen Fluch aus. „Vermaledelter Grenzlächer!“

Der andere wendete sich langsam um und fragte: „Wer ist Dein Grenzlächer?“

„Was hast Du in meinem Wald zu suchen?“

„In Deinem Wald?“ rief der Donnersböf und tat einen Lacher. „Weißt was, Lindenhöfer, Du bist ein Narr oder ein Schandkerl und einen Baum von meinem Wald laß ich Dir recht gern. Schenk' Dir auch noch den Stiel dazu, weißt schon, zu was.“

„Donnersböf!“ rief der andere, und der erhobene, zugespitzte Ton der letzten Silbe sagte soviel als: trau mir nicht! Könnt' mich unchristlich vergessen! —

Der Donnersböf sah, daß er zuviel gesagt habe. „So was muß einen wild machen,“ brummate er, „rein wegnehmen wollt Ihr einem das Eigentum.“

„Man wird sehen, was der Lindenhöf tut,“ sagte der andere. „Der Lindenhöf wirft sein groß Haus und Besitztum, sein reich Ansehen und die Zukunft seines einzigen Kindes in die eine Wagschale, und in die andere nichts, rein gar nichts als seine Ehre — das Festhalten an sein angestammtes Recht. Wirft sehen, Donnersböf, was schwerer wiegt. Das Jünglein neigt

sich zu meiner Ehr' herüber und der Grenzbach auf Deine Seite."

"Bist ein Prahlgans!"

"Ja, wirst es schon sehen. Auf Leben und Tod führ' ich den Prozeß, auf Leben und Tod! — Und du — gottverdammte Wasser, was geht's dich an! zum Donnerstob! schere dich!" Mit dem Fuß stieß er den Stein im Bachbett seitwärts. „Dem wasch die Grenzsfälscherhand!"

"So!" rief der andere, „vor meinen Augen bringst die Mark um! Niederschlag' ich Dich!"

"So tu's! So geh her, fall mich an im Wald, bring mich um!"

"Das Geschäft laß ich dem Teufel. Wir aber, mein lieber Herr Lindenhofbauer, wir sind jetzt um ein Stündel weiter, Du Markschänder!"

"Du Grenzsfälscher!"

"Du Markschänder!"

"Du Grenzsfälscher!"

"Du Markschänder!"

"Du Spitzbub'!"

Beim Auseinandergehen riefen sie sich's zu. Wütend holpten sie davon, jeder gegen seinen Hof.

Der Knoch doktor, der hinter dem Haselstrauch gestanden war, nahm noch einen Schluck aus seiner Flasche und schmunzelte und schlich davon.

Es sind gute Zeiten!

Sechstes Kapitel.

**Ein Dirndl muß der Mensch haben.**

Aber die Streitmark war heute ein wahres Stelldichein. Und lauter alte, mühselige Leute kamen zusammen, die sich — meint man — schon eher um ganz was anderes kümmern sollten als um einen Fleck Heidekrautgrund mit etlichen Holzstämmen über der Erde.

Es war schon etwas spät in den Abend hinein, als der alte Soldaten-Naz auf seiner Krücke daherspazierte. Beim alten Naz war es so: wurde ihm auf dem Felde zu heiß, trollte er sich in den Schatten. Auf dem Felde bei der Preßburger Stadt hatte ihn einst — wie er sich gern ausdrückte — eine springgiftige Kugel gebissen. Soll rechtschaffen gejuckt haben. Auf einem Rälberwagen, auf welchem sonst die gebundenen, halb oder ganz zu Tode gemarterten Rälberlein so fürnehm in die Welt hinausfahren, ist der Naz heimgekommen in das Dorf, wo er geboren worden. Ein kernfrischer Bursch war er fortgegingen, ein Krüppel heimgekommen.

„Jetzt ist das lustige Bettelmandel da!“ sagte er zu den Bäumen des abendlichen Waldes, „zuzeiten sind allzuviel kernstische, lergengerade Leut' auf der Welt: tun sie's ein eichtel stutzen und hinkende Bettelmänner draus machen.“

Das sagte er aber nur der Fichte dort und dem Haselstrauch hier und dem Lärchenstrunk da — die nehmen so ein Sprüchel nicht geschwind für eine Aufwiegelung gegen die Weltordnung. —

„Muß schon so sein,“ fährt der Naß fort, „viele, die zum Hinken und Betteln keine rechte Freud' haben verspürt, die haben sich niedergelegt. Haben ein schönes Kreuzel kriegt. Andere auch — sind auf hohem Noß gekommen — ebenfalls ein Kreuzel auf der Brust. Na, ist recht. Aber ich hätt' lieber auf die Feindekretter schießen sollen, als auf die Köffer, das hätte mir 'leicht auch ein gülden Kreuzlein mögen tragen. Haben sie mir was in den Weg gelegt, die Köffer? Gewiß nicht.“

Jetzt — so kam er heim. Vater und Mutter waren ihm gestorben, und sein Geburtshaus war eine Brandstatt. Dann war er eine Weile auf dem Stroh gelegen wie ein fauler Haderlump, und da haben die Leute vergessen, daß ihm die Meißel nicht den Magen hat zerrissen, sondern, Gott sei Dank, nur den Fuß. Dem grünen Wald ist's eingefallen, daß der Naß mit seinem verstrüppelten Fuß das Stück Brot nicht dürst' erjagen mögen, hat ihm eine Krücke geschickt aus

Lannenholz. Das war derselbige Wald, den die Leut' verfluchen und den Streitwald heißen. Und mit dem hölzernen Bein hüpfst der Nag wie ein Spatz, der nimmer fliegen kann, von einem Haus zum andern. Die Leute haben ihn seines langen dünnen Beines wegen schon den Storch geheißten — hat wohl auch die kleinen Kinder gern, aber bringen tut er keins. — Es ist viel Streitigkeit gewesen des Nag wegen — wer ihn nehmen sollt' und behalten und pflegen. Ja, ins Armenhaus, was denn sonst? — Ins Armenhaus hat aber der Nag nicht wollen — nur dahinein nicht! Er ist ja gar nicht arm, solange ihn die lustige Welt freut. Dort will er sein, wo es fröhlich zugeht, und er weiß sich so zu schiden, daß es überall heiter, wo er babel ist.

So haben ihm die Leute verstattet, er dürfe von Haus zu Haus gehen, und die Wohlhabenderen wollten ihn schon randweise bei sich behalten. Und so ist der alte Nag überall daheim; heute lösselt er die Schoten-suppe im Lindenhofe, morgen oder übermorgen gabelt er die Speckknödeln beim Donnersböf. Im Donnersböfshofe weiß es eine, daß der Nag die Speckknödeln gern beißt. Eine Feine! Dieselbige steckt ihm mancherlei zu und er — ihr. Ist geschelt von der Flori. Hat ihr Vater für seinen Prozeß einen Doktor aufgenommen, so nimmt sie für den ihren auch einen auf. Sie hat's auch mit dem Lindenhof zu tun. — „Bis daherauf," sagt der Nag zu den Bäumen und legt die Hand

wagerecht an den Hals, „bis daherauf ist sie in den Burschen verbrennt. Und er — der Bursch auch. Das kann ein Feuer werden, du heiliger Florian! — Wenn's nur nicht sählings zum Dach herausschlägt! Nachher brennen wir alle ab!“

Warum denn? Wesweg' soll ein hübsches, ein- undzwanzigjähriges Mädel nicht auf ein Bübel denken?

Aber dasselbige Bübel, auf das die Flori denkt, ist der Sohn — der einzige Sohn des Lindenhofers.

„O je!“ meint der Nap, „die Geschichte ist nichts Neues. Hab' in der Stadt einmal ein Spiel gesehen, wobei sich die Alten schler gestressen vor Dab und die Jungen vor Lieb'. Ist aber nicht gut ausgegangen, und warum? Die Jungen haben keinen Advokaten gehabt. Das halten die Unsern geschetter, und es wird auch sicher ganz anders ausgehen, als wie bei demselbigen Spiel. So lustig wird's ausgehen, so lustig! Der Flori ihr Doktor ist schon gescheit — wenn nur auch dem Friedel seiner gescheit ist!“

Der Friedel, der Lindenhofssohn, hatte eben auch einen Vertreter seiner Sache. Ja, und dieser Vertreter war eben auch der alte Nap. — Prozessieren zwei Feindesköpfe, so müssen wohl zwei Doktoren sein; haben verlebte Leut' so ein Anliegen, so ist etner genug.

Die Alten streiten bis aufs Blut, und — bi Gott — den Jungen geht's nicht besser. Velsammensein

wollten sie, und das oft. Aber sie konnten nicht, sie durften nicht. Da hatten sie den alten, verschwiegenen, schlauen Raz zu ihrem Mittler erkoren. Ein hinkender Rechtsfreund! Wie mag das enden? —

Der Raz hatte als Vertreter seiner Klienten an der berühmten Grenzscheide eigentlich gar nichts zu suchen. Der Raz war nur zufällig hierher gekommen, er liebte das Herumsteigen im Walde, weil er doch bisweilen gern laut schwätzte und den Bäumen erzählte, wie schon mancher Mensch seine innere Last hat, wenn er sich nicht irgendwem vertrauen kann. Und bei dieser Gelegenheit wollte der Alte auch nachsehen, wie sich's denn mit dem Grenzbache eigentlich verhalte.

„Du nichtig Ding!“ rief er, als er das kleine Wasser sah, „magst nicht einmal eine Mühl' treiben und stiftest so viel Unfried' an. Ja freilich, dein Rauschen, das wird mich schrecken! Reiß weg den Streitwald, wenn du schon so stark bist. — Na, wer ist denn noch da!“

Ein Geräusch im Gestrüppe hatte er gehört. Er blickte um. — „Da hat man's. Nu sind die Jungen auch da. Was wollen denn die jetzt im Walde? Etwan die Mark verrücken wie die Alten? Das muß ich schon wissen. — Aber jetzt im Weg aufstehen, Bettelmann, das mußt ihnen nicht.“

Er duckte nieder, verkroch sich ins Gebüsch. — Die beiden Kinder der feindlichen Hölse nahten.



„Geh, wo führst mich denn heut gar herum, Friedel!“ sagte das Mädchen und wollte die eingeklemmten Finger von denen des Burschen losmachen.

„Oho!“ lächelte der Friedel, „kommst mir nicht aus.“

„Bei meiner Treu, pechfinster wird's schon.“

„Allerweil kann's nicht licht bleiben,“ meinte der Bursche.

„Grufeln (grauen) tut's einem.“

„Halt Dich fest an, so!“ Er legte den Arm um ihre Hüfte und zog sie an sich und trug sie halb durch den Strupp.

„Grufeln, weil's der Streitwald ist,“ sagte sie stotternd, da ihre Stimme durch die Stöße seiner Schritte gequetscht wurde.

„Ja freilich,“ entgegnete er und setzte das Mädchen ab, „der Streitwald. Und just im Streitwald will ich heut mit Dir beisammen sein. Wissen will ich's, ob ich nicht auch ein Recht hab' auf der Welt. — Schau her da!“

Er brach einen Zweig vom nächsten Baum und wand ihn zu einem Reifen. „Gerade vom Streitwald brech' ich den Kranz und leg' ihn der Braut auf das Haupt, die ich mir hab' erwählt.“

„Geh Du!“ rief sie und riß das Tannenzweiglein von ihren Haaren, „das ist ein verhextter Wald, den verfluchen die Leut', von dem mag ich keinen Kranz.“

„Laß ihn oben,“ sagte der Bursche, „wird eh' nicht lang' liegen auf diesem Köpfel.“

„Wer sagt Dir denn das?“ fragte sie, blickte ihn aber dabei nicht an.

„Das laß ich mir nicht sagen,“ versetzte er, „ein Dirndl muß der Mensch haben und

Wenn ich sa Dirndl hätt',  
Das in mein' Herzel is,  
Wär' ich schon lang a Lump,  
Das weiß ich g'wiß.

Geit ich a Dirndl hab',  
Bin i a braver Bua,  
Du hast mei Lieb aufg'weckt,  
Du g'hörst mir gaa.“

„Du g'hörst mir gaa!“ sagte das Echo des Waldes.

„Schreist aber auch so!“ verwies das Mädchen, „hast es gehört, wie es die Bäume gleich nachschwafen? Morgen weiß es 'leicht der ganze Weiler, daß wir heut da beisammen sind. Herr und Heiland, wenn's mein Vater wahrnimmt —!“

„Was Dein Vater?“

„Ober der Dejnige!“

„Was, der meinige?“

Sie schwieg. Er blickte finster drein.

„Kreuzsakra, wen geht's was an?“ fuhr er drauf los. „Ich bin ein ausgewachsener Bursch! — Ist

mein Vater schon damit einverstanden gewesen, daß ich jetzt auf der Welt bin, so wird er mir auch mein Anrecht lassen.“

„Er ist halt für die Hauswirtschaft selber noch da,“ beschwichtigte sie.

„Das geht mich nichts an. Haus und Hof ist gut, wenn man's hat, aber verlangen kann man's nicht. Wenn ich aber ein Weib will haben — wem ist's nicht recht? — Ah, meinem Vater nicht? Scher' ich mich drum, daß ich der Lindenhoffsohn bin? Gewiß nicht.“

„Geh, gift Dich nicht, Friedel,“ beruhigte die Flori, „mußt halt noch ein eichtel warten. Schau, andere sind auch ausgewachsen und haben kein Weib.“

Der Bursche sah sie groß an.

„So kannst Du reden?“ sagte er dann gedehnt.

„Ja, ich hab' gemeint, es wär' Dir nicht recht, daß wir's so läten machen wie die andern. Ist ja gut, und mir kann's taugen. Veshilich braucht ja auch keine was dagegen zu haben, sie weiß, wen sie hat, und kommt's drauf an, daß sie ihn will. Dumm genug ist's ja eingerichtet, daß man erst fragen soll, ob man das sein darf, als das man geschaffen ist. Ich bin dabei — wenn's Dir recht ist.“

„Jetzt — was meinst denn?“ fragte das Mädchen besangen.

„Daß wir uns jetzt auf der Stell' ja sagen — und das Ehepaar ist fertig, und keinen Menschen geht's was an.“

„Du, Friedl,“ entgegnete sie, „wenn Du so ein Heib' willst sein, so hast mich heut das letzte Mal gesehen.“

„Je!“ rief er und erfaßte ihren Arm, weil sie davon wollte, „solche Heiden gibt's genug in der Gemarken', und ihre Kinder schicken sie doch zur Tauf'!“

„Bist still!“ rief sie und hielt ihm den Mund zu. „Im christlichen Ehestand oder gar nicht, daß Du's weißt.“

„Ist recht, so laß mich machen, was sein muß, und red nicht fort den Alten das Wort, wenn ich drauf hinaus will. Wenn sich der dalkertste Kohlenbrenner eine Lann aussuchen, möcht' wissen, warum just ich des Lindenhof Pettenhund sollt' sein. — Und alles von wegen dem elenblichen Stückel Waldgrund da.“

„Ich geb' Dir ja recht, Friedel, das muß anders werden. — Das Wasser nicht hüben und nicht drüben herab — sondern schnurgerad' in der Mitten! so wollt' ich reden, tät ich der Kohldoktor sein!“

„Rein,“ sagte der Bursche, „so lang', als bis Du der Kohldoktor wirst, mag ich nicht warten.“

„Du tust so verzagt und kannst noch Späße machen dabei. Mir ist eher ums Weinen.“

„Aus Born, meinst. Gescheiter, Ernst machen und dem Alten fest zusehen. Fest!“ Er ballte die Fäuste und biß die Zähne ineinander, „fest! und nicht nachlassen!“

„O Gott, was hab' ich meinen Vater nicht schon

gebeten," sagte das Mädchen. „Seid der Gescheite, Vater," hab' ich gesagt, „geht nach in dem dummen Streit." — „Laß es drauß ankommen," hat er mir zur Antwort gegeben. — „Laß es drauß ankommen," hab' ich gesagt, „so kann's keinen guten Ausgang nehmen. Verspielt Ihr den Streitwald, so habt Ihr zum Verdruß noch die Schand' und den Spott, und gewinnt Ihr, so ist erst kein Glück an diesem Erdboden, und der Donnersböf' hat allweg einen Feind zum Nachbar, und was wär' das für ein Unfried' im Leben und Versterben!" — Just für die Kap' hab' ich geredet. Und wie ich ihm noch sag', seine Starrköpfigkeit wär' eine Sünd' gegen Gott und gegen Weib und Kind, da hat er mich mit dem Stiefelsnecht aus der Stuben gejagt."

„So ein kreuzweis vernageltes Büffelvolk übereinand'!" fluchte der Bursche.

„Du, nicht! Ich bitt' Dich gar schön!" fiel das Mädchen ein. „Schau, unsere Eltern sind's doch. Sie bedenken's halt nicht, aber sie verstreiten und verpeinigen ihr Leben zuleb' ihren Kindern! — O Gott!" sagte sie und hielt die Hände zusammen, „wenn ich nur recht brav und fromm tät sein, daß meine Fürsprach' was möcht' gelten beim lieben Herrgott im Himmel; beten wollt' ich Dir gleich Tag und Nacht, daß über unsere Vaterleut' endlich der heilige Geist tät kommen mit seiner Erleuchtung."

„Und wenn der heilige Geist Sonne, Mond und

Sterne mitbringt, so viel Licht gibt's nimmer, daß es hell kunnt' werden in der ägyptischen Finsternis von so einem alten Tropfkopf."

Im Zorne zerriß der Friedel den grünen Kranz, den er eben für der Jungfrau Haupt gewunden hatte.

"Aber," flüsterte das Mädchen verzagt, "wenn kein Mittel ist, was heben wir dann an?"

"Wird uns nichts anderes übrigbleiben, als was ich vorhin hab' gesagt," versetzte der Bursche. "Wird schon das recht' Mittel sein, und sie tun uns zusammen, Flori, wirst es sehen, sie tun uns akrat zusammen!"

"Ja, wie denn nachher?"

Der Friedel ließ sich nieder auf einen Stein, tat die Füße etwas weit auseinander, stützte die Ellbogen fest auf die Knie und seine Backen auf die Fäuste und hub an: "Den Gerstenbräu-Seppel, den kennst. Der hat's pfiffig angestellt. Schlagmeiers Lisbeth hätt' er gern g'habt. 'Ewig nit, Seppel, und ewig nit,' hat der Schlagmeier g'sagt, 'meine Tochter wird fürnehme Rosenhofbäuerin.' Der Rosenhofbauer ist krumm gewest und bucklig, und g'schießt hat er grad' wie eine Eul' in der Christnacht. Das ist kein Mann für Schlagmeiers Lisbeth; tod'sunglücklich hätt' er sie gemacht. — 'Tod'sunglücklich sollst mir nit werden, schön Lisbeth!' sagt der Seppel, 'wir zwingen den Vater.' Rein, was er auch geschrien hat, der Seppel, hat Dir nichts ausgericht'. — Bis Dir auf einmal

ein jüngerer schreit in der Elisabeth ihrem Stübel —  
der hat was ausgericht'. Heut sind sie beleinander,  
der Sepp und die Elisabeth."

Bei den letzten Worten hatte der Bursche seine  
Hand nach dem Arm des Mädchens ausgestreckt, daß  
sie doch auch niedersitzen sollte auf dem Stein. Die  
Flori sagte: „Jetzt geh' ich!" und riß sich von  
ihm los.

„So wart noch ein Stückel!" rief er, „ich bleib'  
auch nicht dasitzen über Nacht; wir gehen nachher mit-  
einander; es geht gleich der Mond auf."

„Ich find' schon auch im Finstern heim," ver-  
setzte sie; aber da hatte er sie schon und legte seinen  
Arm um ihren Nacken.

„Geh, schau," flüsterte er, „kennst das Gefangel:

„D' Lieb' is a Bögerl,  
Nur im Frühjahr fliegt's her;  
Tu's fangen, schau', später,  
Da kummt's nimmermehr."

„Drauf kann ich Dir schon eine Antwort geben,"  
sagte sie.

„Du, die Lieb' is a Funkele,  
Entzünd't sich so gern;  
Und wer damit spielt,  
Kann ein Abbrandler werd'n."

„Kann ein Abbrandler werd'n!" bestätigte das  
Echo.

„Jesse und Herr!“ hauchte das Mädchen, „wenn das jetzt der Wiberhall gewesen ist, so laß ich mir auf der Stell’ einen Fuß ausreißen.“

„Gelt, und heiratest das lustige Bettelmandel, das um einen zu viel hat!“ Acherte es aus dem Dickicht her. Es war die Stimme des Echos, die Stimme des Raß, und der alte Soldat mit der Krücke stand da.

---



Siebentes Kapitel.

Er möcht' alle verliebten Leut' zusammen-  
bringen.

Die jungen Leutchen erschrafen daß.

„Kommt Euch ungelegen, der Naß?“ fragte dieser.

„Verlegt sich der Naß auf das Ohrwascelspizzen?“ bemerkte der Friedel heissend.

„Das just nicht,“ antwortete der Alte gutmütig, „wenn ich schon seit einer Weil' da im Strauch bin gelegen, und Ihr geht her und sucht Euch einen Platz daneben — so kann ich nicht dafür. — Na, die Jungfrau braucht desweg' nicht so auf ihre Schuhspitzen zu gucken; weiß es lang' schon, daß sie von Kalbsleder sind. — Hab' auf Euch gar nicht gelost (gehört). Verliebter Leut' Neben und hungriger Raben Krähen kann ein ordentlicher Christenmensch nicht verstehen. — Ihr wißt, wie ich zu Euch steh'!“

„Schon mit Verlaub, Naß,“ fragte der Friedel, „was hast denn eigentlich gemacht drinnen im Strauch?“

„Daß es in diesem verklopften Schachen keine lustige Arbeit ist gewesen, das kannst Dir denken.“

„Das kann ich mir nicht denken.“

„Loll gegistlet hab' ich mich wieder. — Bin sonst ein guter Kerl, aber das sag' ich, wenn ich der Kaiser oder gar der Herrgott tät sein, gleich mit der Krüd' wollt' ich herfallen über die Tropfköpf'!“

„Mein Eid, der Raß wär' schon gar arg,“ sagte die Flori.

„Na, halt ja,“ sagte der Alte und duckte sich nieder, „bin der kindische Raß, und Gott hat's recht gut gewußt, weßweg' er mich nicht hat zum Herrgott gemacht.“

„Geh, der Herrgott wär' eh' recht, aber die Leut' sind so viel schlecht,“ rief der Friedel, „ich halt' nichts mehr darauf.“

„Dann und waan eine Ausnahm' wirst schon machen,“ blinzelte der Alte.

„Raß,“ sagte der Bursche, „ernsterweis', schau, der Raß weiß, wie wir dran sind. Der Raß hat uns schon oftmalen gutding geholfen. Der Raß ist ein braver Mann, dem haben wir's vertraut; jezt, 'leicht weiß er uns doch einen Rat!“

„Denk der Raß nach!“ setzte das Mädchen bei, „der Raß ist gescheit, der Raß ist schon recht herum- gekommen in der Welt, der Raß ist beim Kaiser gewesen und hat ihm kriegsführen geholfen; der Raß wird doch einen Schick wissen, daß zwei Leut' die sich so viel gern haben, zum Heiraten konnten kommen!“

Im Spaß war's gesprochen, im Ernst war's gemeint. An Strohhalme klammern sich Untergehende und an alte Invaliden unglücklich Liebende.

„Aber Naß, wenn Er das kunn't' machen, ich wüßt' nicht, was ich Ihm tät!“

„Ich wüßt's schon,“ sagte die Flori, „bei uns im Haus müßt' er verbleiben, das allerschönst' und lichtest' Stübel tät ich ihm weisen und eine Liegerstatt, schneeweiß und federweich, und auf dem Tisch Speckknödel, so groß wie dem Naß sein Kopf, und ein schweinern' Bratel dazu und ein Glaserl daneben, und ein Brantweinlein drein, und ein Rauchtobakspfeiferl!“

Der Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Wirst mir aufhören, Du Dennersmädel Du! Willst es leicht noch toll machen, das Bettelmandel! Weißt es recht gut, daß mir die Speckknödeln gleich anheben zu stechen in meine schwachen Augen. — Na, ist so weit recht. Nachstudieren tu ich einmal; aber, wenn er was zuweg' bringt, der Naß, selb' sag' ich, just der Knödeln wegen tut er's doch nicht. Mich tät's selber zu tausendmal gefreuen. — Und mich ziemt, es kunn't' ein Schick sein. Vorhin, wie ich dort hin gelegen, hat das Wasser gar wunderlich gewispelt (gestüflert), und mir hat närrisch geträumt: Noch eh' im Streitwald die Nadeln täten abfallen, hätt's zwischen Lindenhof und Donnersböl keine

Grenzen mehr. — Läßt' alles zusammenkommen — sein  
alles zusammenkommen."

Dieser Rede freute sich die Flori unbändig.

"Jetzt!" rief sie lustig, „leht nehm' ich die Füh'  
über die Achsel und lauf' heim zu. Vergelt's Gott,  
Nag, und behüt Dich Gott, Friedl, und jetzt will ich  
gleich in meinem Kammerl sein!"

"Flori! Aber Dirndl, ich geh' ja auch mit!"  
rief der Friedel; „das ist eine! jetzt laßt sie mich allein."

Wie ein Neb' ließ sie davon.

Der aufgehende Mond quakte mit seinen glühroten  
Wangen zwischen die Waldstämme.

Als das Mädchen nicht mehr zu sehen und ihr  
Stuhlfuß über Gestein und Gestrüpp nicht mehr zu  
hören war, wendete der Friedel sich zum Alten und sagte:  
„Nag, Er hat Seiner Läg' viel die Welt angeschaut;  
'leicht ist Ihm dann und wann Weibersatz über den  
Weg gesprungen; hat Er so eine gesehen wie die da?"

Der Nag bejaunt sich.

„Nein," sagte er dann, „glaub' nicht, Dürst'  
keine gesehen haben, hab' keine gesehen."

„Hab das ist mein Schatz!" rief der Burtsche  
und schlug sich die flache Hand auf die Brust.

„Es wär' mir eine rechte Passion," meinte der  
Alte heiter, „wenn ich Euch zwei Funnt' zusammen-  
bringen. Wehst, ich bin Dir so ein Saggara, ich möcht'  
alle verliebten Heut' auf der Welt zusammenheiraten  
und das lüchtlig, aber schon lüchtlig, sag' ich Dir!"

„Weil der Nag ein guter Lapp ist!“ rief der  
Bursche und schlug ihm das Lob auf die Achsel.

„Ja, meinst Du denn, ich tu's aus Gutheit?“  
stießte der Alte und starrte dem Friedel scharf, aber  
dabei schalkhaft ins Gesicht. „Aus Boshaftigkeit —  
mußt Du wissen.“

„Das versteh' ich nicht.“

„Will's schon glauben. Da müßtest erst meine  
Liebesgeschichte' hören, und die erzähl' ich Dir nicht.“

„Warum?“

„Just nicht, und heut schon gar nicht. Du Sitz-  
kopf tätest mir's noch heut für äbel halten, daß ich  
bazumal der Welt kein Voch geschlagen und mich hin-  
eingestürzt hätte. Wänten's vielleicht auch gern ge-  
sehen, die Veu', aber wer sich das selber läßt ent-  
gelten, was ihm andere haben angetan, der ist sich  
der Feind und den andern der Narr. Lustig worden  
bin ich, und damit hab' ich sie am meisten gedregert,  
und vertriebte Veu' bring' ich selber zusammen, so  
viel ich mag.“

„Nachher hätte der Nag uns heut nicht barben  
auseinanderstreden“, brummte der Bursche.

„Ach so!“ sagte der Alte und sog die beiden  
Worte ganz ungebührlich in die Länge. „Na, Du  
Vindenhof-Du', da hast Du mich nicht verstanden.“

„Was meint denn der Nag?“

„Hast mich recht gut verstanden.“

„Aber der Nag mich nicht. Der Dien' wegen

bin ich schon gewiß nicht da heraufgestiegen; die hab' ich zufällig beim Schafstallthor begegnet, und nachher sind wir freilich miteinander gegangen. Just daß ich früher noch meine Dad' hab' verstanden mögen, daß sie sie nicht hat gesehen. Wesh der Ray auch, wozu ich heute die Dad' brauch'?"

"Allwissend bin ich nicht," versetzte der Alte, "selben Fehler hat mein Vater schon gehabt."

"Morgen ist der erste Maltag. Da muh mir der Ray helfen. Ich will der Flori einen Malbaum setzen. — Ja, unten mitten im Donnerstobhof und grab' vor ihrem Fenster."

"Schau Du!" rief der Alte.

"Einen Malbaum, turnhoch und blüth'weth, einen grünen Strauch auf dem Gipfel mit hellroten Wändern, wie in der Flams noch kein Baum ist gestanden. Die Leut' sollen es wissen; es ist einer in der Gemein', der das Drenzl in Farben weth zu zeuten. Der Malbaum muh sein so weth wie ihre Seel', so grün wie ihr Leben, so rot —"

"Wie ihre Lieb'! — Wacht, wacht, hab' den Spruch auch einmal gewacht. — Tu's aber nicht, Friedel!"

"Wacht' wissen, warum nicht?"

"'s kunnt 'leicht seinen guten Ausgang nehmen."

"Auch recht," sagte der Mursche trögtig. "Der Ray hat seine Schneid', so geh' ich allein."

"Friedel!" rief der Alte wie drohend, "so eund Neb' schaut man gut an, ehvor man sie ausgibt."

„Mit geh' ich schon, nur daß ich seine Schuld will haben.“  
Und vertraulich setzte er bei: „leicht weih der alte  
Nag ein Stammel, nisten Zeslerin (Zetfuge) im Wipfel,  
hüpft ein Eichkapel drüber — ist recht für die Flort.“

„Und vom Streitwald muh er sein, der Baum —  
Iustament vom Streitwald!“

Der Nag hob seinen Finger: „Guck, dort oben  
steht er.“

In Gier und Unglumm sahle der Friebelet seine  
Niet: „Himmelherrgott, seht wird mir warm, seht  
geht's an den Streitwald!“

Aber dem Weiktor stand ein Funstballen. In  
denselben zuckte Wetterleuchten.

„Schau Du,“ sagte der Nag, „morgen gibt's  
einen heißen Tag, der heilige Petrus tut schon Feuer-  
schlagen.“

Dann verschwanden die beiden Männer im Dunkel  
des Waldes. Eine Weile später — und es bröhte  
der Wind.

Der Baum war gefallen.

## Achtes Kapitel.

### Wie geht's der Traudel?

Wie es der Traudel geht auf dem neuen Platz? Dank der Nachtrag', die hat sich nicht zu beklagen und ihre Dienstherrleute auch nicht. Auf dem Lindenhof ist noch selten eine so frei und munter herumgehüpft als wie das Mägdelein aus dem Mainläusel. Die Hemdbärmel hatte sie stets weit hinter die Ohren zurückgeschlagen und das Mädellein trug sie nicht zu lang. — Vom frühen Morgen bis in den späten Abend frisch herumhantieren, das war ihre Freude.

Die Diensthensossen hatten sie auch alle gern. Gleich am ersten Abend, wie sie durch den Hof eilte, um alle Gefasse kennen zu lernen, in denen sie ja zu tun haben würde, hatten sich die Knechte vor der Heißkammerthür aufgestellt und sagten dann, jeder in seiner Tonart: „Geh, Dirndl, weis mir ein Weibkindsgott oder ein Patschhaudel; von Dir ist mir alles recht. Wir müssen ja bekannt werden und wollen uns leicht miteinander vergleichen (vertragen).“

„Zieht mich weiter, Ihr Patschhändler!“ rief die Traudel.



„Kennst mich schon wie der Bill, mit Dir möcht' ich hassen!“ tat sich der kropsige Sepp hervor.

„Ich mit Dir nicht; ich hab' nicht so lange Arm“, gab sie zurück.

Ein schallendes Gelächter, und der Sepp selber lachte: „Besser ein Kropf als ein Loch. Brauch' ich und mein Weib sonst keinen Hautpolster nicht.“

„Hörst, Brudl,“ sagte der Ferdinand mit den herausstehenden Vorderzähnen, „ums Hassen ist mir nicht, aber aufs Ausfertigen tat ich was halten.“

„Du Kriepsahniger (Quersahniger) Du! Geh lieber in den Wald und schnapp Eicheln auf!“

Der Knecht wußte nichts zu sagen als: „Eicheln launst auch haben, wenn's Deine Passion ist.“

„Die festen Buben da laß stehen, mit mir gehst,“ sagte der Weibsknecht, der Vipp, und legte lachte seinen Arm über die Schultern des Mädchens.

„Hi, gib Fried!“ rief die Traubel und verlegte dem Weibsknecht einen Wippenstoß. Dann eilte sie trillernd davon.

So fest ging es gleich am ersten Abend zu. Die Knechte lachten bis auf den Weibsknecht, den Vipp. Dieser blühte der Traubel verdrießlich nach.

Auf gar recht lang' stand er auf dem Fied und brummte: „Was hat sie mich denn in die Seiten zu stoßen? Lust mich?“

„Mit Dir ganz recht gelassen,“ sagte der Knecht: Guter, der es von der Wagenschupke aus gesehen hatte,

„was willst Dich auch gleich hinaufhängen an die laubfrische Dirn'. Sollst gescheiter sein. Weißt es, daß ich das verdammte Herumgeilen nicht leiden mag.“

„Nach die andern aus, Bauer,“ entgegnete der Kipp trocken, „sind auch nicht weit weg.“

„Ich denk', daß ich mit Dir den Anfang machen darf. Ich leid' kein Luderleben in meinem Haus.“

Da war der Knecht schon in dem Maße erbittert, daß ihm hundert spitze Worte auf die Zunge kamen, und er vergaß, die beiden Hände fest auf den Mund zu halten.

„Ich denk', Bauer,“ sagte er, „wenn man seine Arbeitslath' verrichtet, wie sich's gehört, so launst das Weitere dem Pfarrer überlassen. Aber ist Dir etwa meine arme Seel' aufs Gewissen gebunden? — Laß mich wohl erbarmen, wenn Du auch noch fremde Sünden tragen müßtest.“

„Jetzt muh ich schon fragen, wie Du das meinst, Kipp,“ versetzte der Bauer und trat einige Schritte näher zum Weibsfuchz hin.

„Na, wenn Du glaubst, es ist gescheiter, man verfelndet sich mit den Weuten und möcht' den leidigen Teufel über sie hegen, zum Ärger der ganzen Gemein', als wenn man eine gern hätt' und die Hand um den Hals legen wölli' — so ist das Deine Sach', Bauer. Mir laun's recht sein.“

Ohne ein Wort zu erwidern, ging der Lindenhofbauer davon.

Nach dem Abendessen, bei welchem der Bauer nicht zugegen war, wurde der Vipp in das Stäbel gerufen.

Der Bauer saß am Tisch und hielt seine linke Hand auf eine Geldrolle, die auf der Matte lag.

Als die Thür zugelehnt war und der Weidknecht mit etwas trostlicher Miene vor ihm stand, sagte der Vindenhofser mit ganz mähtiger Stimme: „Vipp, bei Dir ist das Jahr aus. Wesweg', das weiht. Na, na, will nichts mehr hören. Da ist Dein Geld auf drei Monat' und vierzehn Tage, seit Neujahr.“

Er schloß mit der Hand die Banknoten über den Tisch hin bis an den Rand, vor dem der Knecht stand. Dieser nahm das Papier lässig auf und murmelte: „Schön Lauff!“ und ging davon.

Er ging über den Graben schnurstracks dem Donnersbolhofe zu und lachte sich in die Hauff.

Schon lange hätte er beim Donnershof dienen mögen, da gab's fettere Kost, aber keine schwerere Arbeit. Des Morgens lagen sie auf dem Donnersbolhofe Winter und Sommer um eine halbe Stunde länger im Bett als im Vindenhofe. Zu der Wadzeit gab's beim Donnershof als Frühstuck Weidenstern; beim Vindenhofe war dieser Brauch schon abgekommen. Mit einem Worte: draßen war ein besserer Dienstoff als haben.

Der Donnersbolhofe hätte den fleißigen Vipp eigentlich auch schon lange haben mögen, aber dem

Lindenhof herüber, wo der Lipp schon seit fünf Jahren gebient hatte, nahm er keinen; außer, es wurde in dem einen Hufe im Laufe der Dienstzeit aus irgend welchem Grunde eins entlassen oder verjagt, das nahm sofort dem Nachbar zum Trost der andere.

Darum war dem Donnersböf nun der Lipp willkommen. —

Der neuen Diensthirn' wegen ist's hegegangen! Das vergah der Lipp aber doch nicht. Der muß er's schon einmal eintraufen.

Als die Traubel erfuhr, was sie gleich bei ihrem Dienstantritt im Hufe verursacht hatte, sagte sie: „Ist schon recht, wenn er melnetwegen gegangen ist: so hätten wir uns zusammen im Haus auch nicht vertragen. Wenn er sich nichts gefallen läßt, so hat er recht; ich laß mir auch nichts gefallen.“

Da kam ihr der Heibbub' handsamer vor; mit dem war's leicht auszukommen.

Schon am zweiten Tage, da die Traubel auf dem Hufe war und zur frühen Feierabendstunde in der Heibbsammer noch Geschäfte hatte, sah auf der untersten Stufe der Stiege, welche zur Kammer emporführte, der Heibbub'.

Als das Mädchen nahte, sagte er: „Dienst, geh, seth Dich einmal zu mir.“

„Die Stiegen ist viel zu schmal,“ antwortete sie, „zwei nebeneinander hätten keinen Platz.“

„So komm und setz Dich um ein Stäfel (eine Stufe) höher.“

„Das kann ich schon tun,“ sagte die Traudel. War ja ein sauberer Bursch, der Hans, und der geschlaueste von allen.

Als die Traudel auf der zweiten Stufe saß, sagte sie, er — der Hans — solle herhalten, sie wolle ihn das Halstuch seiner binden.

„Kannst nicht so weit herunterlangen,“ versetzte der Bursche und stieg von der ersten auf die dritte Stufe.

Raum jedoch waren in solcher Stellung einige Worte gewechselt, so fragte das Mädchen: „Hans, was gehen Dich denn meine Haarzöpfe an? Wenn Du sie allerweil so um die Finger wickeln willst, so muß ich mich höher setzen.“

„Dast recht, setz Dich höher.“

Und sie stieg von der zweiten auf die vierte Stufe.

Stand nicht lange an, so bemerkte der Hans: „Ein solches Psötlein möcht' ich haben!“ und streichelte die Barfüße der Traudel.

„Du!“ sagte diese, „will Dir schon helfen,“ und tipelte ihn mit den Zehen an der Seite, wo die meisten Leute ein heißes Fledfeldchen haben.

Der Hans lachte und wand sich und stieg von der dritten auf die fünfte Stufe.

„Jetzt zahl' ich Dir's ab!“ tipelte er und tupfte ihre Seiten mit seinen Schuhspitzen.

„Gib Ruß!“ gebot sie, „das mag ich nicht.“

„So setz Dich um eine Stafel höher!“ riet ihr der Bursche.

Es war eine gewagte Sach', von der vierten Stufe hin über den Hans auf die sechste zu klettern. Aber die Traudel führte sie mit großer Feinheit aus.

Bei dem nächsten Anlaß — es war der Zugluft wegen, die durch ein Wandloch pfiß — stieg der Felbbub' von der fünften auf die siebente Stufe. Dort war er aber so übermüthig, daß er seinen Fuß gegen die sechste stemmte, so daß diese schier aus ihrem Geleise kam, und das Mädchen in augenscheinlicher Gefahr sich bemüßigt sah, bis auf die achte emporzuklettern.

Die achte Stufe war die letzte, die Traudel sah auf dem dunkelnden Heuboden.

Jetzt endlich und hier war Raum, sich bequem zu machen und über die Feldarbeiten auf dem Lindenhofe zu sprechen, in welchen der Felbbub' die neue Magd unterweisen wollte. Jedoch — entweder der Hans war der Ansicht, daß theoretischer Unterricht ohne praktische Beispiele wenig fruchte, oder er hielt die Tageszeit schon für zu vorgeschritten, um noch einmal mit dem Geschäftlichen zu beginnen — sie sahen eine Weile völlig zwecklos auf dem Heuboden. Der Bursche zog die feinsten Hälmchen hervor, an denen zarte Rispen standen, und stringelte damit an den Wangen, am Nacken und Halse der Traudel herum,

auch mitunter ein wenig in die Falten ihres Busentuches hinein und sagte kein Wort dabei.

Ihr fiel ebenfalls gerade nichts ein. — Plötzlich rief sie mit heller Stimme: „Du Grasel, Du wilder, ist das eine Manier!“ Gleichzeitig klatschte etwas, als wie wenn Hand und Backen sich schändeten, und das Mädchen eilte die Stiege hinab ins Freie.

### Neuntes Kapitel.

**Sie mögen sich halt nicht leiden.**

Das war am Samstagabend gewesen, und solche Abende sind in der Bauernschaft immer verhängnisvoll. — Am andern Morgen zog die Traudel wohl sorgsam die schneeweißen Wollenstrümpfe an; die Glieder wollten sich runden für und für — da hatte das Mädchen Mühe und dachte an eine Gesellin, die ihr helfe. Dann kamen die schwarzgefetteten Kuhlederschuhe dran, dann der blaubebrückte Leinwandrock mit Zugehör und der knappe Spenzer und das hellrote Halstuch und das schwarze Filzhüttlein mit dem Rosmarinstamm. — Wisset ihr, was beim Dorfmädchen der Rosmarinstamm bedeutet? — Der Hans gestern, der hat ihn haben wollen.

Und drauf ging's der Kirche zu. Der Sepp und der Ferdinand und der Michel, alle sein im Sonntagsstaat, gingen mit ihr und taten ähnliche Reden wie vor zwei Tagen, und die Traudel trumpfte sie ähnlich ab. Der Hans war auch mit, der war eigentlich der sitzsamste und hielt sich stets in einiger Entfernung, so daß einer der andern Knechte sagte: „Du, Hans,



das ist die Felddirn'; und Du, Traudel, das ist der Felddub'!"

"O, bedank' mich," entgegnete das Mädchen, "wir kennen uns schon."

Auch der Lipp, der heute schon des Donnersböf Knecht war, gesellte sich auf dem Kirchweg wieder zu den alten Kameraden, aber das Mädchen blickte er nicht ein einzig Mal an, just, als wenn es gar nicht da wäre.

Was frag' denn ich danach, ob mich der anschaut oder nicht! dachte die Traudel, das ist mir just alles eins. Was kann ich dafür, daß er meinetweg' mit dem Bauer übereinandergekommen ist? Mit Willen tu ich keinem Menschen was an. —

Nach dem Gottesdienste die Leute aus der Kirche drängten, tauchte der Lipp seine Finger in den Weihwassereffsel, besprengte zuerst sich und tat auch über die anderen hin, die das Becken nicht erreichen konnten, einen „Spritzer". Ein Tropfen davon traf zufällig die Stirn der Traudel. „Vergelt's Gott!" sagten alle, und das Mädchen dachte: Christlich ist er, daß er auch den andern einen Weihbrunn' gibt. Mich hat er gewiß nicht gemeint. Ist mir auch ganz gleichgültig, und 'leicht wär' ich auf seinen Spritzer nicht angestanden. Ich schau' mir schon selber um meinen Theil. —

Und sie drängte sich zum Becken, besprengte, besprengte sich: Im Namen Gottes Vater und des Sohnes,

und desweg' brauchet er nicht so auf die andere Seite hinüberzutauschen, tät ihn nicht beissen.

Eilliche Tage nachher hatte die Traubel einen Gang zum Tierarzt. Sie tat den Gang der Ruhmagd zuleb, welche kein Jöppel hatte, wie es die Weiber just trugen, und daher lieber daheim für die Weidbirn' das Geschäft verrichtete, als in einem Spenger, der rückwärts keine Schoßsalten hatte, auf die Straße zu gehen. Die Traubel ging zwar auch nicht auf die Straße, sie meinte, der Weg über die Felder müsse kürzer sein und jezt im April könne man noch nichts verderben.

Nicht einmal dem Donnersböfgrund wich sie aus, und das war doch unbedacht.

Da kam sie auch auf ein Feld, auf welchem des Donnersböf Weidknecht an einem beschädigten Pflug, der noch in der Erbe stak, herumarbeitete. Er steckte eben jezt die Räder an.

Das ist dumm, daß ich gerade zu dem kommen muß, dachte die Weidbirn' vom Lindenhofe; ich red' ihn nicht an, ich schleich' vorbei. —

Er blickte auf und sah sie. Jezt konnte sie doch nicht vorbeischleichen, sonst kunnt' er just meinen, sie wollt' sich was einbilden und sie tät gegen ihn anders sein als gegen andere. Er ist aber gerade so wie andere — gerade so und nicht um ein Stüdel mehr.

Sie ging hin und riß den Burschen am Tabaksbeutel, der rückwärts am Gürtel hing: „Na, Lipp, sei nicht gar so fleißig!“

„Eh nit,“ antwortete der Angesprochene, und ohne aufzublicken arbeitete er weiter.

Sie stand auf und wußte nicht, was anfangen. So fortgehen konnte sie jetzt nicht, es mußte noch etwas gesagt werden.

„Bist leicht hart (böse) auf mich?“ fragte sie.

„Ah na,“ war die Antwort, und der Nagel vors Nab gesteckt.

„So red was, ich mag das Nocken (Tropfen) nicht leiden.“

„Bin für Deine Dummheiten nicht aufgelegt,“ sagte er.

„Ist schon recht. Dummheiten sind's, wenn eins mit Dir verträglich sein will. Ist schon recht; kann ich mich danach richten. Behüt' Dich Gott, Du Bärenbeißer!“ Damit zupfte sie wieder seine Tabaksblase.

„Eh, gib Fried'!“ brummte der Hipp und gab der Traudel mit dem Ellbogen einen Stoß ins Knie. —

Drauf sagte das Mädchen kein Wort mehr und ging davon. Jetzt wußte sie's, ihm war der Rippenstoß noch im Blut gesteckt, den sie ihm vorig' Woche versetzt hatte. Nun ja, wenn er keinen Spaß versteht! . . . Akrai hat er ihr den Stoß wieder zurückgegeben. — Warum muß sie auch mit ihm anfangen auf der freien Weid'? Den Kopf könnte sie sich wegreißen, daß sie ihn red'anlassen hat. Muß er jetzt

gerade meinen, ihr wär' was an ihm gelegen. Gewiß nicht, an dem schon gewiß nicht. —

Des weiteren ging es ihr nicht schlecht, der Traubel, auf dem Lindenhof. An den alten Rap hielt sie sich. Der Bauer kam ihr aber so herb und der „Haussohn“, der Friedel, so stolz und dabel so verzagt vor. — Sie sollt' sich daraus nichts machen, sagte ihr der Rap einmal, die zwei hätten schwerer zu tragen, als man möcht' glauben.

Am meisten verdroß die Welddirn', daß sie nach der Tagesmüh' auch noch in die späte Nacht hinein nicht Ruh' hatte. Allfort standen nämlich vor ihrer Kammer eilliche Bursche und steckten ihr Lebkuchen zum Fensterchen hinein. Auf dem Lebkuchen wären zwar allerlei so Sprüchlein, die sie einestells freuten; die löste sie herab und hob sie auf, die Kuchen aß sie stillvergnügt und die Jungen ließ sie draußen stehen.

Der Hans, der Feldbub', war einstweilen nicht dabel, er schloß bei sich: Müßt' nicht, was ihr an mir nicht recht sein möcht'; möglich, daß ich zu wenig Bart hab'. — Und er ließ auf seinem Gesicht die Haare wachsen.

Wieder ein anderer rasierte sich jeglichen Flaum weg: sie würde doch die Jungen lieber haben als die Alten.

Wie die Traubel schon barsuß ging, so geschah es gleich in der zweiten Woche ihres Dienstes, daß

sie sich draußen auf dem Rain beim Erstaubenhacken einen Holzsplitter in den Fuß trat. Es war ein klein Ding, sah aber so, daß es das Mädchen selbst nicht herauszulegen vermochte. Jetzt eilten die Knechte und boten ihre Dienste an. Die Traudel sah auf dem Rasen; der Ferdinand kniete vor ihr, hielt den Fuß in den Händen, guckte nach dem Splitter und hub an zu schäkern, als wäre ihm der Saum des blauen Kittelchens im Wege.

Da war plötzlich der Lipp zur Stelle. Er hatte gerade hinter dem Grenzrain gearbeitet.

„Wenn sie sich was in den Fuß hat getreten,“ sagte er, „so ist das gar kein Spaß; es kann ein Übel draus werden. Hast ihn noch nicht, den Splitter, Ferdinand, so laß mich hinzu.“

Kein Wort weiter. Mit der Spitze seines Taschenveitels und seines Fingernagels bildete er ein Zänglein, und in zwei Augenblicken war das Spießchen aus dem Fleische gezogen.

Sie sagte: „Danke Dir Gott!“ und er sagte: „Ist gern geschehen!“ Dann ging er wieder über die Grenze.

### Zehntes Kapitel.

#### Sie hat keine Ruß' bei der Nacht.

In der Nacht zum ersten Mailtag ging gar viel vor auf den beiden feindlichen Höfen.

Die Traudel im Rämmerlein hatte sich bereits ihrem Schutzengel empfohlen und wollte einschlafen. Da klopfte es am Fensterchen.

„Ist schon wieder so ein Unfried dranhien?“ rief sie.

„Pfl!“ machte es vor dem Fenster und ein Mensch klopf kam zum Vorschein. „Traudel, ich — der Han“ — bin's. Hab' mir nicht anders zu helfen gewußt; ich halt's nimmer aus, und Du mußt mich gern haben.“

„Wenn Du's bist, Hans,“ entgegnete sie, „nachher ist's schon recht. Du kriegst leicht eine.“

„Du herglieb' Dirndl!“

„Bist der Schönste in der ganzen Gemarkung,“ flüsterte sie, „so viel freundschaftlich und unterhaltsam und nicht ein bißel übermüthig. Du stehst auf mich nicht an, Du kriegst andere auch.“

So arg abgetrumpft.

„Just Dich möcht' ich haben," sagte er kleinlaut, „Traudel, was hast denn gegen mich?"

„Wißt' nicht, was eins gegen Dich haben sunnt'. Dir ist ja keine Feind; weiß doch jede, daß Du sie gern hast."

Als er auf diese Worte eine Weile geschwiegen und überlegt hatte, was er entgegnen sollte, sagte er: „Dirndl, ich rat' Dir, verpaß Dich nicht."

„Bedank' mich für den Rat."

„Also — willst mich hineinlassen oder nicht?"

„Geh zu der Stadtdirn', die hat alleweil offen."

Der Hans brummte noch etwas und schlich davon.

Stand aber nicht lange an, so klopfte es wieder.

Bornig fuhr die Traudel auf und blickte durch das Fenster. Und da sah sie, wer draußen war; der Mond schien ihn an — den Lipp vom Donnersböckhose.

„Jesse, was steigst denn Du heut noch herum?" flüsterie sie, und das Fensterglas war schon weggeschoben.

„Möcht' was reden mit Dir," sagte der Lipp.

„Und desweg' stehst nächtiger Weil' vom Bett auf und bringst mich um den Schlaf?"

„Daß unsereiner des Tags nicht auf den Lindenhof geht, das kannst Dir wohl denken."

„Die Austerd' ist nicht schlecht," entgegnete sie, „nu, so red halt jezt."

„Ich möcht' Dich nur einmal fragen, Traudel," sagte der Lipp, „warum Du ihn just mir hast geben, den Puff?"

„Was für einen Puff?“ fragte sie. „Wenn Du einer so Dummen, wie ich bin, was sagen willst, so mußt schon deutlich reden.“

Sie fühlte, das Wort war ihr gut geraten, jetzt hatte sie ihm auch jenen Ausdruck auf dem Felde von „ihren Dummheiten“ heimgezahlt.

„Für jeden andern,“ fuhr er fort, „der's vielleicht nicht so aufrichtig gemeint, hast eine lustige Reb' gehabt, für mich den Rippenstoß. Daß ich Deinetweg' mit dem Bauer auf übereds (in Zwiß) bin gekommen, das'selb' macht mir gar nichts; aber Dein Stoß, der tut mir heut noch weh.“

„Ja —“ fragte das Mädchen beklommen, „liegt Dir was an mir?“

„Ich denk' wohl,“ war die trodene Antwort.

„Aber den Stoß hast mir ja lang' schon wieder zurückgegeben.“

„Hast es gemerkt?“

„Freilich.“

„Und hat er Dir weh getan?“

„Taugen wird einem so was nicht.“

Der Lipp schwieg ein wenig; sie zog die Bettdecke näher an den Hals.

„Im Donnersböckhof geht's heut zu,“ sagte der Knecht.

„Jetzt, in der Nacht, jetzt? Ja, was geschieht denn?“

„Der Hausvater setzen sie einen Malbaum.“



Ein paar Mannerleut' arbeiten dabel; tun rechtschaffen heimlich, möcht' aber schler erraten, wie sie heißen. Geht mich weiter nichts an — hab' mir nur gedacht, ich möcht' auch einer den Maibaum setzen, und — und so, Traudel, bin ich her zu Dir."

"Wenn's ehrlich vermeint wär' . . .?"

Das Fenster wurde nun freilich zu enge für das, was hinein und hinaus sollte.

"Geh her!" flüsterte sie und streckte den Arm aus, "Deinen Kopf will ich haben, der Bittling (Kumpf) soll nur draußen bleiben."

Der Kopf — jener Kopf mit der langen Nase und mit den so viel eng beisammenstehenden Augen — der war jetzt bei ihr und sie haßte ihn und suchte ihn.

Er wischte sich den Mund und sagte: "Du bist gar eine Brennhelke!"

"Vor Dir schäm' ich mich jetzt nicht mehr," sagte sie, "aber Ihr Manner wißt einen Pappenstiel, wie's einem Mädcl sann gehen."

"Wegen das?"

"Das Gernhaben ist uns angeboren, aber zeigen sollen wir's nicht, sonst sind wir gleich die Schlechten. Schon lang' hätt' ich einen Buben mögen haben, aber hüten muß man sich, bis der rechte kommt. Und kommt er, den man möcht', so muß man erst warten, bis er selber anhebt. Und hebt er nicht an, so muß man sich zwiefach hüten und den Truß vorspannen und dars

nicht müssen, wenn's Herz auch schreit. Gott im Himmel hört's, aber nicht die Leut'! — Du hast mich gefragt. Ja, Lipp, ja. Und gleichwohl ich eine feste Dirn' bin gewesen, so kann ich Dir's mit Freuden bekennen, für Dich hab' ich mich in Ehren bewahrt.“

„Wenn ich nur wüßt,“ kispelte der Lipp in ihre Wangen hinein, „wesweg' Du dazumal just mir den Puff hast gegeben?“

„Ja, wenn ich das selber tät wissen! Leicht, weil's mich just von Dir verdrossen, daß Du, wie die andern, mit jeder fremden Dirn' gut Freund willst sein. Probier's jezt mit mir, ob Du denn wieder einen Lippenstoß davonträgst!“

Er stellte sie auf eine harte Probe. Die Traube hat sie bestanden.

### Erstes Kapitel.

Gott hüte uns vor solchen Maïen!

Maimorgen!

Damit ist alles gesagt, was außen lebt und webt. Wir wollen noch sehen, wie es innen in der Stube steht. In der Stube beim Lindenhof.

Je lichter das Freie, desto dunkler die Hütte. Der Lindenhöfer sitzt am alten Eichentisch, brütet über Papiere und murmelt: „Das Wasser ist die Grenzmark, so steht's in dem G'schriß. Und es wird nicht anders. Die G'schicht wird mir zu langweilig. Der Rappelschmied bringt nichts weiter. Muß mich nach einem Doktor umschauen, der's versteht. Die Teufelei kostet Geld. — Dem da drüben auch.“ Er schlug die Hand auf den Tisch: „Lassen es drauß ankommen, wer's länger treibt.“

Da fliegt die Thür auf und so stark, daß die Klinke hart in die Wand hineinschlägt.

Die Lindenhöfbäuerin eilte herein und hatte eine Weiberschürze in der Hand, und daran hing ein ganzes Nädel, das sich zerren ließ und fortweg versicherte, sie habe keine Zeit, sie müsse Frau schneiden.

Aber die Bäuerin achtete nicht darauf. „Geh nur her, Traubel, geh nur schön her,“ sagte sie in lächelnd freundschaftlicher Weise und suchte die Mut zu verbeißen.

„Und wenn's sein muß,“ rief das Mädchen, „so laß ich mich nicht treiben wie ein Kalb, so geh' ich selber.“

„Geh nur her, Traubel, der Bauer will was reden mit Dir.“

„Was denn?“ fragte der Lindenhofser.

„Da, schau her,“ ächzte die Bäuerin wie unter der Last einer fremden Schuld; es war aber ihre eigene Völlerei, die ihr so viel zu tragen gab. „eine saubere Dirn' bring' ich Dir da. Na, Traubel, bist ja die Sittsame, Du? Hörst keine Engel singen im Himmel? — Du Hefen, Du abscheulicher! Sein Lebtag konnt's eins nicht glauben, was in so einer stecken kann! Grundverdorben durch und durch, bis mitten in die Seel' hinein.“

„Was hat sich denn zugetragen?“ fragte der Bauer und stand auf.

„Was sich zugetragen hat? Ein Tabaksbeutel ist gefunden worden heut früh vor ihrem Fenster.“

„Ich hab' keinen verloren,“ war sein Gegenwort, und man merkte, daß er die Gedanken wo anders habe.

„Dem Donnersböl-Weidknecht, dem Lipp sein Tabaksbeutel!“

Da horchte der Bauer auf.

„Dirn'“, sagte er ruhig, aber finster, „sollte das wahr sein?“

„Seine Tabaksblader“ (Blase), stotterte die Traudel, „kannst' nichts sagen. Vorbeigegangen mag er schon sein — in der Nacht — der Lipp —“

„Dirn', wir sind fertig“, rief der Bauer. „Bist noch nicht lang' auf dem Hof; tut mir Deiner Mutter wegen leid; aber das weißt recht gut, daß ich in meinem Haus keine Bandleien (Liebeleien) leiden mag. Und mit den Donnersböfsteuten schon gar keine! Von meinen Leuten verlang' ich, daß sie mit mir halten und nicht mit dem Gefindel da drüben.“

„Gar nicht, gar nicht, Bauer, daß ich's mit dem Donnersböf halt“, verteidigte sich die Traudel, „'s ist nur wegen — weil halt — jezt, sein tut's so — gar nicht, daß — der Lipp, der Weidbub' —“

Der Grohbauer machte einen Deuter mit der Hand und sagte: „Das hilft Dir nichts. Du packst Deine Sach' zusamm'. Ist mir lieb, wenn Du's gleich tußt, jezt gleich.“ —

Das war der armen Dirne Maimorgen.

Ohne noch ein Wörtchen zu sagen, wollte sie davonschleichen. An der Thür traf sie mit einem jungen Mann zusammen, der sie in seinem raschen Gange nun mit beiden Händen aufging. Der Friedel war's, er hatte den ganzen Austritt mit angesehen und wußte, wem hier unrecht geschah.

„So eilig wird's wohl nicht sein müssen“, sagte

er zum Mädchen, „möcht' wissen, wer eine fleißige Dirn' gleich so davonjagen kann!“

Auf diese Worte seines Sohnes richtete sich der Lindenhöfer schier höher empor, als sonst sein Maß war: „Wer ist denn das mit der vornehmen Red?“

„Das ist der Lindenhoffsohn,“ sagte der Friedel.

„Was soll das heißen, Bub'!“ rief der Bauer, und sein Antlitz wurde glührot.

„Aber na,“ jammerte die Trandel dazwischen, „ich nicht, ich will keinen Unfrieden stiften, da geh' ich lieber so weit mich meine Füß' tragen.“

„Sei Du jezt still!“ schrie der Bauer, und höhniisch: „Was der Herr Lindenhoffsohn befiehlt, will ich wissen!“

„D,“ entgegnete der Bursche, „ich bilde mir gar nichts ein auf den Lindenhoffsohn. Kenne den schuldigen Respekt, aber das muß ich sagen: wär' ich ein armes Häuslerkind, wie das Mädel, mir ging's besser. Besser als auf dem Lindenhof, mitten in Gift und Gall' und Feindseligkeit. Wohin man sich mag wenden, nichts als Murren und Fluchen. Schon singen es die Späßen auf dem Dach, daß der Nachbar sollt' verdammt sein, und gar die Schulkinder heißen uns die Streithammel-Bauern. Im Nachbarshof geht's nicht besser, dort sind wir dieselben, auf die der leidige Teufel wildt geht. — Mich gestreut's nimmer. Wenn ich mein Tagwerk tu' und dann zur Abendstund' die Raft will suchen, und wenn ich am Sonntagsmorgen zur Kirch' will gehen: überall hör' ich des Donnersböl' Vermaledelt!“

Die ganz' Lust ist voll davon. Und da hebt mir an zu grauen vor dem Altar, und geh' ich über den Kirchhof, so brennt's gluthheiß in den Sohlen, und wo die Leut' beisammen sind in der Lustbarkeit, da gehör' ich nicht dazu. Ich bin eines Menschen Feind, bin der Flucher und der Verfluchte. Die Fröhlichen und Friedsamten schließen mich aus — und das, Vater, ist meine Jugendzeit!"

Die Worte waren in großer Aufregung gesprochen; der junge Mann verbarg sein Gesicht in den Händen, und die Hände krampften sich zur Faust.

"Bin ich schuld?" sagte der Lindenhofser mit dumpfer, unsicherer Stimme. "Studier' ich nicht auf alle Mittel und Weis', daß der Prozeß aus wird? — Soll ich ihn leichtsinnig hinscherzen, den Waldgrund? Möcht' hören, was das seiner Tage ein Geschrei tät sein unter den Kindern: den schönen, prächtigen Wald hat er verspielt — der Lump! — Was verstehst denn heut Du davon! Was meine Sach' ist, so will ich Dir nur sagen: ich bin lieber über dem grünen Rasen verflucht, als unter demselben. Und Dir, Friedel, sag' ich so viel: ist Dir die Jugendzeit daheim im Vaterhaus nicht recht, so such Dir sie wo anders."

Der Sohn lachte auf.

"Wenn Ihr die Leute gleich so nacheinander hinauswerft, so wird der Lindenhof bald leer sein — heißt das, der Hapfeschmied wird dableiben."

"Nu, so wird er dableiben. Wen geht das was an?"

„O, mich geht das nichts an, schon gar nichts. Ich geh' meines Wegs, den jeder geht, der vom Lindenhof ausgewiesen wird — zum Donnersböshof hinüber.“

Der Bauer zuckte zusammen. Der Austritt wurde durch ein altes, budliges Weib unterbrochen, das in die Stube torfelte. Das hatte in einer der weißen Hände einen großmächtigen, mit lllngeschmack gebundenen Blumenstrauch, in der andern, um die dürren Finger gewickelt, eine Betschnur.

„Schön gueten Morgen, schön gueten Mai all-miteinand' und viel Glüd und G'sund!“ leiste sie.

„Geh mir weg, Du Her!“ rief der Lindenhofbauer in seinem Unmute. „Tußt mir's zu Fleiß, daß Du mir am heutigen Morgen unter die Augen trittst?“

Am ersten Mai ein altes Weib bedeutet eben nichts Gutes.

Die Alte lehnte sich aber nicht viel um den Bauer, um so ausdringlicher hielt sie der Bäuerin den Strauch vor die Nase.

„Ein Maibuschen! Tāt ihn demütlig verehren, sein kräftige Wurzeln und Kräuter dabei. Ein Sesamstammel auch, daß kein böser Feind mag durchs Schlüßelloch kriechen.“

„Selb' kunnat' die Traubel brauchen,“ bemerkte die Bäuerin, „und hast kein Traktat gegen den Nachbarg Geist? Für die Dirn' da. Mitten in der Nacht steigt er daher, der Donnersböß-Lipp!“

„Du heilige Sanct Dorothea!“ kreischte die Alte



und fuhr zusammen. Dann richtete sie sich wieder auf und sagte: „Jetzt bin ich aber erschrocken. — Schau Du? Sag' ich nit allerweil, der jüngste Tag ist nit mehr weit? Die Leut' werden schon gar zu schlecht. So ein Mädel da! Schäm Dich!“

Der Friedel hatte die Fäuste in den Hosentaschen geballt und ging rasch die Stube auf und ab. Die Traudel stand ratlos da und lugte immer nach dem Ausgange hin.

„Aber jetzt muß ich doch der Bäuerin was erzählen,“ flüsterte die Alte und ließ am Ohre derselben ihr behebend Mundwerk spielen: „Des Haidbauern Dirn' ist auch so eine; die wascht jetzt für den Wurzengraber-Toni. Und vom Toni weiß man's eh: die Kraut-Wabi und die Drahdiuni-Kesel hat er ang'setzt; und die Kopfwascher-Kesel, die ist Gutigkeit nicht mehr allein. Freilich nicht mehr, und vom schwarzen Steffel, sagen sie! — Desweg', weil halt keines zu der Jungfraubruderschaft will gehen. Was tāt's denn unser-eins? Na, ich dank' meinem Gott! — Und die Donnersbölhoserisch', die muß auch in einem sauberen Planeten auf die Welt kommen sein. In der Jungfrau gewiß nit.“

Nur gut, daß der Friedel das Gezißel nicht verstanden hatte. Er sah es bloß, wie seine Mutter — oder vielmehr die Stiefmutter, denn die erste Frau des Lindenhofers lag schon seit Jahren auf dem Kirchhof — plötzlich die Hände zusammenschlug.

„Ja freilich!“ fuhr sie fort, die Alte, die Rosenfranz-Gundel genannt, „desweg' sag' ich: wer hoch steigt, hat tief zu fallen. Aber reiche Leut', die machen aus der Schand' immer eine Ehr', und recht lustig geht's zu heut da drüben beim Donnersböckhof. Nur das möcht' ich wissen, von wem er ist!“

„Wer denn, Gundel?“

„Der Baum. Ja, hätt' die Bäuerin den Maibaum gar noch nit gesehen? Jerum, jerum. Heut über Nacht ist einer gewachsen beim Donnersböckhof. Ein großmächtiger, mordsprächtiger Maibaum. Ja, das ist gewiß, hi, hi, und oben im Streitwald steht der Stod davon — rinnt Pech heraus.“

Der Lindenhöfer, der scheinbar wieder über seinem Papier gebrütet und sich Mühe gegeben hatte, den aufwallenden Zorn zu dämpfen, hob den Kopf: „Was sagst? Wo steht der Stod?“

„Desweg' sag' ich: 's ist ein helles Rauberbandel auf der Welt!“ war die Antwort der Rosenfranz-Gundel.

„Gestohlen, geraubt der Stamm aus meinem Wald!“ rief der Lindenhöfer und sprang auf. „Und hingestellt in seinen Hof, mir zu Trost und Schand'! Kreuzsakra, heut seht's was. Das muß ein End' haben — heut noch!“

Im Jähzorn wütend riß er die Flinte von der Wand; der Friedel fuhr ihm in die Arme und wand ihm die Waffe. Da stürzte der Bauer in die

Ede der Stube, erfaßte daselbst einen Eisenhaken und mit dem halb erstickten Ruf: „Heut, mein lieber Donnersbö!“ stürzte er aus dem Hause.

Die andern eilten ihm nach.

„Unsere liebe Frau!“ jammerte die Traudel, „heut hab' ich was angestellt!“

„Und wenn sie einander totschlagen!“ rief der Friedel, „Du hast keine Schuld. Die trägt ein anderer!“

Und eilte seinem Vater nach.

## Zwölftes Kapitel.

### In der blühenden Glückseligkeit.

Und jetzt draußen.

Ein schöner, blühender, klingender Maimorgen. Die Felswände und die Gletscher oben hatten die Schleier eines milden Duftblaus über sich geblasen, daß ihre wilden Furchen und Schründe und Abgründe den jubelnden Menschen verhüllt sein sollten.

Im Weiler hielten sie, wie es in der Rams ein alter Gebrauch war, den „Maibuschen“ ab. Dabei ist das junge Volk auf und springt und häpft lustig durcheinander. Sie jagen einander nach, verfolgen sich gegenseitig mit jener Eier, die sonst nur allzu selten ist. Sie peitschen sich mit grünen Zweigen und Sträuchen und schreien und jubeln theils ihre althergebrachten, theils zur Stunde dem Stegreif entsprungenen Sprüche.

„Maibuschen, Maibuschen! Dir hau' ich achtzig Jahre auf den Buckel!“ ruft da eine Magd, ihre Freundin peitschend.

„Du sollst gesund sein!“ gibt diese mit einem Rutenschlag zurück.

„Du sollst einen ganzen Beutel voll Geld haben!“  
sagt ein Kohlenbrenner zum andern.

„Und Du sollst einen Schatz haben und dazu eine  
Wiegen von Gold und Seiden.“

„Du sollst auch einen süßen Schatz haben — einen  
lebzeit'nen Reiter!“

„Du sollst ein paar alte, gestickte Strümpf' haben  
— vollgesteckt mit Dufaten!“

„Du sollst vornehme Ross' und Wagen haben:  
sechs kohlschwarze Schimmel und eine Heusuhr dran!“

„Du sollst haben ein G'schloß von lauterem Gold  
und dran zwölf Thor von Eisenbein, und hundert  
Fenster von Edelstein, und einen hohen Turm von  
Kristall — und oben auf dem Knopf sitzt ein altes  
Weib!“

„Du sollst haben den Donnersböf und den Linden-  
hof und den großmächtigen Prosch um den kleinsingigen  
Wald!“

So riefen sie in Ernst und Schalkheit durchein-  
ander.

Und ein ausgelassener Junge, der Gräber-Wenz,  
sang:

„Lindenhof, Donnersböf,  
Unter der Bruden  
Spannen zwölf Esen s'samm',  
Fahn um a Ruden.“

Da war ein Gelächter, und zehn Stimmen johlten  
das Spottliedchen nach, das den wilden Streik der

beiden Großbauern um den unbedeutenden Gegenstand so scharf charakterisierte.

Schon nahte eine andere Gruppe: „Maibuschen, Maibuschen! tanzen und singen!“

Und gar der Weidnecht vom Donnersböckhose, der sonst so ruhlsame Vipp, gab eins zum besten:

„Der Mai, der schön' Mai  
Is a g'freuliche Zeit,  
Is die gang' Welt voll Lieb'  
Und voll Lustbarkeit.

Und im Wasser drein glanz't's,  
Und in Büsten is 's g'hörn,  
Und auf dem Blümel sieht's g'schrieb'n.  
Dem's Dirndl soll g'hörn.

's ist ein ewiges G'schreift:  
Dich lieben, dich lieben!  
Der Adam im Paradies  
Dat's unterschrieben!“

Und: „Maibuschen, Maibuschen!“ ging's wieder durchelnander, „tanzen und singen! Gesundheit und Prügel, daß der Buckel möcht' springen!“

Da entsteht ein tolles Balgen und Johlen, die bunten Sträuße fliegen zerzaust in die Luft. Der Schwarm bewegt sich über die Matten hin. —

Das Beste ist dem alten Soldaten-Nag widerfahren. Er war einer der ersten wach an diesem Morgen, ja, hatte sich eigentlich nie recht schlafen gelegt. Der war der Ausgelassensten einer; den Leuten hätte es auf-

fallen können, daß er heute ganz außerordentlich lustig war. Und jetzt kam noch was dazu, die Donnersböltochter, die Flori brachte ihm den Maibusch. Sie hatte ihn aus dem Schwarm herausgefunden und verfolgt, bis hinan in die Lehnen des Donnersbölhofes.

Sie peitschte dem alten Mann den Spruch zu:  
„Erstes Gebot, ich schlag' Dir tot alle böse Rot! —  
Zweites Gebot, ich schlag' Dir Deine Wangen rund und rot! —  
Drittes Gebot, ich schlag' Dir Deinen Mund, daß er kann essen das feinste Brot. —  
Viertes Gebot, ich schlag' Dir Deine Augen, daß sie den schönsten Garten mögen schauen, und den Sonnenschein und die allerschönsten Mägdelein. —  
Fünftes Gebot, ich schlag' Dir Deine Ohren, daß sie hören das schönste Lautenspiel Dir zu Ehren. —  
Sechstes Gebot, ich schlag' Dir Deine Händ', daß sie mögen Geld haben ohne End' und am Herzfinger hold ein Ringlein von feinstem Gold. —  
Siebentes Gebot, ich schlag' Dir Deine Füß', daß sie gehen mögen auf freudenreichen Wegen. —  
Achtes Gebot, ich schlag' Dir Deinen Rucken, daß ihn die Kummernis und Not nicht soll erdrücken. —  
Neuntes Gebot, und ich schlag' Dir Deine Brust zur Lebenslust; und ich erschlag' alle tiefen Schmerzen. —  
Und zehntes Gebot, ich klopfe mit diesem blühenden Malenstrauch ans Hörtlein von Deinem Herzen!“

Der Alte hatte sich, nachdem er eine Weile herum-

gehölpt war, unter diesen zehn Geboten zusammen-  
gekrümmt und gelacht und geschluchzt vor Freuden.

„Aber na, aber Jesses na, wenn das mich an-  
geht!“ rief er, „Dirndl, Du irrst Dich, Schau mich  
nur gut an, ich bin nicht der Rechte, Du meinst  
einen anderen.“

„O, Du bist mir heut schon der Rechte, Du!“  
lachte die Flori und ließ es von neuem losgehen.

„So viele andere, saubere Burschen sind da um  
und um,“ leuchte der Nag, „und dem Bettelmann  
gibst Du die Ehr'. Jedem iät's taugen, wollt' ihm  
die Donnersböcktochter den Maibusch schenken.  
Freilich wohl, mein Du, dem alten, mühseligen Nag,  
dem taugt's auch. Woltern gut haben sie mir tan,  
diese Prügel. — Mädel, da hast mich! mein Herz  
ist zwar voller Falten, aber denk' halt; die Alten, die  
lassen sich gut behalten. Der Junge, der bleibt be-  
weg' nicht aus.“

In der hellen Freude hatte der Nag sein Strick-  
zeug verloren.

„Brauch's nicht mehr! Brauch' auch den alten  
ballerien Steden nicht mehr!“ rief er und schleuberte  
die Strüde von sich. — „Aber freilich ist der Altel  
Bergeli's Gott, mein Dirndl!“ Dann streckte er die  
Hände aus, zog das Mädchen nah' an sich, daß man  
meinen mochte, er wollte es fassen; aber nicht ihre  
Huppen, sondern ihr Ohr suchte sein Mund, und dort  
flüsterte er hinein: „Haß ihn schon gesehen? Nicht?“



Noch gar nicht gesehen? — Schau Du, die Lieb', die ist schlecht für die Augen, sind gar schon Leut' blind davon worden. — Guß, mein lieb' Dirndl, jezt weiß ich Dir einen Maibuschen!"

"Geh zu, Du soypst einen nur," entgegnete die Hori.

"Geh nur mit, geh nur, geh!"

Er suchte sie um das Gebüsch, und mit dem Finger nach dem prangenden Maibaum weisend, der über den sonnigen Dächern des Donnersböshofes emporragte: "Kennst den?"

"Jesses und Anna!" hauchte das Mädchen, "ein Maibaum, nicht weit von meinem Fenster!"

"Verdeckt Dir seine Aussicht."

Morgens, als sie aufgestanden war, hatte ihr der Fenstervorhang den errichteten Baum verdeckt. Und dann ging sie, weil es zur Kirche schon hohe Zeit war, eilends in den Meiler und hörte während der Messe der Leute Flüstern nicht. So hatte sie die Bescherung bis jezt nicht gesehen.

Sie wollte es anfangs nicht glauben, daß ihr die Götze gelte.

"Na, Dir nicht, velleib' nicht; dem Fensterstock gilt sie," neckte der Nag.

Auch brave Dorfmadchen sind leicht, und so fragte die Hori: "Aber na! Aber so was! Aber von wem denn?"

"Nächstens wirst du's sehen! Kennst ihn ja nicht."

„Doch nicht vom Frießel?“ fragte sie leise, und auf ihrem Angesicht wogten rote Farbenflecke wie leichte Schatten auf und nieder.

„Hast nit schlecht geraten,“ versetzte der Alte, „aber, mußt wissen!“ und er legte den Finger auf den Mund.

Das Mädchen hätte auffauchen mögen; jezt kam's ihr wie Lachen und Weinen — es hatte sich das Herz erhoben.

„Der liebe Narr!“ flüchelte sie, „und so viel sauber ist er, der Malbaum, und wie er dasteht — fergengrad', auf und auf schneeweiß und mit dem Buschen. Und nicht weit von meinem Fenster! Mein Lebtag hab' ich keinen solchen Malbaum gesehen. Und die Leut', wie sie ihn anschauen! — Bei der Nacht hat er ihn geseht? Heut bei der Nacht?“

Eine Weile standen sie noch beisammen, und der Nag setzte ihr teils im ernsten, teils im schalkhaften Ton auseinander, was ein Malbaum bedeute.

Ein Malbaum vor dem Hause sei gleichsam wie ein Schild, dah drinnen in dem Hause das schönste und bravste Mädchen wohne. Er sei der Herold, der es hell verkünde hinaus ins Tal; Gott segne das Haus! Der Jungfrau Herz ist verlobt!

„Ich weis gar nicht, Nag,“ sagte die Mari, „jezt verspür' ich auf einmal keine Nähe mehr an mir; gar, als lai' ich herumfliegen in der Luft wie eine Mischbaumbüte.“

„Meinst, weil Euer Gernhaben jetzt offenbar wär'? Dirndl, das muß Dir ja nicht einbilden. Und wenn Dich wer fragt, von wem Dir der Malbaum tät sein, so mußt keine Antwort geben oder mußt sagen, Du kunnst Dir's selber nicht denken, nur daß möglicherweise ein Böglein kunnst' geflogen sein, und das'selb' hätt' ein Samenkorn in die Erden gelegt vor Deinem Haus, und da wär' so ein Baum hervor- gewachsen. — Mußt ihn aber ja recht gut warten, den Baum, wirst wohl oft gehört haben, daß ein ver- gessener oder gar geschädigter Malbaum schlecht Ding bedeutet.“

„Wett,“ entgegnete die Flori, „wie es der jungen Heilacherin in Kirschbach ist ergangen. Daß ihr die bösen Buben den Malbaum haben verstümmelt, und nicht lang' danach ist sie in Uuehr' gestorben und ver- storben.“

Mädchen, darum nehmt euch in acht! Gebrochener Malbaum ist gebrochene Lieb' — bedeutet blutig Herzweh, bis der Stamm ist zu Erden verfault. — Aber versteht mich recht!

„Und ist das wahr, May, daß zu einem Mädel mit dem gebrochenen Malbaum sein Jreier will kommen?“

„Wird wohl so sein, mein lieb Dirndl. Ist ein alt Sprüchel,“ sagte der Zuvallte und suchte wieder nach seiner Krücke. — Es sei läudhaft, was einer so einen nichtigen Quispriigel gleich gemohnt werbe,

Die Donnersböl-Flori war ein gescheites Mädchen und hatte manchmal so ihre eigenen Gedanken. Jetzt, da der Alte den Stab wieder aufhob, sagte sie: „Braucht der Naß halt doch noch die Krüd'. Schau, ein Mensch kunn't's noch so gut meinen mit dem andern, das Beten und das Glückwünschen: es gibt halt nichts aus. Und bin ich heut gleich frisch und tollwipig, wie das Vödgel in Lüften und möcht' ich Gott weiß wie gern den Naß nehmen bei all beiden Händen und ihn hereinziehen mitten in die glückselige Freud', in der ich selber steh': es gibt halt nichts aus. Mein Du, wenn eine Bruden geschlagen wär' von einem Menschen zum andern!“

„Du herzensgutes Dirndl, Du!“ sagte der Alte, zitternd vor Bewegung. „Es gibt wohl was aus. Und ist auch keine Bruden geschlagen, so geht doch ein goldener Faden von einem Herzen zum andern, darauf wird Freud' und Leid hin und her telegraphiert. Gell!“

„Das hast nährlich gesagt — ein Herztelegraph — aber ich versteh's schon. Und weihst, der Fritzel, der —“

„Kann er gut telegraphieren? — Na, ernstlich weih', Dirndl, es gibt was aus. Weih' ich, Du denkst auf mich und wilst mir, daß ich glückselig tai sein wie Du! und, da bin ich's auch. Und suchst mich gleichwohl dann und wann mein Bein, so weih' ich eine Jungfrau in der G'mein', die hat gar gesunde

Früh' und tanzt in heißen Freuden, da fliegt meine  
Seel' zur Jungfrau aus und beim kranken Wein ist  
niemand zu Haus, der kunnt' helfen jucken und leiden.  
Jesses, Flori!" jauchzte er auf, „so jung kunnt' ich  
werden, und so jung bin ich all mein Lebtag nit ge-  
gewesen wie heut. Verliebt muh ich Dir sein!"

Nach einer kleinen Weile sagte die Flori: „Hörst  
es, wie heute das Singen hell klingt? Der blaue  
Himmel ist grad' wie eine große mächtige Glode."

„Und der Mensch auf der Welt ist der Schwengel  
dazu!" rief der Nag, „und wir werden heut, wenn  
wir nit bald zum Singen anheben, vor lauter Ge-  
scheltheit bigott noch närrisch."

Sie wollten fliegen; die andern unten in der  
Zalung saugen ja auch. Spott- und Trüblieber sollte  
es sehn — der Alte war just dazu aufgelegt. Sie  
wurden aber unterbrochen,

### Dreizehntes Kapitel.

#### Saubere Sachen vom Heuschrecksfranzel!

Ein Knecht aus dem Donnersböckhose schleifte heran; er machte beim Gehen so spitze Knie, als wollte er damit der Luft ein Loch stechen, in die er hineintrittete. Buntschuhe, die bis zu den halben Waden hinaufgingen, ein blaues, weites Weinkleid, das über die Waden herabschlotterte; um die Lenden eine blaugraue Schürze strickartig geschlungen, über der Brust ein grobes Hemd, zwischen dem die braune Haut hervorschattete, ein grüner Hosenträger über Brust und Achseln, ein Sackuhrband schlängelnd an der linken Magengegend — seinen Rock am Leibe, die Hemdbärmel flatternd, den weilersalben Hut schief und fest auf dem Haupte — so kam er heran. Sein Gesicht war glatt rasiert, aber narbig und faltig; seine niederquellenden Haare, die an der Stirne kleben, und die Augenbrauen waren blakot, die Wangen dunkelrot — aber nicht aus Jüchtligkeit — der Heuschrecksfranzl schämt sich schon lange nicht mehr.

Wie der Knecht nun vor den beiden stand, schaute er so etwas schief und geringschäftig auf den alten Nag hin,

„In was für einem Zeichen muß denn der geboren sein, daß ihm die Donnersbötktochter den Maibuschen bringt!“ lästete er endlich.

„Im Peuschred nicht!“ antwortete der Nag kurz, blickte aber nicht den Roten, sondern das Mädchen an.

Der Donnersbötknecht bemühte sich jetzt zu zeigen, daß er es unter seiner Würde halte, mit dem Bettelmann weiter ein Wörtchen zu wechseln. Und doch verlangte es ihn, dem Alten einen Spott anzutun.

„Und hat sie Deinen Maibuschen gefressen, die alte Habergeth?“ rief er dem Mädchen zu.

Das war eine Auspielung auf die drei Beine des alten Invaliden; die Habergeth ist nach dem Volksglauben ein Gespenst mit drei Füßen.

„Habergeth?“ fragte der Nag, „wen geht das an?“

„Triffst die Gans, so schreit sie,“ brummte der Knecht und wollte sich mit dem Mädchen zu schassen machen.

Da richtete sich der Nag empor; wer hätte geglaubt, daß das frumme Männlein eine so hohe Gestalt hatte! Seit er nach Kriegszeit im Welter, hatte er sich nie so gehohlet.

„Geht's richtig mich an?“ fragte er und blickte fast wter um sich. Seine Augensterne wurden ganz klein, seine Nase spitzig, jedes Quarkpöckchen in seinem Wange schien zu zucken. „Spott und Schmach wird geworfen auf meinen durchschossenen Ruh! Sollt' ich

das noch erleben am heutigen Tag? Auf der hellen Gassen gehen sie mich an. Bin ich denn gar veracht'?' Bin ich denn gar nichts mehr wert, seit ich vor zwanzig Jahren fürs Land mein gesund Leben hab' verschleudert? — Ein alter Soldat ist ein herrenloser Hund im Dorf, just, daß er nicht so laufen und beißen kann. Übermütige Laffen gibt's viel, und will's einer wissen, wie gut er kann zielen, und es hocht just kein Spah auf dem Dach, so wirft er den Stein nach dem alten Soldaten."

"Na freilich, was Du Dir einbildest!" lachte der Knecht wegwerfend.

"Und wenn ich's recht bedenk'," fuhr der Nag fort, "es wär' auch zum Verwundern gewesen, wenn Du mir im Alter hättest Ruh' gelassen, da Du mir doch in meinen jungen Jahren so arg hast mitgespielt."

"Was hab' ich Dir denn in den Weg gelegt?" fragte der andere.

"Mein Haus hast mir niedergebrannt," sagte der Nag.

"Das beweis mir!" rief der Heuschreckfranzl aufgebracht, "auf der Stell' beweis mir's!"

"Ich mich flagen, so kommen wie auf einem andern Hied zusammen, dort will ich Dir's beweisen."

Das Mädchen suchte die beiden zu beruhigen. Der Franzl fluchte, der Nag fuhr erregt fort: "Galt' es schlafen lassen; aber daß er jetzt neuding wieder



mit mir anhebt! — Wenn ich lieg' auf dem Stroh in der kalten Kammer und Hunger muß leiden, weil mein Gluthfuß dem Stückel Brod nicht mehr kann nachjagen, und wenn sich kein Mensch um mich schert, als ob ich gar nicht auf der Welt wär' — bei meinem Eid, so bleib' ich desweg' der lustige Bettelmann. Kommt aber einer, der seinem Heimatland noch keinen Biennig in den Opferstod hat geworfen, und schleudert einen Schimpf auf mein bresthaft Bein — nachher!" Er sagte bebend seine Krücke, ließ sie aber wieder sinken und murmelte in sich selbst hinein: „Ein schlechter Mensch kunn' einer werden.“

„Muß nicht, Rap.“ sagte die Flori und streichelte den Alten an der Schulter, „schau, denk an den goldenen Faden.“

„Weh, laß ihn stehen, den Halsnarren!“ rief der Franzl ungeduldig. „und komm mit mir. Sie warten schon alle auf Deinen Maibuschen.“

Jetzt stellte sich die Flori kergengerade hin vor den Knecht, stemmte ihre Arme in die Hüften und sagte: „Was hast denn Du mir zu befehlen?“

„Na halt, daß Du mir den Maibuschen gibst.“

„So! — Na, wenn Du heut schon Lustament von mir was haben willst, Franzl, so kann ich Dir schon was sagen: Du bist ein — ein —“

„Flori!“ sagte der Rap. „sei so gut und laß mich vor.“ Er stellte sich hart unter das rote Gesicht des Knechtes und sagte gar nicht laut, aber recht

deutlich: „Frangl, Deuschredfrangl, Du bist ein Lump!“

Der andere prallte zurück.

„Und das ist Dein Maibuschen!“ lachte das Mädchen.

Mit geballten Fäusten bog der Frangl abseits — und das war sein Maibuschen.

„Der Ratz hat ihn aber schon gar hart hergenommen,“ meinte die Flori jetzt zum alten Soldaten.

„leicht wär's noch gröber gekommen, hättest mich nicht Du selber an den goldenen Faden gemahnt. Meine eigene Predigt hab' ich nicht befolgt — wie's halt schon geht auf der Welt. — Und schau, ein Bettelmann soll zwei Säck' haben: einen kleinen für die Gutherzigkeiten und das christlich Almosen und einen großen für die Grobheiten, die einer muß einstecken.“

„Aber,“ sagte nun das Mädchen, und man merkte ihr an, daß sie was auf dem Herzen hatte, „ich halte den Frangl für einen Nichtsnutz, aber einen Lumpen und noch gar das andere, was Du ihm vorher hast unters Gesicht gesagt — Ratz, das hätt' ich mir doch nicht getraut.“

„Dirndl,“ antwortete der Alte, „für den ist ein Lump nicht zu viel, das kannst mir glauben. Den Frangl kenn' ich von Kleinheit auf, wo er arbeitsscheu ist gewesen, Tag und Nacht auf der freien Weid' ist herumgestromert und Deuschreden hat gefressen.“

„Jetzt mein' ich, ist er doch ein guter Arbeits-  
mensch, und mein Vater ist soweit mit ihm zufrieden.“

„Ja, jetzt freilich, mein Dirndl, jetzt, weil er alt  
wird, möcht' ihm zu kalt werden in den Nächten auf  
der freien Weid', und die Heuschrecken, wenn er zur  
Sommerszeit doch eilliche tät erwischen, möchten ihm  
doch leicht den Magen umbrechen. Der hat eh' so ein  
lebendiges Vieh in sich, das weiß ich. Den beißt der  
Gewissenswurm.“

„Der Nap redet, als tät er was ganz Besonder-  
liches von dem Franzl wissen.“

„Du bist ein so viel neugieriges Mädel, Flori,  
Du gibst nicht eh' Ruh', als bis Du's weißt. Wollt'  
Dir's auch erzählen, wosweg' ich den Franzl einen  
Lumpen hab' geheissen, und wosweg' er mich drauf  
nicht hat durchgeprügelt, aber es kommen die Leut'  
schon.“

„Magst, so setzen wir uns dort auf die Kirsch-  
baumbank — sehen sie uns nicht.“

Und als sie auf der Kirschbaumbank saßen, schlug  
der alte Nap mit seinen beiden Händen auf seine  
Schenkel und sagte: „Ja, mein Lieb' Dirndl!“

Sie mußte ihn noch einmal anlassen, und da ver-  
setzte er: „Will Dir's wohl sagen, ich hätt' den Franzl  
auch einen Schurken heißen dürfen. — Flori, der  
Mensch ist mein Feind; wenn der nicht wär' gewesen,  
mit mir stund's heut ganz anders. — Schau Du,  
der Kirschbaum kriegt schon Knoipen. — Und daß ich

Dir's sag': weihl', unten im Keller, wo seht der  
 Hollerstrauch ist, vor dem am Fronleichnamstag bei  
 der Prozession allemal das dritte Evangelii wird ab-  
 gehalten — dort ist vor Zeit mein Haus gestanden.  
 Mein Vater hat den Tabak gehabt, und ich hab' an-  
 gefangen und hab' mit Zwirn und Leinwand, Bändern  
 und allerlei so Sachen gehandelt. Ist mir gar nicht  
 schlecht dabel 'gangen. Hab' heiraten wollen; vom  
 Wegmacher — das Häusel steht heut noch — die  
 Tochter, die Rungunde, das ist Dir ein Dirndl ge-  
 wesen, so viel fein und halt so viel — na, kurzum,  
 gerade so wie Du eins bist. Schau, aber grad' so  
 doch nicht. — Ja, und die hab' ich gern gehabt —  
 aber schon wie gern! — Ist Dir nicht der jung Leder  
 da, der Kleinberger Franzl? Sein Vater ist ein Tag-  
 werker gewesen; aber eine Reckheit hat Dir der Bursch  
 und ist Dir noch nicht siebzehn Jahr' alt, dieweil ich  
 schon gegen die dreißig geh'. Der hat sich was 'traut  
 zu sagen zu den Mädeln, und gleichwohl ihn die  
 meisten rund haben abgetrumpft, immer eine ist doch  
 etliche Wochen lang an ihm hängen geblieben. So  
 viel Geld hat er auch fort gehabt, daß er im Wirtshaus  
 recht hat aufbauen mögen, und eine um die an-  
 dere Spendaschi hat er den Weibskleuten gemacht, und  
 so hat er über manchen rechtschaffenen Burschen den  
 Gewinn davongetragen — so ein richtiger Schafhalter-  
 bub' da. — Nun, mein Dirndl, und so hat er mit  
 der Wegmacherischen auch angefangen. Die hat ihn

freilich kein Gehör geben, aber da ist er allemall anhabiger (zubringlicher) worden, und just an der Kunigunde muß ihm extra was gelegen gewesen sein. Sauber aufgefressen ist er Dir aber doch. Ihr Vater, der Wegmacher, hat ihn erwischt vor ihrem Fenster, hat ihn ein eichel bel den Ohren genommen. Da hat der Franzl die Nothheit gehabt, hat gesagt, er hätt' rechtschaffene Absichten auf die Kunigunde, wollt' sie heiraten. — „Du Habenichts willst meine Tochter heiraten?“ hat drauf der Wegmacher zur Antwort geben; „hörst, Bübel, die ist schon versprochen, sie nimmt den Krämer-Naz, der hat eine Wirtschaft und ein Haus, und seht mer! Dir das und mach weiter“. — Am nächsten Sonntag drauf kommen wir im Wirthshaus zusammen, der rothhaarige Franzl und ich. Er stänkert auf mich, ich bleib' ihm nichts schuldig. Freilich sagt er, und ich weiß seine Reden noch recht gut, in dem Nest, sagt' er, ist der Herr Wandellkrämer der Hahn — aber der ist Nebending, der ist ein Fälscher — die Kunigunde heiratet nur sein Haus — das wird lustig sein, wenn sie den Dachgiebel haßt, 'leicht kommt doch ein mitleidiger Storch dahergeflogen. — So ein Hundsbub', ein schlechter.“

Ein paar junge Grasshalme zerprekte der Alte zwischen seinen Fingern. Eine stille Wut lodhte in ihm. — „Tausend wären wir worden!“ fuhr er dann fort, „aber die Leut' haben uns auseinander getan, und wie der Franzl hat gesehen, es helfe ihm nichts, und

die Dirn' wär' mein, da hat er Dir einen Lacher gemacht! Einen Lacher, den hättest gehört haben sollen, Flori! — für den allein hält' er drei Jahr' Arrest verbient. — Na gut. Ich und die Kuntgunde werden verkündet. — Und in der Nacht vor der Hochzeit brennt Dir mein Haus nieder. Wie das Feuer ausgekommen, kein Mensch hat's ergründen mögen. Mein Dach ist hin, meine Ware ist hin — ich bin ein blutarmer Teufel. Der Wegmacher ist ein mitleidiger Mann, drückt mir recht warm die Hand und sagt, ich sollt' den harten Schlag geduldig ertragen, sollt' nur froh sein, daß das Unglück nicht um einen Tag später geschehen wär', wo es auch schon das Weib mit ins Verderben gerissen hält'. Jetzt wär' ich noch ledig und möcht' mich wohl durch die Welt helfen. — Aber, sag' ich, das Peitaten geb' ich desweg' ja nicht auf. Gibt er mir zur Antwort: auf seine Tochter sollt' ich nicht mehr denken, einen Bettler wollt' sie nicht nehmen. — Ist gut, Dirndl, ist gut. — — Ich hab' Gott Lob und Dank gesagt. Eine, die mich nur mag, weil ich ein Haus hab', brauch' ich nicht, und wenn ich auch keins hab'. — Ich bin schon völlig aus den Jahren gewesen, aber ich bin fort zu den Soldaten und hab' bei mir gedacht: Naß, das Haus hat dir heilig niemand anderer angezündet als wie der Kleinberger Franzl."

"Du schlechter Lump!" rief die Flori blaß und tonlos.

„Gelt, jetzt sagst es auch.“

„Aber, Naß, wer kann denn das wissen? Ist's nachher aufgefunden?“

„Lange Jahre drauf, wie ich schon wieder daheim bin, hat er's selber im Wirtshaus im Kausch gesagt. Gleich ist mir's hinterbracht worden; aber ich denk', zu ändern ist's nicht mehr, er hat's halt in der Eifersucht getan, und für mich ist's ja ein Glück gewesen, daß sich die Heirat mit so einer hat zerschlagen. — Belsleib' nicht, sag' ich, das hat der Franzl nicht getan; im Kausch schwagt einer das dumme Zeug; werd' ich selber in der Unvorsichtigkeit Feuer gestreut haben, wer kann's wissen! — So ist die Geschichte wieder eingeschlafen und haben uns einer nach dem andern nimmer geschaut. — Lät er's aber wissen, der Franzl, daß ich so gewiß bin, daß ich meine Seel' verweilt', er hat mir mein Haus weggebrannt, ganz anders wär' er mir heut entgegengekommen. Den hab' ich in den Händen, und er merkt was; hast es wohl gesehen, wie er weich ist abgefahren. Der, wenn er unschuldig ist, wird mir ganz was anders zur Antwort geben!“

„Das ist schon gar aus der Weis',“ meinte die Flori, „aber die Kunigunde wird er kriegt haben?“

„Hat sie zuerst nicht kriegt und hat sie später nicht mögen. Die hat zuletzt gar keinen bekommen. Ich mag sie auch nicht mehr. Ein altes Weib ist aus ihr geworden. Kennst die Rosenkranz-Gandel?“

„Jest'l, das wird doch dieselbige nicht sein!“

„Desweg' sag' ich, junge Leut' müssen beizelten zusammenkommen. Und desweg' möcht' ich alle Liebesleut' miteinander verheiraten, denjenigen, die es redlich miteinander meinen, zuleb', und denjenigen, die eine Hinterlist haben, zur Straf'. Wie wollt' ich ihr's eingetränkt haben, der Kunigunde, wenn sich's später hätt' bewiesen, daß sie nur mein Haus hat geheiratet! Rein ruhig Stündel hätt' ich ihr gelassen, ihr Lebtage nicht; Du, Dirndl, das wär' eine Freud' gewesen!“

Das singende, springende junge Volk war so nahe gekommen, daß der alte Rast und die Donnersböf- tochter ihr Gespräch unterbrechen mußten. Sie erhoben sich; der Alte streckte dehnend seine Arme und gähnte das Wort heraus: „Ach Gott, die lustige Welt!“



## Vierzehntes Kapitel.

### Sie geraten zusammen.

Jetzt kam der Lindenhöfer mit dem Eisenhaden heran.

Der Nag vergaß, was ihm das Herz eben schwer gemacht hatte. In fröhlicher Darmlosigkeit torkelte er auf den Bauer zu, versetzte ihm einige Giebe mit dem grünen Zweig, den er vom Rain gebrochen hatte: „Maibuschen! Maibuschen! Viel Glück und Gesund!“

„Was heißt das!“ fuhr ihn der Lindenhöfer schreiend an, „der krumme Bettelmann! Von Ihm brauch' ich kein Glück und Gesund. Treib Er die Narrerei mit Seinesgleichen!“

Er stieß den alten Mann zurück und schritt hastig weiter.

Der Nag stand eine Weile gebückt da, dann murmelte er für sich: „Geschicht dir schon recht; zumey mußt du jeden Büffelochsen anschnüffeln.“

„Schaut aus, als ob's wahr wär“, versetzte die Flori, die sich hinter die Dagebutte gebückt hatte, „mein Vater sagt allerweil, der hätt' den Bösen im Leib.“

Der Lindenhofser sprang durch den Garten dem Donnersböfse zu. Gegen den Malbaum eilte er mit geschwungenem Hacken.

Die Flori steht es, tut einen Aufschrei. Zur Abwehr will sie laufen.

„Bleib, Dirndl!“ sag'te der Ratz und faßte sie an der Hand, „'s kunnst' zum Unglück sein.“

Der Donnersböf ist immer auf der Hut. Bald kommt er herbei, um das Ehrenzeichen seiner Tochter zu schützen. Wild geraten die beiden Männer, die Todfeinde, zusammen. Für den ersten Anprall gut, daß der Baum just zwischen ihnen steht. Der Lindenhofser stemmt an; — ausheben will er den Baum. Schon wackelt der Wipfel.

„Halt nieder, Donnersböf, halt nieder!“ schreit ihm der Ratz zu, „nur fest sein!“

Und der Ratzdoktor lauert in einem Winkel und zischelt: „Rauft's zu! Freßt's Euch einander auf, habt's schon recht.“ Und laut: „Donnersböf, laß Dich nit räumen!“

Neuerdings nach dem Hacken haßt der Lindenhofser. Der Donnersböf kommt ihm zuvor, schleudert das Werkzeug hintan. Der Lindenhofser fährt in die Tasche ums Messer. Da ruft die Flori die Heiligen an. Von allen Seiten eilen Leute herbei.

„Das Messer weg! Das Messer nehm' ihm weg, dem Lindenhofser!“ ruft der Ratz. — Aber jener hebt den Arm, stößt zu gegen den Nachbar — der Stahl

fährt in den Baumstamm. — Auf dem zitternden  
Wipfel flattern die Bänder — so wehen Totenfahnen.  
Mit ganzer Gewalt stemmt der Lindenhofer ein —  
ruck — der Baum wankt, just daß ihn der Donners-  
böf noch mag schützen vom Falle; da schlägt diesem  
der rasende Lindenhofer die Faust in das Gesicht. Der  
Donnersböf taumelt zurück, der Baum wankt — der  
Lindenhofbauer will triumphierend weichen, da strauchelt  
sein Fuß in das Loch, verklemmt sich — der Baum  
sinkt, fällt — drückt den Mann nieder, fällt ihm auf  
die Brust.

Ein lauter, jammervoller Austritt geht. Die Leute  
stürzen herbei, der Donnersböf wankt abseits, die Flori  
ellt auf ihn zu und ruft: „O Gott, jetzt hat ihn dieser  
Baum erschlagen! Ich bin's schuld!“

„Der hat's selber müssen so haben!“ grollte der  
Donnersböf und hastete davon.

Ihre Seelenpein war groß. Ein Mensch war ge-  
troffen am Leben, und gedrohen der Maibaum. —  
„Gebrochene Lieb', blutig Herzweh, bis der Stamm ist  
zu Erden versaut!“

Schon wieder der May war bei ihr.

„Geh, Du närrisch Dirndl!“ tröstete er, „so alte  
Geschichten da. Alte Weiber, die sitzen sind geblieben  
und eben die graue Donnersböfswand müssen reiben,  
bis sie weiß wird wie Gletscherreis, die haben sie zu-  
sammengeschwagt die dumme Mät. Leicht sind sie  
buddlig und klopfig und zahnklug gewesen, haben des-

weg' keinen Mann bekommen, und dem Maibaum haben sie die Schuld gegeben."

"Nay, was hilfst Dein Reden!" rief das Mädchen, „vor Zeiten haben es die Leut' gesagt wie heut; so ein Schick ist kein gut Vorbedeuten; sie glauben dran, und das ist genug. Sie meinen, jetzt müßt' ich denselben Weg gehen wie die Häuslerin von Rirschbach? O Mutter Maria, das Herz drückt's mir ab, die Augen schäm' ich mir aus vor den Leuten!"

Im Gewirre der Menschen lief der Beng, der Gräberbub', herum; der sang in einem fort:

„Das Bäumerl ist gewachsen,  
Das Bäumerl hat tragen,  
Das Bäumerl ist brochen,  
Hat eine Jungfrau verschlagen."

„Hört Ihr's!" kreischte die Flori händeringend, „jetzt singt es nur noch der Bub' allein; morgen pfeifen es alle Späßen der Gemein'. O, die Leut' sind so froh, wenn einem anderen was geschieht. Das ist die Dirn' mit dem gebrochenen Maibaum! — Meinen Weg werden sie meiden, aber aus weitem werden sie mit Fingern auf mich zeigen: Schaut, schaut, das ist die Großbauerntochter mit dem gebrochenen Maibaum. — Und der Friedel?" — das sagte sie heimlich — „der darf mich nimmer nennen, wird eilen weit von mir. Der Baum mit dem Malenstrauß hat mein Glück und meine Ehr' erschlagen. — O mein junges Leben!" klagte sie und sank auf einen

Baumstrunk, „du sollst vergehen, und den ich mag lieben von Herzen, den mag ich nimmer erlangen. — Was hab' ich Euch getan, Ihr Vater und Mutter, daß ich wegen eitel Holz des Waldes so elend soll verderben? Du himmlischer Gott, wie heißt meine Sünd', die du mir nimmer kannst vergeben — und daß du mir das hast angetan!“

Wo hat sich der Friedel verweilt, daß er erst jetzt herbeikommt! Unten in der Schlucht den Steg hatte der Lindenhofer von Geländer gestoßen, daß er sicher war vor seinem Sohne, der ihn zurückhalten und hindern konnte an der That.

Nun war der Friedel da. Der Maibaum ist gefallen, das sah er von weitem, das hörte er aus aller Mund, bevor er noch zur Stelle war.

„Wenn sonst nichts ist geschehen,“ rief er dem trostlosen Mädchen zu, „was brauchen wir Zeichen und Anspielereien, wo wir uns selber haben. Ich bin Dein Maibaum vor der ganzen Welt!“

„Und willst mich nicht verlassen?“ fragte die Flori und strich sich die Haare vom Gesicht. „Und — bedenke es — wenn groß' Unglück kommt.“

„Ei, das könntest allein schon gar nicht ertragen, dazu mußt so einen viereckigen Mannskerk haben!“

War noch übermütig der Bursche. Das hatte aber bald ein Ende.

Männer und Weiber kamen vom Hofe her, alle waren aufgeregt.

„Ein sauberer Sohn das!“ rief ein ruhiger und schielender Kohlenbrenner, der schwarze Steffel gehalten, „schlägt mit Weißbleuten herum und ein Büchsenfchuhweite von ihm liegt sein Vater auf der Sterb.“

Da war im Weiler schon das Zügenglöcklein zu hören. Jetzt ahnte es der Friedel wohl und eilte gegen den Donnersböckhof.

Drei Männer trugen ihm den Lindenhofser entgegen.

Man hat im Weiler noch keinen gesehen, der so wild auf die Vatersbahre hinstürzte wie jetzt der Friedel.

„Mein Vater!“ schrie er auf. „steigt von diesem Bett herab. Hört und schaut mich an! Mir versterben auf solche Weis', Jesus nein. — Verflucht der Malbaum mitsamt dem ganzen Wald da oben, der uns all ins Verderben hat gebracht!“

Der Steg war abgerissen, so schwankte der Zug auf Umwegen dem Lindenhofse zu.

### Fünftehtes Kapitel. Gefch und Gefäßer.

Wenn einem im Dorfe ein Unheil passiert, so bleiben der Menschen Zungen nicht müßig.

Sie läuten Beileid oder sie stechen. Eine gar behende Zunge, durch häufiges Paternosterbeten wohl geübt, war die der Rosenkranz-Gundel.

Sie war stets prophetischen Geistes. „Ja,“ rief sie aus, „Zulassung Gottes! tu' ich allerweil sagen! Zuweg haben sie die ewige Läng' gestritten um den hundsächtigen Schachen, grad' wie zwel Hund' um einen abgenagten Knochen, 's ist eh' kein Segen mehr gewesen in der G'mein'; alle Jahr grob Wetter, und auf der Alm lugeln die Blecher ab. Und auf so einer Grenzmark ist kein Glück; nicht ein dürres Zweigel davon möcht' ich haben!“

„Und stiehlst Klaubholz vom Grenzwald!“ rief ihr der alte Raß zu.

Die Gundel iat, als hörte sie es nicht; in schwungvollsten Worten verfluchte und vermalebete sie jeden Baum des Waldes, und jeder werde noch einen erschlagen von den Streibauerleuten, und auf

dem letzten Stamm werde noch der Donnersböf baumeln. Zulassung Gottes!

„Lezt gibt der Rosenkranz-Gundel ihr fromm Beien auch nichts mehr aus?“ neckte sie der Ratz.

Da hieb ihm die Alte die Welschnur über das Gesicht: „Geh weg, Du Krüppelg'spiel — Christenheit ausgenommen!“

„Schau,“ sagte der alte Soldat schmunzelnd, „jezt hält' die Jungfer schler ihre Rechenmaschin' zer-schlagen.“

„Ist das eine Rechenmaschin', Du Heib'? Das ist der heilige Rosenkranz.“

„Hab' nur gemeint, weil die Jungfer drauf dem lieben Herrgott die Vaterunser vorzählt, wie der Wirt mit der Kreiden den Gästen die Zech'. — Gelt, Jungfer Gundel? — Ei ja, wenn wir zwei dazumal hätten zusammengeheirat' — täten uns schon verstehe.“

„Gott sei Dank, Du Unchrist, daß es nicht hat sein wollen!“ rief die Alte entrüstet.

„Mußt nicht so, Gundel,“ sagte der Ratz gemüthlich, stand recht nahe zu ihr und streichelte ihre Runzeln, „schau, mußt wissen, die alte Lieb', die rostet halt nicht, bei mir schon gar nicht. Was liegt denn dran, wenn wir zwei noch steifest zusammenheiraten?“

„Geh, Du!“ machte sie und schlug ihre Augen zu Boden.

„Wirst Dich aber eine Weil' schämen, Gundel! Das haben wir zwei schon lang' hinter uns, mußt



nicht vergessen. Sind ja gar schon von der Kangel verkündet — eine Arbeit weniger. Jetzt ist's nur noch zum Ja sagen."

Die Alte schmiegte sich so sehr an ihn, daß er seine Krücke fest anstemmen mußte, wollte er der Last stehen. „Und wie wird's mich g'freuen, mein Schatz," sagte er, seinen Arm um ihren dünnen Leib legend, „wenn ich wieder einmal ein eigen Haus hab'."

„Weißt eins?" fragte sie weich.

„Weißt das, Du wirst eins haben."

„Ich? — Mein Gott, selb' tät ich freilich wohl rechttschaffen froh sein."

„Nicht? Du hättest kein Haus, Rosenkranz-Gundel?" Er schob sie mit beiden Armen langsam von sich: „Nachher mag ich Dich nicht."

Die Alte keifte davon. Wieder ein anderer war da.

Der schwarze Steffel tat den Mund auf und munkelte vom Donnersböf. Dieser habe absichtlich den Baum auf den Lindenhofer geworfen. „Und das hab' ich mir lang' gedacht: einmal geht's talab. Hat sich ja keiner rühren dürfen im Weiler! Und wenn sich von den übermütigen Großbauern einer hat gepfästert, so haben sie Hellsigott geschrien im ganzen Tal, gleichwohl sich mancher unter dem Hütel mag gedacht haben: Der Teufel soll ihn holen!"

Die Flori ging und stellte sich vor den Lästler:

„Steffel, was hat Dir mein Vater getan? Hat er Dich beschimpft, geschlagen? Ich lös'ch' es aus mit dem Wasser von meinen Augen. Aber das wilde Wort sag mir nicht mehr.“

„Schaut hinaus zum Fenster, wird's heißen, zwei Schandarmen, sie treiben den Donnersböf vorbei!“ rief der Steffel in arger Bosheit.

Da war der Raß zuweg: „Du, Steffel, wenn Du heut in die Höll' fahrst, so ist es dem Teufel sein erstes, daß er Dir mit der glühenden Zang' die Zungen herausreißt!“

In sich vergnügt, daß er hatte peinigen können, schlich der Steffel davon. Sein Haß gegen den Großbauer hatte zwei Gründe; erstens, weil der Arme stets gegen den Reichen ist, und umgekehrt, und zweitens, weil der Donnersböf vor einem Jahr dem Steffel das Kirchenvateramt genommen hatte. Die Heiligen, hatten dazumal die Leute gesagt, hätten nicht alle frommen Opfer erhalten, die ihnen vermeldet gewesen, und da hatte der Donnersböf gesprochen: Ist an dem Gered' was Richtiges oder nicht, der Verdacht ist da; gescheiter, wenn wir an Steffels Statt einen andern einsetzen. —

Und weiter von heute. Der Benz, der Gräberbub', hatte sich des buntgeschmückten Maibaumwipfels bemächtigt, trug ihn tanzend durch den Weiler und rief: „Maibuschen, Maibuschen! im Wald ist er gewachsen, im Wald ist er gestanden — elo popeio!“

's war so lustig; die Leute schmunzelten und flüsterten bei diesem Gesang; sie wollten mehr darin finden, als was sie hörten. Fromme Leute können ohne Sünden nicht leben. Je mehr Sünden, desto heftiger nimmt sich das Frommsein aus. 's ist so viel lustig.

---

### Sechzehntes Kapitel.

#### Der alte Narr auch noch verliebt.

Und was zu reden müssen die Leut' haben. Am demselben Tag ging eine Neugierde durch das Thal, welche schier mehr Aufsehen machte als das Ereignis vor dem Donnersböfchofe und als der getroffene Lindenhofbauer.

Die Donnersböftochter, die schöne Flori, und der alte, krüppelhafte Bettelmann haben miteinander eine Liebschaft. Raun zu glauben, aber der Raz hat ihr in vergangener Nacht den Malbaum geseht; er ist dabel gesehen worden. Auch haben sie tagsüber geschäkert und gekoset miteinander, wie ihm die Flori den Malbuschen hat gegeben. Sind zusammen gesehen worden. — Da helfe kein Leugnen.

Und der Raz leugnete auch nicht; er nahm die ganze Sach' auf sich. Er mußte die Unüberlegtheit des Friedel gutmachen, und das durfte nicht aufkommen — jezt am allerwenigsten — daß der Lindenhofsohn der Donnersböftochter den Malbaum errichtet hatte. Der Raz sollte nun den Blitzableiter abgeben.

So hatte der gute Alte den Sturm und den Donnerkeil zu bestehen.

Der Nag wurde in die Küche der Lindenhofbäuerin gezerrt: „Bäuerin! Ein Dieb hinkt herum in der Gemein', einen Dieb füttern sie aus!“

Ein härbeißiger Knecht schlug dem Alten die Krücke aus dem Arm: „Weg mit dem Prügel, mit dem Du die Leut' betrügst!“ —

„Ah, der hat bessere Füß' als wir alle mit-einand'!“ belserte der Kappelschmied drein. „Das ist der Rechte, vor dem geht der grüne Baum im Wald nicht sicher. Das ist der, der aus unserem Wald den Malbaum hat gestohlen in der heutigen Nacht! Er ist dabei gesehen worden. Ein Gefell' ist auch noch bei ihm gewesen, den wird er schon nennen, wenn wir mit ihm anheben!“

Jetzt begann das Verhör in der Küche. Die Bäuerin war heute etwas kleinlauter als sonst, doch merkte man ihr nicht allzuviel an, daß drinnen ihr Mann in harter Not liege. Lag er krank, so hatte sie den Streit fortzuführen. Als nun der Nag so vor ihr stand, leitete sie. Der härbeißige Knecht drohte dem Alten mit dessen eigener Krücke. „Jetzt auf der Stell' sag's, wer bei Dir ist gewesen.“

„Tausend Jahr' kannst fragen, so sag' ich Dir's nicht,“ antwortete der Nag, „nur der Bäuerin steh' ich Red'!“

So fragte die Lindenhofserin: „Also, was ist's mit dem Malbaum?“

„Der ist aufgewachsen im Wald,“ antwortete der Alte.

„Keine Wortreiterei! Was ist geschehen?“

„Nachher ist er umgehacht worden.“

„Wer hat das getan?“

„Ich.“

„Warum, warum?“

„Daß ich ihn hab' herabschleifen mögen zum Donnersböf.“

„Zum Teufel!“ fluchte der härteißige Knecht.

„Nein, zu der Jungfrau ihrem Fenster,“ entgegnete der alte Schalk.

„Und wer hat den Baum gefällt?“ rief die Bäuerin.

„Ich,“ sagte der Rast.

„Hat Er ein Recht dazu!“

„Ja.“

„Was? Er hat ein Recht, unsern Wald auszu-rauben?“

„Nein.“

„Und ist noch einer bei Ihm gewesen?“

Da schwieg der alte Soldat.

„Hat Er ein Anhängschloß vor dem Mund?“

„Nein.“

„Zumeg' hat Er's tan? Rast? Hat Ihn wer angestiftet, daß Er den Wald sollt' verschänden?“

„Nein.“

„Viel Gutes hab' ich Ihm getan, Rast, viel Bissen hab' ich Ihm zum Mund gereicht!“

„Vergelt's Gott dafür!“ sagte der Naz.

„Ja, ein sauberes Vergeltsgott, wenn Er uns zu Schimpf und Trug den Baum schleppt aus dem Streitzwald, zum Nachbar hin!“

„Zu Schimpf und Trug? Nein,“ entgegnete der Soldat.

„Jesses, Jesses, das ist ein Halbnarr,“ rief die Bäuerin, „ja, wegen was denn?“

„Wegen der Jungfrau.“

Da lachten die Umstehenden.

„Er ist verliebt in die Dirn'!“

Der Naz zuckte sehr ernsthaft die Achseln: „Kann ich dafür! Jetzt schaut, Leut', beim Naz ist das so: als Halterbub' hat er nicht gedacht drauf; als Krämerjung' hat er nicht Zeit gehabt, als Abbrandler hat er die Seine nicht kriegt; als Kaiserjäger ist ihm keine recht gewesen; nachher als Bettelmann hat ihn gar keine mehr angeschaut. Und so ist das kindisch' Zeug verschoben worden bis auf den gar alten Naz — der hat eine gefunden, die ihm taugt. Und desweg' hat er derselbigen den Maibaum verehrt. Und morgen in aller Früh geht das lustige Bettelmandel die Liebste fragen, ob sie das lustige Bettelweibel will werden.“

„Das ist kein Halbnarr!“ riefen sie durcheinander, „das ist schon ein ganzer.“

Der Naz aber humpelte schmunzelnd davon, strickte emsig an seinem Strumpf und trillerte das Liedchen:

„Ja, der Soldaten-Rag  
Ist gar ein schlimmer Bua:  
Dirndl, ich rat' Dir's,  
Sperr 's Türl zua.

Ost schließt (schläpst) er durchs Fenster,  
Da hat er's so weit trieben,  
Und jetzt wär' der Narr  
Drin bald stecken bleiben.

Ist ihr völlig g'dick,  
So a Fensterscheiben,  
Gleich zieht's ihn hinein  
Zum Drinnenbleiben.

Beim Tag schaut der Narr  
Ein hellen Hopabatsch gleich;  
Ja, der Ragel, der macht  
Bei der Nacht seine Streich'."

„Wohl, wohl," schrie es der schwarze Steffel im  
Weiler aus, „der Donnersböf hat einen gar vor-  
nehmen Tochtermann, den kennen alle Leut', der ist  
überall gewesen und heißt: Überallbakeim. Und Kunst-  
stückeln kann er: redt sein Wein in die Höh' und steht  
auf zwei Füßen."

Wurde daher der Rag zum Donnersböf gerufen.

„Hast es gehört, Alter, sie treiben Gespött mit  
Dir. Weißt was, so red was. Ist's wahr, daß Du  
meiner Tochter den Malbaum hast gesetzt?"

„'Selb' dürst' wahr sein," antwortete der Rag.

„Und daß Dir meine Tochter den Malbuschen  
hat gegeben?"



„'Selb' kunnst' sich auch haben zugetragen.“

„Was?!" fuhr der Bauer auf.

Da antwortete der Nag: „Wollt' ich eine schöne Jungfrau verehren, und hätt' ich sie leicht gar ein wenig gern, wer kunnst' mir's wehren? — Wenn ich verliebt sein will, bei der Rosenkranz-Gundel ihrer Christgläubigen Seel', alt genug bin ich dazu!“

„Mir aus den Augen, Du Mißgeburt!“

Da ging der Alte still hinaus. Der erste Sturm war vorbei und hatte nicht eingeschlagen. — Und es hatte ein Narr den Baum umgehauen im Wald und aufgesetzt im Großbauernhof. So geht's in der Leute Mund und die Geschichte hat nichts weiteres. Und die Liebenden lieben weiter.

Lieben weiter! Aber heimlich muß es sein! Nur der Haß ist laut und herrscht auf der Erde. So draußen zwischen König und Kaiser, so in der lieben Kamr. Wie sang der Nag?

„Nesses, ist das a Welt!  
Schaut's euch die Leute an:  
Jeder hat ein Herz im Leib,  
Schämt sich damit.

W'raust wird, daß d' Fehen Kieg'n,  
Einer schlägt den andern tot.  
Schien' ja die Sonn' all'schön,  
Gaben sie Fried'.

Wenn nur 'selb' Böglein kam',  
Welch' das süß' Liedel hätt',  
Hah und Streit in Ewigkeit  
Schön g' Schlaf singen lät'!“

### Siebzehntes Kapitel.

## Himmel und Hölle ringen um ein Menschenherz.

Die Schwalben waren schon in der Rams; aber jenes Vöglein, von dem der Rast sang, war noch nirgends zu sehen und zu hören.

Oder doch? Im Hochwald, oder oben auf den Finnen? Nicht? Nein, nur ein dumpfes Donnern grollte über dem Gebirge, das sich hinter dem Weistore hingiebt. Der Himmel ist allmählich düster geworden, und die neugelistsdurftigen Leute sagen, ein Gewitter am ersten Maltag sei auch was Neues.

In der Stube des Lindenhofers war es schon recht dunkel. Der Bauer saß in einem ledernen Lehnstuhl; er war blaß und holte schwer Atem, und mit manchem Atemzug schöpfte er einen Senfzer mit herauf.

Sein Weib stellte ein Krucifix auf den Tisch, zündete eine rote Kerze an und betete halblaut: „Und gebenedelt ist die Frucht deines Leibes, der im allerheiligsten Sakramente zugegen ist als wahrer Gott und Mensch.“

„Was zündest die Kerze an jetzt am helllichten Tag?“ fragte der Bauer mit zerhackter Stimme. „Was willst mit dem Kruzifix?“

Die Bäuerin trat zu ihm. „Schau, Franz, wirst desweg' nicht versterben, wirst wieder gesund werden — kernfrisch. Der Vater sagt's auch. Aber Schau, Du wirst leicht ein paar Wochen nicht in die Kirche gehen mögen und bist das Jahr noch nicht bei der österlichen Beicht' gewesen. Jetzt, daß es nachher vorbei ist, hab' ich mir gedacht und hab' um den Pfarrer geschickt. Gar lang' wird er nicht mehr ausbleiben. Ich laß Dich jetzt ein eichtel allein, tu Dich bereiten, Franz.“

„Ruht nicht, Weib,“ sagte der Kranke, „mußt mich nicht allein lassen in dieser Stund'. — Kannst mir's nicht glauben, was das für ein Stein ist auf meinem Herzen. Wenn mir nur ein Mensch den Baum von der Brust tat wegheben!“

„So Schau nur, der liegt ja schon lang' nicht mehr auf Deiner Brust.“

„Wo ist er denn nachher, der Maibaum? Beim Donnersböf? Die Knechte sollen ein paar Ochsen einspannen, sollen ihn herführen zu meinem Haus. Der Stamm ist aus meinem Wald. Und das sag' ich Dir, Weib, das Licht las mir aus! Ist's dem Pfarrer in der Stuben zu finster, so mag er draußen bleiben. Der soll mich in Ruh' lassen. Und will er schon Beicht' hören, an meinem Haus vorbei geht der

Weg zum Donnersböl; dort mag sich der Pfarrer Sünd' und Laster holen, so viel er will. — Ist der Rappelschmied nicht da?"

Der wurde verleugnet. Aber der Friedel trat leise und rücksichtsvoll in die Stube. Er kam eben vom Pfarrer, den er als Vermittler angerufen hatte.

Die Bäuerin eilte hinaus, daß sie an der Rückseite des Hauses die Fensterbalken schließe, einige Windstöße meldeien sich schon als Vorboten des Sturmes.

"Wollt Ihr schlafen?" sagte der Friedel zu seinem Vater.

"Was fragst denn? Noch weit weg, daß ich schlafe."

"Der groben Neb' wegen, die ich am heutigen Morgen hab' getan," versetzte der Sohn, „laßt's vergehen sein, Vater."

"Ist brav von Dir, Friedel," sagte der Bauer, „und recht, daß Du da bist. Neb mit den Knechten, sie sollen den Baum klein hacken. Und in den Ofen damit, 's ist kalt. Und tu mir den Gefallen und blas mir dasselbig' Licht aus; es tut mir weh in den Augen."

Der Bursche tat's. Dann sagte er, daß ein Gewitter komme, daß der Pfarrer in der Nähe auf einem Acker sei und wahrscheinlich im Lindenhof Obdach suchen werde. Auch der Donnersböl sei auf

dem Wege zum Lindenhofe, er wolle vielleicht in christlicher Weise den Kranken besuchen.

„Ei geh,“ mehrte der Lindenhofser, „führ die Ruh nicht eine Welt' um den Stall herum, ist das Thor offen. Ich weiß recht gut, was Ihr wollt. Den ganzen Weiler wollt Ihr mir an den Hals hehen, da Ihr seht, der kranke Mann weiß sich nicht zu hüten. — Ei ja, den Alten, den hat der Baum geschlagen, mit dem wird's gar in der heutigen Nacht; da müssen wir schauen, daß wir ihm das streitig' Waldbland noch früher mögen abdrucken. Es kann ja keiner ruhig schlafen im Weiler, des Markprozesses wegen, alles kümmert sich drum; nur ich soll still sein, ich, dem dieser Wald das Leben hat vergiftet, den er hat umgebracht. — Ich laß es ja gelten, ich lieg' auf dem Brett morgen in der Früh! Und morgen, wenn da unten die Siebenglocke läutet, fragen mich in der Ewigkeit meine Vorfahren: Lindenhofser, was ist Dein Leptes gewesen auf der Welt? — Sollt' ich sagen: das Stück Wald an der Markung, das rechtlich hat zum Lindenhof gehört seit alter Zeit, das Erbe von Euch hab' ich tollwüthig verschauzt? Das ist mein Lepties gewesen! — Friedel, Du bist mein Kind, Dir gehört der Lindenhof. Du bewahr mir mein väterlich Gut. — An demselbigen Tag, da Du den Streitwald verspieltst — bist mir versucht!“

In großer Aufregung waren die Worte gesprochen. Nach einer Weile entgegnete der Friedel: „Gebt Ihr

den Lindenhof wenn Ihr wollt, Vater. Eh' ich mir Unfried' und Fluch auslad', bin ich tausendmal lieber ein armer Tagwerker."

"So sprichst Du!" rief der Alte, wollte sich aufrichten, sank aber wieder zurück auf den Lehstuhl, „dann bist Du mein Sohn nicht. Dann bist Du ein Strolch, der sein blutig erworben Erbgut, sein schwer erkämpft Recht leichtfertig vertut."

"D." sagte der Bursche, „ich besteh' auf meinem Rechte, und kostet es Haus und Hof. Mein Recht ist der Friede."

So der Kampf in der Stube; das Ringen vor dem Hause war nicht viel kühler.

Der Rappelschmied wollte ins Haus „zu seinem lieben Freund und ihm Beistand leisten".

Man wies ihn ab.

Der Pfarrer bot seine ganze Überredungskunst auf, den Donnersböf mit in die Stube des schwerkranken Nachbarn zu bringen. Doch nicht des Pfarrers Gründe, andere waren es, die den Donnersböf endlich bewogen. Wohl, er konnte sich erstens als Kirchenvater mit dem Pfarrer nicht verfeinden. Ferner war es möglich, daß der Nachbar auf dem Totenbett nachgäbe, und er also leichten Weges zu seinem Rechte käme. — Er trat mit dem Pfarrer in das Haus des Todfeindes.

Das Gewitter kam immer näher und legte sich schwer in das Gebirge.

„Und wetterläuten tut auch kein Mensch!“ rief die Lindenhofsbäuerin. „Na, heut geht's zu! Die Weibdirn' soll doch um des Himmels willen sein bald zum Mehner-Müppel laufen, daß er läutet, sonst ist's aus der Weis' und kein Stammel bleibt stehen auf dem Feld. Und die Dirn' soll einen Brotsaib mitnehmen fürs Läuten!“

Heute vor dem Pfarrer sagte sie es doppelt laut, damit er sehe, was sie — die Lindenhofsbäuerin — für eine christliche Hausfrau sei.

Der Pfarrer aber belehrte, daß gegen des lieben Herrgotts Willen kein Meden und Läuten helfe, das sei zuweilen nur ein Mittel gegen den Bann in der Menschenbrust, gegen verstockte Herzen.

Als der Lindenhofser die beiden Männer, denen sich auch ein paar andere Nachbarn angeschlossen hatten, eintreten sah, wendete er sich ab. Wollte von diesen Leuten nichts wissen. —

„Kommt ihnen auch just recht, das Gewitter!“ murmelte er.

Der Priester stand nahe bei ihm. Die anderen wollte er loshaben.

„Pfarrer,“ sagte er, „Ihr wollt, ich soll Euch beichten.“

„Das Wollen ist hier auf Eurer Seite, Lindenhofser,“ versetzte der Pfarrer, „indes seht Ihr, daß ich ohne Stola und Ciborium komme.“

Sonach fragte er nach dem Befinden des Kranken,

erkundigte sich theilnehmend nach diesem und jenem und begann endlich langsam und mit milden Worten auf die gegenseitige Annäherung der beiden Nachbarn hinzuwirken.

Nicht lange redete er, so erklärte der Donnersböf rundweg, er habe sein letztes Wort gesagt, der Lindenhof habe die Mark gefälscht, und das alte Recht des Donnersböfhofes würde erst brechen, wenn die Gleitscher niedergingen vom Weisthor.

„Und,“ setzte er bei, „wenn ich heut dalleg', wo der Lindenhofser liegt, und hör' die Schaufel klingen, die mein Grab gräbt auf dem Kirchhof — ich kann nicht anders. Tausendmal wollt' ich, ich könnt', aber meine Ehr', die bin ich meinen Vorfahren schuldig und meinen Nachkommen.“

„Der Lindenhofser hat ganz dieselben Gründe,“ sagte der Pfarrer, „man kennt Eure Ratgeber und Rechtsführer und wundert sich allenthalben, daß Ihr Euch so hergebt zum Ausbeuten.“

„Ich brauch' keine Rechtsführerei,“ versetzte der Donnersböf, „ich mach' meine Sach' selber. Geistlich Weih' in Ehren, Herr Pfarrer, aber lieber lät's mir sein, es wollt' sich niemand weiter einmischen.“

So wendete sich der Seelsorger zum kranken Lindenhofser, und da ihm auch hier nur Schroffheit und Troß entgegenkam, zum Friedel.

„Du vermagst viel bei Deinem Vater,“ sagte er zum Burschen, „laß nicht zu, daß die böse Zeit, die



viele Jahre lang wie ein Gottesfluch auf beiden Hosen lag, auch auf Deine Zukunft übergehe.“

„Aufheben!“ fuhr der Lindenhofser drein. „Den Sohn gegen seinen Vater heßen!“

„Aufheben, wo ich besänftigen will!“ rief der Pfarrer, „wo zu besänftigen die Pflicht mir gebietet. Dieser Streit um die Mark hat Leben und Lebensglück verzehrt. Wenn Ihr alle Bäume gefällt hättet vom Streitwald und daraus Kreuze gezimmert für Euch und Folterbänke, es wäre des Leides nicht mehr gewesen denn so, da Ihr Euch in stetem Geiser an Gut und Blut und Ehre habt geschädigt. Lindenhofser, ein einzig Wort der Versöhnung stammelt Eurem Feind, und es ist alles gut, und es segnet Euch ein neuer Freund und weicht dereinst in Liebe eine Scholle Erde Eurem Sarg, und es hebt die ganze Gemeinde ihre Hände und Herzen empor zu Gott, in Brüderlichkeit Euer gedenkend, und es werden Euch in späten Jahren noch Eure Kinder segnen. Euch, Lindenhofser, sind durch dieses eine Wort: Versöhnung, die Sünden all vergeben. O, spricht es aus!“

„Ihr meint es gut,“ antwortete der Lindenhofser, „aber warum soll just ich nachgeben, dem groß Unrecht ist geschehen? Dieses Streites wegen muß ich in die finstere Erden. Der dort kann's sehen und bleibt steinhart im Herzen. Wer hat den Baum auf mich geworfen, daß ich muß sterben?“

„Vindenhofer!“ rief der andere, „das sagst mir nimmer. Wer hat den Baum aus der Erden gerissen?“

„Und dem zulieb' soll ich mein Recht fahren lassen?“ röchelte der Kranke.

„Tut es aber doch,“ fuhr der Pfarrer fort, „tut es Euch selbst zulieb' — ihm zum Trost, wenn Ihr wollt, denkt an den Unschuldigen, den die Sünder ans Kreuz geschlagen haben. Seid größer, Vindenhofer, und seid stärker im Sterben noch als Euer Feind in seiner Lebenskraft. — Für Euch ist vielleicht keine Zeit mehr zur Versöhnung — er kann's gutmachen an Eurem Kinde, kann's vielleicht auch nicht.“ — Und gegen den Donnersböf gewendet: „Nicht dieser Mann allein, wir alle, Donnersböf, auch Ihr, stehen an des Grabes Schwelle. Nehmt die Stunde wahr! Höret, draußen wüthen eben jetzt die Gewalten Gottes, denen wir hilflos gegenüberstehen. Zu jeder Stunde halten die Elemente tausend Waffen gegen uns bereit, wovon eine einzige tausendfach uns verderben kann. Wahrlich, es ist nicht klug, uns selbst noch Feinde zu schaffen aus unserer eigenen Brüder Scharen. O, möchten alle Menschen, statt sich zu bekriegen und zu peinigen, mit ihren ganzen Kräften und Mächten einander liebevoll Trost und Zuflucht sein auf dieser Erden, die kurze Zeit, da sie das Sonnenlicht schauen über den Gräbern!“

Das war priesterlich gesprochen, und des Donners und des Sturmes Stimme draußen half ihm predigen.

Scharfe Blitze loberten an den Fenstern vorüber, an denen Regen und Schloßen sausten. Über dem Weistore her war ein seltsames Getöse, und unten im Weiler jammerten die Leute, und zahllose Dachbretter, vom Sturme losgerissen, tanzten in den Lüften.

Die Friedel war ins Freie geeilt, um irgendwo zu schüßen, belustigen.

Der Lindenhofser winkte, daß er allein sein wolle. „Ihr all miteinander wälzt ihn nicht weg, den Baum von meiner Brust.“

„So seid Ihr taub für des Freundes Wort, taub für die Stimme Gottes, die vielleicht in diesem Augenblick Euer Haus bedrängt, Euer Verhängnis begräbt, wofür Ihr Eure Seelenruhe hingeopfert. Vermag Maiensonnenschein und Wetterstrahl und Sterbekerkenschimmer Euer Gemüt nicht zu erhellen? — Dann,“ schloß der Pfarrer, „bin ich meines Amtes ledig. Was soll ich nur entgegnen, wenn eines Tages Euer Leib um Friedhofserde bittet, und die Gemeinde versagt sie und schließt ihn aus dem christlichen Bund, weil er unversöhnlichen Herzens ist gewesen?“

Jetzt ächzte der Lindenhofser schwer und verdeckte sein Angesicht. Aber — wie schon manch ein finsterner Dämon, dem das Menschenherz so lange erschlossen war, daselbe umstricken mag — der Bauer schüttelte den Kopf: er will nicht, er will nicht.

Der Donnersböf wollte davon, da strömten Menschen schretend und händeringend zur Tür herein:

Veter Hejgart. Wie se ill den urd hollen.

„Das Wasser, das Wasser! Die Lawinen! Der Wald bricht zusammen, du heiliger, starker Gott!“

„Der Wald!“ rief der Donnersböf. „Soll hin sein in des Teufels Namen!“

Raum die Nachricht verkündet, war schon eine zweite da: „Lindenhöfer! Donnersböf. Eure Kinder! all beide sind sie weg — fortgerissen — ertrunken — verschüttet!“

Alles stürzte davon. Auch der Lindenhöfer wollte hinaus, aber vor dem Tische mit dem Kruzifix brach er zusammen. „Hilf, o Maria! mein Sohn!“ winnert er noch. Dann ist es still in der Stube, und nur der Sturm braust und brandet an den Fenstern. —

Eine Welle kniete der Kranke an den Schragen des Tisches gestützt. Dann starrte er wirren Auges, wie aus Träumen erwachend, um sich.

„Jetzt,“ murmelte er tonlos, „sind sie alle fort. Jetzt bin ich allein. — Eine traurige Mär haben sie ins Land gebracht. Der Streitwald ist gebrochen. Den Lindenhöfer hat der Baum erschlagen. — Sein einziges Kind ist ertrunken. — Jetzt ist's gelöscht. — Jetzt hat's ein End'. — Und dem Lindenhöfer, hört man, dem wollen sie das Grab versagen auf dem Kirchhof? Der soll nicht liegen bei seinen Vorfahren, bei Weib und Kind, für die er hat gestritten? — O heiliger Gott! Ich bin's ja! Und bin ich denn nicht im Recht gewesen? Hab' ich denn nicht gehandelt nach Ehr' und Gewissen? — Bin ich denn nicht

in Ansehen gewesen so viele Jahre lang? — Und jetzt ein solches End! Verstoßen aus geweihter Erden! — Die Raben fliegen über die Heide — und scharren das Grab auf — der Mond scheint hinein — und die bleichen Gebeine, das sind des alten verfluchten Lindenhofers Gebeine! — O Jesus, Jesus, was ist das für ein Leben, was ist das für eine Welt gewesen!“

Krampfhaft emporgerichtet hat er sich bei diesen letzten Worten, hat mit beiden Händen nach dem Kreuzifix getastet — hat es nicht erreicht — ist schwer und bröhnend zusammengebrochen.

---

# Achtzehntes Kapitel.

## Wasser kann die Lieb' nicht lösch'n.

Die Weibbirn', die Traubel, war, wie es ihre Bäuerin befohlen, mit dem Brote gegen den Weiler hinabgeellt, damit wettergelautei werde. Im Laufen fiel ihr der Laib Brot aus dem Arm und krollerte den Berg hinab. Sie lief ihm nach und dachte sich unterwegs: wenn ich ihn nicht mehr krieg' und dem Mehner nicht geben kann, so muß ich selber läuten. In der Schlucht stand eine ausgebrannte Kohlstatt des Donneraböthofes, auf dieselbe kugelte und hüpfte der Brotlaib los; an der Wand der Köhlerhütte zerschellte er.

„Sakra, wer läßt mir denn da Steine herab!“ rief ein Mann und sprang aus der Hütte.

„Der Bipp!“

„Die Traubel!“

„Ja, was tust denn Du da in dem finsternen Kobel?“

„Unterstehen, well das Wetter kommt. Und Du? Der Brotlaib ist Dir ausgekommen? Wo hast denn hinwollen damit?“

„Zum Mchner, daß er wetterläutet, heut kommt's grob. Jetzt, die Trümmer da, die kannst Du essen, und ich geh' läuten.“

„Ist zu spät, schau, es fallen schon die eiskalten Tropfen. Komm mit in die Hütten.“

„Wird eh das Gescheiteste sein,“ meinte die Traudel.

In der Höhlenhütte war's, als der Lipp die Tür zugemacht hatte, auf daß der Regen nicht sollte herein-spritzen, rechtschaffen finster. Der Lipp setzte sich auf die Steinplatte, auf welcher sonst die Feuerstelle war; die Traudel blieb aber stehen und blickte zum Fenster-chen hinaus, und es war ihr nicht recht zumute.

„Traudel,“ sagte der Lipp, „Du kannst Dich jetzt da zu mir auf den Stein setzen, oder kannst dort stehen bleiben, wie Du willst, aber ich muß Dir was sagen.“

Sie blieb am Fenster stehen.

„Traudel, was meinst, wenn wir Ernst machen täten?“

Sie zwickte mit zwei Fingern ein Holzspaltchen von der Wand.

„Was meinst?“ fragte er wieder.

Sie war sehr rot im Gesicht.

„Mir ist es auch recht,“ flüsterte sie, „aber haben — haben tu' ich nicht viel. Halt seiner Tag die mütterliche Sach' und die ist Kleinding.“

„Wir werden schon haufen. Ich hab' dreihundert Gulden Silbergeld und eine tragende Kuh, sie steht beim Stummelbauer im Stall. Wir heben eine Wirt-

Schaft an; meinetweg' lassen wir uns am Sonntag schon verkünden. — Geh her, meine Traudel, gib mir die Hand drauf, nachher wären wir auf gleich."

Sie gab die Hand, und sie waren auf gleich, die zwei armen Diensthöten, und da konnte kein reicher Vater trohlg nein sagen, weil keiner da war.

Die Verlobung wäre in der Röhlerhütte gewiß sehr trautsam gefeiert worden, da huben auf dem Dache plötzlich wieder Dinge an zu knattern. Die zwei Leuten schreckten auf, da sahen sie es, daß draußen große Schloßensstücke vom Himmel sausten, vor der Hütte wurden Männerstimmen laut; der alte Rap schleppie einen blutenden Mann zur Türe herein.

Der Heuschreckfranzl war's, er kauerte auf den Boden hin, drückte seinen Arm ins Gesicht und wimmerte: „Auweh, auweh, mein Aug', mein Aug' ist hin!"

Ein Eiskorn, so groß wie ein Hühnerai, war ihm ins Gesicht geslogen, der Rap war dazu gekommen und beiggesprungen und band ihm nun sein Tuch um das Haupt und labte ihn mit Wasser.

„Daß es grad' der muß sein, der mir hilft!" wimmerte der Franzl.

„Bon Herzen gern," sagte der Rap, „wenn ich Dir nur was lindern kann. Der Alpp da ist so gut und rennt zum Vader, und ich und die Dirn' machen Dir da dieweissen ein Bett zusammen, 'leicht ist Dir besser, wenn Du liegst."



„Freilich, freilich; Naß, mein Naß, mir ist hart zum Versterben.“

Draußen war ein mächtiges Brausen; die Erde bebte, die Hütte krachte.

„Leut'! Leut'!“ rief der Altp, „geschwind, macht Euch auf, sonst seid Ihr alle hin. Das Wasser ist da!“ Er faßte die Traudel, sie sprangen davon, kletterten den Hang hinan.

Der Naß packte den Verwundeten auf.

„Laß mich liegen!“ rief dieser.

„Im Stich laß ich Dich nicht,“ schnaufte der alte Soldat, „halt Dich nur fest an meinem Hals, so; ich trag' Dich schon!“

Sich selbst mit der Krücke stützend, schleppte er den andern hinaus, da verschob sich schon die Köhlerhütte, unter Ächzen und Krachen ging sie in Trümmer — Wasser und Schutt schossen drüber hin.

Als die Leute unter einem Ahorn kauerten, mitten in Regen und Sturm, und der Franzl sein glühend Gesicht an die Brust des Invaliden drückte, sagte er die Worte: „Das ist die Straf'! Dir hab' ich das Haus niedergebrannt, mein Naß, jezt, jezt hab' ich selber kein Dach zum Sterben und keine Liegerstatt, als wie Dich.“

„Nach Dir nichts drauß, daß Du hart liegen hast auf wir,“ antwortete der Alte. Da gab es schon wieder was Neues.

Es ist früher erzählt worden, daß der Friedel

aus dem Hause geeilt war, um zu schützen und beizustehen.

Bald sieht er: das Wasser kommt. Unten in der Schlucht hört er Lärm. Er will hinab, da sieht er durch den wilden Schleier des brausenden Regens an der jenseitigen Lehne die Flori herantreiben zur Talung, sie sucht den Vater.

„Der ist bei uns!“ ruft ihr der Friedel zu. „Schau auf Dich selbst!“

Wie sie aber zurück will gegen das Haus, sieht sie, es schiebt das Wasser hinter ihr nieder, versperrt den Rückweg. Schon ist der Bursche bei ihr, sagt sie am Arm: „Nur voran, nur nicht verzagt!“

Ein schauerlich Gieken und Hageln, vom Wehthor nieder krachen die Felsen, im Walde knattern die brechenden Stämme, die Wipfel fliegen im Sturmwind. — Die Kinder der beiden Höfe eilen, fliehen, wie der Boden schon wankend wird unter den Füßen. Leuchtet der Bliß, so sehen sie das Haus. Da tobt mit einem Male vor ihren Füßen ein gewaltiger Wasserstrom nieder mit Erd' und Gestein und krachenden Stämmen. Nicht vormwärts und nicht mehr rückwärts. — Der Boden zittert, hebt an zu wanken. Fester faßt der Bursche das Mädchen: „Flori!“

„Friedel!“ schrie sie auf, ihn wild umfassend, „hebt müssen wir fort!“

„Herbei! Kommt ihnen zu Hülfe um des Herrgotts heiligen Willen!“ jammern die Leute am Ufer

und fahren planlos durcheinander. Jeder will helfen, keiner weiß Rat, alle schlagen die Hände zusammen. — Und siehe, da geschieht das Wunder: ein Lahmer läuft herbei und schlebt mit seiner Krücke die Leute auseinander, daß er Platz hat. Eine Kraft hat der Mann, daß man's schier nicht möcht' glauben. Der Stamm des gebrochenen Malbaums liegt da, und wie sich's schon oft fügt, will eine Stunde glücklich sein: diesem gibt er einen Ruck; der glatte Stamm rollt, rutscht und fährt über die Schlucht des Wildwassers.

Mit neuem Mute faßt Friedel das Mädchen: „Die Augen zumachen!“ — Drei sichere Sprünge über den neugebildeten Steg, und sie stehen am festen Gelände.

Und höhere Gluten tosen nieder vom Gebirge, und fortgerissen ist der Stegbaum, und grollend schlebt und wild brandend fährt der ganze Erdstrich in die Tiefe.

Das gerettete Paar führen sie jubelnd in den Lindenhof. Der Donnersböf hat ein sehr blaßes Gesicht bekommen; er schaut seine Tochter an, schaut den Friedel an, den Lindenhofsohn.

Den alten Lindenhofer fanden sie in Ohnmacht liegen vor dem Tisch.

Der Friedel und der Donnersböf hoben ihn auf. Er blickte gar verwirrt um sich.

„Da sind ja Leut'“, stöhnte er, „so viel' Leut'. Sind alle wieder da, die sie vor lang' begraben haben. Du — Du auch, Kind? Du steigst aus der Friedhofserden. — Schau, Deinen Vater haben sie verscharrt auf der Helben. Die Raben haben mich aufgeweckt. Sie sagen, ich kunnt' nicht selig werden, der Feindschaft wegen. — Jetzt ist der Wald verbrannt zu Aschen. Dort — dort brennen die Wolk'n! Jetzt — schrecklicher Gott — jetzt steigt der Richter nieder!“

Er umklammerte die Knie der Umstehenden. Schwer gelang es, den fieberirren Mann zu beruhigen.

„Lindenhofser,“ sagte der Pfarrer, „seht, gute Menschen stehen nun um Euch, die Euch vergeben und lieben, wie Gott Euch vergeben und lieben wird. — Da seht Euren Sohn aus Todesnot gerettet — gesund und jung uns wieder geboren.“

„Und nicht — die Auferstehung von den Toten?“ stammelte der Kranke. „Ach — auf meinem Herzen liegt der Grabstein noch.“

Er lehnte im Sessel und schloß die Augen. Der Vater wollte auch was sagen, so sagte er: „Die Krisis ist vorüber.“ —

Und der Raß? Hatte niemand den Raß gesehen? Ein jäher Schreck ging durch aller Herzen. Sie stoben hinaus in Nacht und Nebel, um ihn zu suchen. Sie fanden ihn unten am Ahornbaum, wo er, der Lipp

und die Traubel um den getroffenen Heuschrecksfrauzl beschäftigt waren.

Der Bader eilte hin; der Ratz wurde ins Haus gebracht. Die Flori fiel ihm um den Hals und rief: „Gott wird Dich segnen!“

„Nur stad, nur stad!“ sagte der alte Soldat. „Der Ratz ist so was nicht gewohnt, und ein spottschlechtes G'stall hat er auch, den rennt der Segen Gottes leicht über 'n Haufen.“

„Ist ihm nichts geschehen? Doch nichts geschehen?“ fragten sie sich.

„Guckt, Leut“,“ sagte er, „ein Stückel geht ab. Hat keiner draußen wo meinen Fuß gesehen? Wigott, den hab' ich verloren!“

„Deine Arücke!“ rief der Friedel. „die hat 'leicht das Wasser geholt — ist ja vom Streitwald gewesen. Ratz, von heut an kannst spazieren mit Roß und Wagen!“

Der Pfarrer sagte: „Ich kenne einen Käser, den treten die Leute am helllichten Tage mit Füßen, weil er aschgrau und ungestalt ist. Aber kommt die Nacht, da glängt er wie ein Stern — da ist er zu erkennen. So ein Käser ist unser braver Ratz.“

Der Alte wollte sich just bedanken für die Ehr', aber er mußte nicht wie und ließ es bleiben. Der Flori schlich er zu und flüsterte: „Seid Ihr schon auf gleich mit den Vaterleuten? Nicht? — Ja, Ihr leichtsinnig Volk, allzwei, mahlt der Müller nicht, wenn

er Wasser hat, so verhungert der Wäcker beim Brotforb. — Und Wasser ist heut da."

Flüsternte ihm schon der Friedel ins Ohr: „Heut ist der Tag der Dahn im Korb, heut muß er die Geschichte einfädeln."

Da räusperte sich der Alte.

„Zwei verliebte Leut' tät ich wissen!" pläpte er heraus, so daß es dem Friedel und der Flori blau vor den Augen wurde.

„Just früher hab' ich sie gesehen. Mari', wir fangen sie!" und bald brachte der lustige Alte, dessen Humor gar nie zu verderben war, den Lipp und die Traudel zur Thür herein.

Das andere Paar machte große Augen. Der Lipp und die Traudel waren verlegen inwendig und waschnaß auswendig.

„Da schaut einmal," rief der Tag, „der Markprozeß hilft nichts, Liebchaften gib't's doch über den Graben hin und wieder. — Es hat zwar keinen Schick, daß man an einem solchen Tag, wie der heutige ist, bräuteln geht, aber weil wir schon dastehen, so machen wir's fertig." — Mit diesem Gedanken trat der Lipp ungeschickterweise vor den Lindenhöfer hin und sagte: „Daß ich halt ein Börtel möcht' reden. Wie mich vor ein paar Wochen der Bauer der Dirn' wegen hat fortgeschickt, hält' ich selber nicht glaubt, daß ich heut mit einem solchen Anliegen wieder sollt' dahersteigen. — Nur desweg' ist's, daß ich's 'ag', ich und die Traudel

haben es ausgemacht, und der Bauer wird nichts da-  
gegen haben, daß wir zusammenheiraten. Daß weiteres  
keine Unehre' ist. So, und jetzt — denk' ich, Traudel —  
konnten wir wieder gehen. Wir wünschen baldigen  
Besund."

Der Lindenhofer winkte matt mit der Hand: es  
wäre schon recht.

## Neunzehntes Kapitel.

### Sie kriegen sich.

Vorbei das Gewitter.

Seine Spuren werden nach hundert Jahren noch zu sehen sein. Vom Weistornwald, wo einige Jahre früher die Wäldchen geschlagen worden, war ein Bergsturz niedergegangen. Und wie einst eine Lawine das Grenzbüschlein entzweite und damit auch die beiden Grohbauern, so glich das heutige Ereignis alles wieder aus. Das ganze Joch des Streitwaldes war vernichtet, mitsamt Baum- und Erdreich in die Tiefe gefahren.

Jetzt war den großen, störrigen Kindern das eitel Spielzeug, um das sie so lange gezankt, aus der Hand genommen. Die feindlichsten Leute in der Rams hatten gestritten, hatten geforscht, hatten die Markung nicht gefunden. Das Wasser hat es getroffen; nicht rechts und nicht links liegt die Grenze, gerade über die Mitte hinab hat es den Graben gerissen. Der



Ist so weit und tief, daß zwischen Lindenhof und Donnerthöl in Ewigkeit kein Grenzstein mehr sein wird.

Mitten in der Schuttwüste, die zwischen den beiden wohlgeborgenen Gehöften steht, durch deren Schränke noch die Wetterwässer brausen, steht ein einziger Baum, eine alte Fichte. Alle durch ein Wunder ist sie bewahrt geblieben. Auf ihrem Gipfel prangt ein Geiernest, und im Geiernest saßen damals zwei Bekannte: der Hahndoktor und der Rappelschmied. — Im Geiernest sind diese Perren prächtig gut aufgehoben, meint der alte Rap. Aber sie sind eben auch vom Gewitter überrascht worden und haben sich in Wassernot dort hinaufgestürzt. Jetzt ist's finstere Nacht, und die beiden können nicht herab, und der Geier rauscht um den Gipfel.

„Leicht holt er sie gar!“ meint der Rap. Weiteres denkt er nicht viel auf die zwei, er hat jetzt ganz andere Gedanken.

Ein Schalk ist er seiner Tage gewesen, seit er der hinkende Bettelmann heißt, ist er ein noch größerer worden. Wo es in Not und Drangsal hinkt auf der Welt, da ist der Humor der beste Stief Fuß. Der Rap setzt damit über alles hinweg. Und auch jetzt gewann er damit den Prozeß.

Sie waren noch alle beisammen in der Stube des Lindenhofes. Der Starrsinn war gebrochen. Alles schaute auf den Ketter; der Rap sagte: er hält's ge-

wohlt, und der Zufall hätt's getan. Den Baum hätte er nur angestoßen mit dem Fuß, dann wäre derselb' selber gerutscht und hätte sich — ein gut-herziger Malbaum — zwei verliebten Leuten zum Sieg gemacht. Die Nachbarsleute seien heutzutage ja schon alle kreuzweis ineinander verliebt.

Der Donnersböf horchte auf.

„Arg genug,“ sagte der Nag, „daß ich, der Bettelmann, da muß breinreden. Aber weil's schon heißt, ich hätt' heut aus der Not geholfen —“

„Solist es nicht umsonst getan haben,“ unterbrach ihn der Donnersböf und langte nach seiner Brieftasche.

„Den Beutel laßt zu, aber die Augen macht auf!“ rief der Nag, „seid ja doch nicht blind! Ist Euch denn noch gar nichts eingefallen? — Jetzt, wenn die G'schicht schon so närrisch ist angestellt, daß keiner den Streit kunnt' aufgeben, und gibt schon kein Predigen vom Herrn Pfarrer und kein Kreuzdonnerwetter vom Herrgott selber was aus, weil jeder der Steinharten für und dabel bleib: die Grenzmark müht' er festhalten für seine Kinder — so weiß ich bigott kein ander Mittel: die Kinder sind da, verheiratet sie zusammen, hat jedes seine Mark — was mein ist, ist dein — und der Prozeß ist aus!“

Run war's lebendig in der Stube, und der Donnersböf rief abwehrend: „Na, da geht's ja grad' zu wie in einer Komödie!“

„Das ist gewiß, Bauer, und desweg' muß zum W'schluß fest draußlos geheiratet werden.“ —

Noch in der Nacht wird's bekannt im Weiler: der Mundenhofersohn hat der Donnerböf'stochter den Malbaum gesezt.

„Und der Nag ist für mich eingestanden!“ rief diesem der Friedel zu. „O, der Nag ist mein wahrer Freund —“

„Und Prozeßführer.“

„Mein Brautwerber!“

„Dein Brautwerber ist der liebe Herrgott selber,“ sagte der Nag, „hätt' der sein Wörtel, nicht dreinge-redet, der Tag hätt' kein solches End!“

Als der Friedel und die Flori vor den Eltern hockten und um's Jawort baten, reckten sich über ihren Köpfen die beiden Nachbarn die Hände.

„In Gottesnamen!“ murmelte der Donnerböf.

Der Mundenhofer atmete auf und sagte: „Gottlob, sezt ist er weg, der Stein von meinem Herzen!“

„Versöhnung und Frieden, der wahre Segen,“ sprach der Pfarrer salbungsvoll, „dieser sei mit Euch, mit der Gemeinde und der ganzen Welt!“

Da blinzelte der alte Nag auf sein Bein, in das ihm bei P'rezburg die Kugel gefahren war, und er murmelte in seinen Strickstrumpf hinein: „Ist der Segen was nuß, so gibt's auf der Welt bald keinen

Orengraben, seinen Markstrett und seinen Hinkenden Bettelmann mehr."

Die beiden Höfe sind eins geworden, der Friedel und die Flori auch. Die alten Bauersleute reden manches Wörtlein in die Wirtschaft drein, lassen es übrigens gehen, wie es Gott und den Jungen gefällig ist. Jeder hat das Bewußtsein, den Prozeß durchgeführt und gewonnen zu haben. Das junge Ehepaar lebt auf dem Lindenhof. Auf dem Donnersbühlhofe sind als Meterleute der App und die Traudel angestellt. Auf den Schuttlehnen des ehemaligen Streitwalbes blühen wieder die Erbsen. Die alte Fichte mit dem Geierneste steht noch, aber die Winkelbäume sind weg.

Der alte Soldat, der seine Sach' so wacker verfochten, ist kein Bettelmann mehr. Er wandelt bisweilen Arm in Arm mit dem Heuschrecksfrauzl über die Felder; der eine hat nur einen guten Fuß, der andere nur ein gutes Auge. So hat einer den andern zu brauchen.

Ober, der Nap sitzt in seinem Stübchen des Lindenhofers und hat zur Rechten und zur Linken eine Wiege. Er kann gar nicht mehr sitzen, muß wiegen mit beiden Händen, sollen die kleinen Störenfriede nicht schreien.

Dann weih' er ein Liebchen, das Angst er  
ihnen vor:

„Wenn nur's selb' Hägel fäm',  
Weich' das süß' Liebel hätt',  
Das Haß und Streit in Ewigkeit  
Schön g' Schlaf singen tätt.“

Das Liebel wird gesungen werden bereut.  
Aber — wenn Haß und Streit schlafen, wird auch die  
Liebe nicht mehr wachen.

Das Letzte wird der Friede sein.





Martin der Mann.





# Martin der Mann.

Eine Erzählung

VON

P. N. Rosegger.

Zweite Auflage.



Wien. Pest. Leipzig.

H. Hartleben's Verlag.

1880.

(Alle Rechte vorbehalten.)



AB: 55225

Dem verehrten Freunde

**Dr. Adalbert Svoboda**

als ein Zeichen inniger Dankbarkeit.





## Beweißung.

---

Verehrter Freund!

**M**eit oben im Gebirge zwischen Wäldern und Bauern, unverstanden und einsam lebte ein junger Mann. In Spiel und Arbeit, in Dichten und Träumen lebte er so dahin, war nicht unglücklich und nicht glücklich. Manchmal stieg in seinem Herzen eine heiße Freude auf, wenn er einem bedruckten Blatte Papier begegnete, das sich verslogen hatte in jene Wälder, oder wenn aus seiner beklommenen Seele ein Lied hervorsprang, in welchem sein eigenes Wesen ihm gegenständlich geworden war, gleichsam wie ein zweites Ich, wie ein guter Kamerad. Manchmal aber kam ihm die Ahnung, daß solcher Hang und Drang ein Irrweg sei, auf dem er zugrunde gehen müsse.

Eines Tages legte dieser Mensch mehrere seiner gedichteten Lieder zusammen in einen mit mangelhafter Schreibkunst verfaßten Brief und schickte sie in die ferne Landes-

hauptstadt an eine Zeitung. Fast schien es Thorheit, Uebermuth dieses zu thun, denn in jener Stadt, an jener Zeitung war er so urfremd, wie in den Wüsten von Afrika. Kann daß er an seinem Briefe die Aufschrift zu machen wußte; kaum auch, daß er die wenigen Kreuzer antrieb für die Briefmarke. — In wenigen Tagen schon hatte er diese That einer plötzlichen Laune vergessen, in Spiel und Arbeit, in Dichten und Träumen lebte er wieder so dahin.

Eines Tages kam — auf Umwegen den überall unbekannten Adressaten suchend — an den jungen Menschen ein Schreiben aus der Hauptstadt, und dasselbe hatte folgenden Inhalt:

Graz, 22. März 1864.

Geehrter Herr!

Ich habe Ihre Gedichte gelesen und finde, daß Sie eine vortheilhafte Begabung besitzen, die eine sorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlichen und auf Sie das Publicum aufmerksam machen. Früher müssen Sie mir jedoch genau und freimüthig mittheilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, denn in einer Dorfschule erhält man sie nicht, — welche Gedichte Sie gelesen haben, denn Erinnerungen

an Gelesenes finden sich in Ihren Versen vor. Schicken Sie mir auch Ihre Erzählungen ein\*) und geben Sie mir genau Ihre Adresse und jetzige Beschäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gerne etwas für Sie thun, für Sie s. B. Bücher sammeln, ich selbst will Ihnen einige schenken; was von Ihnen abgedruckt wird, soll honorirt, d. i. bezahlt werden. Vielleicht wird sich Jemand finden, der Ihnen eine bessere Lebensstellung anweist. — Schreiben Sie mir bald und seien Sie ganz offen gegen Ihren

Ihnen aufrichtig ergebenen

**Prof. Dr. A. Svoboda**

Redacteur der Tagespost.

Dieser Brief wird als eine theure Reliquie aufbewahrt. Der Mann, welcher ihn geschrieben, waren Sie, mein treuer, verehrter Freund; und der junge Mensch, der ihn veranlaßt und an den er gerichtet, bin ich gewesen.

Wie sehr dieses Schreiben, das Sie damals an einen ganz unbekannten armen Bauernburschen richteten, mich immer wieder rührt, vermag ich nicht zu sagen. Wie unendlich mehr,

---

\*) Es mußte im ersten Briefe von solchen die Rede gewesen sein.

als im Briefe angedeutet worden, Sie seither für mich gethan haben, lebt in meinem und in meiner Familie dankbarem Gedächtnisse. Daß Ihr Sorgen und Mühen für mich segensreich war, darf ich zugeben. Von den Freunden, die Sie mir zugemittelt haben, nenne ich hier nach der Zeitfolge Peter von Reininghaus und Robert Hamerling, die, wie Sie selbst, bis heute ein Glück meines Lebens gewesen.

Als ich Sie vor Jahren bat, zu einem äußeren Zeichen meiner Dankempfindung Ihnen mein Werk „Waldheimat“ zueignen zu dürfen, lehnten Sie das mit dem Bemerken ab, was da sei, das hätte ich vor Allem mir selbst zu verdanken, und schäkte ich den alten Freund, so zöge er es vor, mein geheimer Rath zu bleiben.

Schwerer als damals dürfte es Ihnen, verehrter Freund, heute gelingen, die Zueignung des gegenwärtigen Buches abzulehnen. Denn heute handelt es sich um das viertelshundertjährige Jubiläum unserer Freundschaft, zu welchem ich Ihnen ja doch einen Kranz von Ephen und Rosen zu Füßen legen darf!

Wenn ich die vorstehende Erzählung: „Martin der Mann“ einen Kranz von Ephen und Rosen nenne, so geschieht es nicht ganz ohne Bezug auf ihre Art und ihren



Inhalt. Es ist nicht wieder eine Bauerngeschichte aus dem Leben unserer Tage, vielmehr neigt dieses Werk zu jener Art von Dichtung, in welcher Welt und Menschenhicksal ein Gleichniß wird.

Vielleicht wird es Manchem nicht recht sein, daß der „Volksdichter“ hier einmal aus seiner Art schlägt und in Bereiche eintritt, in welche die Kritik ihm einen Wanderpaß nicht ausgesolgt hat. Sie aber, mein Freund, der die vielfältigen Regungen eines Poetenherzens wohl kennt und versteht, Sie wissen freilich, daß der Dichter seine Stoffe nicht immer leichthin selbst wählt, daß er manchmal unwillkürlich von Ereignissen und Zuständen scheinbar ferne liegender Kreise oder von Gedanken und Ideen befruchtet wird, die, von seinem Herzblute genährt, Gestalt annehmen und als Dichtung hervortreten müssen.

Schon der Acker meines Vaters, so einfältig er auch war, trug nicht immer gern eine und dieselbe Frucht; nachdem er einige Jahre lang Roggen oder Hafer gegeben hatte, war er aufgelegt für ein blaublühendes Flachsfeld, oder gar für Züßrüben und Kartoffeln. Hatte er sich auskartoffelt, dann ging's wieder prächtig mit Korn, falls er sich nicht etwa anschiekte, für immer brach zu liegen. Und so mögen wohl auch in dem

Fruchtacker eines Menschenhauptes verschiedene Kräfte liegen, wovon die einen rasten und sich erholen, während die anderen thätig sind. So kam es allmählich und ward für mich eine Naturnothwendigkeit, diese etwas fremdartige Erzählung zu schreiben.

Ein ganzes Jahr lang sah ich die feinübertünchten Zustände eines Fürstenhofes, wechselnd mit den grauenhaften Naturerscheinungen einer Waldwildniß. Einen ganzen Sommer lang dachte und fühlte ich nichts, als meine Herzogin Juliana, ihre seltsame Freundschaft und ihre fast dämonische Liebe. Die Ereignisse sind geschehen, ich sah sie stattfinden vor meinem inneren Auge. — Wer gewohnt ist, die Wahrheit nur nach Aeußerlichkeiten zu messen, der wird in diesem deutschen Buche auf Unerhörtestes stoßen; wer aber die Natur eines von Vorurtheilen befreiten menschlichen Herzens sieht, der wird die Begründung der Dinge vielleicht erkennen. Wer sein literarisches Gewissen beruhigt, wenn er diese Erzählung ein Märchen nennt, der möge es thun; doch wird ihm am Ende das Märchen zu realistisch sein.

Von meinen ersten Bauerngedichtchen „Bither und Hackbrett“ bis zu diesem „Martin der Mann“ ist ein weiter, etwas krummliniger Weg; ob er eine Entwicklung bedeutet,

oder bloß das Sichausleben eines heftig empfindenden Menschen-  
gemüthes, das beurtheilen Sie besser als ich. Jedenfalls ist  
auch das Sichausleben nach allen Richtungen hin ein großes  
Glück. Die Grundbedingung dazu haben Sie veranlaßt, mein  
theurer Freund, und solches zu dieser Zeit und an dieser  
Stelle auszusprechen war ein Gebot des Herzens.

Krieglach, im Sommer 1889.

**P. A. Hofegger.**



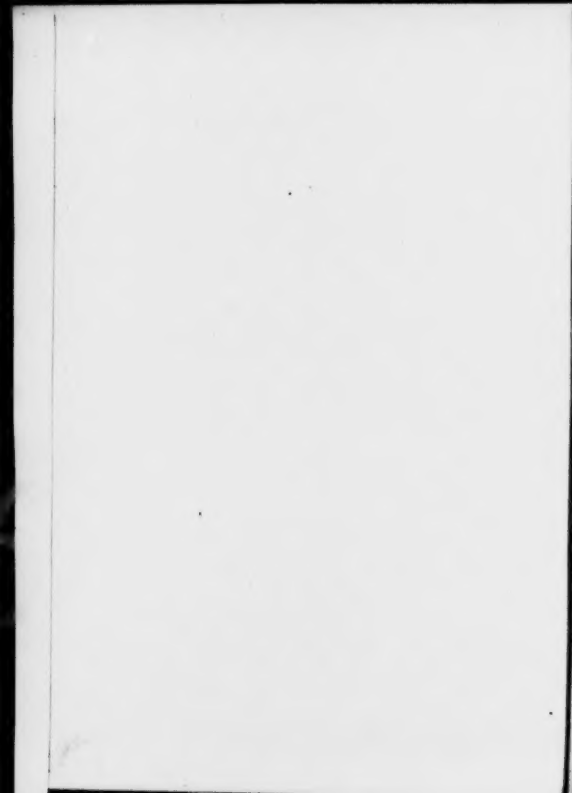
## **Inhalt.**

|                                | Seite |
|--------------------------------|-------|
| Erstes Buch: Juliana . . . . . | 1     |
| Zweites Buch: Maria . . . . .  | 107   |
| Drittes Buch: Martin . . . . . | 223   |

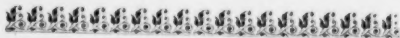


Erstes Buch.

Juliana.







Der Herzog ist ermordet!

Mit diesem Schreckrufe muß die Darstellung einer Begebenheit anheben, in welcher seltsame Geschehnisse die Tragik der Welt gleichsam mit der Idylle des Märchens verflechten. Wer Menschenherzen höher schätzt als Fürstenthronen, der wandle mit uns. Unser Weg, an dessen Rande wohl manch blaues Blümlein im Thau, aber auch manch glühende Rose stehen wird, unser Weg, der eine Wirklichkeit und ein Gleichniß ist, hat Ausblicke in die Abgründe der Leidenschaft, und Ausblicke auf die Höhen menschlicher Größe. Und die Liebe waltet, die Liebe wüthet; wir sollen staunend sehen, was die Liebe kann.

Der Weg führt durch das Thal der Timer. Ein stilles Wasser, aber zur nächtlichen Weite, wie diese ist, hört man sein träumerisches Rieseln zwischen den Silberweiden her, und flüsternd umschleicht es den Felsbühl mit dem Schlosse, als dürften Jene, die da drinnen schlafen, nicht geweckt werden. Auf den Erkerthürmen des Schlosses ruht noch der blasse Mond des versinkenden Mondes und eine der Mächtfahnen

des Thurmes hat schon das erstemal gequirt im Morgenlächeln. Zur Hochsommerszeit ist diese Stunde die süßeste des Schlafes. Und so ruhen denn auch bei wohlverwahrter Pforte der Thorwart und sein Weib in ihrer Stube. Er träumt von seinen Weinreben, denn in friedlichen Zeiten mag der sonst kriegerische Thorvogt den Speer mit dem Weinstock vertauschen, und an die Hänge anstatt Meifugeln Trauben pflanzen.

Sein Weib träumt von den Kohlseyklungen und Nelken ihres Gartens, wovon die meisten erst im Aufkeimen und Aufknospen sind. — Und in den Frieden solcher Landwirthsträume schritt plötzlich das Fenster, an welches herbe Finger pochen, und laut erschallt das Wort: „Auf! auf! der Herzog ist ermordet!“

Dann war es von der Straße herein noch zu hören wie das Traben von Pferden, und dann war alles wieder still.

Das Weib des Thorwart erhob sachte ihr Haupt aus dem Kissen und sprach leise, daß sie ihn nicht wecke, falls er doch schliefe: „Frig!“

„Ja,“ sagte er.

„Hast Du es auch gehört?“ fragte sie.

„Ich habe es auch gehört,“ antwortete der Mann, „es wird ein Betrunkener gewesen sein. Es ist eitel Nacht, wir wollen im Gottesnamen schlafen.“

Nun lag Jedes ruhig und redete sich ein, daß das Andere schlafe und daß es auch selbst wieder einschlafen wolle. Jedem aber pochte das Herz zu stark. Nach einer

Weise seufzte das Weib: „Es ist kein Piegen mehr!“ und richtete sich im Bette auf.

„Mit meinem Schlaf ist's auch vorbei,“ gab der Thorwart zu. „Wenn die Gemeindepolizei ihre Pflicht nicht erfüllt, so sollten die Beoffenen den Dorfsrichter aus der Nachtruhe lärmern, und nicht ein paar alte Leute, die das bißchen Schlaf mit harter Tagesarbeit erkaufen müssen. Geißt's immer, daß es dem Volke so schlecht ergehe. Viel zu gut müssen es die Leute noch haben, daß sie sich sternbuttenvolle Känische kaufen können. Wer in der Nacht trinkt, darf sich nicht beklagen, wenn er am Tage nichts zu essen hat.“

Nach einem Weilschen, als der Alte so gebrummt hatte, sagte das Weib: „Ich habe an die Weißen Brüder gedacht.“

„Thorheiten!“ knurrte er und setzte dann bei: „Ich habe auch an sie gedacht.“

„Es ist eine wunderliche Zeit jezt,“ meinte das Weib. „Noch ist der gefallene Prinz Alfred nicht vergessen, noch trauern wir um dessen Bruder, den die Seuche dahingerafft hat. Wie mancher Arme wäre froh, wenn er erlöst würde, aber der Tod nimmt die hohen Herren.“

„Es wird verdammt unheimlich in der Welt,“ fügte er bei. „Sonst ist man ins Feld gerückt und hat ehrlich zugeschlagen. Heute geht alles von hinten. Dolsch, Gift und andere Höflichkeiten. Das Pulver, das wir früher in die Mörser geladen haben, vergraben sie heute in den Erdboden, weil sie des Herrgotts Weltfugel in die Luft sprengen möchten,

diese kopfverzagelten Tollhändler, oder wer sie sind, oder wie sie heißen, oder was sie wollen."

"Wenn ein Christenmensch nur wüßte, was sie eigentlich wollen, diese Weißen Brüder," sagte das Weib.

"Das weiß man wohl," belehrte er, "sie wollen alles gleich machen. Den Berg gleich mit dem Thal, den König mit dem Bettler, den Buldoggen mit dem Windhund, den Herrgott mit dem Teufel."

"Der Tod macht alles gleich," sagte sie.

"Und selbst der macht Hügel auf dem Kirchhof."

"Wir ist wieder die Ermordung des Fürsten von Gollstadt eingefallen," versetzte das Weib.

"Jesus Maria, Christine!"

"Ich wollte Dich nicht erschrecken, Mann!"

"Jener Frühmorgen!" rief er, "jener schaudervolle Frühmorgen!" Dann stieg der alte Thorwart aus dem Bette und tastete nach seinem Beinkleide. Er vergaß aber des Beinkleides, blieb mitten in der Stube stehen, hob, so viel im Dunkeln zu sehen war, die Arme gegen das Haupt und murrte wie in sich versinkend: "Ein tapferer Mann! Ein frommer Mann! Die Weibchen, oder was sie sind, oder wie sie heißen! haben nicht Muth gefunden, ihm mit offenem Degen vor Augen zu treten. Zu der Capelle bei seiner Morgenandacht! Vor dem Altar! Weib, vor dem geweihten Altar! Ein Kirchendiener im Chorrock tritt an das Betpult des Fürsten, um das zu Boden gefallene Sammtkissen aufzuheben und auf das Pult zu legen. Wacht der hohe Herr einen Senfzer und sinkt auf

das Steinpflaster hin. Erdolcht! Witten durch das Herz erdolcht! Weib!"

„Errege Dich nicht so sehr, mein Mann, ich weiß ja alles, Du warst freilich dabei und hast es hundertmal erzählt. Pege Dich wieder ins Bett.“

„Ermordet! ruft der Priester am Altar, ermordet! ruft er. Der Kirchendiener ist nimmer zu finden. — Ist einer von den Weißen Brüdern gewesen, meine Seele wollt' ich darauf verschwören.“

„So, wer sind sie denn, diese weißen Bestien, um des Himmelswillen!“ fragte das Weib.

„Das ist ein Ungeheuer,“ antwortete der Thorwart. „Es hat tausend Köpfe, es hat tausend Arme, es ist überall, in der Werkstatt, in der Kirche, unter der Erde, im Palast, auf dem Schiff, im Postwagen. Es wächst im Kornhaln auf, es gährt im Weinglas, es geistert in der Bibel und, was das Schreckbarste ist, es steckt in der Säbelscheide des Soldaten. Ueberall spult es und nirgends ist es faßbar. Es ist der Antichrist oder wie er heißt, oder was er ist! der alles verderben will. Gott der Allmächtige schütze die Regenten!“

„Unser Herzog,“ jagte nun das Weib, „der wäre jetzt ja gar nicht in der Residenz.“

„Er ist im Hochgebirge auf der Adlerjagd,“ sprach der Thorwart. „Im Gebirge ist er sicher.“

„Pocht nicht Jemand an das Thor?“ flüsterte das Weib.

„Es pocht Jemand,“ entgegnete der Vogt, da draußen der Hammer schwer an die Pforte schlug. Rasch warf er

seinen Mantel um und rief zum Fenster hinaus, was es gebe! Mehrere Pferde mit Reitern standen vor dem Thore.

„Ist die Herrschaft wach?“ fragte draußen eine männliche Stimme.

„Um solche Zeit sind nur Nachtschwärmer und Zigeuner wach, mit Verlaub!“ Das war die Antwort des ingrimmigen Thorwart.

„Alter Schwachkopf!“ rief draußen die Stimme.

„Sind's aber ehrliche Leute, so mache ich eine Ausnahme,“ dämpfte der Vogt.

„In dieser Nacht ist alles wach. In den Städten läuten sie Sturm. In allen Ortschaften, an denen wir vorüber ritten, ist Licht in den Häusern, und auf Schloß Edenstein soll alles schlafen?“

„Auch in dieser Burg wird es bald laut hergehen, glaube es, Thorwart!“ rief draußen eine zweite Stimme. „Der Herzog ist todt.“

Mittlerweile waren mehrere Bedienstete des Schlosses herbeigekommen; auch der Gutsverweser war die Treppe herabgestiegen und die Fremden wurden befragt, wer sie wären und ob sie von Amtswegen eine Botschaft zu überbringen hätten?

„Wir sind Soldaten und Bürger,“ antworteten Jene, „und die Botschaft bringen wir, wie wir sie vernommen haben. Im Hochgebirge, am Fuße der Weißhornwand — mitten ins Herz geschossen.“

„Wer? Wem?“

„Es ist grausam, daß wir den Namen so oft nennen sollen, vor diesem Hause! — Es war Herzog Johann der Feste. Sie schreien es in allen Straßen der Stadt; der Ruf ist aber schon verboten. Er war seit den Todesfällen im vorigen Jahre nun der letzte männliche Sprosse seines Stammes; er hatte keinen Bruder und keinen Vetter. Wir sind Waisenkinder!“

So die eine Stimme, und die andere setzte bei: „Aber eine Richte. Ein seines Kind. Hier wohlbekannt. Wir lassen ihr guten Morgen sagen!“

So sprachen sie draußen vor dem Thore durcheinander, in einer großen Erregung waren sie, ohne daß man darüber klar werden konnte, ob aus Trauer oder aus einem anderen Grunde. Und so zogen sie von dannen.

Die Leute im Schloß fragten sich untereinander: „Was ist das? Was hat das zu bedeuten?“

Einige bebten und waren sprachlos, Andere waren empört über den leichtfertigen Ton der Boten, Andere stellten sich wie rasend und wollten die Herrschaft aus dem Schlafe schreien; es war schwere Mühe, sie zu dämpfen. Der Thorwart allein war jetzt ruhig und sagte überaus gelassen: „Diese Schurken oder wer sie sind, oder wie sie heißen! so die falsche Nachricht verbreiten, hängen morgen, wenn die Sonne untergeht, alle auf dem Galgen. Es lebe der Herzog!“

An den Mauern des Schlosses Edenstein lag schon das Morgenroth, als die Straße entlang, staubaufwirbelnd, ein neuer Zug von Reitern und Wagen kam. Er hielt vor der

Schloßbrücke, die Reiter sprangen ab, die Fußassen stiegen aus. Drei Männer in schweren Uebermänteln traten hervor; unter den Uebermänteln trugen sie vornehme Gewandung. Der Eine war in Uniform eines Generals, hatte an der Seite einen langen Säbel, auf dem Haupte einen Helm mit rothem Federbusch und auf der Brust Sterne. Der Zweite war in purpurrothem Talar eines Prälaten, mit blinkendem Kreuze am Busen und einer veilchenblauen Mütze auf dem Haupte. Der Dritte stand in einem langen, schwarzen Mantel, über der Brust herab in Halbrund hing ihm eine goldene Kette; er trug auf den weißen Fossen ein schwarzes Barett und an der linken Seite einen zierlichen Degen. Alle Drei waren wohlbetagt und sahen ehrwürdig aus. Sie schritten still durch das bereits offene Thor in den Hof und begehrten eine Audienz bei der Prinzessin Juliana.

Ein alter Mann führte die Herren, sie neugierig mustend, die breite Quaderntreppe, aus deren Jugen Graashalme sproßten, in einen Saal hinauf und bat sie um einige Geduld, da das gnädige Fräulein noch in ihrem Schlafgemache sei. Die Fremden standen im düstern Raum, der verwahrlost war und mit seinen bestaubten alten Möbeln für hohe Gäste nicht vorbereitet schien. An den schmalen Fenstern fehlte manches Glasstücklein. Die Ahnenbilder an den Wänden waren halb erblindet, so daß die Gesichter aus dem schwarzen Hintergrunde kaum hervortraten. Etwas wie ein Thronessel stand da, an welchem eine Armlehne niedergebroschen auf dem Boden lag.



Da ihnen in diesem Raume die Weite lang ward, so stiegen sie hinauf in den Hof, spazierten durch den ausgebeuteten Gemüsegarten, an den Stallungen und Scheunen vorüber. Das sah nicht aus, wie ein Edelsitz, eher wie eine große, mit Fleiß betriebene Landwirthschaft. Sie traten in den verwilderten Gehenpark. Da standen sinnbildliche Figuren aus Sandstein, aber der einen fehlte ein Arm, der anderen ein Fuß, der dritten das Haupt. Auf den Malesplätzen, wo Blumenbeete hingehörten, lagen Heuhaufen, und der große Teich schien weniger für Kahnfahrten, als für Rindzucht eingerichtet zu sein. Von all dem abfiel eine kleine Jasminlaube, in welcher in Kreuzform ein Vergißmeinnichtbeet war, das mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt zu werden schien. Es sah beinahe wie ein Grab aus, aber die blauen Mäulein schauten munter und freudig drein und eine jungewachse Heuschrecke häpfte flink und übermüthig über das Kreuz — es war alles Leben ringsum. Jetzt gingen Knechte und Mägde mit Rechen, Zensen und Schaufeln vorüber, pflanderten und machten sich frisch an ihre Arbeit. Der Hirt trieb mit knallender Peitsche eine wohlgepflegte Heerde zum Thore hinaus, und am Springbrunnen schöpfte ein barfüßiges Mädchen Wasser, um die Kohlflanzen zu begießen, weil über Nacht der Thau angeblieben war.

„Schon sehr früh bist Du fleißig, mein Kind!“ redete der Prälat dieses Mädchen an.

„Es ist schon Zeit,“ antwortete das Mädchen und besehaute mit ihrem einfältigen Gesichte die seltsame Tracht der

Herrn. „Western,“ fuhr sie fort, „ist mir die Juliana zuvor gekommen, da habe ich mich geschämt.“

„Die Juliana, das ist wohl Deine Genossin?“ fragte der Prälat.

„O freilich,“ sagte sie, „das heißt — nein. Bei der Arbeit im Garten schon, aber sonst nicht. Die Juliana, das ist unser gnädiges Fräulein.“

„Die Prinzessin?“ fragten alle drei Männer zugleich.

„Wir wissen Alle, daß sie eine Prinzessin ist,“ versetzte das Mädchen und schürzte das Mädchen höher, damit es unter dem triefenden Wasserläbel nicht naß werde. „Aber wir nennen sie nicht so, weil sie es nicht will. — Schwups, Wasser! das ist noch keine Kohlpflanze!“

Das letzte Wort sprach sie zu ihrem Kübel, aus welchem, weil sie gestolpert war, das Wasser über den Rand schlug und auf den Sand plätscherte.

„Die Prinzessin arbeitet also mit Dir manchmal im Garten?“ fragte der im langen schwarzen Rock.

„Nur des Morgens,“ antwortete das Mädchen. „Tagsüber hat sie jetzt nicht Zeit, da ist sie im Heu. Heut wird auch wieder ein Heutag.“ Damit war sie davon.

Die drei Männer blickten sich gegenseitig an.

„Es ist eine bedenkliche Sache!“ sagte der General.

Die Anderen schüttelten das Haupt.

„Es ist eine bedenkliche Sache!“ wiederholte er.

„Gott und die heilige Jungfrau möchten uns über diesen schlimmen Zeitpunkt hinwegheben!“ seufzte der Prälat.

Hierauf gingen sie mit eifrigen Schritten gegen das Schloß und hinauf in den Saal.

Da nun wieder eine Weile verging und noch eine Weile, ohne daß die drei Männer vorgelassen wurden, so ließen sie durch den alten Diener sagen, sie hätten in einer sehr dringenden Angelegenheit mit der Herrschaft zu sprechen.

Nach einer geronnenen Zeit kam der Alte zurück, zog seine Dose, drückte mit dem Daumen eine Prise in die Nase und gestand, daß er es nicht übers Herz bringe, die Frauen in so früher Stunde zu stören. Die Prinzessin schlummere so sanft und süß wie das Christkind; wenn ihr nicht der König Herodes nachstelle, werde er sie nicht. So sei heute auch nur eine Ausnahme, daß sie so lange ruhe. Die pflege tagsüber, mit ihrer Freundin viel in Wald und Flur zu sein. Gestern sei sie auf Erdbeeren gewesen, in den Weiden bei Schafen und Hirtin umgegangen und erst spät Abends ins Schloß zurückgekehrt. — „Vielleicht," schloß der gesprächige Diener, „daß die gnädigste Frau Mutter —"

„Wir lassen die Hoheiten dringend bitten!" sagte der Mann im schwarzen Gewande. „Es ist kein Aufschub möglich."

Bevor der verblüffte Greis noch ein Wort finden konnte, ging knarrend ein Flügel der Doppelthür auf. Ein junges, schlankes Mädchen in leichtem Hauskleide, über daselbe einen blauen Mantel ungeworfen, trat heraus. Die langen Haarsträhne, in der Farbe wie reife Kornähren, rannen ihr reich und weich über Schultern und Busen. Gerötheten Angesichts, mit ihren großen, fast kirchbrun gezeichneten dunkelblauen

Augen blickte sie die Männer an und sprach: „Wie Ihr mich hier seht, geehrte Herren, so komme ich eilig herauf, weil ich vernehme, daß es etwas Dringendes sei, was Euch hierherführt. Ist ein Unglück geschehen?“

Dem Prälaten gelang es nicht, die plötzlich aus seinen Augen stürzenden Thränen zu verbergen.

Der Mann im schwarzen Gewande machte vor dem Mädchen eine Verbeugung, so tief und ehrerbietig, wie man sie vor Königen macht, und sagte: „Eure Hoheit! Ich bin Graf Doman, der Kanzler unseres Fürstenthums.“

Die junge Dame verneigte sich ein wenig.

Der Kanzler deutete auf den Prälaten: „Hier steht Seine Eminenz, der Erzbischof von Wendlinburg.“ Dann mit einer Schwentung gegen den Kriegsmann: „Hier unser Vertheidigungsminister, Graf Rodwig!“

Sie hatte sich vor Jedem verneigt und blickte den Männern ruhig ins Angesicht.

„Eure fürstliche Hoheit!“ sprach der Redner, „so wissen Sie es noch nicht? Ihr Oheim, der Herzog, unser Herr! Der unerforschliche Rathschluß Gottes . . . plötzlich . . . Ach, es ist keine Zeit, um Eure Hoheit vorzubereiten, wie sich's gebührte. Die Stunde drängt. Verhängnißvoll für das Fürstenthum lann der Tag werden, da sein Thron verwaist ist. Zu dieser Frist ist in der Residenz, im ganzen Lande Prinzessin Juliana zur Regentin proclamirt.“

Raum diese Worte gesprochen waren, wandte sich die junge, schöne Frauengestalt um und verschwand hinter der

Thür. Sie eilte in die Gemächer ihrer Mutter, der Herzogin Anna, die — an einem Fuße halb lahmt — noch in ihrem Bette war und aus einem Gebettlauche ihre Morgenandacht hielt. Sie sank vor dem Lager auf ihr Knie und schloßzte: „O Gott! Meine Mutter! Was muß geschehen sein! Sie nennen mich Regentin!“

„Dann ist Johann todt!“ sagte die Matrone und faltete die Hände.

So verharrte sie schweigend eine Zeit. Auf ihr scharf geschnittenes, blaßes Gesicht war eine Röthe getreten, in ihrem grauen Auge zuckte Feuer, aber sie zog die Lider darüber herab. Endlich löste sie die Hände voneinander los, legte dieselben der Tochter aufs Haupt und sprach: „Ich segne Dich, mein Kind. Hätte Dein Vater diesen Tag erleben können! Du steigst auf seinen Thron. Ich segne Dich auch in seinem Namen.“

„Wie kann ich Regentin sein?“ rief das Mädchen in hoher Erregung.

„Du wirst gekrönte Herrscherin sein von Gottes Gnaden,“ sagte die alte Frau.

„Man trägt ein arges Ziel mit mir!“ rief die junge Herzogin. „Wie soll ich das verstehen?“

„Durch mehrere, in unserer Familie rasch nacheinander vorgefallene Todesfälle hat sich fast plötzlich alles geändert. Ganz ungeahnt. Und jetzt noch das! Noch das! Wie ein Blitzschlag, so plötzlich. Es war nicht Zeit. Du bist nicht vorbereitet!“ — Die Matrone war sehr aufgeregt, als sie

das sprach. Dann fuhr sie ruhiger fort: „Wir dürfen den Kopf nicht verlieren. „Im Traume sah ich das manchmal kommen, doch erst seit wenigen Monaten hielt ich es für möglich, daß die Thronfolge an uns herantreten könnte. Jetzt ist sie so jäh und gewaltig da! — So gehe nun hin, mein Kind, sei stolz vor den Menschen und demüthig vor Gott.“

„Regentin!“ murmelte Prinzessin Juliana wie betäubt. Dann rief sie: „Ich verstehe es nicht. Ich kann es nicht. Ich will es nicht.“

„Von Wollen oder Nichtwollen kann nicht die Rede sein, meine geliebte Tochter. Fürsten sind die Werkzeuge Gottes. Und wenn wir Alle nein sagen, und wenn die Stände nein sagen, und das ganze Land — Du bist die regierende Fürstin.“

„Meine Mutter,“ sagte Herzogin Juliana und verdeckte mit den kleinen Händen ihr weinendes Angesicht: „Erst gestern habe ich Dich gebeten: laß mich los von den Possitten, in welchen ich seit Kurzem gefangen bin! Laß mich bei den Arbeitern des Feldes sein und bei den frohen Hirten! — Heute will man mich auf den Thron verbannen!“

„Frevelerisches Kind, daß Gott Dich nicht strafe!“ rief die Matrone entrüstet aus. „Wie mancher hohe Potentat hat sein Leben von sich geworfen, weil man ihn vom Throne verbannt hat. — Möge der Herr mich gnaden, wenn ich in Deiner Erziehung vielleicht Manches verjäumt. Wie doch unberechenbar das Geschick ist! Ich habe in Dir nichts gesehen, als die künftige Landedelsfrau. Und nun! Und nun!“

Sie langte aus dem kunstvollen Eichenstuhle, der neben dem Bette stand, eine Pergamentrolle: „Siehe hier unseren Stammbaum. Johann todt, Alfred todt, Siegmund todt. Vor einem Jahre noch alles in Gesundheit und Blüthe. So ist Johann's Stamm plötzlich gebrochen; von der Seitenlinie der höchste Zweig . . . Herzogin Juliana! . . . Nach den Gesetzen dieses Landes trägt Du die Krone.“

„Warum, o Mutter,“ sagte nun die Prinzessin mit Innigkeit, „warum hast Du mich nicht in der Hütte geboren! Warum an einer fahlen Stelle, wo Willkuren von Menschen mich sehen, verfolgen, anbeten und verfluchen! Wo ich, verantwortlich für Völkergeschicke, mein eigenes Geschick den Launen der Thoren und Schurken ausgesetzt sehe! Wo ich ein Prunkstück der Völlerei sein und mir selber arm und fremd bleiben muß!“

„Das sind Abraham's Spuren,“ versetzte die Herzogin, „ich habe mir's gedacht, Gott, ich habe mir's gedacht!“

„Das sind meine natürlichen Empfindungen,“ sagte die Prinzessin. „Der alte Abraham hat mir sie nicht beigebracht, er hat sie nur verstanden.“

„Er hat sie groß gezogen — leider Gottes!“ rief die Herzogin, dann setzte sie zärtlich bei: „Mein theures Mädchen! Oeffne die Augen! Welch ein Leben vor Dir! Wie glücklich ist Dein Stern!“

„Im Frieden des Landlebens möchte ich glücklich sein, verborgen bei harmlosen Menschen.“

„Schwärmerien!“ sprach nun die Mutter, „das ländliche Thal ist nur von hoher Höhe aus gesehen schön. In den Gründen sind die Sümpfe und die Schatten. Wohin Du bisher getreten bist, kam Dir das dünne Glück, kümmerlich geschmückt, entgegen; die Noth, das Leid, die Verworfenheit wichen schon zurück vor den Augen des Fürstenkundes, wichen zurück in die innersten Höhlen, um dann, wenn das Fürstenkind vorübergezogen, desto gieriger wieder hervorzubrechen auf ihre bleichen Opfer. Und nicht minder, als ihr äußeres Schicksal täuscht, täuschen Dich die Menschen selbst; die Harmlosigkeit, die sie heucheln, ist nicht in ihnen; der Frieden, der Dich an ihnen bezaubert, ist Stumpfsinn. Juliana, Du bist noch ein Kind, Du hast eine zu gute Meinung von den Leuten.“

„Verzeihe, Mutter, wenn ich in dieser Bedrängniß das rechte Wort der Ehrerbietung nicht finde,“ sagte die Prinzessin. „Mein Herz ist gewaltsam aufgerissen worden. Du sollst hineinschauen, Mutter, und so sage ich Dir: Ich habe eine sehr geringe Meinung von den Leuten. Darum will ich dort sein, wo ihrer wenige wohnen, auf dem Lande und nicht in der großen Stadt, wo sie sich dicht um den Fürstencapalast zusammenschaaren. Was ich von der großen Welt bisher gehört und gesehen habe, hat mich nicht erfreuen können, und mein guter Lehrer Abraham — erst seit sieben Monaten ist er todt — und wie lange dünkt es mich seither ohne Wegweiser! Er hat mich in meiner Anschauung freilich bestärkt, hat mir Muth und Freude gelehrt an dieser schönen ländlichen Welt.“



„Abraham und wieder Abraham!“ rief die Herzogin aus, „ich habe die Wahl dieses Erziehers wiederholt bedauert, er hat Dir Deine mögliche Zukunft nie ahnen lassen, anstatt Dich etwa darauf vorzubereiten. Er war ein verkappter Demokrat. Gott im Himmel, wenn dieser Geist selbst in Fürstenhäuser Eingang findet, wohin soll das führen!“

„Der Erzieher ist doch von meinen Eltern selbst gewählt worden,“ bemerkte die Prinzessin.

„Er ward uns empfohlen. Vom Abte des Eizistes Frauenburg, wenn ich mich recht besinne. Heute weiß man es freilich, daß dieser Prälat der Volkspartei angehört. Lug und Trug, mein Kind. Hüte Dich und erkenne die Absicht des Allmächtigen!“

Beller Sonnenschein leuchtete ins Gemach, zu den offenen Fenstern drang frischer Waldduft und schmetternder Vogelzug herein.

Die Prinzessin war auf einen Schemel niedergesessen und weinte still. Die Mutter war — ihres leidenden Fußes vergessend — aufgestanden, wankte nun hin, legte die Hand auf die Schulter Julianen's und sagte sanft: „Mein geliebtes, einziges Kind! So hätte ich mir diesen Tag nicht gedacht. Du bist geboren auf der höchsten Stufe, Du hast das Herz und den Sinn einer Fürstin. Das Volk ruft Dich, umjubelt Dich, das Herzogthum setzt alle Hoffnung auf Dich. Du bist sonst wahrlich nicht von der Art, Dein Blut, Deine Pflicht zu verleugnen.“

„Mein Blut, meine Pflicht warnt mich vor dem Purpur.“

„Juliana, Du kennst den Werth einer Fürstenkrone nicht!“ sprach die Matrone: „Wie sehr entzückt hat Dich das Märchen von der Ratterkrone, die Dir vor einiger Zeit der alte Schäfer Albin erzählt hat. Dem Besitzer einer Ratterkrone werden alle Wünsche erfüllt. Auch in der Fürstenkrone liegt dieselbe Kraft.“

„Ich habe keine Wünsche, als mitten in der Natur natürlich zu leben.“

„Und ist Dir das als regierende Fürstin verwehrt? Steht Dir nicht vielmehr die ganze Schöpfung Gottes offen? Bist Du nicht Herrin des Waldes wie der Stadt? Wie willst Du den Landbewohnern, die Du so sehr liebst, anders und besser nützen, als wenn Du die mächtige Fürstin bist? Wie kannst Du den Armen, Bedrängten und Rechtlosen anders ein rettender Engel sein, als wenn Du die Krone trägst? Jetzt frage Dein Gewissen, ob Du einer persönlichen Neigung zu Liebe eine Macht von Dir schleudern darfst, mit der Du unzählige Menschen beglücken könntest? Liebst Du das Volk wirklich, so sei ihm treu und werde ihm Schutz und Schirm.“

Damit hatte die kluge Frau das richtige Wort gefunden. Das Mädchen richtete sich auf, blickte lange zum Fenster hinaus, trocknete sich dann die Augen und sagte leise, ganz leise: „Im Gottesnamen.“

Es war wie ein Seufzer.

Die alte Herzogin kleidete sich rasch, fast ohne Beihilfe der Kammerfrau an, warf den Hermelinmantel um sich. Zwar gestützt auf einen Stock, aber trotzdem stattlich und würdevoll, die weißen Haare glatt geschaitelt, das blasser Angesicht mit

der Adlernase frei gehoben, so schritt sie zur Flügelthür, öffnete dieselbe eigenhändig, winkte den harrenden Gesandten und sagte: „Die Fürstin ist bereit.“

Kaum hatte Prinzessin Juliana Zeit, ihren Anzug flüchtig zu ordnen, so lagen die drei Granden schon vor ihr auf den Knien und brachten ihre Huldigung der jungen Regent'in.

---

Die Geschehnisse drängten sich im Sturme. Es war keine Zeit zur Erwägung, zum Sinnen und Abschiednehmen. Die Sonne hatte an demselben Tage noch nicht ihre Höhe erreicht, als Herzogin Juliana den stillen Pandsitz verlassen mußte. In glänzendem Wagen, von vielem Gefolge begleitet, fuhr sie gegen die Residenz.

Einen einzigen, unstillen Blick hatte sie noch auf das traute Edenstein geworfen. Was in ihr vorging, mußte Niemand, äußerlich blieb sie fest und aufrecht. Die Zurückbleibenden, die Bediensteten und Arbeitsleute priesen der Prinzessin Glück und weinten. „Lebt wohl! Lebt Alle wohl!“ hatte sie ihnen zugerufen, „schenket mir ein freundliches Gedenken!“

Den alten Thorwart hörte man an diesem ganzen Tage im Hofe und auf dem Weinberge herum mörderisch fluchen. Wenn alten Soldaten zum Jauchzen ist, so fluchen sie, und wenn ihnen zum Weinen ist, so fluchen sie auch. Dem griechgrämigen Bogte war heute um Beides. Das blutige Ereigniß im Hochgebirge hatte alle Gemüther gewaltig aufgeschreckt, aber da noch keine Einzelheiten desselben bekannt waren, als

blos die Vermuthung, daß der Herzog das Opfer eines unvorsichtigen Jägers geworden sei, so trat es in den Hintergrund. Die Juliana! Das gnädige Fräulein Juliana! Die Prinzessin Juliana! und doch wieder nichts als ihre liebe Juliana, war Regentin geworden. Das allein war laut, das allein bewegte die Herzen.

Am Abende desselben Tages, als der Thorwart in der Stube bei seinem Weintruge saß, laute er nicht den Schuitten Schwarzbrot dazu, wie sonst. Still, ein wenig vorgeneigt, saß er da und murmelte: „Kaubgefindel, oder wie es heißt, oder was es ist!“

Ob er heute das Thor nicht früher schließen wolle als sonst? fragte ihn sein Weib.

„Wozu?“ brummte er. „Sie finden nichts mehr auf Edenstein. Wir sind arm geworden.“

• \* •

Ein merkwürdiger Zug war es, der sich über Land bewegte. Voran auf hohen Klappen sechs stattliche Reiter. Diesen sich anschließend die Wagen des Kriegsministers, des Erzbischofs und des Kanzlers. Nun folgte der mit zwei Schimmeln bespannte Wagen, welcher vergoldete Fier trug. In ihm saß die Prinzessin Juliana von Edenstein. Ihr bürgerliches Kleid ließ fast noch würdevoller als die sie umgebende Pracht. Hernach kam der Wagen der Herzogin-Mutter, mehrere Wagen mit Dienerschaft, ein Trupp Soldaten zu Pferde und endlich allerlei Volk, welches dem Zuge folgte,

so gut es ging, in lebhaftem Gespräche war und von Zeit zu Zeit der jungen Fürstin ein Hoch schrie.

Sie, die da den Mittelpunkt bilden mußte, kam sich vor wie die Beute eines Kriegszuges. Wie sehr ihre Wangen, ihre Lippen auch sonst rosig waren, heute hatte sie ein gar bleiches Angesicht und ihr Auge schien noch größer als sonst. Herzlich, aber traurig grüßte sie nach links und nach rechts, wenn sie bekannte Menschen sah, oder Hütten und Bäume, an denen eine freundliche Erinnerung hing und die ihr also lieb geworden waren. Manchmal war es in ihren Mienen, als ob sie sagen wollte: Ihr könnt mir alle nicht helfen. Mich hat das Gesetz verurtheilt.

Als der Zug hinter dem Dorfe Friedau gegen ein kleines Haus kam, welches wegsab unter einer Ahorngruppe stand, bedeutete sie dem Kutscher anzuhalten. Sie stieg aus, und unter dem Vorwande, einen frischen Trunk Wassers an der Quelle zu schlürfen, trat sie in das Haus. Das Stübchen desselben war sehr sorgfältig gehalten, hatte aber nur die allernothwendigste Einrichtung mit einigem Werkzeuge für weibliche Handarbeiten. Auf dem Bette saß ein junges, abgehärmtes Weib, in ihrem Arm ein schönes zweijähriges Kind haltend. Die Mutter suchte es in den Schlaf zu wiegen, denn es hatte geweint, die Thränen standen noch in den schwarzen Augen, und in der kleinen Brust zuckte das bedrängte Herzlein.

„Ich will Euch Beide noch einmal sehen!“ Mit diesen Worten trat die Prinzessin ein, schaute auf das Kind und

langte nach der Hand des Weibes. Dieses zögerte, zog die leise zitternde Hand zurück und senkte das Auge.

„Was ist Dir denn, Maria?“ fragte das hohe Fräulein. Da füllten sich die Augen der Angesprochenen mit Thränen.

„Du hast ein Anliegen, meine Freundin,“ sagte die Prinzessin liebevoll, „sage es, vertraue mir, ich bitte Dich. Bist Du krank?“

Maria schüttelte ein wenig das Haupt. Ihre Lippen zuckten, ihr Blick grub sich in den Boden ein. Endlich sagte sie traurig: „Du bist Regentin.“

„Sei nicht kindisch, Maria!“ sprach die Prinzessin mit umflorter Stimme und legte ihr den Arm um den Nacken. „Wir müssen es nun einmal ertragen. Auch fürs Vaterland. Dir haben sie den Mann zu den Soldaten genommen, und ich muß selbst einrücken.“

„Das ist mir ein Trost,“ sagte nun Maria, „daß ich den Fürsten kenne und liebe, dem mein Mann dienen muß.“

„Er wird seiner Fürstin freilich dienen,“ versetzte die Prinzessin, „aber nicht in der Armee, sondern indem er daheim für seine Familie sorgt und seinen Sohn zu einem braven und arbeitstüchtigen Menschen macht. Ja freilich, mein erstes Regierungsgeschäft wird sein, Maria, daß ich Dir Deinen Peter heimische.“

Jetzt guckte auch schon der Kanzler, der heute so etwas wie Hofmeisterstelle zu vertreten hatte, zur niederen Thür herein, um die frische Quelle zu erspähen, an welcher die

Fürstin so lange trank. Mit dem rasch hingeworfenen Worte: „Ich komme sogleich!“ schenkte sie den Drängenden auf so lange zurück, daß sie den kleinen Knaben küssen konnte. Dieser legte sein Armeichen fest um ihren Nacken und sagte: „Ich laß' Dich nicht fort. Ich laß' Dich nicht fort!“

„Ich bin noch eine sehr arme Fürstin,“ sprach sie zum Kinde, „ich kann Dir keine goldene Kette von meinem Halse schenken, weil keine dran hängt. Aber an diesem Finger hier habe ich einen Ring, den mußt Du von mir nehmen. Du sollst ihn zum Andenken an mich aufbewahren und für meinen Verlobungsring halten darauf hin, daß Deine Freundin Juliana Dir und dem Volke immer treu bleiben wird. — Und jetzt, Maria, auch von Dir einen Kuß.“

„Das nicht,“ stammelte das Weib sich demüthig wendend. „Aber — wenn es sein darf — ein Kreuz möchte ich Dir machen.“ Und sie zog mit ihrem Daumen still und feierlich drei Kreuze über Stirn, Puppen und Brust der jungen Fürstin.

„Das soll mir der beste Segen sein,“ sagte diese. „Und jetzt behüte Euch Gott. Die erste Nachricht, wie mir mein neuer Stand anschlügt, soll Euch der Peter bringen.“

Nach diesen Worten ging sie rasch zur Thüre hinaus und stieg in den Wagen, ohne erst die Beihilfe des Bedienten abzuwarten.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und ihr war nun leichter ums Herz. Dieser Besuch bei der armen, ländlichen Freundin und deren Kinde hatte sie erquickt und jetzt war sie

auch der schönen Größe ihrer Stellung inne geworden, sie konnte Gnaden schenken, wie Gott im Himmel.

Das liebliche Thal der Tiner war endlich ihren Blicken entschwunden. Die Gegend wurde gebirgig und die Straße zog in vielen Windungen zu einem mattenreichen Hochlande hinan. Die Grasflächen standen in üppiger Blüthe und als Prinzessin Juliana die Schlüsselblumen sah, fiel es ihr ein, wie oft sie solche Blumen gefragt habe, ob er „mich liebt — von Herzen — mit Schmerzen!“ O, kindliches Spiel, in welchem die Jungfrau den allgewaltigen Weltchor der Liebe noch harmlos und ahnungslos singt! — Sie sah die großen, gelben Sterne der Arnika und dachte daran, welche Heilkraft das Landvölk dieser Pflanze zuschreibt. Wie gläubig blickt das Volk auf die Natur! — Sie sah die rothen Blüthen des Kleeß, an welchen die Feldbientlein hin und her flogen und dachte daran, wie der alte Abraham ihr solche Erscheinung als Sinnbild ländlichen Fleißes erklärt hatte. Alles erinnerte sie an ihre idyllische Vergangenheit, und dort schaukeln auf garten Stielen die Glockenblumen und läuten ihr Lebenswohl zu.

Einer der Vorreiter sah es nicht ein, warum dieser Freudenzug so klanglos dahin gehe, er — selbst ein Kind der Berge — stieß auf sonniger Höhe einen hellen Zuschrei aus.

Sein Kamerad blickte ihn ernst an und sagte: „Der Herzog ist todt!“

Als die Straße anhub, suchte abwärts zu gehen, wurde die Gegend eine andere. Statt der Fichten und Lärchen



standen Kiefern; anstatt Ahorn und Eichen waren wilde Kastanien, hinter deren Laubkronen eine weite Ebene blaute. Auf jener fernen Fläche waren zahlreiche weiße Punkte und Streifen hingestreut, und nach einer Richtung hin lag eine schmutzig graue Dunstschichte die wie Regenwolken am Himmel hing und die Ebene verdeckte. Dort lag die Herzogsstadt. Die Prinzessin war ja nicht selten dort gewesen, aber nie auf längere Zeit; so hatte ihr von dieser Höhe aus — war es nun auf der Hin- oder auf der Rückreise — der Anblick des grauen Stadtbrodens Vergnügen gemacht. Heute war es anders und sie fragte sich, warum man Fürstenstädte in tiefe Niederungen baue, wo unter schwerer trüber Luft menschlicher Hochstimm und Frohsinn nicht so gut gedeihen will, als auf sonnigen Bergen.

In den Dörfern, an denen sie nun vorüberzogen, läuteten die Glocken, am Rande der Straße standen überall Menschen, die eine ernste Stimmung zeigten. Auf weiten Feldflächen waren Soldaten und Zelte, auf Wegen und Straßen, die sich mehrten, rasselte schweres Geschütz dahin. Die Stadt, in welche die junge Fürstin einzog, war seit der Morgenfrühe dieses Tages belagert. An vielen Gebäuden wehten Trauerfahnen, dazwischen flatterte aber auch manch weißes oder buntes Fähnlein, welches der jungen Herrscherin galt. In der Menschenmenge vereinzelte Hochrufe: „Es lebe die Herzogin Juliana!“ Aber andere Rufe brausten tausendstimmig auf: „Es lebe das Volk!“ — Einigemal knatterten Schüsse, die nicht zum Festpompé gehörten, sondern von rasch vor-

rückenden Truppen gegen die ungeberdige Menge gerichtet schienen. Viele Thore und Fenster der Häuser waren geschlossen, an anderen schaute Kopf an Kopf heraus; mancher Arm winkte dem nahenden, nun durch Krieger verstärkten Fürstenzuge mit weißem Tuche zu, in manchem Auge standen Thränen, als es im Wagen das junge, liebliche und unerfahrene Wesen sah, und manches Gemüth seufzte: „Arme Herzogin!“

Den früheren Anordnungen entgegen wurde der Befehl ertheilt, von den Hauptstraßen der Stadt abzubiegen und durch Seitengassen in raschem Laufe dem Schlossparke zuzufahren.

So zog Herzogin Juliana in den Palast ein. An der Pforte war kein Ehrenbogen, die breiten Marmortreppen waren lahl. Die Palaien waren zerstört, Dinge, die freilich nicht der jungen Fürstin, wohl aber ihrer Mutter auffielen. Als sie endlich in der dumpfen Ruhe der Brunngemächer allein waren, fielen sich die beiden Frauen um den Hals und weinten.

Herzogin Juliana fragte nach der Bähre des Oheims. Der Hofmeister, welcher ihr beigegeben worden und kaum von ihrer Seite wich, gab ihr in höflichen Wendungen zu verstehen, daß der Ernst der Lage vor der Hand Anderes heische. — Es ist schon gut, dachte Juliana bei sich, ein braves Volk regieren, das wird auch noch kein Hergenstück sein. —

Um acht Uhr Abends trat die Fürstin, von Fanfaren angemeldet, in den hellerleuchteten und von den Großen des

Landes erfüllten Thronsaal. — Das ländlich schlichte, kindlich treuherzige Mädchen, man erkannte es nicht wieder. Sie war ordentlich höher gewachsen; würdevoll aufrecht, mit ernstern ruhigen Zügen, das Antlitz blasser als sonst, an ihrem schlanken Leibe der schwere Purpur niederwallend, auf dem von lichtblonden Locken umgossenen Haupte das funkelnde Diadem — so stand sie am Throne, die junge Regentin.

Eine Stunde früher hatte ihr der Kanzler die Schrift der Rede übergeben, die sie halten sollte. Sie blickte den Granden etwas überrascht an, dann las sie das Schriftstück und nahm den Stift, um hier zu streichen, dort zu vervollständigen.

Die Rolle in der Hand, aber sich derselben nicht bedienend, so trat sie nun vor und sprach — nicht laut, mit etwas mundartlicher Betonung — aber deutlich die folgenden Worte:

„Edle Herren und Gesandte!

Das Unglück, welches uns getroffen, hat mich so unerwartet an diese Stelle geführt, daß ich mich noch nicht fassen kann. Ich weiß in Vielem hier nicht Bescheid, aber was meines Amtes sein wird, das weiß ich. Die Würde nehme ich in Demuth, weil sie Gott giebt; die Bürde, die das Geſch und Euer Wille mir auferlegt, trage ich mit Vertrauen zu mir und Euch. Ich will unter Eurem Beistande regieren nach meinem Erkenne und Gewissen. Treue und Gerechtigkeit gelobe ich. In meinem Reiche sollen die Mächtigen nicht übermüthig sein und die Geringen nicht

verzagen. Die Redlichkeit will ich beschützen, die Tüchtigkeit in aller ehrlichen Arbeit will ich lohnen. Das Werk ist schwer, denn Vieles strebt dagegen. Gott helfe mir, daß ich es vollführe.“

Als die Fürstin so gesprochen hatte, neigte sie leicht das Haupt vor der Versammlung und stieg die Stufen herab.

Nicht der laute Schall des Beifalls war jetzt, sondern ein halbgedämpftes Murmeln der Befriedigung und der Ehrerbietung. Erst als die Fürstin den Saal verlassen hatte, brach ein Jubelsturm los, daß die Wände dröhnten. Hatten schon ihre wenigen, aber kräftigen Worte die Herzen bewegt, so hatte ihre Erscheinung sie bezaubert und hingerissen. Mancher, der mit Zweifel und Bangen den Saal betreten hatte, verließ ihn mit Zuversicht.



Während die Fürstin im Thronsaale gestanden, hatte sich bei der Leiche des ermordeten Herzogs ein seltsamer Auftritt ereignet.

Die Leiche war den ganzen Tag über im Arbeitszimmer des Herzogs, auf einem Ruhebette gelegen, wie sie vom Gebirge gebracht, hingelegt worden. Das Haupt durch ein zu hohes Kissen nach vorne, das Kinn an die Brust gedrückt, die linke Hand über das Bett hinabhängend, während die rechte unter dem schwarzen Mantel lag, mit dem ein Theil des Körpers zugedeckt war. Die Glieder wurden noch von dem Jagdanzuge umhüllt; der stolze Aristokrat hatte in dem

schlichten Kleide des Gebirglers sterben müssen. Die Wunde an der Brust war nicht zu sehen, aber an dem braunen Hockarm der hinabhängenden Hand waren geronnene Striemen. Das bartlose Gesicht war gelb wie schlechtes Wachs, zwischen den lehmfarbigen Lippen blinkte die obere Zahreihe hervor, die Züge waren ein wenig verzerrt, so daß die einen Beschauer in denselben einen schmerzhaften, die anderen einen höhrenden Ausdruck erkennen wollten. Die tiefeingefallenen Augen standen nur halbgeschlossen, so daß man noch das Blaußgrau der geronnenen Augensterne sehen konnte. Die röthlichen Haare waren kurz geschnitten und zeigten noch keine Glatze. Am unteren Ende des Körpers standen aus dem Mantel die bestaubten Stiefelspitzen hervor.

So war der todte Mann den ganzen Tag hier gelegen. Kein Kerzenlicht und kein Crucifix deuteten an, daß es ein Leichnam sei. Wie vergessen schien er hier, der Tag galt anderen, für das Land wichtigeren Dingen. Heute dem lebendigen Herrscher, erst morgen dem todtten.

An der Pforte standen starr, wie aus Holz geschnitten, zwei bärtige Landsknechte mit langen Hellebarden und ließen Jeden ein und aus, der ein- und ausgehen wollte.

Zu Füßen der Leiche kauerte Hago Stolland, der Büchsenspanner des Herzogs, ein hagerer, blasser, schwarzbärtiger Mann mit eingefallenen Wangen und gefurchter Stirne. Er nahm den ganzen Tag keinen Bissen zu sich, er ging nicht von der Stelle, er deckte manchmal sein Angesicht mit den Händen und weinte um seinen Herrn. Er fühlte sich,

wie er Jedem gestand, der nach dem Hergang der Sache fragte, nicht frei von Schuld. Er hätte trotz des hohen Befehls nicht zurückbleiben dürfen im Felsenlare, als der Herzog zur Weißhornwand hinaufstieg.

„Wie konnte das geschehen?!“ fragte ein Herr, der mit mehreren Frauen gekommen war, um an der Bahre das Entsefliche zu vernehmen.

„Mein Gott, wie konnte es geschehen!“ antwortete Stolland und erzählte es zum hundertstenmal. „Diese unselige Adlerjagd! Adlerjagd ist nur für geübte Jäger, ich habe es dem Herrn oft gesagt. Trotzdem setzt er sich's fest, er will im Hochgebirge einen Adler erlegen. So sind die Thiere tagelang früher mit gebratenen Füchsen niedergelockt worden von den Hochwänden. Hernach fahren wir ins Gebirge, der hohe Herr, drei Cavaliere mit Dienerschaft und ich. Am zweiten Tage müssen wir auf die Pferde, denn das Wildwasser hat die Wege unfahrbar gemacht. Bei den drei Niedereu zerstreut sich die Gesellschaft. Der Jäger führt den Herzog in die Rare, dort sieht man hinauf an die Weißhornwand, wo die Weizen liegen und die schwarzen Punkte nur so auf und nieder schweben. Drei Adler sind's. Vorher sind uns ein paar fremde Männer begegnet. Der Herzog schickt ihnen den Jäger nach, daß er sie aus dem Revier weise. Dann steigt er an. Ich will ihn begleiten, er sagt: Seit wann gehen die Adlerjäger zu Zweien? — Ich erinnere, daß Gefahren sind. Er befiehlt mir kurz, daß ich zurückbleibe im Kar. Ich mache mir nichts draus. Da stehe ich nun und stehe zwei

Stunden lang. Anfangs höre ich hoch oben noch seine Fußtritte im Gestein, dann nichts mehr. Vom Gefolge auch nichts. Endlich wird mir unheimlich und ich will hinaufsteigen, da höre ich in der Höhe so etwas, wie einen Schuß. Gut ist's, denk ich, nun hat er einen und wird bald da sein. Ich warte bis es finster wird und der Herzog kommt nicht. Die Jagdgenossen rufen einander mit den Hörnern, ich antworte. Der Mond steigt auf, wir treffen im Kar zusammen und der Herzog kommt nicht. Also steigen wir Alle, Jeder durch eine andere Schlucht, hinan gegen die Weißhornwand und suchen und rufen und blasen die ganze Nacht. Am Morgen steigen Nebel auf, ich verliere im Kniehholz und Geröll die Fährte, muß an einem steilen Hang hin, oben ragen die Felsen über, unten der Abgrund. In den Rüsten schwimmt ein Adler. — Jetzt auf einmal höre ich mir gegenüber an der Weißhornwand schreien. Dort haben sie ihn gefunden."

Sie wollten noch mehr hören, er bat, daß man ihm die nähere Schilderung erlasse, er sei schon an der Grenze, wahnsinnig zu werden.

"Ist eine Ahnung — wer?" wagte man zu fragen.

"Ein Raubschütz oder Zufall," antwortete der Büchsenspanner, "der edle Herr hat keinen Feind gehabt . . ."

Der Mann versank wieder in stumme Traurigkeit und die Leute gingen schauernd an der Leiche vorüber, hinaus ins freie Licht.

In Augenblicken, da Niemand im Zimmer anwesend war, richtete Stolland sich auf, warf durchdringende Blicke umher

und um seine Mundwinkel zuckte ein seltsames Grinsen. Nahte Jemand, so sank er wieder in seine klägliche Stellung zusammen.

Ein Greis kam zwischen den schweren Vorhängen hereingewankt, auf einen niedrigen Stuhl stützte er sich und von dem tiefgebeugten Haupte wallten die fast schneeweißen Haare nieder über die breiten Schultern und den schwarzen Rock.

Als er an der Leiche stand und sie anstarrte, murmelte er vor sich hin: „Das Haupt ohne Schem.“

Stolland schlug einen raschen Blick zu ihm auf. Dann sagte er in ebenso leisen, getragenen Tone: „Das Herz ohne Ren.“

Der Greis schaute um sich und da sonst kein Mensch zugegen war, schritt er ganz nahe zum Büchsenspanner und sagte: „So ist es endlich gelungen!“

„Es ist gelungen,“ wiederholte der Andere.

„Bist Du es?“

In demselben Augenblicke kam wieder eine Gruppe von Besuchern zu Thüre herein. Der Greis schritt gesenkten Hauptes von dannen. Hago Stolland, des Herzogs Büchsenspanner, saß zusammengekauert wie ein treuer Hund zu Füßen seines Herrn.

Am nächsten Tage begannen die Trauerfeierlichkeiten. Sie dauerten fünf Tage und gingen strenge nach den Vorschriften des Hofmeisterramtes vor sich. Die Bevölkerung trug in ihrer Art dem Herkommen Rechnung, Tausende und Tausende stellten einen Schmerz zur Schau, der nicht in



ihnen war. Aber wo Zwei oder Drei in verschlossener Kammer beisammen waren, da erinnerte man sich freimüthig der Tyrannei, der Mißwirthschaft, des Votterlebens jenes Mannes, welcher eben mit großem Pomp in der Herzogsgruft beigesetzt worden.

Eine von den sehr wenigen Personen, die in schweres Trauergewand gehüllt mit wahrer Betrübniß vor der Herzogsbahre gebetet hatten, war die Fürstin Juliana. Aber sie mußte bald den Flor wieder um den Purpur vertauschen; den Trauertagen folgten die Freudenfeste der Herzogskrönung, ein diesem Hofe eigenthümliches Fest, welches dazu bestimmt war, die Herrlichkeit des alten Geschlechts zur vollen Entfaltung zu bringen.

Die Vorbereitungen dazu waren groß und behendigt, Alles in Stadt und Land rüstete sich zur Pracht und Freude, aber durch die Lust zog, man wußte nicht, von wo aus und wohin, ein unheimliches Sagen, das Krönungsfest würde unterbrochen werden, und zwar auf eine Weise, daß den Herrschaften die Lust zur Veranstaltung eines solchen für alle Ewigkeit vergehen sollte.

Zur Fürstin drang nichts von dieser Stimmung. War sie doch überall, wo sie stand, ging und fuhr, von den Höflingen umschwärmt. Der Hofmeister konnte seit Nächten nicht mehr schlafen vor Sorge, ob Ihrer Hoheit wohl alle wichtigen Punkte der Hofsitte in den manchmal etwas eigensinnigen Kopf zu bringen sein würden vor dem Feste. Sie pflegte sich bisweilen nachgerade ein bißchen ungezwungen zu haben.

Sie sprach mit Palalen und Josen kaum anders, als mit Freiherren und Freifrauen, und dann mit Grafen und Fürsten wieder, wie mit Palalen. Sie war manchmal munter dort, wo der Hofton ernste Würde vorschrieb, und betrübt dort, wo heitere Gesichter verzeichnet standen. Mehrmals war es schon geschehen, daß sie auf der Straße vom Wagen aus einem Bekannten heiter zugrüßte, bevor sie selbst noch begrüßt wurde, und einmal winkte sie einem alten Weibe, das ihr Blumen in den Wagen geworfen hatte, einen viel zu freundlichen Gruß zu.

Die alte Herzogin von Edenstein war vorläufig wieder auf ihr stilles Landschloß zurückgekehrt, freilich begleitet von dem wohlthuenenden Gefühle, die Fürstin-Mutter zu sein; gedachte aber später in die Residenz zu ziehen, um die Vortheile ihrer Stellung ausnützen zu können. Für die Krönungsfeierlichkeit hatte sie sechs Klappen spanischer Race angeschafft, und einen schwer vergoldeten Galawagen, der zwei ihrer einträglichsten Meierhöfe gekostet hatte. Das Landgut der verarmten Adelsfamilie war nicht so ganz in der Lage, eine ehrgeizige Fürstin-Mutter auszustatten, aber sie hoffte auf die Zukunft.

Eines Tages begegneten sich im herzoglichen Wildgarten zwei vornehm gekleidete Herren. Sie schienen sich fremd zu sein. Der Eine murmelte wie für sich hin: „Das Haupt ohne Scheu.“

„Das Herz ohne Reu,“ sagte der Andere. Da reichten sie sich einander die Hand und wandelten Seit' an Seite weiter. Sie führten leise ein angelegentliches Gespräch.

„In Sicherheit ist er?“ fragte der Eine.

„Vorläufig,“ antwortete der Andere.

„Also der zweite Schritt.“

„Er muß rasch folgen. Zwar thut die Junge noch sehr fromm, die Alte aber spinnt schon am Neze.“

„Und bigott —“

„Wie der Teufel.“

„Die Junge ist um so gefährlicher, als sie schön ist und liebenswürdig sein kann. In kurzer Zeit hätten wir die alte Wirthschaft. Der Thronstuhl ist ein feines Lotterbett, wer ihn zu wenden weiß.“

„Das Volk schwankt.“

„Das Volk läßt sich vom Glanze verführen und die Paster der Großen sind ihm nachahmenswerthe Tugenden.“

„Wie weit ist man mit den Vorbereitungen zum Feile?“

„Im Schlosse sind seit Wochen dreihundert Arbeiter thätig.“

„Und unter der Erde?“ fragte der Eine mit sehr leiser Stimme.

„Im Canal nächst der Johannesbrücke liegen sieben Fässer mit Sprengstoff.“

„Die nächste Versammlung?“

„Morgen in den drei Gärten.“

Ein flüchtiger Gruß und die Männer gingen auseinander.

Zwei Tage vor dem Feste war es, als die junge Fürstin im offenen Wagen durch die Stadt fuhr. Den reichen Schmuck der Gebäude, die riesigen Ehrenbögen, an denen überall noch eifrig gearbeitet wurde, beachtete sie kaum. So auch fuhr sie gleichgiltig vorüber, wo Soldaten Front machten vor dem fürstlichen Wagen.

„Säbel- und kanonenlustig, wie der hochselige Herzog, scheint sie nicht zu sein,“ bemerkte ein Bürger zum anderen.

„Unflug, unflug!“ versetzte der Angesprochene, „wie die Anzeichen sind, wird sie der Soldaten bald bedürfen.“

Kaum sie so gesprochen hatten, hielt vor ihren Augen der fürstliche Wagen an. Die Fürstin stieg rasch aus, ging — die Schleppe ihres Seidenkleides im Straßenstaub hinter sich herziehend — auf einen der Soldaten zu, wie sie in Reih' und Glied standen, und mit dem hellen Gruß: „Peter! Peter, wie geht's Euch?“ schüttelte sie ihm die Hand.

Der Austritt war unerhört. Der commandirende Obrist wußte nicht, was er zu thun hatte; dem so Begrüßten rannen die Thränen über das braune Gesicht.

„Ihr seid befreit,“ rief ihm die Fürstin zu, „Ihr könnt heimgen. Und grüßet mir die liebe Maria und den Franz!“ — Dann wendete sie sich zum Obristen und sagte: „Dieser Mann, Peter Baumgartner, ist seiner Soldatenpflicht enthoben. Er hat zu Hause ein kränkliches Weib und ein kleines Kind, für die er sorgen muß.“

Die Menschenmenge, welche sich rasch versammelt und die Worte vernommen hatte, so die Herzogin zum Soldaten

und zum Christen gesprochen, brach in unbeschreiblichen Jubel aus. Die Fürstin fuhr schnell voran, aber die Kunde von dem Geschehenen ging noch schneller; von allen Gassen, aus allen Häusern drängte das Volk heran, begrüßte die Fürstin mit schallender Begeisterung und Studenten schickten sich an, ihr die Pferde auszuspannen. Rasch ließ sie den Wagen schwenken und fuhr durch die Wildgärten auf Umwegen ins Schloß zurück.

Ihr lachte das Herz ob der freudvollen Liebe, die ihr erzeugt worden und sie dachte bei sich: Wie wenig braucht es doch für uns, das Volk zu gewinnen. Sind wir ihm auch nur ein bißchen menschlich, so fliegt es uns entgegen.

In ihre Gemächer angelangt, setzte sich Fürstin Juliana an den Tisch und schrieb mit rascher Hand folgenden Brief:

„Liebe, gute Maria!

Ich muß mich Dir sehr verklagen. An sechs Wochen bin ich schon hier und habe mein Dir gegebenes Wort erst heute eingelöst. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Regentsein so untreu machen kann. Aber die Obliegenheiten und Aufregungen, die ich durchzumachen habe, müssen mich diesmal entschuldigen. Ich hatte fast daran vergessen, da sehe ich heute Deinen Peter zufällig in der Front stehen. Die Uniform steht ihm nicht schlecht, aber das Gesicht hättest Du sehen sollen, wie ich ihm gesagt habe, daß er heingehen darf. Er wird gewiß heute noch mit Sach und Pack davonlaufen. Ach, könnte ich mit ihm ins liebe

Timmerthal. Aber jetzt ist der Krönungsgerummel vor der Thür und da muß ich nothwendig dabei sein. Im Gottesnamen! Laß doch einmal etwas von Dir hören, liebe Maria. Du kannst nicht glauben, wie sehr mich jede Nachricht von daheim freut. Was macht der kleine Franz? Wenn er die letzten Stockzähne noch nicht bekommen hat, mache Dir nicht d'raus. Eine alte Frau, die mir täglich die Haare macht, sagt, es wäre nur ein Aberglauben, wenn man meint, daß spätes Zahnen Fieber bringe. Ich muß schließen, es ruft mich schon wieder etwas. Denke Dir, ich bin des Tages nicht eine Stunde mein eigener Herr. Doch habe ich nur erst die Krone fest im Haar, dann will ich ihnen den Herrn schon zeigen, da giebt's nichts zu spaßen, ich werde ein fürchterlicher Tyrann sein. Lebe wohl. In alter Freundschaft

Deine

Juliana."

Der Hofmeister war nachdenklich und mißgestimmt. Dem Kanzler fiel das auf und er fragte eines Tages nach der Ursache. Der Hofmeister machte eine unwillige Bewegung mit der Hand, als wollte er sagen: Wozu? Es ist ja nichts zu machen!

„Nun, nun,“ brummte der Kanzler.

„Was sagen Sie zu diesem Scandal?“ fragte Jener.

Der Kanzler zuckte die Achseln.

„Das ist ja eine Bäuerin!“ stieß der Hofmeister hervor.

„Wir werden lächerlich vor der ganzen Welt. Haben Sie das

Flugblatt schon gelesen? Da, sehen Sie!" Er zog es aus der Tasche: „Die Volkskönigin! Ein Jugendfreund von ihr soll der Soldat gewesen sein.“

„Soll ich das Blatt unterdrücken?“

„Um Gotteswillen, nein. Die Augen müssen ihr aufgehen.“

„Es ist schlimm," sagte der Kanzler.

„Es ist überaus schlimm, Excellenz!"

„Aber noch immer nicht das Schlimmste.“

„Natürlich. Man blickt weiter.“

„Es ist zu befürchten, daß sie die Partei des Pöbels ergreift," sagte der Kanzler mit cruster Miene.

„Dann reißt die Verwilderung ein. Dann sind wir verloren.“

„Wer hätte ahnen können, daß diese hocharistokratisch gesinnte Frau ihrer Tochter eine solche Erziehung geben würde!"

„Das Kind ist in die Hände eines schlaunen Demagogen gefallen. Isak oder Abraham, oder wie er geheißen haben soll. Wissen Sie, daß er Verse gemacht hat?"

„Grauenhaft!"

„Und daß er die alte Herzogin besungen hat? An der Eitelkeit ist jede Frau zu gänkeln. Uebrigens vermuthete ich, daß die Geschichte von den Weißen Brüdern eingefädelt worden ist.“

„Das Raffinement wäre beispiellos.“

„Ich hoffe nur noch auf Eines," sagte der Hofmeister.

„Und das ist?“

„Die Krone wird sie zu sich bringen, fühlt sie sie nur erst auf dem Haupte. Eine Fürstenkrone ist ein wunderjam Ding! Bringen Sie mir den eingefleischtesten Demokraten, ich setze ihm die Krone auf und er ist König! Er ist König, Eure Excellenz, und thut es an Würde dem ältesten Adel, an Gewalt dem größten Tyrannen zuvor.“

Derlei Vertrauliches wurde in einem Zimmer des fürstlichen Schlosses gesprochen. In einem nächsten Augenblicke begegnete den beiden Höslingen auf der Marmortreppe die Fürstin; sie verbeugten sich vor ihr auf das Ehrfurchtsvollste. —

Auffallend war, daß die Polizei des Herzogsmordes ganz vergessen zu haben schien. Es verlautete in der Oeffentlichkeit nichts von einer Fahndung nach den Verbrechern. Inzugesheim jedoch ging im Gebirge die Jagd nach den Uebelthätern um so eifriger vor sich. Viele Personen wurden eingezogen, darunter auch ein Mann der fürstlichen Leibwache und der fürstliche Büchsenjäger. Allein es ergaben sich keine ganz triftigen Anhaltspunkte; klarer sah die Adelspartei, daß das Verbrechen tief und weit verzweigt im Volke wurzeln müsse. Man wollte nun die Leute in Sorglosigkeit lullen und ließ die blutige Angelegenheit scheinbar einschlafen.

So reigte sich alles um die junge Fürstin. Diese ließ nie ein Wort fallen über die gräßliche That; heimlich dachte sie daran um so öfter und das lag wie der Schatten einer Wetterwolke auf ihrem sonst so heiteren Herzen.



In den Volksschichten hatte die Stimmung gründlich umgeschlagen. Nahm schon die anmuthige Persönlichkeit der Fürstin alle Herzen ein, so war ihr volksfreundlicher Sinn ganz und gar geeignet, die Gemüther für sie zu entflammen. Mancher Bürger ließ die als Zier für das naheende Krönungsfest aufgeschützten bunten Papier- und Leinwandlappen von den Wänden seines Hauses reißen, um diese mit Sammet und Seide zu schmücken. Manche Gemeinde erhöhte ihre Beitragssumme für das Fest auf das Doppelte und Dreifache, Hunderte von Flugblättern rühmten in Gedichten, Sprüchen und Bildern die Fürstin. O glücklich die Bürger eines Landes, die es fühlten, daß ihr Herrscher für sie ein Herz hat! Die Treue des Fürsten pflanzte sich fort durch alle Schichten des Volkes und wird zur Tugend der Nation! — Schon am Vorabende des Krönungstages war die Freudenstimmung im Volke eine so echte und zwanglose, daß sich der Hofmeister die Haare hätte ausraufen mögen, wenn er noch welche auf dem Haupte gehabt hätte.

Auf der feenhaft beleuchteten Johannesbrücke begegneten sich an diesem Abende, während die ganze Residenz in sprühendstem Freudenrausche war, zwei Männer, die sich mit dem uns bereits bekannten Losungsworte der Weißen Brüder begrüßten.

„Einsweilen verschoben. Die Stimmung zu ungünstig.“ Diese wenigen Worte theilte Einer dem Andern mit, dann gingen sie auseinander.

Das Krönungsfest ging unter den altherkömmlichen Formen auf das Allerglänzendste vor sich. Nur der Jubel

des Volkes war noch nicht dagewesen in so hohem Maße, wie er sich auf dem weiten Domplatz erhob, als Fürstin Juliana in die Kirche zog. Er übertönte alle Glocken, er übertönte die siebenundzwanzig Kanonenschüsse, die von der alten hochgelegenen Burg aus der Stadt und der Umgebung weithin den Moment verkündeten, als der Erzbischof Graf Wendlinburg der jungen Frau die Krone des alten Herzogsgeschlechts auf das Haupt setzte. Die Fürstin, unbekümmert um alle prunkhafte Umgebung, kniete ruhigen Ernstes an dem mit blauem Samme überzogenen Pult. Ueber ihrem Kleide, das so zart und weiß war, wie die Blüthe des Kirschbannes, trug sie den schweren Krönungsmantel. Ueber denselben wallten die goldenen Strähne ihres Haares nieder. Um die Stirn hatte sie einen Rosmarinzweig gewunden und darüber prangte nun die aus gediegenem Golde geschmiedete und mit sieben Edelsteinen geschmückte Krone.

„Ich sähe auf ihrem Haupt lieber die Myrte, als das Gold,“ flüsterte Jemand in der Kirche seinem Nachbar zu.

„Glückselig der Mann!“ antwortete der Nachbar. „Die Zeit wird kommen.“

Das Angesicht der Fürstin konnte in diesen Augenblicken nicht beobachtet werden, denn das Haupt war geneigt. — Von dem Krönungsfeste war ihr — nach eigenem Bekenntnisse — für das spätere Leben nichts in Erinnerung geblieben, als dieses Knien vor dem hohen Altar und der Druck der Krone. — Auf das Angenehmste überrascht waren die Höflinge, besonders der Hofmeister, von ihrem tadellosen Verhalten

während des ganzen tagelangen Festes. „Fürstliches Blut!“ flüsterten sie sich zu. „Es ist die Majestät in ihr, die an einer zarten Frau noch unendlich überwältigender wirkt, als am Manne.“

Erst gegen Abend des zweiten Festtages war es der Fürstin gestattet, sich zurückzuziehen in ihr stilles Gemach, wo sie erschöpft auf ein Kissen sank. Noch gaukelten die bunten Bilder des Festzuges, der Hostafel, der Singpiele, des Balles, der Schaustellungen und all der schönen Entzückungen eine Weile um ihre Seele. Als sie allmählich zu sich gekommen war, sah sie in silberner Schale die Blätter und Briefe, die ihrer harrten. Einen der Briefe, der fast ungefügt zusammengelegt war und eine unbeholfene Handschrift trug, öffnete sie alsbald. Der Brief war aus dem heimathlichen Thale, mit ziemlich eckigen Buchstaben geschrieben, und sein Inhalt lautete:

Dorf Friedau.

„Meine liebe Herzogin!

Ich weiß es wohl, es soll nimmer sein, daß ich Dir schreibe, und wenn Du mir es auch selber erlaubt hast, weil Du so unbeschreiblich gut bist, so weiß ich doch, es soll nimmer sein. Aber meine Freude ist zu groß, ich weiß mir nit zu helfen. Ich weiß nit, wo ich anheben soll zum Erzählen. Gestern am Vorabend ist in unserer Kirchen feierlicher Gottesdienst gewesen von wegen der Krönung. Mein Lebtag hab ich nit so viel Peut beisammen gesehen. Ich hab den Franz genommen und bin auch hinauf, mein

letztes End hab ich gemeint bei dem Gedräng in der Kirchen.  
 Und wie der Herr Warrer die Aured haltet: aus unserer  
 lieben Heimat thät sie sein und Jeder und Jede thät sie  
 kennen und lieben — ich mag's nit schreiben, was er alles  
 gesagt hat, sein Aug ist trocken blieben. Und wie das  
 „Herrgott Dich loben wir“ aufgesungen ist und ich mit  
 dem Kind zum Häusel herabsteig. Jesus Maria, da sitzt er  
 vor der Thür, auf dem Antrittsteiu sitzt er und schmunzelt  
 uns entgegen und fragt, ob man bei diesem Hans nit einen  
 verabschiedeten Soldaten über Nacht behalten wollt? Der  
 Franzel schreit: Vater! Vater! und springt ihm aufs Kuie,  
 ich kann's gar nit sagen, wie wir gewesen ist. Auf allen  
 Bergen sind Freudenfeuer, auf dem Kreuzbüchel ist ein sehr  
 großes und schießen sie mit Völlern, und wir plaudern die  
 halbe Nacht und der Peter kann nit genug erzählen. Jetzt  
 schlafen sie endlich allzwei, der Junge und der Alte, aber  
 ich kann nit schlafen und wenn sie mich mit Beischchen  
 dazu trieben; beten und weinen thu ich, und jetzt hab ich  
 mir gedacht, ist's schon auf Eins, und nim ein Papier  
 und schreib ihr. Du weißt ja, Unsericus kann nit reden  
 und schreiben noch weniger, wann Du mir doch ins Herz  
 kunnst hineinschauen, wie viel Dank! Wie viel Dank, daß  
 Du mir meinen Mann hast geschickt. Ich wär zugrund  
 gangen ohne ihn; nit wegen des Erwerbes allein, die Zeit  
 her, wo er weg ist gwest, bin ich erst inne worden, wie gern  
 ich diesen Menschen hab. Wann ich jetzt bei Dir wär und  
 vor Dir könnt niederknien und Dein Gewand küssen, wann

das kommt sein! Und wann's wirklich wahr ist, daß Du mein Schreiben nit verachtest, so sollst auch meine Dankbarkeit nit verachten. Ich danke Dir viel tausendmal. Und für Deinen Brief auch, ich kann's nit fassen, daß wo Du jetzt bist, des armen Weibes noch gedenkest. Will Dir auch schreiben, daß der Krauz die hinteren Stodgähne schon bekommen hat, beide zu gleicher Zeit und hat ihm nichts gemacht. Neues ist nichts, als daß in Schornthal dein jetzt ein Hästerhaus gebaut wird, wo mein Peter gleich Arbeit finden kann. Und denke Dir, die alte Binder Thres hat geheiratet und einen Weibchen, der so jung ist, daß sie seine Mutter kaum sein. Weil sie Geld hat, soll er sie genommen haben, heißt's. Da ist mir wieder eingefallen, was Du einmal gesagt hast: Mönige und Bettlerinnen können zusammenheiraten, aber alte und junge Feut nit. — Jetzt ist es aber genug, und genug für alle Zeit. Ich weiß, wie weit wir Zwei auseinander stehen, und daß es ein Trevel von mir thät sein, und leicht auch von Dir, wann wir Zwei noch wollten gute Bekanntschaft halten miteinander. Ich kann Dir schon nit genug Dank sagen, daß Du als gnädiges Fräulein vom Schloß zu mir geringen Person niedergesiegen bist und meine Gesponsin hast sein wollen. Ich werde die Zeit nimmer vergessen und sie wie eine Guad Gottes verehren, die mir ganz unverdient vom Himmel gefallen ist, will auch mein Kind anweisen, daß es für Dich betet, denn Du hast einen harten Stand und einen großen Stand, wo Du jetzt sitzt, da

kann Eins viel Segen austheilen und auch viel Unglück anrichten auf der Welt. — Und jetzt, meine geliebte Herzogin, muß der Abschied sein. Wann wir noch eine Bitt, die letzte, erlaubt wär, meinen Trauzt, wenn er aufwächst und es ihm einmal schlecht solte' gehen, verlaß ihn nit. Leb wohl, tausendmal wohl.

Maria Baumgartner.

Als dieser Brief gelesen war, hielt ihn die Fürstin noch lange in der niedergesunkenen Hand und blinnte vor sich in die leere Luft hinein. Allmählich begannen über ihre Wangen helle Thränen zu rinnen . . .

Endlich waren die Feste verräumt und die Leute schreten in das Getriebe ihrer täglichen Gewohnheiten und Verrichtungen zurück. Auch die Regierungssachen gingen, wie sie gingen, zumeist in bester Absicht betrieben und stets Unzufriedenen bezeugend. Denn in jedem ordentlichen Staate muß, wie in einer Uhr, die Uhrzeit sein, eine Gegenpartei, der das, was geschieht, niemals recht ist. Der kluge Herrscher, der keine Unruhe hätte in seiner Reichthum, müßte sich sofort eine solche schaffen.

Die Fürstin arbeitete fast ununterbrochen, um den nöthigen Ueberblick über alles zu gewinnen und über das, was an sie herantrat, ihr eigenes Urtheil zu bilden. Eigentlich hätte sie gar nichts zu thun gehabt, als das Staatsiegel zu sein, mit dem die Regierung auf ihre Erlässe das Zeichen der Giltigkeit drücken konnte. Alles, was ihr unter

die Hand und unter die Feder gerückt wurde, war schon  
 fix und fertig und sie hätte sich demnach das „Regieren“  
 sehr leicht machen können. Einmal aber sagte sie zum Kanzler  
 — zwar lächelnd, aber darum nicht weniger ernst — sie  
 habe nicht allein eine Hand, die den Namen schreiben, sie  
 habe auch einen Kopf, der erwägen könne. Dieser Kopf er-  
 wog denn mehr, als Wankem lieb war, und die zarte Hand  
 führte das Staatszügel strammer, als man es ihr zugetraut  
 hatte.

Zeilen hatte sie Augenblicke, um sich ihren Jugend-  
 erinnerungen zu weihen, aus deren klaren Tiefen sie Sabinä  
 schöpfte. Da blätterte sie manchmal in einem gezeichneten  
 Buche, das von ihrem Lehrer Abraham stammte. Es war  
 einer der wenigen Gegenstände gewesen, den der Greis hinter-  
 lassen. Er hatte darüber keine Verfügung getroffen, es war  
 kein Verwandter da, und so war das Buch in der Hand  
 Juliana's verblieben. Es standen Sprüche und mancherlei  
 Betrachtungen in den Blättern, und wenn die Fürstin darin  
 las, so war ihr, als höre sie wieder die Stimme ihres  
 theuren Lehrers. Eines Tages las sie aus diesem Buch die  
 Parabel von den Starlen.

Diese lautet also:

In grauer Vorzeit war ein Königreich. Das war  
 uralte, aber es war nicht ausgebeutet und nicht kriegerisch.  
 Es lag zwischen zwei riesigen Ländern, die eine ungeheure  
 Zahl von Soldaten hatten, gewaltig waren an roher Kraft

und gewaltig an List und Tücke. Und diese Völker waren die grimmigsten Feinde des kleinen Reiches, das in der Mitte lag.

Da geschah es in dem Königreiche, daß der Bauer des Feldes sich manchmal auf den Spaten stützte und nachsann darüber, was die Zukunft bringen werde. Und es geschah, daß der Schmied in der Werkstatt einen Augenblick seinen Hammer ruhen ließ und belümmert war. Da stand eines Tages der König auf, der an Jahren ein Greis, an Thaten ein Mann, und im Herzen ein Kind war. Aufrecht stand er, aufrecht hielt er das Haupt, ruhig und ernst sagte er: „Wir kennen die Furcht nicht, wir sind die Starken.“

Die feindlichen Völker, welche von diesem Worte hörten, waren verblüfft. Niemand war, der gesagt hätte, das ist ein Wort des Hochmuths. Denn es war in Demuth gesprochen, wie ein Gebet, und es war gesprochen in dem Muth eines reinen Gewissens. „Wir fürchten nichts, als Gott!“ sagten die Bürger des kleinen Königreiches. Der ruhige Ernst machte die Gegner kleinmüthig, denn diese fürchteten alles, nur Gott nicht.

Nun lebte in dem großen Nachbarreiche ein weiser Mann. Der wollte die Ursache erfahren dessen, daß der König des kleinen Landes sagen konnte: Wir sind die Starken. Er reisete hin, um die Zustände dieses Königreiches kennen zu lernen.

Und wie er es in demselben gefunden, das ist also aufgeschrieben worden:



Der Grundstein des Reiches ist die Familie. Der Mann ist der Mehrer und der Hüter des Hauses. Das Weib ist die Erhalterin der Güter, die Sägerin und Pflegerin der Kinder. Der Mann ist Herr, aber das Weib nicht Knecht, sondern die hochgeachtete Frau und Mutter. Die Kinder werden erzogen nicht durch Worte, Lohn oder Strafe, sondern durch das Vorbild der Eltern. Ehebruch ist nicht, es steht davor die Todesstrafe. Der kräftige Sohn ist ehrerbietig und gehorsam dem gebrechlichen Vater im weissen Haar. Wacht in der Tochter die gewaltige Liebe auf zu einem Manne, so gesteht sie es und in Nächten wird der Bund geschlossen. Genug ist des Erwerbes und genug sind der Güter im Lande, daß sie leben und ihre Kinder nähren können. Denn die Menschen sind arbeitsam und einfach in den Bedürfnissen. Sie genießen mit Vorliebe das, was das eigene Land hervorbringt und was die Bürger des Staates erzeugen. Fremden Dingen, sei es an Gütern, sei es in Brauch und Sitte, sind sie abgeneigt.

Bei den Kindern wird körperliche Kraft und Gesundheit der Schulgelehrtheit vorgezogen; bei Männern die Weisheit dem Wissen, die Treue dem Können. Aber es giebt auch viele und gediegene Schulen; in denen werden nicht sowohl Dinge gelehrt, die vor tausend und tausend Jahren wichtig gewesen sind, sondern vielmehr solche, die sich auf die Gegenwart beziehen, welche sie ganz zu erkennen streben. Die Berufswahl der Jugend geht nicht so sehr nach Geld und Würden, sondern richtet

sich vielmehr nach den vorhandenen persönlichen Eigenschaften. Sie haben Vorliebe für Landleben und Feldbau, auch für bürgerliche Gewerbe, die ihren Mann nähren. Der Bauer und der Handwerker sind höher geachtet als solche Stände, die nur dem Genuße, der Verfeinerung und dem Glanze dienen. Geld ist ihnen Mittel, nicht Zweck. Nirgends ist großer Reichthum aufgehäuft und keiner darbt, der arbeiten will. Die Verbrauchten und Gebrechlichen haben von Rechtswegen ihr Auskommen, ohne darum betteln zu müssen. Die Versuchungen zu Fastern und Verbrechen sind also geringer als anderswo. Ehrenhaftigkeit stellen sie höher als äußere Ehre und die Männer üben ihren Muth nicht im Zweikampfe gegeneinander, sondern im Kampfe mit den Elementen, die sie nach Menschenmüdigkeit zähmen und ausnützen. Wohl üben sie sich auch mit Waffen in munterer, kühner Weise, ohne daß unter ihnen Dasi ist.

Heilig halten sie die Religion und ehren ihre Priester; die weltliche Herrschaft greift nicht ein in das religiöse Gebiet, und die geistliche nicht in weltliche Dinge. Sie leben mehr nach dem Geiste als nach den Formen der Religion.

Werth ist ihnen das Schöne. Ihre Dichter singen wieder der Lebensfreude oder stellen auf die Völkern große Vorbilder, an deren Thaten und Tugenden, oder an deren Weisheit und Feiterkeit das Volk sich erbauen und ergötzen kann. Das Nützliche in der bildenden Kunst, das Niederträchtige im Schauspiele, das Zersezende und Wider-

siche in der Dichtung würde, wenn es auch läme, das Volk zurückweisen.

Werthwürdigerweise ist in diesem Lande die öffentliche Kedskunst nicht ausgebildet. So hört man auch keine Aufwiegclungen gegeneinander und gegen fremde Länder und Stämme; der Patriotismus besteht nicht in dem Hassc gegen andere Völker, sondern in der Liebe zum eigenen. Das Wohlwollen herrscht überall vor, selbst gegen die Thiere. Lehrer und Priester wirken darauf hin, daß die Vernunft über der Leidenschaft stehe; die Sonderbestrebungen werden dem Allgemeinen untergeordnet und es gehöret nicht in den Plan dieser Staatsbürger, Gegner ihres eigenen Hauptes zu sein. Denn dieses Haupt, der König, weiß, daß er nicht da ist, um sein Volk zu beherrschen, sondern ihm in Weisheit, Treue und Würde zu dienen. Und der König weiß, daß der Werth des Menschen groß ist und daß dieser Werth gleich bleibt in der Hütte, wie im Palaste. Niemanden bevormundet das Gesetz in inneren Gewissensangelegenheiten und in freier Meinungsäußerung; wer hierin ungebührlich ist, der wird von dem gesunden Sinne der Mitbürger zurückgewiesen. Der Staatsbürger setzt seinen Stolz auf die Erfüllung des Gesetzes, das er selbst aufstellen half und das die Verkörperung seines Rechtsinncs ist. Unnachlässig strengc ist das Gesetz gegen Fug und Trug und absichtliche Uebervorthcilung des Nächsten. Schwere Verbrechen, deren Ursache in einer verderbten Natur liegen, werden ohne Umstände mit dem Tode bestraft.

Ein stehendes Heer giebt es nicht. Im Frieden ist Jeder Arbeiter, im Kriege Jeder Soldat. Nie würden sie einen Krieg anfangen, um zu erobern, wenn aber der Feind droht, in ihre Grenzen und Rechte einzudringen, dann stehen sie auf — Alle wie Ein Mann — um zu siegen oder zu sterben.

Solcher Art — so schließt der Bericht des weisen Mannes — ist das merkwürdige Volk beschaffen, dessen König sagen konnte: „Wir kennen die Furcht nicht, wir sind die Starken.“

Fürstin Juliana war von dieser Parabel tief ergriffen. Sie sah darin die Grundsätze des alten Abraham und gelobte sich, dieselben zu ihrem Leitstern zu machen, so weit sie mit der Wirklichkeit nur immer vereinbar wären. Denn daß es die Grundsätze eines Idealisten waren, das wußte sie; wie groß aber der Idealismus ihres eigenen kindlichen Herzens war, das wußte sie nicht.

Die wenigen Stunden der Erholung brachte Fürstin Juliana im Baumgarten zu, hegte junge Pflanzen, angelte im Weiher, oder saß auf einer sehr einsamen Bank und hörte dem Gesange der Vögel zu. Solche, wie auch auf Odeusstein gesungen, hörte sie am liebsten. Eines Abends, da die Vögel nicht mehr sangen, auf den Wipfeln der Eichen und Ulmen aber noch der Sonnenschein lag, ließ die Fürstin Schreibzeug an einen Gartentisch bringen und schrieb in ihrer kleinen zierlichen Schrift einen Brief an die Freundin Maria Baumgartner.

Ob schon — wie wir wissen — die arme Häuslerin an der Thür in ihrem Schreiben von der Fürstin förmlich Abschied genommen hatte, so entspann sich doch zwischen den beiden Frauen allmählich ein Briefwechsel, der merkwürdig ist und von dem wir über das nun folgende Leben und Wirken der jungen Fürstin auf das Unmittelbarste und Anmuthigste unterrichtet werden.

In diesem Briefwechsel sehen wir auch, mit welcher feinem Tact die Fürstin sich in Gedanken und Form so gab, wie es die einfache Frau auf dem Lande fassen und verstehen konnte. All die Dinge der großen Welt, des Hofes und des eigenen Geistes, welche der Freundin nicht nahe standen, unterdrückte sie. Sie brauchte ja darum nicht herabzusteigen in ein niedrigeres Seelenleben, sie brauchte nur das rein Menschliche herauszuschälen aus ihrer Fürsteneigenschaft, so war sie verstanden und fand Wiederhall in dem Gemüthe des einfachen Weibes.

Briefwechsel zwischen der Fürstin und dem Bauernweibe.

Meine liebe gute Freundin!

Den Abschied, welchen Du mir ertheilt hast, kann ich nicht annehmen. Wenn Du, liebe Maria, der kleinen Juliana noch einige Freundschaft bewahrt hast, so bitte ich Dich, dieselbe auch der armen, einsamen Frau, die sie auf den Thron gesetzt haben, nicht ganz zu entziehen. Ich möchte Dir gerne manchmal schreiben, und schreibe auch

Du mir, wie Dir ums Herz ist. Laß' Dich nicht zurückschrecken, von dem, was ich nun sein muß, ja gerade jetzt mußt Du mir treu bleiben. Glaube mir, die Fürsten sind arm an Freunden, bettelarm, und wer ihnen schmeichelt, der thut es aus Freundschaft für sich selbst. Will übrigens nicht undankbar sein, habe manche Menschen um mich, die mir wohlwollen. Besonders eine Gräfin Baldriani ist, die mir alles zu ersetzen sucht, was ich verloren habe. Doch sind die Geselligkeiten und Unterhaltungen hier ganz anderer Art, als daheim im lieben Timmerthale. Da wird gefahren, geritten, auch sechten muß ich lernen, was sehr drollig ist, wenn ein Weib mit dem Spieß umhersuchelt. Ferner wird Musik gemacht, man spricht viel Französisch und Englisch, und zwar über Wettrennen und Jagden. Wenn ich mit der Gräfin allein bin, wird auch über Kleidermode, Stadtereignisse, Schauspiele und Bücher geplaudert. Wenn ich aber zu ihr sprechen will, wovon mein Herz voll ist, vom Lande, von Garten, Wald und den Leuten dort, da wird sie zerstreut und wir kommen nicht weiter. Auch meine Mutter ist häufig um mich, ist ganz in die Stadt gezogen und spricht ungerne vom Landleben, was ich ihr nicht verdenken kann. Sie ist früher immer in der Stadt gewesen, erst seit dem Tode meines Vaters auf Edenstein und hat dort ihrer Gebrechlichkeit wegen das Land nicht eigentlich kennen lernen können. So siehst Du wohl, liebe Maria, wie nöthig ich Dich habe. Laß' den Verkehr mit Dir meine Labniß sein, und so viel ich weiß, daß

Du meine Briefe an Dich nicht viel aufzeigst, damit unser Verkehr nicht beneidet und falsch beurtheilt werde, so will auch ich Deine Briefe in Ehren halten und immer lesen, wenn ich kleinmüthig bin und Heimweh habe. Jetzt ist es ja schon bald zehn Jahre, seit wir miteinander bekannt sind, und ich denke, daß zwei Menschen, die in diesem Leben so lange voller Lieb und Treue nebeneinandergegangen sind, sich nie mehr ganz trennen können und dürfen. Erinnerst Du Dich noch an den ersten Tag? Ich war ein Wildfang. Ein Knecht hatte aus dem Walde eine junge Wildtaube in das Schloß gebracht und mir geschenkt. Als aber die Taube größer wurde, stutzte ihr der Knecht die Flügel, damit sie nicht fortfliegen konnte. Mein guter Nikolaus Abraham verdarb mir die Freude, weil er den traurigen Zustand des verstümmelten Thieres schilderte, wie es kümmerlich auf der Erde hüpfen müsse gleich einer Heuschrecke und ihm sein Lebenselement, die freie Lust, verjagt sei. Da versprach ich dem Lehrer, wenn der Taube die Flügel wieder wüchsen, so solle sie fliegen. Eines Tages hüpfte das Thier zum offenen Thore hinaus und über die Wiese hin. Ohne seine vollen Flügel konnte ich es nicht fortlassen, lief ihm also nach, um es einzufangen. Ich sehe heute noch, wie es gegen das Haselgebüsch hinfludert, in den jungen Kärchenwald, ins Getanne hinauf, über die Heide hin, gegen das Scharnthal hinab und ich ihm nach. Endlich verliere ich's aus den Augen, will umkehren, finde den Weg nicht mehr. Zertriffen und blutend irre ich im Walde umher, komme

in hohes Heidekraut. Unter meinen Füßen Eidechsen, eine Kröte; ich fürchte mich nicht, solche Thiere sind harmlos und den Widerwillen gegen sie muß man überwinden. Wie ich jedoch die braune Natter ringeln sehe, da beginne ich voll Entsetzen zu laufen, bis ich erschöpft hin falle und liegen bleibe. Als ich wieder wach werde, ist um mich alles fremd, der Bodenumpyfig, mit Winzen bestanden. Die Nacht kommt, ich rufe um Hilfe. Maria, und jetzt ist plötzlich ein schönes, liebes Mädchen neben mir gestanden, etwas größer als ich. Das hatte einen Korb mit Erdbeeren und ein Stück Brot bei sich und lud mich ein, daß ich nur zufrieden sein und essen sollte. Du weißt es ja, wie Du mich nachher in Dein Haus geführt hast, wie Deine Mutter mir neben Deinem Lager ein weißes Bett bereitet hat und wie sie die halbe Nacht lang ging, um es nach Edenstein zu berichten, wo ich wäre. Von diesem Tage an sind wir beisammen. Du hast Dich freilich selten ins Schloß locken lassen, um so öfter durfte ich zu Dir kommen und wie oft und oft haben wir zusammen Waldblumen gepflückt, Beeren gesammelt, haben gescherzt, gesungen. Und weißt Du noch, wie wir unter den Ahornen einmal Königin gespielt haben? Du hast mir aus Reisig eine Krone geflochten und aufs Haupt gesetzt, und eine sehr große Rindenrinde vom nahen Holzschlag war der Purpurmantel, den ich auf der Achsel tragen mußte und den Du, der Edelknappe, mir nachschlepptest. Daran denke ich oft, wenn ich jetzt ein Kleid an habe, an welchem mir Pagen die Schleppe tragen.



Es war wohl eine schöne Zeit, Maria, und so sind wir Zwei aneinandergewachsen, und wenn Du noch einmal Wiene machst, mich abzuschütteln, so halte ich Dir vor, daß ich damals im Walde gestorben wäre, wenn Du mich nicht aufgehoben hättest. Und Du magst noch Gott danken, daß ich Dich nicht in die Stadt bringen und mit Sammt und Seiden behängen lasse. Bleibe in Deinem stillen Paradiese bei der Einfachheit und bei der Arbeit, ich will über Euch wachen. Ich werde Dich nicht niederdrücken mit fürstlichen Gnaden; wenn ich Dir nur das geben und sein kann, was Dein liebes gutes Herz und Deine brave Familie werth ist. Deinem Peter lasse ich sagen, ich würde einmal nachsehen kommen beim Forsthaus im Scharuthal, wie er zimmeru kann. Und damit der kleine Franzl meine Nase, die er so oft in der Hand gehabt hat, nicht ganz aus der Erinnerung verliere, schide ich ihm einen gemalten Kopf von mir. Heute muß ich schließen, laß nicht allzulang auf ein gutes Wort warten

Deine Juliana.

Dorf Friedan.

Meine liebe Herzogin!

Das hätte ich mir wohl nie und nit einmal im heimlichsten Herzenswinkel zu denken getraut, daß ich geringe Person mit unserer Fürstin einmal so sollt stehen dürfen. Wenn Du's so haben willst, ich uehni's in Demuth an. Du kennst mich ja und mußt auch meine Unschicklichkeiten

und Fehler anhalten, und wenn ich Dir schreiben darf, wie mir uns Herz ist, so werd ich die Worte mit viel anschauen und nit denken, daß ich mit der Herzogin rede, sonst müßt Eins vor lauter Ehrerbietigkeit ganz dumm werden. Wie wir das Bild von Dir gesehen haben, haben wir lachen müssen, und mit nassen Augen, vor lauter Aehnlichkeit. So freundlich schaut uns on, daß man meint, jetzt und jetzt geht der Mund auf und spricht: Grüß Gott, Baumgartnerleut! — Hast Dich auch gar nit verändert, es ist zum Verwundern. Und der mordsprächtige Rahmen, da hast Du Dir unsertwegen wohl viel Kosten gemacht. Ich hab das Bildniß im Kasten aufbewahren wollen, daß es schön bleibt, aber der Peter hat gesagt: was hilft uns die Kay in der Butten, und wenn die Juliana bei uns sein will, so will ich sie auch anschauen können, und hängt das Bild an die ruhige Wand neben die Muttergottes hin. Und wann der Franzl recht brav ist, aber da muß er schon höllisch brav sein, so heben wir ihn hinauf und er darf die Ruhme Juliana mit dem Handel streicheln. Oft ist die ganze Stuben voller Leut und schauen die Herzogin an. Und muß mich selber einen einfältigen Bauerntrampel schimpfen, daß ich mich vor der Hoffart erwehren kann. Und wie die Leute jetzt auf einmal zuthunlich sind zu mir, von Jedem kann ich alles haben und bin gern gesehen, wo ich hinkomm, und alles Deinetwegen. Jetzt verstehe ich schon, warum die Leut auf fürstliche Auszeichnungen so veressen sind, weil man sich damit halt viel besser steht auf der Welt. Aber wann das so fortgeht mit dem

Angaffen, so werd ich Dich doch in den Kasten thun. Mit der Gesundheit geht's mir viel besser, seit es sonst gut ist. Der Peter ist beim Forsthausbau Vorarbeiter geworden und sagt, wie sie den Gleichensbuschen haben angesteckt, ist auf der Herzogin ihre Gesundheit Wein getrunken worden und jetzt haben wir's erst erfahren, daß die Scharnwaldungen und das neue Forsthaus herzoglich sind. Ich bin mein Lebtag nie darin gewesen, gute fünf Stunden ist's hinein, sagt der Peter, und er kommt auch nur zum Sonntag heim. Auf dem schönen Edenstein ist es jetzt wohl sehr still geworden, wünschen nur tausendmal, daß die gnädige Frau Mutter in der Stadt recht frisch und gesund bleibt. Das große Thor hält der alte Fritz immer geschlossen und geht er auf der Schloßmauer umher, der feindlichen Ueberfälle wegen, wie er sagt, und hat die alten Kanonen aufrichten lassen. Darf aber doch nit dreinschießen, wann der Hirte die Kühe hertreibt, und wann eine Heusuhr kommt, muß er das große Thor wieder aufmachen, weswegen die Leut allemal lachen. Hier heißt's, daß Krieg werden soll und danke ich meinem Gott und Herzogin, daß der Peter daheim ist. Ich glaubs nit, daß die Fürsten und Könige Krieg oder Frieden halten können, wie sie wollen. Aber wann's doch einmal auf Dich sollt ankommen, so knie ich wohl vor Dir nieder und steh' nit eher auf, als bis Frieden ist. Und jetzt ist es für dasmal genug und geh ich meine Ruh messen. Und was wirst Du, herzlichste Herzogin, jetzt machen in Deinem guldnen G'schloß?

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Liebe Maria!

Deinetwegen habe ich heute eine Falschheit begangen und mich Unwohlseins halber vom Hofball losgejagt. Mache mir aber kein Gewissen draus, und wenn keine größere Falschheit auf der Welt wäre als diese, dann wollte ich gerne regieren. Du glaubst es gar nicht, gute Freundin, wie tapfer ich schon regiere! Anfangs haben sie mich nicht recht dran lassen wollen und wäre ihnen die junge Fürstin gerade zu einem Auspuß recht gewesen. Da habe ich gesagt: „Edle Herren, so habe ich nicht gewettet. Wenn ich schon die Verantwortung tragen soll, so will ich auch meinen Willen anwenden.“ Ganz einfältig bin ich ja doch nicht vom Lande gekommen und gleichwohl es für mich besser wäre, ein paar Jahre älter zu sein, so getraue ich mir trotzdem in der Hauptsache das Richtige auch jetzt schon zu treffen. Ich denke, wenn der Mensch sich selber zurechtfinden kann, sobald er seinem Gewissen folgt, so muß daselbe Gewissen auch für den Fürsten der richtige Leitfaden sein. Am Unangenehmsten sind mir die allzu klugen Rathgeber, die alles mit Schlaueit und Spitzfindigkeit betreiben wollen. Je größer das Reich ist, desto einfacher muß der Verstand sein, es zu regieren. Nach außen, das heißt nach anderen Ländern hin, das überlasse ich dem Kanzler; was für mein Land gut ist, das weiß ich — will es einführen und nicht viel fragen nach Anderer Meinung. Wir hat's zum Beispiele im Timmerthale nie gefallen, wenn Banckleute seidene Tücher trugen, weil sie wohl Glachs und Schaf-

wolle haben, aber keine Seidenwürmer. So viel habe ich gleich gesehen, unser Land verthut mehr, als es erwirbt, das ist ungesund. Wüßte uns auf die Pänge zugrunde richten. Wenn ich bei den Ständen, bei der Armee, bei meinen Beamten und was weiß ich bei wem das Sparen einführen will, muß ich natürlich bei meinem eigenen Hause damit anfangen. Fünf Lustschlösser! was sagst Du dazu? Zwei davon habe ich für Schulen, eines für eine Heilanstalt und eines für Kunstsammlungen geeignet; im fünften wohnt zeitweilig meine Mutter. Im Residenzschloß hier — das Schloß am Hof genannt — habe ich so viele Zimmer gehabt, daß ich darin das ganze Dorf Friedau und noch die Leute von Edenstein hätte unterbringen können. Auch diese Räume müssen verwerthet werden, was zum Theile ja zu Regierungszwecken geschieht; ich habe mir davon fünf Zimmer behalten und weiß nicht einmal, was ich mit diesen fünfen anfangen soll. Wenn ich Dir nur von den acht Edelknaben, die ich abgedankt habe, ein paar hätte schicken können, weil die Bürschchen gar zu nett sind. Hausbadig, enge, weißseidene Heinkleider, himmelblauwe Mäntelchen mit Goldborden, auf dem Flachskopf ein rothes Vorettel. Aber Dein Franz schnitt sich ja sein Spielzeug aus Höhlenrinden. Andere sechs habe ich mir ohnehin noch behalten, weil sie hinter mir hertrappeln müssen, wenn ich regieren gehe. In den fürstlichen Warställen habe ich nicht mehr, als einhundertzwanzig Pferde gefunden, auf den Schlössern und Jagdhäusern nicht weniger als dreihundertsechzig Bedienstete mit viel Gehalt und wenig Arbeit. Und

was allein die Jagdhunde geloset, davon könnten ganze Ortshaften leben. Jetzt ist ausgeräumt. Just bettelhaft geht's noch immer nicht her bei uns und von den Einkünften des Hofes und der Güter wird, so Gott will, auch noch eine ganze Familie leben können, und wohl so anständig, daß sich das Land nicht damit zu schämen braucht.

Im Lande giebt es aber eine mächtige Partei, der es immer noch nicht recht ist, die am liebsten keinen Fürsten haben möchte. Unter uns gesagt, es wird wohl nicht anders sein, mein hochseliger Oheim ist ihr zum Opfer gefallen. Diese Partei sagt, das Volk solle sich selber regieren und Einen wählen, der dann oben steht und die Macht hat, den Willen des Volkes zu vollführen. Es wäre ja vernünftig und was könnte man dagegen haben! Allein es thut sich nicht so schön, wie sich's sagt. Es sind große Gefahren, an welche die Partei selbst nicht denkt, oder die sie nicht sehen will. Mein alter Lehrer hat mir den Segen einer Volksherrschaft oft gezeigt, aber auch das Schlimme derselben nicht verhehlt. Unser Volk ist sehr lange unter Vormundschaft gewesen, es müßte erst eine Weile unter einem wohlgefunten Fürsten die Freiheit und Selbständigkeit gewohnt werden, bis es sich auf die eigenen Füße stellen und den eigenen Kopf probiren könnte. Und so will ich aushalten an diesem Posten, auf den mich Gott gestellt hat, so lange es sein Wille ist. Ohne Troß und ohne Furcht! das ist des alten Abraham's Spruch gewesen. Und daß ich endlich einmal von diesen Dingen weg und ins liebe Timmerthal komme: Am sechzehnten dieses

Monats ist des alten Nikolaus Abraham's Sterbetag. Sei so lieb und gut, Maria, und schmücke seinen Grabhügel. Und gehe einmal in den Edensteiner Wildgarten, dort hinter dem Teiche wirst Du in der Jasminlaube ein Beet mit Vergißmeinnichten finden, das betreue mir ein wenig. Ich schicke Dir zu Lohn einen kleinen Geldbetrag, den Du unter die Friedauer Armen vertheilen magst. Ist das nicht merkwürdig, daß gestorbene Leute noch fortleben können? Wenn sie nicht lebten, so könnten sie nicht wirken und unsere guten Thaten sind nichts Anderes, als die Früchte der Lehren unserer Vorfahren und heimgegangenen Weisen. Aber nicht bloß der Abraham, auch meine gute Baumgartnerin hilft mir manchmal ein wenig regieren, ohne daß sie es weiß. Vor Kurzem ist mir ein Schriftstück vorgelegt worden, des Sinnes, daß unseres Handelsvortheils wegen dem Nachbarlande — Du magst Dir denken, welches ich meine — auf der Sulza der Schiffsverkehr einzuschränken sei. Es wäre soweit ganz in Ordnung gewesen, denn dieses Nachbarland thut uns bei jeder Gelegenheit eine Bosheit an. Aber, wie ich schon die Feder eintauche, sehe ich zu meinen Füßen die Maria Baumgartner knien, die Hände faltend und bitten: Nur keinen Krieg! Nur den lieben Frieden! — Und in Dir höre ich mein ganzes Volk bitten. Da habe ich gesagt: Nein! und die Feder weggelegt.

Bist Du zufrieden mit mir? Ich küsse Dich und küsse von den beiden Männern, die Du im Hause hast, den jüngsten.

Juliana.

## Johanneslust.

Warum schreibst Du mir nicht, liebes Herz? Ganz auf Umwegen muß ich es erfahren, daß es Euch wohlhergeht, wenigstens so viel die Leute sehen, sonst müßte ich über Dein langes Schweigen beunruhigt sein. Heute ist es wieder einmal so recht über mich gekommen, daß ich bei Dir sein möchte. Wüßte ich, daß es Dir unter diesen Postleuten, denen Du im äußeren Betragen nicht ebenbürtig bist, so wie sie Dir an Treue und Bravheit nicht ebenbürtig sind, wüßte ich, daß es Dir hier behagen könnte, Du müßtest kommen. Ich bin nun ja auch auf dem Lande, wie sie das nennen. Denke Dir, daß auf der breiten Ebene, eine halbe Stunde vor den Thoren der Stadt, ein Wald liegt. Er ist aber nicht von selber gewachsen, sondern mit allen Künsten gepflanzt worden. Es stehen schöne Bäume darin, und alles ist so glatt, wie gebügelt und gebürstet, und die Gesträuche an beiden Seiten der Wege haben sich alle vieredig schneiden lassen müssen, daß sie aussehen, wie Brüstungen und Wände aus Blättern gemauert. In diesem Walde steht das Schloß Johanneslust, wo ich jetzt wohne. Von meinen Fenstern sieht man über den Wald hinaus die Ebene mit der Stadt, die Schornsteine der Werkstätten, weiße Straßen, wo der Staub aufwirbelt, und eine Sandhaide, wo den ganzen Tag Soldaten exerciren und mit ihren Trompetenstößen die Luft zerreißen. Dort Unruhe und hier Unruhe, und überall Unruhe und nirgends Herr seines Tages sein, und überall Schmeichler und Kriecher und nirgends natürliche Menschen.



Weil die Zeit still ist und mich nach Einsamkeit dürstet, so bin ich herausgezogen. Nun zeigt sich's, daß es mir auch hier nicht recht ist; bin ganz ungehalten auf mich selbst, daß ich nicht mehr weiß, was ich will. Stundenlang sitze ich unten und schaue den Gärtnerleuten zu, oder unterhalte mich mit ihren Kindern. Auch das ist nichts; sonst haben mich Kinder immer erheitert, jetzt wird mir bei ihnen das Herz noch weher. Am liebsten möchte ich auf einige Wochen nach Schloß Odenstein, aber es sind jetzt die großen Rathsversammlungen nahe und ich darf nicht fort.

Wir war, als hätte ich Dir tausend Dinge zu schreiben, liebe Maria, und jetzt weiß ich nicht was und wie, ich glaube, ich bin wirklich krank. Wenn das am Ende nur die Längeweile und Stumpfheit der vornehmen Leute ist, dann wäre ich werth, daß man mich peitschte. Wenn man sorgen soll für viele Millionen Menschen, wie wäre da Längeweile möglich? Du bist eine Mutter und hast nur ein Kind und hast mir oft gesagt, was Längeweile sei, das wüßtest Du nicht. Und ich habe so viele Kinder und alle schauen auf mich, und viele strecken mir die Hände entgegen, um Brod und Hülfe bittend, und ich darf belohnen und soll bestrafen, muß mit dem Schwert in der Hand die Gerechtigkeit hüten, kann dem Todgeweihten verzeihend das Leben schenken — und hätte Längeweile? — Gestern habe ich einen jungen Menschen begnadigt, der seinen Nebenbuhler erschossen hat und deshalb zum Strange verurtheilt worden war. Ich dachte an das Mädchen, welches anstatt ihrer Zwei auf einmal gar keinen

hätte, wenn den Einen der Andere und den Anderen das Gericht umbringt. — Es wird wohl am besten sein, wenn ich diesem Brief ein Ende mache. Sei glücklich, Maria.

Juliana.

Scharnthal.

Meine liebe Herzogin!

Dein letztes Schreiben will mir nit aus dem Kopf. Und ich weiß nit, was ich sagen soll. Vor den Hofleuten wollt ich mich nit fürchten, ich kumt ja in Deinem Johanneslust bei den Gärtnerleuten oder wo in Arbeit einstecken und wir thäten uns jeden Tag sehen und ein Stündel plaudern. Eine Wochen wollt ich's aushalten ohne meine Leuten, aber es hilfst Dir nix. Meine liebste Juliana, sei nit böß, ich weiß, was Dir fehlt, und Du weißt es nit, und Du sollst es aber wissen. Vor vier Jahren ist's mir just so gewesen, wie jetzt Dir. Weißt es nit mehr, wie ich oben beim Gefahrtreuz bin gefessen und Du kommst daher und fragst mich: Maria, ist Dir nit gut? — Und ich stoße Dich mit dem Ellbogen hinweg! Was hast Du Geduld gehabt mit mir und ich bin Dir herb gewesen und hab gesagt: Laß mich allein! Und bin ich allein gewesen, so wollt ich doch wieder nit, und ins Wasser gehen hätt ich mögen, so traurig. Hab's zur selbigen Zeit auch noch nit gewußt, wer es sein soll. Wie ich auf der Zimmerbrücken dem Holzknecht begegne, hab ich's bald gewußt. An einem Samstag ist's und ich trag im Handkorb meine Wochenarbeit ins G'schloß. Geht er daher, greift mir im

Vorbeigehen — ist gar nit stehen blieben — die Hand an und sagt: Thust auch Feierabend machen, Maria? Ich sein Wort und geh vorbei und denk: Was hat dieser Mensch meine Hand anzugreifen! Und heb so bitterlich zu flennen an, daß ich mir selber derbarmt hab. Paar Wochen nachher auf dem Kirchplatz geht er mir zu, nimmt die Pfeifen aus dem Mund und sagt: Bist heut auch wieder so stolz, Maria? Das Stolzsein thät's mir wohl nit tragen, geb ich zurück, und nachher gehen wir miteinander. Erst wie wir uns schon versprochen gehabt haben beim Amtmann, erfährt er's, daß das Häusel, wo ich wohne, mein gehört. Wird er kleinlaut und sagt: Ich hab halt nichts, Maria. Geb ich ihm mit dem Finger ein Tatzherl an die Wang und sag: Kapperl Du! Geheiratet ist worden und gut ist's geweest. Freilich, daß es uns so gut wird, wie uns jetzt ist, haben wir nit erwarten können und wissen auch, wem wir's zu verdanken haben. Wie im Scharnthal das Forsthaus fertig ist gewesen, was geschieht? Kommt eine Schrift und der Peter ist Förster. Und jetzt haben auch wir ein W'ischloß und wohn wir von unseren Fenstern über die Baumwipfeln hinaussehnen, so sehen wir freilich keine Stadt und keine Rauchschlote und keine trompetenden Soldaten; wir sehen Wald in Nah und Wald in Fern. Und überall das viele gute Gras, denke Dir, für unsere Kuh! Ich hab auch noch ein paar Gaisen haben wollen, hat's aber der gestrenge Herr Förster nit erlaubt. Eine zweite Kuh kauft er mir und nachher werden wir schwimmen in der Wild. Und eine Mutter, wie wir haben,

kriegst nit in Deinem G'schloß und da kannst Du machen, was Du willst. Mußt sie aber geschwind in den Keller stellen und grüne Pottichblätter drüber, oder ins frisch Wasser, ist noch besser. Und die Lustigkeit von meinem Buben kannst Dir gar nit vorstellen. Wie ein Rehböckel springt er um im Wald und das kugelrunde rothe Gesichtel dazu. Wenn's Gott will, sagt der Peter, so lauft ihm an Dem einmal ein feister Forstjung in den Weg. Auch das Schießen will er ihm schon anlernen und kannst nit glauben, was ich oft für Angst aussteh. — Jetzt, wann ich Dich bei uns hätt, jetzt kunnt ich Dir eine gute Stuben geben. Hast denn gar nit Zeit? Müßten denn die Leut immerfort regiert werden? Wir da im Wald werden das ganz Jahr nit regiert und geht auch so. Ich beschließ das Schreiben und verhoff bald etwas Erfreutliches von Dir zu hören. Und sei gescheit!

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Meine liebe Maria!

Du siehst, daß ich schon wieder in der Stadt bin, im heißen Sommer. Drei Gründe sind, warum. Erstens ist mir kein Landaufenthalt fast lieber, wie so einer, da draußen im frijsierten Fuchswäldchen. Hier im Wildgarten dürfen wenigstens die Bäume wachsen wie sie wollen, und weil jetzt viele Herrschaften fort sind, so ist es auch ruhig. Zweitens wohnt auf Johanneslust meine Mutter, die gern einen kleinen Hofstaat um sich hat, was ich ihr recht gönne, weil sie sich dran freut

wie ein Kind. Drittens sind die Staatsberatungen noch und wird ein neues Soldaten- und ein neues Steuergeſetz gemacht, wobei ich den Herren gern auf die Finger ſehe, unter Umſtänden auch klopfen. In vertraulichen Sitzungen ſollen ſie — höre ich — ſogar über mich ſelber berathen und ſo viel merkte ich ſchon, daß meine liebe Förſterin Maria mich hundertmal beſſer verſteht, als dieſe weiſen Herren es können. Ich habe Deinen letzten Brief wohl oft geſehen und Du wirſt nit Unrecht haben. Nur weiſt Du ſchwerlich, daß ich nicht ſo wählen darf, wie eine Andere. Eine Fürſtin wie ich muß für das Reich heiraten und nicht für ſich ſelber. Ich wußte anfangs nicht, was die vielen Beſuche hoher Herrſchaften zu bedeuten haben, mit welchen ich ſeit einiger Zeit beehrt werde. Es kommen allerhand Fürſtlichkeiten von nah und fern, Mancher verſteht nicht einmal unſere Sprache. Einer war da, der hatte ein gelbes Geſicht und ſchief geſchliſte Augen. Da giebt es allemal Feſtlichkeiten und ich muß mir die lächerlichſten Huldigungen gefallen laſſen. Einer war, der hatte hundert Mähren bei ſich und wollte mir etliche ſchenken. Ich dankte höflichſt, aber die drei Kameele und ein lebendiges Krokodil, die er mir verehrt, habe ich angenommen; letzteres iſt ſchon hin. Wieder ein Anderer, der war ein gar ſchöner ſtattlicher Mann und ſo ritterlich, daß er ſogar über die Steintreppe herauf ritt; man ſagte mir, er ſei aus jenem Lande, wo die Männer gleichſam auf dem Pferde geboren würden und Tag und Nacht nicht vom Roß kämen. Der Ceremonienmeiſter hatte ſeine liebe Noth, bei ſolch erlauchten Gäſten aus der Stockſtunde unſere Hof-

gebräuche halbwegs aufrecht zu erhalten. Ich hielt mein gewohntes Benehmen ein, und fragte mich eines Tages der Kanzler mit vieler Unterthänigkeit, ob ich denn gar nicht daran dächte, Land und Volk, welches mir mit so rührender Liebe ergeben sei, vollends zu beruhigen. Das hieß so viel: ich sollte heiraten. Und natürlich einen von Solchen, die hier mit Glanz und Pomp auf den Markt getreten kamen. „Excellenz!“ sagte ich zum Kanzler, „ich danke auf das Allerverbindlichste für Eure Zuvorkommenheit.“ Und ließ ihn stehen.

Wenn Du die Männer sehen könntest, liebe Maria, zwischen denen ich die Wahl hätte, Du müßtest lachen und weinen zugleich. Hübsche Zungen darunter, ja gewiß, aber die meisten gedehnt, hohl, vorlaut, läppisch, ihr Sinn ist nicht immer so hoch als ihr Rang. Viel Titel, nicht immer genug Mittel. Ich sage es Dir, Mancher ist darunter, der nähme ein Fürstenthum, wie der Bauer ein Stück Grund, man kann alle Jahre ernten, Ochsen, Kälber und Egel darauf weiden, man kann es verpachten, verspielen, verkaufen . . . . Ein glasköpfiges Herrchen war da, das trug sozusagen seine Grafenkrone im Sacktnuch bei sich, wie bei Euch die Bauern von der Kirchweih die Kaiserbirnen heimtragen. Und will sie versilbern, oder sie in einen Herzogshut umschneidern. — Ich bin sehr höflich und lasse Jeden nach Hause fahren. Noch habe ich Keinen gesehen, der so ähnlich wäre, wie ich mir einen Mann denke. Dann mußt Du wissen, daß, wenn ich als regierende Fürstin heirate, mein Mann nicht etwa regierender Fürst wird, so wie bei Euch, wo der, den die Bäuerin

heiratet, Herr im Haus wird. Der meinige wäre nichts als mein Gemahl, hätte dafür Kost und Wohnung und könnte, während ich regiere, Kinder locken. Muß Dir gestehen, daß ich an einem solchen „Mann“ keine große Freude hätte. Ist mir eine rechte Wohlthat, daß ich zu Dir so offenherzig sprechen darf. Wenn ich das alles betrachte und doch auch mein junges Leben genießen möchte, so werde ich manchmal recht kleinmüthig; und wenn ich mir nicht manchmal einbildete, daß ich doch vielleicht meinem Volke zum Segen werden kann, so möchte ich am liebsten Bündel und Stecken nehmen und in mein stilles Thierthal gehen.

Und jetzt zu Deiner Mutter. Nach Deinem Briefe habe ich gehut, daß so etwas kommen wird. Sie ist auch richtig gekommen, recht sorgfältig verpackt, aber — mußt nicht böse sein, liebe Maria, die Butter ist nicht zu genießen. Ich weiß es ganz gewiß, daß sie von Haus aus die allerbeste ist, die es auf der Welt geben kann, ich weiß auch ganz gewiß, daß kein Mensch es besser versteht, Butter zuzubereiten, als meine Försterin, und so weiß ich auch, daß die Gabe Gottes in vortrefflichstem Zustande aus dem Scharnthal abgeschickt worden ist. Aber Du hast vergessen, daß es in diesen Herbittagen nicht überall so kühl und frisch ist, als bei Euch im Walde, daß die Reisende unterwegs in eine große Hitze kommen kann, daß sie auf den Postwägen arg umhergeworfen wird und daß das Kistchen auf seiner weiten Fahrt sogar unter Thierhäute oder dergleichen zu gerathen Gefahr läuft — kurz, die Butter kann

mir, als ich sie erhielt, schon aus den Fugen des Kistchens entgegen, und was noch drinnen geblieben, das fand sich in einem sehr üblen Zustande. Ich hätte, um meiner Theuersten die Freude nicht zu verderben, Dir ja schreiben können, daß die Butter ausgezeichnet gemundet habe; wir haben hier bei Hofe an solchen Artigkeitslügen die größten Vorräthe. Allein wozu das zwischen uns Beiden? Du mit Deinem goldenen Herzen würdest die Thorheit wiederholen und ich würde mich allemal kränken, wenn etwas so Gutes und mir von Dir liebevoll Gegebenes in dem jämmerlichen Zustande zu mir käme. Wenn Du mir aber einmal ein Körbchen mit Preiselbeeren, die Du selbst gepflückt hast, schicken willst, so werden solche unterwegs nicht so leicht Schaden leiden und Du wirst mir damit eine große Freude machen. Im nächsten Jahre hoffe ich Euch in Eurem Forsthause zu sehen. Leb wohl.

Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Herzogin!

Den Kopf möchte ich mir herabreißen wegen der Butter. Nach der Abendung eine ganze Woche beim Nachtmahl haben wir immer davon gesprochen: Jetzt wird sie dabei sitzen und aufs Brot streichen und tapfer dreinbeißen, wie Du es sonst gern gemacht hast. Und jetzt ist das Unglück fertig. Ich bitt tausendmal um Verzeihung. Mit den Preiselbeeren will ich's klüger anfangen. Ueber Deine gewisse Angelegenheit weiß man nit, was man sich denken soll. Das ist eine verdamnte Ge-



schichte — hätte ich bald gesagt. Es ist wohl auch bei Euch Fürstenteuten mit alles Gold, was glänzt. Aus Abdanken darfst nit denken, das darfst uns nit anthun. Nit weil ich Deine Freundin bin, sag ich's, aber überall kann man's hören, daß Vieles besser ist, seit Du regierst. Meine Mutter hat gern gesagt, jeder Mensch soll sich dort hinstellen, wo er am meisten schaffen kann und wenn's auf glühende Kohlen wär. Aber im Heiraten ließ' ich mir an Deiner Stell nix drein reden, und nehmen thät ich just einmal den, den ich mücht, ob's nachher ein König oder ein Nachtwächter wär. Für eine Fürstin wird doch ein Mann zu finden sein, sagt mein Peter. Ja, probir's nur, sag ich, der Geisichte thut's nit und seinen Dummern kann sie nit brauchen. Der Peter wollt sich auch bedanken. Das Mannsbild Kindsobri lochen und sie regieren! Ich versteh nix, nur das sag ich Dir, Herzogin, bleib oben, aber laß Dich nit fangen. Für Jede ist Einer geboren, und suchen mußt Du ihn selber. Es ist hart genug, unser' liebe Frau weiß es. Und da muß ich Dir was anvertrauen.

Vorig Herbst um Barthelmei herum hat der Peter einen Forstgehilfen aufgenommen. Keinen schöneren und keinen ernsthafteren Menschen hast noch nit gesehen. Und jetzt ist's mir vorkommen und hab's nimmer aus dem Kopf bracht, Dem, wenn ich vor dem Peter hätt kennen gelernt, Dem hätt ich mich vor die Füß geworfen. Und wie ich gesehen, das kunnt mein Verderben werden, hab ich zum Peter gesagt: Schick diesen Menschen fort, er gefällt mir nit. Das wär was Neues, sagt der Peter, einen braven, gewissenhaften und aufstelligen

Menschen fortschicken, weil er der Frau nit zu Gesicht steht. Ich bitt Dich um Gotteswillen, schick ihn fort! ruf ich. Das Stillsein schafft er mir und aus ist's. Darauf hab ich nächtelang nit geschlafen und alle Heiligen angerufen, daß sie mich nit möchten verlassen. Er hat sich um mich gar nit kümmern, das war 's Glück und ist mir doch wieder nit recht gewesen. Und jetzt, wie der Peter einmal ins G'schloß muß zum Forstamt und über Nacht ausbleibt und der Gehilf allein bei mir daheim ist und Abends beim Feuerherd sitzt und dem Frauzl, der schon im Bettel schläft, eine Schleuder macht und dabei ein parmal treuherzig auf mich herschant — Jesus Maria! Da hat mir der böß Feind ein bißel zugelegt! Und wie ich das Kind anschau, ist mir auf einmal der Born kommen darüber, daß der leidige Teufel diesen fremden Menschen in mein Haus setzt, der mein Unglück möcht werden. Bin ich ihn angefahren: Was er da beim Herd zu thun hätt? Ob er nichts Besseres schaffen kummt, als wie klein Kindergeipiel? Und er sollt schauen, daß er weiter kommt! — Jetzt schant er mich an und sagt nix. Nachher steht er von der Bank auf und geht in seine Kammer. Zum Abendessen ist er nit mehr kommen und am anderen Tag, wie der Peter heimkommt, ist sein Forstgehilf da. Brauchst Dich nit drüber zu wundern, sag ich, den hab ich fortgeschickt. Führt der Peter auf: Warum? Weißt eh, daß ich ihn nit leiden hab mögen ist meine Antwort. Im selbigen Augenblick hat der Peter was gethan, was er freilich nit gethan hätt, wenn er gewußt haben kummt, wesweg ich den Forstgehilfen hab verabschiedet. Wie mir

dazumal uns Herz ist gewesen, das kann ich Dir nit sagen, derbarunt hat mir der Forstjung, daß ihm so groß Unrecht ist geschehen, am liebsten wär ich ihm nachgelaufen, vor ihm aufs Knie gefallen, und hätt ihn gleichwohl noch einmal wegstoßen müssen. Derbarunt hat mir mein Peter, daß er mir so herb hat sein müssen und ist doch alles seinetwegen geschehen. Jetzt hab ich die Geschichte hinter mir, aber nimmer hätt ich's glaubt, daß der Mensch so schwach sein kunnt. Dem Peter vertrau ich's mein Vebtag nit. In meiner Stuben wird's schon finster, draußn Schneewetter. Im Scharnthal kommt der Winter früh und mit den Preiselbeeren ist's diesmal nix. Der Schnee kocht sie aber gut und im Frühjahr, wann Du kommst, wollen wir sie vom Kraut grasen, da sind sie am allerbesten. Der Peter sitzt beim Ofen und schaukelt auf dem Knie den Franzl und lügt ihn gottslästerlich an. Vom Schnee ist die Ned. Da haben die Engel eine weiße Wolke genommen, wie sie am Himmel hängen, haben sie mit der Donnerwalzen platt gewolgt, wie die Mutter den Strudelteig, schnitzeln daraus mit der lieben Frau ihrer Nähstcher Flocken und streuen sie ins Scharnthal. Hast Du jemals eine solche Kinderei gehört? Der Alte ist noch am allerlindichesten. Gute Nacht, tausend gute Nacht.

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Liebste Maria!

Wenn Dein letzter Brief hier bei Hof bekannt würde (geschieht aber nicht), es wäre ein lästerliches Verfluchen und

Verispotten, und nur Eine ist hier, die Dich bewundert, verehrt wie eine Heilige im Himmel. Du bist ja wahrhaftig eine Heilige, nach dem, was Du mir des Forstgehilfen wegen geschrieben hast. Woher nimmst Du die Kraft? Den Willen, brav zu sein, haben wir ja Alle. — Ich weiß es nicht, doch ich ahne es, wie schwach das Weib ist, schon die Ahnung macht mich zittern. Ich glaube, wenn er Dich nur an der Hand berührt, Dir ein einziges zärtliches Wort gesagt hätte. Du wärest verloren gewesen. Das mußt Du gefühlt haben, so hast Du tapfer die Wehr genutzt, so lange sie noch in Deiner Macht war. Jetzt will ich Dir aber sagen, daß es Dein Mann wissen muß, was er für ein Weib hat. Erstens damit er Dich anbetet, zweitens, daß er sich in den Erdboden hineinschämt, Dich mißhandelt zu haben. Freilich wird der Ehemann die Treue seines Weibes für so selbstverständlich halten, daß er die Nothwendigkeit gar nicht einsieht, deswegen einen hübschen Forstjungen davonzujagen. Sieht er die Nothwendigkeit ein, so wird er erst eifersüchtig. Sage ihm doch einstweilen lieber nichts davon.

Ich muß Dir auch eine Liebesgeschichte erzählen, aber das sage ich Dir im Vorans, so tapfer bin ich nicht, wie Du. Meine edlen Herren und Stände haben wieder einmal Einen für mich entdeckt. Es ist der Bruder des regierenden Fürsten, mit welchem wir auf gespanntem Fuß — das ist so beiläufig der Kriegsfuß — stehen. Wie es auch bei Euch manchmal zwei Bauern giebt, wovon jeder im Grunde ein ordentlicher Mensch ist, können sich aber miteinander nicht

vertragen, necken und trogen sich oben und unten, begehren auf, lassen sich besänftigen, necken und trogen wieder und auf einmal ist der Kaufhandel da. Aehnlich auch bei uns. Versucht man es gerne mit einer Heirat und Verschwägerung; anstatt Blutvergießen — Blutsverwandtschaft. Zur gründlichen Aussöhnung der beiden Häuser soll ich den Prinzen Ottomar heiraten. Die Schilderungen, welche mir von ihm als Vor-schuß gemacht worden, waren verlockend genug und ich habe bei Hof eine Gräfin Baldriani, die hat mir an den langen Abenden so viel erzählt von dem uralten Adel — er soll sechsundzwanzig Ahnen haben! — von der Jugend, Schönheit und Tapferkeit des Prinzen, bis uns Weiden, der Alten wie der Jungen, die jähne wässerig geworden sind. Und ich dachte mir, das füge sich doch einmal gut, ich beläme einen herrlichen Mann und diene damit meinem Lande. So macht man aus dem Vergnügen eine Tugend, Du siehst, wie wir Fürstenteute es doch gut haben.

Und eines Tages ist der Prinz Ottomar auf einem stattlichen Schiffe den Suizastrom herabgefahren, daß er um mich werbe. Meine Baldriani hatte mir schon früher ein großes Bildniß von ihm zu verschaffen gewünscht, von dem berühmtesten Maler der Gegenwart ausgeführt. Ein einnehmender Mann, daß mußte ich gestehen. Und ruhte ich manche Stunde auf dem Kissen und sah das Bild an, welches vor mir an der Wand hing. Nun kam er selbst. Sein Gesicht war glänzend, seine Erscheinung, sein Auftreten untadelhaft, was besonders meinen Hofmeister entzückte. Aber, Maria,

er gefiel mir nicht. Er ist ein bildschöner Mann, kaum drei Jahre älter als ich, hat mich mit den ausgefeiltesten Aufmerksamkeiten überhäuft — und gefällt mir nicht. Ein schwarzes Schnurbärtchen hat er, an dem dreht er fortwährend herum; so oft er an einem Spiegel vorbeikommt, krausset er sich verstoßen mit dem Taschentuch, den er immer in der Faust zu haben scheint, Haar und Wadenbart. Am Tage seiner Werbung, als er von dem kalten Herbstwetter in die warmen Gemächer eintrat, sollen seine Metallknöpfe trübe angelaufen sein und darüber hätte er seinem Diener Zusätze versetzt. Seine Tapferkeit zeigte er vorderhand hauptsächlich im Schnellreiten und Pferdedressiren. Er soll die feurigsten Pferde haben und sein Adjutant steht mit den Pferdehändlern der ganzen Welt in Verbindung. Fast alle Briefe, die er abschickt und bekommt, sollen von Pferden handeln. Auf der Wasserfahrt, heißt es, wäre er höchst ungeduldig gewesen nach den Lieblingsrössern seines Marstalles, die er auf Landwegen vorausgeschickt hatte. Drei derselben hätte er auf Bildern in der Kajüte gehabt. Zwei seiner Höflinge warben für ihn um meine Hand. Ich war höchst gerührt, natürlich, und auf eine solche Ehre nicht gefaßt — er ist thatächlich ein netter Cavalier. Eines Abends nach dem Mahle — weiß heute noch nicht, wie das zugegangen — sitzen wir im Gemache plötzlich allein, der Prinz, ich und die Gräfin Baldriani. Wir waren heiter und haben es gar nicht bemerkt, wie die Gesellschaft sich allmählich entfernt hat. Auf einmal ist auch die Gräfin nicht mehr da, der Prinz und ich sitzen allein im

Zimmer. Ich bin ganz verblüfft, er ist wortkarg, plötzlich liegt er vor mir auf dem Knie. Ich streife mit dem Ellbogen — „zufällig“, wie Du Dir denken kannst — aus Weinglas, das fällt stirschend zu Boden, ein Diener eilt herein, und das ist für diesen Abend meine Antwort. Damit Du siehst, daß ich auch tapfer sein kann. Nur ist der kleine Unterschied, daß Jener Dich bezaubert, dieser mich gelangweilt hat. Die Bedenkzeit währet heute noch. Diese Angelegenheit wird der Prüfstein sein, ob ich edel genug bin, mich fürs Land zu opfern.

Was Sonstiges anbelangt, so ist es hier gegenwärtig etwas unheimlich. Die Polizei fahndet insgeheim ununterbrochen nach dem Mörder des Herzogs und hat vor Kurzem zwei Personen eingeliefert, die verdächtig sind. Ein Straßenarbeiter und ein junger Arzt; sie leugnen es nicht, der Umsturzpartei anzugehören, aber vom Morde selbst wüßten sie nichts. Sie sollten noch an demselben Tage erschossen werden; ich gab den Willen nicht dazu, daß zwei Menschen, welche vielleicht nur die Liebe zum Volke auf Abwege gebracht hatte, so ohneweiters hingerichtet würden. Der Arbeiter kam auf eine Festung, der Arzt, ein Ausländer, wurde ausgewiesen. Vom Mörder meines hochseligen Oheims haben wir noch gar keine Spur. Ein Student, heißt es, soll dahinterstecken, ist aber flüchtig geworden. Der Büchsenpanner des Herzogs hat sich den Mord so zu Herzen genommen, daß der Arme in ein Irrenhaus gebracht werden mußte. Jetzt bildet er sich ein, selbst den Mord begangen zu haben und spricht krause Dinge.

Das sind traurige Geschichten, und wir sollten die nahebeide Weihnachtszeit mit frohem Herzen begrüßen. Wenn Ihr in Eurem Waldhause voller Glück und Treue zueinander das Fest begeht, so gedenket auch ein wenig Eurer

Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Herzogin!

Ich bitte Dich, nimm ihn mit. Das darf von keinem Fürsten und von keiner Fürstin verlangt werden, daß sie wider die Natur handeln. Da laß es lieber antommen auf einen Krieg. Was hilft's denn, wenn Du ihn heiratest? Wenn Du mit ihm unglücklich bist, kannst Du Dein Volk nit glücklich machen. Was willst anheben mit so einem Mann, der die Köpfer lieber hat, als Weib und Kind? Dumm ist er auch, so viel ich mir aus Deinem Brief zusammenreimen kann. Sechshundzwanzig Ahnen! Mein Peter sagt, wenn er alle seine Ahnen wollt zählen, so brächt er noch mehr zusammen, bis zum Adam hinauf. Nein, Juliana, Du bist einen rechten, ernsthaften, geschelten und ganzen Mann werth. Wilt dem von den Herzogsbedern hast Du mir Augn gemacht, aber mein Peter sagt: Ihr geschieht nit und geschelt ist es, daß Du sie nit hast erschiesen lassen. Alle Tag beten wir für Dich. Und müssen Dir auch noch recht danken für die schönen Christgeschenke. Der Franzl reitet den ganzen Tag auf dem Holzschemmel, so daß ihn Peter schon den Prinzen Ottomar heißen will, was ich nit leiden mag. Der Peter sagt, ein



solches Schußgewehr hält mit einmal der Oberamtmann im G'schloß und er trifft damit auf dreihundert Schritt einen durren Baumstamm; auf grüne schießt er mit und das Gebot, Du sollst nit tödten, wendet der auch auf Färchen- und Holzapfelbäume an. Die Hasen schießt er. Die sollen davonlaufen, wenn's ihnen nit recht ist, sagt er, der Baum kann nit laufen, den muß man verschonen. Und daß ich wieder herum komm: was soll erst ich sagen zu meinem Tassetmantel! So oft ich Zeit hab, steh ich vor meinem offenen Kasten, wo er drinhängt, und schau ihn an. Aber in die Kirchen trau ich mich nit ihm nit und nit um Leben und Sterben. Die Freud ist so grad so groß und wann ich ihn nit anhab, so denk ich mir, ich kunn ihu anhaben, und wann ich dem Peter einmal in meiner Rodenjoppen nit schön genug bin, so mag er sich denken: ich kunn schön sein. So legen wir Deinen tausend-schönen Mantel übers Herz an, da steht er gut und hält warm und sieht's Niemand. Vergelt Dir's Gott, und auch für das Gewehr und für das Pferd. Daß wir gar niz haben schicken können, schmerzt mich wohl recht, aber seit der Butterg'schicht probir ich niz mehr. Wir wünschen Dir alle Drei ein glückseliges neues Jahr und wünschen Dir alles, was Du Dir selber wünschest, nur das versprich mir, liebste, herz-allerliebste Herzogin, den Prinzen nim mit.

Maria Baumgartner,

Schloß am Hof.

Heute, gute Maria, habe ich Dir etwas Trauriges mit-  
zutheilen. In dieser Nacht ist meine Mutter gestorben. Sie

wohnte auf dem Schloß Johanneslust, hatte sich am Christ-  
abend bei einer Ausfahrt im offenen Wagen erkältet und starb  
an einer Pungenentzündung. Alles Weitere wirst Du wohl  
von anderer Seite erfahren, ich kann heute nicht schreiben.  
Ich hatte an diesen Fall nie gedacht. Als mein Vater starb,  
war ich ein Kind, wie heute Dein Franz ist. Ich ringe nach  
Fassung und finde keine. Im Saale nimmt die Gräfin  
in meinem Namen Beileidsbezeugungen an. Ich habe mich  
eingeschlossen in mein Zimmer, gäbe viel drum, jetzt bei  
Dir zu sein.

Deine betrübte

Juliana.

Hortshaus.

Meine liebe Herzogin!

Du kannst Dir denken, wie uns die traurige Nachricht  
angegriffen hat. Mein Gott, wenn ich Dich jetzt so trösten  
kann, wie Du mich getröstet hast, als meine Mutter auf dem  
Brett ist gelegen. Mit dem Himmel und Wiederfinden in der  
besseren Welt. Bist dazumal selber noch so gewesen, aber  
jetzt! — Die Stadtleut, heist's, hätten keinen Glauben mehr,  
und mach ihnen auch keinen Vorwurf, weil sie selber nit dafür  
können und weil der Glauben eine Gnad Gottes ist. Ich  
weiß es gewiß, ich weiß es ganz gewiß, daß Du Deine  
Mutter widersehen wirst. Wegen dem Stückel Erdenleben hat  
uns der Herrgott nit erschaffen, und weil Du es täglich sehen  
kannst, wie für jedes Leid auch eine Freud ist, so wird für

den bitteren Tod auch eine sein. Wie meine Mutter gestorben ist, hat mich das am meisten bedauert, daß sie auf der Welt so viel hat leiden müssen, und wie ich einmal recht andächtig hab beten wollen oben in der Capellen, ist's mir in Sinn kommen, daß dieser mein Schmerz eigentlich nur eine Freud ist und daß jetzt bei meiner Lieb zur Mutter kein Kummer mehr dabei ist. Und oft hab ich mir gedacht: Wenn die lieb Muttergottes auf der Welt thät herumgehen vor unsern Augen, lang nit so lieb kunnten wir sie haben als so, wo sie unsichtbar ist. Und wer weiß, ob ihr die Menschen allemal Schuh wolten geben, wenn sie mit bloßen Füßen im Schnee stund. Wissen wir sie im Himmel, so thun wir ihr viel zu Lieb. Schan, und so können wir auch unsere Verstorbenen mit einer viel größeren und sanfteren Lieb lieben, als wie es möglich wär, wenn sie noch neben uns thäten sein in ihrer Beschwer und Fehlerhaftigkeit.

Mit dem Sterben geht wieder eine ganz neue Freundschaft an. Heut thut's mir nimmer weh, wann ich meiner verstorbenen Mutter gedenk, und muß ich schon noch weinen, so ist's ein süßes Weinen, und wann ich was Gutes zu tragen hab, so trag ich's meiner Mutter zu Lieb, und wann ich ein gutes Werk soll thun, so thu' ich's meiner Mutter zu Lieb. Bei Dir wird's auch nit anders sein. Ist sie gleichwohl eine hohe Frau gewest, die alles hat haben können auf der Welt so wird sie doch auch ihr Kreuz getragen haben, wann's auch ein guldnes ist, drucken kann's doch. Und hast jetzt, meine liebe Herzogin, recht Gelegenheit, Deine Mutter zu

ehren. Siehst ein altes Mutterl an der Krücken, weist arme Waisen, denen Vater und Mutter sind weggestorben — wie viel Elend giebt's nit auf der Welt! und Du bist die Fürstin! Schon zehnmal früher thust es, ehe ich Dir's einmal sag' und wirst sehen, den Leuten Gutes thun ist der allerbeste Trost. Freilich, wie Dir jetzt ums Herz ist, da hilfst kein Reden und kein Gutes thun, jetzt mußt den Schmerz still ausbluten lassen. Kommt ich nur bei Dir sein, kommt ich Dir die Tropfen von den Wangen trocknen. Ich gehe morgen, wann sie Deine Mutter bestatten, in die Kirchen und will beten, daß Dir leichter wird. Behüt Dich Gott, meine Juliana, behüt Dich Gott und schreibe recht bald Deiner mit Dir betrübten

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Gute Maria!

Was Du Dir denken wirst, daß ich solange nicht mehr geschrieben und nicht gedacht habe für Deinen schönen Beileidsbrief. Ich habe den Glauben an Gott ja auch noch nicht verloren, ich fühle seine Gnaden, die er mir täglich erweist, wenn mich seine Verheißungen trösten, wenn mir seine Gebote die Kraft verleihen, Gerechtigkeit und Milde zu üben zu rechter Zeit. Und eine seiner größten Gnaden ist die, daß er mir Dich gegeben hat. Hier giebt es eigentlich gar keine Menschen, lauter Diener, Heuchler und Schmeichler. Es ist eine Wüste. Auf dem Lande hat man vor der städtischen und höflichen Bildung einen großen Respekt — was ist dran?

Die Weisten brauchen ihre Kenntnisse nur dazu, um sich das zu verschaffen, was das Thier in ihnen verlangt. Andere sind, die in Weltgenüssen schwelgen, grundsätzlich sie aber verachten. Pessimisten — wenn Du Dir den schönen Namen merken willst — nennt man die Leute. Kannst Du Dich noch erinnern an den alten Straßenmeister Nemini zu Friedau, der alles grau gesehen hat, lauter graue Wiesen, graue Blumen, graues Firmament, als ob es straßenstaubig gewesen wäre. Er war farbenblind; die Pessimisten sind auch so, sie sehen das Blau des Glaubens, das Grün der Hoffnung, das Roth der Liebe nicht. Ihr Seelenauge hat den grauen Staar. Es ist keine Freude mit ihnen.

Mit uns eigentlich auch nicht. Alles glaubt, weiß der Himmel, wie groß wir Fürstenteute die Welt genießen. Du lieber Gott! Anfangs freute ich mich an dem Glanz, an der Warmherzigkeit der Menschen; da wurde mir angedeutet, daß ich die Freude nicht allzu unbefangen zeigen dürfe; immer zurückhaltend kühl, höflich. Also abgefühlt bringe ich ihnen wieder zu wenig aus meinem Wunde, wenn sie Feste machen. Es thut mir oft selbst leid, daß bei den Fuldigungen, die mir das Volk allenthalben beweist, mein Herz im Grunde kalt bleibt. Wenn ich denke, was für Lieb und Treu oft in einem einzigen Kranze sein kann, der mir gewunden wird, in einer einzigen bescheidenen Zahne oder Amsel, die meine Wege schmückt, so muß ich mich anklagen, daß ich es hinnehme ohne Frohstimmung, wie etwas Selbstverständliches. Ist es denn immer gar so selbstverständlich, daß das Volk seine

Fürsten liebt? — Die Gewohnheit macht's, liebe Maria, und so sind Huldigungen, Schanstellungen und dergleichen Dinge, womit wir die Leute Vergnügen zu bereiten glauben, mir gründlich zur Last. Wenn sie nicht geschähen, würde es mich doch wieder verdrießen. Du kannst nicht glauben, wie geschäftsmäßig man sein Volk liebt. Zuerst gab ich mich bei Audienzen und Vorstellungen wie ich war, warm und unbefangen, aber manches harmlose Wort wurde umgedeutet, ausgebeutet und ins Volk geworfen, wo es Verwirrung anrichtete. Daher werden kluge Fürsten stets allgemeine, förmliche, farblose und seelenlose Worte sagen, in denen nichts steckt, die also auch nicht mißbraucht werden können. Du siehst, daß auch dieses Handwerk gelernt sein will.

Im nächsten Frühjahr, wenn die Gärten hier blühen, mußt Du mit Deinem Franz auf einige Zeit zu mir kommen. Bei den Gärtnerleuten wirst Du nicht wohnen, sondern in meinem Hause, und ich werde mich nicht mit Dir schämen, wie Du einmal gemeint hast, sondern mich mit Dir ehren. Ich hätte Dich schon lange mit einem großen Wagen holen lassen und mit Pandoluenchten, daß Du unterwegs nicht entkommen könntest, aber ich hatte doch einige Angst. Uns geht's ja nicht schlecht, wir haben manchen anspruchsvollen Gast und wir könnten den Kaiser von Indien, der im Märchen ist, mit gebührenden Ehren empfangen. Aber einem Gast, wie Dir gegenüber, bin ich arm. Ich habe nicht den schönen Wald und nicht die reine Lust und nicht das frische Wasser. Ich habe die liebe Pandruhe nicht und nicht die freundliche

Arbeit, die Deine Hand gewohnt ist. Und wenn Du einmal eintrittst unter mein Dach, so muß ich sagen: Reiche Frau, die Du vom Waldlande kommst, nimm fürlieb mit dem Armseligen, was wir Dir hier bieten können. Es müßte denn sein, daß die Freundin hier Deines Besuches werth wäre, und das hoffe ich.

Ich glaube Dir nicht mehr geschrieben zu haben, seit ich den Prinzen mit Bestimmtheit abgelehnt. Er hat sich auch nicht viel daraus gemacht und gestern höre ich, daß er sich mit einer Tänzerin vermählt habe. Sonst hat sich seit dem Tode meiner armen Mutter nichts verändert. Ich lebe in sehr geräuschvollem Kreise sehr einsam dahin. Anfangs Februar hatten wir wieder Besuch und gab's Festlichkeiten. Drollig war's, als Seine Excellenz, der Hof-Ceremonienmeister Graf Eugen von und zu Wolfzburg, herzoglich geheimer Rath, Ritter des goldenen Adlers und Herr auf Hohenmont (sein Tisfeldchen darf wegb bleiben bei seinem Titel) die lustigen Herrschaften, die gerne ihren Carneval haben möchten, immerwährend beschwor, ja nur nicht zu tanzen! In anderen Unterhaltungen, Spielen und Gelagen trieben sie die größten Alkotrias, aber getanzt wird im Trauerjahre nicht!

Mich befreit von den Unterhaltungen des Carnevals meine Mutter. Dagegen versammelt sich um mich stets eine sehr ehrenwerthe Gesellschaft, hole sie der Heiler! Wenn Du wissen willst, was Paugeweile, Geistessträgheit, Klatsch und Tratsch ist, so mußt Du an den Hof gehen. Hier

pfllegt man fast lauter französische Romane zu lesen, oder alte Räuber- und Gespenstergeschichten, und auch diese liest man nicht, sondern fliegt sie in sieberhafter Hast durch, um den Ausgang zu erfahren. Du wirst es nicht glauben, daß es hier Frauen giebt, die täglich zwei bis drei Bände „lesen“. Ich war auch so thöricht, das eine Weile mitzumachen. Erst nach und nach bin ich zu mir gekommen und habe jenen Weg gefunden, den mir der alte Abraham gewiesen hat. Die größten Dichter haben die einfachsten Dichtungen geschrieben, und solche lese ich. Mir geht es weniger drum, die Geschichte zu erfahren, sondern nach schönen gehaltvollen Gedanken. Dabei werde ich auch inne, wie viel ich noch zu lernen habe, und so leide ich nicht an Langeweile, wenn ich mit mir allein bin. Wir haben ein Schauspielhaus — das ist anders, als die Heuscheune beim Friedauer Wirth, wo Ihr einmal die „Geburt Christi“ gespielt habt — es ist mit großer Pracht ausgestattet, spielen aber zumeist nur blödes Zeug drin. Ich werde befehlen, daß wieder die Werke der großen Dichter zur Darstellung kommen, geschieht das nicht, so entziehe ich dem Theater den jährlichen Geldzuschuß, den es bisher aus dem herzoglichen Säckel genossen hat.

Jetzt muß ich Dir noch erzählen, was ich in der vorigen Woche gemacht habe. Hat sich da eine Gesellschaft zusammen- gewebert von reichen Leuten und solchen, die es werden wollen. Haben im Sulzagebirge einen Berg entdeckt, der lauter Gold und Silber im Bauche hätte. Wollen große Bergwerke anlegen, geben zu diesem Frommen viele Tausende von Au-



theilscheinen heraus, und haben gewaltig Trommel geschlagen, daß man sie kaufe. Natürlich will alles reich werden, oder noch reicher, und das Geld ist der Geschäftsgesellschaft wie Schnee zugestogen. Da fällt es mir ein, von sachverständigen Männern den Goldberg untersuchen zu lassen. Was wird entdeckt? Einiges, sehr kümmerliches Silbererz und Kalksteine. Jetzt habe ich mir die sauberen Volksausplünderer aber vergönnt — selbst angeklagt und selbst verurtheilt. Für die lange Bank habe ich keine Geduld, Ich denke, wir werden nun eine Weile Ruhe haben von solchen Glückritterschaften. Hat das Volk überflüssiges Geld, so soll es auf Grund und Boden verwendet werden. Auf's Kornfeld ist der beste Verlaß. Wenn ich nur erst die ver wünschte Volks-Lotterie auch so flink austrotten könnte! Aber da schreien die Minister und die Stände und die Räte alle zusammen: Wir brauchen Geld! Der Kluge giebt's nicht, wenn's der Dumme auch nicht giebt, woher nehmen? Im Gottesnamen, an einem Tage ist Rom nicht erbaut worden.

Und jetzt, meine liebe Ate, weil dieser Brief so lang geworden ist, setze auch Du Dich hin und schreibe mir nach der Elle, wie es Euch geht und wie Ihr den Winter übersteht. So viel man hört, soll im Gebirge sehr viel Schnee liegen. Bei uns ist er längst in schmutzigen Bächen von den Dächern geronnen.

Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Herzogin!

Seit meinem letzten Brief haben wir was durchgemacht. Das glaub ich, daß wir viel Schnee haben! Dieser Winter wäre schier unser letztes End geworden. Bis Lichtmess'n hat's passiert. Jetzt am Lichtmess'tag hebt's zu schneien an und schüttet uns einen Schneehaufen heraus, wie ich mein Lebtag nit dent. Und der Wind! Man meint, das Forsthaus steht hoch da. Vier Tag und Nacht lang sind wir verschneit und verweht gewesen, daß wir in der Stuben immer haben müssen Licht brennen. Kein Mensch hat hinauskönnen, nit bei der Thür und nit beim Fenster, und die Magd hat von Friedau, wo sie in der Kirchen gewesen, nit heimkönnen. Weil wir nit in den Stall mögen, so sind uns die zwei Küh an der Ketten vor Hunger abgemagert bis auf eitel Haut und Knochen. Man sollt's nit glauben, wie das Vieh vom Fleisch fallen kann. Essensvorräthe haben wir zu allem Glück im Haus gehabt, nur der Franzl ist krank worden, weil er seine Milch nit kriegt hat. Am ersten Tag haben wir Karten gespielt. Mußt wissen, des Teufels Gebetbuch haben wir auch im Haus für die Langweil, sie kommt aber sonst nie. Und jetzt, wie es draußen so schneit und wir sonst gar niz mehr anzufangen wissen, thut der Peter die Karten herfür. Giebt aus und sind noch recht munter gewesen dabei. Am zweiten Tag haben wir gearbeitet. Von der Thür aus hat der Peter wollen ein Loch graben im Schnee zum Stall hin, ist aber der Schnee alleweil mehr hereingerutscht als hinaus. Beim Dach hat er

wollen hinaussteigen, der Schnee ist schon so hoch gewest; versunken wär er bald, der Peter, und hat um Gotteswillen zu thun gehabt, daß er wieder ist hereinkommen. Was haben wir sinnirt, wie wir den Stall kunnten derlangen. Das arme Vieh! Umsonst ist's gewest. Und dabei die Angst um die Wiaß, daß sie wo stecken bleibt unterwegs. Der Peter hat nimmer geraucht, und wenn dem einmal das Pfeisel nit mehr schmeckt, nachher hat's was. Aber sagen hat er's nit wollen, daß er Angst hat. Am dritten Tag haben wir einander Trost zugesprochen und gebetet. Am vierten Tag haben wir uns zum Sterben hergerichtet. Lebendig begraben. Und der Franzl immer: Wird's denn nimmer Licht, Wutter? Das Herz hätt mir mögen zerspringen. Hab's aber dem Peter nit scheinen lassen, wie mir ist. Da hab ich wohl an Dich gedacht, meine herzliebe Herzogin, wie Du in der Pracht bist und nit wissen kanst, daß wir in einer so großen Noth sind. Geschlafen haben wir Tag und Nacht nimmer, und von draußen haben wir nix mehr gesehen und nix mehr gehört. Nix bei unserem Ampellicht, als wie hinter den Fenster Scheiben der weiße Schnee. Etliche Scheiben hat er uns auch eindrußt. Wir haben schon bald kein Lichtöl und sollt's auch noch finster werden, eh wir sterben können. Lust haben wir noch gehabt. Auf einmal fällt's dem Peter ein, er wollt auf dem Dachboden oben einen Schuß machen, wenn etwan doch Leut in der Näh wären, daß sie das Haus finden und uns helfen kunnten. Ist das ganz Haus voller Rauch worden, daß wir schier erstickt wären. Der Peter sinnirt die längst Zeit so vor sich hin und auf einmal sagt er: Wenn

sonst kein Mittel mehr ist, so schieß ich noch ein paarmal. Ich hab's verstanden was er meint, bin ihm um den Hals gefallen: Nur das nit, Peter, nur das nit. Unser Herrgott wird uns nit verlassen, und wann er uns diesen bitteren Tod aufgesetzt hat, so sei sein heiliger Willen. Aber so wie Du meinst, wollen wir nit aus der Welt gehen. Schau unser Kind an, es kann nit sein, daß wir müssen zugrund gehen. So hab ich gesagt. Am vierten Tag, wir sitzen beim Franzl seinem Bett, geredet haben wir nix mehr, ist gach so ein Bittern und Donnern, als ob ein Erdbiden thät sein. Der Peter schaut auf, ist auch gut, sagt er, so geht's schneller. Was das zu bedeuten hätt', frag ich. Ja, sagt er, die Schneelahnen gehen ab vom Wolfgangberg. Ich frag nit weiter und denk, wann uns die Schneelahnen mitreißen, nachher geht's freilich schneller. Wir hören nichts weiter. Ich bin auf alles gefaßt und denk dem Franzl zu, der im Bett liegt und mich traurig anschaut: Nimm Dich der lieb Herrgott frühzeitig zu sich, ist eh nit viel zu machen auf dieser Welt. Wie wir so beisammen sitzen, denk ich noch: Wann wir fortmüssen, sollt doch Eins vom Anderen kein Geheimniß haben. Und sag dem Peter, ich hätt was auf dem Herzen, sollt mir's verzeihen, hätt's auch wohl eingesehen, daß er mich dazumal für eine närrische, boshafte Person hätt' halten müssen. Und berzählt ihm die Geschichte vom Forstgehilfen und daß ich ihn deswegen fortgewiesen, weil ich mich vor dem bösen Feind nit mehr hab derwehren können. Darauf hat mich der Peter eine Weil angeschaut, gar lang hat er mich angeschaut. So bist Du! hat

er endlich gesagt, hat mich um den Hals genommen und geweint wie ein Kind. Hat mir auch ein Wort gesagt, das mir jetzt noch immer nit aus dem Kopf will. Wenn auch er immer so stark gewest wär! hat er gesagt. — Nach unserer Uhr gegen Abend ist's, daß der Peter auf einmal die Ohren spitzt. Er hört etwas oben im Dach, er springt über die Stiegen hinauf, da wird ein Brett weggerissen und schreit Einer herab: Seid's da, Baumgartnerleut? Mir zittert noch die Hand, wann ich dran denk. Geschreckt hat's mich so viel. Mein Lebtag hätt ich's nit glaubt, daß die Freud Einen so schrecken kunnt. Stundenlang ist's noch hergangen, bis das Loch soweit ist offen gewest. Sieben Holzknecht haben gearbeitet mit Schaufeln und Krampen, bis wir endlich einmal zum Stall haben können. Die Küh-sind schon gelegen und haben so hingeröhrt und die Wampen auf und nieder wie Blaschbäg! Geschneit hat's nit mehr, aber der schreckbare Paster Schnee! Haben uns nur gewundert, daß die Leut haben zu uns können und sagen sie aus, daß sie ein Mann vom Schatt hätt herübergeschickt, sie sollten nachschauen, wie es beim Forsthaus steht, und soll ihnen eine große Pöhnung geben haben. Mit Schneeleitern vom Schatt her! Und wissen wir noch hent nit, was das für ein Mensch ist, der uns die Hilf hat geschickt. Auch zwei Kohlenbrennereien im unteren Scharnthal hat's verschneit, bei einer ist der Inwohner zum Glück nit daheim, bei der anderen sind der Köhler und seine Schwester todt gefunden worden. Unsere Magd ist so gescheit gewest und in Friedau verblieben, nachher

glücklich heimkommen. In der Schruttschluchten hat's den Schnee so hoch zusammengeweht, wie ein Kirchthurm ist. Der Wind, sagt der Peter, wär noch das Glück gewesen, sonst hätt's den ganzen Wald zerrissen. In den Dreileuten drüben, wo der Wind nit annag, hat's die Nest nacheinander brochen, und die größten Fichtenstämme abgeiprengt, daß es schaudertlich soll zu sehen sein. Der Peter sagt, er fürchtet den Baummurm und kann nit genug Vent anstreiben, daß sie das Gefällholz anarbeiten. In der Friedau draußen soll's auch arg gewesen sein, erzählt die Wagb, da wär das Schneewasser von den Bäumen geronnen und im kalten Wind zu Eis gefroren, daß der Wald und die Obstdäume über und über wie glasirt ausgesehant hätten. Gar die Hauswände hätten solche Eiskrusten gehabt, und wann man mit dem Stecken hingeschlagen, so wären die Stücke abgefallen, wie Glasscherben. Die Vent sagen, sie hätten noch kein solches Wetter erlebt und der Sturmwind dazu, daß er ganze Hausdächer abgetragen hat. Wir haben davon freilich nix wahrgenommen und so ist's, wann man begraben ist. Jetzt, wo ich das schreibe, wird's anders. Ueber den Wald geht ein verdächtiger Wind her, so warm wie aus einem Ofen, und mir ist allemal nit gut, wann im Winter so ein gefochter Wind geht. Alle Stund fahrt wo eine Vahn ab, aber unser Haus ist sicher. Der Peter steigt den ganzen Tag im Schnee um und wann er durch und durch naß heimkommt, will er mir nix essen. Er kränkt sich um seinen Wald und sagt, wann er nur dagegen was thun kunnt. Wann's auch nix thät nugen, sagt er, aber das Zuschauernmüssen und gar

nix machen können, das wär hart! Ich sag' halt: thun was man thun kann, und das Weitere unserem Herrgott überlassen. Daß Du mir den Prinzen abgebeutelt hast. Wie's bei Euch zugeht ist ja aus der Weis und hab ich oft Aengsten, Du tappest ihnen einmal hinein. Immer mitten unter falschen Leuten, da kann Eins sich nit geschicket genug sein. Für Deine Einladung ins Stadtschloß sage ich Dir recht schön Vergelts Gott. Kommen werd ich halt wohl nit. Unseren Wald und die Lust wollt ich noch entrathen, das wär's Wenigst. Aber sonst geht's mir nit aus. Ich hab mir alles, wie's bei Dir ist, sehr schön im Kopf hergerichtet. Ist es wirklich so, dann hab ich's ja eben daheim in meinem Kopf, und ist es nit so wie ich mir's einbild, so thät's mir leid drum. Es wird freilich wohl ganz anders sein, als ich mir denken kann und was Du mir oft schreibst und der Peter erzählt, ist so, daß Einem der Verstand kummt stillstehen. Wie ich einmal bin, kann ich mich nit schiden in so was hinein und wäre vor lauter Fremdigkeit eine Andere wie daheim und Du möchtest nit viel Freud an mir derleben. Und daß ich's nur recht sag, ich fürcht' mich vor der guldenen Kron, an die darf ich gar nit denken, sonst kumt ich keine Zeil schreiben. Komm lieber Du recht bald zu uns heraus, ist gecheiter. — An diesem Brief hab ich eine Wochen lang geschrieben und jetzt fürcht ich, daß er zu lang ist. Du hast größere Sorgen, als unseren Schnee. Wir grüßen Dich alle Drei und getrauen uns die Freud nit zu hoffen, daß wir Dich einmal bei uns haben dürfen. Verbleib im Schutz Gottes.

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Meine gute Maria!

Wie ich das von Eurer Todesgefahr unter dem Schnee las, wollt ich zugleich auf und zu Euch. Das Forsthaus steht nicht auf dem rechten Platz. Das laß ich gleich untersuchen.

Seit Du Deinen Brief geschrieben hast, hat auch uns ein großes Unglück getroffen, welches die Hauptursache ist, daß ich jetzt nicht zu Euch kam. Du wirst wohl schon davon gehört haben, hast mir noch selber vom warmen Wind geschrieben, Euer vieler Schnee im Gebirge hat den Jammer angerichtet. Vom Timerthale bis hin zur Sulza sind alle Gegenden überschwemmt, sieben Dörfer im Ausland heute noch unter Wasser. Ich bin umhergefahren, um die Leute zu trösten, und wie ich die Verheerung gesehen, ist mir der Trost im Munde stecken geblieben. Witten in meinem Fürstenthum ist ein trüber meilenweiter See und liegen hundert todte Menschen drin! Stellenweise stehen Bäume und Kirchthürme hervor und die sind voller Raben; die Thiere schwirren umher und schreien, daß es ein Grauen ist und setzen sich auf die schwimmenden Trümmer. Ich will nichts sagen von den Winterjaaten, die dahin sind, von den zerstörten Brücken, Straßen; aber die fruchtbaren Ländereien, die auf viele Jahre verdorben sind! Die weggeschwemmten Ortschaften, die Todten! Wohin ich komme, Scharen von Unglücklichen, die weinend vor mir auf der Erde liegen und um Hilfe rufen. Ich gebe, was ich bei mir habe: Geld, Schmutz — es ist



als ob man's ins Meer wüfse. Und habe ich nichts Anderes mehr, so gebe ich ihnen gute Worte und es ist rührend, wie dankbar sie dafür sind. Wenn die Regenten sich immer vor Augen hielten, was ein liebevolles Wort aus ihrem Munde stiften kann! Es ist wie ein Zauberspruch, es rettet Untergehende, es schafft Geld, es baut Häuser, es wird zu Brot, wie das Wort Gottes. Und so habe ich mir bei dieser Gelegenheit wieder gedacht, daß der Fürst von Gottes Gnaden ist. Ich habe nun im ganzen Lande Sammlungen angeordnet, um den Verunglückten aufzuhelfen. Weite Flächen wo das Wasser bereits abgelaufen ist, liegen als traurige Schuttwüsten da, und wo früher Häuser gestanden, liegt jetzt manch ungeheurer Steinblock, den das Wasser herangewälzt hat. Und das soll nun alles wieder urbar gemacht werden. Wenn der Feind uns ein Stück Land wegnehmen will, so opfern wir tausende von Menschenleben, um es zu behaupten. Warum soll ich nicht auch hier, wo das Wasser der Feind ist, Geld und Arbeiter verlangen können, um uns das Land wieder zurückzuerobern! Grund und Boden ist und bleibt das Erste und Wichtigste für den Volkswohlstand, für den Staat. Es muß Weiteres geschehen, es müssen besonders die Flüsse geregelt werden, damit in Zukunft die Hochwässer nicht wieder solches Unheil anrichten können. Das kostet freilich Geld, hier werden wir mit Antheilshainen arbeiten.

Von den Unglücksgegenden in die Residenz zurückgekehrt, ist mir die Pracht und Verschwendung wieder einmal recht aufgefallen, die in den Städten herrscht. Es ist ein Frevel.

Und nun will ich Dir etwas sagen, liebe Alte. Wenn der Juni dieses Jahres vorbei ist und es hat alles seinen leidlichen Gang, so nehme ich Urlaub, streife die Fürstin vom Leibe und gehe aufs Land. Denn wenn Du nicht zu mir willst, so muß wohl ich zu Dir, mir wird auch der Wald gut thun. Dann wollen wir miteinander recht vergnügt sein und von alten Zeiten plaudern. Schreibe mir bald, ob von Eurer Todesangst wohl nichts zurückgeblieben ist und wie der Franzl gedeiht. Dein Mann soll sich der Bäume wegen nicht zu sehr grämen, seine gebrochenen Bäume haben seine Witwen und Waisen zurückgelassen, wie meine ertrunkenen Menschen. Gott hüte uns hier und dort!

Eure Juliana.

Horsthaus.

Meine liebe Herzogin!

Das Unglück ist wohl erschrecklich und hört man auch bei uns nit viel Anders reden, als wie von der Ueberschwemmung. In den Kirchen sind Sammelbüchsen und der Gemeindevorstand geht mit zwei Männern um in der Gegend und sammelt für die Verunglückten Gaben. Jeder giebt gern, was er vermag und gar aus dem Friedauer Armenhaus sind zwei alte Männer zum Gemeindevorstand gekommen und sollen gesagt haben: Wann der Vorstand nit zu ihnen thät finden, so müßten sie den Vorstand suchen, sie hätten Geld zu übergeben. Die Armenhausleute hätten etwas zusammengeschossen für die Ueberschwemmten. Am Sonntag



darauf hat dieſes gute Beiſpiel der Pfarrer auf der Kanzel verkündet, da haben ſich die reichen Bauern nit ſpotten laſſen wollen und haben am ſelben Tag etliche hundert Thaler zum Pfarrer zuſammgetragen. Auch die Schulkinder ſammeln unter ſich und wird überall derzählt, was die Herzogin gethan hat und man ſollt's nit glauben, was bei den Leuten ſo ein Vorbild ausmacht. Ich hätt mit Dir noch extra ein gutes Geſchäft machen können und das muß ich Dir derzählen. Beim Stegwirth in Friedau iſt eine große Unterhaltung für die Verunglückten. Da wird Muſik gemacht und geſungen, auch ein Glückſpiel wird ſein und allerhand ſo Luſtbarkeiten. Der Herr Heinrich Goldſtein, wann Du Dich noch an ihn erinnern kannt, er iſt dazumal Poſtlieferant geweſt, jezt iſt er aber ein Herr geworden und hat ſchöne Häuſer und will Baron ſein, heiſt's. Bin ihm's willig, wann's ihn glücklich macht. Jezt dieſer Herr Goldſtein veranſtaltet das Freudenfeſt für die Ueberſchwemmten und da geht eines Tages in unſerem Forſthaus die Thür auf und wer ſchaut herein? Der Herr Heinrich Goldſtein. Thät ſeine höfliche Einladung machen und ich und mein Mann dürften beim Feſt nit fehlen. Bedanken uns für die Ehr, ſag ich und wann's ſein kann, ſo werden wir ſchon kommen. Darauf ſigt und ſteht er noch eine Weil herum und ich ſtell ihm ein Reindel Milch vor und Brot und er thut mit dem Franzl um und ſchenkt ihm einen Groſchen. Und auf einmal ſagt er, ich kunn auch was beitragen zum Feſt, etwas Beſonderes. Es thät bekannt ſein, daß mir die Herzogin manchnal

Briefe schreibt. Diese Briefe möchte ich ihm anvertrauen, er wollt sie beim Feſt vorleſen, was mir viel Ehr einbringen ſunnt und wollt ſie etwa gar ausſpielen, was viel Geld machen müßt. Ich weiß nit, ich muß ganz weiß worden ſein im Geſicht, ſagt auf einmal die Magd zu mir: Maria, iſt Dir nit gut? Ich bitt' Dich, ſag ich zur Magd, wann der Herr noch ſitzen will, trag ihm den Stuhl vord Haus hinaus. Zittert hab ich an allen Gliedern. Wie ich aber doch zu mir komm, geh ich ihm nach hinaus auf den Ager und hab ihm meine Meinung geſagt. Der kommt mir nimmer.

Wir haben jezt ſchon eine ſchöne Zeit und die Bäume ſchlagen ſo voll aus, wie ſonſt noch gar kein Jahr, ſie wollen's bald wieder einbringen, was ihnen der Schnee herabgeriſſen hat. Wir kommt's gar für, als wollt ſich unſer Wald für dieſen Sommer extraſein auspuken. Ich zähl ſchon die Wochen, biß das nächſt Monat aus wird. Geſtern in der Früh hat die junge Kuh gekalbt, biß Du kommſt, wird das Kalbel grad abgeſpennt. Trinkſt noch gern kuh-warme Milch wie früher? Wir werden Dir ſchon recht zuklauben. Ja, und was ich noch ſagen will, wann der Peter ein wenig ungeſchickt ſollt ſein, er iſt mehr gradweg und weiß halt nur den Bauernbrauch, thu ihm's nit für Uebel nehmen. Er iſt wohl durch und durch ein rechtſchaffen braver Menſch und durchs Feuer wollt er gehen für unſere Herzogin. Wir können Dir's ja Alle miteinander nit zeigen, wie gern wir Dich haben.

Maria Baumgartner.

## Schloß am Hof.

Liebe Maria!

Ich weiß es, ich begehe ein Unrecht an Dir, an Deinem guten harmlosen Herzen, wenn ich Dir jetzt schreibe, denn heute habe ich so viel Bitteres und Schlimmes, daß mein Herz fast vergiftet ist.

Vor ein paar Wochen habe ich wieder die überschwemmten Gegenden bereist, um zu sehen, was die Leute treiben und wie ihnen geholfen wird, denn die für sie zusammengestellten Gelder waren über Erwarten groß und haben sich dabei, wie Du schreibst, ja auch unsere Landsteute ausgezeichnet. Nun muß ich aber sehen, daß noch nicht viel gethan ist. Die Leute steigen mit abgehärmten Gesichtern auf den Schutthalden umher; dort und da will Einer die Trümmer seines Hauses hervorgehen oder ein Kartoffelgärtlein anlegen; dort und da ein trübes Fuhrwerk und hin und wieder eine neuerrichtete Bretterhütte mit Holzbarren davor, an denen magere Kinder stehen. Und nichts weiter. Die Leute haben sich verlaufen und wohin, das weiß man nicht. Die noch vorhanden sind, ziehen sich jehen zurück und mir fällt es auf, daß sie mir nicht mehr so entgegenkommen, wie das erstemal. Einige habe ich sogar gesehen, die mir aus Verstecken drohende Geberden zugeworfen haben. Einer, der mit der Krane verschüttetes Geräthe aus dem Sand gräbt, hebt die Krane und macht Miene, sie meinem Wagen nachzuschleudern. Ich frage umher und wird mir überall gesagt, sie könnten gar nichts machen, sie hätten noch nichts bekommen, oder nur sehr wenig und es wäre

ihnen für später etwas versprochen. Ein Dorfsparrer theilte mir mit, daß er gehört habe, das gesammelte Geld würde auf Zinsen angelegt und erst die Zinsen würden zur Vertheilung kommen. Von den Soldaten, die ich zur Hilfe und Arbeit beistellen ließ, vernahm ich, daß sie sehr viel Hunger hätten und den Leuten ihren letzten Rest von Nahrung aufzehrten. Ich muß Dir gestehen, Maria, da habe ich nicht gewußt, was ich anstellen soll vor lauter Zorn. Der jähre Zorn, der manchmal über mich kommt, ist ja gewiß ein großer Fehler von mir, aber hier, denke ich, wird er wohl am Platz gewesen sein. Alsogleich habe ich die Untersuchung eingeleitet und da hat sich eine saubere Wäsch' herausgestellt. Vielerseits sind die Sammlungen unterschlagen worden, und gar von hochgestellten Personen! Manche Amtleute haben einander bestochen, die Gelder unter sich vertheilt, falsche Ausweise ausgestellt. So wird auch das blutige Scherflein aus dem Friedauer Armenhause in den Sack eines solchen Schurken gefallen sein. Was sagst Du dazu?! Und solche Herrschaften wollen sich auf Volksmänner hinauspielen und wenn das Fürstenthum ausgerottet wäre, selbst den Staat regieren!

Natürlich kommt auch jetzt die Schuld wieder auf die Fürstin. In der Stadt fliegen gedruckte Blätter, des versteckten Sinnes, daß die Regentin mit dem Blutgelde ihre Cassen fülle; dabei sind auch Bilder, wie ein gekröntes Frauenzimmer bei der Ueberschwemmung am Ufer sitzt und im Trüben fischt. Plötzlich ist das Treiben der Weißen Brüder wieder rege und es kann nothwendig werden, das Militär zusammenzuziehen.

Habe ich Dir geschrieben, daß der Leibjäger meines hochseligen Oheims im Irrenhause sitzt? Denke Dir, es zeigt sich immer klarer, daß er den Irrsinn nur vorspiegelt, um den Untersuchungen zu entgehen. Es häufen sich nämlich die Verdachtsgründe — welchen ich anfangs keinen Glauben beimeessen wollte — daß er, wenn nicht den Mord selbst verübt hat, wenigstens daran theilhaftig gewesen ist. Nicht wahr, es ist grauenhaft! Sein eigener Leibjäger! Vor wem soll man noch sicher sein?

Diese zwei neuesten Erfahrungen haben mich um zehn Jahre älter gemacht. Nie hätte ich geglaubt, daß es so viel Schlechtigkeit giebt auf der Welt. Ich mag jetzt auch nicht mehr gut sein, ich sehe es wohl, der Mächtige, der die Menschen kennen gelernt hat, muß ein Tyrann werden, eine Geißel Gottes. Ich bin ganz zerrissen und matt, ich kann nicht weiter.

Juliana.

Schloß am Hof.

Liebe Maria!

Ich habe schon zu lange gesäumt. Mir thut Waldluft noth und Ruhe, ich bin nicht gesund. Die letzten Wochen haben mich so aufgereggt, daß ich schon ernstlich mit dem Gedanken umging, mich zu verabschieden. Ich taue ja nicht für ein so wichtiges Amt, ich habe es schon anfangs gesagt. Ich bin ein schwaches Weib und soll ein großes Land regieren in so bewegter Zeit. Und mein größtes Unglück ist noch, daß ich's in meinem Geiste sehe, wie es sein sollte, sein könnte

und doch so ohnmächtig bin, es zu erreichen. In solcher Seelennoth habe ich wieder einmal in der Schrift gelesen, die ich von Abraham besitze. Und bin an den Satz gekommen, daß alle Fürsten abdanken sollten, die sich einbilden, ihr Volk musterhaft zu regieren, und daß jene Fürsten in ihrem Amte bleiben müßten, welche sich nicht genügen und scheinbar Unerreichbares anstreben. Die Ersteren seien die Unfähigen und die Letzteren seien die Hochgemuthen. Die Menschheit müsse den idealen Höhen zu, die Könige voran und selbst wenn sie den Pfad mit dem eigenen Blut bezeichnen müßten! — Diese Worte haben mich wieder muthig gemacht. Gott hat mich einmal hierher gestellt und ich habe den treuen Willen, meinem Volke zum Heile zu sein. Mache ich's schlecht, so macht's Einer, der statt mir läme, noch schlechter, weil ihm vielleicht der gute Wille mangelt. Also mit Gott aufrecht!

NB. Der schwerste Tag meiner bisherigen Regierung war gestern. Daß ich die Räuber der Armengelder an die Schiffe hängen ließ, welche sulzaaufwärts gehen, kostete mir freilich keine Ueberwindung; härter war das Andere. Den Mörder seines Herrn, meines Oheims, habe ich zum Strange verurtheilt. Gestern Abends um die neunte Stunde. Es war das erste, gebe Gott, auch das letzte Todesurtheil, das ich unterschrieben. Meine Hand blieb fest dabei. Von heute in zwei Tagen wird das Urtheil vollzogen.

Ich gehe morgen ins Gebirge.

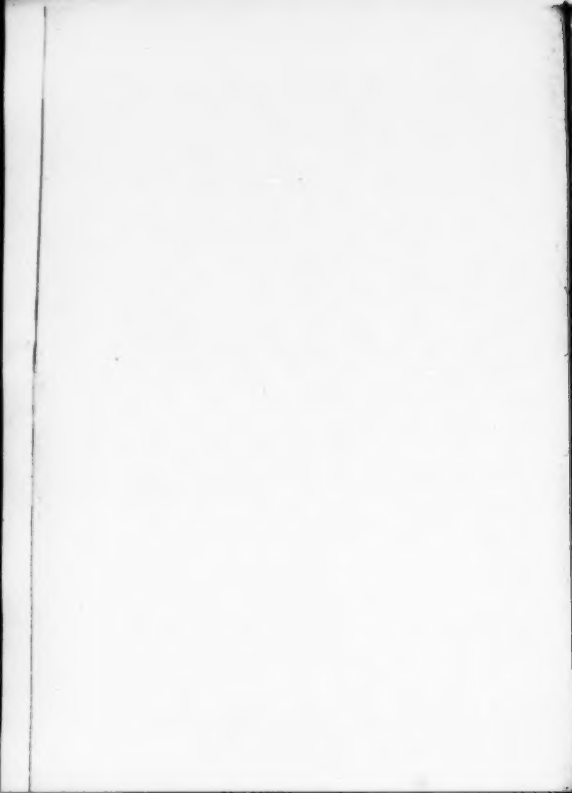
Juliana.



5  
Zweites Buch.

M a r i a.

---



**A**ls Maria, die Förstersfrau, den letzten Brief der Herzogin gelesen hatte, ging durch ihr Wesen ein Grauen. Ihr Auge starrte auf die Unterschrift. Dieser liebevolle Name Juliana, der ihre Freude, ihr Stolz, ja ihre Liebe war, zu welchem ein großes Volk vertrauend aufblickte, wie zu einem freundlichen Stern — dieser Name hatte jetzt einen Menschen umgebracht.

Den ganzen Tag war ihr ungewiß zumuthe, und beim Abendbrot, als es schon finstern war und der kleine Franz in seinem Bette schlief, schrak sie mehrmals auf: Es klopfte Jemand draußen an der Thür, es gehe oben auf dem Dachboden Jemand umher. Der Peter versicherte sie zehnmal, es sei nichts, er höre gar nichts, und wenn schon sie etwas vernähme, so sei es eben der Wind. Es war ein stiller Sommerabend, draußen auf den hohen Bäumen rührte sich kein Wipfel. Als am Feuerherde die verglühenden Scheiterkohlen in sich zusammenfielen, that das Weib einen Schreckruf und fuhr mit der Hand zum Herzen. Und als sie sah, daß nichts war, erschrak sie erst über ihren Schreck, und sie wußte nicht,

was es zu bedeuten habe, daß ihr heute so bange war. Vor dem Schlafengehen verriegelte sie alle Thüren und Fenster mit besonderer Sorgfalt, es war ihr, als müsse in dieser Nacht ein Unglück geschehen. Aber als sie erwachte und zu den hellen Fenstern die aufgehende Sonne hereinschien wie gewöhnlich, der kleine Franz im Nest sein Püdel trillerte und der Peter in Hemd und Unterhosen an seinem Bettrande saß und sich schon die Nase stopfte wie jeden Morgen, da wunderte sich die Maria nicht darüber, daß kein Unglück geschehen war, sondern darüber, daß sie Abends zuvor so ängstlich gewesen sein konnte.

Sie nahm an diesem Tage das Weib eines Holzschlägers auf und begann unter solcher Beihilfe sachte, aber ganz unnachlässig, das Haus umzukehren. Sie rieb die im Stubenrauche braungewordene Zimmerdecke mit Bürsten, daß sie glänzend werde, sie wusch die Stubenwände von oben bis unten, daß das Wasser an den Zimmerbäumen nur so herabzingelte, sie putzte die Fensterscheiben, daß auch nicht das kleinste Fliegenpünktchen dran war, sie scheuerte den Tisch, die Bänke, die Stühle, sie entstaubte die Heiligenbilder, als das Herz Jesu, das Herz Mariens, das Christkind, den heiligen Florian und den heiligen Petrus. Diese Bilder hatte die Maria noch von ihrem Elternhäuschen mitgebracht, es hing auch noch der Glaube der Vorfahren dran. Seit jenen Tagen der Gefahr hatten sie auch ein kleines Bild des heiligen Lazarus, als eines Schutzpatrons vor dem Lebendigbegrabenwerden. Dieser neue war freilich noch nicht so reinigungsbedürftig,

als die altbestaubten Familienheiligthümer, an denen über und über ein mansfarbiger Reif lag. — Als diese Dinge mit einem feuchten Tuch sorgfältig gereinigt worden waren, daß sie in ihren hellen Farben leuchteten, hing sie dieselben wieder an die Wanddecke über dem Tische, zierte das dreiseitige Leistenbrettchen davor mit einem hellblauen Tüchlein, das mit dem Namen Jesu und mit Goldsrausen geschmückt war. Und sie stellte auf dieses Altarbrettchen das messingene Crucifix und an den beiden Seiten desselben je ein Krüglein mit rothen und weißen Wildrosen, die sie jeden Tag begießen wollte. Dann befestigte sie an der Wand zwischen den Fenstern den kleinen Hängespiegel. An den Pfosten der Stubenthür hing sie das thönerne, grünglasirte Weihbrunnengefäß. Und an der gegenüberstehenden Wand, welche die größte Fläche in der ganzen Stube hatte, stellte sie das Bild der Herzogin auf und umgab es mit einem Kranze von Preiselbeerenzweig und Immergrün.

Als sie all diese Gegenstände so geordnet hatte, schenkte sie den Fußboden, bis er blank war wie ein Küchenbrett und erließ an Mann und Kind das Verbot, die Stube zu betreten. Der Franzl kümmerte sich nicht viel drum; er lief den ganzen Tag im Freien umher, sand blaue Glockenblumen, das war gut, sand reife Erdbeeren, das war besser, sand im Strupp ein Reisignest mit drei Jungen, das war am allerbesten. Der Peter schmunzelte ein wenig zum Verbot, denn drin in der Stube stand der Tisch zum Essen und das Bett zum Schlafen. Das thut nichts, die Maria blieb dabei, die

Stube dürfe von keinem Menschen betreten werden. Und die Betten standen auch gar nicht mehr in der Stube, sondern in einer Nebenkammer, die gleichfalls geschauert und dann zum Schlafzimmer eingerichtet worden war. Die Schußgewehre, der Stock, dessen Handhabe ein kleines, glänzendes Beil bildete, und was sonst noch der Werkzeuge und brauchbaren Dinge waren, hingen und lehnten in dieser Kammer an der Wand. Auch ein zweites Nebenzimmerchen und ein Gefäß im Dachboden war in Stand gesetzt worden. Geessen wurde in der Küche am Herd. In der schönen Stube stand noch der Gewandkasten, aber der Peter hatte nicht die Erlaubniß, einen Rock, ein Sacktuch oder dergleichen zu holen, die Maria besorgte ihm alles, durch ihr Betreten litt nichts, denn sie betrat die Stube mit Strohhatschen.

Nicht minder reinigte und ordnete die Förstersfrau Küche, Vorhaus und Stall, bis alles Geschirr spiegelblank, alle Kübel und Zuber rein und weiß ihre Fladerung zeigten. An den Kühen mußte die Magd jeden Morgen etwaige Krustlein oder Widerhaare weg- und glattstriegeln und wenn sie damit fertig war, so nahm ihr die Maria den Striegel aus der Hand und striegelte nach. Jeden Tag mußte frisches, feingehacktes Reisig in den Stall gestreut werden. Den Schweinestall tapezirten sie mit Stroh und Moos aus und die Futtertröge wurden so sorgfältig gereinigt, daß die Magd in Freuden ausrief: „So, jetzt will ich selber draus essen!“

Dann ging es an den Gemüse- und Biergarten. Die jungen Salat- und Kohlpflanzen standen auf ihren Beeten in

Reih' und Glied, und dazwischen wurde nicht ein einziges fremdes Halmlein geduldet. Die Zwiebel streckte ihre bläulich schimmernden Schwerter hervor, der Schnittlauch seine gelbgrünen Pinsel, die Petersilie und der Meerrettich legten ihre Blätter malerisch aus. An einer Ecke des Gartens stand der Strauch mit den großen leuchtenden Bluthängen der Pfingstrosen, die Rosenen blühten auch schon und dufteten noch mehr, die silberfarbigen Stämme der Nelken, die in Bündeln an Stäbe gehangen waren, hatten erst die festen Knospen, aus deren Spitzen aber schon etwas Rotheshingte. Als der Garten gejätet und von allen Wucherungen, Steinen und Steinchen befreit war, machten sich die Weiber an den Hofraum; der wurde ausgelegt wie ein Tanzboden und so oft die Maria vom Küchenfenster aus auf demselben ein Aeslein liegen sah, das der Wind vom Baum geschlagen hatte, oder eine Rinde, die vom herbeigeschafften Brennholze abgefallen war, ging sie hinaus und trug solchen Murath weg. Dann strich sie um Haus und Stall und guckte in jeden Winkel, und wo ein durrer Halm hervorstand, da riß sie ihn aus, und wo ein Spinnenweb war, da legte sie es ab. — Die Herzogin kann ihr Gechloß mit Gold und Seiden und Edelgestein schmücken, dachte die Maria, der Schmuck armer Pente ist die Keintlichkeit.

Zulezt wollte sie mit ihrem langstieligen Bejen auch noch die zwei Schwalbenmeister herabsegen, die unter dem Dachgiebel in friedlicher Nachbarschaft nebeneinander lebten, weil sie die lehmgrauen Striemlein für überflüssig hielt, die

an der Wand niedergingen. Jetzt, das wurde dem Peter zu bunt, er erhob Einsprache. Fahren, sagte er, könnten sie keine auf den Giebel stecken, weil sie keine hätten, wenn man auch die freisenden Vögel verjagen wolle, welche für ein Hausdach doch die passendste Zier seien, nachher möge sie auf die Dachspitze den Besen hinaufstecken. Man weiß aber nicht genau, that der Förster diese Verwahrung den Schwalben zu Vieh, oder dem Dachgiebel, oder seinem Söhnelein, aus dessen weinendem Auge ein leuchtendes wurde, als es die Vogelnester gerettet sah.

Und da nun die ganze Wirthschaft so in Stand und Glanz gesetzt war, daß selbst dem Förster, wenn er mit Gewehr und Beil vom Walde zurückkam, das Herz lachte, strich die Maria noch immer um und forschte nach Gegenständen, die zu putzen wären. Sie war schenerungesüchtig geworden. Und da nichts mehr zu finden war, sprang sie plötzlich in die schöne Stube — mitjammt den Schuhen sprang sie hinein — und riß von dem Bilde der Herzogin den Kranz herab. „Was braucht's die Hudelei!“ rief sie, „die hat's nit noth. Und wann das Bildniß sonst keinen Kranz hat, so braucht's jezt auch keinen. Wenn man einen Menschen einmal so lieb hat, da braucht's kein Schmeicheln.“ — Hernach kam sie mit dem Waschlappen und rieb aus den Dielen ihre Fußstapfen, obwohl gar keine solche daran waren.

Dann ging sie zu ihrer kleinen Vorrathskammer — das geschah des Tages unzähligemale — und hielt Nachschau, ob Fleisch, Eier, Butter, Mehl und so weiter wohl in richtigem



Zustande wären; was ihr etwa zweifelhaft erschien, das mußte fort und wurde durch frische Dinge ersetzt.

Eines Tages hieß es, draußen im Timertthal auf dem Schlosse Edenstein sei die Herrschaft angekommen. Da standen unsere Eheleute zusammen und beriethen sich, ob sie nicht hinausgehen und der Herzogin einen Besuch machen sollten, bevor sie hereinkäme. Sie kamen überein: Besuch keinen, aufdrängen nicht. Will sie uns sehen, so wird sie uns schon finden.

Von diesem Tage an zogen sie jeden Morgen ein besseres Gewand an. Der Peter hatte seine schmucke Förstertracht, die seiner wohlunterlegten Gestalt erst das rechte Ansehen gab: Joppe aus grauem Foden mit grünen Aufschlägen und Hirschhornknöpfen, Kniehose mit grünen Wadenstrümpfen, scharf mit Eisenhaken benagelte Bundschuhe. Dann grüne Weste mit silberner Uhrkette, an welcher nebst der wohlgewichtigen Sackuhr, die noch von Peter's Vater ein Andenken war, zwei alte Silberthaler und ein zierlich beschlagener Eberzahn hingen. Unter dem breiten weißen Hemdtragen die rothen Spitzen des Halstuches, endlich ein mattgrüner, etwas zugepikelter Filzhut mit niederhängender Krempe, einer krummen Auerhahnsfeder und einem fächerförmig gefaßten Gensbart. Das Gesicht hübsch gebräunt, etwas klobig, und die kleinen, manchmal aus Verlegenheit zwinkernden Augen schauten treuherzig drein. Die mußbraunen Haare ließ der Peter stets über die Stirne herabhängen, wie sie wollten, und unter der Nase stand ein kräftiger Schnurrbart, auf den er etwas zu halten schien,

er strich daran jedes Widerhärchen glatt, sei es mit der Hand, sei es mit der beinernen Spitze des Pfeifenrohres. Für den kleinen Franz kam ihm Vater Schnurrbart höchstens zu statten; war der Knabe recht übermüthig in Hüpfen, Klettern und Gewandzerreißen, so sagte der Peter nur: „Franz!“ aber dabei zuckte der Schnurrbart. Das letztere kam dem Kleinen unheimlich vor und er wurde geschmeidig und folgsam. Die Maria wußte es freilich recht gut, daß dieses drohende Zucken des Schnurrbartes seine Ursache nur in den schmutzigen Mundwinkeln hatte.

Die Maria, welche in ihrer freien Zeit die Nähterei auszuüben pflegte und an den Kleidern alles auf das Beste schlichtete, war in ihrem Anzuge immer ordentlich, sie hielt sie sich mit ganz besonderer Sorgfalt. Ihr mattgrauer Rock war etwas faltiger und länger, als solche anderer Bäuerinnen und hatte an dem unteren Rand einen schmalen schwarzen Sammtstreifen. Die Tasse machte rückwärts Anstalt zu einem Schößel, kam aber nur zu ein paar recht bescheidenen Schnäbelchen; außer den glänzenden Weinknöpfen hatte sie keinen weiteren Schmuck. Die Ärmel hielt sie gerne ein wenig aufgestreift, sie fühlte sich unbehaglich in einem Gewand, das sie an der Arbeit hinderte. Um den Hals trug sie eine feine Leinwandkrause und auf dem glattgeschittelten Haar einen sehr schönen Schildkrötenkamm; diese außerordentlichen Dinge hatte der Peter damals, als er die Forstanstellung bekam, der Frau Försterin zum Anband gekauft. Das Gesicht der Maria war nicht mehr so blaß und abgehärtet, wie damals,

als die Jugendfreundin Juliana sich von ihr verabschiedet hatte; es war frisch gefärbt, rundlich und zeigte Neigung zu einem leichten Doppellinn. In den Ohrläppchen stakn zwei zarte goldene Ringlein. Die Maria hatte eine stattliche sehr ebenmäßig gebaute Gestalt, in den Gesichtszügen war sie aber nie eigentlich schön gewesen und sie gehörte zu jenen Frauen, die mit zunehmendem Alter noch immer anmuthiger werden. Manchmal schienen ihre Züge beinahe herb; sie lächelte fast nie mit dem Munde, aber sehr oft mit den Augen. Diese hatten einen so weichen, innigen Glanz, daß sie alle strenge Ernsthaftigkeit der Züge zu Schanden machten.

Im größten Glück war zu dieser Zeit der Franzl. Bei dem war der verhaßte Kinderkittel noch nicht weit zurück und gar manchmal, wenn er sich schlecht aufgeführt, drohte ihm die Mutter mit dem Kittel. Das schien nun doch vorbei zu sein; jetzt durfte er das graue Sonntagshösel tragen und den kirchrothen Brustfleck und den grünen Hojenträger darüber. Das dazugehörige Jöppel zog er geflissentlich nicht an, damit man die weißen Heudärmeln sehen konnte, so wie beim Vater, wenn der an den Sonntagen auf der Bank vor der Hausthür saß und sein Pfeifchen rauchte. Der Franzl raucht nur erst Rispenthalme, die er in Form einer Pfeife biegt, sie sind auch gut, aber doch nicht so ganz gebräuchlich. Man kann einen Gebrauch, der noch nicht ist, ja einführen. Des Knaben Gesichtchen ist rund und frisch und roth wie ein Apfel, in welchen der Peter manchmal hineinstecken möchte vor lauter Lieb; die grauen gutherzigen Augen hat

er vom Vater, das ein bißchen aufgestülpte Nässchen von der Mutter, und das Nasse, was bisweilen ein wenig aus demselben hervorguckt, von sich selber. Wenn er der Mutter in die Nähe kommt, zwickt sie ihm mandmal ohne allen Anlaß die Nase zusammen. Sie streicht ihm auch das weiche, feine Blondhaar von der rechten Seite, wo es geschaitelt ist, quer über die Stirn, daß er aussieht, wie ein Student. Und so oft am Haarscheitel der weiße Streifen nicht schnur gerade geht, schilt sie ihn, daß er schon wieder unordentlich sei, und kämmt und glättet heftig an ihm herum. Das nun schon bald fünfjährige Bübel lief barfuß. Die Maria wollte ihm in diesen Tagen auch die Kalblederschuhe anziehen, aber der Peter gab zu bedenken, daß er sich damit die Füße „verderben“, d. h. verwöhnen würde; für ein Wald- und Bannerbübel sei es keine Schand und keine Ungeschicklichkeit, im Sommer barfuß zu laufen. Der Peter war immer fürs Abhärten, während die Maria behauptete, das Abhärten, wenn es nicht Flug betrieben würde, könne auch leicht schwächen und lähmen, und wenn sie in ihrer Kindheit nicht so viel hätte barfuß gehen müssen, so hätte sie an ihren Frostbeulen nicht jetzt einen schmerzhaften Wettermesser. Trotzdem war sie es, die dem Franzl mandmal ein neues groblinnetes Hemd an den Leib nöthigte und war er es, der den Knaben bedauerte und verhätschelte, wenn dieser über das klagende Zeug in ein Jammergeschrei ausbrach.

So war nun alles gerüstet auf die Ankunft des Gastes. Nun sah die Maria eines Tages zu ihrem nicht geringen

Schreck, daß auf dem Fußboden der schönen Stube, in welcher mittlerweile mit unendlicher Vorsicht auch ein hohes Bett aufgeschichtet worden, die Pfötlein des Franzl gezeichnet waren. Der Peter hatte nämlich einmal zu dem Knaben gesagt: „Du Büberl, ich habe Schuhe an und darf nit in die Stuben, geh, hol mir das Griesbeil herans, das hinter dem Kasten leht.“ Der Franzl that's, brachte den Vergstock und ließ den Abdruck seiner Fehen drinnen. Jetzt gab's einen Aufruhr. Alsogleich die Magd herbeigernsen, unter den Wasserkessel geheizt, Kästen, Bett, Paul und Tisch von der Wand gerückt und den Boden frisch gezeichnet. Noch einmal wurde im Hause alles drunter und drüber geworfen, die Maria hatte rasch ihr schlechtes Gewand angelegt, damit sie selber mithelfen konnte, sie kniete auf dem Boden und rieb und wusch mit dem Strohlappen, daß ihr der Schweiß auf der Stirne stand.

Am frühen Nachmittag war's, da schlug Bergmann, des Försters schwarz- und braungefleckter Hund an. Es wird wieder ein Geier in der Nähe sein, oder ein Fuchs, derlei brachte das wachsame Thier stets in Unruhe. Jetzt ging der Peter über den Hof gegen das Haus und wollte die Stubenthür aufmachen. Die war von innen just mit Kasten und Stühlen verstaumelt und Maria, die Scheuernde, rief schreulachend: „Draußen bleiben! Jetzt habe ich für nichts Zeit!“ Und rieb und wusch und scheuerte.

Nun stellte sich der Peter draußen auf einen Vorsprung der Wandzimmerung, nahm die Pfeife aus dem Mund und

sprach zum Fenster herein: „Wie ich vorhin vom Wolfgangsb-  
berg herabgegangen bin, habe ich durch den Scharngraben  
einen Wagen hereinfahren gesehen.“

„Du, sei so gut!“ rief die Maria und schnellte  
empor. Da lief vom Anger her der Franzl und schrie:  
„Vater, über den Büchel gehen zwei schwarze Frauen  
herauf.“

„Jesus, Maria und Josef!“ ächzte die Maria, ließ Wied  
und Pappen liegen und stürzte in die Küche hinaus. Da sah  
man die Fremden schon durch die Hoftpflanze hereingehen  
und gegen das Haus her.

„Sie ist's!“ sagte der Peter.

„Sie ist's!“ jammerte die Magd.

Die Maria steht todtensbläß am Herde und ist schier  
gelähmt vor Schreck. Endlich schießt sie in das Vorhaus,  
wo der Peter steht und sagt mit einer heiseren Stimme:  
„Geh Du hinaus und red' mit ihr, und daß sie mir jetzt  
nit ins Haus kommt um Gotteswillen! Just heut, wo wir in  
der Wusterei sind! Aber just heut!“ — Mit diesen Worten  
eilt sie händeringend von einem Winkel zum anderen, bis ihr  
endlich der Gedanke kommt, alles, wie es ist, liegen und  
stehen zu lassen und ein besseres Gewand anzuziehen. Während  
des Ankleidens kommt sie allmählich zu sich und da fällt es  
ihr ein, wie sie der Herzogin einmal geschrieben, dem Peter  
solle sie es nicht für Uebel nehmen, daß er ungeschickt ist.  
Wer ist denn jetzt der Ungeschickte? Und wer wird voran-  
geschoben in der Bedrängniß?!

Die beiden Frauen schritten rasch heran. Der Peter ging ihnen langsam entgegen über den Auger hin. Er erkannte in der Einen die Herzogin. Größer war sie geworden, aber die Stadtfarbe hatte sie und ihre Wangen waren nicht gar rundlich. Bei einem Menschen, der wenig zu essen hat, möchte Einen das nicht wundernehmen, dachte sich der Peter. Jetzt zog er den Hut ab und stellte sich am Wegrande serzengerade auf.

„Gott grüß Euch, Ihr seid ja der Förster!“ Mit diesen Worten ging sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand hin. Auf das war nun der Peter gar nicht gefaßt, und weil er in der Linken den Hut, in der rechten die Tabakspfeife hielt, so bedurfte es tathenspielerischer Fertigkeit, bis er hinter dem Rücken die Pfeife in den Hut stecken konnte und die Rechte zum Hinreichen frei bekam. Dann wendete er sich gegen den Knaben, der an der Hausthür stand: „Nub, geh, trag eilends das Bausel heraus!“

„Ist das der Franzl?“ fragte die Fürstin, „aber wie gewachsen! Wie gewachsen! Und voller Leben!“

Der Peter zog eilig den Daumen ein, damit der Knabe durch den Verwunderungsausruß nicht verschrien werde.

Als sie auf der Bank, die unter dem Eichenbaume stand, sich niedergelassen und auch ihrer Begleiterin daneben Platz gemacht hatte, wollte denn der Peter seine schicksame Ansprache halten, er sagte also: „Wie geht's allenweit?“

Sie nickte freundlich dankend mit dem Kopf, Raucherhöflichkeit braucht auch ihre Zeit. Sie hielt den Knaben

an der Hand und strich ihm das Haar aus dem Gesicht. Der Peter hielt in seinem Innern eine Jagd nach schicklichen Worten, endlich um seine Befangenheit zu verbergen, fuhr er fort: „Wie steht's mit der Gesundheit? Das Aussehen ist mit am besten.“

Die Herzogin gab zur Antwort, sie hoffe, daß ihr der Landaufenthalt, den sie auf längere Zeit zu genießen gedenke, auch noch rothe und volle Backen machen werde, wie sie der Franzl habe. Dann mahnte sie den Förster, doch den Hut aufzuheben. Der Peter that es mit einiger Säumniß, da fiel ihm die Tabakspfeife vorne über das Gesicht herab. Um seine Verlegenheit zu übersehen, machte sich die Herzogin mit dem Knaben zu schaffen und fragte ihn nach seiner Mutter.

Wittlerweise war die Maria mit ihrem Anzuge zur Noth fertig geworden, doch als sie durch das Fenster guckte, die junge Frau dort unter dem Baume sitzen sah und den Peter fast armselig vor ihr stehen, da kam ihr plötzlich die Angst vor der fürstlichen Hoheit. Sie zitterte an den Knien. Wie soll sie sich benehmen? Was soll sie sagen? Wenn sie auch noch so lieb schreibt, es hilft alles nichts, sie ist die Regentin! so viel wie Königin und Kaiserin! — Die Maria war völlig fassungslos. Jezt sah sie, wie die Herzogin den Franzl hernahm, ihn auf ihren Schoß hob und tapfer küßte, jezt war's gewonnen. Sie ist niemand Anderer geworden, sie ist die liebe treue Juliana.

Die Maria ging hinaus. Ganz ruhig ging sie über den Anger und that nichts dergleichen, als hätte sie in der Brust



ein unbändig schlagendes Herz. Sie ging an den Eschenbaum zur Herzogin, gab ihr die Hand und sagte: „Grüß Dich Gott!“ — Und während sie die rechte Hand so ihrer hohen Freundin reichte, strich sie hinter dem Rücken mit der linken an die des Peter und entriß ihm die Tabatspfeife.

„Es ist auch die höchste Zeit, daß Du kommst,“ sprach die Herzogin zur Maria, „Dein Mann und ich sind schon so tief in den eiskalten Höflichkeiten, daß wir Beide fast erfrieren. Ist er immer so frostig, Dein Alter? Du darfst aber nicht glauben, Maria, daß ich Dir ihn umsonst zurückgegeben habe aus der Stadt; ich nehme mir dafür den Jungen.“

So das erste Wort, welches die Herzogin, den Knaben auf dem Schoß, zur Försterin sprach, und mit diesem Scherz war die Spannung gebrochen.

Die Maria drückte alsbald in wenigen, aber tiefempfindenden Worten ihr Mißgeschick aus, daß gerade an diesem Tage in ihrem Haus ein grauenhaftes Durcheinander sei und daß sie die Frauen jetzt mit bestem Willen nicht in die Stube führen könne.

„Wir gingen Dir auch nicht hinein,“ sagte die Herzogin, „wir sind sehr froh, endlich einmal in der freien Welt Gottes zu wohnen. Nicht wahr Baronin?“

Die letzten Worte richtete sie an ihre Begleiterin, die sehr jung und sehr blatternarbig war und sehr schüchtern dasaß.

„Das ist meine gute Baronesse Alsenhof,“ sagte sie, dem Försterpaar ihre Begleiterin vorstellend, dann wendete sie

sich an diese: „Und das ist meine liebste Freundin Maria Baumgartner, das ihr braver Mann und das ihr herziger Franz. — Wir wollen uns jetzt überzeugen, wie ihr lebt hier im grünen Walde, dann müssen wir heute nach Edenstein zurück. In einigen Tagen komme ich wieder und dann will ich länger bei Euch bleiben, wenn Ihr mich als Miethpartei nehmen wollt. Ich brauche eine Kammer, deren Fenster ins Grüne geht, ich brauche frisches Wasser, gute Luft und sehr viel Wirth.“

Als sie Dieses und Aehnliches gesprochen hatten, gingen sie, um das kleine Anwesen der Försterleute in Augenschein zu nehmen. Die Maria führte ihre Gäste vor Allem in den Kuhstall, in die Wirthskammer, in den Hausgarten und ohne sich viel zu zieren, zeigte sie die Dinge und erklärte eines und das andere. Sie war ganz die praktische Hauswirthin und jetzt war es ihr laun anzusehen, daß sie so tiefgemüthvolle und in ihrer Art weltverständige Briefe schreiben konnte. Ruhig und ernst, so war sie auch als junges Mädchen schon gewesen, und eben das nicht zum geringsten Theil hatte die junge Herzogin Juliana zu ihr hingezogen.

„Du bist noch ganz meine liebe Alte,“ sagte die Herzogin und legte ihren Arm um den Leib des Weibes, das still neben ihr herging, „und nun zeige mir doch auch Eure Wohnung.“

Es konnte nicht mehr länger verschoben werden. Die Maria führte ihren Gast wohl ein wenig zögernd in das

Haus und sagte: „Gestern, wenn Du gekommen wärst, hättest Du alles sehr schön gefunden; heut' wollt' ich's noch schöner machen und jetzt ist der Wust fertig.“

Die Herzogin sah nun jene Stube, die für sie bestimmt war und es befiel sie eine wahre Ungeduld zu sehen, wie es wäre, wenn die Dielen trocken und die Geräthe auf ihrem Platz stünden. „Zwar,“ sagte sie zur Maria, „lasse ich mir nicht weiß machen, daß dieses Zimmer bei Euch unbenützt dasteht, es ist Euer eigentliches Wohnzimmer — schweige! es ist so. Aber ich achte Eure Freundschaft, mit der Ihr es mir überlassen wollet und ich nehme sie an. Es wäre ja nicht schwer geworden, mir da in der Nähe Eures Hauses eine Hütte aufschlagen zu lassen, und selbst wenn so etwas wie ein Jagdhaus daraus geworden wäre. Jedoch erstens bin ich kein Jäger, zweitens will ich nicht, daß mein Aufenthalt in diesem Waldwinkel sehr bekannt werde, und drittens will ich hier nicht die Fürstin sein, sondern irgend Jemand, der von der Stadt aufs Land flüchtet, daß er die Frische seiner Gesundheit und die Heiterkeit seiner Jugend wiederfinde. Ich muß Dir aber, bevor ich meine Herrscherwürde ablege, ein strenges Geſetz geben: Du sollst meinethwegen keine großen Umstände machen und so lange ich bei Dir bin, mich nicht ein einzigmal bei meinem Titel nennen. Ich bin Juliana von Edenstein, und diese Juliana will auf eine Weise die Sorgen, ja leichtsinnigerweise sogar die Pflichten vergessen, die man ihr aufgelastet hat, und will nichts, als bei guten Menschen in der Waldnatur sein. Ich habe den Wald und die Ruhe

nöthiger, als es scheinen mag. Du mußt mir helfen, Maria, sie zu genießen. Versprich mir's!"

Sie verlangte ihr den Handschlag ab.

„Und darf ich Dir jetzt eine Schale Milch aufwarten?“ fragte die Förstersfrau.

„Ich habe mich schon die Fahrt her gestreut auf Deine Milch,“ sagte Juliana. „Wir werden nun Euer Milch und Euer Schwarzbrot zusammen essen, dann müßt Ihr aber auch den Jubiß, den ich mitgebracht, mit uns theilen.“

Mittlerweile waren vom Engthale, wo der Wagen stehen geblieben, herauf zwei Männer gekommen; der eine trug am Rücken eine sehr große Ledertasche, der andere auf der Achsel einen viereckigen Kasten, der in graue Leinwand geschlagen und mit Stricken umwunden war. Juliana hielt Rundschau nach einem Platz, wo die Tafel aufzuschlagen wäre.

Das Forsthaus an der Abdachung des Berges stand in einer breiten Wiesenmulde, die gegen die Schlucht hin eine Erhöhung machte, um dann steil abzustürzen. In der Schlucht rauschte ein Wasser und aus ihr ragten Wipfel alter Fichten herauf. Ueber diese Wipfel hin sah man den gegenüberliegenden Berghang mit Wald und einigen grauen Felsen, die in stumpfen Knauern aus dem Berge hervorstanden. Hinter dem Hause ging eine breite Grasblöße sanft aufwärts gegen die steilen Felsen des Wolfsgangberges, zwischen dessen Felsen kümmerliche Baumgruppen standen; hoch oben am Berge ragten einzelne verdorrte Stämme und war der dunkle Fels

der Birne. Auf der Grasblöße hinter dem Hause prangten gruppenweise sehr schöne üppige Lärchen und junge Fichten, deren unterste Aeste fast auf der Erde ruhten und die sich in sanfter Wölbung bis zum gekreuzten Wipfel verzüngten. Die Luft war überaus rein und lind, an den Bäumen drehten sich allmählich die Schatten. Auf der Blöße, unter einer der Lärchen, von der aus man das Haus und das Engthal übersehen konnte, war der rechte Platz. Bänke waren bald da; als Tisch wollte der geschäftig gewordene Peter den vier-räderigen Futterarren herbeischieben und Bretter auf denselben legen. Allein die Maria bemerkte, sie hätte zu einem solchen Tische kein besonderes Vertrauen, es könnte ihm doch zu un rechter Zeit einfallen, daß er Wagen ist. Hierüber lachten Alle, selbst die wortfarge Baronesse Aljenhof. Der Arron wurde abgelehnt und ein aus dem Hause geholt er Tisch rasch mit schneeweißen Pinnen gedeckt und unter dem Lärchenbaum aufgestellt. Juliana begann nun, während die Maria eine Schüssel mit berahmter Milch, einen großen Laib Brot und Butter brachte, die Ledertasche auszukramen. Ein Pack mit kaltem Fleisch, theils frisch und theils geräuchert, ein Stück Ochsenzunge und eine Wurst, die so dick war, wie ein Arm. Etliche schlank e Weinflaschen; eine silberne Büchse, welche voll kleiner gepresster Fische war, die anstatt in Wasser in Oel schwammen. Eine ungeheure Tüte mit rothen Kirschen und frischen Birnen. Ein Papierpäckchen mit seinem Backwerk, und noch ein Papierpäckchen, welches Juliana uneröffnet auf die Seite legte. Die Maria brachte Weichirr und Eßzeug

herbei, die Baronesse schnitt das Fleisch in Blättchen und Scheibchen, Juliana schenkte den wie lauterer Gold funkelnden Wein in die Gläser, und eigentliche Gäste, die nichts thaten, sondern nur dasaßen und aufs Essen warteten, waren der Peter und der Franzl.

„Jetzt gesegne es uns Gott im grünen Wald! Lauget Alle zu!“ Mit diesen Worten lud die Herzogin — nein, bloß Juliana will sie jetzt heißen — zum Schmause ein und sie selbst begann mit ihrem Löffel an der Milch zu schaufeln. Der Peter hielt sich mehr ans Fleisch und schielte nach dem Weinglase. Dem kleinen Franzl ging's nach den Kirschen und Birnen, aber Juliana erklärte ihm, daß er solche erst bekommen werde, wenn er ein Stück Fleisch gegessen und ein Stück Zwieback geknuspert hätte. Der Kleine entschloß sich zu diesem Opfer, aber seine Augen hingen während des Knusperns wie angeheftet an den schwellenden Früchten, die in einem Körbchen mitten auf dem Tische standen und dem Franzl also die ganze Esserei höchst unbehaglich machten, so lange sie nicht selbst an die Reihe kamen.

Die Maria aß ein paar Löffel Milch und ein Schnittchen Brot und ein kleines Blättchen Geräucherter, und ihre Augen standen beständig auf der Wacht, daß alles in Schick und Ordnung bleibe. Sie merkte es, wie die Hand des fleißig zugreifenden Peter schon ein paarmal auch nach dem vollen Glase gezuht hatte. Sie vermuthete, daß er der Versuchung nicht mehr allzulange würde widerstehen können, und um dem Beginnen eine gute Form zu verleihen, nahm sie ihr Glas

In die Hand und sagte: „Der liebe Herrgott segne unser glückseliges Beisammensein!“

Sie stießen Alle an und der Peter ließ sich die gute Meinung nicht zweimal gesagt sein. Der kleine Franzl betrieb die Perrichtung mit besonderem Nachdruck, und als er mit Julianen aufstieg, schritt es grell. Aber die Gläser waren ganz geblieben, und nun kamen die Kirichen.

So hatte die kleine seltsame Gesellschaft auf dem Anger am Forsthaufe eine fröhliche Stunde zugebracht. Die beiden Frauen frischten ihre Jugenderinnerungen auf, der Peter machte den bescheidenen Zuhörer und lächelte dienstbestissen, so oft Juliana eine heitere Bemerkung that. Allmählich aber begann er mit den Augen umherzusehen, auf dem Tische, auf der Bank, unter dem Tische, griff mehrmals in den Sack und war unruhig. Die Maria sah, daß er seine Pfeife suchte und winkte ihm mit den Augen, er solle das heute bleiben lassen! Denn sie kannte den Dufte seines Krantes. Der Peter verstand als rechter Ehemann die Augensprache seines Weibes recht gut und saß nun ruhig, doch etwas unbehaglich da.

„Ei, so hätte ich doch bald vergessen!“ rief plötzlich Juliana. „Da ist noch etwas, aber nur für den Herrn Förster!“ Und öffnete das früher beiseite gelegte Packet. Es waren Cigarren.

Nun erst stand der Himmel für Alle offen. Der Peter stützte den Ellbogen auf den Tisch, schmauchte, nahm manchmal einen Schluck, nickte manchmal ein wenig mit dem

Haupte, schmunzelte vor sich hin und sagte auf einmal: „Mit der Frau Herzogin zusammenzügen ist halt doch eine schöne Sach’!“ —

Und so ist das Wiedersehen Julianens mit ihrer Jugendfreundin gefeiert worden. Die Sonne war schon lange hinter der Bucht des Wolfgangberges hinabgesunken, als die Gäste sich von der Försterfamilie verabschiedeten.

„Bei dem Verabredeten bleibt es!“ sagte Juliana noch. „In wenigen Tagen bin ich bei Euch. Dann gebe Gott schönes Wetter im Walde und — draußen, daß wir endlich wieder einmal im lieben Frieden können das Leben genießen.“

Nach diesen Worten reichte sie Beiden die Hand und ging mit ihrer Begleiterin den Hügel hinab in das Engthal zum Wagen. — Das Leben genießen nennt sie das, dachte der Peter bei sich, wenn sie aus dem Fürstenschloß zu den Hinterwaldhäuslern hinaus geht! Was doch die hohen Herrschaften für wunderliche Passionen haben!

Jetzt war aber unter der Esche jener viereckige Ballen mit der grauen Leinwandumhüllung vergessen worden, und als ihn der Peter näher besah, entdeckte er daran einen Zettel mit den Worten: Das ist der Stadtmarkt für meine Freunde im Forsthaus.

Er wollte alsogleich aufstehn, doch die Maria sagte, es müsse früher noch das Haus in Ordnung gesetzt werden. Als dieses endlich — es war die Dämmerung schon da — geschehen, trug der Förster den Ballen hinein auf den Stuben-



tisch und zog sein scharfes Messer aus dem Sack, die Bände aufzuschneiden.

„O nein!“ rief die Maria und fuhr mit ihren Händen dazwischen, „den schönen Strick laß' ich nicht zerschneiden. Du hast einunddreißig Jahr lang auf den Stadtmarkt warten müssen, Du wirst auch noch warten, bis ich an dem Strick die Knoten gelöst habe.“

Dann bei Kerzenschein sahen sie die Gaben. Da war ein rothseidenes, durch und durch fertiges Bettzeug für drei Betten. Da war eine kleine goldene Frauenuhr, und es war ein Fernrohr und ein Wettermesser neuester Art, und es war ein kleiner, sehr putziger Tiroleranzug. Die Freude war nicht gering. Der kleine Franzl mußte noch den Anzug aus Körperlein streifen, und darin war er freilich so herzig, daß die Mutter ihm den Kuß gab, welcher der Spenderin vermeint gewesen. Der Peter zog sein Fernrohr auseinander und schaute damit in die Nacht hinaus. Und die Maria sah so lange auf ihre goldene Uhr, bis sie zum Aerger des Kleinen ausrief: „Und jetzt ist's Zeit zum Schlafengehen!“

Das Bettzeug wurde für dieselbe Nacht noch nicht benützt. Wenn die Maria dieses ausgezeichnet geschnittene und gesteppte Bettzeug ansah, so hatte sie wahres Herzeleid. Daß doch so gar keine Freude vollkommen sein darf auf der Welt! Wie schön wäre es gewesen, wenn diese Decken und Kissen nicht nagelbunzfertig ins Haus gekommen wären, wenn sie die Maria selber hätte nähen können!

Und nun kamen die merkwürdigen Sommertage, als die Fürstin im Waldhause wohnte bei ihrer bauerlichen Freundin.

Aus Friedau waren Gewerbsleute gekommen, um am Forsthaufe einzelne Verbesserungen und Bequemlichkeiten anzubringen und Einrichtungsstücke zu schaffen. Die Maria hatte ihnen aber nicht viel zu thun übrig gelassen. In der Nähe des Hauses waren Ruhehäufe angebracht worden, aber als Juliana nun so umherging, wählte sie selten eine dieser Bänke zur Last; sie ging weiter in den Wald und stieg die Höhe hinan und setzte sich auf einen Stein, oder auf einen Baumstrunk. Die Maria begleitete sie fast immer, war es mit dem Knaben, war es ohne ihn. Und wenn der kleine Franzl manchmal ein bißchen in seine wilde Lebendigkeit kam, so drohte ihm die Mutter mit dem Kittel. Das wirkte immer; den Kleinfinderkittel wieder anziehen zu müssen, eine größere Pein konnte sich der Knabe nicht denken.

Der Peter schritt, wenn er mit seinen Gewehr und mit seinem Bergmann in die Wälder ging, auch manchmal ein wenig neben den Frauen her, war sehr zuvorkommend, gab ihnen Fußsteige und schöne Lastplätze an, unterwies sie auch sonst in mancher Eigenthümlichkeit der Gegend, schlug sich jedoch bei guter Gelegenheit in seinen Forst. Er kam sich in der geschlachteten Gesellschaft, so schlicht sich Juliana auch gab, recht einfältig, ja manchmal fast ein bißchen dumm vor. Mit der Herzogin hätte er schon auch klug plaudern mögen, aber die Gegenwart seines Weibes hemmte ihn. Es war ihm

fortwährend zumuthe, als ob sie jedes Wort, welches er sprach, wäge und auf seine Hoffähigkeit prüfe, und je mehr er sich zusammennahm, desto ungeschickter kam oft manche Bemerkung heraus. Daß die Maria sich seiner zu schämen hätte, das wollte er nicht, und so war ihm bei seinen Vämen wohler, als in Gesellschaft der lieben Frauen. Zudem durfte er unter den Fichten und Färchen auch nach Herzenslust seine Pfeife rauchen. Ja er war sogar geneigt, seine Blödigkeit bei der hohen Frau dem Umstande zuzuschreiben, daß er dort nach strenger Vorschrift seiner Maria nicht die Pfeife im Mund haben durfte. Und in der That, wenn er im Walde behaglich rauchend dahinschritt und mit seinem munteren Bergmann plauderte, da sprach er wie einer der sieben Weisen.

In vielen Theilen des Waldes, den er zu hegen hatte, arbeiteten immer noch Holzschläger, um die von dem großen Schnee verursachten Brüche aufzuscheitern oder in ganzen Klöcken zu Thale zu bringen. Und wenn die Frauen ruhig unter einem Färchenbaum auf dem Anger oder am Waldrande beisammensaßen, so hörten sie manchmal den verlorenen Hall eines stürzenden Baumes oder eines in die Tiefe fahrenden Klöckes.

Juliana hatte stets ein Buch oder eine Zeichenmappe bei sich, die Maria benützte diese Zeit, um für die Ihren Winterstrümpfe zu stricken. So saßen sie beisammen und plauderten ruhig von Diesem und Jenem, und Juliana wurde nicht satt, die Waldgegend zu betrachten.

Am Fuße des Wolfgangsberges, wo der sanft ansteigende Grasanger zu Rande geht und am steileren Hange der Wald beginnt, war eine Stelle, wo sie besonders gerne saßen. Da konnten sie hinabschauen auf das taubengraue Schindeldach des Hauses, auf die in den Weiden grazenden Kühe, auf die futtermähende Magd, sie konnten hinschauen, auf den gegenüberliegenden Waldberg, auf den starrwipfeligen Tannenforst, der zur linken Hand die Aussicht schloß, und konnten hinschauen rechter Hand auf einen felsigen, theils mit dunklem Gestrüpp bewachsenen Ausläufer des Wolfgangsberges, von dessen Felsen ein Wässerlein niederkam, das hernach unten in der Schlucht hinausrieselte. Die Ruhe ringsum war so sanft und tief ergreifend, daß es der Juliana manchmal zum Weinen war vor lauter Glückseligkeit.

„O Frieden!“ sagte sie einmal. „Dich verachten die Könige. Und sie haben ja eigentlich gar nicht das Recht, im Walde zu sitzen, außer es wären etliche Leibdiener und Polizeileute in der Nähe. Ihr Leben gehört dem Volke. Ich will das meine auf eine Weile für mich haben. Vielleicht kommen mir in der Stille gute Gedanken; die, mit denen ich bisher regiert habe, sind nicht alle zu Nutz gewesen.“

Die Maria wußte nicht, was sie auf solche Bemerkungen entgegenen sollte und so unterbrach sich die Herzogin: „Na, sprechen wir von etwas Anderem.“

Die Steinchen und Pflänzlein blickte sie an, die zu ihren Füßen waren, und that schier wichtig mit ihnen; mit den

kleinsten Thieren gab sie sich ab, und da wußte auch die Maria etwas zu sagen, diese hatte ihre ganz besondere Naturgeschichte. Sie hatte in der Pflanzenkunde nicht allein ihre Vergiftmeinnichte, Himmelschlüssel, Hahnenfüße, Hundszungen, Rittersporne, Frauenhaare, Ehrenpreise, Tausendguldenkraut und dergleichen; auf den Watten wuchsen auch Junggefellener Herzen, Blutige-Treue, Kinderangen, Kopfindiehöhl', Höllich-Feuer, Wachsendenhimmel, blaue Zauberin, Bettelweibel, Traummirrit, Starrköpfel, Todtenblüh' und allerhand andere Pflanzen und Blumen mit seltsamen Namen und Geschichten. Zu Allem und Jedem wußte sie ein Märchen, eine Sage, die sie manchmal so halb träumend vor sich herjagte, oder ein launiges sinniges Sprüchlein. Auch die Käser, die unter den Halmen krabbelten, und die Vögel, die in den Zweigen sangen, hatten hier andere Namen; fast in jedes Ding hatte der Mensch einen Gedanken hineingelegt, so eine Art Seelchen, das aus allen Wesen guckte, suchte und spuckte.

Gegen den kleinen munteren Franzl beobachtete die Maria stets einen gewissen Ernst, der den Knaben im Zaume hielt, während Juliana ihn gerne in seiner kindlichen Unbändigkeit gesehen hätte. Einmal hatte der Knabe das Unglück, sich durch Genuß von Himbeeren und Stachelbeeren zu überladen. Die Folgen davon waren heftig und die Mutter überhäufte ihn mitten in seinem Leiden mit herben Vorwürfen. Da nahm sich der Peter des Knaben an und sagte: „Wozu ihn denn noch auskurren, den armen Kerl? Lassen wir es seine

Sache sein, er leidet ja die Strafe eben, weiß nun, was ihm schadet und merkt sich's."

"Ob Dein Mann nicht recht hat!" sagte Juliana zu ihrer Freundin. "Wenn ich Kinder hätte, zanken wollte ich mit ihnen nicht viel."

"Man hat auch seinen Aerger."

"Daß ich ihn allemal an meinen Kindern ansehe, dafür wären sie mir zu gut."

"Du redest so, wie alle Leut reden, die keine Kinder haben. Wenn ich nach etlichen Jahren Dir Deine schöne Lehr' zurückgebe, so mußt Du's leiden."

"Ich werde es gern leiden," sagte Juliana. Dann schwiegen Beide.

So war Eines und das Andere, die stille Alltäglichkeit war uner schöpftlich an kleinen Vorfällen, die der Herzogin alle köstlich dünkten. Und so vergingen trautsame Tage. Allmählich dehnten die Frauen ihre Gänge aus und stiegen höher den Berg hinan. Der Fußsteig ging im Zickzack durch Waldschatten und dort, wo die Bäume aufhören und die Wände beginnen, rieselte aus dem Gestein auf dünnem Holzeinschnittlein ein kleines Wasser in einen Trog. Davor in feuchtem Sande waren Klauenspuren von Hirschen, die an dieser Quelle ihren Durst zu löschen pflegten. Man nannte die Quelle den Hochbrunnen. Zu diesem Hochbrunnen nun stiegen die Frauen manchmal hinauf, setzten sich an den Kopf des Troges und schauten über die Wipfel hinans. Das Forsthaus war hier nicht mehr zu sehen, es lag tief unter dem Walde. Sonst

war es schon ein weiterer Blick, als unten auf dem Ager. Der gegenüberliegende Waldrücken war niedergeunken und hinter denselben ragten jetzt andere Berge auf, theils bewaldet, theils mit glatten Blößen, theils mit Felsgruppen. Auf den Abblößen ruhte dort und da ein lichter Würfelchen, das waren Zennhütten. Die Berghöhen standen in leichtem Dufte und darüber lag der stille Sommertag mit seinen schimmern-den Wölklein.

Juliana saß hier oft stundenlang und schaute in die Gegend aus und sprach kein Wort. Manchmal kam es der Maria vor, als ob ihr lieber Gast ein geheimes Anliegen hätte, aber sie forschte nicht darnach, sondern war zuvorkommend, ohne aufdringlich zu sein.

„Du bist wohl glücklich, Maria,“ sagte Juliana einmal.

„Meinst es, weil dahier die Welt so schön friedsam ist?“ fragte die Maria.

„Und auch sonst. Die lieben Menschen, die Du hast...“ Dann brach sie ab.

Manchmal, wenn sie an diesem Brunnen auf der halben Höhe des Wolfgangberges so dasaßen, war es, daß neben im Gebüsch etwas knisterte. Sofort standen die Frauen auf und gingen in entgegengesetzter Richtung, hinter Erlen- und Haselgebüsch sich zu verstecken. Da kam der Hirsch, hob das hochgekrönte Haupt, schnupperte in der Luft umher, ob es wohl gehener sei, trabte dann zum Brunnen und trank.

„Wenn man dem Thier so zuschaut, da kriegt Eins ordentlich selber Lust aufs Wasser,“ bemerkte die Maria.

„Der Durst des Hirches ist auch sinnbildlich,“ verjegte Juliana für sich hinsinnend. „Wenn Jemand eine heiße Sehnsucht hat nach Etwas, so dürstet er darnach wie der Hirsch nach der Quelle.“

Eines Tages, als die Frauen wieder emporstiegen zum Hochbrunnen und Juliana, die ihrer Freundin einige Schritte voraus, auf einem Steine sitzend wartete, sah sie, wie zwischen dem Erlengebüsch ein Weib mit Rückenkorb und Rechen herankam, am Brunnen rastete und dort seine Schuhe auszog. Die Schuhe ließ es neben dem Holztroge stehen und den Korb auf dem Rücken stieg es barfuß in die Felsen hinauf, wo es allmählich in den Schründen verschwand.

Als unsere beiden Frauen dann am Brunnen nebeneinander saßen, wies Juliana auf die hier zurückgebliebenen Schuhe und fragte, was das wohl bedeuete?

„Das wird eine Wildheuerin gewesen sein,“ antwortete die Maria, „da gehen die Weiber auf den Wolfgangberg, um Heu zu sammeln. Denn wenn man auch meint, der Berg wäre lauter Stein, zwischen den Wänden liegen doch grüne Wiesen, die man von unten nit sehen kann und auf denen süßes Futter wächst. Ich selber habe mir oftmals davon geholt, aber man muß an manchen Stellen barfuß hinaufklettern, daß man sich mit den Fehen in die Steinspalten einklammern kann und nit abrutscht. So wird's auch dieses Weib machen und darum hat sie die Schuhe ausgezogen.“

„Und die Leute begeben sich eines Korb voll Heues wegen in Lebensgefahr?“ fragte Juliana erstaunt.



„Das thun sie mit,“ sagte die Maria. „Deswegen ist's ja, daß man die Schuhe auszieht damit keine Lebensgefahr ist.“

Juliana betrachtete die groben mausgrauen Riemen-  
schuhe, die da ganz nahe, als ob sie sich sehr lieb hätten,  
bei einanderstanden und auf ihre Herrin warteten; sie waren  
an den Sohlenrändern mit Eisennägeln beschlagen, daß der  
Pechdraht durch die Nagellöcher geschützt auf rauhen Wegen  
nicht so leicht zerrissen werden konnte. Das Ueberleder war  
stark verwaschen, wohl schon lange nicht mehr eingeseilt und  
daher spröde und rissig geworden. Die aufgelösten Riemen,  
theils noch durch die Löcher gezogen, hingen zu Boden;  
ihre Enden waren mit Messingstiften beschlagen, damit  
man sie leichter durch die Löcher schieben konnte. Das  
alles hatte Juliana betrachtet und jetzt sagte sie scherzend,  
sie möchte doch einmal wissen, wie es sich in einem solchen  
Paar Bergschuhen gehen lasse! Sie habe Lust, ihre Sam-  
menten auszuthun und ihre Füße in die wackeren Aehpler  
zu stecken.

„Geh!“ verwies die Maria ein solches Beginnen. „Daß  
Du nachher einem Bauer, oder Holzfuecht, oder Ochsenhirten  
nachlaufen müßtest!“

„Wie so?“ fragte Juliana lachend.

„Kunst Du die Geschichte nit?“

„Welche Geschichte?“

„Die von den entwendeten Stiefeln!“

„Erzähle sie mir!“ bat Juliana.

„Mein Gott, ich erzählen!“ rief die Maria. „Ich kann mit Geschichten erzählen. Ja, bei mir allein schon, aber wenn mir wer zuhört, da geht's nit.“

„Das bildest Du Dir nur ein,“ sagte Juliana, „also voran, wie war es mit den Stiefeln?“

„So will ich's probiren. Wenn's Dir nit gefällt, so sag's halt, daß ich aufhör!“

„Wenn's mir nicht gefällt, so will ich's sagen,“ antwortete Juliana.

Die Maria richtete ihr Strickzeug zurecht und fing an zu erzählen:

„Jetzt, da ist halt einmal ein Prinz gewesen, ein wunderschöner Prinz. Aber der ist so viel übermüthig gewesen und hat seine Hunde lieber gehabt wie das Volk. Und also haben ihn die Pent nit mögen. Und wie sein Vater gestorben ist und er hat wollen König werden, da ist in seiner Residenz ein Aufruhr ausgebrochen und — nein,“ unterbrach sich die Erzählerin, „das ist ungeschickt, es paßt nit.“

„Es paßt sehr gut. Weiter, weiter!“ drängte Juliana.

„Also ist ein Aufruhr gewesen und haben sie den schönen Prinzen umbringen wollen. Der hat sich aber bei stockfinsterner Nacht von seinem G'schloßfenster mit einem Strick herabgelassen und ist davon. Hat sich weit ins Land hinaus geflüchtet und in die Wildnuß. Tag und Nacht und immer weiter. Da sind ihm beim Wandern die Füß heiß worden und wund, und wie er im Wald zu einem Tümpel kommt, hat er die Stiefel ausgezogen, und daß er die Füß im

fühlen Wasser kunnt baden. Jetzt kommt ein schlanker Bavernknab' daher und der will im Tümpel fischen. Wie er den schönen Jüngling sieht, der am Ufer sitzt und seine Füß hinabhängen laßt ins Kasse und mit seinen Augen unverwandt in den tiefen Wasserpiegel schaut, bleibt der Knab stillstehen und weiß nit recht, was er machen soll. Jetzt sieht er auf einmal im Moos die feinen Stiefel stehen, die der Prinz hat ausgezogen, und da denkt er: Mein Peltag, möcht' ich doch wissen, wie sich's in so zwei Herrenstieflein lauft! Züriwigig löst er seine groben Schuhe los und steckt seine Beine in die Stiefel des Prinzen. Die sind wolter schmal und lang, biweilen des Knaben Psoten kurz und breit sind. Aber das linde Leder giebt nach und er ist drinnen. Da ist ihm so leicht, wie zum Tanzen auf der Kirchweih, und weil der fremde schöne Herr immer noch nachdenklich ins Wasser schaut, so besinnt sich der Knab nit lang, lauft mit den Stiefeln davon. Er lauft davon, wohin sie ihn tragen und sie wissen gar seltsame Wege und der Knab ist wohl sehr verwundert darüber, wohin sie ihn führen. Sie führen ihn aus der Wildniß ins schöne sonnige Land, wo Blumengärten und Weinberge sind, sie führen ihn auf Straßen, wo hohe Ehrenbögen stehen, und in den Dörfern und Klöstern, wo er vorbeikommt, läuten die hellen Glocken. Die Stiefel führen ihn weiter und gegen eine große Stadt, auf deren Binnen viele Fahnen stecken. Das Volk, geschmückt und in Festgewand, kommt ihm entgegen, das jubelt laut und hebt ihn auf eine hohe Sänfte und tragt ihn durch die Gassen und Straßen

und hinauf in den königlichen Palast. Da denkt der Knab: Was ich doch für ein Glückskind bin, das thut sich ja gerade, als ob ich ein hoher Herr werden sollt! Wenn es so ist, alsdann will ich zu den schönen Stiefeln auch ein seidenes Gewand haben, und einen Tisch, der sich biegen muß unter gut Sach', und ein weiches Federbett, und ein schönes Edelfräulein. Die dumme Däsel mag ich jetzt nicht mehr, die stammt aus gemeinem Volk. Das gemeine Volk verachtet' ich... So der Knab, drauf will er im goldenen Saal einen Augenblick stehen bleiben und die Herrlichkeit anschauen, die alle sein ist, aber die Stiefel, die wollen nit stehen bleiben, sie strampfen lech in den Boden und führen den Knaben ungeduldig die Stufen hinauf zum Königsthron. Und jetzt, wie er sich will niedersetzen auf den Thron, da krachen die Thüren und stürmen Rotten herbei und packen den Knaben und sagen: Dieser Thron, o König, ist für Dich viel zu nieder, Du sollst einen höheren haben! Und führen ihn vor die Stadt und führen ihn auf ein hohes Gerüst und schlagen ihm den Kopf ab."

"Und der wirkliche Prinz?" fragte Juliana.

"Ja, der wirkliche Prinz," fuhr die Erzählerin fort. "Wie der sich genug die Füß hat gebadet und genug in den Tümpel geschaut, steht er also auf und will seine Stiefel anziehen. Er findet sie nit und findet nur die groben Ochsenlederschuh', die der Bauernknab' hat zurückgelassen. Im Gottesnamen, sagt er zu sich, eher, daß ich mit nackten Füßen weitergeh, eher leg' ich diese festen Schuh' an — und steckt

sie an die Füß und riemt sie fest und trabt schwerfällig dahin. Lang muß er gehen und lang. Die Bauernschuh' haben ihn gedrückt, aber er ist ganz geduldig worden drin und hat gedacht: Im Gottesnamen, so geht's auf der Welt! Nach langer Weil kommt er zu einer Hütten. Steht ein altes Weib vor der Thür und schreit: Aber Tont, aber Tont, wo bleibst so lang, wir warten auf Dich mit der Suppen! Auch gut, denkt er sich, denn er hat Hunger. Geht ins Stübel und setzt sich zum Abendbrot. Milch und Käse und ein Eierkuchen! Meiner Tag, wie ihm das hat geschmeckt! Und hat ihm das Weib jetzt auch einen Krug Wein hergetragen und ein alter Mann, der beim Ofen sitzt, schaut glücklich auf den Prinzen und sagt: Trink, Tont, trink. Wir lassen willig unsere Rothgroschen fahren, daß Du essen und trinken kannst. Schon, wir haben Dich so viel gern. Hast gleichwohl keine Fische mit heimbracht. Macht nix. Sollst Dich nit abmühen der paar Fische wegen, geh, isz und trink. — Weil sie, wie Du Dir denken kannst, gemeint haben, es wär ihr Sohn. Und dem Prinzen ist gar wohl und warm worden und er hat's erfahren, daß es auch gut sein kann in einer Hütten. Alsdann will er ins Bett gehen, es ist aus lockerem Stroh, hat eine grobe Steinwand darüber und auch eine solche Hüll, die wohl weiß und sauber ist. Wie er den Fuß auf die Bank thut und daß er die Schuh' will aufriemen, springen diese mitsammt dem Prinzen aufs Flez und zur Thür hinaus in die eitle Nacht. Und laufen flink und lind wie auf dem Tanzboden, laufen über das grüne Kornfeld hin zu einem Nachbarhaus. Dort

hinterseits zu einem Fenster. Das Fenster geht auf und drinnen ist ein Dirndl, das sagt: Schlüpf still herein, es schläft schon alles. Kannst bei mir sein. — Wie er die Schuh ausgethan, hat er sich besonnen, wer er ist, hat aber nimmer fortkönnen, hat sich aus aller Weis verliebt in das Bäuerndirndl. Gar so viel verliebt, daß er aufs Königslein gepöffen und die Däsel hat geheiratet. — Jetzt, das ist die Geschichte von den entwendeten Stiefeln."

"Die ist gar nicht übel," sagte hierauf Juliana. „Und Du meinst also, daß auch mich diese Schuhe der Wildheuerin auf solche Weg' führen könnten?"

"Zu spaßen ist's nit!" sagte die Maria mit großer Ernsthaftigkeit.

"Du hast nur vergessen zu erzählen, ob der Prinz mit der Bäuerin glücklich geworden ist."

"Natürlich ist er glücklich geworden mit ihr. In den Geschichten sind die Leut', die zusammenheiraten, immer glücklich," antwortete die Maria.

"Wer weiß, ob's nicht manchem Prinzen mehr um das ginge, als um's Königslein!" bemerkte Juliana mit einem tiefen Athemzuge. Und setzte nach einer Weile bei: „Ja, Maria, es ist eine harte Sache!"

"Was meinst denn?"

"Das Königslein. Das Leuteregieren."

"Freilich wohl auch eine schöne Sach'," sagte die Maria und zählte die Maschen ihres Strickstrumpfes. „Wer eine solche Macht hat und so viel Böses verhindern und so viel

Gutes stiften kann auf der Welt, der sollt sich wohl nicht beklagen."

Hierauf nahm Juliana die Maria bei der Hand und sagte: „Es freut mich, daß Du dieses Wort sagst. Ich bin zwar keine Königin, aber ich will es doch auch auf mich beziehen."

„Wenn Du,“ sprach die Maria und bückte sich nach einer zu Boden gefallenem Nadel, „wenn Du nur Eins mit gethan hättest!"

Juliana blickte ihr forschend ins Gesicht. Weil die Förstersfrau aber weiter nichts sagte, so sprach sie zögernd: „Du hast gegen mich etwas auf dem Herzen?"

Nach einem Weilschen entgegnete die Maria: „Es thut mir nur um Dich leid."

„Sprich Dich aus, liebe Freundin,“ sagte Juliana, „Du weißt es ja, daß mir an Deiner Meinung etwas gelegen ist. Du bist eine Frau aus dem Volke, wir haben über mancherlei Dinge miteinander gesprochen, aber Du hast mir nie ein Wort gesagt, das ich für thöricht hätte halten müssen. Du kennst die Welt in ihren Werken und Zielen natürlich nicht begreifen, aber Du denkst von ihr wie ein ganzer, natürlicher Mensch. Und selbst wenn Du einen Irrthum begehst in Deinen Anschauungen, so irrst Du nur vor den Weltwegen und nicht vor Dir; so irrst Du nur, weil Du nicht weißt, wie die Zustände sind, aber nicht in der einfachen Richtigkeit dessen, was Du meinst. Ich höre in Dir das, was ich sonst fast nie hören kann, den Menschen. Das ist mir viel werth,

denn ich soll ja Menschen regieren, und nicht Soldaten, Kaufleute, Edellente, Arbeiter als solche. — Also sei offen, Maria, ich bitte Dich darum, und wenn Du etwas gegen mich auf dem Herzen haben solltest, so sage es."

"Dein Brief," bekannte nun die Maria, „hat mir schier die Seele verbrannt."

"Welchen meinst Du?"

"Wo Du schreibst, daß Du Einen zum Tode verurtheilt hast."

Einen Augenblick schwieg Juliana, dann sagte sie wie für sich hin: „Also das ist's. — Ich habe ihn nicht verurtheilt, meine Liebe," wendete sie sich gegen die Freundin. „Verurtheilt hat ihn das Gericht."

Die Maria legte ihre beiden Hände auf Julianens Rechte, blickte ihr innig in die Augen und sprach: „Herzogin, das sollst Du jetzt mit verkehren. Verurtheilt hat ihn freilich das Gericht, aber Du hast das Urtheil unterschrieben."

"Ich mußte es thun," sagte Juliana mit etwas heiserer Stimme. „Hätte ich es nicht gethan, so wäre das so viel gewesen, als ich hätte es in mein Fürstenthum hinausgerufen: Der Fürstenmörder verdient nicht zu sterben, er verdient zu leben! Und jene Partei, die heute gegen den Thron, gegen die Ordnung und gegen das Gesetz sich erhebt, soll nur fort ihres Amtes walten, sie wird strafflos sein! — Das hätte ich mit der Nichtbestätigung des Urtheils hinausgerufen in mein Land."

So sprach Juliana. Die Maria schwieg.



Und als die Maria lange geschwiegen hatte, bat sie Juliana, daß sie ihr in dieser Sache doch ein gutes Wort schenken möge. Und als die Maria trotzdem schwieg, sagte die Herzogin: „Todesurtheile unterschreiben zu müssen, ist wohl die größte Last der Fürsten.“

„Und Verurtheilte zu begnadigen ihr schönstes Vorrecht,“ sprach die Maria.

„Du hast recht. Ich mag es wenden, wie ich will, Unrecht habe ich. Nicht als Fürstin, aber als Mensch habe ich Unrecht, weil ich einen Menschen tödten ließ. Ich fühle es wohl, Maria, und ich kann seither nicht mehr recht froh werden. Ich sah es nicht, wie sie den Mann erwürgt haben, aber ich sehe es jeden Tag und jede Nacht, auch in diesem schönen Walde sehe ich's, wie ihm die Schlinge um sein Haupt geworfen wurde. Er war ja kein gemeiner Verbrecher. Er wollte mit der unseligen That Gutes vollführen; er hat sein sorgloses Leben aufs Spiel gesetzt und der Gefahr nicht gedacht, die er selbst über sich heraufbeschworen, er war — wenn man es recht bedenkt — ein Held.“

„Jetzt kommst Du wieder zu weit auf die andere Seite hin,“ versetzte nun die Maria. „Ein Mensch, wie dieser Büchsenspanner, der das Vertrauen seines Herrn auf solche Weise mißbraucht, der ist bei mir kein Held. Die Treue geht voraus. Und wenn das gute Werk ohne Verbrechen nicht geschehen kann, im Gottesnamen, so soll es nicht geschehen. Aber daß Du just das, was Du an einem Anderen bestrafen willst, selber thust: Einen umbringen —

das ist nit in Ordnung. Auf zeitlebens in den Kerker werfen, den Kerl, das gehört ihm. Man muß sich halt doch alleweil an das halten, was unser Herrgott gesagt hat: Du sollst nicht tödten!"

So sprach die Maria, und jezt schwieg Juliana. Dann fuhr die Försterin fort: „Schan, Du mußt mir's verzeihen, daß ich so denk', ich versteh's nit besser. Es wird ja recht sein, wie es ist, und daß ich's ganz aufrichtig sag': ob er gehenkt worden ist oder nit, das ist mir alles eins; mir ist nur um Dich. Wie ich Dich kenn', wird Dir das eine Weil' nachgehen. — Mich hat's schon lang' gedrückt, daß ich Dir's sag, jezt ist mir leicht. Mach's Kreuz darüber und denk an die vielen tausend Leut, denen Du Gutes gethan und Hülf gebracht hast. Denk an Die, so verkommen und zugrund gegangen wären ohne Deiner — schan, Herzogin, an die mußt denken.“

So war sie die Anklägerin und Trösterin und Juliana wußte kaum, wie ihr geschah. —

Oben hinter dem Felsenvorsprunge saß schon lange das Weib mit dem Heuforb und war in tausend Aengsten. — „Jetzt sind da unten beim Brunnen zwei Frauen, wie komm ich zu meinen Schuhen! Eine ist schier fremd anzuschauen, und hinabgetrauen thät ich mich um kein' Streich. Und sie gehen nit weg und sie gehen nit weg.“ — So sagt das Weib zu seinem Korb und guckt hinab. Endlich gehen sie doch weg und die Schuhe lassen sie stehen, wo sie stehen, und jezt steigt die Wildheuerin flink herab zum Brunnen und thut die Schuhe an. Wie sie vorhin die Frauen heimlich

beguckt hat, so könnten jetzt wir sie begucken bei ihrer traulichen Verrichtung. Und wenn wir alles erwägen, ihre Jungheit und ihre Drallheit und noch dazu ihre Lustigkeit, wie sie jetzt frisch dahinschreitend ein helles Jodeln erhebt, so können wir nicht in Zweifel sein, wohin sie die Schuhe führen — zum Herzlichsten, wenn er ihr nicht etwa gar entgegenkommt auf halbem Wege, oder noch weiter.



Mehrere Wochen waren schon vergangen, seit „Juliana von Edenstein“ im Waldhause wohnte und ihre beschriebenen Wald- und Vergänge machte. Einmal war sie auf wenige Tage in ihr Schloß hinausgefahren, um verschiedenerlei Anordnungen zu treffen, dann kam sie wieder. Im Lande war Frieden. Die Partei der Unzufriedenen, meinte die Herzogin, müsse man schreien lassen; dieses Lustloch finde sich in jedem Gemeinwesen, und wenn man es verstopfe, so könne leicht etwas plazen. So lange der Mund arbeite, ruhe die Faust. — Von den Regierungsgeschäften ließ sie sich nur das Allerwichtigste kommen; es trug sich kaum etwas zu, was nicht die Minister zu schlichten vermochten. Auch der hohe Rath hatte sich auf die Sommerfrische zerstreut im weiten Lande. So waren es zumeist nur Privatbriefe und nichtsagende Zeitungen, die der Herzogin träge nachfolgten in ihr Waldhause. Sie konnte sich also ihre Erholungszeit mit aller Ruhe und gutem Gewissen gönnen.

Seit jenem Gespräche am Hochbrunnen hatte sie auch wieder ihre natürliche Heiterkeit erlangt, denn ihr quälendes Bewußtsein war dort ausgesprochen, einbekannt und durch den Zuspruch der Freundin gemildert worden.

Regentage waren. Der Wind warf Tropfen an die Fensterscheiben und die Güsse der Dachrinnen flatterten wie zerfetzte Fahnen durch die Luft und wurden neuerdings Regen, bis sie zu Boden kamen. Der Peter ordnete seine Gewehre, las auch gern in einem forstwirtschaftlichen Werke und machte sich daraus Aufzeichnungen, dann wieder spielte er mit dem Knaben oder mit dem Bergmann. Die Frauen waren in der Stube beisammen und Juliana half der Försterin kleine häusliche Arbeiten verrichten. Sie war dabei sehr munter und sagte einmal, als sie mit geröthetem Gesicht eine Leinwandplatte hin und her gerollt hatte: „Wenn ich ein weiser Mann wäre, ich schriebe ein Buch über den Genuß der körperlichen Arbeit. Bloss mit dem Geiste zu arbeiten, das macht den Menschen well, empfindsam und mürrisch; eine regelmäßige körperliche Beschäftigung thut gerade das Gegentheil. So kommt es wohl auch, daß die Lebensanschauung der bloss geistig Arbeitenden stets sehr feingeflügelt und tiefjünnig ist, aber gesünder, thatkräftiger und lebenslustiger ist die des Bauers und Werkmannes. Wenn die körperliche Arbeit nicht Sache armer, gemeiner Leute wäre, und wenn sie nicht so alltäglich nahe läge, der Reiche würde unter Umständen viel Geld geben für den Genuß, körperlich arbeiten zu können.“

„Jetzt giebt er zum Glück Geld für Arbeit, die Andere für ihn verrichten,“ bemerkte die Maria.

„Aber wenig,“ versetzte Juliana.

Darauf die Maria: „Ich sag' halt das: Mir ist wenig Geld und viel Arbeit lieber, als wie das Umgekehrte.“

Als die feuchten Nebel sich wieder gelöst hatten in der Sonne, und als die Bäume aufgehört hatten zu triefen, und der trockene Harzduft wieder durch den Wald ging, zogen unsere Freundinnen mit doppelter Lust in das Freie. Sie durchstrichen die Gegend einmal thalwärts, einmal bergwärts; sie saßen am Bache und hörten seinem Wirbeln zu, oder betrachteten eine im klaren Tümpel stehende Felsstele. Sie saßen bei Kohlenbrennereien und blickten in den langsam aufsteigenden weißen Rauch und blickten in die Bluthmaße, wenn der Köhler dem Meister mit eisernem Haken die Brust aufriß.

Eines Tages gingen sie langsam durch jungen Nadelwald hinaus gegen den Holzschlag, um am Feierabend den Peter heimzubegleiten. Es war Samstag. Der Franzl, selbstverständlich immer im Tirolergewande, wozu er ein paar niedliche Wädelchen hatte, lief voraus, um Erdbeeren zu suchen. Der Kalksandweg war glatt wie in einem Kunstgarten; die frischen, üppig treibenden Bäume waren überall wohlgepflegt, und doch alles Naturwald, nur daß ihn die Menschenhand schützte vor schlimmen Auswüchsen, vor Dürre, vor Ungeziefer und roher Willkür. So gefiel es Julianen und da sie des tüchtigen Försters gedachte, sagte sie zu ihrer Begleiterin:

„Du führst wohl ein gutes Leben, Maria. Aber Eins gefällt mir auch an Dir nicht.“

„Eins wär' nit viel,“ meinte die Förstersfrau.

„Wahrhaftig blos Eins. Und darf ich Dir's sagen?“

„Es wird mich freuen,“ versetzte die Maria.

„Du bist gegen Deinen Mann nicht recht,“ sagte Juliana.

„Du thust ihn zu viel bevormunden.“

„So?“ lachte die Maria auf. „Das denkst. Mein Bevormunden, das ist nit so ernst gemeint, wie es etwa ausschaut. Er laßt sich nit bevormunden, und wollt ich ihm in der Waldwirthschaft was dreinreden, Gott gnade mir!“

„Ich habe bemerkt, daß Du ihn in meiner Gegenwart geradezu einschüchterst.“

„Weißt,“ sagte die Försterin. „Der Peter ist nit dumm. Aber wenn er bei so Leuten ist, wo er sich genirt, da wird er ungeschickt und redet das närrischste Zeug daher.“

„Ich glaube, er läßt sich sonst nicht so leicht aus der Fassung bringen,“ versetzte Juliana. „Er wird nur befangen, wenn Du da bist und immer darauf ausgehst, ihn zu meistern. Ich habe vor ein paar Tagen mit ihm ein Gespräch geführt, das nicht allein von der Waldcultur handelte; es war von den Soldaten die Rede, vom Häuserbauen, von den Eisenstraßen, die sie jetzt ausführen, dann auch von der sich steigenden Unzufriedenheit der Leute und daß alles oben hinaus will — Maria, ich sage Dir, Dein Mann hat sehr vernünftige Ansichten, er ist ein kluger Kopf.“

„Daß Du mir ihn am Ende nur nicht zum Minister nimmst,“ scherzte die Maria.

„Wir brauchen auch in der Bauernschaft kluge Leute,“ antwortete Juliana.

Die Maria hatte bei diesem Gespräche rothe Wangen und leuchtende Augen bekommen. „Du kannst mir keine größere Freude machen,“ sagte sie dann, „als wenn Du's erkennst, was mein Mann werth ist. Kann er sich gleichwohl nit immer so geben, wie er inwendig ist —“

„Und daran bist eben Du schuld,“ unterbrach sie Juliana. „Schau, da habe ich meine besondere Meinung. Dein Mann hat schon recht, wenn er oben auf bleibt. Und meinen Mann möchte ich auch nicht meistern. Ich möchte keinen, den ich meistern könnte. So Einer hätte es bei mir nicht gut, ich müßte ihn knechten und verachten wie einen Sklaven. Ich will einen Mann haben, einen ganzen, wirklichen Mann, einen an Leib und Seele. Und habe ich den, so will ich in Allem sein unterthäniges Weib sein. Und selbst, wenn er anders handelt, als ich will, ja wenn er mir sogar Unrecht thut, ich will ihm ergeben sein.“

So sprach die Fürstin. Die Maria stutzte anfangs ein wenig, dann sagte sie: „Weil wir schon von solchen Sachen reden, so möcht ich Dich über etwas um Deine Meinung fragen. Glaubst Du, daß ein ganzer Mann seinem Weib auch immer treu sein wird?“

„Wenn er ein ganzer Mann ist, ja!“ sagte Juliana.

„Wir Frauen,“ fuhr die Maria fort, „haben Kinder und haben unsere Zeiten —“

„Wenn er ein ganzer Mann ist, ja!“ wiederholte Juliana fast leidenschaftlich.

„Bedenke, der Mann ist immer gesund —“

„Darum eben muß er sich beherrschen können. Untreue ist Schwäche.“

„Ei Teufel!“ rief die Maria, „gerade die stärksten Männer haben am häufigsten schwache Stunden.“

„Ich denke, Deinem Peter, zum Beispiele,“ bemerkte jetzt Juliana, „dem wird es keine große Ueberwindung kosten, sich anderwärts zu beherrschen.“

„Bedank’ mich recht,“ schmunzelte die Maria. „Eine gute Schmeichelei gefreut auch uns Bauersleute. — Du wirst Dich auch verwundern über meine Frag. Aber wie wir eingeschneit gewesen sind und wie ich dem Peter das vom Jorstung eingestanden hab, da hat er ein Wort fallen lassen —“

„Nun?“

„Ueber das ich seither oft nachdenken muß.“

„Ich weiß es. Er hat gesagt: Wenn auch ich immer so stark gewesen wäre!“

„Wie weißt Du das?“ freute die Maria lebhaft.

„Weil Du mir es geschrieben hast. Und ich habe auch darüber nachgedacht. Er ist fünfundzwanzig Jahre alt gewesen, wie er Dich geheiratet hat, er ist über ein Jahr lang bei den Soldaten gewesen.“

„Das letzte gilt nit!“ sagte die Maria.



„Freilich gilt es nicht. Und ich bin überzeugt, er hat mit seinem Worte gar nichts gemeint, als daß er sich nicht zähmen konnte und Dich damals, wie Du den Forstjüng fortgeschickt, unwürdig behandelt hat. Und daß er Deinen Heldennuth hoch ehrt und den guten Willen hat, es Dir nachzumachen.“

„Mein Gott, Du machst Einem ganz leicht ums Herz.“

„Ich glaube gar, Maria — ein bißchen eifersüchtig!“ bemerkte Juliana, „das wäre zwischen Euch wohl ein überflüssiger Spott.“

„Warum?“

„Echte Liebe kennt keine Eifersucht.“

„Hab's auch so sagen gehört,“ versetzte die Maria. „Muß ein verzweifelt geheimer Mensch gewesen sein, der das Wort hat ausgebracht; aber verlobt ist er mit gewesen.“

Dieses Gespräch wurde von dem Bergmann unterbrochen, der jetzt des Weges heranlief und freudeleszend der Maria an die Brust sprang. Konnte auch der Förster nicht weit sein. Und in der That, sie waren am Plage, wo etliche Holzknechte gefällte und entrindete Bäume zerfügten und die Klöße zu Scheiter spalteten. Der Peter, in weißen Hemdbärmeln, stieg zwischen den liegenden Bäumen, Blöcken und Rindenstößen umher, maß und klopfte mit seinem Stock bald hier, bald dort, gab in kurzen entschiedenen Worten Anordnungen und griff selbst stink zu, so daß die ganze Arbeit dadurch gleichsam einen lebhafteren Puls bekam. Der Platz war voll Harzdunst und das frischgrüne Ncisig, das da überall umherlag, kam

der Fürstin vor wie Festschmuck um die Arbeiter und ihr Werk. Als die Scheiter in Stößen geschichtet lagen, sagte der Förster zu den Holzknechten: „Feierabend ist's!“ Da suchten die Männer ihre Röcke, Tabaksblasen, Hacken und Sägen zusammen, packten alles auf hölzerne Tragen, nahmen diese auf den Rücken und sagten zu einander: „Gute Nacht!“ und „Glückseligen Sonntag!“ Dann gingen sie auseinander, Jeder seiner fernern Hütte zu.

Unsere Försterleute und ihr lieber Gast schritten langsam den Waldweg hin gegen das Forsthaus. Die Maria hatte ihre Augen immer auf dem Erdboden, und wo ein Pflögel stand, da unterbrach sie jedes Gespräch, um ihn auszuheben und in ihrer Schürze mit nach Hause zu nehmen. Der Bergmann und der Franzl waren das einmal voran, das andere mal hinten drein, der Eine schnappte nach Fliegen, der Andere nach Beeren, und Beide waren munter bis zum Uebermuth.

Die Ermüdung, welche Juliana in der ersten Zeit nach solchen Gängen empfunden, war nach und nach ganz gewichen; zum Hochbrunnen hinauf stieg sie ohne alle Beschwerde, und da sie den Berg einmal so weit überwunden hatte, kam jetzt die Begierde, ihm auf's Haupt zu steigen.

Zu Anfang August, an einem thaufrischen Morgen, flogen die beiden Frauen an. Einen baumstarken, schwerhörigen Holzknecht hatte ihnen der Peter mit auf den Weg gegeben, daß er ihre Uebermäntel und Eßvorräthe trage und ihnen den Fußsteig weise. Juliana hatte, wie ihre Begleiterin, gute Bergschuhe an den Füßen und einen scharfschlagenen Alpen-

stod in der Hand. Ihr einfaches dunkles Kleid, das sie immer trug, war heute kurz geschürzt und über ihrem in zwei Zöpfchen geflochtenen Goldhaar saß ein dunkelgrünes Filzhütchen.

So gingen sie, anfangs sachte und in gemessenem Schritt, nie hastend und nie stehen bleibend, nicht viel plaudernd und sich wenig nach Blumen oder Beeren bückend. Diese Maßregeln hatte ihnen der Peter eingejährt. So gingen sie über die grüne Matte, zwischen den jungen Färchengruppen dahin; der Peter stand vor der Hansthür und die Pfeife im Mund blickte er ihnen schmunzelnd nach. Er ließ es nicht merken, aber er freute sich unbändig darüber, daß sein Weib mit dieser Person auf den Wolsfgangberg stieg. Sind zwei tapfere Frauenzimmer, das! Sie verschwanden im Walde und stiegen ziemlich steil im Schatten aufwärts. Der Weg bog sich einmal rechts und einmal links, als ob er es sich angelegen sein lasse, wie er die Frauen am mühelosesten emporbringe. Erhard, der Begleiter, ging mit seiner Rüdstrage stets eine Strecke voraus, schaute aber fortwährend um, ob die Frauen ihm nichts zu befehlen hätten, denn seine Augen mußten die Dornen erregen. Sie winkten ihm nicht, sondern stiegen sachte bergan. Nun kamen sie in das Gestrüppe der Erken- und Haselbüsche, sie kamen an Stellen, die seit den Regentagen sumpfig waren und wo man im Boden die tiefen Spuren des Hochwildes sah; über manche Moorstrecke waren steigartig Stangen gelegt. Am Hochbrunnen rasteten sie, aßen etwelches Brod und tranken Wasser mit Wein gemischt. Sie waren schon hoch, aber die

Sonne war noch höher, der Himmel blaute rein, und die Wölfein, welche am Gesichtskreise standen, waren scharf geschnitten.

Als bald hinter dem Brunnen kam ein schlimmes Stück: es war ja dort, wo die Wildhauciinnen ihre Schuhe ausziehen pflegen; aber unsere Wanderer gingen den ausgetretenen Pfad, welcher in Stufen zwischen den Felswänden emporführte. Hier ging Erhard nicht voraus, sondern hinten her; wenn Eine stürzt, dachte er, so stürzt sie nicht aufwärts, sondern niederwärts, dann fange ich sie an. Ueber diesen Strecken kamen Almen, an welchen der Steig quer hin- und sachte anstieg. Erhard gab den Frauen die Mäntel und rieth, sie möchten dieselben noch nicht anziehen, sondern bloß umhüllen. Auf den Almen wuchs kurzes feines Gras und standen sehr viele Blumen; es waren die weißen Schlüsselblumen, die blauen Glockenblumen, die gelben Kronen der Arnika, die schneezarten Steinbrechblümlein, die blaßrothen Bechneffen, und andere und andere; solche, wie sie vor Wochen unten beim Forsthaufe geblüht hatten, blühten jetzt da heroben.

Die Maria blieb stehen, pflückte ein Steinbrech und sagte: „Kann man's glauben, daß dieses zarte Mäuel die Steine bricht? Es legt seine Wurzelsafern ganz sachte in die Felsprünge hinein, immer tiefer und so tief, bis die Steine auseinanderfallen.“

„Da könnten Dichter diese Blume mit der Liebe vergleichen,“ bemerkte Juliana. „So zart und hold, und überwindet das Stärkste. —“

Weiter an den Felsen, zwischen Felsklüften, zog sich das finstere Gefölze des Knichholzes hin. Dort waren auch schon die rothleuchtenden Gründe, von denen der Erhard sagte, es wären die Alpenrosensträucher.

Die Aussicht gegen die Witternachtsseite hin hatte sich entzündend gedehnt. Hinter jenem Almenzug, der vom Hochbrunnen aus gesehen in den Himmel hineinstand, hatten sich jetzt zahlreiche Bergzüge erhoben, wovon keiner in den Himmel hineinstand; denn ganz im Hintergrunde verdämmerte das Grau der Berge in jenen Fernedunst, in dem das Auge ertrinken muß.

Die Frauen schritten stets wader aus und die Maria sagte: „Je länger ich gehe, desto frischer werd' ich.“

„Und je höher ich steige, desto wohler wird mir,“ setzte Juliana bei. „Das macht die reine leichte Luft. Da fällt mir immer wieder ein, daß man die Residenzen der Fürsten auf hohe Berge bauen sollte, wo der Mensch leichter hochherzig und glücklich ist, als im Thalnebel.“

Schon lange sahen die Wanderer vor sich eine Hochkuppe, der sie zuzogen, aber als sie auf derselben angelangt waren, kam ihnen wohl ein schneidiger Luftzug entgegen, im Uebrigen sahen sie, daß sie noch ein starkes Stück bis zu dem Gipfel des Berges hatten. Hier zogen sie ihre Mäntel an und schritten dann wieder rüstig fort. Der Fußboden war ruppig und steinig und kein Schritt konnte wie der andere gesetzt werden. Zu den Nasen hatten der Wind und das Eis Scharten und Löcher aufgewühlt, die grauen Steine waren

verwoschen und stumpfslantig, als wäre über sie jahrtausende lang ein schweres Wasser dahingeflossen. In einigen Steinen waren glasartige Massen; der Erhard sagte von solchen Steinen, daß sie der Blitz geschmolzen hätte. Und neben diesen Malen elementarer Gewalt stand wieder das zarte Steinbrech und das blauäugige Vergißmeinnicht, und das blutrothe Kohlröschen, welches mit seinem süßwürzigen Duft die Luft erfüllte.

Nun ging der Weg einmal abwärts durch ein Kar, und dann wieder aufwärts — ein Kessel, in welchen die Wanderer derart eingeschlossen waren, daß sie ringsum nichts, als hohe Steinwälle sahen, und von diesen niederwogende Schutthalden, die aus Schluchten und Klüften hervorquollen. Kein Strand und keine Pflanze und kein Tropfen Wasser mehr, alles öde, starr und selbst den Wind, der hoch über die Risse hinsetzte, konnte man hier nicht wahrnehmen. Juliana wollte sich auf einen Stein niederlassen und schauen.

„Aber da sieht man ja nichts,“ sagte die Maria.

„Man sieht viel, wenn man Neues sieht,“ versetzte Juliana. „In einer solchen Abgeschlossenheit und Leblosigkeit wie hier, bin ich noch nie gewesen. Ich bin noch nie in einer Gegend gewesen, wo die Welt eine steinerne Schale ist, und in dieser Schale ist Niemand als Du und Ich und der gute taube Erhard. Und Niemand als der blaue Himmel schaut herein. So findet man auf hohen Bergen nicht allein das Unbegrenzte, sondern auch das Engbegrenzte, und das ist manchmal auch schön und gut.“ Die Maria schwieg und so

setzte Juliana noch bei: „Ich glaube überhaupt, daß die Welt am schönsten und am besten gewesen ist, so lange nur zwei einzige Menschen in ihr waren.“

„Es kann schon sein,“ sagte die Maria, „und jetzt heißt's wieder anjchieben.“

Sie stiegen den letzten Hund anwärts. Endlich — nach vierstündiger Wanderung — waren sie auf der Höhe des Wolfgangberges.

Hier war es die Maria, welche vor Verwunderung die Hände zusammenstülpte. So etwas hatte sie in ihrem Leben noch nicht gesehen, und sie hatte nicht geahnt, daß es in der Nähe ihres Wohnortes so etwas gebe. Wie sie vorhin in der engen Schale gewesen, so waren sie jetzt ausgegossen über die halbe Welt. — Die halbe Welt wenigstens, was man hier sieht, dachte die Maria. Aber sie mußte ihre Hand vor die Augen halten, es wollte ihr schwindeln und sie konnte das Licht nicht vertragen. Licht! So viel Licht! Sie war ja in den Himmel hineingehoben und es schien ihr, als wachse der Wolfgangberg, auf dem sie stand, immer noch höher und höher mit ihr empor.

Auf dieser höchsten Höhe des Gebirges war der Wind still, er war hier oben ja nicht eingeengt, durch nichts mehr gepreßt und gespannt, hatte die freie Weite und konnte seine Rüfte gemächlich hinlegen, wie sie liegen wollten, und ruhen im Sonnenschein.

„Daß es so viele Berge geben kann auf der Welt!“ rief die Maria endlich aus.

Wie man gegen die Witternachtsseite hin die weiten Almen und blauen Höhenzüge sah, so standen gegen Sonnenuntergang hin die abenteuerlich geformten Spitzen mit den weißen Wänden. Sie standen in 'Nah' und standen in Ferne und waren nicht zu zählen. Viele hatten Schluchten, in denen eine blaue Nacht lag, andere hatten in ihren Hochgräben Schnee. Sie standen alle schreckbar hoch und doch dächte der Beschauerin, der Berg, auf dem sie stand, wäre höher als alle, wäre der größte, der Mittelpunkt und alles Andere ringsum habe sich aus Ehrfurcht vor dem Wolfgangberg in einen weiten Kreis um ihn gestellt. Jetzt kam es heraus, daß tief unten die Waldberge des Scharnthales und der anderen Thäler eigentlich keine Berge waren. Weit draußen zwischen dem Gebirgszuge der Almen und dem der schroffen Felsen, war eine flache Rinne mit Höhenrauh, in welchem glänzend weiße Punkte standen und ein stellenweise blinkender Streifen sich hinzog. Das Tinerthal. Sie sahen das große Dorf Friedau wie ein Steinhäufchen, sie sahen das Schloß Edeinstein wie ein kantiges Sandförmlein. Sie nahmen das Fernrohr des Peter, das der Erhard mitgenommen hatte, und schauten durch dasselbe hinaus. Die Maria sah nichts, als eine zitternde, wasserblaue und manchmal wie Perlmutter schimmernde Scheibe; Juliana sah die Fenster des Schlosses und die vier Thürme, und den alten Baumgarten und den weißen Weg, der den Hügel herabgeht.

„Kann man denn Deine Residenzstadt nicht sehen?“ fragte die Maria.



„Wenn dort die Vergänge der Almen nicht stünden,“ antwortete Juliana, „und hinter denselben andere Vergänge nicht, und es wäre Nacht und die Lust wäre rein, und die Residenz stünde im Feuer, so müßte man das glühende Streichen von hier aus sehen können.“

„Ich bin mit neugierig drauf,“ versicherte die Maria „Und wie Du nur jetzt aufs Feuer kommst!“

Juliana schwieg, zum Glück wurden ihre Gedanken zerstreut durch die Umgebung. Sie war nicht so sehr überrascht von dem, was sie nach dieser Seite, gegen Abend hin, sah, war sie doch schon manchmal auf den Almen und im Felsengebirge gewesen. Ganz anders aber, was sich ihren Augen gegen Sonnenaufgang hin darbot! In den Füßen des hier steil abstürzenden Wolfgangberges lag eine Schlucht, die fast ganz mit weißem Schutt bedeckt war; dann kam ein niedriger Felsberggrüden, theils mit Bäumen bestanden, und hinter demselben lag unabsehbar eine tiefblaue Fläche hingegossen, die bis an den fernsten Gesichtskreis ging und dort durch eine schurgerade Linie abgechnitten war. Weil am Himmel einige Wolken standen, so lagen auf der blauen Fläche Schattenstreifen; an anderen Stellen war es wie eine zarte Nebelschicht, und all das versank wieder in dem unendlichen Blau des Sonnenäthers und der Fläche.

Juliana hatte lange hinausgeblickt und den Kopf geschüttelt. „Kann's denn sein?“ rief sie endlich aus. „Ist es wirklich das Meer?“

„Das Meer! wo?“ fragte die Maria. „Das Blaue dorthin soll das Meer sein? Wächst' mich doch wundern,

wenn ich davon nichts gehört hätt'." Sie wandte sich an den Erhard.

"Das Meer?" fragte nun auch dieser, "das große Wasser? Das Blaue dort meint Ihr?"

Ob es Wasser wäre?

"Nein," sagte der Erhard, "das ist der Schatt?"

Der Schatt? Was das wäre? fragte Juliana.

"Vom Schatt hab ich oft gehört," entgegnete die Maria. "Das ist der große Wald, in den man kommt, wenn man vom Scharnthal über den Spulljattel geht. Es soll dort noch alles Wildniß sein."

Als sich unsere Frauen dergestalt an der Mund- und Fernsicht ergötzt hatten, setzten sie sich auf einen breiten Stein, um ihren Imbiß einzunehmen. Die Sonne, die jetzt fast mitten im hohen Himmel stand, schien ihnen auf den Schoß, der ihren Tisch bildete, und ins Gesicht, welches bei Jeder voller Fröhlichkeit war. Der Erhard saß neben ihnen und mußte von Allem, was sie hatten, essen und trinken. Plötzlich sprang er auf, deutete mit dem Finger gegen einen Felshang hinab und konnte vor Aufregung nicht sprechen. Er schoß hin und her, raffte seinen Bergstock auf und zielte ihm wie ein Gewehr gegen die Stelle am Hang. Jetzt erst ahnten die Frauen, um was es sich handle und nun sahen sie auch das Rudel von Genssen, welche dort weideten. Die Thiere standen fast wie in der Luft und grasten die Halme ab, die vielleicht aus den Steinspalten wuchsen. Dann hob eines um das andere sein Haupt und schaute umher, weniger, um die

schöne Gegend zu betrachten, als um gegen etwaige Gefahren auf der Hut zu sein.

Juliana reichte dem Manne das Fernrohr.

Der Erhard wendete es eine Weile in der Hand hin und her. „Kann Einer damit auch schießen?“ fragte er.

„Ach, muß es denn immer geschossen sein!“ rief Juliana. „Macht Euch das Thier denn nicht eine größere Freude, wenn es munter über die Felsen springt, als wenn es getroffen in den Abgrund stürzt!“

„Ist wahr,“ sagte der Erhard und legte das Fernrohr auf den Stein.

„Ja, Maria,“ sagte hierauf die Freundin, „in unseren Landeuten steckt doch noch die Bestie.“

„Sie steckt auch in den Stadtleuten,“ entgegnete die Förstersfrau. „Der Landmann will sich an dem Wildpret halt einmal satt essen; ihm sind die Hirsche, Rehe und Hasen auch für seine Saaten zu Schaden, da ist's nit einmal ein Wunder, daß er an die Büchse denkt, wenn er ein Wild sieht. Warum aber die hohen Herren gleich ans Niederpuffen denken, das kann ich nit verstehen. Da halten sie einen ganzen Schock Jäger; mein Mann ist ja auch einer und gestreut ihn der Hirsch und die Gams. Geschossen wird er noch nit viel haben; er schaut sie lieber lebendig an, sagt er. Was hilft's, die Cavaliere kommen: piff! pass! puff! Ja, sie lassen sich was kosten und züchten das Wild. Sie züchten es zum Nieder-schießen. Und wenn es todt ist, verthun sie es wohlfeil. Ihnen ist nur ums Umbringen!“

Die Maria war bei diesen Worten schier hitzig geworden, Juliana faßte ihre Hand und sagte: „Das steht Dir gut. Es ist so. Das unschuldige Thier muß sein Leben büßen, damit der Cavalier eine Unterhaltung hat. Das wäre aber noch nicht das Schlimmste. Die Jentejagden — der Krieg —“

„Geh', sei still!“

„Du hast recht. Verderben wir uns den Vergnügen nicht mit solchen Sachen,“ sagte Juliana. „Ich denke, nachdem wir uns jetzt gesättigt haben, wir ruhen ein wenig.“

Sie breitete hierauf ihren Mantel weit auseinander, legte sich darauf hin und schenkte mit einem Papierblatte, in das eine Weinflasche gewickelt gewesen war, muntere Fliegen hinweg, die sie umgaukelten. Dann blickte sie träumend hinaus in das blaue Meer, welches ein großer Wald sein soll. So seltsam feierlich ward ihr in dieser Stille, als schaue sie ins Jenseits, in die Ewigkeit. — Ein großer Wald! Eine Wildniß! — Du bist ja auch Ewigkeit, du heilige, göttliche Natur . . . .

Die Maria blieb etliche Schritte seitwärts auf ihrem Stein sitzen, auch sie schaute still hinaus in die weite Welt. Sie hielt die Hände gefaltet im Schoß und es fielen ihr ihre längst verstorbenen Eltern ein. Sie betete im Gedanken ein Vaterunser. Der Erhard war über den Steinbüchel gestiegen und lugte in alle Wände nach Genssen aus.

Juliana schien die Ruhe, die sie genießen wollte, nicht zu finden. Von der Ewigkeit zurückgekehrt sank ihr Auge auf

das Blatt, das sie in der Hand hielt, gleichsam, als wollte es auf demselben rasten. — Endlich setzte sie sich auf.

„Maria,“ sagte sie leise, mit unsicherer Stimme.

„Auch Du magst nit schlafen?“ entgegnete die Maria.

„Ich weiß nicht,“ sagte Juliana, und sie war blaß bis in den Mund hinein. „Mich dünkt, es ist ein großes Unheil da.“

„Ist Dir was, Juliana?“ fragte die Maria, indem sie aufstand und zur Freundin hinging. Dieser zitterte in der Hand das Papier und sie sagte: „Da finde ich eine Zeitung. Die Flasche ist damit eingeschlagen gewesen. Sie ist noch vom Juli her. Ich warf einen Blick hinein. Werde aber doch schlecht gelesen haben, ich bin ganz wirr —“

„Um Gotteswillen, ist etwas geschehen?“

„Ich lese da,“ sagte Juliana, ihr Athem zuckte, sie stieß die Worte rasch und kurz hervor: „Ich lese da von Hago Stolland.“

„Wer ist denn das?“ fragte die Maria.

„Der Büchsenspanner meines seligen Oheims.“

„Der ist ja gehängt worden!“

„Ich bitte Dich, Maria, lies Du, mir tanzen die Buchstaben vor den Augen.“

Die Maria las in dem Zeitungsblatt: es hätte sich aufgeklärt, daß an Hago Stolland, dem Leibjäger des hochseligen Herzogs, ein Justizmord verübt worden sei. Es wäre nun bewiesen, daß der Mann in Folge des Fürstenmordes irrsinnig geworden und an der That unschuldig gewesen. Es wären

Schreien zu Tage gekommen, die keinen Zweifel mehr übrig ließen. Der Mörder sei ein gewesener Student, Namens Reichensteiner. Er habe sich ins Gebirge geflüchtet und man sei ihm auf der Spur.

Die Maria legte das Blatt hin und sagte: „Mein Gott, wenn alles wahr wäre, was in den Zeitungen steht! Jetzt ist Sommer, jetzt wissen sie sonst nir zu schreiben.“

„Solche Sachen druckt man nicht, wenn sie nicht wahr sind,“ entgegnete Juliana.

„In unsere Gegend kommt er nit,“ sagte die Maria, „schlechte Leute halten sich da herum nit auf.“

„Du glaubst, daß ich mich vor dem Mörder fürchte?“ sprach Juliana. „Eher vor dem Gemordeten. Dem von mir Gemordeten!“

Sie war aufgestanden und schritt schnell gegen den Abhang hin.

Die Maria eilte ihr nach, faßte sie an der Hand und sagte scharf: „Komm, jetzt gehen wir heim.“

Aus der Tiefe unten in den Schutthalden hörte man das Riefeln der Steine, welche die nun fliehenden Gemstuden losgetreten hatten.

„Weißt Du noch, was ich vorhin gesagt habe?“ fragte Juliana ihre Freundin. „Die unschuldigen Thiere habe ich in Schutz genommen. Und tödte unschuldige Menschen. Du hast mir mit Recht Vorwürfe gemacht darüber, daß ich einen Schuldigen hinrichten ließ! Und jetzt . . .“

Die Maria schwieg. Sie zermarterte ihr Gehirn, um ein tröstendes Wort zu finden, und fand keines. Noch einmal ließ sie es über die Zeitungsschreiber losgehen, die lauter Fabelhäuse und Lügner wären, und sei es doch vor Kurzem erst zu lesen gewesen, die Fürstin wäre unpaß und gedente in ein Seebad zu reisen, während sie in Wahrheit frisch und munter in den Wäldern des Scharnthales umhersteigt. Wäre an der Sache etwas wegen des Büchsenspanners, so würde ihr schon längst von Amtswegen eine Nachricht zugekommen sein.

„Ich danke Dir, meine Liebe, für Deine Absicht, mich zu beruhigen,“ sagte Juliana. „Du siehst, ich bin auch schon ganz ruhig und wir wollen nicht mehr davon sprechen.“

Sie rüsteten sich zum Abstiege. Die Sonne hatte sich hinter Wolken versteckt. Es strich nun ein scharfer Wind. Mühjelig war die Wanderung über das quellende Gestein hin, und als sie auf den Boden der Almen kamen, zitterten unseren Bergsteigerinnen die Knie. Am Hochbrunnen rasteten sie; Juliana trank an der Quelle und die Maria suchte sie daran zu hindern, so in der Hitze und Aufregung eiskaltes Wasser zu trinken.

„Paß' mich, laß' mich!“ wehrte Juliana ab. Das war ihr einziges Wort auf dem ganzen Abstieg. Als sie durch den Wald hinabgingen, wurde es fast dunkel und in den Wollen wiederhallte dumpf ein ferner Donner Schlag. Im Walde rührte sich kein Ast und kein Wipfel, und als sie auf der grünen Matte dem Forsthaufe zuschritten, hub es sachte an zu regnen.

Juliana dankte ihrer Freundin für die Begleitung auf den Berg und entlohnte den Erhard. Dann bat sie, man möge heute mit dem Nachmahle nicht auf sie warten, sie sei müde. Und ging in ihre Stube.

\* \* \*

Von diesem Tage der Bergbesteigung an war Juliana eine andere. Sie war wortkarg und saß gerne allein oben am Waldrande. Sie schickte einen Boten um Roß und Wagen und fuhr hinaus in das Timmerthal, nach Edenstein, wo sie mancherlei Erkundigungen einzog. Nach wenigen Tagen kehrte sie zurück, war wieder aufgeweckter, ja manchmal von einer großen aufgeregten Lustigkeit. Eines Tages theilte sie den Förstersleuten mit, daß nun die Sommerruhe in dem Bergwinkel bald ein Ende nehmen werde. Sie wolle fort.

„Wieder in die Residenzstadt?“ fragte der Peter.

„In die entgegengesetzte Richtung,“ antwortete Juliana.

„Und Ihr solltet mich eigentlich begleiten.“

„Ja, wo willst denn hin?“ fragte die Maria.

„Weiter,“ sagte Juliana.

„Haben wir Dir was nit recht gemacht bei uns?“

„Du erinnerst Dich, Maria,“ fuhr Juliana fort, „vom Wolfgangberg aus haben wir ein großes blaues Meer gesehen.“

„Das ist aber kein Meer!“ versicherte die Maria.

„Nein, es ist kein Meer,“ sagte Juliana, „es ist der Schatt. Es ist die große menschenleere Wildniß mit Sümpfen



und Ungründen und mit vielen alten Bäumen. Ich habe mich schon nach Allem erkundigt."

"Es ist eine verrufene Gegend," erzählte der Peter. „Aus den Sümpfen steigen Fieberdünste auf, die vor etlichen Jahren das Nervenfieber sogar bis ins Scharuthal herübergetragen haben. Führen auch keine Wege durch den Schatt, er ist so viel entlegen und bislang den Leuten unbekannt gewesen."

"Ich weiß es," sagte Juliana. „In Edenstein ist ein alter Jäger, der hat mir Vieles gesagt. Leute, die manchmal den Schatt durchstreifen, erzählen von der großen Wildheit und von dem merkwürdigen Thier- und Pflanzenleben, das darin waltet."

"Ja," sagte der Peter. „Es soll noch Wölfe und Bären geben im Schatt."

"Die Jäger erzählen so reizend," fuhr Juliana fort, „und die Abneigung der Leute vor dieser Gegend ist so groß, daß ich neugierig geworden bin. Es ist anderswo auch nichts zu machen, ich will einmal etwas Absonderliches sehen und habe den Entschluß gefaßt, den Schatt zu durchwandern."

Die Maria stellte sich mit gefalteten Händen vor die Freundin hin und sagte: „Ich bitt' Dich, thu' das nit!"

"Du wirst freilich nicht mitgehen wollen," versetzte Juliana, „Du hast Mann und Kind."

"Und Du? Wer bist denn Du?"

"Um mich ist keine Sorge. Wir werden die Fieberdünste des Schatt nichts anhaben. Ich komme aus der Stadt und

bin abgehärtet. Sei versichert, liebe Maria, mir geschieht nichts. Ich nehme ein paar verlässliche Leute mit, auch ein gutes Ross, auf dem ich reiten will."

"Aber mein Gott, Juliana, was suchst Du denn in der Wildnuß?"

"Ich kann Dir nicht sagen, gutes Weib, wie mir ist!" sprach Juliana. "Mich drängt es fort. Mich zieht es in Himmelsstriche, wo es anders ist, als da ich bisher gewesen bin. Ich weiß auch nicht, wie es sein soll, nur anders, anders! Ich dürfte nach wilder Natur."

"Es kann schlechte Leut geben im großen Wald!"

"Naturmenschen, die kein Gesetz übertreten können, weil sie kein's haben. Wenn sie tödten, so tödten sie aus Selbst-erhaltungstrieb oder aus Leidenschaft, aber nicht grundsätzlich. Maria, sie tödten nicht grundsätzlich! Sie tödten keinen braven Mann, der sein Leben lang der treue Diener seines Herrn gewesen, sie sprechen keinen armen Kranken schuldig, um ihn umbringen zu können. In die Wildnuß will ich!"

Als Juliana diese letzten Worte wie einen wilden Quell hervorgestoßen hatte, trat die Maria ganz nahe an sie, faßte ihre Hand und sagte voller Innigkeit: "Jetzt sehe ich's wohl, liebste, allerliebste Juliana, Du bist krank. Du hast Dir den Irrthum so viel zu Herzen genommen. Hast denn Du Dich geirrt? Das Gericht hat ihn verurtheilt. Das Gericht ist für sich selber, kein Mensch darf ihm dreinreden und was es anspricht, das müssen alle Andern halten, so hat's Gott angeordnet. Was willst denn Du fürs Gericht verantwortlich

sein? Mir hat's ja gewiß auch nit gefallen, daß es so hat sein müssen, aber ich hab wohl gesehen, daß Du nit anders hast handeln können. Es ist ein viel größeres Unglück, was Dich selber jetzt peinigt, und Du doch auch unschuldig bist. Und wenn Du schon an den Hago Stolland denkst: für Den ist es ja viel besser, daß er unschuldig ist, als wenn's anders wär. Rußt Dich nit so kränken, meine Juliana!"

So sprach die Maria; da fiel ihr die Freundin um den Hals und schluchzte: „Dich muß Gott sehr lieb haben, daß Du so denken kannst und Anderen so gute Worte sagen. — Nein, meine Theuerste, das, was ich thun will, ist wohl etwas Anderes als ein Schritt der Verzweiflung. Ich weiß Dir aber nicht zu sagen, was es ist, vielleicht ein Trieb nach Leben und Gesundheit. Muß viel zu lange in der großen Stadt geessen sein, die ich nicht gewohnt war. Sie hat mir schlecht bekommen, ich fühle es an den Nerven. Ich will mich zerstreuen, körperlich anstrengen; das Ungemach fürchte ich nicht, es wird mir wohlbekommen. Ich will den Lebensbaum von einer neuen Seite kennen lernen, nicht immer von der gehobelten, auch einmal von der ungehlachten, wo noch die rauhen Rinden und grünen Äste sind. Es bleibt dabei, ich will den Schatt durchwandern.“

„Dann nimm ein Gefolge mit,“ rieth die Maria. „Deine Person gehört nit Dir allein, sie wird gefordert werden, und sie kann von uns gefordert werden, wo Du Dich aufgehalten hast. Du hast ja Leut genug; es werden wohl auch solche sein, die Dir den Weg anschlagen durch den großen Wald,

die Dich vor wilden Thieren schützen, die Dir die Lebensmittel mitführen und die Dir ein Dach aufrichten, wenn Du rasten willst."

"Das wäre freilich ein bequemes Reisen durch die Wildniß," sagte Juliana. "Aber wo liegt denn der Reiz der Ursprünglichkeit, der wilden und echten Natur, die ich suche? Ich werde mich nicht leichtsinnig in Gefahren begeben, das verspreche ich Dir. Zwei Jäger sollen mich begleiten, ein Knappe soll mir das Pferd führen, der brave Erhard soll mir Lebensmittel nachtragen und zwei andere Männer mögen sein, die mir ein Zelt nachschleppen, damit Du ganz beruhigt bist. Ich fürchte ja doch, daß der große Wald eher ein Ende haben wird, als die Leute meinen und als mir lieb ist. Der Gedanke, daß es noch unermessliche Wälder giebt, ist zu herrlich!"

"So behalt ihn," rief die Maria, "und geh nit aus, daß Du sein End suchest. Denk Dir ihn so weit Du willst, aber bleib bei uns."

"Paß' das sein, Maria, und gieb mir Deinen Segen."

"Wenn Du also wirklich gehst," sagte die Maria, "so ist es gut. Ich geh mit Dir. Wenn Deine Natur die Wildniß nicht fürchtet, die meine fürchtet sie auch nit."

"So wandern wir mitammen," rief Juliana, und da war es abgemacht.

Es stand nun vier Tage an. Da ging vom Forsthaufe aus ein seltsamer Zug hinein entlang der kleinen Echorn. Juliana von Edenstein ritt auf einem kleinen braunen Pferde,

daß ein Knecht des Dorfwirthes von Friedau am Baume hielt. Ein Jäger mit Gewehr und Hirschfänger, aber ohne Hund, ein Holzhauer mit Beil und Hacken, der schwerhörige Erhard mit einem großen Korbe auf dem Rücken, ein Kohlenbrenner mit einem zweiten Korbe und die Maria mit einem kräftigen Stocke — Alle in leidlichem Podengewande, das war der Zug.

Anfangs war es angesetzt, daß auch der Förster mitgehen sollte, aber da die Maria von der Freundin nicht weichen und da die Freundin das kluge thatkräftige Weib nicht missen wollte, so mußte der Peter zurückbleiben, um das Haus zu hüten und da zu sein, falls Nachschub benötigt werden oder anderlei zu besorgen sein sollte. Der Peter war im Schatt ja so freud wie sein Weib, der Wald gehörte nicht mehr zu seinen Revieren, so mußte er schweren Herzens die Führung solchen Männern überlassen, die mit der unwirthlichen Gegend etwas vertrauter waren.

Bis auf den Spulhsattel hatte er sich dem Zuge angeschlossen. Dort blieb er stehen.

„Auf den Franzl gib Acht daheim,“ schärfte die Förstersfrau dem Umkehrenden ein. „Um uns sollst Du keine Sorg haben.“

„Ich hab auch keine,“ versetzte der Peter. „Ihr kommt viel eher wieder zurück, als Ihr es vermeint.“

Die Maria schaute noch einmal in ihre Gegend um, über welche die kahle Kuppe des Wolfgangberges aufragte. Dann wendeten sie sich auf der anderen Seite thalwärts.

Der Weg war leidlich, allerdings weniger von Wagenrädern, als von Wildwasser ausgehöhlt. Er war so steil, daß Juliana vom Pferde stieg und Hand in Hand mit der Maria vorsichtig hinab schritt. Wer in dieser Gestalt die Fürstin vermuthet hätte! Sie sah in ihrem langen braunen Rodemantel, der am Halse geschlossen war, und mit dem federn Filzhütchen, eher aus wie ein zwanzigjähriges Herrenjünglein, das vorwiegend den Bauer spielt und eine Vergewandlung macht, denn als eine Frau.

Sie kamen in eine Engschlucht, wo im Wege das Wasser rann. Hier setzten sich die beiden Frauen auf ihre Pferde. Es ging wieder aufwärts, es war aber kein rechter Wald, es war dichtes Gestrüpp aller Art, welches manchmal so sehr über den Hohlweg zusammenwucherte, daß es wie ein dunkelnder Stollen war, durch den sie zogen und in welchem die Pferde im Wasser dahinplätscherten. Auf einmal ging dieser Hohlweg schnurgerade einen Berg hinan und machte nunmehr gar kein Pehl daraus, daß er kein Weg, sondern nur ein Wassergraben war. Unsere Wanderer arbeiteten sich aus der Rinne und zwischen dem kriechenden Geschnge des Brombeer- und Himbeerlaubes hin, arbeiteten sich zwischen den großen Blättern der Gernien, der Ein- und Hundsbere durch. Hier war es das erste mal, daß der Holzhauer sein Beil ziehen und einen Steig schlagen mußte durch das Strauchwerk. Aus demselben stand hie und da ein verdorrter Fichtenbaum auf, der seine braunen, nadellosen Äste gegen Himmel streckte, gleichsam um Rache schreiend gegen das üppige Ge-

züchte der Erken, Weiden, Rüster, Sauerborne, Kreuzborne, wilden Hollar- und Hagesträucher, die ihm hier die Nahrung unter den Füßen weggezogen, bis er hatte zugrunde gehen müssen.

Nach einiger Zeit kamen sie auf eine hochgelegene Haide, die weithin braun war vor Erlenkraut und nur stellenweise einen graubemoosten Stein hervorschauen ließ aus ihrer sandigen Erde. Hier war es leicht, vorwärts zu kommen und unter den behendigen Füßen wuselten Eidechsen und graue Schlänglein dahin. Weil die Sonne hier so freundlich auf den Grund schien und weil in einer Schründung ein Wasserlein rann, so hielten unsere Reisenden Rast und stärkten sich durch Speise und Trank und durch muntere Rede. Jeder fand in solchen Gegenden etwas für sich, besonders wer ein Freund von Beeren und Pilzen war. Unbefriedigt schien der Jäger, weil das laute Gebaren der Leute seinen „Anblick“ möglich machte. Juliana und Maria sammelten Blumen, Farnekräuter und andere Gewächse, um sie später wieder wegzurufen.

Es kamen Höhenrücken und Thalmulden, Wald und Strupp, Stein und Ager, und als sie schon glaubten, recht tief in der Wildniß zu sein, weil die Gräser auf den Wurzeln faulten und die niedergebroschenen Stämme morschend auf dem Boden lagen, waren sie plötzlich vor einer gezimmerten Hütte. Sie stand am Rand einer kleinen Blöße und hatte über sich die knorrigen, halbdürren Aeste einiger alten Tannen. An ihrem Dache fehlten viele Bretter, an ihrem Eingange lag

die Thür auf dem Boden niedergebroschen, in ihrem Inneren wuchs auf loserer schwarzer Erde ein üppiger Wald von Farnen und Brenneffeln. Das war ein alter, überflüssig gewordener Unterstandsstall für Kinder, die nun freilich nicht mehr in die Gegend kamen, seit der Waldschatten kein gutes Gras aufkommen ließ. Dieser Bau wurde nun zur anbrechenden Nacht als Schuttdach für die Frauen und Pferde hergerichtet. Die Männer gingen nicht unter das Dach, sondern breiteten ihre Wettermäntel draußen unter den Tannen aus; darauf schmauchten sie ihre Pfeifen und schliefen dann ein.

Mitten in der Nacht war es, daß der Holzhaner sich halb aufrichtete und horchte. Nicht auf die Baumäste horchte er, die zuweilen frazten, als drehe sie Jemand um; auch nicht auf den Habicht, der in einem der Wipfel horstete und manchmal mit den Flügeln schlug; er horchte auf das Gebell eines Hundes, das er in der stillen Nacht aus der Ferne vernahm. „Es müssen doch Menschen in der Näh sein,“ sagte er halblaut, „Hunde allein bleiben nit.“

„Hunde allein bleiben wohl, wenn es wilde sind,“ versetzte jetzt der Jäger, der auch nicht schlief. „Was Du hörst, Bruder, das sind Wölfe.“

Die Morgenröthe brachte einen Lusthauch mit, der den im Freien Ruhenden durch Mark und Bein ging. Sie standen auf. Auch Juliana schaute schon aus dem Fensterlein, um zu sehen, wie die schwarzen Wipfel des Getannes ins Gold des Morgenrothes hineinstanden. Dort und da piepste ein Singvöglein, war aber unvorsichtig, denn da oben krächzte ein



Häher und dort drüben pfiß ein Geier. Nach dem Frühbrote machten sich unsere Wanderer wieder auf den Weg, die Richtung hin, in welcher die Sonne aufstieg.

Das war die Kloverhülle gewesen; der Holzhaner hatte sie noch zu benennen gewußt. Die Anderen gestanden, so weit wären sie bisher noch nicht in den Wald gekommen. Nun begann ein Dickicht von Nadelholz, zu dessen Fuß es trotz des Sonnentages über den Wipfeln ganz dunkel war. Das Dickicht wurde umgangen; ein weites Bittermoor, theils mit Gersten bestanden, mußte ebenfalls umgangen werden, denn als die Vorausschreitenden ihren Fuß darauf gesetzt hatten, hob der Grasgrund an zu wogen und zu wallen wie eine Haut, unter welcher Luft oder Wasser eingeschlossen ist. Jetzt war Hochwald. Zwei Männer versuchten es, einen der Stämme zu umfassen, es ging nicht; als noch der Dritte seine Arme daran ausstreckte, langten sie zur Noth zusammen. Noch in dem massigen Astgeschlinge sprangen Eichhörnchen und traten manch dürres Zweiglein los, daß es herabtänzelte. Der Boden war kahl, nur von dünnen Nadeln übersät; knorriges Wurzelgestächte überall. Durch das Gestrüch her starrte eine tiefe Nacht.

„Dahier hebt der Schatt an,“ sagte der Holzknecht.

„Er hebt erst an!“ seufzte die Maria bei sich.

Juliana machte ein vergnügtes Gesicht und drängte zum Weitermarsch. Es ging leidlich, doch stellte es sich immer mehr heraus, daß das Reitpferd überflüssig und eine Last war. Die Aeste hingen zu tief herab und Juliana war nicht

gesonnen, das Schicksal Absalom's zu theilen. Rasch entschlossen, wie sie stets war, schickte sie den Knappen mit dem Pferde zurück. Der Kohlenbrenner hatte sich schon früher unpaß gemeldet; da die Dinge, die er zu tragen hatte, auf die übrigen Personen vertheilt wurden, so nahm er die Gelegenheit wahr und bat, mit dem Pferdeführer umkehren zu dürfen. Vergnügt eilte er der Gegend des Wolfsgangberges zu, da war auch seine Unpäßlichkeit behoben.

Nun waren der Wanderer noch fünf. Von Weg und Steg nirgends eine Spur, nur Pfadstriche von Hirschen und anderem Wilde. Der Jäger hatte einen Compaß bei sich und sie hielten genau die der Nadel entgegengesetzte Richtung ein. Sagte der Erhard einmal: „Diese Nadel ist der Gescheiteste von uns. Wir sind Starrköpfe, und Die dort —“ er deutete auf Juliana, „die Kleine ist der Größte!“

„Wohin sie nur will, möcht' ich wissen!“ sagte der Holznacht.

„Das weiß Gott,“ antwortete der Jäger.

„Ich kann mir's denken, was dahintersteckt,“ hierauf wieder der Holzhauer. „Es werden Kriegszeiten kommen und da verstecken sich die Herrschaften gern in die Wildnuß. Und wir sollen jetzt einen Winkel suchen, wo der Feind nit hin kann.“

„Meinst?“ sagte der Jäger.

„Bruder, wenn's uns am End nur nit so geht, wie dem treuen Bartel.“

„Wer ist denn der?“

„Ja, der ist dem König Karl sein Knapp gewesen," erzählte der Holzhauer. „Und wie der Eysel ins Land kommen, hat der Bartel den König müssen in die Wildnuß führen, hat den König in eine Höhlen versteckt, wo er sicher sollt sein vor dem Eysel. Jetzt, wie der König Karl sicher ist und kein Mensch auf der Welt die Höhlen weiß, als wie nur der einzige Bartel, da hat der König Karl das Schwert herausgezogen und den Bartel geköpft, daß er nichts sollt verrathen können. Jetzt weißt es."

„Du, das ist eine saubere Geschichte," sagte der Jäger.

„Und uns wird's auch so gehen," versicherte der Holzhauer. „Wenn die zwei Thaler Taglohn nit wären, ich wollt' mich bedanken für so ein Unzigeunern in der Wildnuß."

„Was nützen Dir denn die zwei Thaler, wenn Du umbracht wirst!"

„Wie so?"

„Hast doch just gesagt, daß es uns so geht wie dem Bartel!"

„Wie dem Bartel?" fragte der Holzhauer verblüfft, „wie ist's denn dem ergangen?"

„O Kreuz Gottes, Bruder, Dein Gedächtnuß! Der König Karl hat ihn geköpft!"

„Hörst, Bruder," sagte der Holzhauer, „Du weißt saubere Geschichten."

„Du hast das Geköpftwerden nit zu fürchten," spottete der Jäger.

„Wie so, Jäger?"

„Du weißt nichts, also kannst auch nichts verrathen.“

Während solch traulichen Gesprächs trabten sie wohlgemuth voran.

Auf dem Boden wimmelten braune Ameisen, die nach Käsern jagten; in den Wurzelhöhlen war der Warden, der nach Ameisen lechzte. Weiter hinten lauerte der Fuchs auf den Warden. Nicht minder kriegerisch war das Leben in den Höhen. Hier schoß der Reiher auf ein Finklein nieder, dort hielten Sperber einen Zweikampf, daß die graugestricelten Federn flogen. Einmal beobachtete man, wie mehrere Sperber ein Eichhörnchen anfielen. Das hüpfte von Ast zu Ast, die Raubvögel setzten ihm nach; voller Todesangst schlüpfte es in eine dicht verästelte Baumkrone, die Vögel konnten nicht durch, vertheilten sich aber, um zu allen Seiten Wache zu halten. Das Eichhörnchen kam aus seinem Versteck nicht hervor; da lockten die Reiher: „Rir, lir, lirl, gi, gi, gi!“ Es half nichts, der Flüchtling zog den Schweif ein und hub in Todesangst an zu pfeifen. Plötzlich flogen die Vögel ab. Erst nach längerer Zeit wagte das Eichhörnchen sich aus seinem Verstecke hervor und sprang an den Ästen hin. Zu demselben Augenblicke schwirrten die Sperber herbei, stürzten sich auf ihr Opfer und zerhackten es.

Derlei Dinge und Vorgänge hatte Juliana unterwegs oft zu beobachten Gelegenheit. Da klang ihr wohl mandmal das alte Lied an, daß der Kampf zwischen lebenden Wesen in der Wildniß noch rücksichtsloser und furchtbarer sei, als der in der gesitteten Welt. Und doch waren ihr diese wilden

Feindseligkeiten, Schanheiten und blutigen Kämpfe weniger anwidernd, als jene unter den Menschen, welche heuchlerisch sich Kinder Gottes nennen, aber ihre Bildung, Erfahrung, Wissenschaft und Genialität nur als Waffe gebrauchen, um den Mitmenschen zu schädigen. — Vorwärts in die Wildniß!

Weit um war kein Berg mehr. Zu dem hügeligen, von Schründen und Schluchten durchzogenen Bereiche war das Vorwärtstommen schwierig; ohne Magnetnadel wäre die Richtung nicht einzuhalten gewesen.

Einmal stand der Jäger wie angewurzelt still und behauptete, der Compaß müsse fehlerhaft geworden sein, denn er zeige plötzlich gegen die Mittagsseite. Indeß war es nur in seinem Kopfe fehlerhaft geworden, so daß der Holzhauer boshaft bemerkte: „Mir kommt für, Jäger, auch Dir thät' der König Karl nix thun. —“ Die Sonne ließ sich selten sehen; ward durch das Gewirfel einmal eine Lücke frei in den Himmel, so stand sie gerade dort nicht, oder es waren Wolken. Der Boden lag oft mit Gefällholz verrammelt, dazu eine feuchte, nach Moder riechende Luft. Den Männern war unbehaglich.

Um solche Zeit sahen unsere Waldwanderer zwischen den Gestämme ein zweibeiniges Wesen huschen. Der Holzhuecht rieth auf einen großen Affen, der Jäger stellte bald fest, daß es ein halb erwachsener Junge war und machte Jagd auf ihn. Der Knabe lief was er laufen konnte vor den „Männern“, purzelte mehrmals über und über, raffte sich wieder auf und plöglych, als ihm die Männer schon ganz in der Nähe ge-

weisen, war er verschwunden. Sie hätten einen Wegweiser bedurft. Der Holzlnecht bekreuzte sich insgeheim, denn er dachte an ein Gespenst. Da fand man den Knaben versteckt in einem hohlen Ahornbaum. Er sah übrigens ganz aus wie andere Knaben, doch hatte er anstatt der Jacke eine Art von Ledersack an, ferner eine zerschlundene Federhose, die ihm bis zu den Knien ging. Die Unterschenkel waren nackt, die Schuhe waren aus Baumrinden zusammengeheftet, mit dem Glatten nach innen und den Schuppen nach außen. Ueber Kopf, Stirn und Ohren hatte er eine Wollhaube herabgezogen. Die etwas blöden Augen gewannen in der Angst einen zuckenden Glanz. An der rechten Lendenseite hatte er ein fast dolsch-ähnliches rostiges Messer stecken.

Dieser Knabe nun stürzte vor den Männern, die ihn aus dem hohlen Baum gezogen hatten, auf die Knie, faltete die klöbigen Hände und flehte in fast unverständlichen Worten um sein Leben. Juliana ließ ihm Brot und Wein geben, darauf wurde er zutraulicher. Der Jäger hub nun mit ihm ein Gespräch an, und das Gespräch entfaltete sich wie folgt:

„Woher kommst Du denn?“ fragte der Jäger. Der Knabe schaute drein und antwortete nicht.

„Wie heißt Du?“

„Tadel,“ war die Antwort.

„Wohin gehst Du denn?“

Der Knabe starrte den Frager an.

„Bei wem bist Du daheim?“

Der Knabe schüttelte das Haupt.

„Hast Du Dich verlaufen?“

„Fort,“ antwortete der Knabe.

„Wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

Der Jäger deutete nach rechts: „Wißt Du nach dieser Seite?“

„Ja,“ sagte der Knabe.

Der Jäger deutete nach links: „Oder nach dieser?“

„Ja,“ sagte der Knabe.

„Oder wißt Du geradeaus?“

Der Knabe machte große Augen und sagte: „Ja!“

„Wißt Du in das Scharuthal hinüber?“

Der Knabe starrte sprachlos drein.

„Suchst Du ein Haus, wo Leute sind?“

Der Knabe nickte mit dem Haupt.

„Wie heißt das Haus, wohin Du willst?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ehau, Du bist ein braver Junge. Sage mir einmal, wie Dein Vater heißt.“

„Nein,“ sagte der Knabe.

„Hast Du noch einen Vater?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wozu brauchst Du Dein großes Messer?“

„Ich brauch' es!“ sagte der Knabe und faßte es am Griff, als wollte er sich damit vertheidigen.

„Wozu brauchst Du es?“

„Für den Wolf und für die Räuber!“

„Wo schläfst Du denn, wenn es Nacht wird?“

Der Knabe schaute drein.

„Schläfst Du immer in einem Hause?“

„Ja,“ sagte der Knabe.

„Sind in demselben Hause auch andere Leute?“ fragte der Jäger.

„Ja,“ sagte der Knabe.

„Ist auch ein Feld dabei?“

„Nein.“

„Sind Kühe, Ziegen, Schafe?“

Der Knabe nickte.

„Sind viele Bäume um das Haus?“

„Ja,“ sagte der Knabe.

„Willst Du uns zum Hause hinführen?“ fragte nun die Maria.

Die neue Fragestellerin machte ihn neuerdings verwirrt. —

„Weißt Du das Haus wohl zu finden?“ fragte wieder der Jäger.

„Nein,“ sagte der Knabe.

„Wenn ich Dir —“ der Jäger zog eine kleine Münze aus dem Sack — „wenn ich Dir diesen Ducaten schenke, willst Du uns dann zu Deinem Hause hinführen?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte der Knabe.

„Du kannst mit uns gehen,“ sprach der Jäger.

Da machte der Junge einen Satz, lief davon und verschwand bald im tiefen Gethanne.



Nun trat Juliana von Edenstein vor den Jäger und fragte ihn: „Wer hat Euch befohlen, diesen Knaben zu ver- hören?“

Jetzt schaute der Jäger so einfältig drein wie vorhin der Knabe.

„Daß er uns etwa hätte weisen können,“ antwortete er endlich. „Denn wir wissen die Richtung nicht.“

„Was kümmern Euch Häuser! Ich will den Schatz durchwandern.“

„Gnädigste Frau,“ sprach der Jäger ehrerbietig. „wenn wir so fortwandern, so gehen wir ins Verderben. Wir gerathen in die Fiebernebel hinein. Leute, die da hineingegangen, sind nicht mehr zurückgekehrt.“

„Wenn Ihr für Euer Leben fürchtet, so kehret um.“

Die Männer schauten sich gegenseitig an, dann sagte der Jäger: „Und die gnädige Frau geht mit uns zurück.“

„Ich gehe weiter,“ sprach Juliana mit Entschiedenheit.

„Es ist völlig eine Frevelhaftigkeit,“ redete jetzt der Holzknecht drein. „Vernünftige Leut' gehen da nit.“

„Und seige auch nicht!“ rief Juliana. „Alsogleich kehret um! Ich will es. Gieb Deine Tasche her, Erhard, ich will sie selbst tragen. Kehret um! Ich befehle es! Du nimm das Weis, Maria! Komm!“

Sie langte nach den Dingen, faßte die Freundin am Arm und zog sie rasch mit sich fort. Sie eilten zwischen den knorrigen Stämmen hin und waren bald verschwunden im Waldesdunkel.

Die Männer schauten sich sprachlos an, nur der schwerhörige Erhard that den Mund auf und fragte: „Was ist denn das?“

„Verabschiedet haben sie uns!“ schrie ihm der Holzluecht ins Ohr.

„Bin ich denn taub, daß Du so schreist!“ beehrte der Erhard auf, „sag Du mir's, Jäger, was haben denn die Frauen, daß sie so davourennen?“

„Wir können heimgenhen,“ sagte der Holzluecht.

„Deine ungeschickte Red'!“ verwies der Jäger den Holzluecht, „das hast Du jetzt davon.“

„Das Beil hat sie mir nur so aus der Hand gerissen,“ sagte der Holzluecht. „Ungeschickte Red'! — Darfst Du einen Prinzen bei den Haaren anpacken? Gewiß nit. Ich auch nit. Thät ungeschickt sein. Fällt der Prinz aber ins Wasser und will ertrinken, da darfst ihn schon bei den Haaren anpacken. Wird nit ungeschickt sein.“

„Das gehört nit her da,“ verjehte der Jäger.

„Das gehört schon her da,“ sagte der Holzluecht. „Die zwei Frauenspersonen wollen auch untergehen und ich hab' sie halt packen wollen. Nur wortmäßig, daß sie sich hüten; höflicher laun Dich Einer doch nit beim Schopf nehmen. Ich glaub, Bruder, wir müssen sie viel lecker angehen, sonst rennen sie heilig in ihr Verderben. Die wissen noch immer nit, was ein wilder Wald ist.“

„Wir müssen ihnen nach!“ Dieser Entschluß war bald gefaßt und sie eilten weiter.

Sie stiegen in eine Thalmung hinab, sahen aber nicht zwanzig Schritte von sich. Ein junger Lärchenwald kam; von außen zart und grün, im Innern voll spröden, krazenden Astwerks.

„Hier können sie nit durch sein,“ sagte der Jäger.

Der Erhard glaubte im Genadel des Nodens Fußspuren zu sehen und meinte, man werde die Flüchtlinge bald einholen, hier seien sie ins Netz gegangen und würden noch recht schön bitten, daß man sie daraus erlöse. Endlich war auch das Dickicht durchbrochen; sie kamen in Moorgründe und zu einem schwarzen Tümpel, der zwischen halb abgestorbenen Sträuchern und Strüppen leblos dalag. An den Ufern standen die Gewächse des Schierlings, der Einbeere; große Kattichblätter hatten sich hingelegt auf die Fläche des Wassers, anderes Geßtlinge hatte sich darauf breitgewoben wie ein Teppich, und dazwischen standen auf dem Wasser die kupferbraunen, stellenweise in Perlmutterglanz schimmernden Schichten des Erdsäls und phosphorescirender Häutnißstoffe. Dort und da sprang eine Kröte, oder ein anderes Thierchen in den Tümpel, des Weiteren alles still und öde.

„Das ist schon so ein Fiebersumpf,“ bemerkte der Holzhauer und hielt sich Mund und Nase zu.

„Daß sie hier nicht sind, wundert mich,“ meinte der Jäger. „Hier wäre es doch langweilig genug.“

„Venteln, es wird regensünster!“ sagte der Erhard.

Sie kamen nun aber nicht mehr weit. Sie kamen in Sumpf und Sumpf. Kleppiges Gernengewächse, mannshohes

Jarrenkraut mußten niedergetreuen werden und bildeten auf dem Boden liegend Brücken, daß die Männer nicht versanken im Morast. Der Jäger, welcher sich zu weit vorgewagt, sauf bis an die Fenden ein und mußte über seine Achseln Kröten hüpfen, um sein Haupt libellen und Hornisse schwirren lassen. Mit Mühe nur befreiten ihn die Genossen, gleichzeitig gewannen sie die Ueberzeugung, daß die Frauen in dieser Richtung hin nicht durchgedrungen sein konnten.

Auf hohen Baumwipfeln begann es lebendig zu werden, einzelne Windstöße fuhren in die Gründe und peitschten die Jarrenkräuter mit ihren eigenen Ruthen. Die drei Männer begannen nun angstvoll hin und her zu fahren. Der Jäger feuerte Schüsse ab und blieb dann unaufhörlich in eine Weisingspfeife, die er bei sich trug. Der schrille Ton drang durch die Wildniß, rief aber kein Lebenszeichen der Frauen wach.

„Sie haben sich verirrt und wir haben uns verirrt,“ sagte der Holznecht verzagt, „und wenn sie hin sind, so werden wir alle Drei aufgehen.“

„Dein Pfeifel pfeift auch nit mehr gut,“ sagte der Erhard, da er den Jäger hincinflasen sah und doch nicht viel hörte.

„Nach's Blant zu und die Ohren auf!“ rief der Jäger unwirsch und hordte immer wieder auf ein Gegenzeichen. In den Bäumen schwirrte der Wind.

„Das ist jetzt eine verdammte Geschichte.“

„Wir werden gehen!“ wiederholte der Holznecht in singendem Tone.

„Sie hat es selbst gewollt,“ sagte der Jäger, „aber wir hätten klüger sein müssen!“

„Ich wollte, sie sind umgekehrt und gehen heim,“ meinte der Erhard.

„Wir müssen jetzt auf uns selber schauen,“ sagte der Jäger, an Nacht und Wettersturm denkend.

„Wenn wir sie nimmer finden,“ versetzte der Holzsucht, „so bin ich mit der Karr und geh ins Scharuthal zurück. Ich verbleib in der Wildbahn und unterhalt' mich mit Wildern und Rauben, wer mir unterkommt. Heulen laß ich mich mit, ehvor ich was hab angestellt.“

Vom Himmel jauchte die, sie liefen unter eine Kieftanne, und weil der Grund derselben bald unter Wasser stand, so kletterten sie den Stamm hinauf. Es war da oben aber keine vergnügliche Nacht. In dem dichten Heißiggesülze waren sie zwar vor dem Aerzsten zur Noth geschützt. Die Blitze leuchteten so ununterbrochen, daß der Holzsucht meinte, man könne dabei Karten spielen. Ja beneiden war der Erhard, er hörte weder das fast ununterbrochene Donnerbrüllen, noch das Schreul der Wölfe, er lauerte sich zwischen dem Geäste zusammen und schlief. Der Jäger blieb immer wieder in seine Pfeife und immer vergebens. Es meldete sich keine Edle von Edestein und keine Maria. Nach einem solch geßten Pisse war es, daß der Erhard schloßtrunken seinen Kopf aufhob und flüsterte: „Habt Ihr nichts gehört? Sie müssen in der Nähe sein. Ich habe ganz deutlich einen Piss vernommen.“

„O Bruderherz!“ sagte der Jäger, „Du könntest meiner wegen noch tauber und noch dümmer sein, wenn wir nur die Frauen hätten!“

Das Gewitter war endlich vorüber, von den Bäumen troffen Tropfen um Tropfen die ganze Nacht, und als der Morgen kam, machten sich die Männer auf neue Suche. Als zwischen den Bäumen die Sonne funkelte, schaute der Jäger auf seinen Compaß und dann auf die Sonne, dann wieder auf den Compaß, endlich auf seine Kameraden und sagte: „Ich weiß nicht, bin ich ein Narr oder hat sich die Welt verdreht.“

„Die Welt wird sich nit verdreht haben,“ entgegnete der Holsknecht.

„So hat die Nadel doch Recht!“ rief Jener. „Ich hätte meinen Kopf gewettet, die Sonne müßte da rechterhand aufgehen und jetzt geht sie linkerhand auf. Ich lenne mich nicht mehr aus.“ Doch war er von der Wichtigkeit der Nadel und der Sonne noch immer nicht ganz überzeugt. Er stieg auf einen hohen Baum, um Ausblick zu gewinnen. Untermwegs hinauf verirrte er sich. Der Baum zweigte sich auf halber Höhe in zwei Stämme, wovon der eine geknickt war; der Jäger kletterte an dem Stumpf empor und sah nichts, als daß der andere Stamm die Wipfel überragte. Also zurück und auf den anderen. Nun sich über den Wald erhoben, sah er in die Weite. In blauer Ferne stand der Wolfgangberg und auch dessen Richtung stimmte mit der Nadel und der Sonne. Der Jäger war geschlagen von Compaß, Sonne und Wolfgangberg und fügte sich nun der Weltordnung.

Der Erhard wußte nicht recht, warum der Genosse auf den hohen Baum gestiegen war und richtete die Frage hinaus, ob Jener die Frauen irgendwo sehe?

„Ja freilich sieht er sie,“ rief ihm der boshafte Holzschnitt ins Ohr, „sie sitzen auf dem Gipfel eines alten Farnbaumes und schaukeln sich.“

So ergingen sich die drei Männer in Kummerneiß und Schattlosigkeit. Dann aßen sie vom Brote, das sie noch hatten, aßen sich mit der Hoffnung, daß die Vermissten doch ihren Weg nach dem Scharnthal genommen und gefunden haben würden, und traten hernach die Wanderung an, zurück gegen den Wolfigangberg.

\* \* \*

Nun soll beschrieben werden, wie es in der Wildniß den Frauen ergangen ist, nachdem sie sich von ihren Begleitern getrennt hatten.

Die Maria war ihrer Freundin anfangs halb widerstrebend, halb willenlos gefolgt. Als sie nach längerem Hineilen über Stock und Stein an eine Stelle kamen, wo zwischen den Urwaldbäumen ein Stück Himmel hercinschaute, blieb die Maria stehen und sagte: „Jetzt laß' mich einmal ausschmausen. Es ist wie die wilde Jagd.“

Juliana stand auch still, sie hatte ein sehr geröthetes Gesicht bekommen.

„Das wären saubere Gejellen,“ sagte sie, „wenn wir uns diesen anvertraut hätten!“

„Sie sind doch ganz brav und willig gewesen,“ entgegnete die Maria.

„Und haben die Richtung verloren. Führer, die der Magnetnadel nicht glauben, kann ich nicht brauchen. Besser gar nichts. Wir werden den Weg allein finden.“

„Welchen Weg?“ fragte die Maria und setzte ernsthaft bei: „Juliana, Du weißt so wenig wie ich, wohin wir wollen.“

„Wir wollen durch den Schatt,“ sagte Juliana.

„Es ist unbesonnen,“ entgegnete die Försteröfran. „Wenn wir auch Wegweiser mit brauchen, die selber keinen Weg wissen, aber Pfadanschlager und Träger brauchen wir. Und ein Schußgewehr brauchen wir. Du hast Dich überreißt, Juliana, und ich den, wir lernen um.“

Juliana schritt langsam vorwärts. „Es mag sein,“ sagte sie hernach, „daß ich zu heftig war. Im Zorn kann ich mich nicht meistern, das ist mein Fehler. Ich kann keinen Widerspruch ertragen — der Fehler meines Standes. Umkehren wir nicht. Unter Beeren und Pilzen werden wir nicht verhungern und gegen Thiere haben wir Stock und Peit bei uns.“

„Und gegen Menschen? Ich fürchte mehr die Menschen als die Thiere.“

„Gibt es ihrer hier? In den zwei Tagen ist uns Niemand als ein blöder Junge begegnet. Und kommt ein Pechschaber, ein Kräutersammler, ein Wildschütze — was weiter? Nur Städtern möchte ich im Walde nicht begegnen.“



„Sie sind überall gleich,“ sagte die Maria. „Nur daß sie in der Stadt abgerichtet, im Walde wild sind.“

„Ich muß Dir gestehen, Maria,“ sprach Juliana mit großer Lebhaftigkeit, „daß mir dieser Wald noch viel zu wenig Wildniß ist. Ich will tiefer hinein. Mir ist manchmal zu-  
müthe, als müßte ich von meiner Seele den Weltstaub im Dornesträuch und wilden Thau abshencern lassen. Schon wochenlang im Walde und noch nichts abgeschüttelt von dem Kluchagen, das in mir ist. Es heßt mich etwas, ich weiß nicht, was es ist. Manchmal dürste ich nach Sturm und Wieg, nach Naturwildheit, nach großer Wildheit, und überall ist's so glatt. Laß' mich weiter, Maria, ich will tiefer in die Wildniß. So laß' mich doch und bleibe auch Du zurück, wenn Du willst,“ rief Juliana.

Sie eilte vorwärts, die Maria folgte ihr mit Vollkommenheit, und als sie die Freundin eingeholt, weil diese auf einem gestürzten Baumstrunk rasten mußte, legte sie die Hand auf Julianens Arm und sagte: „Juliana, Du bist krank. In Dein Herz ist ein Unfrieden gekommen und den wirst Du betäuben. Du bist wohl groß und stark zum verwundern, aber Du bist doch ein Weib. Es ist hart und ich bin ganz verzagt. Stehst schon wieder auf und willst weiter. — Verlassen werd ich Dich nit,“ sagte die Maria mit großer Sanftmuth. „Willst mich auch fortjagen, verlassen werd ich Dich nit. Wöcht wohl auch daheim sein bei meinen Leuten. Allein geh ich nit. — Und auf Dich, Herzogin, warten auch Leute! Mußt uns wieder gesund sein und helfen und bauen; mußt

stärker sein, als wie andere Leute, aufs Volk mußt denken, nit auf Dich selber.“

„Aufs Volk, und immer wieder aufs Volk! Geseht ist's leicht. Nicht auf sich selber denken, o Gott, wie kann man das?“ So Juliana.

„Freilich kann man's nit, und ich weiß nimmer, was ich red. — Hörst Du? Ein Pfiff! Das ist unser Jäger! Komme, wir wollen bald wieder bei ihnen sein.“

Sie gingen weiter, manchmal über glatten Boden, manchmal den Pfad mühsam brechend durch Dickicht und Krautwerk. Nun standen sie an Felsen, an welchen braune Katteru huringelten. Sie schwenkten um, wanderten eine Weile und hatten plötzlich vor sich ein seltsames Bild: das Todengerippe des Waldes.

Sie standen auf einer felsigen Höhung und hatten Ausblick. Es war Waldland so weit das Auge reichte, und an einer Seite des Gesichtskreises stand in finsternem Grau, mit weißen flockigen Räubern umfraust, ein Gewölke. Im weiten Thalleffel lag ein gebrochener Wald. Ein Sturm mußte in diese Mulde gefahren und das Urgestämme geknickt haben. Nun lagen und hingen und lehnten die Stämme da und waren sahl und sahl. Sie waren mitsammt den Wurzeln aus der Erde gerissen worden, so daß die Wipfel in den Boden hineinmoderten, hingegen die hundert Klauen der verwachsenen Wurzelsäcke in die Höhe ragten. Oder die Bäume waren in halber Höhe abgerissen worden, so daß die Strünke in scharfen Splintern gegen Himmel standen, der gebrochene Stamm auf

der Erde lag oder noch mit einer Sehne am Strunke hing — wie der Todesengel die Fadel knickt. Oder es waren die stürzenden Wipfel hängen geblieben, und auf diese waren wieder andere Wipfel, Stämme, Strünke gefallen und ebenfalls hängen geblieben, so daß stellenweise ein starres Gebrüde hing zwischen Himmel und Erde. Auch die auf dem Boden liegenden und theils schon in das Erdreich hineingewachsenen Stämme reckten ihre Knie empor und ihr ruppiges, nadelloses Gefälle. Und dieses gebrochene Holz war weiß wie getrocknete Knochen; die Rinden hatten sich losgelöst und hingen stellenweise in zerrissenen Fetzen nieder. Aus morschenden Stämmen, sie mochten nun auf der Erde liegen oder in den Rüsten hängen, sproßten frische Triebe und manchmal sogar junge Bäumchen; aber im alten Splint waren die argen Zeichen des Baummwurms eingegraben und überall rieselten die emsigen Käferchen und ließen kein Leben mehr aufkommen in dem Gerippe des Waldes. Manchmal aber stand doch ein starrer Stamm aufrecht aus dem ungeheuren Wirrjal empor mit halb abgestorbenem, halb buschiggrünendem Gewipfel. Und darüber schwebten mit ruhig ausgebreiteten Flügeln die Habichte, zogen weite Kreise in der Luft und schossen dann plötzlich nieder in das Holz, um ein Hirslein oder eine Wildtaube zu ermorden.

Dieses wüste Gefälle zog sich weit nach allen Seiten hin, und davor standen nun die beiden Frauen und spähten und überlegten, wie da durchzukommen sei. Die Maria gab wohl zu bedenken, daß man in diesem Gefälle nicht auf die drei

Männer stoßen würde. Es war auch der Pfiff des Jägers nicht mehr zu hören.

Sie nahmen aus dem kleinen Vorrath, den sie bei sich hatten, einen Jurbiß und stiegen dann sachte hinab in den Thalleffel. Juliana begann den Versuch, den todten Wald zu durchbrechen. Sie stiegen über gefallenenes Stammwerk hin, sie krochen unter gefallenem Stammwerk durch. Wandmal war es, daß sie solche in Kreuz und Krumm liegende Bäume als Stege nutzen mußten, um über den Wust des Unkrautes, dürren Gezweiges und Wurzelgeflechtes, das überall loder gerissen war, hinwegzukommen. Kleine Strecken lang ging es bequemer, da lagen nur Steine und die braunen Wurzeln der Fichte bloßgelegt; einmal jedoch, als Juliana auf eine solche Wurzel trat, schnellte diese mit einem scharfen Pfiff empor. Die Maria führte mit ihrem Stod einen raschen Schlag nach dem Haupte der Kupfermutter, welche hierauf einige Augenblicke wie leblos auf dem Boden lag, um sich dann unter die Sträucher des Seidelbastes und des Gifflattichs hineinzuschlängeln. Nun getrauten sich mehrere Waldreisenden kaum mehr auf eine Baumwurzel zu treten, wie sie in schlangenartigen Windungen überall umherlagen.

Ein anderesmal lag vor ihnen das Gerippe eines vierfüßigen Thieres, von dessen Fleischresten sie Geier und Raben verschreckt hatten. Dann hörten sie in aller Nähe das Wellen von Wölfen und sahen sogar einen solchen zwischen den Stämmen stehen und mit funkelnden Augen auf die zwei Menschen hersehnen. Als wieder die Versammlung des

Gefälles kam, und zwar immer noch wüster und undurchdringlicher, da schlugen sie eine andere Richtung ein. Sie wollten nach ihrer Anhöhe zurück, kamen aber nicht hin, sondern geriethen in hügelige Steinhalden. Dieselben mit zitternden Gliedern überkletternd, ging es sachte durch dunkeln Hochwald abwärts. Sie kamen zu einem Wasser, welches sich zwischen bemoosten Steinblöcken ein enges, tiefes und sehr wildes Bett gegraben hatte und über welchem manch quer hingeworfener Tannenstamm moderte. An diesem Wasser, welches in vielen kleinen Fällen niedergischtete, stiegen sie aufwärts, Juliana immer voraus, mit Hast oft auf allen Vieren kletternd. Der rufenden Maria gab sie keine Antwort mehr. Die Förstersfrau blieb stehen, jauchte vor Erschöpfung an einen Stein, faltete die Hände und stammelte das Wort: „O heiliger Gott! In diesem wilden Wald allein mit einer Zerrinnigen!“

---

Plötzlich blieb Juliana stehen; sie mußte sich an einen Baumast halten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren und in die Schlucht zu stürzen.

„Maria!“ sagte sie und schnupperte. „Riechst Du nichts? Ich rieche Brand.“

Da sahen sie auch, wie zwischen den Tannenzweigen Rauch stieg. Die Maria that heimlich ein Dankgebet. Dann arbeiteten sie sich über einen Hügel empor, umgingen Steinfelsen und Dickicht und standen am Rande des Waldes. Es war eine Lichtung mitten in der Wildniß.

Eine sanft aufsteigende Wiese, mit riesigen Ahornen bestanden, lag da; etwas weiter hin war frisch gerodete Blöße. Dazwischen war die Rinne des Wassers, das sie vorhin unten in der Schlucht so wild gesehen. Nahe am Wasser in der Mulde stand eine Hütte aus rauhen Stämmen gezimmert und mit Baumrinden gedeckt, umgeben war sie von einem eingepflanzten Gemüsegarten. Wildseihen und Ahorne, auch rother Holler und andere Laubbölzer, die dahinter standen, wiesen darauf hin, daß hier eine alte Menschenstätte sei. Etwa hundert Schritt weiter oben, auf ebenem, felsigem Plane, stand ein Blockhaus, welches neu und sehr fest gebant schien, mit starken Brettern gedeckt war und ein paar hell- Fenster hatte. Rings um dieses Haus waren frische Pflöcke in die Erde getrieben, die für eine Umfriedung bestimmt zu sein schienen. Ein staatlicher, neubehauener Brunnentrog, der sein Wasser nicht vom Bächlein her bekam, sondern vom Steinhübel als frische Quelle, that dar, daß es sich hier um eine neue Ansiedelung handle. Auf der Wiese weideten einige Ziegen, drüben auf der Rodung waren vier Menschen beschäftigt, das Feuer zu regeln, welches die Fläche bedeckte und seinen Rauch langsam in die Wipfel des nahen Waldes aufsteigen ließ. Die Frauen blieben unbemerkt am Waldrande stehen und schauten hin. Juliana meinte, da sei ein Waldbrand ausgebrochen; die Maria belehrte sie, daß solche Feuer mit Absicht gelegt zu werden pflegen, um die Ueberreste eines geschlagenen Waldes, als Heisig und Wurzelwerk, zu verbrennen und anwachsendes Unkraut zu vertilgen.

Die Körperliche Erschöpfung, die Nähe der Nacht und ein Gewitter, das immer höher in den Himmel heraufzog, waren die Ursachen, daß Juliana zögerte, diese Stelle, welche so unvermuthet die Wildniß unterbrach, zu fliehen. Doch traten sie nicht auf die Wiese und nicht auf die Rodung hinaus, sondern umgingen dieselbe in der dunklen Hüt des Waldes kreisartig, um den Arbeitern nahe zu kommen und zu erspähen, mit wem sie es hier zu thun hätten. Sie lugten zwischen Haselnußgesträuche hinaus auf die Pflanzung.

Die vier Personen arbeiteten mit Hauen und Krampen, um das brennende Reißig auseinanderzuziehen, daß sich das Feuer verbreite. Es war eine alte Frau, es waren zwei Greise und es war ein junger Mann. Der junge Mann richtete sich bisweilen aus der gebückten Stellung schräg auf und unterwies die Uebrigen. Er schien der Vorarbeiter, wenn nicht gar der Herr dieses Anwesens zu sein. Alle hatten Wollenkleider am Leibe, doch waren die des jungen Mannes von besonderem Schnitt. Er trug eine Blouse, die mit schwarzem Ledergürtel um den Leib zusammengebunden war, er trug ein weites leichtes Hemd, welches unter den Kniegelenken eng geschnitten war, und er trug hohe Stiefel mit fast zierlichen Abjaken, als wären sie für Sporen eingerichtet. um den Hals hatte er eine blaue Schleife, welche das weiße Hemd lose zusammenhielt. Das Haupt war unbedeckt. Die Haare waren dunkelbraun und kurz geschnitten, nur über die Stirn schlangen sich ein paar Locken leicht herab und flatterten jetzt ein wenig im Winde. Nacken und Gesicht

waren von der Sonne gebräunt. Das Gesicht mit der schönen, leicht gebogenen Nase und mit dem ungepflegten Schnurr- und Backenbärtchen hatte nichts Besonderes, doch wenn der Mann sich gegen seine Arbeitsgenossen wendete, war ein herrliches Auge zu sehen.

Als Juliana aus dem Waldversteck diesem Manne ein Weilschen zugehaut hatte, wie er die schwere Arbeit mit ebenmäßiger, ja anmuthiger Krafterkaltung verrichtete, flüsterte sie zu ihrer Freundin: „Das ist ein schöner Mensch!“

Nun wendete auch die Maria ihre Aufmerksamkeit dem schlanken Arbeiter zu; da stand sie plötzlich auf, rüttelte Julianen an der Achsel und sagte: „Gehen wir! Gehen wir!“

Juliana blickte sie mit Befremdung an und fragte, was sie wolle? Ob sie denn auf einmal nicht mehr müde sei? Ob sie an dieser anheimelnden Idylle nicht Gefallen finde? Ob sie sich an der Arbeit dieser Leute denn nicht ergöze? Ob sie nicht meine, daß dem Manne dort mit wahrem Vergnügen zuzusehen sei? Sie habe noch nie eine schwere Arbeit mit solcher Freiheit und Anmuth verrichten sehen, als hier.

„Ich bitte Dich, gehen wir, bevor er uns bemerkt!“ drängte die Maria.

„Und wenn er uns bemerkt! Fürchtest Du Dich denn auch vor diesem Menschen?“

„Ja,“ sagte die Förster'sfrau, „zwar nein, fürchten jetzt nicht mehr, aber gesehen werden will ich nicht von ihm. Ich kenne ihn und werde Dir sagen, wer das ist. Komm doch nur!“



Hastig huschten die Frauen waldeinwärts. Als sie sicher wieder in der Oedniß des Urwaldes waren und als die Maria endlich zu Worte kommen konnte, sagte sie: „Juliana! Ich hab Dir erzählt, daß einmal ein Festsung bei uns gewesen ist —“

„Zu dem Du verlobt wurdest —“

„Den ich verjagt hab. Juliana, der ist es. Der Mensch, der da draußen das Feuer schürt, der ist es!“

„So ist es gleich ein Bekannter, um so besser,“ lachte Juliana, „wir müssen uns ja doch für die Nacht um ein Obdach umsehen.“

„Wenn Du mir das antust — hier — bei diesem Menschen!“

„Es beginnt ja schon zu dunkeln.“

„Laß es dunkeln,“ sagte die Maria, „es wird wieder licht werden.“

„Hast Du den Schein gesehen?“

„Ein Blitz, nichts weiter.“

„Hörst Du es?“

„Donnern. Das hört man freilich.“

„Das Gewitter ist nicht mehr weit.“

„Juliana!“ sagte die Maria mit stotternder und doch hastiger Stimme, „daß Du jetzt auf einmal alle Gefahren wahrnimmst! Wir haben größere überstanden. Ich fürcht mich jetzt nit vor der Wildung.“

Juliana blickte der Freundin ins Gesicht und sagte: „Maria, was soll ich mir denken? Du hast ihn noch nicht überwunden?“

„Wenn Du das glaubst,“ antwortete die Hörsterfrau, „nachher ist es freilich schlimm. Wenn es so wär, vor Dir hätt ich kein Geheimniß.“

„Dann verstehe ich Dich nicht.“

„Was er sich denken müßt,“ fuhr die Maria fort, „was er sich denken müßt, daß dieselbige, die ihn wegen nichts — er weiß ja von nichts — aus dem Haus geschafft hat, bei ihm jetzt um Obdach wollt betteln! Er giebt's, das weiß ich, und laßt nichts merken. Aber ich müßt in den Boden versinken.“

„Ich will Dir über diese Bedenken hinweghelfen,“ sagte Juliana. „Denn ich bin eine abgefeimte Person, Du sollst es noch erfahren. Mache Dich nuseutlich.“

„Das ginge jaßt noch ab!“ entgegnete die Maria.

„Abenteurerinnen, wie wir nun einmal sind,“ sagte Juliana jetzt mit einer seltsamen Aufgeräumtheit, „dürfen vor nichts zurückschrecken. Ich glaube ja überhaupt laun, daß er Dich in Deinem gegenwärtigen Aufzuge wieder erkennen würde. Du siehst mir eher schon wie ein trostiger Hirtenknabe aus, denn die chr- und tugendsame Hörsterfrau aus dem Scharnthal.“

„Du hast gut spotten,“ sagte diese, „Dir wird es jetzt freilich Niemand ansehen, wer Du bist, muß ich mich ja selber mit Gewalt daran erinnern. Du hast es leicht, Dir laun dieser Mensch nit unangenehm sein. Und Du ihm nit.“

„Um was handelst es sich denn?“ sagte Juliana. „Um was denn, als um ein Obdach! Ich werde es mir auf redlichem

Wege verschaffen, und meine liebe Alte wird sich's ergaunern. Ein seltener Spaß! Für das Erste lege Dir eine Binde um eines Deiner Augen, mit dem anderen wirst Du sehen, daß er Dich nicht erkennt."

"Ich weiß nit, wie Du mir vorkommst!" versetzte die Maria, die im Grunde selber froh war, daß ihre Freundin anderer Stimmung geworden. Dann begann sie sich. Eigentlich war der Vorschlag so übel nicht. Und was blieb ihr Anderes übrig, als darauf einzugehen! Es war ja doch ein Glück, diese Zufluchtsstätte gefunden zu haben, wo sie rasten und die Nachkunft ihrer Begleiter abwarten konnten. — Die Maria nahm ein Tuch und verband sich das rechte Auge.

"Das wird wohl nit alles sein," sagte sie während dieser Arbeit, „wenn es ordentliche Leute sind, so werden sie uns fragen, wer wir sind und was wir suchen. Was wirst Du darauf sagen?"

"Eine Unwahrheit werde ich nicht sagen," versetzte Juliana. „Aber etwas Falschheit wird dabei sein. Ich werde sagen, daß wir aus dem Tinnerthale sind. Ich werde sagen, daß wir die Absicht hätten, den Schait zu durchwandern und die Schönheit der Wildniß zu sehen, daß wir uns zu diesem Zwecke mehreren Holzleuten angeschlossen hätten, mit denen wir zufällig wieder auseinandergekommen wären, die aber wohl noch nachkommen dürften; daß wir heute um Nachtherberge bäten und morgen Früh nach gütiger Weisung weiter gehen wollen."

Während solchen Gespräches waren sie wieder gegen die Pichtung gegangen. Als sie zwischen dem Gestämme das Grün

der Wiege und das Bretterdach des Hothauses schimmern sahen, stand Juliana still.

„Also voran!“ sagte die Maria.

Juliana stand wie in den Boden gewachsen fest und ihr Gesicht war blaß.

„Was ist Dir?“ fragte die Maria.

„Es ist kindisch,“ antwortete Juliana ein wenig unsicher, „jezt habe ich den Muth verloren.“

„Bovor fürchtest Du Dich?“ fragte nun die Maria.

„So viel ich mich auskenne, schlechte Leute sind es nicht.“

„Wir wollen doch lieber ein anderes Obdach suchen,“ meinte Juliana, damit wendete sie sich rasch um und eilte waldeinwärts. Sie begannen wie närrisch zu laufen, die Maria, um Julianen einzuholen, diese, um sich von Jener nicht erweichen zu lassen. Beide kamen sich wie verrückt vor. In den Bäumen rüttelte jezt der Wind. Sie kamen über eine Sandhalde, an deren Rand ein alter Ahornbaum stand. Diesen eilte Juliana zu, unter ihm sollten sie übernachten. Ein dumpfes Gedröhn in den niedersinkenden Wolken wurde durch das Rauschen des Windes überboten; über den Wald sausten Nebelregen hin und blieben in Trausen hängen an den Wipfeln. Einzelne Tropfen schlugen schwer in den Boden und auf die Kleider unserer Wanderer. Ein Habicht, wie vom Sturme aus den Höhen gestoßen, war zwischen den Bäumen niedergeflattert und kreiste nun in der kleinen Lichtung über der Sandhalde. Er schwirrte an den Köpfen der Frauen vorüber, daß der Wind seiner schmutzig-grauen Flügel an ihre Wangen

schlug; er schwang seine Kreise wieder höher in die Luft, stieg über die Wipfel empor, aber der Sturm stieß ihn immer wieder herab, bis er zwischen dem Gestämme hindurch gegen die Schlucht fuhr. Von einer starren Tanne, die hoch über andere Bäume hinaus stand, flog krachend ein Ast nieder und schlug so gewaltig in den Sand, daß diejer seine Körner weithin sprügte. Die Maria kauerte auf dem Erdboden, klammerte sich mit Händen und Füßen an ein Wurzelgeflecht, daß der Sturm sie nicht davonjegen konnte. Juliana stand ihm, rang mit ihm, ließ ihre Kleider, ihre Haare zerzausen; die Füße kräftig anstemmend, die Arme in scharfen Ellbogen an sich gezogen, den Kopf starr nach vorn gehalten, als wollte sie mit ihm durch eine Wand, so drang sie an, kam aber nicht weiter. In den tiefen Schatten, die über Allem lagen, suchten seltsam die phosphorisirenden Lichter, wenn sich bei den Tannen die nach unten silberweißen Zweige aufbogen, oder wenn die schimmernden Ahornblätter zitterten. Plötzlich schlug eine Vohe herein und ein Knall, daß den Frauen Hören und Sehen verging. Dann legte sich der Orkan und ein feiner Regen rieselte vom Himmel.

Nun konnte Juliana die Augen wieder aufmachen und den Ahornbaum suchen, der ihr in dem wilden Aufruhr abhanden gekommen war. Die Maria erhob sich, aber nicht, ohne einen Augenblick auf den Knien zu verweilen und dem Schöpfer zu danken, daß sie noch lebe. Ihr Kleid war schwer vor Sand. Sie ging jetzt langsam der Freundin nach und gewahrte es, daß sie das Tuch nicht mehr über dem Auge hatte, das

Bündel mit den Nahrungsresten nicht mehr an den Arm gebunden und das eiserne Beil nicht mehr in der Hand trug. Während sie nach diesen Dingen ausblickte, hörte sie von der Freundin halblaut ihren Namen aussprechen. Juliana stand etliche Schritte vor dem Ahorn, und als auch die Maria ankam, standen sie Beide dort und gingen nicht zu dem Baume.

Denn unter dem Ahornbaume, hart am Stamme, saß auf den Hinterfüßen und mit strammgestemmtten Vorderfüßen ein unheimlicher Geselle. Es war einer der größten seiner Art. Anfangs hatte Juliana nur die zwei grünen Lichter gesehen, bald auch den Kopf, in dem sie saßen und in dessen Schwanz lange scharfe Zähne blinkten. Erst allmählich tauchte aus der Dunkelheit die ganze Gestalt auf, und nun sahen sie, daß von dem alten Baume, den sie zu ihrer Nachtherberge wählten wollten, bereits der Wolf Besitz ergriffen hatte. Der saß ganz ruhig da, fünf oder sechs Schritte vor den Ankömmlingen, und wollte einmal abwarten, was diese beginnen würden. Mit hochgehobenem Kopfe funkelte er sie an; die Schwanz leicht geöffnet, mit der schmalen Zunge ein wenig lechzend. Einmal, als Juliana sich bewegte, stieß er ein kurzes Knurren aus und richtete seine Aufmerksamkeit scharf auf die Frauen; er schien gewillt, sie weder an den Baum kommen, noch sie von demselben wieder entfernen zu lassen.

„Maria,“ sagte Juliana leise, „jetzt haben wir ihn.“

Ebenso leise und ruhig versetzte die Maria: „Er hat uns.“

So standen sie da.

„Ich bitte Dich,“ flüsterte die Maria zur Genossin, „rühr Dich nit. Sei ganz ruhig. Drohe nit mit dem Stock und schrei nit. Ich thu's auch nit. Sobald wir uns bewegen, fährt er los.“

„Aber er rührt sich auch nicht,“ entgegnete Juliana.

„Das ist ja recht, so können wir noch eine Weile athmen.“

„Und wie lange sollen wir uns so gegenüberstehen?“

„So lang Gott will,“ antwortete die Maria.

Sie schwiegen und schauten auf das Thier.

„Das ist langweilig,“ sagte hernach Juliana.

„Wir können auch miteinander plaudern, daß die Zeit vergeht,“ schlug die Maria vor. „Aber allweil hübsch ruhig und nit schreien. Sobald er eine Erregung merkt, wird er hungerig. Die Jäger haben es oft erzählt.“

„Das wird eine reizende Nacht werden,“ sagte Juliana.

„Bist Du müde?“

„Nicht im geringsten.“

„Mir ist die Müdigkeit auch vergangen,“ versetzte die Maria.

Sie schwiegen wieder und der Wolf funkelte auf sie her. In dem schrecklichen Leuchten der Augen konnten sie seine Blutgier leicht erkennen. Auch die dämonische Lust sprühte aus ihnen hervor, welche die Bestie empfinden mochte, da sie nun zwei niedliche Menschenmäuselein ohne Wehr und Waffen vor sich sah und an deren Todesangst sich weiden konnte.

„Wir wollen keine Angst haben,“ sagte Juliana.

„Nein, wir wollen gar keine Angst haben,“ stimmte die Maria bei.

„Es ist ein schönes Thier,“ sagte Juliana.

„Ich habe draußen in Friedau einmal einen ausgestopften Wolf gesehen, der war noch schöner.“ So verjette darauf die Maria.

Sie schwiegen. Das Thier schaute unverwandt auf sie und lechzte. Vom abendlichen Himmel rieselte zart und fein der Regen.

„Ich glaube,“ sagte Juliana und ihre Stimme zitterte ein wenig, „wir werden dem Zustande doch ein Ende machen müssen.“

„Um Gotteswillen, bleib' ruhig!“ flehte die Maria in einem erheuchelten Tone der Gleichgiltigkeit, „Du laufst nit drei Schritt, so bist unter seinen Pfoten.“

„Das Laufen fällt mir auch gar nicht ein,“ verjette Juliana. „Ich will ihn nur reizen und während er auf mich losfährt, schlägst Du ihm das Beil in den Leib.“

„Das Beil hab ich nit mehr,“ antwortete Maria, „bei dem Laufen hab ich's verloren.“

„Macht nichts. So renne ich ihm den Stod in den Riachen,“ sagte Juliana.

„Ich bitte Dich bei der heiligen Jungfrau Maria, sei still!“ flehte die Förstersfrau. Ihr war, als müsse das Thier jedes Wort verstehen. Aufmerksam genug hörte es zu und suchte manchmal mit den spitzen Ohren.

„Genachtmahl scheint er noch nicht zu haben,“ sagte Juliana.



„Es ist ihm an uns gelegen,“ versetzte die Maria, „sonst wäre er schon fort. Unser Bauldern wird ihn nicht unterhalten, denk ich. Wenn sich so Einer einmal so lang bei Menschen aufhält, wird's ihm Ernst sein.“

Dann wieder ein Weilschen Stille, daß man das Tropfen von den Bäumen hören konnte.

„Mit diesem Fürstengeschlecht —“ murmelte endlich Juliana. — Da sie nicht weiter redete, so fragte die Maria, was sie meine?

„Mit diesem Fürstengeschlecht nimmt es ein merkwürdiges Ende,“ sagte Juliana wie im Traume vor sich hin.

Die Maria schwieg.

„Mein Hochmuth war grenzenlos,“ sprach Juliana stets mit leiser Stimme.

„Ich vertraue auf die Mutter Gottes,“ sagte die Maria.

„Eine große Herrscherin wollte ich sein,“ fuhr Juliana fort. „Mein Volk wollte ich erheben. Und bin ihm vorangegangen mit dem Beispiele, Unschuldige zu tödten.“

„Aber es muß ein Mirakel geschehen,“ sagte die Maria für sich, denn Leider Gedanken gingen nun gesonderte Wege.

„Und als es mich verdross, bin ich wie fahnenflüchtig davongelaufen.“

Die Maria that einen tiefen Athemzug.

Der Wolf schien sich höher emporrichten zu wollen und schlug nun ein paar mal seinen buschigen Schweif an den Baumstamm.

„Wie haltlos und schutzlos ist das Weib, wenn es allein steht auf der Welt!“ sprach Juliana.

„Mit so laut!“ flüsterte die Maria, denn sie vermeinte immer, durch schallende Ausrufe das Thier zu reizen.

„Haltlos und schutzlos! Und auf dem Fürstenthron — wie wüsteneinsam! In Uebermuth oder Verzweiflung — ich weiß es nicht — in diese Wildniß geraht, in diese furchtbare Wildniß!“

Der Wolf knurrte. Die Frauen schwiegen, standen bewegungslos da und zitterten. Es wurde immer dunkler.

Nach einer Weile sagte Juliana, ihre Hand auf die Brust gepreßt: „Noch kein Glück gesehen und schon sterben müssen!“

„Ist der Mensch glücklich, so stirbt er auch nit gern,“ sagte die Förstersfrau.

„Maria!“ stieß Juliana hervor mit einem schreienden Hauch.

Das Best knurrte.

„Er wird ungeduldig,“ sagte die Maria.

„Mir war nichts genug,“ sprach Juliana, „und jetzt — jetzt wollte ich alles lassen für mein armes, junges Leben.“

„Kannst Du gut laufen, Juliana?“ fragte sie die Maria.

„Was willst Du sagen?“

„Nach den Hütten kann es kaum eine halbe Stunde sein,“ sagte die Maria.

„Großen unbehendigen Bären könnte man vielleicht entkommen, mein Kind, aber Wölfe nicht,“ versetzte Juliana.

„Er wäre aufzuhalten,“ jagte die Förstersfrau, „Du mußt aber laufen oder auf einen Baum klettern.“

„Was soll das, Maria?“

„Eine Weile getraue ich mich, ihn zu beschästigen.“

„Was sind das für Gedanken!“

„Du dürftest aber nicht kindisch sein und Dich dreinmischen wollen,“ jagte die Maria. „Besser Eins, als Beide.“

„Niemals! Niemals!“ rief Juliana. „Ich verstehe Dich. Du willst mit dem wilden Thiere ringen und Dich als Beute geben, daß ich entkommen könnte.“

„Was wäre das auch,“ sagte die Maria ruhig.

„Niemals! Niemals!“ knirschte Juliana in leidenschaftlicher Erregung und ihre Finger krampften sich zur Faust, als müsse sie die Freundin züchtigen dafür, daß diese sie so tief beschämen wollte.

„Es hat schon Mancher für den Fürsten sein Leben gelassen,“ fuhr die Förstersfrau fort. „Ich gebe etwas, das ohnehin schon verspielt ist. — Ich beschwöre Dich, Juliana, sei ruhig. Du siehst, wie er sich bäumt. Und wir haben noch was miteinander zu reden. — Meine arme Seele befehl ich Jesum. Meinen Mann und mein Kind . . .“ Sie sprach nicht weiter.

Als Juliana also die ganze Größe dieses Weibes sah, regte sich in ihr der Stolz des fürstlichen Blutes, und zwar so heftig, daß sie darüber fast der Gefahr vergaß. Aber schon die nächste Empfindung war die der Demuth.

„Es geschieht nicht,“ sagte sie weich und innig und konnte ihre Gefühle nicht erschöpfen, „es geschieht nicht, Maria. Wie ich Dich jetzt sehe, das ist mehr, als ein Königreich. Mein Fürstenthum mitjaumt seiner Fürstin ist geringer als Du. O, wie schön wäre es auf der Welt, in welcher solche Menschen leben! — Anstatt mir zu zürnen, daß ich Dich von Deinen Angehörigen fortgelockt habe und in dieses Verderben geführt, anstatt mich zu verfluchen, weil ich Dein Unglück geworden, anstatt dessen willst Du Dich opfern, um mich zu retten. — Nein, nie, nie!“

„Fürstin,“ sagte die Maria, als ob sie die leidenschaftlichen Worte gar nicht gehört hätte, „meines Mannes und meines Kindes wirst Du gedenk sein.“

„Hüte Dich!“ rief Juliana, die Freundin am Arm fassend, zurückhaltend und sich selbst auf den Sprung stellend. „Was Du mir gerathen hast, thue es selbst. Rette Dich, Du eines Mannes Weib, Du eines Kindes Mutter. — Nicht laß machen, ich bin überflüssig auf der Welt!“

Und so wunderbar spielt manchmal der Menschen Geschick: In demselben Augenblicke als die beiden Frauen miteinander rangen um das Vorrecht, sich auf den lauernden Wolf zu stürzen in der Absicht, die Freundin zu retten — knallte ein Schuß. Im nächsten Dickicht war er abgefeuert worden; das Thier machte einen wüthenden Sprung nach vorwärts, stieß ein durchbringendes Geschos aus und stürzte zur Erde.

Während der Wolf sich noch röchelnd in seinem Blute wälzte, während das Funkeln seiner Augen verdämmerte,

starrten die beiden Frauen sich an, keine war mächtig, auch nur ein Wort zu sprechen. Endlich sank Juliana zu Boden. Die Maria that einen Hilferuf, denn sie glaubte, auch die Freundin sei vom Schusse getroffen worden. Sie labte mit nassem Gras ihre Stirn, sie rief sie mit den zärtlichsten Namen, allein Juliana gab keine Antwort und kein Lebenszeichen. Die Nacht war eingebrochen; die Maria konnte das Gesicht, das Auge der Freundin nicht mehr sehen. Wohl betastete sie ihr Haupt, ihre Brust, doch entdeckte sie keine Wunde, kein rieselndes Blut.

Nun stand sie auf und rief in den Wald hinaus: „Wer hat geschossen? Wer hat sie erschossen?“

Da trat ein Mann hervor — die Maria erkannte ihn alsbald wieder, es war der Förstjung. Das Gewehr in der Hand schritt er heran und sagte: „Ich habe nach den funkelnden Augen eines Wolfes geschossen. Wer ist denn da?“

„Wir!“ sagte die Maria. „Zwei Frauen sind durch den Wald gegangen und jetzt habt Ihr eine erschossen.“

„Wo ist sie?“

„Das Unglück ist über alle Massen groß!“ jammerte die Förstersfrau, in ihrem Schoß das Haupt der Fürstin haltend.

Der Mann neigte sich zu dieser und sagte dann: „Todt ist sie nicht. Sie athmet.“

Er richtete sie auf, kniend auf dem Boden hielt er ihren Oberkörper im Arm. Die Maria wollte allerhand beginnen, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. „Lasset sie.“

sagte der Mann, „das kommt von selbst. Jetzt wirkt noch der Schreck.“

Endlich bewegte Juliana ihre Hand, an welcher die Maria sie hielt, bewegte ihren Mund und fragte mit unsicherer Stimme, wo sie sei? Die Maria wollte ihr alles auf einmal mittheilen, daß sie im Walde sei, daß sie Beide lebten, daß aber der Wolf erschossen sei, daß sie in den Armen ihres Retters ruhe, daß alles sich zum Guten gewendet habe — allein der Mann gebot ihr Schweigen, bis die Thunmächtige vollends zu sich gekommen wäre.

„So will ich zu Euch sprechen,“ sagte die Maria, „will Euch bitten um Obdach für die nächste Nacht. Wir sind vom Timerthal herüber, haben uns verirrt und wollen morgen den Rückweg suchen.“

Der Mann antwortete auf all das nicht. Als Juliana wieder auf ihren Füßen stehen konnte, ließ er sie los. Sie schmiegte sich an die Freundin: „Oh, Du bist es! Du noch bei mir. Ich wußte es wohl. — Kalt ist es. Komm, Maria, wir wollen nach Hause . . . .“

Sie will nach Hause . . . .

So war es, daß nun der schöne ernsthafte Mann und Maria die Förstersfrau in der Dunkelheit durch den Wald schritten, und zwischen sich führten sie ein junges, zartes und vor Erregung und Frost zitterndes Weib. Keines sagte ein Wort. Langsam und vorsichtig leitete sie der Mann über Schutt und Sand. Vom Himmel rieselte still und beständig der Regen. Der Mann führte sie zwischen dem Gesträuche hindurch; von den

Nesten fielen weniger, aber größere Tropfen, als vom Himmel. Wo Steinflöße waren, da wich der Mann aus, wo Schründe und Gräben und Sümpfe waren, da wich er ihnen aus und geleitete die Frauen sicher bis an den Waldbraun, wo die Rodung und die Wiege und die Hütten waren. Wo früher im Gestrüpp das Feuer gewesen, da strich jetzt nur nebelweißer Rauch am Boden hin, weil er in der feuchten Luft nicht emporsteigen konnte.

Sie kamen zur unteren Hütte, die den Gemüsegarten und den Stall hatte. Sie hörten, wie in der Hütte, aus deren Fenster Lichtschein drang, von mehreren Stimmen ein Gebet gesprochen wurde, und sie hörten, wie im Stalle die Ziegen meckerten. An dieser Behausung gingen sie vorüber und stiegen langsam himan gegen das Blockhaus. Von dem Dache desselben tropfte gleichmäßig der Regen und daneben rieselte der Brunnen. Aus den Fenstern schimmerte kein Lichtschein und tönte kein Gebet. Der Mann führte die Frauen zur Wandbank, die unter dem Dache stand, daß sie sich darauf niederließen. Die Maria hatte auch ihren eigenen Mantel über die Freundin gehüllt und konnte, während der Mann die Thür aufgeschlossen hatte und ins Haus getreten war, nicht satt werden zu fragen, wie sie sich befinde. Julianen war traumhaft zumuthe und sie versicherte, daß ihr wohl sei.

Nach einem Weilchen kam der Mann wieder heraus und führte die Frauen zur Thür hinein. Sie traten durch ein Gelaß mit Feuerherd, auf welchem jetzt eine Flamme

knisterte. Sie kamen in eine größere, wohllich eingerichtete Stube und durch diese in ein kleines Zimmer mit Bett, Ofen und anderem Zugehör eines Schlafgemaches. Der Mann zündete hier eine Ampel an, wendete sich an die Frauen und sagte: ein besseres Obdach könne er nicht bieten, sie möchten mit diesem Hause fürlieb nehmen. Es würde ein Abendbrot gekocht werden, so einfach und so nahrhaft, wie es eben der große Wald hervorbringe, dann würde in der größeren Stube ein zweites Lager bereitet werden. Sei dieses geschehen, dann würde er ihnen das Haus, welches sonst von Niemandem bewohnt sei, übergeben, daß sie hinter ihm die Thür abschließen und in Frieden ruhen möchten. Sollten sie in der Nacht um das Haus herum etwa Thiere heulen hören, oder einen anderen Lärm der Wildniß vernehmen, so möchten sie darum außer Sorge sein, es sei eine Wacht vorhanden. Am nächsten Tage sollten sie rasten, so lange es in ihrem Belieben stehe, und sich nicht von dem hellen Tage beunruhigen lassen, der in solcher Jahreszeit zu früher Stunde durch die Fugen der Fensterbalken eindringe. Und wären sie frisch und munter und öffneten Fenster und Thür, dann würde er erscheinen und etwaige Wünsche zu erfüllen trachten, so gut es eben sein könne, ob sie nun weiterwandern oder länger in seinem Hause verweilen wollten.

So geschah es denn auch.

Er brachte eine warme Brühe mit Brot und Butter, er bereitete in der Vorstube aus loserem Dürstgras und weißer Leinwand die Bettstätte mit Ruhe und Geschicklichkeit,



er gab in wenigen Worten noch über mancherlei Beiseid und entfernte sich dann mit einem kurzen „Gute Nacht“. Die Maria verschloß hinter ihm die Thür.

Die Frauen sahen sich allein und kamen erst jetzt dazu, sich zu verwundern über das fast abenteuerliche Glück, welches ihnen geworden war. Sie sprachen über mancherlei, was sie hier umgab und in ihnen das Gefühl der Sicherheit wachrief. An der Wand hingen Werkzeuge, wie man sie zum Holzschlagen, zum Roden, zum Bauen bedarf. Unter Anderem war eine Waffe da, welche für einen Hirschjäger zu lang und für einen Degen zu wuchtig war. Ueber all das sprachen sie, doch über den Mann, der sie im Walde gerettet, aufgelesen und in dieses Haus geführt hatte, sprachen sie kein Wort. Die Maria war nach seinem Benehmen der Zuversicht, daß er sie nicht erkannt habe und nicht erkennen werde, und trotzdem hatte sie tüchtig zu thun, die große Unruhe zu verbergen, welche in ihrer Seele beklemmend und fieberhaft wogte.

„Zu welcher Stunde willst Du morgen davongehen?“ fragte sie die Freundin.

„Ich werde morgen gar nicht davongehen,“ antwortete Juliana. „Ich werde eine Weile hier bleiben und mich ausruhen. Es ist ja sehr schön in diesem Walde.“

Die Maria schwieg. In ihrem Haupte jagten sich hastige Gedanken.

Juliana hatte von dem Abendbrote nur wenig genossen, sie wählte sich die kleinere Stube und ging bald zu Bett.

Früher noch reichte sie der treuen Freundin die Hand zu einer ruhigen Nacht, aber sie vertraute ihr nicht, wie ihr uns Herz war. Ein seltsames Schauern ging durch ihren Leib und ein seltsames Glühen war in ihrem Blute. Es war eine Ahnung in ihr, als begünne in dem märchenhaften Pause ihres Lebens ein neues Geschick.

Draußen in der finsternen Waldnacht rieselte der Regen.

Am nächsten Morgen schimmerte der helle Tag durch die Spalten des Fensterbalkens herein, und wie mächtig ist ein einziger Lichtstrahl! Die Gegenstände hoben sich deutlich hervor aus der Dämmerung des Gemaches und Juliana kam nach den grauen, friedlosen Traumbildern allmählich zum Bewußtsein, wo sie sich befand. Die Maria mußte wohl noch schlafen und das war an der sonst stets wachjamen Frühaufsteherin fast zu verwundern. Sie mußte ermüdet gewesen sein, als sie gestern verrathen wollte. Juliana erhob sich und merkte jetzt erst, wie müde und zer schlagen ihre Glieder waren. Sie fühlte sich fast noch erschöpfter, als am Abende zuvor und dachte, daß unter solchen Umständen ein Weiterwandern bedenklich sei, falls sie sich doch entschließen müsse, schon an diesem Tage fortzuziehen. Einstweilen rief sie durch die Thür ihrer Freundin einen guten Morgen zu. Die Maria antwortete nicht. Juliana trat in die Stube hinaus und sah, daß die Genossin nicht mehr in ihrem Bette lag, sondern schon ins Freie gegangen war. Bei einem Fenster stand der Glasflügel und der äußere Balken halb offen, so daß die kühle Luft hereinströmte und das frische sonnige

Grün des Waldes hereinschimmerte in die Stube. Nun bemerkte Juliana, daß auf dem Fensterbrette ein graues Papierstreifchen lag und auf demselben — damit es der Wind nicht wegblase — ein Schlüssel. Das kam ihr schon ein wenig sonderbar vor. Den Schlüssel erkannte sie als zur Hausthür gehörig, die damit von außen abgeschlossen worden war. Auf dem Papier standen von Mariens Hand folgende Worte geschrieben:

„Meine liebe Juliana!

Ich muß eilends fort von diesem Haus, Du kannst Dir denken, warum. Es ist am besten für mich und für Dich. Ich such die Leute und sollt ich sie nit finden, so bin ich morgen mit Gottes Hilf daheim, daß ich Dir wen schicken kann. So kannst nimmer weiter und ich bin auch zu wenig. Wie ich fort bin, hast gut geschlafen und hab Dir ein Kreuz gemacht über's Gesicht. Ich laß Dich mit gutem Gewissen zurück in diesem Haus und so viel Vertran hab ich zu dem Menschen, daß ich weiß, es kann Dir nit Böses überfahren. Halt mir's um Gotteswillen nit für Uebel, daß ich fortgeh, es kann nit anders sein.

Maria.“

Juliana wußte nicht, wie ihr geschah. War sie verrathen?

Mußte es sein, daß die Maria fortging, um Leute zu holen? — Wie wogten Julianens Gedanken! Von Allem

bin ich losgetrennt, was mich bisher umgeben hat, in einem wilden Walde bin ich, in der Nacht eines fremden Mannes bin ich. — Das alles wollte ich nicht fürchten. Was ich aber fürchte — — mein rasend gewordenes Herz.

---

Dittles Vuch.

M a r t i n.

---





**I**n rieselnden Brunnen vor dem Mochhause, mitten in den Wildnissen des Schatt, saß Juliana von Edenstein.

Ueber den ruppigen Fichtenzwipfeln stieg die Morgensonne auf, sie stümmerte in dem Wasser, das in der Runse rann, sie funkelte in den Thautropfen, die auf den Gräsern zitterten, sie lag in grünen, blauen und rubinenrothen Sternstein auf allen Blättern, an denen Wassertropfen standen. Von den Bäumen tropfte es sachte nieder und die Luft war kühl und klar.

Juliana saß eng in ihren Mantel gehüllt da und wußte nicht, was jetzt werden sollte. Sie konnte keinen rechten Gedanken fassen, noch weniger zu einem Entschlusse kommen. Noch nie in ihrem Leben war sie sich so unschlüssig und ungeheißt vorgekommen, und gleichzeitig so hilflos und so ergeben, so bangend und so glücklich, als zu dieser Morgenstunde im Walde. Das Eine wußte sie, daß sie nicht sagen durfte, wer sie war. Hätte sie nur auch verhehlen können, daß sie ein Weib ist . . . .

Als sie denn so traumhaft hinausblifte über die Wiege, wo das Arbeiterweib von gestern mit hochaufgeschürztem Rock nasses Gras schnitt, sah sie von der Rodung her, wo gestern das Feuer gebrannt hatte, einen stattlichen Mann schreiten. Der war schon am Morgen in Hembärmelein, hatte das Hemd nur lose um die Achseln gehangen; sein weites Beinkleid stiel von den Knien abwärts in den hohen Stiefeln. Hinter sich schleppte er ein todt's Thier her. Als er auf der Höhe der Matte mit seiner ganzen strammen Schlantheit in den Himmel hineinstand, erschrak Juliana vor der Hünengestalt, die sich aber wieder dem gewöhnlichen Maße nahte, je näher er dem Blockhause kam. Sie erkannte ihren Gastherrsinn und das todt's Thier war ein Wolf, den er hinabzog gegen die untere Hütte.

Bald darauf stieg er zum Blockhause heran, lästete flüchtig den braunen Vodenhut und fragte leichthin, wie die Frauen geruht hätten?

Jetzt erst konnte sie sein Angesicht recht betrachten. Es war ein frisches, gebräuntes Bauerngesicht mit kastanienbraunem Haar, das gerade mitten über die Stirn herabhingelte. Die Gesichtsknochen waren kräftig herausgebildet und unter der ziemlich starken Nase kränzelte sich geschmeidig ein zarter Schnurrbart. Die Stirn war weiß und glatt und schier vieredig, unter derselben ziemlich tief lagen ein paar blaugraue, ernststruhige Augen, in welchen Juliana lautere Treuerzigkeit las. Die Wangniß, welche in dem Weibe gewesen, als er so herangestritten, war plötzlich ganz vergangen, sie antwortete daher auf seine Frage umfänglich, daß die Maist eine gute



gewesen sei, daß sie bitten müsse um ferneres Obdach, weil sie noch erschöpft wäre von der Wanderung und dem gestrigen Schreck. — Bei sich war sie noch nicht klar gewesen darüber, ob sie bleiben wollte oder nicht, aber die Zunge hatte es kurz gemacht. Dann setzte sie hinzu, daß ihre Freundin schon am frühen Morgen aufgebrochen sei, um aus dem Zimmerthale Leute zu holen.

„Wozu Leute aus dem Zimmerthale?“ fragte er mit seiner ziemlich tiefen, weichtönenden Stimme. „Ich habe deren auch im Schatt, die Euch begleiten können, wenn Ihr weiter wollet.“

„Ich bin aber noch müde,“ sagte Juliana.

„So ruht und erholt Euch, bis die Försterin zurück kommt.“

Juliana stugte. „Ihr kennt sie?“ war ihre Frage.

„Sie ist die Frau des Försters Baumgartner aus dem Scharnthale,“ antwortete der Mann.

Der Fürstin stieg das Blut in die Wangen. Wenn er die Förstersfrau kennt, warum sollte er nicht auch sie durchschauen? Konnte er nicht gehört haben, daß die Fürstin eine Weile im Forsthanse gewohnt? Konnte er nicht den naheliegenden Schluß ziehen? Von den Dummen ist er keiner und in diesem Walde scheint er nicht geboren worden zu sein. — Wenn sie jedoch die Unbefangenheit beobachtete, in der er zu ihr sprach, und in welcher thatächlich ein bißchen bäuerliche Einfalt zu liegen schien, so glaubte sie sicher sein zu dürfen, daß er keine Ahnung hatte davon, wer sein Gast war.

Nun ging der Mann in das Haus, schritt dann bedächtig hinab zur Hütte und kam mit einem Brette zurück, auf welchem ein Töpfchen Milch, ein Lattichblatt mit Butter, ein Stück Brot und ein Rindensörbchen mit frischen Erdbeeren war. Und blankes Geschütz dabei.

„Weil keine Hausfrau da ist,“ sagte er, „so müsset Ihr mit meiner Aufwartung zufrieden sein.“

Was Juliana sonst nicht gewohnt war, sie wog seine Worte, als suchte sie in denselben mehr, denn was sie scheinbar sagten. Die Betonung war ihr merkwürdig. Hatte er nicht das Wort „meiner“ weniger und das Wort „Ihr“ mehr betont, als es im Sinne der Sache gewesen wäre? Dieser Mensch spricht doch so wenig und giebt ihr so viel zu denken.

Nun bereitete er ihr auf dem Holzblock einen Tisch und ermunterte sie mit einer Geste, zuzugreifen.

Ob er nicht auch theilnehme?

Er habe sein Morgenbrot schon verzehrt.

Da sie Milch getrunken und Brot gegessen hatte, er bei ihr saß, ihr schweigend zuschaute, als freue er sich an ihrem Behagen, stellte sie an ihn die Frage, wie es denn komme, daß hier mitten in dem großen Walde die Ansiedlung sei?

„Weil ich hier rode,“ antwortete er, „und weil ich hier ein Haus gründen will.“

„Seid Ihr vom Walde?“ fragte sie.

„Nein,“ antwortete er.

„Und wie es wollet Ihr Euch nicht in einer fruchtbaren Gegend das Haus gründen?“

„Weil die fruchtbaren Gegenden schon besetzt sind.“

„Und warum habt Ihr Euch gerade diese Wildniß gewählt?“

„Ich liebe die Wildniß.“

„In so jungen Jahren sich vergraben unter Wald?“

„Ich werde mich nicht vergraben,“ sagte er, „ich werde den Wald aufräumen.“

Sie schwieg und sah Erdbereuen. Bald legte sie aber den Kessel weg und fuhr fort zu sprechen: „Ich verstehe Euch. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich es auch so machen. Es steht dem Manne besser an, die Welt urbar zu machen, als sie zu verwüsten.“

Der Gastherr warf einen kurzen, scharfen Blick auf sie. Da sie nichts mehr genoß, hob er das Brett und trug es in das Haus. Sie blickte ihm nach, sein ganzes Wesen war schlicht und natürlich, und doch war es nicht die plumpe Natürlichkeit des Waldmenschen, sondern fast die des gesellschaftlich Gebildeten. Das weckte immer lebhafter ihre Neugierde und als er wieder zur Thür heraustrat, fragte sie ohne Umschweife, ob er von Haus aus ein Bauer sei?

— Sie ist gekommen, um mich auszuforschen, dachte er. Sie soll nichts erfahren, und doch werde ich Wahrheit sagen.

„Mein Großvater war Bauer gewesen,“ sagte er, „mein Vater war es nicht.“

„Und ihr?“

„Ich habe mancherlei erfahren und gelernt, was nicht des Bauers ist.“

„Vielleicht wartet Ihr bei den Soldaten?“ fragte Juliana.

„Hörster wollte ich werden,“ lachte er ab. „Hat mich aber nicht befriedigt; der Stand ist nicht so schön, als er im Buche steht. So erwarb ich mir mit einem kleinen Vermögen ein Stück in diesem Walde, welcher bisher fast herrenlos gewesen ist. Dem Lande gehört er; man baut Städte, wer kümmert sich um entlegene Wälder. Die alte Hütte dort unten fand ich vor, die mag einmal ein Einsiedler oder dergleichen gebaut haben, sie war unbewohnt.“

„Und was wollt Ihr denn weiter, wenn Ihr gerodet habt?“

„Schaffen.“

„Ich möchte auch wissen, wie mein Gastherr mit Namen heißt.“

„Martin,“ antwortete er. „Und was da steht und was ich noch bauen werde, das wird Martinshaus heißen.“

„Darf ich Euch bei Eurem Namen nennen?“ fragte sie.

„Thut es nur, er ist dajähr da.“

„Martin, ich danke Euch,“ sagte Juliana aufstehend und ihm die Hand reichend.

Seine schwielige Hand hatte kaum einen Gegendruck, und doch wurde ihr ganz warm bei der Berührung. Blöde war sie nicht und so bemerkte sie nun: „Ich müßte mich eigentlich vor Euch fürchten.“

„Es steht Euch frei,“ antwortete er.

„Aber ich fürchte mich nicht,“ sagte sie.

Seine Diene wurde plötzlich erst und so blidte er sie an, daf sie ihr Auge niederschlagen mufte.

„Ich vertraue Euch,“ fuhr sie leise, fast demüthig fort. „Ich bleibe in Eurem Schuy, so lange, bis ich weiter kann.“

„Ihr seht, wie wenig ich zu bieten vermag,“ sagte er. „Wenn es Euch genügt! Nur die Langweile ist zu fürchten.“

„Ich bin ja bei Euch,“ entgegnete sie und erschraf über ihr eigenes Wort.

„Bei mir!“ sagte er und hob die Augenbrauen. „Frauen zu ergözen habe ich nicht gelernt. Und mir bei der Arbeit zuzusehen, das wird Euch wohl verdrießen.“

Jetzt zitterten Julianens Mundwinkel. Es war, als hätte sie etwas sagen wollen und das Wort gewaltsam zurückgedrängt. Sie war zufrieden, daß er sie nicht fragte, wer sie sei, und es war ihr doch nicht recht, daß er es unterließ. Sie hat ihn gefragt. Ist es ihm denn so ganz gleichgiltig, wen er beherbergt und was es mit der jungen Frau für ein Bewandniß habe, die so abenteuerlich in sein Hans gekommen ist und so vertrauend auf seine Ritterlichkeit baut? — Aber er fragte nicht.

An demselben Vormittage ging Martin über die Rodung in den Wald hinauf. Er hatte die Art und ein Schußgewehr bei sich. Juliana begleitete ihn. Da war ihr sonderbar zumuthe, als sollte es nicht sein, was sie that, und sie ging doch mit ihm. Sie kamen am Wasserfall vorüber, wo das Bächlein über einen Felsen sprang; Juliana hörte das Klischen

nicht. Sie gingen einem Steinwall entlang, sie kamen an einen Holzschlag, wo die zwei alten Männer arbeiteten, die gestern unten auf der Hodbung gewesen waren. Juliana wollte mit ihrem Begleiter plaudern, theils um aus ihm Klug zu werden, theils um ihre Beslemmung zu bannen; aber er war wortfarg. Sie ging hinter ihm her; es kam ihr ungeschickt, lächerlich vor, aber sie ging hinter ihm her. Als sie an die Stelle gekommen waren, wo Martin das Gewehr an den Stamm lehnte und mit der Axt die gefällten Bäume zu entasten begann, setzte sie sich auf einen Baumstoc und schaute ihm zu. Eine Stunde oder länger schaute sie ihm unverwandt zu, als ob sie das merkwürdige Kunststück, wie ein Mensch Holz spalte, in ihrem Leben noch nie gesehen hätte. Da trat er einmal an sie heran und sagte: „Anders kann ich Euch die Zeit nun nicht vertreiben. Es ist Werktag.“

„Ich bin schon zufrieden,“ entgegnete Juliana.

„Solltet Ihr zum Hause hinabgehen wollen, so könnt Ihr das Gewehr mit Euch nehmen. Versteht Ihr damit umzugehen?“

„Ist die Gegend unsicher?“

„Ich glaube zwar gestern das letzte Raubthier erlegt zu haben,“ sagte er, „allein die Waffe ist im Schatt unter allen Umständen ein guter Kamerad.“

Sie blieb auf dem Baumstoc sitzen und schaute ihm bei seiner Arbeit zu. Sie sah in der regelmäßigen Bewegung die Kraft und Schönheit seiner Glieder. Manchmal leuchtete es warm in ihrem Auge, manchmal rötheten sich ihre Wangen,

denn die Feueröfenuug ihres Herzens wußte ſie nicht mehr zu dämpfen.

Um die Mittagszeit führte Martin ſeinen weiblichen Gaſt zum Blockhauſe und bereitete ein Mahl aus Wildpret, Sauertreſſe, Brod und Erdbeeren. Das ſetzte er der fremden Jean vor und machte eine ſtumme Verbeugung. Er aß daſſelbe, aber nicht mit ihr, ſondern abſeits; ſein Blick war wachſam, ob ſie etwas wünſche. Dann ſprach er manchmal ein heiteres Wort, das ihr wie Sonnenſtrahl ins Gemüth ging.

„Martin,“ ſagte ſie plötzlich, „wenn Ihr in den Wald geht, ſo werde ich Euch wieder begleiten.“

„Ihr werdet im Hauſe bleiben und ruhen, damit Eure Leute, wenn ſie kommen, Euch finden.“ Alſo antwortete er und das war ſo gemessen geſprochen, daß Juliana keine Einwendung wagte.

Martin rief in die Hütte den Namen „Angla“ hinab, worauf das alte Weib erſchien. Dieſem gab er Aufträge, dann ging er davon, ohne Julianen zu grüßen. Sie blieb in ihrer Stube, warf ſich aufs Bett und begann heftig und leidenschaftlich zu ſchluchzen. „Verworfen! Verworfen!“ ſtöhnte ſie, „verworfen von einem Bauern!“

Später, als ſie ruhiger geworden und an die Stelle des Fühlens einigermaßen wieder das Denken getreten war, beſann ſie ſich auf ihre Lage und auf ſich ſelbſt. Da kam es plötzlich über ſie, als müſſe ſie davon, als dürfe ſie keinen Augenblick länger weilen in der Nähe dieſes Menſchen. Ein unheimlicher Mann! Die Maria war rechtzeitig geſtohen, ſo wollte auch

sie fort aus der Wildniß, in welche sie sich so muthwillig gestürzt hatte, wollte durch alle Gefahren laufen, um nur dieser einen, der größten zu entfliehen. — Aber als sie aufstand, zitterten ihr die Füße so sehr, daß sie wie ohnmächtig auf das Lager zurückfiel.

Als es Abend ward, kam er nicht, wohl aber das Weib, welches am Morgen Straß geschnitten hatte, und brachte Milch und Brod. Mit Bestreben sah diese die junge, schöne, abgeklärte Frau, schüttelte den Kopf, und in denselben allerlei Rathmahungen klang umher, und ging in ihre Hütte zurück, wo die Greise waren. Dort muthmaßten sie zu Dreien von großen Veränderungen, die bevorstünden im Martinshaus.

Juliana kam sich vor wie eine Gefangene und wieder wie eine Verbannte. In derselben Nacht hielt sie Gericht über ihr Leben. — War sie als Weib nicht maßellos? Wer durfte sie verstoßen? Hatte sie das Anrecht auf Liebe nicht? Sollte sie warten, daß sie gewählt werde wie eine Sklavin auf dem Markte? War sie nicht gewohnt und berechtigt, selbst zu wählen und zu herrschen? Steht sie darum mächtig an der Spitze eines Volkes, daß sie eine Knechtin von dessen Vorurtheilen sei? Hat er ihr nicht das Leben gerettet? Wozu? Sie kann Tausenden gebieten: gehorche mir! gieb für mich Dein Gut und Blut! Sollte sie nicht einem Einzigen befehlen dürfen: Liebe mich!

Sie siebte in einer Leidenschaft, die ihr bisher fremd gewesen, und der sie nun fassungslos hingegeben war. Sie war ganz in dem Banne des Ungheuers: Liebe, die nur dem Mo-



mente lebt. Mit dem Würmchen an der Angel fängt die Liebe den jungen ahnungslosen Menschen, bohrt den Widerhaken in sein Herz und kümmert sich nicht weiter um sein Verbluten. — Was ist es denn, das mich vor ihn niederwirft? fragte sie sich und wußte keine Antwort. Wie viele schöne, lebenswürdige, geistvolle Männer hat sie gesehen, sie vergehen wie Schatten vor dieser Gestalt, vor dieser Dauerunatur. Nie hatte sie an Liebeszauber glauben wollen, nun mußte sie es wohl.

Als im aufgehenden Morgen die Wände der Stube dümmerten, war ihr Entschluß gefaßt. Sie wird werben. — Sie wird werben. —

Als Juliana in das Freie trat, war ihr leicht und frisch zumuthe. Sie wollte zur Hütte hinabgehen, da begegnete ihr das betagte Weib, Angla geheiß, mit dem Morgenbrot. Juliana fragte, wo Martin sei?

Der sei schon in den Wald gegangen.

„Jetzt merke einmal, meine Liebe, was ich Dir sagen werde,“ sprach Juliana zum Weibe. „Es kann sein, daß heute Leute kommen und einer fremden Frau nachfragen werden. Sage ihnen, dieselbe habe einen Tag und zwei Nächte lang in diesem Hause gewohnt und sei dann davongegangen. Wohin, das wüßtest Du nicht.“

Hierauf reichte sie dem Weibe ein Silberstück und ging hastig anwärts über die Matte.

Dort oben, wo die Rodung zu Rande ist und wo man auf die Hütte und das Blockhaus sehen kann, ohne von unten bemerkt zu werden, ließ sie sich nieder auf das Moos

und lauerte. Sie wußte nun, daß Martin ihr auswich und sie wollte von hier aus erpähen, wann er nach Hause lehrte. Sie lag den ganzen Vormittag im Moose, so lange, bis zwischen den Bäumen die heiße Sonne niederstach; den Mann aber sah sie nicht kommen. Hierauf sättigte sie sich an Waldbeeren und hub an, planlos hin und her zu gehen. „Was kann ich dafür, daß ich den Verstand verloren habe!“ sagte sie laut zu sich selbst, „Verliebt! verliebt! O heiliger Gott, wie ist das grauenhaft! Eine verliebte Fürstin! Nicht gewohnt zu dulden, zu warten — und es dennoch müssen! Und den Paunen eines fremden Menschen unterworfen sein! Wenn ich mich nenne, wird er vor mir auf den Knien sein, aber statt das Weib zu lieben, wird er der Fürstin huldigen. Es ist ein Wirtsal. — Wenn ich nur erst diese Fürstin aus dem Kopfe hätte, diese thörichte Fürstin mit ihren Ansprüchen. Sie erschwert die Sache. Eine demüthige Magd sein, das führt rascher zu ihm. Ich will ihn unablässig suchen, ich will ihn bitten . . . .“

So strich sie um den ganzen Tag und suchte ihn. Er war nicht in der Rodung und nicht auf der Sandhalde und nicht am Wasserfall und nicht bei den Holzschlägern. Sie ging am langen Wall hin, einer Art natürlicher Mauer, die einst das Eis zusammengeschoben haben soll. Sie kam gegen das Wirtsal des gebrochenen Waldes hin und wendete sich. Sie ging in den todten Grund, wo auf sumpfigem Boden keine Bäume wuchsen, sondern Binsen, Gernien, Farren, Lattich und Schilf. Die Gräser waren höher als das Weib, aber

dieses glaubte zwischen dem wilden Gefräute Martin's Spur zu erkennen und wankte weiter, ein armseliges schwanles Gestaltlein, schier verdeckt von Ustraut und Struppwerk. Sie kam zum stillen Wasser, das in einem üppig bewucherten Bachbette dastand, schwarz, tief, unbeweglich, ein schmaler, endlos langer Tümpel. Das todte Wasser war aber voller Leben. Kleine Aale, die vom Wasser aufs Land sprangen, Frösche und Kröten, die vom Gebüsch in den Tümpel hüpfen, Schwimmulaster aller Art zu Tausenden, darüber die laufende Libelle, der schimmernde Falter, in der Sonne radförmig kreisende Mückenschwärme. Wund ein Nagelfischlein schießt aus dem Wasser in die Luft, um die summende Fliege zu erhaschen, und der schwarze Spiegel wirft seine Ringe, wo der Jäger mit der erjagten Beute wieder untergetaucht ist.

Juliana konnte hier nicht weiter, sie lehrte um. Weil aber schon die Sonne untergegangen war, so fand sie die Richtung nicht mehr, von welcher sie gekommen. Sie schritt quer hin durch das hohe Wildgras. Sie erreichte eine Höhung, sah von dieser aus aber nichts als die verschwommenen Strüppe des todten Grundes und die Dunkelheit, die darüber lag. Sie wendete sich nach verschiedenen Seiten und lehrte wieder um, hier, weil ihr die Richtung verfehlt schien, dort, weil sie das wuchernde Schlinggewächse nicht zu überwinden vermochte. Endlich sah sie durch die Büsche ein Licht schimmern. Sie schürzte ihre Kleider noch höher und strebte dem Lichte zu. Sie kam ins Gesumpfe und sank bis über die

Knöchel ein. Und das Licht war verschwunden. Juliana hatte sich auf einen morschenden Holzfloß gestellt und sah von dieser Stelle aus, wie sich aus dem Moorgrunde bläuliche Lichtsäulen erhoben. Anfangs waren deren nur zwei, aber weiterhin standen ihrer auch auf und zuckten in zartem Phosphorschein himmelan. Dazwischen tanzten und hüpfen kleine Flämmlein hin und her, flogen zusammen, sprangen wieder auseinander, verlöschen plötzlich und tauchten wieder auf. Die Gruppen der Büsche waren ganz schwarz, hatten aber bläulichschimmernde Ränder, wie Heiligenschein. Dort aus finstern Grund schwebte langsam ein Ring in die Höhe, er war so groß wie eine Baumkrone, war wie aus zartem Nebelstoff, in den das Mondlicht fällt. In der Höhe verschwand er. Da unten standen Gernien, deren Blätter grünlichgelb wie Augen leuchteten. Juliana wollte solchen Erscheinungen nahelkommen, aber dann war nichts. Wieder stand sie still und betrachtete mit Grauen das nächtliche Spiel der Sumpfdünste. In der Luft war ein wunderliches Sausen und Sieden, als ob ungeheurer Müdenswärme zögen, dann wieder ein feines Pfeifen und Winseln, ähnlich, wie es zu hören ist, wenn nasse Holzscheiter im Herdfeuer brennen.

Juliana empfand ein tiefes Schauern. Sie wußte nicht Ruh und Rath, sie dachte daran, daß das Leben des Weibes ohne leitenden Mann eine Wahnsfahrt ist, zwischen Irrlichtern hin und von einem zum andern. Sie wandte ihr Auge zum Himmel, daß sie sich etwa durch bekannte Sternbilder zurecht-

finde. Aber auch der Himmel war aus Rand und Band. Die Sterne standen nicht in ihrer milchleuchtenden, würdevollen Ruhe wie sonst, sie flogen theils in geraden Strichen, theils in weiten Bogen über das Himmelszelt. In Kreuz und Quer streiften sie hin, die einen nach rechts, die anderen nach links, jeder fuhr der Erde zu, und als er ihr nahe zu kommen schien, verlosch er. Anfangs glaubte Juliana, daß das Spiel der Sumpflichter sich am Himmel fortsetze; allmählich erinnerte sie sich, daß zeitweilig, besonders im Spätsommer, große Sternschnuppenfälle vorkämen; sie beruhigte sich umsomehr, als sie sah, daß die eigentlichen Sterne doch noch auf ihrem Platze standen und stehen blieben. Mancher derselben leuchtete so hell, daß man seine Faden zu sehen vermeinte und suchte wie ein Licht, in das der Wind bläst. Nach solchen Sternen berechnete sie nun ihre Richtung und kam endlich zurück an den langen Wall, von welchem aus die Sumpfsgegend bis zum Urwalde hin zu übersehen war. Sie schaute hinab in die todten Gründe und erstaunte sehr, als sie da unten einen wie im Mondenschein glänzenden See liegen sah. Stellenweise strebte es aus demselben wie blauschimmernder Rauch oder wie ätherische Wasserhosen auf, stellenweise war es, als schwämmen grünlich leuchtende Schifflein hin. Dann tauchten schwefelgelb schimmernde Sterne und Kugeln auf und sanken wieder in den See. Dann lohte dort eine blaue Flamme, lohte hier eine solche, lohten ihrer an allen Enden, und auf einmal war es, als sei der todte Grund ein ungeheurerer Pfuhl, in welchem eitel Spiritus brenne. — Allmählich ging das

phosphorescirende Leuchten in eine graue Dunstjichte über, im Thalleßel lag der Nebel. Am Himmel flogen noch immer die herrlichen Vögel; mancher hinsiehende Stern strahlte so stark, daß um unsere Waldwandlerin die Baumschatten tanzten, im Vereine mit ihrem eigenen.

Als Juliana endlich hinauskam gegen die Mordung, jirpten zu ihren Füßen Grillen. Jetzt athmete sie auf. In den Fenstern des Blockhauses schimmerte Licht.

Sie wollte das Haus in weitem Bogen umgehen und zur Hütte hinabsteigen; wie erschrak sie, als sie doch nahe am Fenster stand, das halb geöffnet war und im lauen Nachthauhe sachte auf und zu sächelte. Fast schwelgte sie in der Empfindung, daß sie hier im Walde ganz das schlaue, neugierige, lüsterne, vor Allem zitternde und alles wagende natürliche Weib sein konnte. Vorsichtig hatte sie sich ans Fenster gestellt und lugte nun, mit dem Ellbogen an die Wand gestützt, in die Kammer, in welcher sie die vorhergehenden Nächte geruht hatte. Die Thür in die größere Stube hinans stand offen und durch dieselbe fiel der Lichtschein der draußen stehenden Ampel herein in das dunkle Gemach. Nun trat der Mann durch die Thür; er mußte sich in der Vorstube gewaschen haben, denn eben noch rief er sich mit einem Finnen Nacken und Brust. Das Weinkleid war durch einen Gürtel über den Lenden lose gebunden. Juliana hielt die Hand vor die Augen und guckte zwischen den Fingern durch auf die schöne Wölbung der Brust, auf die muskelkräftigen Arme, auf die ebenmäßigen Schultern, an deren rechter etwas wie

ein dunkles Mal lag. Jetzt warf er ein schneeweißes Hemd über das Haupt und schmiegte es zurecht an seinem Leibe. So in leichtem Hauskleide begann er mit verschränkten Armen durch die zwei Stuben auf- und abzuschreiten. Juliana konnte ihn nur sehen, wenn er in die dunkle Kammer trat und von dem Lichtstreifen, der durch die Thür fiel, beleuchtet wurde. Und wenn dann die schlanke, lichtbegoffene Gestalt im dunklen Raume so dastand, als breche Licht und Gluth aus ihr selber hervor, da ging durch das Wejen des Weibes ein heißes Schauern. Jetzt stützte er sich mit einem Arm an die Stufen des Bettes, war lange unbeweglich und sann vor sich hin. — Woran mag er denken? Kann ihm denn etwas Anderes, als jene Holzblöcke im Sinne sein? Hat er einen Kummer? Hat er Langeweile? Fühlt er sein Herz? — Solche Fragen stellte sich Juliana. Die Antwort blieb begraben hinter dem weißen Busen der männlichen Gestalt in der Kammer.

Nun ging er hinaus und kam, in der Hand die Ampel tragend, wieder zurück ins Schlafgemach, wo er die Decke seines Bettes zurückschlug. Er war so schön, daß Juliana halb bewußtlos gegen die Hausthür taumelte. Doch klopfte sie nicht an, sondern wandte vorüber, besann sich und floss hinab zur Hütte.

Dort waren die zwei alten Männer und das Weib Angla. Letzteres band in der Eile die grauen lose gewordenen Haare über den Scheitel hinauf und war hell aufgebracht, als die Fremde erschien. Allsogleich erzählte sie den Aerger, den sie dieser Person wegen anzusehen gehabt habe. Da sei am späten

Mittag der Martin heimgekommen und habe der Frau nachgefragt. Die Frau wäre fortgezogen, habe sie, die Angla, berichtet worauf der Martin fast zornig geworden wäre und ihr Vorwürfe gemacht hätte, daß sie die freude Frau nicht zurückgehalten. Er wäre dann in den Wald gegangen sie zu suchen, aber unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt, hernach bei übler Laune gewesen, was sonst noch gar nie vorgekommen, seit sie ihm in der Nähe wohne. Das sei aber erst Eins gewesen. Am Nachmittag sei ihr Sohn, der Jabel, von einem Botengang heimgekommen und habe zwei Jägersteute, oder was sie sonst gewesen, mitgebracht, und diese hätten der Frau nachgefragt. Denen habe die Angla auch erzählt, daß sie fortgewandert, wie sie es ja selber anbefohlen. Die Männer wären ganz rathlos gewesen und hätten ihr auch Vorwürfe gemacht. Als die Angla ihnen die Richtung angegeben, welche die Frau muthmaßlich eingeschlagen, seien sie derselben nach eilends davongezogen. Und jetzt sei die Person auf einmal wieder da! Hundsmüde werde sie sein! Einen Wolfshunger werde sie haben! Ein Elend sei es mit so Leuten! Sie solle doch im Gottesnamcn niedersitzen und einen Löffel Suppe essen.

Nun war zum Niedersitzen aber weder Stuhl noch Bank da, nur ein großes Moosbündel, hinter welchem auf getrocknetem Haidekraut und Niedgras die zwei alten Männer lagen und schnarchten. Juliana setzte sich auf das Moosbündel und trocknete mit den Armen ihres Rockes die Tropfen an der Stirn. Das war heute wieder ein Tag! — Die Angla



schürte glühende Herdlohlen, um die Brühe aufzuwärmen, welche vom Abendbrote übrig geblieben war. Damit sie bei dieser Arbeit Licht hatte, hielt sie zwischen den Zähnen einen Span und brummte dabei unverständliche Worte.

Juliana trank die Brühe aus dem ruhigen Topf, dann bat sie um einen Platz zum Ausruhen.

„Köst Euch der Martin mit ein?“ fragte die Alte schelmisch.

„Ich habe bei ihm keinen Einlaß begehrt,“ antwortete Juliana mit so ernstem Tone, daß die Angla stupte und hernach begütigend beigab: „Glaub's ja, glaub's ja. Was soll Eins bei den Männern betteln! Wenn man jung ist, kommen sie schon selber.“

„Ich frage nochmals, ob ich hier eine Nachtherberge haben kann?“

„Ueber dem Ziegenstall ist frisches Heu,“ sagte die Alte. „Aber ja. Das soll ich nit vergessen. Es ist erst gut, daß die Frau noch einmal zugesprochen. Da — da hab ich was.“ Sie that mit unbehülftlicher Hand ihr Busentuch auseinander und brachte ein stark zerhüllertes Papier zum Vorschein. „Mein Zafel hat es mitgebracht. Eine Frau, sagt er, hätt ihm's gegeben und der anderen Frau beim Martinshaus sollt er's zustellen. Das wird schon Euch angehen, da ist es. Weiß nit, was drin steht, weil ich nit lesen kann.“

Sie stellte sich neugierig hin, erwartend, daß Ihr die Frau den Brief vorlesen werde. Diese nahm das Papier, löste seine Harzverklebung und sah in Meistlischrift diezüge

ihrer Freundin Maria. Die Angla hielt Ihr den Leuchtsplan, aber die Frau las still.

„Giebt's was Neues?“ fragte die Alte.

Juliana las für sich, die Angla schaute ihr ins Gesicht, als wollte sie aus den Zügen der Lesenden den Inhalt des Briefes ergattern. — Was nur drin stehen muß, dachte die Alte, sie wird ja krebsroth! Nun, man kann sich's denken, was dahinter steckt. Du heiliges Kreuz, sind das Geschichten bei diesem jungen Volk!

Auf dem Papiere stand Folgendes:

„Meine liebe Juliana!

Jetzt hab ich die Männer gefunden und schicke sie sogleich. Zum Glück ist ein Knabe von den Hütten zu Weg, daß sie hinfinden. Kann Dir nit sagen, was ich ausgestanden hab unterwegs, Deinetwegen. Ich hab's zu leicht genommen, daß ich Dich allein gelassen. Hüte Dich vor diesem Menschen, ich sag Dir's! Daß er nit Dein Unglück wird! Ich bin einestheils ja auch deswegen fort. Das ist einer, dem man todtfeind sein muß, oder ihn zum Fressen liebhaben, anders kann man nit. Jesus Maria, es geht mir nix Gutes zu Sinn, wenn Du mir nur wieder im Forsthaus wärest! Diese Tage werd ich mein Lebtag nit vergessen, und die Verantwortung! Wenn ich Dir nur nit gefolgt hätt! So tief in den Schatt hinein! Auf den Knien bitt ich Dich, hüte Dich vor diesem Menschen! Nimm nit Abschied von ihm, geh heimlich fort. Ich verhoff

noch heute mit der Hülfe Gottes heimzukommen und sich dem Peter entgegen.

Maria Baumgartner."

Juliana verlangte nach dem Heu über dem Ziegenstall. Dort legte sie ihre erschöpften Glieder hin. Sie war müde, aber es kam kein Schlaf. Sie saun und träumte. Unterhalb der Scheune scharrten die wiedertäuenden Ziegen. Stallduft und Heuduft betäubten sie und der Schlaf kam doch nicht. Wehrmals hörte sie das Hin- und Herbewegen der Sprossleiter, die zu ihr hinaufführte. So rief sie laut, was es gebe?

"Seid Ihr noch wach?" fragte unten die Stimme der Angla. "Ich kann auch nicht schlafen, sitz die längste Zeit am Leiter sproßel und bin altverzagt."

"Was fehlt Euch?" fragte Juliana hinab.

"Zoll ich es sagen?" rief die Alte hinauf. "Gut, weil Ihr mich fragt, so sag ich's. Ihr thut mir so viel derbarmen. Ich kenn mich nit aus mit Euch. Ihr seid kein Bauersmensch und ich laß mir nichts weiß machen. Ihr seid was Besseres. Und es muß ein großes Unglück sein, das Euch in den Schatt gejagt hat. Wetten will ich, es geht Euch so, wie es uns gegangen ist. Wenn ich vorhin hart bin gewesen, so thut mir's verzeihen."

Juliana wollte ärgerlich sein über diese Störung, im Grunde aber that ihr das gute Wort wohl. Zudem war es ihr eingefallen, daß das Weib ihretwegen vielleicht keine Schlafstatt habe.

„Wozu sitzt Ihr auf der Leiter?“ rief sie hinab. „Kommt doch herauf, hier ist noch Platz.“

„Vergelt's Gott,“ antwortete das Weib. „Platz ist auch drin bei meinem Alten. Aber ich komm' gern hinauf.“

Sie kletterte die Sprosseln empor und sauerte sich zu den Füßen Julianens ins Hen.

Juliana nahm die Gelegenheit wahr, um etwas über die Geschichte der Ansiedlung und also vielleicht auch über Martin's Persönlichkeit zu erfahren.

„Saget mir einmal,“ fragte sie, „wer sind die Männer, die in der Hütte schlafen?“

„Gehören mein,“ antwortete die Angsa.

„Beide?“

„Beide. Der Eine ist mein Bruder, der Andere mein Mann.“

„Wieso seid Ihr in diesem Walde?“

„Wir sind hergekommen.“

„Was lann Euch nur hergeführt haben in die Einöde?“

Die Alte antwortete nicht sogleich. Endlich flüsterte sie: „Man sollte so was nit weiter sagen. Wenn es die Herren erfahren, dann ist es aus mit uns. Die Fürstin ist schlimm in solchen Sachen. Erst kürzlich soll sie Einen haben henken lassen, und er ist unschuldig gewesen, heißt es. Was möcht' erst den Anderen geschehen!“

Das Weib schwieg. Juliana vermuthete hier wichtigen Dingen auf der Spur zu sein und ermunterte die Alte, weiter zu sprechen.

Zögernd antwortete die Angla: „Es wird doch gescheiter sein, wir schlafen.“

„Ich will nicht in Euch dringen,“ sagte Juliana, „jeder Mensch hat sein Geheimniß. Nur wenn Euch etwas drücken sollte — ich bin nicht Euer Feind.“

„So ist es auch nit gemeint gewesen,“ fuhr die alte Angla fort, denn ihrer einmal angelassenen Zunge Einhalt zu thun war ihr doch nicht möglich. „Aber das weiß ich, wenn sie ihn dazumal erwücht hätten, meinen Mann, des Seilers Halsstüchel hätten sie ihm heilig umgebunden. 's ist ja ledig nur in Weintrausch gewesen, was bekümmert sich sonst ein Arbeitsmenich um solche Sachen! Mein Mann ist bei der Zielwanger Bretterjäg' in Arbeit gestanden. Nicht am selbigen Tag ein Kamprad, mein Mann muß zum Schmied und tragt ihn der Teufel ins Wirthshaus. Und wie der Bot bei der Thür hereingeht und sagt: Wißt's was Neues, Pent? Den Fürsten haben sie derichossen! haut mein Mann die Faust auf den Tisch und sagt: Guet ischt's! — Sonst nichts und kein Wort nit. Guet ischt's! hat er gesagt. Die Pent haben nit einmal gehört drauf und er selber hat nimmer dran denkt. Zwei Tag drauf suchen ihn die Janger, wollen ihn packen, weil's heißt, er wär mit dem Mord einverstanden gewesen. So was! Auf die Säg' sind sie kommen und wenn mein Mann nit hinten durch die Radstuben ins Wasser springt, so haben sie ihn. Eileuds kommt er heim und hat jußt noch so viel Athem, zu sagen: Weib, flüchten! flüchten! Ich, zu todt erschrocken, raff ein paar Gewandsachen zusam und fort. Da ist's uns ein bissel

schlecht gungen, Du Herrgott im Himmel! Im Wald und immer im Wald, wie die Rauber! Einen ganzen Winter lang. Und hören, daß sie uns alleweil noch suchen. Schon ganz in Verzweiflung, und mein Mann sagt: Wie ein solches Leben, lieber hengen! Und will sich selber stellen. Sauschwamm! schrei ich, und bin aufgebracht gewesen, daß er mich und sein Kind so wolst in Noth bringen. Guet ischt's! sagt er und macht eine Faust, da bin ich still gewesen. Ist ein harber Mensch, setzt er sich was in den Kopf, und selbst wenn es das Geschenkwerden ist, er bleibt dabei. Begegnet uns — in der Steinschlucht hinter dem Wolfgangberg drüben ist's — ein Mensch, ein junger, stochfremder Mensch, den reden wir an um ein Stück Brot, wenn er eins hätt, denn ich bin vor Mättigkeit schon zum Versterben. Und erzählen ihm unser Unglück. Da schaut er uns an und fragt, ob wir mit ihm gehen wollten, er ginge in den Schatt. Eine Rauberbande! ruft mein Mann unbefinnut aus, mir auch recht, 's geht auf Ein Denken. Das nit, sagt der Fremde. Im Schatt hab ich mir ein Stück Grund erworben, das will ich roden und dazu brauch ich Pent. Guet ischt's! sagt mein Mann, sind nachher mit dem Fremden. Der ist seitdem unser Herr, der Martin. In späterer Weil bin ich auch unsern Buben holen gegangen, der bei einem Bauern ist gewesen, und mein Bruder ist auch mit mir kommen. Dem ist's noch nirgends gut ergangen, und schlechter als schlecht, sagt er, kann's im Wald auch nit sein. — So, geschwagt hab ich.“

Damit schloß die Alte ihre Erzählung und wischte sich säuberlich den Mund wie nach einem Federbissen. Jetzt wollten aber auch die Ohren etwas haben: „Sollte bei Euch auch etwas sein,“ flüsterte sie Julianen zu, „weil Ihr in den Schatt gekommen seid? mögt es wohl sagen, bei uns geschieht Euch nichts.“

Juliana schwieg.

„Wenn ich rathen müßt, wer Ihr seid“ — bemerkte die Angla.

„Nun?“ fragte Juliana.

„Dem Gewand nach für eine Wildfräutlerin, dem Gesicht nach für ein Stadtsrännlein und der Sprach nach für eine Zigeunerin. Zu verwundern ist's nur, daß ich mich vor Euch nit fürchten thu', weil ich sonst doch so fürchtig bin vor freunden Leuten.“

„Wie lange ist der Martin schon im Schatt?“ fragte Juliana.

„Das ist gewiß ein Jahr oder länger, wir haben einen schlechten Kalender.“ So antwortete die Alte.

„Ist er seither nie fortgewesen?“

„Er geht nit fort.“

„Und ist nie Jemand da gewesen, der ihn besucht hätte?“

„Mein Gott, wer denn! Er hat Niemanden, so viel ich weiß. Seine Eltern sind nit mehr. Einen Bruder soll er gehabt haben, der ist als Soldat gestorben.“

„Und Weib und Kind?“ fragte Juliana mit Bestimmtheit.

Die Alte stugte. „So viel fragen!“ murmelte sie. „Jesus Maria, wenn ich zu viel schwache! Er ist unser Wohlthäter. „Beten,“ sagte sie schläferig. — „für ihn beten. Jeden Abend vor — dem Einschlafen. Vater unser der Du bist — im Himmel —“ Das Gebet ging in ein unverständliches Rollen über — die Alte schlief.

— Und Weib und Kind? Die Frage blieb eine schwebende. Auch Juliana schlief ein, aber aus der hangenden Seele stiegen grausige Traumbilder.

— Auf Schloß Johanneslust im nächtlichen Schlafgemach flirrten die Fenster. Die ganze Residenz war ein Gluthmeer, über welchem der wirbelnde Rauch sich mäßig wölbte zu einem ungeheuren Ofen. Ein wahnsinnig wildes Wehegeschrei und dazwischen das wiehrende Zohlen frecher Banden. Noch hatten die Glocken Sturm geläutet, nun waren sie stumm, die Thürme stürzten und aus ihren Trümmern stoben die Funken zum Himmel wie feurige Ruthen. Ein glühender Qualm schlug zu den Fenstern herein und in dem Augenblicke, als auch das stolze Johanneslust zusammenbrach, rief Juliana stöhnend: „Martin! Hilfe!“ Von diejem Schrei erwachte sie. Auf ihrer Stirn stand der kalte Angstschweiß.

— Was sind das für Erscheinungen? fragte sie sich heftig klopfenden Herzens. Und da fiel ihr das Wort des alten Nikolaus Abraham ein: An dem Körper der Menschheit wuchern manchmal Auswüchse und Geschwüre, welche nicht anders zu heilen sind, als durch Schneiden und Brennen! — Sollte es auch mit uns so weit sein? — Noch gruben



im Haupte der jungen Fürstin solche Gedanken, und draußen zirpten die Heimchen. Da war es mächtig wie ein ferues Klingen: Friede! — Das Kieckeln des Vaches draußen flüsterte: Friede! — Der Athemhauch selbst wurde wie ein zarter Gesang: Friede Dem, der guten Willens ist! —

Juliana war in einen süßen Schlaf gesunken. —

Ueber den Wäldern des Schatt lag eine friedensvolle Sternennacht. Im Blockhause war die Aupel längst verlöschen. Martin aber schlief nicht, sondern stand am Fenster und schaute hinaus in den Himmel, wo Schnuppe mit Schnuppe kreuzten. Leuchtend wie Raketenugeln flogen sie hin, aber jede verlösch, bevor sie zur Erde kam. Es ist ein anderes Feuer, das in den Himmeln glänzt und es ist ein anderes Feuer, das auf Erden im Menschenherzen brennt . . .

\* \* \*

Juliana erwachte und mußte sich erst besinnen, wo sie war. Sie konnte einige Stunden, sie konnte hundert Jahre geschlafen haben. Ihr war anders, ihr war leicht und stark zumuthe, lebensfroh, thatensfroh — fast männlich, wenn sie ein Wort dafür hätte haben müssen. Ueber ihrem Haupte hingen die Dachbretter und zu allen Fugen quoll Tag herein. Die alte Angla war nicht mehr da, aber die Grube im Heu war da, in der sie geschlafen hatte.

Juliana strich die Splitter von ihrem Gewande, von ihrem Haar, und kletterte die Leiter hinab. Als sie im Freien stand, mußte sie die Hand vor ihre Augen halten vor lauter Licht. Und doch schien die Sonne nicht. Der Himmel hatte

eine weißgraue Wolkenschichte und die Baumwipfel der Rinde standen in einem trüben Dunkel da. Juliana hörte einen Gesang, und als sie um die Hütte bog, sah sie, daß dort oben vor dem Blockhause die fünf Menschen — auch der Knabe Jakob dabei — auf großen Steinblöcken saßen und ein Lied sangen. Sie hatten keine hellklingenden Stimmen, sie sangen nicht laut, aber in ruhigem Gleichmaß — es klang beinahe wie ein Orgelchoral.

„Morgenglanz der Ewigkeit,  
Licht vom heiligen Gotteslichte,  
Zeig zur jungen Tageszeit  
Uns Dein strahlend Angesichte  
Und vertreib' durch Deine Macht  
Uns're Nacht.

Deiner Güte Morgenthau  
Falk' auf unser matt Gewissen,  
Laß die dürr' Lebensau  
Himmelsjüßen Trost genießen,  
Und erquick' uns, Deine Schaar  
Immerdar.

Gieb, daß Deiner Liebe Gluth  
Uns're kalten Werke tödte,  
Weck' uns Glaube, Herz und Muth  
Hier in Deiner Morgenröthe,  
Daß wir, eh' wir gar vergeh'n,  
Recht aufsteh'n.

Lenkt' uns auch in jener Welt,  
Gottes heil'ge Gnadensonne;  
Führ' uns durch dies Jährenfeld  
In das Land der seligen Wonne,  
Wo die Lust, die uns erhöht,  
Nie vergeht.“

Juliana war bewegungslos dagestanden, um dem Liede zu lauschen. Nun erinnerte sie sich, daß Sonntag wäre. In diesem Frieden der Natur und im Hochgefühl ihres jungen Lebens, wie sie es ähnlich noch nie gehabt, begann ihr Herz bei dem feierlichen Gesange mitzuschlagen.

Die Gruppe der Sänger ward überragt vom Haupte Martin's. Sie horchte auf seiner Stimme reinen Ton und presste ihre Hand an den stürmischen Busen. Daran kitterte der Brief. Arme, gute Maria!

Als das Lied gesungen war, bedeckten die Männer ihre Häupter und einer der beiden Alten sagte: „Guet isch's!“ Martin winkte dem Knaben Jasel. Das war derselbe, welcher vor mehreren Tagen auf einer Botenwanderung durch den Wald unserer Gesellschaft begegnet war und nichts gewußt hatte.

„Knabe,“ sagte der Martin zu ihm, „Du sollst auch am Sonntag Deine Ruhe nicht haben, aber Du wirst dafür an einem anderen Tage auf dem Gras liegen, oder auf dem Kopf stehen, oder Himbeeren pflücken, oder den Eichenstamm nachklettern, wie Du willst. Heute lege Brot und Käse in Deinen Ranzgen und gehe wieder durch den Wald. bleibe manchmal stehen, um zu horchen, ob Du Menschen hörst, und rufe manchmal laut nach ihnen. Und wenn Du Jene gefunden hast, die gestern mit Dir hierhergekommen sind, so sage ihnen, sie sollten wieder umkehren gegen das Martinshaus, dort wäre die Frau, die sie suchen. Und dann führe sie.“

Der Knabe preßte sein sommergrünes Gesicht in den Ellbogen und klagte sein Leid in das rauhe Heind, das er an hatte. Er fürchte sich so sehr vor den fremden Leuten, sie thäten immer fragen und immer fragen und er verstehe die Sprache nicht und wisse nicht zu antworten, und dann schäme er sich.

Martin legte einen trüben Blick auf den Knaben; da sagte dieser nichts mehr, sondern rüstete sich zu seiner neuen Waldwanderung.

Juliana hatte es gehört. Als sie sah, daß Martin sie bemerkt hatte und auf sie zuschritt, ging sie ihm entgegen. Heute, in seinem Sonntagsgewande, sah er noch schlanker und strammer aus als sonst. Dieses Sonntagsgewand unterschied sich nicht weiter von dem, in welchem ihn Juliana das erstemal gesehen hatte, als daß es von frischerer Farbe war und sich etwas enger an den Leib schmiegte. Um den breitkrempigen Hut war eine grüne Schnur zweimal gewunden, in derselben stak eine braune Hahnenfeder. Als sie sich nahe kamen, lüftete er leicht den Hut und sagte: „Ihr seid wieder da?“

„Ja,“ antwortete Juliana. Fast wie Troy lag's in dem Wörtchen.

„Ihr bedenket nicht die Verantwortung, welcher Ihr uns aussetzt,“ sagte er und sein Auge zuckte ein wenig. „Ihr seid in den Schatt gereist und ich habe Euch Obdach geboten, ohne nach Euren Absichten zu fragen. Ihr seid davongegangen, ohne mich dessen zu verständigen und Ihr seid wieder

gekommen, nachdem man Euch hier vergeblich gesucht hat. Saget doch, was Ihr hier wünschet, daß wir Euch dienen können.“

Wie eine steinerne Bildsäule, so stand Juliana nun da, und fast so blaß war ihr Angesicht.

Martin hatte sich gewendet und schritt dem Blockhause zu. Als sie der Starrniß sich entwunden hatte, eilte sie ihm nach. In der Stube seines Hauses holte sie ihn ein. Er saß an der Tischdecke; ihren Körper zog es so hin, als müsse er vor dem Mann auf die Knie sinken, doch etwas, wie eine unsichtbare Hand riß sie empor, und sie stand aufrecht. Aufrecht, blaß, äußerlich ruhig stand Juliana vor Martin und sprach nun mit umstörter Stimme folgendes:

„Martin! Ihr wolltet wissen, was ich hier wünsche. Ich erinnere Euch, daß Ihr selbst vorgeschlagen und gestattet habt, mich in Euren Hause auszuruhen, bis ich mich zu weiterer Wanderung erholt hätte. Wer bin ich denn, daß Ihr mich plötzlich von Euch stoßen wolltet? Was habe ich gethan? Ich bin ein Weib, das hier schutzlos steht.“

„Ihr seid von Euren Führern und Beschützern gewichen,“ unterbrach sie Martin.

„Ich bin ihnen ausgewichen,“ antwortete Juliana, „weil ich noch hier bleiben will, weil ich den Wald und seine Einsamkeit gesucht habe, weil ich krank bin und nur hier gesund werden kann, weil ich einen Menschen hier gefunden habe, von dem ich nimmer gehe.“

Martin war aufgestanden.

Blasß bis in den Mund hinein und leise in allen Muskeln bebeud, fuhr Juliana fort: „Denket von mir was Ihr wollt, Martin, ich weiß selbst nicht mehr, wie ich bin. Ich weiß nicht, wer es mir angethan hat, daß ich mich so demüthigen muß. Es ist aber nicht Demuth, es ist Stolz. Ich bin ein Weib, welches seinen Werth schätzt und nicht warten will, was Andere über selbes beschließen. Ich habe Werber gesehen, aber keinen Mann. Ich will lieben, wie ein freier Mensch, und auch so geliebt sein. Es ist Stolz, es ist Selbstbestimmung. Dich liebe ich, Martin, und Keinen sonst, so lange ich lebe, und jetzt frage ich Dich, ob Du mein Gefährte sein kannst?“

Mit flammendem Auge blickte sie auf ihn. Er rührte sich nicht. Sie standen sich gegenüber fast trotzig wie zwei Gegner. Endlich schlug der Mann sein Auge auf, es hatte einen feuchten Glanz. Von der Tischplatte hob er langsam seinen Arm und ließ ihn wieder darauf niedersinken.

Sie faltete vor ihm die Hände und fuhr fort: „Martin! Ich mache Dich reich! Ich mache Dich mächtig! Ich gebe Dir alle Ehren der Welt. Das ist nichts, ich weiß es, das wiegt Deinen Werth nicht. So schenke Dich mir! Schenke Dich dem Weibe, das Dich liebt, wie Keine mehr auf Erden Dich so kann lieben. Martin, nimm mich! Nimm mich an!“

Jetzt schwieg sie und schaute ihn an -- fast majestätisch in ihrer Demuth.

Martin hob sein Haupt und sprach: „Weib, in diesem Augenblicke hast Du viele Hüllen von Dir geworfen. In

Deiner Natur stehst Du vor mir. Du bist schön. Du bist begehrenswerth. Ich habe kein Weib gesehen, das Dir gleichzustellen wäre."

"Martin!" rief sie fast juchzend und wollte ihm um den Hals fallen. Er wehrte ab. Rasch wandte er sich und wollte fort, sie erhaschte seinen Arm.

"Laß mich!" sprach er fast barsch, „es ist schon viel zu viel gesagt worden zwischen uns. Es ist nichts. Ein Mann nimmt Euch nicht."

Juliana trat einen Schritt zurück und fragte mit ganz heiserer Stimme: „Warum?"

„Euer Gemahl kann kein Mann sein," sagte Martin. „Der Mann wird nicht bloß der Gatte seines Weibes, er wird auch dessen Oberhaupt sein. Der Gemahl einer regierenden Fürstin kann das nie und nimmer sein."

„Erkannt? Erkannt bin ich?" rief Juliana.

„Fürstin, ich sah Euch zweimal," sprach Martin. „Das erstemal, als Ihr von Eurem Paudsige in die Residenz eingezogen seid, das zweitemal bei der Krönung."

„Ihr kanntet mich und habt Euch verstellt!" rief sie zornig.

„Ich kannte Euch, das war nicht zu ändern. Ihr wolltet nicht erkannt sein, ich achtete Euren Willen."

„So stehe ich als Abenteurerin vor Euch! Nun begreife ich."

Drei Schritte voneinander standen sie, Jedes wie festgebannt auf seinem Fleck. Nach einem Weilchen sagte Martin: „Ist es mir erlaubt, noch ein Wort zu sprechen?"

„Redet, redet!“ stieß sie leidenschaftlich erregt heraus.

Martin drückte die Thür, die bisher nur halb angelehnt gewesen war, ins Schloß, dann ging er einmal die Stube auf und ab, fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirne und sprach: „Ich habe von unserer jungen Fürstin manches Gute gehört. Aber wie ich sie heute sehe, das macht sie mir erst werth und groß. Es ist der Mensch. Die Unnatur des Hofes hat sie nicht entmarcken können. Das Weib auf dem Throne pflegt sich zu entweiben und weil sie kein Mann sein kann, wird sie ein Tyrann. Entweibte Weiber wie entmannete Männer sind entmenschte Menschen. Bei Endy gelang es bisher nicht. Fürstin! Ihr verdientet ein besseres Los, als Fürstin zu sein!“

„Wenn —“ Sie sprach das eine Wort und blieb stehen. Er blickte sie fragend an.

„Wenn ich Dich zum Fürsten mache!“ stieß Juliana heraus.

„Das könnt Ihr?“ versetzte er. „Und wenn Ihr es könntet! Wer nähme es an?“

„— ablehnen?“ hauchte sie.

„Sollte ich einen Stand verlassen, der mir lieb geworden ist, in dem ich etwas leisten kann, und einen annehmen, den ich nicht will, den ich hasse?“

„Hassen?“

„Kein Mensch kann das Herrscherthum ganz erfüllen,“ fuhr Martin fort, um durch kluge Worte seine wilden Gefühle zu verdecken. „Im Gegentheile, Jeder, der zu Glanz und Macht erhöht ist, läuft Gefahr, als Mensch kleiner zu



werden. Der muß ein starkes Herz haben, der mitten in Kriecherei und Wohldienerei, die ihn überall umgibt und verfolgt, die Menschen nicht verachten lernt.“

„Wie sehr hast Du recht,“ sagte Juliana. „Doch, der Fürst ist selbst daran schuld, wenn er die Schmeichler an sich zieht und die treuen Männer meidet. Er kann's besser haben. Alles, was im Reiche edel, groß und schön ist, kann er versammeln um sich und sein Leben herrlich schmücken. Martin, verachte die Krone nicht.“

„Ein Mann darf selbst einer Krone willen nicht abweichen von seinem Wege,“ sagte Martin gemessen.

„Der Mann auf dem Throne,“ versetzte sie, „ist der elendeste Sklave, wenn er thöricht, der freieste Mensch, wenn er klug und der größte Held, wenn er sittlich ist.“

„Die gewöhnlichen Sittlichkeitsbegriffe nützen Euch auf dem Throne nichts,“ sagte Martin. „Fürstentugenden sind nicht mit dem Gewissen des Volkes zu messen. Es giebt Sünden, die bei den Fürsten als Tugend gelten, und Tugenden, die bei ihnen zum Vaster werden. Also ist ein unüberbrückbarer Abgrund . . .“

Juliana erstaunte ob der Sprache, die dieser Mann führte.

„Deine Worte zeigen mir nur,“ sagte sie, „daß Deine Seele groß genug ist für den Thron.“

Martin zuckte die Achseln und sagte: „Ein Thron hat nicht Raum für Zwei. Er ist eng wie ein Sarg.“

Nach einer Weile entgegnete Juliana: „Wirst Du nicht einmal müde werden der körperlichen Arbeit?“

„Niemals. Arbeit ist die beste Erholung von der Last des Lebens.“

„Welch eine gesunde Natur!“ sagte Juliana wie für sich, „und vergißt die Liebe.“

„Die Liebe läßt sich nicht vergessen,“ sagte Martin, „und ihre Wege sind die kürzesten. — Wir sind Mann und Weib,“ setzte er leise bei.

„Und wollte mit Dir im Himmel und auf Erden nichts Anderes sein!“ sprach sie ebenso leise, und über ihr Antlitz ging ein Gluthauch.

Er trat ihr einen Schritt näher, sie wich einen Schritt zurück und hauchte in fieberhafter Hast die folgenden Worte: „Nicht um eine Stunde flehe ich, sondern um ein Leben. Martin, geh' mit mir. Auch ich hatte mich einst gestraußt, als die Gesandten auf meinen Pandäus kamen, um mich abzuholen. Erst später habe ich gesehen, wie viel der redliche Mensch bedeutet an mächtiger Stelle, die sonst leicht der Gewissenlose einnehmen könnte. Die Krone ist ein Zauberring. Wirft ihn der Gute von sich, so kann ihn der Böse ergreifen. Das bedenke. Passe nach der Sägung mich Fürstin sein, die Du regierest, Martin!“

„Ihr sinnet ein Märchen,“ sagte Martin.

„Ja, Freund, es ist ein Märchen, daß Du den Wald verlassen wirst und zu mir auf den Fürstenthron steigst. Aber sage, was wäre nicht ein Märchen auf dieser Welt! Ist es der König nicht? Der Bettelmann nicht? In einem Lande, an einem Tage so viel Pracht und Glend, ist das kein

Märchen? Ist's der grüne Wald nicht? Ist's die Liebe nicht? Zum Uuding wird das Märchen erst, wenn die Fürstin einsam verjähmachtet im Palaste. — Martin, laß' mich nicht vergehen, komm mit mir . . . .“

Sie sank vor ihm aufs Knie, er hob sie rasch auf und sprach: „Fürstin, Euch bethört die Liebe. Es ist ja unmöglich ganz und gar, was Ihr sinnet. Ich bin nichts als Bürger und habe mich dem Bauernstand ergeben. Nach fünfshundert Jahren fragt wieder an, ob regierende Fürstinnen solche Männer freien dürfen.“

„Ich frage nicht nach fünfshundert Jahren und nicht heute,“ sagte sie mit fester Entschiedenheit. „Ich übe mein menschliches Recht. Ich will nur wissen, ob Du mich liebst.“

„Und wenn das wäre?“ entgegnete Martin.

„So folge mir!“

„Folgen würde ich Euch nicht. Der Mann geht voraus, wohin Natur, Neigung und Grundsätze ihn rufen; das Weib hat ihm zu folgen.“

In Julianens Augen standen Thränen. „Du bist hart, Martin,“ sagte sie, und das Wort krampte sich nur schwer hervor.

Martin trat ihr wieder einen Schritt näher und in einem veränderten Tone sprach er zu ihr: „Ich will offenerzig sein, wie Du es bist. Juliana, Du bist mein Schicksal. Du bist mein inneres Schicksal, so lasse mich Dein äußeres sein. Ich folge Deinem Herzen, folge Du meinem Haupte. Ich erwäge Deine Rechte, ich messe Dich nicht nach meiner,

sondern nach Deiner Natur. Und die Deine ist, des Mannes Weib zu sein. Das Weib, es sei eine Magd oder eine Königin, opfert der Liebe Alles.“

„Auch Macht und Krone . . . ?“ fragte Juliana mit einem Hauche.

„Auch Macht und Krone,“ sagte Martin.

Nach einem Augenblicke des Schweigens flüsterte Juliana: „Martin, Du verlangst viel. Bedenke, daß ich nicht allein Weib bin, sondern auch Mensch. Ist Einer von Euch, Ihr starken Männer, stark genug, um dem Glanze, den Ehren und Bürden, der Macht, der höchsten Stellung, die der Sterbliche einnehmen kann und für welche Mancher Alles, Alles hingeben möchte, auf einmal zu entsagen? Ist Einer der Starken so stark? Und ein schwaches Weib, ein citles Weib soll es können?“

Martin schwieg. Sein Schweigen sagte nichts Anderes als: Ein ganzer Mann steht hoch im Preise. Für Alles — billiger ist er nicht zu haben.

Juliana fuhr sich mit den Fingerspitzen der beiden Hände über die Stirn. Sie war verwirrt.

„So sage mir doch, was ich anfangen soll!“ rief sie endlich.

„Ich habe es gesagt.“

„Alles, was Du willst, ich folge Dir!“ mit diesem Rufe brach sie vor ihm zusammen.

Martin sah das Beben ihres Körpers, das sich allmählich löste in ein schweres Schluchzen. Er ließ sich vor ihr nieder

auf ein Knie, legte die rechte Hand auf ihre Achsel und strich mit der linken die Haarsträhne zurück, die ihr wirr über das Gesicht gefallen waren.

„Du armes, liebes Mädchen!“ sagte er und seine Stimme hatte einen weichen, überaus innigen Klang. „Laß das Weinen, es breunt mir ins Herz. Schau mich an mit Deinen süßen Augen. Komm! Hier an meiner Brust, hier ist ein guter Ort für Dich. Komm!“

Plötzlich begann sie sich. Mit Hast stand sie auf und eilte in eine andere Ecke der Stube. Er ging ihr nach. Da faltete sie vor ihm die Hände: „Schütze mich! Ich bin ein Weib, schütze mich vor mir selbst.“

„Ihr habt recht,“ antwortete er, „es gilt nicht die Stunde, es gilt ein Leben.“

„Dieser Wahnsinn! Dieser Wahnsinn!“ hauchte Juliana und hielt mit ihren Händen die Augen zu. „Wenn das Liebe ist! Dann kennen Andere die Liebe nicht, denn sie werden doch nicht wahnsinnig. — Diese Urnati schon seit lange! Zu den Wald gehezt, in die Wildniß gehezt! Und hier habe ich ihn gefunden.“ — Allmählich ließ der Krampf ihrer Empfindung nach. Sie trat an Martin heran, faßte ihn bei der Hand und sagte ganz ruhig: Hier habe ich Dich gefunden. — Du sollst aber nicht ungleich von mir denken, daß ich Dir so muß nachgehen. Schau, dem Einzigen auf der Welt muß man nachgehen. Du bist so, wie ich mir den Mann gedacht habe; nein, Du bist nicht so, Du bist noch herrlicher. Ohne Dich zu finden, hätte ich verkommen müssen. So viele Männer

und kein Mann. Da bin ich irre geworden, ganz irre und habe nimmer gewußt, was ich will und soll. — Kein Fürst wärest Du? Ein Mann der Arbeit im Walde? Und wilt mir von seiner Liebe nur einen Heller schenken und mich wieder fortschicken? — Martin, so bin ich nicht. Ich will Dich ganz haben, nicht für heute und nicht für morgen — zum Altar mußt Du mit mir!“

„Juliana!“

„Du hast die Thür verschlossen. Oeffne sie!“ Die Worte waren mit Hoheit gesprochen.

„Die Thür habe ich nicht verschlossen,“ sagte Martin. „Dem frei stand, in mein Haus zu treten, dem steht auch frei, es zu verlassen. Ich habe an Euch die Demuth der Fürstin und den Stolz des Weibes gesehen. Ich achte Euch sehr. Und Ihr werdet mit Achtung vor dem Mann aus dem Volke scheiden.“

„Nein,“ sagte Juliana unter Thränen lächelnd, „scheiden werden wir nicht. Auch Du hast Niemanden außer mich, ich weiß es. Du hast mich lieb, es kann gar nicht anders sein.“

In seinem Blicke war die Bestätigung dessen wohl zu sehen. Mit Mühe gelang es ihm, fest und aufrecht zu bleiben. In seinem Herzen stritten wild wie auf einem Schlachtfelde leidenschaftliche Empfindungen, von welchen Juliana keine Ahnung hatte. Liebe und Zorn — und noch andere Dämonen.

„Ich werde jetzt auf kurze Zeit von Dir gehen,“ sagte Juliana. „Nur will ich Dich etwas fragen.“

Er blickte sie an und war der Frage gewärtig.

„Martin,“ sprach sie, „wenn ich es hingebe . . .“ Da versagte Ihr die Stimme. Nach Athem rang sie und fuhr fort: „Wenn ich es hingebe, was nicht mein ist, und wiederkomme . . . Nimmst Du mich dann?“

Er drückte ihre rechte Hand, schaute Ihr ernst und gut ins weinende Auge — und schwieg.

„Wir sehen uns bald!“ rief sie und verließ rasch das Haus.

---

Solches ist vorgefallen an jenem Sonntage im Waldhauje des Schatt.

Eine Stunde später sah man die seltsame junge Frau zur Wanderschaft wohlgerüstet die Matte hinangehen. Die Angla saß vor der Hütte neben ihrem Manne und neben ihrem Bruder und sprach unumwunden ihre Ueberzeugung aus, daß es mit dieser Person nicht richtig sei. Dem Strafhanje oder dem Irrenhanje entsprungen!

„Niemandem entsprungen,“ sagte der Bruder. „Verliebt. Männern nachlaufen. Er ihr einmal die Seel verschrieben. Mit Blut verschrieben. Nimmer los können. Sein Lebtag nimmer.“

„Gnet ischt's,“ bestätigte der Andere.

Bald darauf kam der Jakel heim. Er berichtete, die Männer, nach denen er ausgeschildt worden, drüben in den Unjümpfen gefunden zu haben. Er hätte sie herführen wollen, da sei ihnen hier oben bei den Tannen die junge Frau

begegnet und mit der wollten sie umkehren. Noch saßen sie oben und hätten Wein. Und er, der Jasel, müsse auch wieder mit ihnen, sie hätten ihm einen rothen Ducaten versprochen, und auch daß er heiraten dürfe, wenn er groß sei.

„Den rothen Ducaten nimmst,“ rief der Oheim. „Das Andere überlegst Dir noch.“

Der Vater Sauschwamm griff an seinen Rücken, nestelte dort die leere Tabaksblase vom Gürtel und hielt sie dem Knaben hin, daß der sie drüben im Scharnthal füllen lassen solle.

„Das brauch't's nit!“ fuhr die Angla dazwischen und riß ihm die Blase aus der Hand. „Soll Buchenlaub rauchen, wenn's schon gencbelt sein muß. Sauschwamm!“

„Guet isch't's!“ sagte der Alte.

Vom Blochhanse herab kam Martin. Er trug dem Bruder der Angla auf, Nahrungsmittel in einen Sack zu thun, denselben sich auf den Rücken zu binden, zu den Leuten unter den Tannen hinaufzugehen und ihnen ein Wegweiser zu sein bis ins Scharnthal.

„Der Beutel gehört nit Dein!“ sagte dieser Bruder, riß der Schwester die Tabaksblase aus der Hand, um sie drüben für den Schwager füllen zu lassen. Der Franziskus Sauschwamm gewahrte diesen Vorgang mit Befriedigung und dachte ganz still bei sich: Guet isch't's! —

Als die Menschen, unter ihnen Juliana, von den Tannen fortzogen, blickte ihnen Martin aus der Ferne nach. — Sie kommt nicht wieder, so sann er. Falsch ist nicht in ihr, allein, tritt sie nur erst wieder in ihren Bannkreis, so wird die



Fürstin das Weib tödten. Sie wird vernünftig sein. Sie kommt nicht wieder. —

Er nahm die Axt, ging hinein in die hintere Rodung und begann einen Baum zu fällen. Besser die Sonntagsruhe zu brechen, als in Thatlosigkeit dem wilden Pochen eines blutenden Herzens zu lauschen.

\* \* \*

Der diesen Begebenheiten folgende Winter verging ereignißlos. Zwei Briefe liegen dem Erzähler vor, die im Laufe desselben geschrieben worden sind und welche auf die Entwicklung der Dinge ein leichtes Streiflicht werfen. Der erste dieser Briefe lautet:

Forsthaus.

Mein liebe Fürstin!

Es ist nit anders und es ist nit anders, ich hab Dich beleidigt. Wie ich dazumal hin gekommen aus dem Schatt, hab ich Tag und Nacht gewartet auf Dich. Wer nit kommt und nit schreibt, das ist meine Juliana. Jetzt sind zwölf Wochen vorbei und ich hab nimmer schreiben wollen und mir gedacht: Ist auch das vorbei. Ist ein glückseliger Traum geweest. Aber es laßt mir keine Ruh, ich kunnt nit leben und nit sterben, wann ich's nit auf gleich machen wollt. Solche Sachen soll man nie still einschlafen lassen, oft ist nur ein Mißverständnis, daß man leicht aufdecken kann. Ich sehe es freilich wohl ein, daß es nit geht bei so einer Frau, mit gemeinen Leuten so sein,

und wann sie's auch zehnmal wollt, denn das weiß ich ja ganz gewiß, daß Du mir gut bleibst. Muß Dir nur noch tausendmal Dank sagen für die Lieb und Ehr zu mir, meinem Mann und Kind. Und Dich kniefällig um Verzeihung bitten. Gesehlt hab ich wohl schwer, daß ich Dich verlassen hab dazumal in der Wildniß. Aber weiß halt nit, was das ist, vor diesem Menschen muß ich schandern. So habe ich den Kopf verloren.

Alsdann wirst einen Brief bekommen haben, für den ich auch um Verzeihung bitten muß. Was geht's mich an, Du bist ja frei und geseit und hat Dir Niemand vorzuschreiben, vor wem Du Dich hüten sollst. Ist wohl ein besonderer Mensch und halt ich ihn nit für schlecht. Wirst schon selber gewußt haben, wie Du dran bist. Weil ich gar nichts von Dir gehört, so hab ich heilig gemeint, Du wärst noch im Schatt und wolltest dort allein sein und ist mir zum Weinen geweest — vor Schmerz oder Freud, ich weiß es nit. Und hab's gar nit glauben können, wie ich auf einmal hör, daß Du wieder in Deinem G'schloß bist und regierst. Jetzt hab ich erst gewußt, wie es steht, daß Du auf der Rückreise an unserem Haus vorbeigangen bist und daß es aus ist. So natürlich ist das und kann es gar nit glauben, daß es einmal anders war. Traurig bin ich wohl, aber das Gedenken an die vergangene Zeit geb ich nit her und nit um alles Gut auf der Welt. Ich bleib Dir's und schau aus der Fern in Lieb und Ehrfurcht auf Dich hin und will beten für Dich alle

Morgen und Abend, daß Du glücklich wirst. Mein Mann und mein Franz lassen Dir ehrerbietig die Hand küssen und ich verbleibe, geliebte Fürstin, bis in mein Grab Deine getreue

Maria Baumgartner.

Eine Antwort erwartete die Förstersfrau nicht. Es vergingen Wochen und Wochen. Da kam plötzlich ein Schreiben aus der Residenz, von Edenstein durch einen eigenen Boten ins Forsthaus geschickt. Dieses Schreiben lautete also:

Schloß am Hof.

Es geschieht mir ganz recht, liebste Maria. Dein harter Brief hat mir weh gethan, aber ich verdiene nichts Anderes. Entschuldigen kann ich mich heute nicht, nur davon bitte ich Dich überzeugt zu sein, daß mich Deine schnelle Abreise im Schatt wohl überrascht, aber nicht beleidigt hat. Und der Brief war mir ein neuer Beweis Deines Freundesherzens, dessen es freilich nicht mehr bedarf. Warum ich mich auf der Rückreise nicht bei Dir angemeldet habe, das wirst Du vielleicht später einmal erfahren, einstweilen muß ich es leiden, wenn Du Dir Deinen Theil über mich denkst. Denke, was Du willst, denke das Unmögliche, nur das nicht, daß ich Deiner vergessen könnte. Du wirst noch alles begreifen.

Mein Aufenthalt in Euren Wäldern ist ein bißchen übel vermerkt worden. Ich glaube es gerne. Dem Hof war's zu viel, mir noch zu wenig. Und Manche wieder — so

dünkt mich fast — hätten nichts dagegen gehabt, wenn ich in den Wäldern verblieben wäre. Es ist eine erregte Zeit und wird immer unheimlicher. Die Menge wünscht Volksherrschaft, für welche sie den Führer von Zeit zu Zeit selber wählen kann. Und ich sehe nicht ein, warum man sich aufdrängen soll. Ich habe gewiß niemals gezittert vor dem Schicksale meines Theims; von Solchen, die man einschüchtert, bin ich keine. Wenn ich nur Kraft hätte! Dem ist aber anders, liebe Freundin. Wie Vieles, was ich zum Guten führen wollte, ist zum Schlimmen ausgefallen. Zum Regieren gehört ein Mann, da nützt alles nichts.

Ich sage Dir nur, Maria, es bereiten sich wichtige Dinge vor. Vielleicht kann ich auch einmal so glücklich und im Frieden leben, wie Du. Bleibe mir nur gut. Kinder und Fürstinnen sind manchmal launenhaft und störrisch, man muß Rücksicht mit ihnen haben. Schreibe mir, wie bei Euch der Winter ist, ob im bösen Schatt viel Schnee liegt und sonst was es Neues giebt in Eurer Gegend.

Verlachtet mich nicht ob der beiliegenden Kleinigkeit und gedenket manchesmal

Eurer

Juliana.

• • •

Als im nächsten Jahre der Frühsummer kam, ging es lebhaft her bei dem Martinshaus im Schatt.

Wo im vorigen Sommer frische Rodung gewesen war, da grünte jetzt ein Kornfeld; nebenhin, von schmalen Gräben

durchzogen, prangte eine Wiege im üppigsten Blumenstoc. Der Waldstreifen weiterhin bis zum Wasserfall war gefällt und an dem verkorrten Tannenforst gegen die Moore hinaus hieben und sägten Holzsäger. Wege wurden angelegt, theils durch Aufschütten von zer Schlagenen Steinen, theils durch Überbrückung mit Holz. In die Gegend des Wolfsgangberges hin war solchergestalt ein Fußsteig gezogen worden. An der unteren Hütte wurde aus Urwaldstämmen ein Stall mit Scheune und Tenne gebaut. Am Bache unterhalb des Felswändchens, über das er sprang, huben zwei Männer Lehmgrund aus zu einer Mühle. Das Blockhaus erhielt einen Zubau, der viel größer ausfiel als das ursprüngliche Gebäude. Martin leitete alle Arbeiten und legte selbst Hand mit an. In den Feierabenden, wenn die Leute in ihrer Hütte kochten oder scherzten, oder im Freien umherlagen und ihre Weisen rauchten, saß er in seiner Stube, zeichnete oder schrieb.

Die Stube war noch unvollständig eingerichtet. Ein neuer, festgefügtter, aber nach guter alter Zeichnung gebauter Schrank stand da; die übrigen Geräthe waren roh und nur wie für kurze Weile aufgestellt. Mehrere Kisten standen umher, welche Postthiere durch den Wald geschleppt hatten, aber noch nicht ausgepackt waren. Bücher und Briefschasten lagen da; an der Wand über dem Arbeitstisch hingen in Handzeichnung die Bildnisse von zwei alten, gütig dreinblickenden Menschen.

Manchmal blätterte Martin in alten Notizbüchern aus froher Studentenzeit, als wollte er darin Ersatz suchen für die Einsamkeit, in der er lebte. Welch ein frischer, heißer

Puls war durch dieses Studentenleben gegangen! Welche Ideale! Welch begeisterte Vaterlandsliebe! Welch sonnige Lebenslust und welch glühender Freiheitsdrang! Manche Seite dieser Blätter röthete in Kampflust seine Wangen, manche überschlug er mit Grauen. — Unter denen, an welchen sein Auge einmal mit Wohlgefallen haften blieb, war das Blatt mit der Idylle vom See . . . Was nur aus ihr geworden sein mag, daß alle Spur vergangen — alle Spur . . .

Vorbei. Ein ernstes Schicksal war über ihn gekommen, ein Leben voller Arbeit und Gefahr. Die Ideale waren blaß geworden, bis auf eines — das war roth wie Blut. Es war Vieles anders geworden, als er sich's gedacht. — Endlich ist ihm nichts mehr geblieben, als die stille Freude am ländlichen Schaffen.

In neuesten Tagen hatte er versucht, Fühlung zu gewinnen mit der Welt. Er las manchmal in Büchern und Flugschriften, die der Josef alle Wochen einmal vom Scharnthal herüberbrachte. Draußen im Lande gingen Dinge vor, die seine volle Theilnahme hatten. Auch war es gelungen, von dem aus politischen Gründen in Beschlag gelegten Vermögen seines Vaters Theile frei zu machen, vermitteltst welcher er nun seine Ansiedelung im Schatt so wesentlich zu heben vermochte. Viel näher gingen ihm aber andere Ereignisse, die das Vaterland betrafen und die er aus ganzem Herzen segnete.

Eines Tages, gerade am Pfingstfeste war's, als Martin mit seinen Leuten auf der blühenden Matte versammelt war,

um der Andacht zu pflegen — eine geplante Capelle konnte erst im nächsten Jahre gebaut werden. — Hörte man das Traben von Pferden. Aus dem Dickicht hervor den Waldsteig kamen zwei Reiter und eine Reiterin.

„Laßet es gut sein und begeheth das Fest in Fröhlichkeit,“ sagte Martin zu seinen Genossen, dann ging er den Aufkömm-lingen entgegen, entblößte sein Haupt und reichte der Reiterin die Hand, daß sie vom Rosse steige. Er that das mit großer Gelassenheit, aber seine Augen leuchteten in hellen Freuden. Sie stieg vom Pferde auf den grünen Rasen. Und als sie auf demselben stand, legte sie die beiden Hände in die seinen und sagte: „Nun, Martin, jetzt bin ich da!“

Er beugte sich und küßte ihr die Hand.

Sie schauten sich an und endlich sagte er mit leiser Stimme: „Ich hätte es nicht gedacht.“

Sie blickte ihn fragend an.

„Ich hätte es nicht gedacht, daß Du so groß bist,“ sagte er.

Dann ließ er sie ein wenig allein stehen und gab Anordnung, daß die Reisebegleiter und die Pferde in Hut und Pflege kamen. Und als das geschehen war, nahm er die junge schöne Frau ganz sachte an der Hand und führte sie in sein Haus. Kaum er die Thür hinter sich angelehnt hatte, fiel sie ihm um den Hals und küßte und herzte ihn unter Schluchzen und Jubeln. — „Wie glücklich! Wie glücklich!“ Ein anderes Wort brachte sie kaum hervor.

Martin stand und ließ den Freudenstrom über sich ergehen. Als sie endlich ein wenig ruhiger geworden war, nahm

er das Wort und sagte: „Glücklich bin ich. Du opferdest mir eine Krone.“

„Du weißt es?“ fragte sie.

„Ich sah es. Du hast Kämpfe durchgerungen, bevor es Dir gelang, der goldenen Kette zu entkommen, die weder Dir noch dem Volke zum Heile sein konnte. Du hast tapfer gestritten mit Dir selbst.“

„Gott weiß, es war ein thörichter Kampf,“ sagte Juliana, „wie ich mich nur so lange besinnen konnte, eine solche Last für ein solches Glück hinzugeben!“

„Ehrenvoll hast Du Dich aus dem Handel gezogen,“ sprach Martin, ihre Hand fest in der seinen haltend, „Dein Manifest zu Gunsten der Volksherrschaft ist ein Geschenk an Dein Vaterland, um das Dich noch die Zukunft preisen wird. Ich habe kein Wort, um Dir zu danken.“

„Dank in Worten erwarte ich nicht von Dir,“ versetzte sie.

„Du hast eine beschwerliche Reise gehabt?“

„Wir sind von Edenstein her seit gestern auf dem Wege,“ antwortete sie, „die Nacht haben wir in der Kloberschachhütte zugebracht; heute sind wir seit Frühestem zu Pferde und nun — nun frage ich den Herrn des Martinshauses, ob ich hier daheim bin?“

„Sei mir willkommen!“ sprach Martin. „Ich wollte, daß ich Dir zuvorgekommen wäre, um in Edenstein Dich zu werden.“

„Mit diesen Worten hast Du geworben.“ Sagte sie. „Freund, wie ich es Dir leicht mache! Und mir ist es recht,



aller Welt zeigen zu können, daß ich für den geliebten Mann ein Fürstenthum hingegeben habe.“

„Sie wird es unerhört finden.“

„Aber die Klugen werden mir recht geben. — Nur Eins, Martin, wir wollen nicht viele Förmlichkeiten haben — deren bin ich satt — ich habe Dich erwählt zu meinem Manne, und es ist Dein Wille, daß wir beisammen bleiben?“

Sie reichten sich die Hand und das war die Verlobung.

„Doch nur die Verlobung!“ sagte sie. „Aber wenn Du willst, kannst Du mir einen Kuß geben.“ Martin ließ sich dazu nicht lange bitten. Sie beugte ihr Haupt nach rückwärts, er hielt es in seinem Arme, neigte sich und drückte seinen Mund auf den ihren so fest und glühend, daß ihr Hören und Sehen verging.

Als das wiederholt geschehen war und sie sich fachte auseinander gelöst hatten, sagte er zu Juliana: „Wir sind aber noch nicht so weit. — Du bist ein leichtsinniges Weib. Du nimmst einen Bräutigam, ohne, wie mich dünkt, mehr von ihm zu wissen, als daß er eines Doctor der Rechten Sohn ist, selbst ein solcher werden wollte und plötzlich in den Wald ging, um ein Landgut urbar zu machen. Wenn Du nun die Braut eines Ränberhauptmanns wärest!“

Sie schaute ihm einen Augenblick verblüßt ins Gesicht und antwortete: „Das würde an der Sache nichts ändern. Wer Du auch sein magst, Du bist der Mann, den ich liebe.“

„Bevor wir am Altare stehen, wird der Priester fragen, ob ich nicht etwa gegen andere Personen Verbindlichkeiten habe?“

„Martin!“ rief Juliana und hastete mit beiden Händen nach ihm, als ob sie ihn festhalten wollte, daß er nicht versinke in einen Abgrund.

„Der Amtmann wird fragen, ob mein Leben bisher ein unbescholteneß gewesen, ob ich nicht etwa brandgestiftet oder gemordet habe?“

„Du böser Mann!“ lachte nun Juliana auf, „in so wichtiger Stunde Scherz zu treiben! Du bist ja mein Vertrauen.“

Er aber war sehr ernst und nach einer Weile sprach er: „Wenn Du also mit mir zufrieden bist, so sagen wir: Gott und Amen. — Und nun wollen wir sehen, daß wir ein leidliches Essen bekommen. Die Sorge um derlei wird mir hoffentlich bald meine Hausfrau abnehmen. Dein Gemach kauft Du, es soll Dir wohlbekommen.“

So ist zur selben Stunde in heiterem Ernste das Band gestochten worden zwischen diesen zwei Menschen. Wie die nächste Zeit verging und das endliche Geschick sich vollzog, das soll in den folgenden Blättern einfach und treu erzählt werden.



Das Gemach, welches Juliana im Martinshause bewohnte, war genau noch so bestellt, als im Jahre zuvor; nur lag vor dem Bette auf dem Fußboden ein Wolfsfell, dessen Schwanz sehr drohend gegen das Kissen hin grinst, auf dessen wolligen Flaum aber die zarten Füßchen der jungen Frau jeden Morgen

ruhig niederstiegen. In der Vorstube waren der Tisch und die Schränke und andere Einrichtungen, wie sie zur Bequemlichkeit und Schönheit einer Wohnung dienen. An der Ecke stand nun ein großer, braunglasirter Kachelofen, in welchem einmal — da über Nacht Frühlingsreif gefallen war — ein Feuer knisterte.

Martin wohnte in seinem neuen Gefasse. Juliana bekam ihn oft lange nicht zu sehen, da er bei den zahlreichen Arbeitern war und auch mit ihnen speiste, während ihr stets ein besonderes Wohl in ihrer Stube aufgetischt wurde. Fast jeden Tag stand in der Ansiedlung etwas Neues da, war's eine Bretterhütte, war's eine Zimmerung, ein Dachstuhl, eine Brücke, eine Planke oder auch nur eine Bank, auf der man sitzen und dem wachsenden Gehöfte zusehen konnte.

Juliana trug nicht mehr das theils waldbäuerliche, theils phantastische Kleid, wie im Vorjahre, sondern den bequemen und geschmackvollen Anzug einer Städterin, wenn sie auf dem Lande ist. Sie ritt manchmal mit den Männern aus, die sie von Edenstein her mitgenommen hatte, oder sie machte allein kleine Spaziergänge. Einmal des Tages, gewöhnlich gegen Abend, kam Martin zu seiner Braut, um sie zu einem Waldgange einzuladen.

Wie sanft und freundlich floß da ihr Gespräch!

Von der Vergangenheit der Fürstin war selten die Rede, er fragte sie nicht darnach, und ihr schien das recht zu sein. Einmal nur hatte sie vor sich hingeseufzt: „Vergangen ist's, wäre es nur auch vergessen!“ — Uebrigens schien sie ganz fertig

zu sein mit der Welt, sie hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen. Das Fürstenthum wurde einstweilen verwaltet durch einen gewählten Rath. Juliana hatte sich vorgenommen, alle Erinnerung so viel als möglich zu ersticken, auf Edenstein so schlicht hinzuleben wie eine Bürgersfrau, im Walde so unwissend zu sein wie eine Hirtin. Die Liebe stand ihr hierin bei. Hätte sie nur immer bei ihm sein können, es wäre vergangen auch vergessen gewesen.

Eines Tages beklagte sie sich auf einer Waldwanderung mit ihm, daß er sie so viel allein lasse.

„Ja, so seid Ihr Frauen,“ lachte er. „Ihr habt nichts als die Liebe zu thun, wir Männer müssen nebenbei auch einiges Andere besorgen. Jetzt, zum Beispiele, muß ich ein Haus bauen für mein Weib. Ich kann es nicht ertragen, Juliana, daß Du länger dieses Unfertige und Unbehagliche sehen sollst. Wenn das Nest hergestellt ist, mögen wir es uns wohl sein lassen. Vorher heißt es schaffen und wachen, daß alles in voller Richtigkeit gedeihe.“

„Gedenkest Du denn immer hier zu bleiben?“ fragte Juliana.

Martin antwortete: „Als ich vor zwei Jahren diesen weistentlegenen und doch fruchtbaren Boden auffand und erwarb, war ich fest entschlossen, dieses Feld für das Wirken meines Lebens zu wählen. Seither hat sich freilich Manches so geändert, daß ich mir in einer milderer und geselligeren Gegend ein Haus gründen könnte; nun aber bin ich mit dieser Scholle bereits verwachsen. Und wir werden hier ja nicht allein bleiben.“

Juliana mußte bei diesen letzten Worten ein wenig erröthen. „Es werden neue Ansiedler kommen,“ fuhr er fort, „die im Schatt roden, Häuser bauen und die Erde fruchtbar machen. Denn die Welt wird ja doch zu enge und es ist gut, Wildnisse zu reuten und ihren Grund der Menschheit dienstbar zu machen. Wo Menschenhände schaffen, da thut auch die Natur gern das ihre. Ist erst der Urwald geschlagen, so werden manche Sümpfe sich wohl selber trocken legen, und Striche, die dem Feldbau etwa nicht ge-  
deihlich sind, werden ergiebige Wiesenwirthschaft zulassen. Man glaubt es nicht, wie viel Kraft in einem Boden ist, der seit alten Zeiten von modernem Walde, von verwehenden Pflanzen und Thieren aller Art gedüngt worden. Du hast vor einem Jahre die Früchte meines Gartens doch gesehen. In diesem Sommer werden sie noch üppiger sein.“

Sie standen nun auf der Höhe unweit des oberen Wasserfalles und überblickten den ganzen Plan, auf welchem sich der Hof erheben sollte, der freilich für ein nicht sachverständiges Auge jetzt noch zerfahren und regellos schien. Ueberall pochte und hämmerte es, das Scharren der Säge war zu hören, die Leute waren eifrig. Zugthiere schleiften klotzige Baumstämme herbei, die behauen oder gespalten wurden, und die Zimmerbäume klangen wie dumpfe Stößen, wenn sie aneinanderprallten. Dort im Sedgart wurde ein neuer doppelchariger Pflug versucht, der erst angekommen war und an welchem ein Knecht sich in den Vortheilen übte, die ihm Martin tagsüber gezeigt hatte.

„Und dort unten also,“ unterwies Martin hier seine Brent, „dort, wo die Hütte steht, wird das Wohnhaus für die Leute werden; es soll an vierundzwanzig Personen fassen. Die Stallungen und Scheunen, die bereits stehen, werden vergrößert. Die Getreidemühle mit dem Backofen und der Badestube soll noch in diesem Herbst fertig sein. Das Mordhaus lasse ich stehen wie es steht, es ist mir ein Heiligthum. Daran schließt sich das Familienhaus, in welches wir hoffentlich noch vor dem Winter einziehen werden. Zwischen dem Familienhause und den Wirthschaftsgebäuden wird ein freier Platz sein; zur Rechten desselben der große Gemüsegarten, an den sich ein Ziergarten schließt, zur Linken eine Baumschule, in welcher ich alle Arten von Gewächsen, die hier fortkommen können, zu versammeln gedenke. Auf diese Baumschule freue ich mich ganz besonders.“

„Wenn Du Dich im Großen mit der Waldpflege abgeben willst, so weiß ich Dir einen tüchtigen Förster,“ so unterbrach ihn Juliana, sie erschrak selbst vor der Bemerkung, da sie sich jetzt erst wieder an das Verhältniß erinnerte, in welchem die Baumgartnerleute zu Martin standen. Zum Glück überhörte er den Einwand und fuhr in der Erklärung seines Planes ruhig fort: „Dort unten hinaus, wo jetzt noch Strupp und Wald ist, werden die Wiesen sein, und die Felder lege ich an jene sonnseitigen Felsen, die zum Theile schon gerodet sind. Ich will trachten, noch weitere Theile des Waldes zu erwerben. Wenn durch den Schatt erst fahrbare Wege angelegt sind, wird auch die Holzwirthschaft sich lohnen.“

Das freut mich alles heute schon. — Ich bin zudem ein bißchen ehrgeizig," schloß er, „und wenn diese Gegend, die bis jetzt mit der verrufenen Wildniß bedeckt gewesen ist, ein blühendes Thal sein und etwa Martinsheim geheissen wird, so werde ich darüber selbst im Grabe noch vergnügt sein."

„Und mein schönes Edenstein wird ganz vergessen?" rief Juliana aus. „Ein prächtiger Winteritz, Martin, Du solltest ihn nicht verschmähen."

„Zum Schloßherrschen werde ich nicht taugen," entgegnete er lächelnd, „zudem wird das Martinsheim auch im Schutze des Hausvaters nicht entbehren können."

„Es giebt auch auf dem Hofe Edenstein viel zu schaffen für den Landwirth," bemerkte sie.

„Es soll nicht verwaissen," jagte Martin. „Stets am nächsten aber wird mir das sein, was ich selbst gegründet und gestaltet habe, und wäre es auch recht bescheiden."

Juliana zerpflückte einen Grashalm und dachte dabei: Nachgeben wird der nicht. Es ist entzückend, wie er eigensinnig ist. Dann sagte sie: „Wie Du willst, Martin, ich werde gerne auch im Winter hier sein."

„Und ich werde gerne manchmal nach Edenstein gehen, wenn es Dir lieb ist," versetzte er, „ich denke, es wird sich etwas aus ihm machen lassen."

Während Martin seiner Braut so die neue Ansiedlung erklärte und deren Zukunft andeutete, hielt er ein Blatt Papier mit dem Plane dieser Ansiedlung in der Hand. Nun war ihm das Blatt zufällig zu Boden gefallen. Es lag auf dem grünen

Moose, und als er darnach langen wollte, flog es wie flüchtend von seiner Hand davon und in die Luft empor, wo es ein paar mal um sich tanzte und dann zu Boden sank.

„Siehst Du das?“ fragte Martin. „Es ist lebendig geworden.“

Juliana war vor dieser Erscheinung fast erschrocken. Wie kann in der schweren, todtenruhigen Luft ein Blatt Papier aufspringen und in die Höhe fahren gleich einem geschendten Vogel!

„Wenn man bedunkt,“ versetzte Martin sinnend, „daß Alles und Jedes für sich eine Seele hat, durch die es manchmal eigenmächtig lebt und webt, so ist es zu verwundern, daß trotzdem alles im Ganzen dem Willen des Menschen dient. Manchmal widerstrebend zwar und boshaft ihn neckend, wie eben dieses Blatt, aber schließlich doch ein unterthäniger Diener bleibt. Ja, mein lieber Plan, ich habe dich schon wieder!“

Juliana wunderte sich nicht über die Unterthänigkeit eines armseligen Blattes; sie fühlte recht deutlich, wie selbstverständlich und süß es war, dem Herrn der Schöpfung ergeben zu sein. Sie schmiegte sich an seinen Arm und so schritten sie waldeinwärts.

Die Luft war schwül, das Licht düster und Juliana hoffte, sie würden schon ein lauschiges Plätzchen finden, wo sie sich niederlassen und einmal von Wirtschaftsangelegenheiten unbehelligt so recht traulich miteinander plaudern könnten. Es war ihr unfaßlich, daß ein Brautpaar etwas



Anderes sinnen und sagen konnte, als Liebe. Sie sah gar munter und rosig aus, noch weit schöner als im vorigen Sommer, wo sie gehebt gewesen war von der Unruh des Herzens. Ihr großes Auge war durchdämmert von einem sanften Feuer, das zeitweilig, wenn Martin gerade und fest in dasselbe blickte, fast grell aufloderte wie Herdgluth, in die man Oel gießt. Dann zuckte auch leise ihre volle Oberlippe, Gedanken verrathend, die nicht ausgesprochen wurden. Ihr langes Haar hing in zwei güldenen Flechten über den Nacken hinab; weil aber jeder Reisigzweig, an den sie strich, sich nach diesem Golde ausstreckte und die Maid festhalten wollte, so hob Martin die Flechten und wand sie um das liebe Haupt zu einer Art von Krone.

„Drückt sie?“ fragte er.

„Nein, dieje nicht,“ war ihre Antwort.

Der Himmel hatte sich ganz undunkelt, über allen Wipfeln schwere Stille; es wetterleuchtete. Unsere Wanderer erstiegen eine Anhöhe, von welcher aus weite Waldstrecken zu übersehen waren. Sie begehre weiter nichts zu sehen, versicherte Juliana und suchte in seiner Miene zu lesen, ob er keine Besorgniß eines Gewitters wegen habe. Da er vollkommen ruhig war, suchte auch sie sich zu beruhigen. Sie, die sonst gleichgültig gewesen gegen derlei, bangte jetzt vor jeder Gefahr. War doch ihr Leben so unermesslich an Werth gelegen!

Auf der Höhe lag ein breiter, graubemooster Stein, über welchen zahllose Ameisen aufgeregt hin und her liefen. Martin

brach vom Haselnußstrauch einen Zweig und säthelte die Thierchen zum Erdbreich hinab, dann setzten sie sich auf den Stein. Sie legte ihre Hände in den Schoß und er legte in die ihren seine Rechte hinein, daß sie wie in einer weichen Wiege lag.

Juliana hatte sich vorgenommen, heute einmal über die Vergangenheit ihres Bräutigams zu sprechen, es gelüstete ihr doch, von seiner früheren Jugend zu hören und wie er sich bisher gegenüber dem weiblichen Geschlecht verhalten habe. Vor nichts bangt eine Frau mehr als davor, daß sie ihrem Geliebten nicht die Erste sei, und nichts macht ihn in ihren Augen liebenswürdiger und unwiderstehlicher, als die Vorstellung, daß er in der Liebe schon Sieger gewesen.

Es kam aber zu keinem derartigen Gespräche. Sie saßen nebeneinander da und schauten schweigend in das grauenhaft wilde Firmament hinein.

Einen solchen Himmel hatte Juliana noch nicht gesehen. Er war nach allen Seiten hin — so weit das Auge ihn erreichte — vollgedrängt von Wolkencuballen, die grau und schwer wie ungeheure Bleiwuchten aneinandergepreßt die Erdscheibe einwölbten. Daß über diesem Gewölbe noch die Sonne stand, wer konnte es glauben! Im Schatt war es so finster, daß Juliana auf dem Antlitz Martin's den Ausdruck der Verzagtheit, und Martin auf dem ihren den der Angst nicht sehen konnte. Einzelne Wollenpartien waren im tiefsten Blau, wie klarer Nachthimmel ohne Sterne, andere fast ganz schwarz wie Eisenklacken. Wenn man mit einem Hammer nach ihnen

hätte schlagen können, sie müßten einen metallenen Schall gegeben haben, so hart und ehern sahen sie sich an. Dabei wogten und wirbelten sie unaufhörlich, und obzwar man das Verwandeln nicht eigentlich vor sich gehen sah, die Verwandlung sah man doch in jedem Augenblicke. Ueber dem fernem Wolfgangberge stand das finsterste Ungeheuer; es war eine gleichmäßig blauschwarze Wucht, die breit und massenhaft gegen den Zenith aufstand, sie hatte blasser, hochgerundete Mäuler und in ihrem Spiegel suchte zuweilen ein mattröther Schein.

„Laß' uns eilen,“ sagte Juliana endlich, „es naht ein schweres Gewitter!“

„Ist ihm nicht so ernst, als es sich stellt,“ beruhigte Martin, „es sind alle Bergspitzen frei und die Spechte fliegen hoch über den Wipfeln.“

Jetzt war es aber unten in der Thalung zu sehen, als ob aus einzelnen Baumwipfeln mondcheimblaue Lichtsäulen aufstiegen. Sie stiegen sachte empor und verschwanden und schimmerten aufs neue. Weiter hin in der dämmernden Ebene lag ein phosphorglanzblauer Aether. Juliana hatte die Erscheinung ja schon im vorigen Jahre gesehen.

„Alles ist voller Electricität,“ bemerkte Martin. „Wir werden am Ende doch ein Schauspiel erleben. Aber Angst wäre thöricht, weil wir hier so sicher sind als anderswo und weil wir nichts dafür und nichts dagegen thun können.“

Julianen muthete es fast wunderlich an, daß einmal auch dieser Mann nichts sollte entgegen thun können. Es war ihr

nicht klar, daß in unabänderlichen Gefahren der Mannesmuth „Ergebung“ heißt.

Martin's Auge haftete an einer finsternen Wolkenschichte. Dieselbe sandte dort einen lichtweißen Nebelzipf senkrecht nieder, der sich immer mehr schlauchartig verlängerte, bis er auf die waldblaue Ebene stieß. Wie ein ungeheurer Trichter stand die weiße, seltsame Gestalt, die nun auf dem Boden auseinanderfloß, segelförmig wie niederrieselndes Wehl. In der Luft war ein feines Knattern, wie von einer fernem Feuersbrunst und im Nebeltrichter flog ein Wust von dunklen Körpern auf und nieder und tanzte in demselben.

„Was ist das um Gotteswillen!“ rief Juliana.

Martin antwortete nicht sogleich, sondern war versunken im Anschauen des Naturspieles.

„Das ist,“ sagte er endlich, ohne ein Auge davon abzuwenden, „das ist dieselbe Geschichte, wie vorher mit dem Papierblatt: Wirbelwind. Aus den Wolken ist eine Windhose niedergesprungen, und wie früher das Blatt geflogen ist, so fliegen jetzt dort die Fegen der zerrissenen Bäume und der aufgewirbelte Sand.

„Das wird größer,“ sagte Juliana.

„Es saugt die Splitter und die Baumwipfel auf,“ sprach Martin, „ganze Majenscherven gräbt es los und schleudert sie empor, Vögel, Hasen und Rehe mit ihnen. Siehst Du, jetzt geht es weiter nach rechts, hintenher bezeichnen die weißen Strünke und entshälten Stämme seinen Weg.“

„Es kommt näher!“ rief Juliana und barg ihr Haupt an Martin's Brust.

Thatsächlich zog die Windhose sich gegen die Ansiedlung, die so still und scheinbar wohlgeborgen in der Niederung lag. Im Wirbel flogen schraubenförmig allerhand dunkle und weiße Körperchen und plötzlich war es, als spränge in demselben ein blinkender Strahl auf. Der Schlauch war an die Tümpel gekommen und sog dort Wasser in seinen luftleeren Raum. Das Knattern währte fort und manchmal war es wie das schmetternde Schnalzen eines Baumstammes, der mitten auseinander gerissen wird.

Die Windhose war licht und wuchtig wie eine Marmorsäule, welche das Gewölbe des Himmels zu tragen hat; man hätte sie für einen festen Körper halten müssen, wenn nicht immer wieder in ihr die fliegenden und tanzenden Punkte der Splitter, Baumwipfel und Erdsenken zum Vorschein getreten wären.

„Es kommt näher!“ schrie Juliana.

Martin schwieg. Die drückende Luft war noch todtensstill gewesen, allmählich erhob sich ein eigenthümliches Säusen, das immer heftiger ward, während der Nebeltrichter von Secunde zu Secunde sich merklich vergrößerte. — Martin sah im Geiste sein Haus zerrissen in tausend Splittern gegen Himmel fliegen, mitten in einem wirbelnden Staubmeere tanzen und dann in alle Winde sich verstreuen . . .

„Wir werden auch fliegen!“ sagte Juliana und ihr Auge klammerte sich an seinen Mund, als wollte sie ihm ein Nein entreißen.

Aber Martin schwieg.

Jetzt war es, wie das dumpfe Knallen eines Schusses, ein Windstoß hatte aus Ohr geschlagen. In demselben Augenblicke riß der Nebelschlauch in der Mitte, dort wo er am Dünsten war, entzwei. Nun waren zwei Trichter, der eine in den Wolken mit seiner Röhre nach unten, der andere auf der Erde mit seiner Röhre nach oben. Sie gingen auseinander; der auf der Erde wirbelte rasch gegen die Richtung des Wolfsgangberges hin, ans Gebirge stoßend löste er sich auf in eine formlose Dunstschichte. Der am Himmel blieb eine Weile unverrückt hängen, dann zerlegte er sich in weiße Franzen und Schaumflocken.

„Es ist vorüber,“ sagte Martin.

Juliana athmete auf, fuhr sich dann mit beiden Händen über das Gesicht und sprach leise: „Die Wildniß ist furchtbar.“

„Ich habe diese Erscheinung heute das erstemal in solcher Größe gesehen,“ bemerkte Martin. „Der Himmel hat starke Arme, mit denen er niedergreifen kann auf die Werke der Menschen. Ich will mich freuen an meiner Schöpfung, wenn es mir gegönnt sein sollte, sie zu vollenden, aber — nie sei der Mensch in Hochmuth stolz auf seine Werke.“

Von der Luft begannen nun Tropfen, Nichtenadeln, Zapfenschuppen, Splitter und Zweige niederzuregen, und allerlei Staub, selbst Kieselsteinchen fielen. Es fielen Baumrinden, es fiel die Klaue eines Raubvogels, es fielen zerzauste Federn. Das dauerte eine Weile so. Die ganze Luftweite war erfüllt mit einem wogenden Lärm. Ein bunter Häher flatterte

daher, er flog nicht, sondern flatterte von Wipfel zu Wipfel, von Ast zu Ast, endlich nur mehr auf dem Erdboden heran. Ein Theil seines rechten Flügels war weg; den Menschen waberte es zu, das sonst so schene, lüdicke Thier, als könne es nur bei diesen Mitleid finden in solcher wilden, wüthenden Welt.

Als Martin den Vogel fangen wollte, schloß dieser doch ins Gebüsch.

Nun war's, als fahre irgendwo eine Geröllschicht zur Tiefe. Der Fall wiederholte sich in allen Wollen. Das junge Weib begann neuerdings zu zittern. „Es ist vorüber,“ sagte Martin. Laue Regentropfen fielen zur Erde, die Wollenmassen schienen sich ineinander zu verschmelzen und die harten Farben lösten sich in ein zarteres Grau. Der Donner rollte ohne zu trachen, von den Wipfeln sah man nur den rothen Schein. Das Menschenpaar machte sich auf den Heimweg.

Endlich wurde es Nacht. Kein Lüftchen ging. Der Regenschauer hatte aufgehört, nun hub die Herrlichkeit des Feuers an. Plötzlich schloß ein blendender Blitz auf; es war als ob er aus einem Tannenwipfel gegen Himmel gezuckt hätte. Juliana fuhr mit beiden Händen gegen das Auge, da prasselte schon der Donner Schlag an ihr Ohr. Quer über den Himmel fuhr eine weißlodernde Schlange; erst nach zwei Secunden folgte ihr der Knall. Weiterhin fuhren scharfe Strahlen auf und nieder, so ununterbrochen, daß das Licht nicht auslosch über dem Walde. Zählungs ein heißer lodrender Qualm, daß es unserem Menschenpaare den Athem in die Brust zurückstieß und ein Schlag, daß der Boden bebt.

Juliana barg sich immer wieder an der Brust des Mannes und dieser legte seinen Arm um ihren Nacken.

„Gottlob, daß Du bei mir bist,“ hauchte sie, „allein müßte ich vergehen.“ Sie fühlte, als ob unter seinem Schutze ihr nichts geschehen könne, sie glaubte an ihn.

Und die Blitze gingen immer auf und nieder über den nächtigen Wald, in Kreuz und Krumm, in Fackeln und Speeren. Die Gegend war wie ein grün-blau-rothes Lichtmeer, in welchem die feurigen Schlangen schwammen. Manchmal flammte im Gewölle ein Punkt auf, sternartig, um sofort wieder in sich zu verlöschen. Manchmal zertheilte sich eine Blitzlinie in mehrere Arme und diese zerfaserten sich wieder in zahllose Strählchen, daß es schien, als sause vom Himmel eine riesige vielzweigige Flammeurthe nieder. Andere Blitze fuhrn von einer Wolke heraus in die nächste hinein, und ihr rother Widerschein brannte nach in den Wollenrändern. Dann wieder flammte das Leuchten fächerartig auf, wie Nordlichtschein über die halbe Himmelrunde, und es flackerten verlorene Scheine in Wollenhaufen, langsam aufwachend und langsam verlöschend. Die heftigen Donnerschläge waren seltener geworden, hingegen rollte und murrte es am Himmel unaufhörlich, zu hören, wie vom Strande aus der Meeressturm, oder als wären die Wolken ungeheure Granitmassen, die sich aneinander rieben.

Allmählich verstummte auch dieses hohle Donnern, es war ganz still, nur die Blitze flammten noch und flammten unaufhörlich.



„Nun haben wir's gesehen," sagte Martin, „nun wollen wir vollends nach Hause gehen, bevor die Lichter verlöschen."

Daß auch aus den Haaren ihres Hauptes biane Flämmchen zuckten — sie wußten es nicht.



Nach diesem gewitterschwülen Abende kamen wieder Tage des hellen Sonnenscheins.

Juliana vergaß ihr Fürnehmen, bald nach Edenstein zurückzukehren; um Anstalten zur Hochzeit zu treffen, so sehr sie diese auch herbeisehnte. Sie war fast gelähmt vor Glück, trotzdem es erst fachte herankam. Ja manchmal war es fast, als bange sie vor der Wucht dieser nahenden Glückseligkeit und als habe sie nicht den Muth, sie zu erfassen. Sie saß gern auf der neuen Lärchenbank vor dem Blockhause und sah den Arbeitern zu, unter denen Martin war. Er war stets der Erste und Aufschicksamste, mochte er nun bei den Erdarbeiten sein, oder bei den Zimmerungen, oder mochte er im neu aufgerichteten Dachstuhl umherklettern und mit den Schindeldeckern zu schaffen haben: überall wußte er Bescheid, alles war ihm handlich und seine ruhig und bestimmt ertheilten Anordnungen wurden ebenso ruhig und bestimmt ausgeführt.

„Mit Dem ist's gut arbeiten," sagte einmal einer der Zimmerleute zum anderen, „bin immer ein Tangenichts gewesen und überall haben sie mich verjagt, und bei Dem da sehe ich, daß ich Häuser zimmern kann."

„Ich weiß selber nit, wie das zugeht,“ versetzte der Andere, „giebt's so Leut, die sind herrisch und schreien herum mit Einem, daß die Ohren gellen, und man mag's doch nit thun, wie sie's haben wollen. Der ist freundlich und ernsthaft und man folgt ihm wie das Hündel dem Herrn.“

Auch die beiden Begleiter oder Diener Julianens mischten sich, wenn sie nicht bei ihren Pferden zu thun hatten, unter die Arbeiter und ordentlich wohl that ihnen eine Beschäftigung, bei der etwas ward und von der etwas stehen blieb.

Die beiden Alten von der unteren Hütte, die Schwäger, begegneten dem Martin mit wahrer Ehrfurcht. Einmal nämlich, als die Angla schon draußen in ihrem Heunest verbrochen lag, die beiden Alten aber noch wach in der Hütte auf dem Mooshaufen nebeneinander saueren, sagte der Eine, Angla's Bruder: „Nur Eins versteh' ich nit von unserem Herrn, der doch sonst so gescheit ist.“

„O — oh!“ knurrte der Andere, Angla's Gatte.

„Wie kann sich der Mensch eine solche Glendbutten auf-laden!“

„O — oh!“ sagte der Andere.

„Geht ihm viel zu gut, hat er sich um ein Weibsbild geschaut. Ein junger, gesunder Mensch, wie der Martin, braucht Keine. — Was sagst, Schwager?“

„O — oh!“ sagte der Schwager, „Wedart! verlicht wird er sein.“

Der Wedart rückte sich, pfusterte und sprach: „Schwager, Verliebtsein ist Aberglauben. Wenn man sich's einbildet, wird

man's, sonst ist's auch so gut. Bin mein Lebtag nit verliebt geweest."

"Und hast doch Eine genommen," sagte der Andere.

"Zauschwamm, weißt nichts," antwortete der Medart.

"Genommen hat sie mich. Weißt eh, daß ich so fränklisch worden bin. Eine Wärterin für die alten Tag, na ja, und daß mir wer die Suppen kocht. Wichtig, alsdann kommt sie und sagt, ein Mensch, der wenig Blut hat, müßt angewärmt werden, und hat mich zum Pfarrer geschleppt. Der Pfarrer hat ja gesagt, sie hat ja gesagt — ich hab wahrscheinlich auch ja gesagt, sonst kommt ich mir's nit denken, wie es möglich, daß ich bei ihr sieben Jahr lang hab müssen blutschwigen. Das Deest! Gewartet hat sie mich gut, aber gestritten wie der Teufel. Dreimal hab ich sie verjagt. Kommt mich allein nit versterben lassen, hat sie gesagt, ist allemal wieder zurückkommen und haben uns einander die Haut voll salermentirt. Vor lauter Giften kriegt sie die Wicht und derweil sie im Spital ist, werd ich gesund und geh ihr durch."

"O — oh!" sagte der Zauschwamm.

"O Bruder in Christo!" rief der Alte aus, "Du hast schon ein paar mal gefragt, warum ich so seuszen thu im Schlaf bei der Nacht? Mein Mensch, das Weib kommt mir für! Wenn sie auskommt und mich aussucht im Schatt, so geh ich in die Tümpel!"

"O — oh, bißht selber Schuld!" entgegnete der Zauschwamm.

"Wie so, Schwager!"

„Ein Mannsbild, das mit dem Weibsbild nit auskommt, ischt selber Schuld. Schau mich an, thui ich streiten mit der Angla? Dunder na! Hebt sie an, so sag' ich: Guet ischt's. — Und guet ischt's.“

„Ein Simandl bist!“ sagte der Medart.

„Guet ischt's, sag ich und thui, was ich will.“

„Dummer Tiroler, wenn's halt nit gut ist!“ wendete der Andere ein.

„Guet ischt's! Schlafen thui mer!“ knurrte der Sauschwamm und das Gespräch war zu Ende. Der Medart sann aber noch eine Weile nach über die Verblendung seines Herrn. — Nimmt sich Eine! Und gar eine Junge! Bis Die einmal die Gicht kriegt und ins Spital geht — o Ewigkeit!

Der Medart war ein braver Mann, aber mit seiner Meinung über Martin und die Liebe blieb er allein. Alle anderen Männer im Schatt beneideten den Herrn, alle Weibsbilder beneideten Julianen. Daß diese mit steigendem Wohlgefallen ihren Bräutigam betrachtete, war kein Wunder. Sie wurde von Tag zu Tag mit seinen Eigenschaften vertrauter, tief und tiefer blickte sie auch in sein Herz. Und doch war ihr manchmal zumuth, als wäre sie seinem Wesen noch nicht auf den Grund gekommen, als verberge er etwas vor ihr.

So fragte sie ihn eines Tages geradeaus, ob er früher denn noch niemals geliebt habe?

Er blickte sie ruhig an und sagte: „Geliebt? Niemals, aber —“

„Aber?“

„Ein bißchen geliebt, daraus mache ich kein Geheimniß. Die Jugendjahre sind lang, was füllt sie aus, als Lernen und Lieben?“

„Bist Du mit der Einen oder mit der Anderen — näher bekannt worden? Ich bitte Dich, sage mir's offen.“

„Kind, sehr gerne,“ entgegnete Martin, „aber ganz gewöhnliche Geschichten.“

Sie hing sich ihm um den Hals: „Lieber Mann, erzähle mir's. Will Dir nicht böse sein. Ich bitte Dich.“

Das Naken eines Vorarbeiters unterbrach das Gespräch. Martin mußte zum Baue, Juliana war eifrig auf die Aufiedlung, die ihr den Liebsten so oft abspenstig machte.

Sie hatte darauf eine beängstigende Nacht. Um Martin's Hals sah sie Schlangen ringeln und als sie näher zusah, waren es nackte Weiberarme. Als sie erwachte, wollte sie den Stein wegheben von ihrer Brust, es lag aber keiner drauf. Sie lachte sich aus und sah in ihrem nunmehr so friedlichen Leben keinen Anlaß zur Kümmerniß.

Martin war schon in den Wald gegangen, um frische Färchenstämme für Wasserpfähle zu suchen. Juliana ging über die Matte hin, ging zwischen den Bäumen hin und blickte nach ihm aus. Wie hell und wonnig schien die Sonne! Daß es so licht sein kann im Waldlande, genannt der finstere Schatt! — Jetzt sah sie ihn. Er schritt von einem Baumstamm zum anderen und klopfte mit dem Weitrücken an die Schäfte. Manche

gaben einen hohlen Ton, an diesen ging er vorüber, manche hatten einen frischen klingenden Schall, in solche hieb er mit dem Beil eine Scharte, daß die Späne flogen hin auf das Moos.

„Warum thust Du das, Martin?“ fragte Juliana.

„Weil sie fallen müssen,“ war seine Antwort.

Sie lehnte sich an seinen Arm und sagte: „Ich will bei Dir sein.“

„Ich muß zu den Holzhauern hin gehen,“ entgegnete er, „wird Dir das nicht zu beschwerlich werden?“

Anstatt zu antworten ging sie rüstig neben ihm her.

Sie kamen in die Gegend, wo eine etwa fünf Klafter breite Gasse gerissen war in den Bäumen, diese hatte allerlei Windungen, in ihr stand kein unversehrtcr Baum. Die meisten Stämme waren frisch geknickt oder gespalten, zerbrochene Aeste hingen nieder und Rindenstücke, deren weißer Splint kaum erst etwas rosig geworden war in der Sonne. Der Boden war stellenweise wie ausgelegt, stellenweise die Erde aufgewühlt, so daß das Wurzelwerk nackt und zerstuuden dalag. — Das hatte die Windhose gethan. An beiden Seiten dieser Gasse stand alles unberührt, nur daß weiter hin die niedergefallenen Trümmer und Fegen der zerrissenen Bäume auf dem Moosboden lagen oder in den Nesten hingen.

Juliana hätte ihrem Begleiter gerne den Vorschlag gemacht, zu rasten, um ein Manderstündchen anzuheben, aber sie mußte ja beweisen, daß ihr der Weg bis zu den Holzhauern nicht zu beschwerlich sei.

Sie kamen nun auch jenem Gerippe des Waldes nahe, das Juliana von ihrer ersten Schattwanderung her noch kannte. Der ungeheure Wust lag blaß und fahl wie einst und Martin that die Bemerkung, daß dieses Gefälle ihm Sorge bereite. Es könne die Brutstätte des Bannwurmes werden, es könne auch einmal zu brennen anheben und den Wald gefährden.

„Daß doch überall Gefahren lauern!“ rief Juliana.

„Man kann ihnen zuvorkommen,“ sagte Martin. „Ich werde diesen dürrn Waldleichen klein schlagen und haufenweise anzünden lassen. Die Asche giebt den werthvollsten Dung für Wiesen und Felder.“

Sie kamen in eine Thälung, wo keine Bäume standen, sondern wo im weichen Moosboden kleine längliche Erhöhungen waren, wie Grabhügel. Nur selten schaute aus dem grünen Gefitz Holz hervor, daß man sah, es waren morschende, faulende Baumstrünke, die von Moos und Flechten ganz überwuchert worden. Hier stand Martin still und schaute gegen Himmel. „Sollte das Wetter umschlagen? Der Sonnenschein ist wässerig geworden.“

„Sagst Du dieses, daß ich umkehren soll?“ fragte Juliana. „Das Wetter macht mir nichts. Und damit der Weg kürzer ist, kannst Du mir etwas erzählen.“

„Was soll ich Dir erzählen? Du hast mehr erlebt, als ich.“

„Das Wenigere ist ja leichter zu erzählen, als das Mehrere,“ versetzte sie schalkhaft. „Ich möchte gerne wissen, wie es Dir vor mir mit der Liebe ergangen ist.“

„Das werde ich Dir schon einmal erzählen," sagte er lächelnd.

Sie kamen in sehr düsteren Wald, und als sie aus demselben auf eine freie Höhe traten, war es immer noch düster. Martin blickte nach drei Seiten des Firmaments, an der Mittagsseite war ein hoher Felsriegel, welcher seinen breiten matten Schatten warf über den Haidegrund, auf dem unser Paar stand. Martin schüttelte das Haupt. Der Himmel war wolkenrein und tiefblau. Martin rieb sich die Augen. „Schau doch einmal," sagte er zu seiner Begleiterin. „Hast Du nie etwas gehört wie das ist, wenn man plötzlich erblindet?"

Juliana erschrak.

„Ich sehe auf einmal das Grüne nicht mehr," versetzte Martin, „das Moos ist gelb und die Bäume sind blau."

„Wahrhaftig ja!" rief Juliana. „Es wird ganz finster."

Sie gingen rasch weiter, um vor dem Ausbruche eines Gewitters noch das Haus der Holzhauer zu erreichen. Die Zeit war Vormittags. Der Wildfarten zu den Füßen der Waldwanderer war ganz schwarz. Im Gewissel flatterten Wildhühner und Hähner und schossen ungeschickt gegen die Erde nieder; an Julianens Haupt schwirrte etwas wie eine Fledermaus vorüber. Auf einer wetterzerrißnen Tanne jauchzte der Uhu.

„Was ist denn das?" fragte Juliana.

„Ich weiß es nicht," antwortete Martin und sie gingen weiter.



„Es wird Nacht,“ sprach sie, „diese Schlüsselblumen und Löwenzähne schließen ihre Blüthen.“

Es war ein Dunkeln voll seltsamer Spiele und unheimlicher Zeichen, mit keiner gewöhnlichen Dämmerung oder Dunkelheit vergleichbar. Durch den Wald strich ein frostiger Hauch.

Zwischen den Bäumen her ging, dürrer, knisterndes Reifig in den Boden tretend, ein großes Thier, es ging den Menschen zu. Ein Hirsch war's. Er schnupperte das wandelnde Paar an und zitterte am ganzen Leibe.

„Was ist das, Martin!“ rief Juliana mit vor Angst bebender Stimme. Er zog sie mit sich fort und gab keine Antwort. Das also bedeuten die Zeichen der Zeit! Zu Ende geht's! Zu Ende geht's! — So die Gedanken der einstigen Fürstin. Zwischen den Bäumen schimmerte ein Licht her, es kam von dem Hause der Holzhauer. Als unsere Beiden auf den Plan hinaustraten, stand Martin still, starr wie ein Strauß. Am Himmel funkelten Sterne.

Bei dem Holzerhause war es sehr lebendig. Die Holzhauer liefen umher und schrien durcheinander; Einer betete laut das Vaterunser und rief seine verstorbenen Eltern um Hilfe an.

„Herr!“ schrien sie dem Martin entgegen, „der jüngste Tag!“

Martin suchte sie zu beruhigen.

„Jesus! Jesus!“ ächzte ein Bursche und deutete mit beiden Händen nach einer fahlen Gestalt, die am Waldrande stand, „die Todten stehen auf!“

Es war ein dürrer, entrindeter Baumstrunk.

„Nichts ist's, es wird nur Nacht," sagte ein Anderer.

„In der Hütte sind die Hühner aufgefressen."

Vor der Thür auf einem Block saß ein alter Mann, der lachte.

„'s ist auch schön!" murmelte er, „'s ist auch schön, daß man so was erlebt. Wir haben oft davon gehört und nie recht daran geglaubt. Jetzt ist's da, jetzt hat sich die Weltfugel ausgefugt."

„Was meinst, was ist's, Bernhard?" fragten sie und kamen um ihn zusammen.

„Wunder't's Euch?" schrie ihnen der Alte ins Gesicht.

„Wich wundert's nit. Haben neuzeit ja unseren Herrgott abgedankt. Die Welt, haben sie gesagt, nichts als ein Uhrwerk, haben sie gesagt. Jetzt hat's ein Fehler kriegt. Und haben keinen Uhmacher. O du verzweifelte Krautwurst!"

„Die Sonn' hat sich verlaufen!" rief ein Anderer und schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Sie steht am Himmel!" berichtete ein Mann, der von der Anhöhe hinabkam, „aber blind ist sie worden, stockblind!"

Ueber dem Felskegel sah man sie nun stehen, eine grünlich-schwarze Scheibe, von einem mondbleichen Lichtschein umgeben. Das Firmament war nächtig dunkel, nur hatte es einen ganz leichten, veilchenrothen Schimmer. Derselbe Schimmer lag jetzt auch über dem Waldlande, und die rauhe berindete Wand des Holzschutthauses war auf einmal, als wäre sie

von meergrünem Glase. Die auf dem Boden umherliegenden Steinblöcke schimmerten bläulich. Es lichtete sich das Thal und plötzlich lag an den Schäften der Bäume ein matter Sonnenschein. Der obere Rand der Sonne trat leuchtend hervor und das dünne Kipfel strahlte so scharf, daß man es alsbald nicht mehr mit freiem Auge ansehen konnte. Unweit der Hütte war ein Wassertümpel, in demselben sah man, wie der lichte Sonnerrand wuchs zu einer Halbsonne. Das zurückweichende Schattentum war regenbogenfarbig. Ueber den ganzen Himmel war ein schwefelgelbes Licht gegangen, in welchem die Sterne sofort verlöschten. Nach kurzer Zeit war das Sonnerrad wieder voll und der hellleuchtende Sommertag lag auf der farbenüppigen Erde.

„Geschlechter stehen auf und gehen unter, ohne das gesehen zu haben, was wir eben geschaut,“ sagte nun Martin. „Eine Sonnenfinsterniß. Wir dachten nicht daran und die Menschen haben sie doch sicher seit vielen Jahren auf die genaue Stunde vorausgesagt.“

„Aber nit gemacht!“ versetzte der Alte, über dessen furchigen Wangen die Thränen rannen. „Gottlob, Gottlob, unser Herrgott laßt sich nit verjagen!“

Martin legte seine Hand dem Bernhard auf die Achsel: „Ihr habt Recht.“

Er ordnete hierauf ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, den Leuten die Arbeit an, hernach machte er sich mit seiner Begleiterin auf, um zurückzugehen nach der Ansiedlung.

Juliana war sehr schweigsam. Kalter Schauer hatte sie erfüllt vor den heiligen Wundern der Natur, und die heiße Liebe zurückgeschreckt ins innerste Herz. Da fiel es ihr ein, daß Himmel und Erde doch auch noch andere Angelegenheiten hätten, als ihre — Julianens — Liebe zu Martin. Sie kam sich so klein und nichtig vor, gerade noch gut genug, ins Moos des Waldes hinzusinken wie eine welcke Blume und lautlos zu vergehen. Erst als sie wieder in das frische Auge ihres Begleiters blickte, hob sich neuerdings ihr zitterndes Herz zu freierem Muth.

Als sie zur Ansiedlung hinabstiegen, stand dort an der Ecke des Blockhauses ein fremdes Weib, drall und fast stramm, im runden, wohlgerötheten Gesicht einige Sommersprossen, und darüber kraus aufgelockertes, rothes Haar. Sie hatte ein Bündel unter dem Arm und einen derben Haselstock in der schwieligen Hand, ihr bauerliches Gewand ging bis zu den Knöcheln hinab und die Füße waren nackt und staubig. Sie legte ihre Hand über die Augen und zwinkerte diese halb zu, als wollte sie den Blick schärfen, mit welchem sie den beiden Aufbaumlingen entgegen sah. Als solche ganz nahe waren, ging sie auf Martin zu und sagte mit roh klingendem Lachen: „Schau, das ist ein alter Bekannter!“

Martin erschrak ein wenig, ohne noch zu wissen, warum; im nächsten Augenblicke wußte er es.

„Ich weiß nicht,“ sagte er etwas unsicher.

„Ja!“ rief die Fremde, „grüß Dich und jetzt bin ich da um Dich. Die Schifferin vom See! Du weißt doch noch, was Du versprochen hast?“

Juliana starrte die fremde Person an und starrte den Bräutigam an, der wortlos da stand und blaß geworden war.

„Wer ist denn Die da?“ fragte die Fremde und tupfte mit dem Stoch an das Kleid Julianens.

Jetzt fand sich Martin wieder und sagte: „Das ist meine Braut!“

Das Weib mit dem rothen Haar lachte grell auf. Martin drängte Julianen rasch mit sich fort in das Modhaus.

Die Nothe blickte ihnen nach, als wollte sie sagen: Ruht Euch nichts. Er gehört mein.

Im Hause saßen Martin und Juliana sich gegenüber. Die zum Fenster hereinsinkende Sonne beschien das Haupt der jungen Frau, daß es war wie ein Heiligenschein. Im Schatten des Winkels saß Martin, legte die Arme auf seine Oberschenkel und schaute unbeweglich nieder zur Fußdicke. Sie wartete, daß er sprechen werde, aber er sprach nicht, sondern schielte ein paarmal unsicher nach der Thür, ob diese nicht etwa unzeitig aufgehe.

„Martin,“ sagte Juliana mit leiser Stimme, „was bedeutet das?“

„Du —“, antwortete Martin hohltönig, „Du hast eine Welt für mich hingegeben, und ich siehe nun so vor Dir!“

Juliana presste ihre Hände auf die Brust, blieb aber äußerlich gelassen.

„Du wolltest immer, daß ich Dir meine Liebesgeschichten erzähle,“ sagte er, „und ich glaube, wenn ich's gethan hätte vor dieser Stunde, Du würdest sie verziehen haben. Man

pflegt solche Dinge mit der Jugend zu entschuldigen. Kein Mann, dem die Braut derlei nicht zu verzeihen hätte. Ich beschönige nichts. Schwäche ist nicht Sünde; aber treulos sein —. Fast kommt es jetzt so heraus . . . .“

„Im Ernste habe ich nie darnach gefragt,“ versetzte sie, „und muß es nun leiden.“

„Juliana!“ murmelte Martin nachdenklich, „wenn auch Du eine Schuld, auch nur eine ganz kleine, geheime Herzensschuld hättest, wie wäre ich Dir dankbar! Ich stehe jetzt in einem schlimmen Lichte da und ich ertrage es nicht, vor Dir in einem Abgrunde zu liegen. Mit welchem Hochmuth bin ich Dir hier vor einem Jahre gegenübergestanden! Der Mann! der stolze Mann! Der seine Mannhaftigkeit mit einem Fürstenthum bezahlen läßt! — Nein.“

Er stand auf und fuhr in eruster Ruhe fort: „Nein Ich will mich nicht verwerfen. — Ich hatte sie nur einmal gesehen und seither sind zehn oder zwölf Jahre vorüber. Ich dachte längst nicht mehr daran, wie sollte ich auch? Sie kam ja nicht, um mich zu erinnern. Verschollen war sie längst. Und jetzt ist sie da. — Ich rufe sie herein, um in ihrer Gegenwart Dir alles zu bekennen. Du sollst dann entscheiden.“

Sie wollte ihn zurückhalten, aber er ging zur Thür hinaus, um das Weib zu suchen. Er ging um das Haus herum, er ging zur Bank, die bei dem Brunnen war, er fand sie nicht. Er fragte mehrere Arbeiter, ob sie ein fremdes Weib mit einem Handbündel gesehen hätten; die Einen wußten

nichts davon, die Andern wollten sie gegen den Wald schreiten gesehen haben. Martin ging wieder zurück ins Blockhaus.

„Ich erzähle es Dir einstweilen ohne Zeugnishaft,“ sagte er zu Julianen. „Willst Du mich anhören?“

„Mir zittert das Herz,“ sagte sie. „Du bist auch zu erregt. Es muß wohl etwas Besonderes sein.“

„Eigentlich nicht,“ sprach er lächelnd, mit erzwungener Ruhe. „Unangenehm ist nur Eines dabei. Du sollst ja sehen. Ich werde mich noch erinnern. Es sieht jetzt alles klar vor mir. — Ich will nichts verschweigen und nichts zieren. Höre mich an.“

Martin setzte sich seiner Braut gegenüber und begann gelassen, doch manchmal leicht mit der Stimme zitternd, so zu erzählen:

„Ich war damals ein Knabe gewesen von etwa zwei- undzwanzig Jahren, die juridischen Studien vollendet, machte ich eine Sommerreise ins Gebirge. Voller Jugend, voller Leben. Ich liebte es, stets allein zu reisen, da taucht man tiefer in die Natur, in das Volksleben unter, hatte damals einen glühenden Durst nach beidem. Ich war in diesem Sinne damals so, wie heute Du bist, Juliana. — Eines Tages war ich an einen See gekommen, der langgestreckt und ziemlich breit zwischen einsamen Waldbergen lag, und den ich quer übersehen wollte. Es war zur Nachmittagszeit, die Sonne stimmerte so schön in dem trübselnden See. Ich stand am Ufer und betrachtete den Kahn, der dort an einen Pfahl gefettet war und blühte umher, ob ich Niemand sehe, der mich

hinübertrudere, oder mir das Fahrzeug freigegeben wollte. Nun hörte ich, wie aus dem Fenster einer Hütte, die oben am Hange stand, Jemand rief: Stauzi, da unten steht ein Herr, der will übers Wasser! — Ich bitte Dich, Mutter, sagte ein Mädchen, das daneben im Gemüsegarten beschäftigt war, ich kann nicht fahren. — Ich brauche Niemanden, rief ich hinauf, wenn Ihr mir nur den Rahn loslattet, so fahre ich allein hinüber. — Das erlaube ich nicht! schrie der Weibetopf aus dem Fenster, der Herr würde drüben aussteigen und ich müßte dann hinüberschwimmen um meinen Rahn. Auch die Kreuzer braucht man. Wenn Du nicht flink gehst, Stauzi, so will ich Dir weiterhelfen! — Auf dieses drohend ausgestoßene Wort sagte das Mädchen nichts mehr, sondern ordnete rasch das Bunttuch und das Haar, stieg barfuß, wie sie war, herab zum See, blieb vor mir stehen und schaute mich erschrocken an. — Auch ich schaute sie erschrocken an, denn sie war sehr schön. Ihr schmiegames Gewand hat mir fast treuherzig die aufknospende Form gestanden, die es verdecken sollte. Sie hatte krauses rothes Haar, das ich als junger Mensch für sehr wunderjam hielt, weil ich mir die Sirenen mit solchem Haar dachte. Die runderlichen Arme, das runde Gesicht waren ein wenig gebräunt und die großen Augen schauten verwirrt auf mich her. Das alles hat mich schon beunruhigt. — So wirst Du mich hinüberfahren? fragte ich.

Sie lattet den Rahn los. Ich sprang hinein, sie warf zwei Ruder hin, stieg dann selbst nach und stehend stieß sie den Rahn vom Ufer los.“



„Du weißt das noch sehr genau,“ bemerkte Juliana.

„Ja, ich sehe es ganz merkwürdig klar,“ entgegnete Martin. „Was mir bei jener Seefahrt begegnet ist, das begegnet dem Menschen nur einmal. Bis hin war ich ein Springinsfeld gewesen, wenn ich Freiheit hatte, und ein Stubenhocker, wenn's zum Lernen war. Ich hatte mich mit Knaben gemessen und Mädchen genect, so oft es sein konnte. An das Weib hatte ich nie gedacht. Nun saß ich im Kahn diesem Waldkinde gegenüber und handhabte das zweite Ruder. Das Schiffchen glitt glatt und leicht hinaus auf die hohe Fläche. Als wir bis zur Mitte des Sees gekommen waren, stach ich gedankenlos das Ruder verkehrt ins Wasser, da drehte sich das Fahrzeug um sich selbst. -- Das heißt nichts, sagte meine Führerin, so ließ ich die Stange ruhen und mein Arm lag ganz plötzlich um ihrem bloßen Nacken. Sie vergaß ebenfalls zu rudern und schaute mich an.“

Julianens Auge glühte auf, ihre Wangen, ihre Lippen waren blaß.

Martin fuhr fort: „Dann faßte sie mit ihren Händen kräftig meinen Arm, um solches Joch von sich zu werfen. Meine Muskeln bogen sich nicht und ich staunte fast, daß ich so stark und kühn war, und ich erstaunte noch mehr, daß ich das Mädchen an meine Brust zog. Als sie sich überwunden fühlte, sank sie weich auf meinen Schoß nieder, barg ihr Gesicht an meinem Busen und schluchzte. Der See zitterte im warmen Sonnenschein; das Ufer, von dem wir abgefahren, war so fern, daß die Hütte an demselben nur mehr wie ein

grauer Stein ausfah; der Landungsplatz, dem wir zustrebten und der im Schatten des Berges lag, war nicht minder fern — unser kleines Fahrzeug stand mitten auf dem hohen Wasser, das Wasser war lau und still und gluckte nur, wenn ein Fisch in die Luft schnappte nach Würden. — Das Mädchen schlug seine nackten Arme um meinen Nacken, zog mein Haupt zu sich nieder, schaute mich mit feuchtem Auge an und sagte: Du bist ein schöner Jüngling! — Und als uns der Rahn lange so geschaukelt hatte, wie Zwillinge in einer Wiege, blickte sie mich wieder an und flüsterte: Du bist ein süßer Mann! Du bist mein!“

Juliana fuhr auf und sagte fast zornig: „Warum erzählst Du es so umständlich!“

„Um mich anzuklagen, um mich zu entschuldigen, ich weiß es nicht. Ich will, daß Du meine damaligen Gefühle verstehst. Ich war auf das Höchste überrascht, daß es eine solch selige Freude auf Erden geben kann. — Als die Schatten des Berges zu uns herangekommen waren, ergriffen wir Beide die Stangen und ruderten rasch und wortlos, bis das Waldufer mit seinem Schilfgrase und seiner Sandfläche heranlag. Als ich mein Ränzlel wieder an mich genommen hatte und aufgestanden war, um aus Land zu springen, zog ich vom Finger einen goldenen Ring, um ihn dem Mädchen zum Andenken zu geben. Sie sprang gleichzeitig mit mir aus Ufer und stieß mit der Ruderstange den Rahn in den See zurück, daß er sachte hinausglitt.

Was thust Du, Stanzi? rief ich, nun kannst Du ja nicht hinüber!

Ich bleibe bei Dir, sagte sie und schob meine Hand mit dem Ring zurück. Ich gehe mit Dir davon.

Das wäre ja schön, meinte ich, doch der Weg über das Gebirge ist viel zu rauh für Deine bloßen Füße.

Ich gehe mit Dir, sagte sie, wohin Du willst, so weit Du willst.

Leichtsinziges Kind! rief ich, Du weißt ja nicht, wer ich bin.

Du bist mein, sagte sie und packte mich an der Hand.

Ich bin Student und kann eine Begleiterin noch nicht brauchen.

Das sei, wie es wolle, antwortete sie, ich gehe mit Dir und will Dich alle Tage sehen. Wo Du bist, will auch ich sein, ich will arbeiten und nichts verlangen, als daß ich Dich liebhaben darf.

Du kannst Dir denken, Juliana,“ fuhr Martin in seiner Erzählung fort, „wie mir zumuthe war. Gutes Kind, sagte ich, als mir ihr Ernst recht deutlich geworden, die Stadt ist nichts für Dich. Du würdest dort sterben an Heimweh nach Deinem See, nach Deiner Mutter.

Stiefmutter, sagte das Mädchen.

Du würdest im Elend verkommen, ich würde Dich nicht retten können. Laß mich, Stanzi, geh heim.

Sie klammerte sich an meinen Arm und mit einem herben und zugleich flehenden Blick sagte sie: Fortschicken kannst

Du mich nicht. Du hast mir das Recht gegeben, daß ich bei Dir bleibe. Ich habe es erkauf't mit dem Besten, was eine Jungfrau hat.

Ich gestehe es, mir grante. Sie hat Recht, ich bin ihr das Leben schuldig geworden, ich habe mich verspielt. Dazu war ich gerührt und sagte: Stanzi, was wir uns zu Liebe thaten, ist nicht mehr zu ändern. Doch was Du jetzt willst, das ist thöricht. Ein Mädchen, wie Du, ist zu gut, dem erstbesten Manne nachzulaufen. Gehe heim, vielleicht sehen wir uns wieder. Will ich ein Weib, so komme ich zu Dir. Ich will ja Eine, die mir ganz ergeben ist wie Du.

Sie antwortete: Das ist ja alles so, was redest Du denn?

Also es gilt!

Freilich gilt's, aber das hilft Dir alles nichts, Knabe, sagte sie, ich gehe mit Dir, wie ich jetzt bin und stehe. Du mußt nicht fürchten, daß ich Dir Laß und Schande sein werde, Du sollst Dich nicht um mich kümmern, ich werde Arbeit und Brod finden in Deiner Nähe und Dich nicht kennen vor den Leuten. Nur sehen will ich Dich alle Tage, Du lieber Knab.

Mit einem jähen Ruck entwand ich mich und eilte wegs hin am Waldrande. Bei einer Biegung sah ich, sie war hinter mir her. Ich bog den Bergweg ein, der gegen die Alpen aufstieg, ich lief, sie war hinter mir her. Eine Stunde lang, zwei Stunden lang, es dunkelte, der See war längst hinter mir versunken. Einer Seennerei eilte ich zu, hat um Herberge

für die Nacht. Als ich am Herdfeuer saß und Milch trank, die Zennerin hinausgegangen war, um frisches Wasser zu holen, sah ich an der Thürschwelle meine Stauzi sitzen. Sie knichte zu mir herein: Gute Nacht, mein süßer Knab! Aber nicht falsch sein! — Und war wieder draußen.

Mir ward ein Strohlager angewiesen und während ich noch überlegen wollte, wie ich der Verfolgerin morgen entkommen könnte, war ich schon eingeschlafen.

Am folgenden Morgen, als ich mich zur Weiterreise rüstete und beruhigt war, daß sich das Mädchen nirgends zeigte, wollte die Zennin wissen, ob ich in der Nacht den Värm nicht gehört hätte? Es sei nämlich des Abends zuvor ein Weibsbild um die Hütte herumgeschlichen und habe sich nachher in die Futterheune verkrochen. Dann sei in der Nacht der Baumer-Hans vom See gekommen, habe sie aufgestöbert und nachher sei das Wetter losgegangen. Das Weibsbild habe gebeten und geweint zum Erbarmen, aber der Baumer-Hans, ein Oheim zu ihr, habe sie mit Gewalt davongeführt. Was dahinterstehe, sagte die Zennin, das wisse sie nicht.

Ich habe meine Gebirgsreise fortgesetzt, zwar unbehelligt, aber verfolgt hat sie mich doch. Man vergift's nicht so leicht. Und man vergift's doch. Es kam wieder die Arbeit, es kamen große Pflichten, Stürme und Ereignisse, von denen ich Dir ja auch einmal hätte erzählen müssen, Juliana. Endlich war das Mädchen nicht mehr in mir, und später, als die Erinnerung an dasselbe manchmal wie ein Wetterleuchten durch

mein Haupt fuhr, war ich überzeugt, daß es einen braven Mann gefunden hätte und glücklich geworden sei."

"Wie kann sie das?!" fuhr Juliana bei diesen Worten auf. Aber sie sprach nicht weiter, sie war verwirrt. Nicht mit Martin hatte sie in seiner Erzählung gedacht, gefühlt, gehandelt, sondern mit dem armen Waldblinde. Sie selbst hätte es ja gerade so gemacht.

Martin hatte weiter nichts zu berichten.

Nach einer langen, herzbestemmenden Weile richtete Juliana ihr Haupt empor und sprach: „So steht es!"

Er blickte sie fragend an.

Sie fuhr mit der Hand über ihre Stirn und sagte: „Daran ist nichts mehr zu ändern."

„Es kann mir theuer zu stehen kommen," sagte Martin.

„Warum?" fragte Juliana. „Sie hat kein Recht auf Dich. Oder hast Du ihr das Wort schon auf dem See gegeben? Ihr damit die Ehre abgekauft? Doch ja erst später, da sie der Handel gereut und sie Gewinna daraus schlagen wollte. Das, was Du sagtest, wird tausendmal gesagt —"

„Wenn sie aber darauf bestünde?"

„Wenn sie könnte, so würde sie es, ganz gewiß!"

„Dann müßte ich mein Wort halten," antwortete Martin fast tonlos.

„Nie! Nie!" rief Juliana voller Leidenschaft. „Sie wird Dich nicht haben."

Martin schwieg.

„Du liebst sie noch!“ fragte sie ihn bebend.

„Ich hasse sie, wie man das Verderben hasst.“

„Und wärest im Stande, sie zu nehmen?“

„Wenn ich mir damit die Mannesehre erkaufen müßte  
— ich hätte keine Wahl.“

Als Juliana sah, daß die Sache tragisch wurde, stieg sein Werth in ihren Augen noch höher. Hassen konnte sie den Mann, der eines schlaun abgenöthigten, leicht hingeworfenen Wortes wegen elend werden wollte; und noch heißer lieben ihn, der im Stande war, seiner inneren Ehre alles zu opfern. Dieser Mensch war ein Ungeheuer, aber ein erhabenes; wahnsinnig gelüftete es ihr, mit diesem Erhabenen selig, oder mit diesem Ungeheuer verdammt zu werden.

„Martin,“ sagte nun Juliana, „Ich werde Dich loskaufen. Sie nimmt Geld, sie ist Eine von Denen, die ihre Unschuld verschenken und ihren Mann verkaufen. Die lange Zeit hat sie sich nicht gelehrt nach Dir; ich möchte ihre Abenteuer nicht gerne untersuchen. Jetzt, da sie gehört haben wird, daß Du ein Nest bauest, will sie sich hineinsetzen!“

So machte sie ihrer Wuth Lust, mit Haß sich überstürzend sprach sie und war in diesem Augenblick wie jedes andere Weib. Nicht Herrliches an ihr.

Martin zuckte die Achseln und schwieg. Juliana begann sich und fuhr fort: „Nimmt sie Geld nicht — hat sie ein Herz — wirklich ein Herz, dann werde ich vor ihr knien. Ich werde Ihr alles sagen, und was ich hingab für Dich, und was ich litt . . . O furchtbare Liebe! Die Fürstinnen

wirfst Du hin vor die Füße der Bettlerinnen, daß sie wimmern um den Geliebten!"

Mit beiden Fäusten presste sie bei solchen Worten ihre lose gewordenen Haarsträhne ins Gesicht und stöhnte laut.

Martin suchte mit zärtlichen Worten das erregte Weib zu beruhigen. Dieses schnellte die Locken aus dem Gesicht, erhob sich hoch, daß sie wie eine zornige Majestät dastand mitten in der Stube: „Und wenn alles — alles fruchtlos ist, dann!“ — Sie brach plötzlich ab; erst nach einer Weile setzte sie dumpf bei: „Dann will ich sie vernichten.“

„Martin trat an den Tisch, stemmte die Hand drauf und sagte: „Ich habe den Selbstmord verachtet, weil ich ihn für eine That der Gewissenlosigkeit und Feigheit hielt. Jetzt aber —“

„Und ich? Und ich?“ schrie ihm die todtenblasse Juliana ins Gesicht. „Egoist! Kälter, liebloser Ehrwucherer. Mannesehre! Lautere Eitelkeit ist es. Tödtet Dich! Aber mich mit Dir! Auch mir hast Du ein Ehrenwort gegeben. Wie an Deinen Leib, so klammere ich mich an Deine Seele für die Ewigkeit! Für die Ewigkeit, Martin!“

Uebervältigt von dieser gewaltigen Leidenschaft wollte Martin sie umarmen, da klopfte es an der Thür. Ein Mann mit großer Nase, kleinen Augen und martialischem Bart redete seinen Kopf herein und fragte, ob er hier recht sei beim Martin.

„Jetzt ist keine Zeit!“ fertigte ihn Martin rauh ab.

„Kann auch später kommen!“ entgegnete der Mann mit gemüthlichem Grinsen und zog seinen Kopf zurück.



„Was wollt Ihr denn?“ fragte Martin und riß selbst die Thür auf.

„Wenn der Herr nit bei Lanne ist, kommen wir ohnehin umsonst,“ brummte der bärtige Mann und schob sich mit einem Ruck den Buckelskorb, den er trug, an den Leib. „Haben jüst ein wenig anfragen wollen, ob wir nit etwa dahier Arbeit kriegen könnten, ich und mein Weib. Wir sind stark und fleißig, wohl, wohl! Gelt, Stanzi!“

Stand auch schon das rothe Weib neben ihm und war jekt erst recht roth in ihrem munteren Gesicht.

„Wie?“ fragte Martin, „das ist Euer Weib?“

„Jst so. Und hab kein besseres,“ antwortete der Bärtige.

Jekt trat das Weib, die Stanzi, in den Vordergrund und den Stock fest in den Boden stemmend, sagte sie schneidig: „Muß schon um Verzeihung bitten, daß ich mir einen Anderen genommen hab. Der Herr Student hat mich zu lange warten lassen.“

Kaum sie diese Worte gesprochen, flog ihr Juliana mit einem Freudenschrei an die Brust, umarmte sie, küßte sie, daß die Nothe gar nicht wußte, wie ihr geschah.

„Die Bekanntschaft wäre gemacht,“ schmunzelte der Bärtige, „und jekt möcht' ich halt gern wissen, ob wir Arbeit haben können.“

„Arbeit, so viel Ihr wollt — wenn —“

„Nur herans!“ rief die Nothe dem Martin zu, „mein Hieronymus weiß schon alles.“ Und zu ihrem Manne auf

Martin deutend: „Das ist Derselbige, der den Rahm hat g'sessen, der da!“

„Wenn Ihr nicht eifersüchtig seid!“ sagte Martin, welcher in der jäh umgeschlagenen Stimmung sich kaum zu fassen wußte.

„Eifersüchtig!“ lachte der Hieronymus. „Ah na, sie findet Keinen, der mir's nachmacht.“

„Und verlangt sich auch Keinen,“ setzte die Stanzi bei.

„Also wie steht's mit der Arbeit?“ fragte der Hieronymus.

Sie waren aufgenommen.

So ist die Sonnenjinsterniß jenes Tages verlaufen. Aber der Schreck, den die plötzliche Verfinsternung in Julianens freudiger Seele angerichtet, zitterte in ihr noch lange nach. Sie sah darin eine Mahnung, sich so bald als möglich des Glückes ganz zu versichern.

\* \* \*

Der härtige Hieronymus mit der großen Nase wurde — als die Art seiner Arbeit zu bestimmen war — befragt, was er lönne?

„Alles und nichts,“ antwortete er.

Was das heiße?

„Daß ich mich zu Allem brauchen lasse, aber nichts allein machen kann. Mit einer einzigen Ausnahme.“

Und diese wäre?

„Das Weib buffen.“

Was sein Weib könne?

„Die kann das, was ich kann,“ berichtete der Picro-  
nymus.

Sie wurden bei den Erdarbeiten angestellt.

Es hatte sich gezeigt, daß im Falle eines Hochwassers das Bett des Baches zu seicht war. Schon ein einziger Regentag hatte den Platz vor dem Stallgebäude überschwenmt und die junge Wiese mit einem Sandmeere beschüttet. Es mußte also schon oben vom Wasserfalle aus ein tieferer Graben gezogen und es mußten stellenweise Dämme gebaut werden. Die Leute wollten diese Arbeit nicht gerne anpacken, es würde das Schuhwerk verdorben im Wasser, meinten sie. So trat nun die Stanzi vor und sagte: „Mein Schuhwerk wird nicht verdorben im Wasser.“ Denn sie hatte keines an den Füßen. Und so sah man schon am nächsten Tage die Stanzi mit ihrem Picronymus am Bache Steine ausgraben und Erde ausheben, die feuchten Massen mit Schiebtruhen wegführen und abseits in Vertiefungen schütten, die ausgefüllt werden mußten.

Juliana hegte für die zwei Leuten eine Art Dankbarkeit. Den Vergleich ihrer Person mit jener der etwas wulstigen und bereits feintrunzeligen Stanzi war sie geneigt, nicht zu ihrem Nachtheile auszulegen. Doch wenn sie heimlich den Picronymus und den Martin miteinander verglich, so schien es ihr unmöglich! — Und wie sie denn schon nichts, was ihr einmal nahe gegangen war, auf sich beruhen lassen konnte, so nahm sie sich vor, die Stanzi einmal zu befragen,

wieso sie es losgekriegt habe, den Studenten vom See zu vergessen. Andererseits schien es ihr bedenklich, an der Asche zu rühren, solange die Menge Bündstoff in der Nähe. Als sie indeß merkte, wie enge und innig die zwei Leute zu einander hielten, wie sie sich bei Allem gegenseitig die Arbeit zu erleichtern suchten, wie die Stanzi bei den Mahlzeiten immer darauf bedacht war, ihrem Manne die besten Bissen vorzulegen und in den Feierabenden nichts that, als sein Gewand ausbessern, das gemeinsame Bettzeug in gutem Zustande zu halten und dabei nichts als sang und trällerte, setzte an solchem Feierabende Juliana sich einmal neben sie hin auf den Rasen.

„Was machst Du denn da?“ redete sie die Arbeiterin an, die über ihren Knien eine kirchrothe Bettdecke ausgebreitet hatte, dieselbe hin und her zog und an ihr herumthat.

„Ich,“ entgegnete die Stanzi, „unsere Heimat thu' ich ausspicken.“ Dabei hob sie das rothe Mundgesicht und schante munter drein.

„Eure Heimat?“

„Das ist gewiß,“ sagte sie. „Unser Bett ist unsere Heimat. Bei Tag sind wir in der Fremde, bei der Nacht sind wir daheim. Arbeiten thun wir für Andere, essen müssen wir mit Anderen, im Bett sind wir bei uns allein. — Sodl, du Faden meinst mir einen Pöffen zu reißen, wenn du dich knüpfst!“ Dieses Wort hatte sie zu ihrem Nähfaden gesprochen, dann fuhr sie fort: „Auf ein gutes Bett halt' ich was. Er auch. Viel nehmen wir mit mit, wenn wir umziehen, haben

auch nit viel; aber unser Bett, das nehmen wir überall mit, das ist unsere Hütten, und auf das gescreuen wir uns den ganzen Tag."

"Du hast Deinen Mann wohl recht lieb?" fragte Juliana.

"Geh!" antwortete die Stanzi, "wie wird man seinen Mann nit lieb haben!" Und nadelte an der Decke einen ausgefranzten Rand glatt.

"Wie bist Du denn zu ihm gekommen?"

"Ich? Wie ich zu ihm gekommen bin?" fragte die Stanzi entgegen. "Das ist leicht gewesen."

"Erzähle mir etwas davon," schmeichelte Juliana.

"Mein Gott und Herr!" lachte die Stanzi. "Was ist da zu erzählen. Wir sind halt miteinander bekannt worden. Zugegangen ist's uns Tanzen. Ist ein Kirchmarkt gewesen einmal bei uns daheim. Ich bin von Seelenthen her, wo der See ist. Und weil ich just Keinen hab gehabt, bin ich allein zum Tanz gegangen ins Wirthshaus. Bin so herumgestanden und hab zugehant. Wenn Einer vorbeigegangen ist, hat er mich angestupft und hab allemal lachen müssen, weil ich kitzlich bin. Und bleibt auf einmal Einer vor mir stehen, packt mich gleich unter den Achseln und sagt, ich sollt mit ihm Eins tanzen. Ich schau ihn an und sag: das Tanzen ist mir zu wenig. — Sagt er: Sollst auch einen Wein haben! — Sag ich: Ist mir zu wenig. — Einen Glühwein, sagt er, gut gezuckert und wollt mir —" Der Schaden an der Decke war geschlichtet, sie riß den Faden mit den Zähnen ab. —

„Und wollst mir, sagt er, einen Gefallen thun, den ein Bauer mit sechs Zugochsen nit machen kumt. — Wär mir nit zuwider, sag ich, aber zu wenig ist's mir. — Gut, so wollst er mir auch einen rothen Schafwollkittel kaufen. — Ist mir noch allweil zu wenig, sag ich. — Na, was denn noch, Du Teufelsdiin, Du kreuzverbligte! schreit der Bursch, hast denn Du gar kein Genügen? — Nein, sag ich. — Also, was willst denn? — Heiraten mußt mich! hab ich gesagt. — Das ist mir zu viel, sagt er und geht mit einer Anderen. — Jetzt das,“ fuhr die Stanzl fort und sädelte neu ein, „das, wie wir Zwei so gehandelt haben, das hat ein Anderer gehört, der daneben gestanden ist. — Zu der laßt's mich! sagt Derselbige und schiebt die Leut mit den Ellbogen auseinander, vielleicht werden wir handelsins. — Ja, sag ich, probiren wir's. Gehst mit mir tanzen, so zahl ich Dir auch einen Wein, thu' Dir auch einen Gefallen und heirat' Dich. — Gilt schon! sag ich und hau ihm die Hand hin. Die Leut haben all gelacht und einen ledern Pandler aufspielen lassen fürs Brautpaar. — Das hab ich gleich gesehen an ihm: keine Schönheit ertragst leicht, hab ich gedacht, aber tanzen thust nit schlecht. — Nachher, wie wir müd sind worden und gefessen auf der Winkelbank, nehm ich mir einen Anlauf und sag: Jetzt, weil wir zwei Brautleut sind miteinander, so muß ich Dich schon fragen, wie Du heißt. Sagt er: Hieronymus. — Und wer Du bist? — Nichts, sagt er. — Und was Du hast? Nichts, sagt er. — Auf das denk ich mir: Hast schon den Rechten erwijcht. — Wie er's wahrnimmt, daß ich so ein

bissel stugig bin, wird er ganz kleintant. Da erbarmt er mir und ich sag: Macht nichts Hieronymus, ich bin und hab auch nichts. Wenn Du mich nur gern hast. — Und jetzt, so ist's hergangen, wie wir Zwei sind bekannt worden miteinander. — Anweh, da ist auch wieder Eins!" rief die Nähterin ärgerlich aus, indem sie die Bettdecke wendete. „Wenn man Löcher sucht, so findet man ihrer alleweil. — So viel müssen wir uns ersparen auf der Arbeit im Schatt, daß wir uns ein neues Bettzeug können kaufen.“

„Nun sage mir auch einmal, meine Liebe," sprach Juliana, wie so seid Ihr denn in den Schatt hereingelommen?"

„Das," antwortete die Stanzi und nähte eusig an der Decke, „das Hackerl hat auch seinen Stiel — Aber die Fran muß nichts sagen. Es brauchen's nit alle Leut zu wissen, daß mein Hieronymus bisweilen gern trinken thut. Ist sein einziger Fehler. Thut auch gern arbeiten, und fleißig, ist ihm nichts zu hart und haben sie ihn soweit überall gern. Aber wenn er halt ein paar Groschen im Sack hat und ein Wirthshaus weiß, da thut's ihm nit gut und thut ihm nit gut. Keinen Schnaps nit, so weit ist er noch nit, aber halt Wein, und ist er noch so sauer. Ei ja, wochen- und monatelang, daß er's anschalten kann, und thu ich was menschenmöglich, daß er daheimbleibt; lock ihm, was er gern isst, sing ihm, was er gern hört, trag ihn, wo's ihn beist. Lang geht's — auf einmal ist er im Wirthshaus. Nit etwa, daß er grob wird, wenn ich ihn holen will, aber bitten und betteln: nur ein Seitel noch und nur ein Seitel noch! Und bleibt Tag und

Nacht sitzen und kein Gott und kein Heiliger bringt ihn von der Stell. — Wir konnten schon ein erspart Sachel haben, wenn das nit wär, denn Arbeit haben wir alleweil und ich steck in die Büchsen jeden Groschen, den ich erwisch. — Das Altwerden wird auch Uns nit ausbleiben und Gott der liebe Herr beschütz uns vor dem Spitalbett!”

Die Stanzi schwieg und nähte, es begann schon zu dämmern und sie mußte scharf zuhehen.

„Nun hast Du mir noch nicht erzählt, warum und wie Ihr in den Schatt gekommen seid,“ sagte Juliana nicht ganz ohne Absicht auf dieser Frage bestehend.

„Ich bin davon abgekommen,“ fuhr die Nähterin fort. „Vor drei Wochen wird's gewesen sein, erfahr ich, daß im Schattwald ein großes Haus gebaut wird und Arbeiter gesucht werden. Ein Holzknecht, der dagewesen, steckt mir alles, wie es ist und hergeht im Schatt: keine Kirchen und kein Wirthshaus, und weit und breit keins zu erlangen. — Hau, denk ich, das ist was für meinen Hieronymus. Auf die Nasen binden hab ich ihm's freilich nit, nur alleweil vom großen Verdienst geredet, den wir im Schatt haben werden, bis er die Arbeit in Seelenthen aussagt und mit mir geht. Und derentwegen sind wir da.“

„Hast Du es gewußt, wer es ist, der das Haus hier baut?“ fragte Juliana.

„Unser Herrgott soll mich auf der Stell stockblind werden lassen, wenn ich das gewußt hab!“ rief die Stanzi aus. „Bin wohl ordentlich erschrocken, wie er vor mir steht. Und



daß er mir den dummen Schreck nit ansieht, hab ich den Spaß gemacht vom Heiraten. — Aber jetzt ist's mir zu finster."

Sie packte ihre Sachen zusammen und trug sie in die Heuschene. Juliana ging in ihr Haus und war zufrieden.

Auch dem Hieronymus gefiel es nicht schlecht im Schatt. Nur, meinte er, würde bald eine Kirche gebant werden müssen. Der Mensch wolle manchmal seinen richtigen Sonntag haben. Auffallend war es ihm, daß sein Weib hier so strenge auf sein Aeußeres achtete. Er mußte nach dem Tagewerk allemal sein staubiges und zerfahreues Kleid ausziehen und das bessere Gewand anthun, in welchem ihm aber nicht so wohl war, als in dem beslisten, stellenweise von Erdlohm gesteihten Kleide, an welchem nicht viel zu verderben war. Auch konnte er sich ihr nicht stramm genug halten, denn die Erdarbeiten krümmen den Rücken so stark, daß er sich dann nur schwer gerade biegen läßt. Ferner schnitt er ihr zu selten die Nägel, kämmte sich zu selten das Haar, das überhaupt nicht glatt wurde, sondern widerspenstig gegen alle Wellgegenden hinstand. Bei dem Warte ließ sie ihm gar nichts mehr angreifen, sondern stugte und strich ihn kurzweg selbst, daß er ein bißchen zierlich ward und doch stattlich blieb. So mußte der gute Hieronymus es sich gestehen, daß er hier im Schatt fast einem Menschen ähnlich wurde.

„Wenn Einer so schön ist," sagte er einmal, „so sollt er doch in die Kirchen gehen können!"

Der Stanzi ging es darum, daß ihr Mann eine Gestalt mache, welche der des Martin nicht allzuviel nachgab.

Worin die Natur unermesslich weit zurückblieb, das ersetzte ihre Liebe, die überzeugt war davon, daß der Hieronymus dem Bauherrn Martin an Zürtrefflichkeit nicht viel nachgab.

Der Hieronymus hegte das Vorhaben, mit Martin eine nähere Bekanntschaft anzuknüpfen. „Ich muß ihm ratheh,“ vertraute er dem Kameraden Wedart, „daß er eine Kirchen bauen laßt. Dort auf dem Hügel ist ein wunderschöner Platz dazu.“

„Man sieht Dir's nit an, daß Du so fromm bist,“ entgegnete der Kamerad.

Er ist's zu wenig,“ gab ein Zimmermann dazu. „Wär er noch um ein Stückel frömmere, so thät er keine Kirchen brauchen, kunnt überall beten.“

Flüsterte der Hieronymus vertraulich: „Betten kann der Mensch freilich überall, aber — mein Lieber — trinken kann er nit überall. Trinken kann er nur im Wirthshaus, und das Wirthshaus steht nur bei der Kirchen.“

„Ei ja, Du bist ein guter Christ!“ sagte der Wedart.  
„Ich bin durstig,“ antwortete der Hieronymus.

\*  
e

Ein Mensch offenbart sein inneres Wesen der Außenwelt und auch sich selbst nur bei Menschen. Ja, nicht einmal sich selbst kann er kennen lernen, so lange er allein ist. Weder Tugenden noch Laster können sich in ihm entfalten, weder Güte noch Bosheit, weder Würde noch Klugheit. Die Einsamkeit pflegt in der Einsamkeit zu gedeihen, aber sie ist dort weder

Vorzug noch Fehler. Nur wer es mit vielen und verschiedenartigen Reuten zu thun hat, der bildet die verschiedenartigen Anlagen aus, die in ihm sind und von denen er oft selbst keine Ahnung gehabt hatte.

Juliana fand an ihrem Bräutigam täglich neue Eigenschaften, und auch manche recht gemüthliche.

In einer Feierabendstunde war es, daß unter den Arbeitern Aufruhr entstand. Martin verwunderte sich, als er das wilde Geschrei vernahm und die blinkenden Aexte und Stallgabeln sah, mit denen die Reute zwischen den Stallgebäuden umherliefen. Rufe nach Martin wurden laut, wer seine Waffe hatte, der ballte die Faust. Martin erschrak. Wenn das Volk den Fürsten stürzt, warum nicht auch die Arbeiter den Bauherrn! — Die Sache war harmloser. Einem Arbeiter war von seiner Schlafstelle die Taschenuhr und etwelches Baargeld entwendet worden. Er beschuldigte den Nachbar, dieser schlug Lärm, seine Kameraden nahmen ihn in Schutz, der Bestohlene bot auch seinerseits die Genossen an, der Tumult war fertig.

„Gestern bejaß er Geld und hat's verleugnet!“ rief Einer, „heute gesteht er 's und hat es nit.“

„Und der 's hat, verleugnet es wieder. Eine höfliche Anfrage ist schon erlaubt. Wir wollen ihm ein wenig an den Schädel klopfen!“ Sie fuhren wirt aneinander und Etliche lagen schon auf dem Boden.

Da trat Martin dazwischen und gebot Ruhe. Allmählich legte sich der Aufruhr und die Gesichter lehrten sich dem Herrn zu, der in seiner ruhig erusten Art nach dem Vorgang fragte.

Als bald huben Mehrere an, zu gleicher Zeit zu erzählen und zu schreien; Martin legte seine beiden Hände an die Ohren, und als sie sich ausgehört hatten, befahl er einem Vorarbeiter, die Sache zu berichten. Während das geschah, schaute er mit durchdringendem Blicke in die Runde.

„Ihr wißt es also nicht, wer der Dieb ist?“ fragte er.

„Nein! — Ja! — Nein!“ riefen sie durcheinander.

„Ich weiß es,“ sagte Martin.

„Unter uns muß er sein!“ schrien sie.

„Er ist unter uns,“ sagte Martin. „Ich sehe ihn. Wir versteckt sich Keiner. Aber er ist nicht so schlecht, als Ihr glaubt, der Teufel hat ihn gehehrt und schon bereut er den Diebstahl. Ich vergüte ihn einstweilen und nach zwei Tagen bei der Ablöhnung behalte ich bei dem Betreffenden das Geld zurück. Das Weitere werde ich veranlassen und jetzt still davon!“

Die Leute beruhigten sich, schüttelten aber die Köpfe.

Zwei Tage später, als vor dem Blockhause die monatliche Auszahlung stattfand, kamen Alle, nur der Erdgräber Dies kam nicht. Der war verschwunden und hatte seinen Monatslohn, welcher zweimal höher war als der gestohlene Werth, im Stich gelassen.

„Er hat sich selbst gerichtet,“ sagte Martin.

„Warum hast Du den Gauch nicht festnehmen lassen?“ fragte ihn Juliana.

„Weil ich ihn nicht kannte,“ sagte Martin lächelnd.

„O Schall!“

„Die List gelingt nicht immer, häufig aber ist des Richters bester Bundesgenosse das Gewissen des Schuldigen.“

„O Schalk!“ wiederholte sie und versetzte ihm mit der Hand ein leichtes Tätzchen an die Wange.

„Wohl gut, daß dieses Pfötchen nicht schwerer beschlagen ist,“ scherzte Martin und streichelte ihre Hand, an deren Mittelfinger ein dünnes Goldreifelein prangte. „Wenn ich ein strenger Bräutigam wäre, müßtest Du mir längst schon gesagt haben, von wem dieser feine Ring stammt.“

„Der ist von meinem seligen Oheim,“ antwortete sie. Da war das Scherzen vorüber.

„Auf meinem letzten Besuche bei ihm war's gewesen,“ sagte sie. „Er nannte mich damals die kleine Bänerin und steckte mir das Ringlein an den Finger. Wie eine Ahnung war's, daß er mich nicht mehr sehen würde. Ich glaube, er hat mich, das einzige Kind seines Bruders, ein wenig lieb gehabt.“

Martin streichelte immer noch ihre Hand. Endlich that er, wie so nebenbei, die Frage: „Und Du hast ihn wohl auch lieb gehabt?“

„Es thut mir manchmal weh, wenn ich denke, daß er mir eigentlich fremd geblieben ist,“ entgegnete Juliana. „Er war gewiß ein rechtschaffener Mann. Seit ich selbst an seiner Stelle gestanden und Erfahrungen gemacht, habe ich auch die Ueberzeugung, daß seine Absichten mißkannt worden sind.“

Martin hatte ihre Hand losgelassen und sagte nichts mehr.

---

Die Arbeiten nahmen ihren regelmäßigen Fortgang und die weißen Holzwände des Wirthschaftsgebäudes mit dem Schindeldache leuchteten im Sonnenschein. Noch prangte auf dem Giebel der mit Bändern geschmückte Fichienwipfel, als durch den Wald schallend und blöfend eine Herde von weiß gefleckten Kindern herangezogen kam. Ein Hirte ging weisend voraus, zwei waren hinterher; sie trugen Stränße auf den Hüten, knallten mit den Peitschen und ließen manchmal einen Zuchtschrei los. Martin, der Zerstreuung vonnöthig hatte, obwohl er seit dem Gespräche vom Ring selbst zerstreut war, wurde wieder aufgeräumt, als dieser Zug der Ansiedlung nahte und anhub, dieselbe heiter zu beleben. Er selbst führte die schönen Thiere in den Stall an ihre Barren, ordnete die Pflege und Fütterung an und gab einigen Mädchen Unterweisung in der Wirthschaft, die nun beginnen sollte.

So war er beschäftigt, als ein Knecht die Nachricht brachte, daß den Waldweg zwei Reiter herankämen. Martin und Juliana standen auf dem Plan und ergingen sich in Muthmaßungen, wer diese Ankömmlinge seien und was sie etwa hier zu suchen hätten.

„Sie haben Flinten bei sich und sehen wie Jäger aus,“ bemerkte Juliana.

„Dann werden sie zu thun haben im Schatt,“ jagte Martin.

„Mich wunderte es schon, daß Du nicht eine Jagd eingerichtet hast.“

„Der Jäger ist gut, daß er die wilden Thiere ausrotte,“ sagte Martin. „Im Weiteren bin ich kein Freund von der Jagd. Ausgenommen die Adlerjagd im Hochgebirge, die liebe ich.“

Juliana schüttelte sich bei diesem Worte, als habe sie Fieber. „Adlerjagd,“ sagte sie erregt, „von der mag ich nichts hören.“

Mittlerweile waren die Reiter herangetrabt und vor dem Mochhause vom Pferde gestiegen. Als ihnen Martin entgegenkam, begrüßten sie ihn mit Geberden der Ehrfurcht. Den Einen der Aufkömmlinge erkannte Martin und er wollte ihn als alten Freund und Genossen traulich begrüßen; allein die beiden Männer bewahrten eine feierliche Miene und der Eine sprach: „Wir bitten um Verzeihung, daß wir unangemeldet erscheinen und den Tag unterbrechen.“

Nun stellte sich auch Martin ernsthaft und feierlich und er antwortete: „Wir sind in dieser Einöde nicht gesegnet mit Besuchen und müssen Jedem dankbar sein, der seinen Fuß zu uns lenkt und uns Neues bringt von der Welt herein. Seid willkommen, geehrte Herren!“

„Wir sind in einer wichtigen Sache hier,“ sagte der Sprecher, „und bitten um eine Unterredung.“

Martin behielt ebenfalls, vielleicht aus heimlicher Schamheit, den steifen Ton bei. Er führte sie in seine Wohnung, ohne sich viel ob der Unordnung zu entschuldigen, die da herrschte. Trotz der Einladung, Platz zu nehmen, blieben die Männer stehen, so that's auch er. Sie fragten, ob sie vor dem Herrn Martin Reichensteiner stünden?

„Der bin ich!“ antwortete Martin, sich würdevoll gegen den Jugendgenossen verneigend.

Sie stellten sich vor als Abgeordnete des im Laude neu eingeführten Volkswahlausschusses. Martin drückte seine Befriedigung aus über die Wendung der politischen Dinge.

Der Sprecher sagte: „Herr Reichensteiner! Wem der Dank gebührt, das wisset Ihr am besten. Wir haben den Auftrag, Euch zu fragen, ob Ihr eine Wahl in den gesetzgebenden Körper annehmen wollet?“

Martin war ein wenig überrascht, ließ aber nichts merken. Er antwortete auch nicht.

„Wir unterließen es, Euch etwa durch ein Sendschreiben vorzubereiten,“ sagte der Abgeordnete, „sondern zogen es vor, Euch persönlich aufzusuchen.“

Martin entgegnete: „Es ist mir mehrfach lieb, daß Ihr selbst gekommen seid. So werdet Ihr meine junge Ansiedlung sehen, die erst zum Allernothwendigsten aufzustreben beginnt und die gerade jetzt ihren Fortschritt am wenigsten entbehren könnte. Ferner ist zu bedenken, daß ich in den letzten Jahren der Politik und der Kenntniß der Landeszustände begreiflicherweise entfremdet worden bin, so daß Ihr an mir gleichsam einen Wilden in den Rath bekommen würdet, dessen Anschauungen sich durch Erfahrung auch in Manchem geändert haben könnten. Ich habe nicht die Absicht, mich den Diensten des Vaterlandes zu entziehen, für diesmal aber bitte ich von der Wahl meiner Person absehen zu wollen.“



Nach einem Weilschen entgegnete der Gesandte: „Auf eine solche Antwort waren wir nicht gefaßt und glauben sie nicht annehmen zu dürfen. Wir haben freilich gehört, daß Ihr daran seid, mitten in den Wäldern eine Landwirthschaft zu gründen, waren jedoch der Meinung, daß Solches nicht aus freier Absicht geschehe. Da der Grund Eurer Verborgenheit aufgehört hat und weil, wie wir feierlich versichern, die gegenwärtige Regierung Eure Rückkehr mit Ungeduld und Freude erwartet, so hegen wir die Zuversicht . . .“

„Eine öffentliche Stellung zu bekleiden war nie mein Ehrgeiz,“ sagte Martin. „Was ich that, thun mußte, hielt ich damals für eine Bürgerpflicht, die Jeder an meiner Stelle hätte erfüllen müssen. Im Uebrigen haben mich jene Ereignisse weltsehn gemacht; ich floh nicht so sehr vor der Justiz, als vielmehr trieb mich der Hang zum stilleren, weniger verantwortungschweren Landleben. Mir ist dieser Erdwinkel lieb geworden und ich für meinen Theil würde einen größeren Stolz darein setzen, Landstriche bewohnbar zu machen, als Länder zu regieren. Habe ich erst die Befähigung bewiesen, ein eigenes Haus zu gründen und zu leiten, dann vielleicht wäre die Zeit, zu versuchen, ob diese Kraft auch größeren Aufgaben gewachsen ist.“

So sprach Martin.

„Und mit solcher Antwort sollen wir nach Hause zurückkehren!“ riefen die Abgeordneten.

„Nur die Versicherung nehmet noch mit Euch,“ sagte Martin, „daß durch den Sieg der Volksherrschaft mein heißester

Wunsch erfüllt ist. Ich wünsche der Regierung Klugheit, Opferwilligkeit und Glück. — Und nun, geehrte Herren, lade ich Euch ein zu einem möglichst behaglichen Ausruhen in meinem Hause. Nur wenig vermag ich zu bieten, das Beste ist freilich die herrliche Waldluft und das köstliche Wasser.“

Den Gesandten ließ Martin zwei nagelneue Stuben im Wirthschaftsgebäude zur Wohnung anweisen. Bei den Erfrischungen, die ihnen aufgetragen wurden, leistete er ihnen heitere Gesellschaft. Hernach führte er sie in der Ansiedlung und deren Umgebung umher, und die Höflichkeit, welche, vorhin von der Sache bedingt, zwischen den Männern geherrscht, hatte einer gemüthlichen Vertraulichkeit Platz gemacht.

Als sie oberhalb des Mochhauses über die Matte geschritten waren und sich auf eine Bank niedergelassen hatten, sahen sie Julianen, die am Brunnen stand und einen Blumenstock begoß. Einer der Gäste erkundigte sich so vorsichtig als möglich, wer diese junge Frau sei.

Martin antwortete: „Seid Ihr auch ganz ehrlich?“

Sie blickten verdutzt drein.

„Seid Ihr wirklich so unwissend, als Ihr Euch stellt?“

Jetzt schauten sie sich gegenseitig an und konnten ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Freilich waren sie nicht ganz so unwissend, als zu scheinen sie den Versuch gemacht. Ja, bald stellte es sich heraus, daß sie fast mehr wußten, als ihr Gastherr selbst.

„Es ist mädchenhaft, nicht wahr?“ sagte Martin.

„Das nenne ich doch einen heldenmüthigen Republikaner,“ versetzte der Gesandten Einer, „die Fürsten, die er vom Throne nicht herabschießt, die heiratet er her-ab.“

„Nach meiner Meinung,“ sprach der Zweite, welcher der einstige Jugendfreund Martin's war, „nach meiner Meinung müßte sie entschädigt werden. Anstatt Fürstin Frau Präsidentin zu sein wäre auch nicht übel.“

Der Erste sagte nichts mehr, es fiel ihm ein, daß man den Wolf, der zur vorderen Thür hinausgeschenkt worden, nicht bei der Hintertür wieder hineinflassen solle.

Martin schien dieses Gespräch überhaupt nicht zu be-  
hagen, er sagte nur noch: „Sie hat sich menschlich würdevoll erhöht von der Fürstin zum Weibe.“ Damit wollte er abbrechen.

Der Jugendfreund war aber beharrlich in Ausnützung wiedergefundener Kameradschaftlichkeit. Mit sehr höflich gedämpfter Stimme fragte er: „Wie ist sie über jenes Ereigniß Deiner Vergangenheit hinweggekommen?“

Martin wußte im ersten Augenblicke nicht, ob er auf diese Frage antworten sollte; das Bedürfniß, die Last seines Herzens einem fühlenden Menschen mitzutheilen, siegte. „Ich habe es ihr noch nicht gesagt,“ murmelte er.

Die Gesandten sprangen gleichzeitig von ihrem Sitz auf. Ihr Erstaunen war groß, doch sagten sie nichts als: „Das ist lüth.“

„Vielleicht das Gegentheil,“ antwortete Martin.

„Seid Ihr schon getraut?“

„Es steht bevor.“

„Dann wird nichts drauß!“ rief der Jugendfreund.

„Dann wird nichts drauß. Fürstin oder Bäuerin, den Wörder des Eheims heiratet man nicht.“

Martin stand auf und ohne auch nur noch ein Wort zu sagen, schritt er rasch zu den Arbeitern hinab.

Unter den Briefen, welche Juliana aus dem Martinshaus abschickte, war endlich auch einer an Maria Baumgartner. Mit der ersten Hinschrift desselben war sie nicht glücklich gewesen, diese war so ledern und seelenlos geworden, daß die Schreiberin das Blatt zerriß. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, der Freundin erst alles mitzutheilen, wenn der Tag der Hochzeit festgesetzt sei. Wenn sie nun aber von ihrem Martin nichts schreiben wollte, alles Andere war ihr gleichgiltig. Sie beschwor die Erinnerung an alte Freundschaft herauf, sie stellte sich das treue Herz dieser Förstersfrau vor, ihre Größe als Gattin und Mutter, ihre Bescheidenheit, ihre Klugheit und Tüchtigkeit — alles, was an ihr liebenswerth, bewundernswerth war — vergebens, es ließ sich keine Begeisterung mehr anzünden, ihr Herz bewohnte der eine Einzige, er hatte die Freundin allmählich zurückgedrängt und endlich sie vor die Thür gesetzt. Dazu kam noch eine Befangenheit bei dem Gedanken, daß Martin der Maria nicht gleichgiltig gewesen war. So wurde der Brief förmlich, höflich, gleichgiltig und Juliana zerriß ihn.

Besser erging es ihr mit der zweiten Hinschrift. Da zwang sie sich nicht mehr, sondern ließ auf ihre Freundin

die ganze Nacht ihrer Liebe los, ihrer Liebe zum Bräutigam, in dem unumwundenen vertraulichen Gesändnisse lag auf einmal alle Innigkeit wieder, die sie für die Maria je gefühlt hatte.

Martinsbänk.

Liebe Maria!

Du magst von mir denken was Du willst, magst mich jauchselig, unartig, selbstjüchtig, treuvergessen schelten — ich falle Dir doch an den Hals und weine. Weine vor lauter Glück. Ich bin nicht mehr Fürstin, ich bin nichts als Braut. Du mußt es ja im vorigen Jahre schon geahnt haben, jetzt leugne und verhülle ich es nicht mehr, jetzt rufe ich es Dir und der ganzen Welt zu: Er ist mein! Ich habe viel gelitten, viel getritten, bis ich's eingehe, wohin ich gehöre. Ich war abgewichen von meinen angebornen Neigungen und Talenten, so hatte ich meinen Beruf verfehlt. Daß ich Gutes gewollt, ist mein Stolz, daß ich abgedauert, ist mein Verdienst. Du hast ja selbst einmal gesagt, was ich soll und was mir fehlt, und Du hast es getroffen. Nun wirst Du mir doch nicht mehr zürnen, daß ich damals so rasend und so tief in die Wildniß laufen mußte. O glaube an die magische Kraft der Liebe! Hat sie doch selbst auf Dich wirken wollen, trotzdem Du stark und gepanzert bist mit Mann und Kind. Ich bin ihr verfallen und gehe unter in ihren Wonnen. Alles sonst ist mir gleichgiltig geworden auf der Welt, selbst Du wirst vergessen; das sei Dir ein Beispiel, wie

groß seine Gewalt ist. Schon im vorigen Sommer war's, aber er stieß sich an dem Standesunterschiede. Ich wußte, was zu thun war, um seiner würdig zu werden, und that's. Nun bin ich im Schatt und kann nicht mehr fort und höre Dein Bedenken. Denn sein Weib bin ich noch nicht. Aber ich schwöre es Dir, er ehrt mich groß. Mein Gesetz ist das Gewissen, nach Sitten frage ich nicht mehr. Einst durfte ich nicht leben nach gesellschaftlicher Norm, jetzt will ich es nicht. Keinen einzigen Tag will ich von meiner Seligkeit verlieren; der Baum wächst fast in den Himmel. Und doch voller Wein, weil der Gipfel noch nicht erblommen ist. Wenn Du mir das glauben kannst, Freundin, so mußt Du jetzt mich bewundern, wie ich einst Dich bewundert habe.

Die Hochzeit ist nicht mehr fern. Ich müßte jetzt in Edenstein sein und alles anordnen, und kann nicht fort und kann nicht fort von ihm. Wollst Du mir die Liebe thun und statt meiner in Edenstein die Hochzeit vorbereiten nach der Religion, so ist es gut; geschieht es nicht, so ist es auch gut. Wir ist alles recht, mein Leben ist er allein. Leider muß ich ihn selbst hier wissen die allerlängste Zeit. Er ist Waldroder, Baumeister, Bauer; es ist wunderbar, wie sein Wille hier ein großes Geschöß, fast ein Dorf aus der Erde ruft. Wenn ich ihn oft auch nur aus der Ferne sehe, so ist mir schon wohl. O Freundin, das ist ein Mann! So hoch steht er, daß ich mich vor ihm fühle wie eine Magd. Sein Herz ist hart wie Stahl und lauter wie

Gold. Einige Zeit hielt ich ihn für ganz vollkommen, daß ängstigte mich. Seit ich darauf gekommen, daß er ein wenig Sünder war, weiß ich meiner Gluth für ihn kein Ende. In zehn Tagen sind wir getraut; bete für mich, meine theure Maria, daß ich nicht wahnsinnig werde. Ich will mich dann bestreben, ein langes, sorgendes Weib zu werden, wie Du es bist. Wir werden im Schatt wohnen oder auf Edenstein, mir ist das Eins. Nur bei ihm, in allem Glück und Leid bei ihm. Wenn er mich liebt, dann ist es für mich unmöglich, elend zu werden auf dieser Welt.

Deine glückselige

Juliana."

Der Tag der Trauung war bestimmt; diese sollte in der Schlosscapelle zu Edenstein stattfinden.

Die Arbeiten am Martinshause nahmen ihren gewohnten Fortgang, nur daß Martin seltener bei denselben zu sehen war. Er saß nun häufiger mit seiner Braut auf der Pärchenbank beisammen, oder ging mit ihr auf stillen Waldwegen. Juliana war nun voll der sanften Ruhe, die in einem glücklichen Herzen ist. Seit er ihr jene Liebesgeschichte mitgetheilt, war auch ihre Bangigkeit vor einem Geheimnisse seines Wesens verschwunden. Sie sprachen von der Zukunft. Aber auch die Vergangenheit wollte sich nicht ganz vergessen lassen.

Eines Tages fragte Martin die Braut, was — wenn sie noch Regentin wäre — sie an ihrem Hochzeitseste thun würde?

„Dich lieben,“ war ihre Antwort.

„Wäre das alles?“ fragte er. „Nein, Juliana, Deines Volkes würdest Du nicht vergessen.“

„Ich würde die herzoglichen Schatzkammern öffnen für die Armen und Hungernden.“

„Du würdest mehr thun,“ sagte Martin.

„Ich würde alle Soldaten auf Urlaub schicken, heim zu ihren Frauen und Bräuten.“

„Du würdest noch mehr thun,“ sagte Martin.

„Ich würde alle dürstigen Liebespaare anstellen, daß sie sich ehelichen könnten,“ antwortete Juliana.

„Das würde Deinem Herzen immer noch nicht genügen,“ sagte Martin.

„Mein Gott!“ rief sie, „ich würde die Gefängnisse öffnen lassen, die Ketten der Verbrecher zerbrechen. Ich würde den Räubern, Brandstiftern und Mördern verzeihen.“

„Würdest Du das?“ fragte Martin mit Spannung. „Würdest Du sie begnadigen?“

„Ja.“

„Alle? Alle ohne Ausnahme?“

„Das,“ antwortete Juliana mit Bedenken, „das wäre vielleicht ein Frevel an dem Volke. Was die Ordnung der Gesellschaft stört, würdest Du auch das begnadigen?“

„Revolutionäre!“ sprach Martin mit Bestimmtheit, „es sind vielleicht edle Menschen, die ihr Volk über alles lieben, und stören doch die Ordnung.“

„Ich würde sie begnadigen,“ sagte Juliana mit Entschiedenheit.



„Fürstenthümer!“

„Martin,“ sagte sie, sich an seinen Arm schmiegend. „Wozu so grauenhafte Gespräche? Uns geht das nichts mehr an.“

„Würdest Du im Glücke der Liebe — den Mörder Deines Oheims begnadigen?“ fragte Martin.

Sie blieb stehen und blickte ihn betroffen ins Gesicht.

„Warum erinnerst Du mich an solche Dinge?“ sprach sie vorwurfsvollen Tones. „Wie viele Qualen hat mir das bereitet! Der Mordhahn! Der Urheber meines Justizmordes! — Ich hasse ihn!“ Rasch und wild waren die Worte hervorgestoßen.

Martin sagte nichts mehr, sondern schritt in sich verloren an ihrer Seite voran.

Am nächsten Tage ging er allein. Er war in schweren Gedanken. — Auf der Welt ist es so eingerichtet, daß nur die sittlich starken Menschen wahrhaft glücklich sein können. Wer sich gegen die Natur versündigt, den straft sie mit Krankheit. Wer sich gegen die Mitmenschen versündigt, dem wird durch Gesetz und Sitte das Leben vergällt. Wer sich gegen sich selbst versündigt, indem er seiner besseren Einsicht zuwiderhandelt, die Vernunft mißachtet, der Leidenschaft folgt, der muß mit sich selbst zerfallen. Daß es im Allgemeinen schlechten Menschen besser ergehe als guten, ist ein Märchen. Von hundert Schurken gehen wohl fünfzig zugrunde, und was die übrigen, die etwa in äußerem, beneidetem Wohlleben schwelgen, im Inneren für Teufel beherbergen müssen, das verlange Keiner zu erfahren!

Martin hatte Grund, solche Gedanken zu hegen. Im Walde war es stürmisch. Die Äste rauschten, die Wipfel strebten vom Stamme los; am Himmel flogen lichte Wolkensetzen hin und über das Waldland glitten fast heftig ihre Schatten. Ahornblätter, die nächtlicher Reif gelockert hatte, flogen von ihren Zweigen und gepeitscht zwischen den Bäumen herum, bis sie matt zu Boden saulen. Das Gefränte des Erdbodens bewegte sich nicht. Martin hörte wohl das Rauschen über seinem Haupte, fühlte aber kein lührendes Fächeln an seiner heißen Stirn. Die Unruhe in seinem Herzen war schlimmer, als die über seinem Scheitel. — Der Tag ist gekommen. Soll er es ihr gestehen? Soll er es verschweigen? Geschieht er es, was kann geschehen? Kann ihr jetzt in Liebe und Verehrung für ihn so scharf gespanntes Gemüth nicht brechen? Kann das Entsetzen nicht Haß und Stolz aufwecken? Jetzt lebt sie nur in Liebe, weiß nichts als Liebe, aber Frauen naturen sind unberechenbar. Nur vernünftig braucht sie zu sein, und er ist gerichtet. Und er hat das Weib verloren, das alleinige, welches für ihn dicke Erde trägt. — Nein, das Geständniß führt im besten Falle zu nichts Gutem und kann zwei Menschen in die Hölle stürzen. — Wenn er es nun aber verschweigt? Was sagt das Gewissen? Betrügerisch schleicht sich der Verbrecher in ihr ahnungsloses Herz! Was sagt die Ehre des Mannes dazu? — Ihr Weib ist voller Liebe, nur Einen haßt sie, nur Einen! — Soll er ihr den Geliebten entreißen und den Verhassten geben? Wer hat das Herz dazu? — Vielleicht ist ihr Opfermuth für ihn groß

geung, um zu verzeihen? Denn wie heiß sie ihm ergeben ist, das hatte sie bei jenem Zwischenfall gezeigt, als sie mit dem armen Arbeiterweibe um den Bräutigam ringen wollte. — Vielleicht? Auch in diesem Falle ist das Glück verspielt. O, wie ist dieses Geheimniß ein anderes als jenes vom See! Und wie schwer wollte sich jenes schon folgern! — War es denn keine selbstlose Heldenthats, daß sie sich so furchtbar rächen muß? War es denn keine That im Dienste der hohen Idee des Vaterlandes, der zu allen Zeiten die besten Männer sich geopfert haben? Geopfert! Geopfert! Ja, in diesem Worte liegt die Bezeichnung meiner Zukunft! rief es in seiner Seele. Das Volk freut sich heute an den Folgen jenes Tages, und auf mir soll die Wucht des Verbrechens lasten? — Straffrei gehe ich hin, ehren wollen mich meine Mitbürger, und die wüthende Pein reißt mir Keiner aus der Brust. Würde ich die That auf dem Schaffot jähnen, so jähne Jeder die Größe meines Opfers. Heute sieht sie Keiner. Ich allein mit mir. Wie verjöhne ich Dich, verfluchtes Schicksal! — Martin! Der Starke verjöhnt die Götter durch die That. Das Geständniß! Größer, als der Muth zum Verbrechen, ist der Muth, es zu bekennen. Damals der Einsatz eines Lebens, das für den geluckteten Staatsbürger keinen Werth hatte, heute der Einsatz zweifacher Glückseligkeit. Wer hat den Muth, dieses Pfand zu wagen? — Der Mann!

Der Mann!

Martin lehnte um gegen das Martinshaus. Seines Entschlusses glaubte er nun sicher zu sein. Vor dem Blochhause

im milden Sonnenschein saß Juliana und hestete auf ein weißes Kleid Myrten. Dabei sang sie leise und lieblich ein Lied:

„O ichörstest Schatz auf Erden,  
Ich lieb' Dich ganz allein;  
Schon bald sollst mein Du werden,  
Mein Eigen sollst Du sein.

Siebst Du mir Wein zu trinken,  
So thu ich Dir Beiseid;  
Thust Du mir heimlich winken,  
So ist mein Herz erfreut.

Ich geh nicht aus den Ziegen,  
Ich geh nicht vor die Stadt,  
Bis ich mein' Schatz gesehen  
Und ihn geküßet hab.“

Martin, von ihr nicht wahrgenommen, war hinter ihr stehen geblieben. — Soll er nun dieses süße, selige, ahnungslose, bräutliche Leben zerstören? Nein! Er wendete sich, schlich unbemerkt der Wand des Hauses entlang — und hat ihr nichts gesagt.

\* \* \*

Und als all das geschehen war im Schatt, ließ Martin eines Tages in das Horn blasen, durch welches er den Leuten seines Anwesens die Wahlzeiten oder den Schluß des Tagewerkes anzuzeigen pflegte. Da stiegen die Zimmerleute von ihren Bänken, die Erdarbeiter aus ihren Gräben, es kamen die Mähdter von den Wiesen, die Hirten von der Weide und die Holzer aus dem Walde.

Es war heute nicht Essenszeit und es war nicht Abend, daher wußten sie nicht, was der helle Schall des Hornes zu bedeuten habe. Und als sie versammelt waren vor dem Hause auf der grünen Walle, trat Martin unter sie und an seinem rechten Arme führte er Juliana. Er stellte ihnen die künftige Hausfrau vor, worauf sich ein vielfacher Jubelruf erhob. Hernach theilte ihnen Martin mit, daß er mit seiner Gesponsin auf einige Tage nach Edenstein im Timmerthal reise, um dort mit ihr den kirchlichen Bund zu schließen, und ermahnte sie, während dieser Zeit in Fried und Frohsinn am Martinshause das Fest zu begehen, das er ihnen veranstaltet habe.

Nun sahen sie schon die Fastthiere, die mit allerlei Gottesgaben bespaßt angekommen waren, und als der spähenbe Pieronymus auch wohlbeschlagnene Fässer wahrnahm, machte er einen Zuckerschrei und einen Purzelbaum dazu, daß sein Weib, die Stanzi, vor Schreck und Aerger schier vergehen wollte.

Für die Zimmerleute begann alsogleich eine neue Thätigkeit. Vor dem Wirthschaftsgebäude auf dem ebenen Platz legten sie einen großen vieredigen Bretterboden und hobelten ihn glatt. Dann richteten sie an den vier Enden hohe Stangen auf, die mit Reifigwindungen geziert worden waren, dann schlugen sie daneben einen erhöhten Tisch auf und dann wurde ausgerufen, daß, wenn Musikanten da wären, sich dieselben zu melden hätten. Ein krummer Holzhauer erschien, der sagte, daß er bei den Soldaten gewesen sei und dort das Trommeln gelernt habe. Ein Anderer zeigte sich als

Dudelsackbläser ohne Dudelsack. Dafür bekannte der Medant, daß er „Maultrommeln“ spiele, und hub zur Probe mit dem kleinen Instrumentchen alsogleich an zu summen. Mehrere zogen Mundharmoniken aus dem Sack, der Oberknecht kam mit einer Zither. So war in kurzer Zeit der Tanzboden her- und eingerichtet und während nebenhin Tische und Bänke aufgeschlagen wurden, begann — damit ja nichts verjäumt werde — das jüngere Volk sich paarweise zu üben, und sie fühlten in allen Gliedern die Freude, die da niederfiel aus Gottes freiem Himmel.

Witterweise hatten Martin und Juliana Pferde bestiegen, um mit einem kleinen Gefolge abzureisen.

Da war es, daß die Stanzl ihren Hieironimus beim Rockzipfel festhielt, daß er ihr aber loskam und mit säkredbar würdevoller Geberde vor die Pferde des Brautpaares trat. Er hatte nämlich eine alte Hochzeitsrede im Kopf und die wollte er jetzt vorbringen. Er sprach laut im Predigerton und ganz unerhört hochdeutsch. Doch während der Rede stellte es sich heraus, daß sie nicht für die Zeit vor der Trauung, sondern für jene nach derselben passe und hier auch wieder nur einer kernsesten Bauernhochzeit angemessen war. Der Medner wollte das ausglätten, gerieth aber in einen so verhängnißvollen Wirrwarr von Braustücken, Widelmann, Speiseweister, Glück und Segen, Wiegen, Hochzeitsbujchen und kleinen Kindern, daß ihm angst und bang wurde. Noch rechtzeitig brüllten die Umstehenden ein dreifaches Hoch, bis die Reisenden nach allen Seiten grüßend davourritten.

„Ich sag's ja,“ murmelte der Hieronymus, und trocknete sich am Gesicht den Schweiß, „wenn der Mensch nit immer einmal einen Tropfen Wein hat, so wird er ganz dumm.“

„Na, so komm halt im Gottesnamen, Alter, und trink!“ sagte die Stanzi und führte ihn zu den Tischen.

„Guet ischt's!“ knurrte der Tiroler und setzte sich auch hinzu. —

Was war das für Julianen ein anderes Reisen durch den Schatt, als jenes vor einem Jahre! Auch heute bräute die Wildniß in ihren rauhen Gestalten, aber Pfade waren nun angelegt und statt der planlosen Führer ritt ihr zur linken Seite sicher und ernst der Bräutigam.

Er war ernster als je. Sie fühlte sich unsäglich froh und ihr Gesicht war weiß wie eine Lilie.

So erreichten sie nach langem Ritte Schloß Edenstein, welches geschmückt war mit Fahnen und Ehrenbögen, als ziehe wieder die Fürstin ein. Der alte Thorwart Fritz hatte sogar die zwei auf Edenstein vorrätigen Kanonen laden lassen, um sie während der Trauungsfeierlichkeit loszubrennen. Eine Burg, auf welcher gar nichts mehr knallte, als die Peitsche des Ochsenführers, war denn doch zu langweilig. Nun hoffte er auf den neuen Schloßherrn; der soll ein ganzer Mann sein, so wird man doch wohl wieder einmal Pulver zu riechen bekommen.

\* \* \*

Endlich war der Tag der Hochzeit gekommen. Es war ein lauer, windstiller Herbstmorgen, die aufgehende Sonne

hatte einen wässerigen Schein, der nicht wie Gold, sondern wie Schnee lag auf den Mauern des Schlosses.

Juliana war früh aufgestanden und ging allein durch den alten Schlossgarten. Sie gewahrte es nicht, wie still und herbstlich es ringsum war, denn in ihr prangte Frühling voll Rosenleuchten und Vogelsang. Sie erschrak fast, als sie plötzlich vor dem Grabe des alten Abraham stand. Es war verwahrlost und statt Blumen lagen gelbe Lilienblätter darauf.

„Wie konnte ich Deinet vergessen, treuer Lehrer,“ so sprach sie aus dem Grab hin, „hast doch Du mir den Weg gewiesen zu diesem Glücke! — Siehe, das theile ich heute mit Dir.“ Den Myrtenstrauch, den sie am Busen trug, zweigte sie auseinander und legte ein Stämmlein desselben auf den Rasen hin.

Sie war lange im Wildgarten, sie wandelte alle Wege wieder, an die sich Erinnerungen aus der Kindheit knüpften; sie war weichgestimmt, sie mußte weinen, und keine größere Süßigkeit hatte sie noch erfahren, als dieses Weinen. Als sie an der Morgenseite des Schlosses hinschritt, wo auf felsigem Grunde ein wildes Gehäge wuchs, auf welchem noch verspätete Rosenknospen waren, begegnete sie der Maria. Die Förstersfrau war daheim schon um Mitternacht aufgestanden, um sich hochzeitlich zu machen und den weiten Weg ins Thierthal zu gehen. Sie hatte heute ein bauschiges Kleid von schwarzem Taffet an und ein purpurrothes, seidenes Busentuch darüber, das wie ein großes, brennendes Herz leuchtete



auf ihrer Brust. Auch sie wusste ihrer Freude über diesen Hochzeitstag kein Ende, suchte sich dieselbe aber fortwährend auszureden, weil es ihr zu Sinn kam, ein so großer Jubel auf dieser Welt könne den lieben Gott verdrießen. Sie wollte ihm dankbar sein in Demuth.

Juliana, die Braut, sprang ihr jauchzend, schluchzend an die Brust und konnte nichts hervorbringen als: „Ist das himmlisch! Ist das himmlisch!“

Die Maria vermochte ihr Erstaunen kaum zu verbergen. Es war etwas Fremdes in dieser Juliana, etwas Unirdisches, Unheimliches. Und blaß war sie, kein rother Hauch an den Lippen, nur an den Wangen zuckte manchmal ein rosigter Schatten und in den großen Augen citzel Gluth. — Was aus manchem Menschen die Liebe macht!

Zum Schloßhose erklang Musik, die Männe und Pöge belebten sich mit Menschen. Alles festlich geschmückt, alles froh gestimmt. Juliana, in Wonne versunken, mußte erinnert werden, daß es Zeit sei, das Hochzeitskleid anzulegen. Sie stieg hinauf in das zweite Stockwerk, wo ihre Gemächer waren, und ließ sich schmücken. Als man ihr den Myrtenkranz ins Haar stoch, fragte sie nach Martin. Zu der Schloßcapelle läutete schon das Glöcklein. Juliana ließ die Frauen aus dem Gemach treten, sie wollte noch einen Augenblick allein sein, um den Himmel anzusehen um Fassung und Kraft, das Glück ertragen zu können. Sie blickte hinaus zum offenen Fenster in die eruststille Natur. Ihre Erregung ging in ein ruhigeres Träumen über.

Jetzt trat Martin ein, in schlichtem, würdevollem Hochzeitsegewande. Auch er war anders als sonst. Leise trat er an sie hin und legte seine Hand auf ihre Achsel. Sie wendete sich zu ihm und ihr seuchter Blick war voller Jungheut.

„Juliana,“ sagte er, „am Altare brennen schon die Kerzen.“

Sie schmiegte sich sanft an seine hohe Gestalt.

Martin that einen hörbaren Athmeuzug. Dann sprach er: „Ich wollte Dir nur noch etwas sagen, Juliana.“

Sie schaute ihm immer an.

„Ich hätte es auch früher thun können . . . . Nun, da es erst heute geschieht, wird es zu einer Morgengabe, die nur an ein heldenmüthiges Herz . . . an ein großes Herz . . .“

„Mache mir nicht bange, Martin!“

„Vielleicht,“ fuhr er fort, „thut es Dir sehr weh. Vielleicht auch thut es Dir wohl, das zu wissen. — Es handelt sich um Hugo Stolland.“

„Den Leibjäger meines seligen Oheims?“ unterbrach sie ihn hastig.

„Vielleicht freut es Dich zu hören, daß kein Justizmord an ihm begangen worden ist. Er war nicht ganz so unschuldig, als man glauben gemacht hat.“

„Wie ist das? Wie ist das?“ fragte sie erregt.

Martin setzte sich an einen Tisch, denn seine Beine zitterten. Juliana ließ sich fast willenlos ihm gegenüber in einen Sessel nieder.

„Stolland,“ sagte Martin.

„Was ist es, was hat er gethan?“ rief sie.

„Wenn der Fürst eine Jagd hielt, so pflegte man vorher Zeit und Ort zu verschweigen,“ fuhr Martin fort. „Oder auch falsch anzugeben. So hieß es an jenem Tage, die Adlerjagd werde am Schildstein abgehalten. Da war Einer, der plauderte. Den ganzen Jagdplan verräth er und gab die Aufsteige an. Das war Hugo Stolland. Ohne diesen Verrath wäre es nicht geschehen, wenigstens nicht an jenem Tage.“

„Wie weißt Du das?“ fragte Juliana.

Diese Frage beachtete er nicht, sondern fuhr fort: „Im geheimen Rathe der Volkspartei war es beschloffen worden, den Herzog zu tödten. Das Loos war auf einen unerfahrenen, jungen Menschen gefallen. Der kannte den Fürsten nicht persönlich und konnte ihn auch nicht persönlich hassen. Er dachte nur ans Vaterland. Lange suchte er nach Gelegenheit, sein Werk zu vollführen, und immer wieder wich er ihr aus. — An jenem Tage streicht er, von Stolland angewiesen, als Jäger verkleidet im Hochgebirge um, wo der Herzog jagt. Am steilen Hange der Weißhornwand begegnen sie sich. Der Fürst ist allein und das Gewehr auf dem Rücken sucht er mit dem Alpstock vorsichtig über die gefährliche Stelle zu kommen. Ihn in dieser hilflosen Lage zu tödten verschmäht der Andere, er weicht zurück hinter den Hang und erst wie der Herzog wieder festen Boden unter den Füßen hat, ruft er ihm auf etwa dreißig Schritte zu: Wehr' Dich! Einer von uns Beiden muß hier sterben! Einen Augenblick steht er starr, dann sagt er: Ah, bist Du Einer von diesen Hunden? —

Mann gegen Mann! rufst der Andere, Du weißt, warum. Der Herzog reißt sein Gewehr von der Achsel, im nächsten Augenblick knallt es, seine Kugel streift den Anderen an der linken Schulter; ein zweiter Schuß streckt den Herzog zu Boden . . .“

Juliana verhüllte ihr Antlitz. Plötzlich stand sie auf und sagte: „Martin, Du weißt, wer es gethan hat!“

Martin riß seinen Rock auf, und das Hemd, und deutete auf eine Narbe seiner linken Schulter.

„Jesus Maria!“ schrie Juliana schrill, als wäre sie getroffen; mit beiden Händen suchte sie gegen das Herz, dann sank sie langsam um.

Er fing sie auf, schwer glitt sie an seinem Körper zu Boden.

Zum Fenster herein wehte der helle Klang des Stößleins, das zum Tronaltare rief.

Martin hatte mit dem Wasser einer Blumenvase Julianens marmorweiße Stirn begossen, da athmete sie endlich wieder und kam zu sich. Sie fand sich zu Füßen Martin's und schaute zu ihm auf mit einem Blick voll unendlicher Liebe und unendlicher Traurigkeit. — Sie tastete nach seiner Hand, zog sie zu sich nieder, küßte sie und benezte sie mit Thränen. „Armer, armer Mann!“ hauchte sie, „so schön! so gut! so groß! Und so glücklos sein müssen! so einsam, einsam!“ An seinem Arm rankte sie sich jetzt empor: „Ich muß Dich küssen, mein Martin! Ich vergehe . . .“

Er hob sie auf, mahnte sie, sich zu fassen und mit ihm in die Capelle zu gehen.

„In die Capelle?“ fragte sie mit ganz veränderter Stimme, „in die Capelle mußt Du allein gehen, mein Knabe, mußt die Kerzen auslöschen. — Wie? Das weißt Du nicht? Martin, sei doch klug. Ich kann Dich ja nicht heiraten, Du hast meinen Oheim umgebracht.“

„Laß das jetzt!“ sagte Martin fast herbe. „Komm!“

„Wenn Du — befehlst!“ sprach sie leise, „so muß ich wohl.“ Und wandte an seiner Seite, von ihm geführt und gestützt, aus dem Gemach.

Als sie durch den langen Vorfaal schritten, blieb Juliano an einem Fenster stehen und schaute hinab in das wilde Gehege. „Martin,“ sagte sie lebhaft, „siehst Du dort auf dem Strandy die Rosen? Ich bitte Dich, hole mir eine heran.“

„Aber Liebste!“ flüsterte er, „jetzt ist keine Zeit mehr, sie warten.“

„Ich will in meinem Haar eine rothe Rose haben,“ sprach sie mit Entschiedenheit. „Und just von Dir, Martin, diesen Gefallen mußt Du mir thun. Unten an der Treppe links durch die kleine Pforte. Aber schnell. Ich bitte!“ Sie faltete vor ihm die Hände. Er besann sich nicht lange, eilte hinab. Rascher noch, als seine Füße über die Treppen sprangen, jagten sich seine Gedanken. Er hatte nun alles vollbracht, was in seiner Macht stand, mit Selbstverleugnung, mit strenger Gewissenhaftigkeit. Nun war es abgethan und er war entschlossen, jeder übermäßigen Weichmuth zu troken, alle weitere Selbstqual bei ihm und bei ihr zu unterdrücken und das haltlose Weibsgemüth mit männlichem Ernste zu leiten.

Als Martin hinabkam zu den Rosen, war sie schon unten. Im grünen Gehege auf steinigem Boden lag sie, das Haupt überströmt, das weiße Hochzeitskleid bespritzt mit Blut. Noch richtete sie sich ein wenig zu ihm auf: „Verzeihe! Ich wollte Dich bei mir haben — beim Sterben . . .“

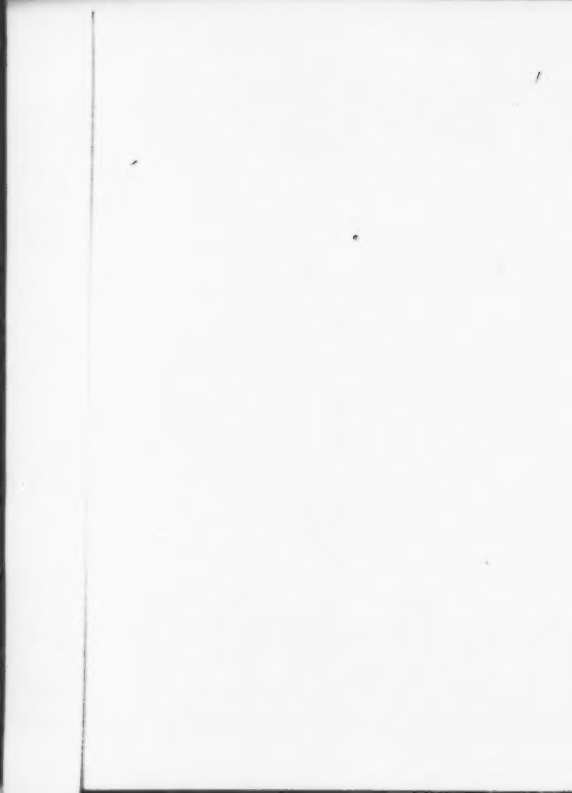
Das Wort war nur mehr ein Hauch. Und dann war dieses hochgemuthen, liebesinnige Leben verloschen.

An einem der nächsten Tage sah man den Martin Reichensteiner durch das langgestreckte Scharnthal schreiten. Er war aufrecht wie ein Pfahl und noch schlanker wie sonst. Das Hochzeitsgewand hing schlapp an seinem Körper, Haar und Bart wirr, das Gesicht sah wie Lehm. Er wich den Hütten aus und strebte dem großen Walde zu.

Diesem Tage folgten weitere Tage, die Zeit verging, wie sie vergangen war, heute vergeht und immer vergehen wird. Jene Leute, welche in den Schatt gegangen waren, um dort die Ansiedlung roden zu helfen, kamen nach und nach Alle zurück. Im Schatt war es wieder einsam und still geworden. Martin war verschollen; Niemand hat ihn mehr gesehen. — Wer seinen Namen sucht: in der Geschichte des Fürstenthums wird er ihn finden. Ob unter den Patrioten, ob in den Reihen der Wissethüter, das richten die Zeiten.









# I.N.R.I.

Frohe Botschaft eines armen Sünders

von

Peter Rosegger

Neubearbeitete Volksausgabe

16. – 20. Tausend



Leipzig

Verlag von L. Staackmann

1906



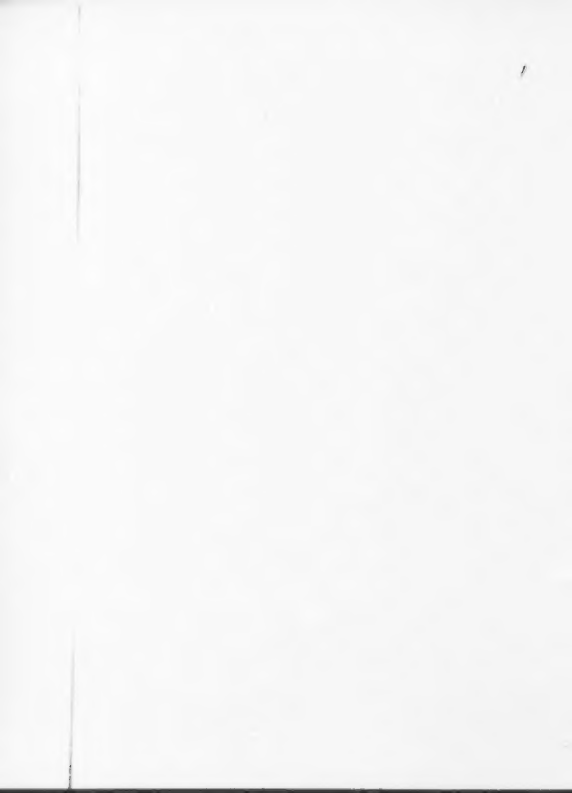
Alle Rechte vorbehalten.

Wilhelm Kienzl

dem Dichter-Komponisten des  
„Evangelimann“

zugeeignet

vom Verfasser



§he die heilige Geschichte anhebt, führt der dunfle Weg uns zunächst in eine große Stadt. Dort pulsiert der Herzschlag der Zeit. Vor dem Gerichtsgebäude auf dem weiten Platz ist große Menscheyansammlung, die Wagen der elektrischen Trambahn stocken. Deren sechs oder acht stehen schon in der Reihe, und den Wachleuten will es nicht gelingen, die Menge zu durchbrechen. Alles drängt sich — teils aufgereggt hastend, teils gelassen sich vorschiebend — gegen das Gerichtsgebäude hin, und immer neue Zuströmungen kommen von den Straßen her. Jeden Augenblick ist zu erwarten, daß dort oben der Herold heraustreten wird auf den Söller, um die Entscheidung öffentlich zu verkünden.

Alles erging sich über den Angeklagten, der so Un-  
erhörtes hatte vollführen wollen.

„Er wird zugesagt!“ rief einer. „Der fährt in den Himmel mit hausenem Bist!“

„Man sei nicht kindisch!“ sagte ein anderer mit grohartiger Überlegenheit. „In längstens einer halben Stunde geht er als freier Mann zum Tore heraus.“

Ein leidenschaftliches Raten und Wetten begann. Guten Beobachtern konnte es auffallen, daß die feinen Tuchröde die Verurteilung erwarteten, während die Arbeiterlittel und das zersahrene Straßenvoll mit Heftigkeit den Freispruch verlangten. Ein umfangreicher Herr fragte laut über die Köpfe hin, wer mit ihm zehn Dukaten wetten wolle, daraufhin, daß das Scheusal baumeln werde.

Ein ausgehungertes Männlein erklärte sich zur Wette bereit. Der Stattliche wandte langsam seinen Kopf mit dem Seidenhut, und als er den Spärlichen sah, murmelte er schläfrig: „Der! Der will mit mir um zehn Dukaten wetten! Lieber Herr, gehen Sie mal heim zu Muttern und bitten Sie sie um ein Zweipfennigstück.“

Gelächter. Aber es wurde unterbrochen. Wie ein Windstoß, der in die Wellen der See gräbt, so fuhr es jählings in die Menge. Auf dem Söller des Gerichtsgebäudes war ein Mann erschienen. Er hatte einen dunklen kurzgeschnittenen Vollbart, das Haupt mit der hohen Stirn war unbedeckt. Mit gemessener Gebärde trat er vor bis an die Brüstung und erhob die Hand — Achtung gebietend. Und als das Geseurre sich dämpfte, rief er mit dünner Stimme, jedes Wort scharf hervorstoschend: „Der Angeklagte, Konrad Gerleitner, ist mit einer Stimmenmehrheit von zwei Dritteln der Geschworenen schuldig gesprochen und im Namen seiner Majestät des Königs verurtheilt worden zum Tode durch den Strang.“ —

Nach dieser Verkündigung blieb er noch eine Sekunde stehen, dann trat er ins Haus zurück. In der Menge gestikten einzelne Ausrufe.

„Märtyrer machen! Schwärmerblut steckt an.“

„Ein Schwärmer bloß! Wenn das ein Schwärmer ist, dann bin ich ein Spitzbub!“

„Warum denn nicht?“ lachte ein wildhaariger Kopf.

„Auseinander!“ herrschten die Wachleute, die mit aufmarschierenden Truppen verstärkt worden waren. Die Menge drängte nach allen Seiten zurück, und die Wagen der Trambahn hatten freies Geleise.

Neben demselben Geleise rollte einige Minuten später ein geschlossener Wagen dahin. Im Fenster des Wagens sah man das Winken eines Bajonetts. Rudelweise lief der Straßenpöbel diesem Wagen nach, aber er rollte rasch über das Pflaster hin, das unter den Hufen

der Pferde Staub gab, und ent schwand endlich in der langen Pappelallee, die nach dem Strasshause führt. Etliche blieben schnaufend stehen und fragten sich nun, weshalb sie so toll gelaufen wären. „Heute geschieht's ja noch nicht. Man liest es doch erst in den Blättern, wenn's geschieht.“

„Glaubst du? Ich sage dir, das ist nur für Geladene, für Ehrengäste! Die Zeiten sind vorbei, mein Lieber, wo das Henken ein Volksfest war. Das Volk muß überall zurückstehen.“

„Geduld, weiser Zeitgenosse! Wenn erst die Henker gehenkt werden — das wird ein Ostertag sein.“

Die Gestalten verschwanden im Strahengewoge.

Im Wagen, der die Allee dahinrollte, zwischen zwei Gendarmen saß gefesselt der schwächliche, eingeknickte Mann. Seine Schultern wogten auf und nieder, so schwer ging das Atmen. Er hatte heute sein schwarzes Gewand angezogen, und an dem Halse wie an den Händen sah man weißes Linnen. Das Haar war rötlich-braun er hatte es sorgfältig geläutet, Baden und Rinn ganz glatt rasieren lassen. Er hatte auf diesen Tag vertraut, der würde ihm die Freiheit geben oder sie nach nicht langer Zeit in Aussicht stellen. Sein fahles Gesicht mit den eingesunkenen Wangen zeigte etwa vierzig Jahre an, aber er konnte viel jünger sein. Im Auge lag ein blaues, schwärmerisches Feuer, aber es war voller Schreck. Geradezu schön wäre sein Gesicht gewesen, dieser Schreck entstellte es. Die gefesselten Hände auf den zusammengepreßten Knien, die Finger ineinandergeschnitten, das Haupt jetzt gesenkt, daß das Kinn sich in die Brust grub — so war er in sich eingebrochen. Er zog die Beine noch enger an sich, daß die Gendarmen bequemer sollten sitzen können. Einer derselben blickte ihn von der Seite an und mochte denken, wie denn das möglich ist, daß dieser sanfte Mensch ein solches Verbrechen begangen hat. —

Man fuhr entlang der hohen Mauer des ausgehauenen Gebäudes, an dem sich das Tor nun öffnete. Im Hofe wurde der arme Sünder aus dem Wagen gehoben und durch das zweite Tor in einen engen Hinterhof geführt. Dort nahm man ihn von den Händen das Eisen und hierauf wurde er durch gewölbte Gänge weiter geführt, an denen hin und hin Pförtlein mit vergifteten Fensterchen waren. Der dunkle Weg ging in Krümmungen dahin, dort und da von einer Lampe beleuchtet. Die Luft wurde frostiger und dumpfiger. Hoch oben die Mauerlücken, durch die noch blasses Taglicht schimmerte, wurden immer seltener, bis endlich Nacht und Grust war. Vom Kerkermeister wurde der Ankömmling in Empfang genommen, einem graustrupigen Alten mit stark vorspringenden Stirnknochen und Gesichtszügen, die ein beständiger Unmut ins Grimassenhafte verzerrt hatte. Freilich Unmut darüber, wenn man — selber blutsunschuldig — sein Leben im Kerker unter Räubern und Mördern und sogar — was noch das Schlimmste — unter „blindlings Eingeknähten“ zubringen muß! Kaum sah er die schwankende Schattengestalt des Gefangenen um den Pfeiler kommen, und er wußte, was es geschlagen. Zwölfs hat es geschlagen bei dem armen Kerl. Aus Ärger darüber, daß solche Leute sich so dumm erwischen lassen, hatte er ihn stets harsch angeschnauzt. Heute geleitete er ihn schweigend in die Zelle und vermied beim Absperren das Rasseln des Schlüsselbundes. Aber das konnte er nicht lassen, durch das Guckloch lugte er noch, was der arme Mensch drinnen nun wohl tun werde. Und da sah er, wie der Verurtheilte auf die Ziegelfliese hinfiel und bewegungslos liegen blieb. Dem Kerkermeister wurde lange und er schloß das Thürchen wieder auf, am Ende war der Mann doch klug genug gewesen, um schnell zu sterben. Dann war's mirlungen. Der Sträfling bewegte sich ein wenig und flehte, ihn jetzt allein zu lassen.



Und dann war er allein. War wieder in diesem dumpfen Raume, der eine Holzbank und einen Strohsack und auf dem Brett einen Wasserkrug hatte. Dinge, die er während der langen Untersuchungsstunde hundertmal stumpfsinnig angestarrt, nichts denkend als: Sie müssen mich freisprechen! Aus Plettern, die den Strohsack gestaut, hatte er sich selbst eine Art von Tisch gezimmert, eine Arbeit, die der Kerkermeister derb gerügt, aber nicht zerstört hatte. — Hoch in der Wand ein Fensterchen mit gekreuzten Eisenstangen; von dem kam etwas Widerschein einer gegenüberstehenden Mauer herab. Der obere Teil der Mauer war jetzt von der Sonne beschienen — die Steine sandten barmherzig den Widerschein. Dann war durchs Fenster noch zu sehen der Rand eines steilen Ziegeldaches und ein Schornstein, und dazwischen blinkte ein dreieckiges Stück blauen Himmels herein. Das war der Reichtum dieser Zelle. Konrad wußte nicht, daß er gerade diese Kammer einem besonderen Wohlwollen verdankte. Das längliche Licht von oben war ihm wochenlang ein Trost gewesen, gleichsam eine Verheißung: sie werden dich wieder freilassen ins Sonnenlicht! Tropfenweise war diese Hoffnung niedergerieselt in seine einsame Seele. Und heute? Das bißchen Widerschein war ihm ein Hohn geworden. Er wollte keine Dämmerung mehr. Der Tag war auf ewig vergangen — so dürstete er nach Nacht. Nacht, Nacht, die so schwer und dunkel wäre, daß er auch von seinem Elende nichts mehr sähe. — Denken konnte er jetzt gar nichts. So dumpf, so taumelig, als ob man ihn mit einer Aue auf's Haupt geschlagen hätte.

Als der Kerkermeister vorübertrabend wieder durch das Guckloch schaute und der Mensch immer noch auf den Ziegeln lag, wurde er zornig. Vorsternnd öffnete er das Pförtchen: „Zum Salermenter noch einmal! Sie Nummer Neunzehn! Hören Sie! Ist Ihnen was?“ Das letztere Wort war beinahe zu weich gesagt, daß so

ein dummer Junge am Ende noch glauben könnte, man hätte Mitleid mit ihm. Das gibt's nicht. Selber gesät, selber geschnitten.

Der Gefangene hatte sich rasch aufgerichtet, blickte verstört um sich. Als er den Kerkermeister erkannte, tastete er nach dessen Hand. Die hielt er fest und sagte dann heiser: „Ich möcht' was bitten. Rufen Sie mir einen Geistlichen.“

„Na also! Doch endlich!“ knurrte der Alte. „Diese Herren Gottesleugner! Zulezt kriechen sie doch zum Kreuz.“

„Ich bin kein Gottesleugner,“ entgegnete der Sträfling gelassen.

„Nicht? Na, das macht weiter nichts. Den Beichtvater sollen Sie schon haben.“

Den Beichtvater hatte Konrad zwar nicht gemeint. Mit Gott in Ordnung kommen? Es dürfte an der Zeit sein. Vor allem verlangte es ihn nach einem Menschen. Ein anderer kommt nicht. Mit dem Verworfenen will keiner was zu tun haben. Jeder dankt Gott, daß er nicht auch einer ist. Aber der Geistliche muß.

Nach einer halben Stunde — der Verurteilte fuhr zusammen, denn vor jedem Geräusch an der Thür erschrak er — kam jemand. In die Zelle trat leise ein Mönch. Er huschte in Sandalen daher. Der matte Fensterschein zeigte einen Greis mit langem, grauem Bart und froh blidenden Augen. Seine Kutte aus rauhem Tuch war um die Mitte mit einem weißen Strid zusammengehalten. Am Strid hing ein Rosenkranz. Nach der Hand des Sträflings langend grüßte er: „Darf ich sagen: Guten Abend? Ich brächte ihn gern, wenn Sie ihn annehmen wollten.“

„Ich habe Sie bitten wollen, Vater —. Weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, wie es mit mir steht.“

„Ist mir bekannt, ist mir schon bekannt. Aber heute ist der Herr näher bei Ihnen, als gestern.“

„Ich hätte,“ sprach Konrad zaghaf, „noch mancherlei zu sagen. Aber nicht beichten. Es ist ja kein Geheimniß. Just einen Menschen möchte ich bei mir haben.“

„Sie wollen doch Ihr Herz erleichtern?“

„Ehrwürden kommen wohl nur zu mir, weil es Ihr Verus ist. Es ist ja nicht angenehm. Trösten sollen und nicht wissen wie. Für mich gibt's nichts mehr.“

„Gehen Sie mir mit solchen Reden. Sie haben, wenn ich verstehe, mich noch nicht als Beichtvater rufen lassen. Nur als Menschen. Gut. Und als solcher komme ich freiwillig. Belehren kann ich Sie doch nicht. Belehren müssen Sie sich selber. Denken Sie einmal, ich wäre Ihr Bruder, den Sie lange nicht gesehen haben. Und jetzt kommt er auf einmal her, findet Sie an diesem Ort und fragt Sie betrübt an, wie so das habe geschehen können.“

Der Gefangene saß nun auf der Bank, hielt die Hände gefaltet, blickte starr auf den Boden hin und murmelte: „Ich habe einen Bruder gehabt. Wenn der noch lebte, ich wäre nicht da. — Er war älter als ich.“

„Also haben Sie keinen Verwandten mehr?“

„Meine Eltern starben, als ich noch nicht zwölf Jahre alt war. Rasch nacheinander. Der Vater hat die Mutter nicht überleben können. Ich habe sie — überleben können. Meine Mutter — eine gute, arme Frau. Immer heiter und fromm. Auf dem Dorfe draußen. Eine glücklichere Kindheit kann kein Mensch haben. Ach na — vergehen . . .“ Seine Worte ersticken.

„Lassen Sie sich! Halten Sie die Kindheit nur fest in der Erinnerung! Sie ist ein Licht in solchen Tagen.“

„Es ist vorbei,“ sagte Konrad, sein Schluchzen überwindend. „Mein Vater, mich kann diese Erinnerung halt nicht trösten, nur noch schwerer anklagen. Wie kann aus einem solchen Segen ein solches Unglück kommen?“

Wenn ich jetzt niederknien dürfte vor meinem Gott — nur danken! Danken, daß sie diesen Tag nicht erlebt hat."

"Nun, nun!" sagte der Vater. "Es haben noch ganz andere Mütter an ganz anderen Söhnen etwas erlebt."

"Will auch alles Unserer lieben Frau opfern."

"So ist's recht. — Und jetzt erzählen Sie mir etwas. Wohl unter fremde Leute, gelt?"

Verworren brachte er es hervor.

"Nachdem mir Vater und Mutter gestorben, bin ich in die Lehre gekommen. Zu einem Tischler. Auch noch eine schöne Zeit. Nur zu viel zusammen gelesen hab' ich dem Meister, so allerhand Zeug, und spintifirt darüber. Und sein Unrecht aushalten wollen, oder was ich mir so hab' eingeblendet. Einen närrischen Phantaster hat mich der Lehrmeister geheißen — und fortgeschickt. Und nachher halt die Wanderschaft — München, Köln, Hamburg. In Köln zwei Jahre bei einem Meister. Bei dem wenn ich geblieben wäre! Wollten mich nicht fortlaffen — auch eine Tochter . . . Ja, und dann nach Hamburg. Das war schon 's Unglück. In den Verein bin ich eingeführt worden. Schuh gegen Volksverräter hat es geheißen. Erlöser sein, das Leben wagen. — Ganz langsam ist es in mich gekommen, ganz nach und nach, was das für ein Glend ist unter einer Tyrannei. Als Knabe hab' ich einmal einen Hund niedergestochen, der auf der Gasse armer Leute Kinder biß. Ein Herrenhund. Bin dafür auf die Paal gelegt worden, aber es hat gar nicht weh getan — immer im Gedanken: Von der Bestie hast du sie befreit! — So ist es wieder über mich gekommen jetzt. Ich kann's nicht sagen, was in mir vorgegangen. Bin ganz wirt. Bei Gericht ist ja so alles ausgefagt worden, die ganze schreckliche Geschichte. — Nur ja hab' ich gesagt mit hundert anderen, nur ja hab' ich gesagt und gedacht: Dich trifft's nicht. Und hat

mich doch getroffen, als ob unser Herrgott nicht anders gewollt hätte. Auf mich, just auf mich ist's gefallen, wie sie das Los haben gezogen . . ."

"Diese Geschichte kenne ich, armer Mensch."

"Ich nicht. Seit dem Augenblicke, als sie mir den Revolver aus der Hand genommen, ist's dunkel gewesen. Nichts habe ich erfahren, erst heute habe ich gehört, daß er lebt. Und mir haben sie gesagt, daß —"

"Was haben sie gesagt?"

"— Daß ich sterben muß." Dann fuhr er den Priester heftig an: "Ist es denn wirklich ein so großes Verbrechen? Sagen Sie mir das!"

"Mich deucht, das brauche ich Ihnen nicht mehr zu sagen."

"Gut. Dann ist's recht. Dann geschieht mir recht. Den Willen dazu habe ich ja gehabt, und sie sagen, der gilt fürs Werk. Ist in Ordnung. Heißt es nicht: Leben um Leben? So steht's ja in der Schrift. Aber auch nur das, nicht mehr. Sie sollen mir's nehmen. Nur — unversehens, plötzlich sollen sie's tun. Wie ich ihm wollte. Sonst steht's ungleich. — Sagen Sie mir noch, geistlicher Herr, ob es feige ist, so Angst zu haben. Ich habe so Angst — was mir bevorsteht. Diese Todesangst steht nicht in der Schrift, die nicht. Die mich heute abgetan haben, sie sahen doch aus wie Menschen. Gut, dann sollen sie bedenken, daß sie mich tausendmal hinrichten, statt einmal. Warum lebe ich denn noch, da sie mich vor drei Stunden umgebracht haben! — Schnell! Von rückwärts! Wenn sie so viel Warmherzigkeit hätten. Da hat heute einer gesagt, ich hätte die Pflicht zu sterben. Mein Gott, mich deucht, ich habe das Recht zu sterben, und daß sie mir das Recht nicht in der ersten Stunde angetan haben, das ist ihr Verbrechen. Es wäre jetzt vorbei. O mein Gott, wenn's vorbei wäre!"

So hatte er aufgerast und die Hände gerungen und gebrüllt vor Qual. Im Antlitz plötzlich blaß wie

Lehm; als ob der Herzschlag still stünde, so erstarrten seine Züge.

„Armer Mensch!“ sagte der Priester und legte den Arm um seinen Nacken und zog das Haupt an seine Brust. „So sollst du nicht, so nicht. Schau, wenn wir ein Leben lang Sünder waren, sollen wir denn nicht einige Tage lang Bäter sein? — Sage mir, Bruder, hast du nicht ein wenig Verlangen nach geistlichem Trost?“

„Wie sehr, wie sehr!“ stammelte der arme Sünder. „Und so hätte ich gleich bitten wollen —“

„Sie sehen, ich bin bereit —“

„Um ein Evangelienbuch möchte ich bitten. Wenn's kein kann.“

Der Mönch schaute ihn an, dann sagte er: „Ein Evangelienbuch wollen Sie haben?“

„Ich möchte gern darin lesen. Meine Mutter, sie hat so ein Neues Testament gehabt, da hat sie gern vorgelesen und ausgelegt. Es wollte mich anheimeln, wenn ich jetzt darin lesen könnte.“

Hierauf der Vater: „Ich will Ihnen was sagen, lieber Freund. Das Evangelium ist ein sehr wunderbares Buch, nicht umsonst nennt man es die Frohe Botschaft.“

„Mein Gott, ja, was bedürfte ich jetzt notwendiger, als eine frohe Botschaft!“

„Wer sie versteht. Aber mit diesem Buche ist es eine eigene Sache. Unter zehn Lesern kann's kaum einer verstehen. Und der eine versteht's auch nicht. Es ist ein zu tiefsinniges, ich möchte sagen, ein zu göttliches Buch; wie es heißt, mit sieben Siegeln verschlossen. Daher muß es erklärt werden von Verurtheilten. Einzelnes daraus wollte ich gelegentlich ja gerne mit Ihnen durchnehmen, einstweilen gebe ich Ihnen

Konrad beugte mit der Hand sein Gesicht zu, dann sagte er kaum vernehmlich: „Am liebsten wäre mir doch das Evangelium gewesen.“

Und hierauf der Mönch: „Freund, Sie sind der Kranke, und ich bin der Arzt. Und der Arzt muß am besten wissen, was dem Kranken frommt. — Sie können sich dann auch für das Sakrament vorbereiten.“

Weil der arme Sünder weiter nichts mehr sagte, so verließ ihn der Priester, nachdem er noch ein paar gütige Worte gesprochen. Und eine Stunde später brachte der Klostermeister ein Palet Bücher herein: „Das schickt der ehrwürdige Bruder, damit Sie ein bißel eine Unterhaltung haben.“

Unterhaltung! Der Profsenwich war grausam, Konrad lachte auf. So lacht ein verzweifelltes Herz, das sich nicht schützen kann vor den Bildern des letzten Gangs, die immer krosser herandrängen. — Was schickt der Pater? Schlichte Gebet- und Erbauungsbücher. Zwischen Blättern, deren Inhalt besonders beachtenswerth, als Betrachtungen der vier letzten Dinge, Buß- und Straßgebete, auch Gebete für die armen Seelen im Purgatorium, waren Papierstreifen gelegt. Der seelenkundige Seelsorger hatte dem Trostlosen statt Leben — neue Todesangst geschickt. Konrad suchte nach Brot, wie er es bedurfte, er blätterte in den Büchern, begann immer wieder da und dort zu lesen und legte allemal die Seiten betrübt aus der Hand. Noch eifriger durchwühlte er sein Gedächtniß, um Bilder der Kindheit auszugraben. Ganz besonders die Mutter, die seit vielen Jahren geschlafen, sie stand wieder auf, um ihrem unglücklichen Kinde Beistand zu leisten. Ihre Gestalt, ihre Worte, ihre Lieber, ihre heiligen Erzählungen aus dem Leben des Heilandes auf Erden — sie kamen friedlich heran zu seiner Seele. Da ward er plötzlich inne: Gang hat mich nicht noch nicht verlassen. — Wie er sonst ge-

Zeiten diese lieblichen Schatten erschienen, flossen erlösende Tränen.

In der Nacht nach der Verurtheilung hatte er nicht eine Stunde geschlafen. Er besetzte, er träumte, und dann kam die grause Angst, die an seinen Gliedern rüttelte. Immer wieder mußte er die Augen aufschlagen nach dem Fenster, ob es etwa schon zu tagen beginne. Früh morgens, wenn es zu tagen beginnt — so hatte er oft gehört — da kommen sie . . . Im Fenster war immer noch die dunkle Nacht. Siehe, dort im kleinen Himmel-dreieck steht ein Sternlein. In früheren Nächten hatte er es nicht gesehen. Es steigt gleichsam aus der Dachscharte herauf und leuchtet eine Weile freundlich durch das Fenster herab. — Das Auge war gebannt an diesen Funken, bis er lachte hinter dem Gemäuer verschwand. Als es endlich graute und an dem Pförtlein der Schlüssel rasselte, begann Konrad zu beben an Händen und Füßen. Es war der Ketzermeister, der ein Bündel Zwischkleider brachte.

Als Konrad tonslos fragte, ob es das Sterbegewand sei, herrschte der Alte: „Was schwapen's denn? Das Hauskleid ziehen's an!“

Der Eströbling trat an den Prososen, klammerie vor dessen Augen die Finger beider Hände aneinander und sagte: „Nur das eine, wenn ich wüßte — wann, wann? Die Ungewißheit ist nicht zu ertragen!“

„Ei, diese Ungebuld!“ spottete der Alte. „Ja, mein Lieber, das geht bei uns nicht so schnell. Sie sind doch erst gestern aufgesagt worden. Nun also! Noch nicht einmal die Tafelfreiheit ist herabgelangt.“

„Die Tafelfreiheit?“

„Dah Sie Speisjettel machen dürfen, verstehen Sie. Ist noch kein Befehl da. Auf vierundzwanzig Stunden sind Sie also noch bombensicher. Aber wenn Sie



„Über Ihre eigenen Sachen,“ er deutete auf die Kleider, „können Sie testamentarisch verfügen. Haben Sie wen? Nicht. Wähle arme Leute. Aber machen's, machen's! Jetzt kommt die heiße Zeit, da ist der Zwisch nicht schlecht.“

Dieses gutmütige Geplauder des sonst so rauen Kerkermeisters war dem armen Menschen besonders unheimlich. Recht angechnauzt und gescholten, das hätte schon eher eine Lebensdauer in Aussicht gestellt, die nicht mit Stunden gemessen wird. Ob er's weiß? Und nur aus Mitleid? — sagt? oder aus Bosheit? Sonst war der Alte leicht von Bohn genügt, und wenn er in die Höhe kam, da schlug er mit den Armen in der Luft umher und bedrohte die widerspenstigen Sträflinge schlecht hin mit dem Davonjagen. Jetzt kein Salgeschmuck und kein Gepolter mehr. Mit einer fast wehmütigen Gelassenheit blickte er manchmal auf den armen Sünder, der in so große Betrübniß versunken war. — „Armer Teufel!“

— Plötzlich wurde es ihm zu arg, und heftig fuhr er los: „Jetzt hören's aber einmal auf! Das hätten Sie wissen können. Sehen's, kein's gekostet, ich kann das Gejammer nicht leiden. Freilich ist's nicht leicht, das Sterben, sollten froh sein, wenn Ihnen wer hilft dabei. Übrigens — wer weiß, ob Sie's überleben. Gescheit sein!“

Als nachher wieder das dunfle Schweigen um ihn war, versuchte der Gefangene es neuerdings mit den Büchern. Der Vater hatte für unterschiedlichen Geschmack vorgelesen. Die „Andacht des heiligen Rosenkranzes“, die „Gebete zum Herzen Maria“, „Der Tod, das Gericht, der Himmel und die Hölle“, die „Geschichte der heiligen Aheresia“, Ablassgebete. Eine Fülle von Erbauung! — Der Tischlergehilfe war stets ein Bücherfreund gewesen; drei Gsel, so hatte er scherzeshalber einmal berechnet, würden die Bücher nicht schleppen können, die er seit Kindeszeit durchgesehen. In alle Zeiten und

Bereiche des Menschenlebens. Jetzt fragte er sich einmal, was ihm davon Brauchbares geblieben war. Betvorenheit, Rastlosigkeit, sonst nichts. Über alles nachgedacht, über nichts ins reine gekommen. Das könne man überhaupt nicht, war es in einem der Bücher zu lesen, und das hatte ihn damals beruhigt. Auch derlei kirchliche Schriften hatte er gelesen, hatte sich dem aus der Kindheit her trauten Wortflange flüchtig hingegeben, tiefer ging es nicht. Nun sollten sie sich bewähren, und nun ließen sie ihn im Stiche. Er blätterte und las und betete nach und suchte und fand nichts für seine Noth. Unmutig schob er die Bände von sich, daß etliche über den Tischrand auf das Ziegelliege fielen.

In der Nacht, die nun folgte, hatte Konrad einen Traum, so lebhaft und licht, wie noch nie. Zuerst war ein dunkles Band, und er hatte sich verirrt. In kalten, feuchten Felsen tappte er umher und konnte sich nicht zurechtfinden. Da tasteten seine Finger einen Faden, den ergriff er und folgte ihm durch die Finsternisse dahin. Die Gegend wurde heller und heller, der Faden führte ihn in das sonnenbeschienene Heimaththal, in den Ort mit den alten Giebelhäusern, in das Vaterhaus, das unter Obstbäumen stand, und der Faden, an dem seine Finger immer noch unwillkürlich entlang glitten, führte hinein in die Stube, wo er hervorgesponnen war aus dem Spinnroden der Mutter. Und sie sah dabei und spannte den Faden, und hatte ihr blaßes Gesicht mit den garten Fältchen und den guten Augen, und als der Knabe nun neben ihr war, erzählte sie Geschichten vom Heilande. Er hörte ihr zu und war ein seliges Kind. — So hatte er geträumt. Und beim Erwachen, da war wiederum nichts als die Kerkerzelle, nur die milde Stimme der Mutter klang noch in seinem Ohr: „Mein Kind, du mußt dich an Jesus halten.“

Täglich wurde Konrad auf eine halbe Stunde lang in den Hof geführt, der schmutzig und sonnenlos war. Aber diese halbe Stunde fürchtete er. Zweckloses Erregten des Lichtdurstes. Und die rohen und strechen Mithäftlinge, mit denen er da zusammenkam! Lieber allein in der stillen Zelle sein.

Während seiner Gast hatte er oft um Arbeit gebeten. Der Bescheid war immer gewesen, dafür sei in der Untersuchung nichts vorgesehen. Zudem — Arbeit sei eine ehrende Begünstigung, und es müsse sich erst zeigen, wer einer solchen würdig wäre. Jetzt aber sei nicht mehr die Zeit zum Arbeiten, vielmehr zur Vorbereitung. Was soll er nun beginnen, um über diese Tage hinwegzukommen? Oder was soll er tun, um die fliehenden festzuhalten? Manchmal siehe — da' blühte es über den Fußboden hin. Dann war's wieder weg. Hoch oben an der gegenüber liegenden, manchmal von der Sonne beschienenen Wand, war ein Fenster, dessen Flügel, im Luftzuge bewegt, den Widerschein in den Kerker geworfen hatte. Konrad war erschrocken über diesen Himmelsfunken; dann suchte er auf dem Ziegelfließ umher wie nach einem Goldstück, das sich verrollt hatte.

Da kam der Besuch. Ungeahnter, erschreckender Besuch. In Begleitung des Kerkermeisters erschien, starr und ernst ausgerichtet, die Gestalt des Gerichtspräsidenten.

Konrad fühlte es wie einen beldäuben Schlag, er konnte nur noch denken: die Stunde ist da! — Dieser Mann, der das Urtheil ausgesprochen hatte so kalt und felsenlos, als wäre er eine Maschine, die bei dem Druck auf die Taste wortähnliche Laute hervorbringt. Der Präsident befahl dem Kerkermeister, daß er hinausgehe. Der Alte zögerte — was denn das wieder wäre! Der Herr mußte seinen Befehl wiederholen, bis er ging. Und

sich nieder; seine Hand tastete, denn sein Auge hatte die Dunkelheit noch nicht überwunden. Dann sagte er freundlich: „Konrad Herleitner! Ich komme Sie zu fragen, ob Sie etwas wünschen.“

Der Angesprochene rang krampf die Hände, sein Körper wurde gestoßen von den wilden Pulssträngen, die nach unregelmäßigen Zwischenpausen in harten Doppelschlägen pochten. So heftig war das, und dabei stöhnte der Arme Worte hervor, die der Richter nicht verstehen konnte.

„Fassen Sie sich!“

Als er dem Fall des Gefangenen das Wort „Beichtvater!“ entnahm, da fiel es ihm ein, der arme Mensch könne glauben, die Justifizierung sei da. „Herleitner!“ sagte er, „setzen Sie sich jetzt einmal zu mir da auf die Bank. Sie glauben am Ende gar —. Nein, so weit ist es noch nicht und kommt's vielleicht auch nicht. Ich will Ihnen sagen, daß an Seine Majestät die Bitte um Pegenabigung gestellt wird.“

Konrad schaute wie verträumt auf, das blosse Licht zeigte, wie schredlich eingesunken und sah! seine Wangen waren. „Pegenabigung!“ sagte er tief gedämpft. „Um meine Pegenabigung? Ja — warum haben Sie mich denn verurteilt!“

Diese Frage schien den Richter zu verbläffen. Delinquent scheint sich allen Grustes unschuldig zu fühlen. „Sie waren selbst dabei, Herleitner, und haben gehört, wie die Geschworenen nach den Thatfachen entschieden haben. Danach mußten die Richter Sie verurteilen, da gab es keine Wahl.“

„Um Pegenabigung? Den Rdnigt?“ fragte Konrad, der mehr verwundert als getröstet war, und sich wegen der unsicheren Beine auf die Bank gesetzt hatte.

„Der Verteidiger hat's geruagt. Tath Sie von dem Wohne gerettet sind, davon hat uns Ihr ganzes Wesen

überzeugt. Weiter wünschen wir ja nichts. Aber zum Verzeihen einer solchen That oder Absicht gehört ein großes Herz. Hoffen wir einstweilen, unser König habe es. Dem Kanzler geht's ja besser. Na, wollen halt sehen. — Unterschreiben Sie das Schriftstück." Er zog ein gefaltetes Blatt hervor, dann Tintenfläschchen und Feder. Konrad beugte sich auf den Tisch hin und im Hinschreiben seines Namens stöhnte er auf.

"Ach ja," sagte er. "Wenn ich noch einmal ins Tageslicht sollte kommen! Nicht den Gedanken mehr. Soll's gehen in der Welt wie es will. Ich wollt' mein Handwerk treiben und mich um weiter nichts kümmern. Nur —" und das sagte er leise, unsicher: "Gott will ich nicht mehr vergessen."

"Natürlich ist die Wahrscheinlichkeit untermäßig," sprach der Richter. "In gewissen Fällen, wo es sich um's Ganze handelt . . ."

"Es ist also doch sehr unsicher!" fragte Konrad. "Aber mein Gott, wie kann man das ertragen? Wenn diese Zeit noch verlängert werden soll — wie ist denn das zu ertragen? Diese schredliche Ungewißheit!"

"Es soll eine Zeit der Hoffnung sein."

"Wie lange kann es denn dauern?"

Der Richter zuckte die Achsel. "Es kann drei Wochen dauern, aber es kann auch doppelt so lang dauern."

Ganz zutraulich fragte nun Konrad: "Können Sie, Herr Richter, daß ein Mensch das aushalten kann? So wochenlange Todesangst."

"Können Sie ein klein wenig Vertrauen!" mahnte der Gerichtspräsident. "Nur es nicht jeder Mensch aushalten, das Ungewisse? Der Richter so gut wie der Berichtete!"

"Aber was soll ich denn anfangen? Was soll ich denn hier tun, die fürchterliche Zeit! Schon begraben sein — und erst noch sterben müssen!"

„Freilich ein trauriges Haus! Aber Ihnen eine bessere Kammer anzuweisen, das liegt nicht in meiner Macht. Es ist ja nicht die schlechteste Zelle, die Sie hier innehaben. Vielleicht haben Sie einen andern Wunsch, der erfüllt werden kann. Sprechen Sie ganz offen, Ferleitner.“

Damit tat er seine Schrift zusammen und barg das Schreibzeug in die Rocktasche. Konrads Auge hing an diesen Bewegungen. Er konnte es noch immer nicht fassen, daß der schreckliche Mann jetzt so liebevoll mit ihm sprach. „Mit der Kammer,“ sagte er dann, „es ist ja alles da, was man braucht — wenn man nichts tun und nichts mehr sein darf, was braucht man denn? Wenn der Mensch nicht frei ist — alles andere ist einerlei. — Aber eins — eine Bitte hätte ich wohl doch, Herr Richter.“

„So sprechen Sie,“ sagte dieser, und während er Konrads Hand fest in der seinen hielt, brach es aus ihm hervor: „Sehen Sie, es ist hart, zu denken, daß alle, die man aburteilen muß, glauben, man sei ihr persönlicher Feind. Sie meinen, das wäre so leicht hingegprochen im Gerichtssaal, und ahnen es nicht, wie unsereiner mit sich fertig wird. Nicht allein der Angeklagte hat schlaflose Nächte, auch manchmal der Richter! — Wir Leute vom Recht haben — aber außerhalb des Berufes — eine Vereinigung gegründet, um solche, die wir schuldig sprechen müssen, zu halten und zu ermuntern, daß sie nicht trostlos unterfinen. Also vertrauen Sie, lieber Ferleitner, soweit ich Ihre Lage erleichtern kann, soll es geschehen.“

Da sagte Konrad — dabei starrte er auf das Kieselsteig nieder —: „Ich möchte bitten um Schreibzeug.“

„Schreiben wollen Sie!“

„Wenn ich bitten dürfte um Papier, Feder und Tinte. In früheren Jahren habe ich gerne meine Ge-

panken aufgeschrieben — so wie es halt gehen mag. Ich habe ja nicht viel gelernt."

"Und wollen jezt an Ihre Bekannten schreiben?"

"O nein. Hätte ich ihrer, so würden sie froh sein, von mir nichts mehr zu hören."

"Ober eine Rechtfertigung?"

"Rein."

"Ober gar Ihre Lebensgeschichte?"

"Auch das nicht. Dazu ist mein Leben wohl nicht gut genug. Ein solches Unglück sollt' man vergessen und nicht aufschreiben. Nein, ich wüßte vielleicht etwas anderes zu schreiben."

"Schreibzeug sollen Sie haben," sagte der Richter.

"Und etwa fehlt sonst noch was? Ein besseres Bett, wie?"

"Ich danke. Da bin ich zufrieden, wie es ist. Wenn sonst nichts wäre, als daß das Lager hart ist. — Wenn man immer so warten muß und denken, jezt kommen sie! Herr Richter, da schläft man halt nicht gut."

"Reinigen Sie sich nicht immer mit solchen Vorstellungen, Ferleitner!" mahnte der Richter den neuerdings in Erregung geratenen Menschen. "Keiner von uns weiß, was ihm in nächster Stunde bevorsteht — und man lebt doch gelassen dahin. Benutzen Sie diese Zeit," sagte er in einer Art Pause bei, "um für die Beurteilung sich durch ein Dichterwerk zu rächen."

Antwortete Konrad: "Ich kann kein Dichterwerk schreiben und ich habe mich auch nicht zu rächen. Verdient habe ich den Tod. Aber dieses Warten auf ihn!"

"Haben Sie also weiter kein Anliegen? Nicht doch an jemand etwas zu bestellen?"

"Niemand, niemand!"

"Ein Glück, um das Sie viele Schicksalsgenossen beneiden würden. Mit sich selbst wird ein Mann fertig. Wenn es Sie beruhigt, Ferleitner, das kann ich Ihnen sagen, in unseren Augen sind Sie kein Bösewicht. Nur ein armer Verführter. — Das ist für

heute genug. Ihr bescheidener Wunsch soll sofort erfüllt werden."

Nach diesem seltsamen Gespräche zwischen Richter und armem Sünder hat der Präsident die Zelle verlassen. Er war nicht befriedigt. Hatte er zu wenig gehört oder zu viel gesprochen? Dieser sinnliche Mensch, den Eides-treue zum Mörder machen sollte! — Im Vorgange sprach er mit dem Kerkermeister und legte ihm einiges aufs Gewissen.

"Auch muß ich Ihn aufmerksam machen, daß der Mann schwer krank ist. Sei Er nicht hart gegen ihn."

Der Alte war unwirsch.

"Zu Gnaden, Herr Präsident! Hart sein mit so einem Menschen! Wenn er euch nachher verbarmt, warum denn selber so grob sein?" Dabei rieb er mit dem Lobenseken an einem Lampenschirme, um den Rauch loszukriegen. "Gleich zum Tode durch den Strang. Mag noch so butterweich gesagt werden, tut doch weher, als wenn unsereiner einmal mit den Leuten sauermentiert — was gleich übel vermerkt wird. Nur probieren! Atank! Natürlich ist er krank, der arme Teufel. Wundern mich so, daß die Doktors nicht schon da sind und kurriren. Daß er gesund genug wird zum Gehenswerden."

"Lass' Er das gut sein, Trapsier."

Der Kerkermeister ließ von seiner Arbeit ab, stellte sich solbatisch auf und sagte: "Herr Präsident, ich bitt' um meinen Abschied."

"Wie? Ihren Abschied wollen Sie?"

"Ich bitt' gehorsamst um meinen Abschied." Kerzen-gerade blieb er stehen. "Wissen's, ich bin die sechsund-zwanzig Jahr her viel gewohnt worden dahier. Siebzehn hab' ich hensen lassen. Geradaus siebzehn, jawohl, Herr Präsident. Vierundzwanzig wären ihter gewesen, sind aber sieben begnadigt worden zu lebenslänglichem Kerker. Tragen heut' noch an der Gnade. Wissen's, Herr Präsident, 's ist ein Schindermetier, Herr Präsident!



Aber daß ich's sag', den Zerleitner, den hab' ich bisher nit erlebt. Was hat er denn getan, ich bitt' Ihnen! Er hat ja nichts getan. Schaun's, da hätten wir doch ganz andere Galgenstricke auf Lager. Einen Paufler Dedblatt, hat sechs Familien ruiniert und die siebente zum Selbstmord getrieben. Acht Monate. Einen Studios Kradel, hat zwei Duellmorde auf dem Gewissen. Sechs Monate. Aber der da — weil er eh nig 'trossen hat, möcht' ich sagen —. Kurz und gut, mir graust."

"Noch immer bei Temperament, alter Bär, und bei Humor! Gott erhalte Ihn!" Dabei ein wohlwollendes Achseilklopfen. Das Abschiedsgefluch war wieder einmal abschlägig beschieden. Der Präsident war gemessen davongegangen.

Doch das Großen des Alten wollte sich noch lange nicht legen. "Alter Bär! Alter Bär! Das ist allemal seine ganze Weisheit. Will euch den alten Bären schon zeigen. Jesses, bei uns geht's zu!" — Er siffelte dahin, schrillte derb mit dem Schlüsselbund, damit die Häftlinge Vorkehrungen treffen konnten, ehe er pflichtschuldig durchs Guckloch sah, wie die Herrschaften sich die Zeit vertrieben. Dann ging er und besorgte einen großen Tintentiegel und einen Pack Rangleipapier für Numero Neunzehn.

"Wird's reichen?"

"Ich danke, ich danke," sagte Zerleitner. "Nur brauch' ich auch noch eine Feder."

"O nein, mein Lieber, o nein! Das kennen wir. Seit sich vor fünf Jahren auf Numero Dreinundvierzig der Notar mit einer Stahlfeder abgestochen hat, geb' ich keine mehr."

"Aber ohne Feder kann man doch nicht schreiben."

"Das geht mich nig an. Ich kann's nit einmal mit der Feder."

"Der Herr Präsident hat mir eine zugelegt," erinnerte Konrad bescheidenlich.

Da fuhr der Alte neuerdings auf: "Wissen's, dieser

Präsident, der geht mir jetzt schon bis da heraus!“ Er legte seine Hand wagrecht ans Kinn. „Er brodt ein und unsereiner soll nachher allemal alles auslöffeln.“ Dann laum verständlich in seinen Bart: „Ich sag' just einmal das, wenn sie einen wochenlang hängen lassen, ehe sie ihn hängen, so ist das ein — ein — Herrgott, ich kann nit mehr ordentlich — ich finde keine schönen Worte nicht! Wenn einer da auslueist, sein Wunder!“

„Edlen werde ich mich nicht,“ sagte Konrad gelassen. „Sie sagen, ich hätte Hoffnung auf den König.“

„Und da wollen Sie ihm schreiben. Wissen's, helfen wird das nit viel, aber Sie können's tun. Haben ja Zeit. Immer einmal ist es doch gut, daß wir eine lange Bureaukratenbank haben. Wissen's, trösten's Ihnen, mir tun's auch unrecht. Wir geben's meinen Abschied nit. Na, bei uns geht's zu!“

Dann ging er und brachte einen Tiegel mit rostigen Stahlsebern. „Aber, daß Sie mir keine vertun!“ Denn es waren lauter Sebern, mit denen Todesurtheile geschrieben worden; der Alte hatte eine Sammlung von solchen Malefizsachen und hoffte, sie einmal an einen reichen Engländer verkaufen zu können. „Befehlen Euer Gnaden noch etwas?“ Mit diesen Spottworten verließ er die Zelle und polterte und fluchte den Gang entlang. Die Gefangenen glaubten immer, er fluche über sie.

\*     \*     \*

Der Gerichtspräsident schritt, die Hände auf dem Rücken, durch sein großes Arbeitszimmer. Doch ein verdammt kritischer Fall! Wäre der Rangler an dem Tage nicht ausgegeben gewesen, so hätte das Urtheil anders gelaute! Das Gnadengesuch! Ob es andere Folgen haben wird, als dem armen Menschen die Qual zu verlängern? Ob es nicht doch besser gewesen wäre — ? Es könnte alles vorüber sein. — Aus dem Nebenzimmer

kam ein alter Beamter und legte ein Aktenbündel auf den Tisch.

„Herr Gerichtsrath, auf einen Augenblick. Das Gnadengesuch an Seine Majestät ist abgegangen!“

„Ist abgegangen.“

„Was halten Sie davon?“

Der Gerichtsrath hob die Achseln und — ließ sie wieder fallen.

• • •

Konrad lauerte da und starrte auf den Tisch. Hier lag alles — Papier, Tinte, Federn. Was wollte er schreiben? Seine Traurigkeit herauszuschreiben, wie fängt man das nur an? Er hob sein Gesicht, als suche er nach etwas. Der Blick fiel durch das Fenster auf die Mauer, deren oberer Rand im Abendsonnenschein leuchtete. So glühen die Alpenspitzen. Ach Welt, du schöne Welt! — Drei Wochen noch. Oder doppelt so lang. Dann — Das Herzklopfen tat ihm weh, es schlug wie Hämmer an die Schläfen. Da denkt man immer an den einen — kam es ihm plötzlich zu Sinn — es gibt doch auch noch andere Scharfrichter! — Das Abendmahl war da. Eine Blechlanne mit Reisbrei und ein Stück Brot. Er verzehrte es gleichgültig, doch bis auf das letzte Krümchen. Dann kam die Nacht, und auf dem Fleckchen zwischen Dach und Schornstein stand wieder der Stern. Mit Andacht schaute Konrad zu ihm auf, die wenigen Minuten, bis er verschwunden war. Dann die lange, lichtlose, trostlose Nacht. Und das nennt man leben. Und um dieses Leben bittet man den König. Wenn ein König Gnade gibt, so sei es Sonnenschein. Nein — es ist viel verlangt. Wer zu seinem Bruder sagt: Du Rader, der ist schuldig. Und wer die Absicht hat, zu töten! — Die Güte, die er vom Richter erfahren, hatte ihn zwar ein wenig gestärkt, aber der letzte seiner ringenden Gedanken war allemal: Hoffnungslos!

In der folgenden Nacht bekam Konrad einen andern Besuch. Seine Mutter. Im Sonntagskleide, wie einst, wenn sie zur Kommunion ging. Und sie hatte ~~jemanden~~ bei sich. Sie trat ans Lager des Sohnes und sagte: „Konrad, hier bringe ich dir einen guten Bekannten.“

Als er nach ihrer Hand tastete, war sie nicht mehr da. Hingegen stand mitten in der dämmernden Zelle der Herr Jesus. Sein weißes Kleid ging hinab bis zum Boden, seine langen Foden lagen über den Achseln, sein helles Gesicht war gegen Konrad gewendet. — —

Als der arme Sünder am Morgen erwachte, war sein Herz voller Wonne. In dieser Nacht war ihm gut gewesen. Hlink sprang er vom Lager auf: Himmelsgestalt, dich lasse ich nimmer!

Ein bisher kaum Bewußtes war ihm klar geworden, ganz plötzlich. Er will sich zum Heiland flüchten. Er will sich versenken in Jesus, in dem sich alles vereint, was je seine Seligkeit gewesen war und werden muß — seine Mutter, seine schuldblose Jugend, seine Gottesfreude, seine Ruh' und Hoffnung, sein ewiges Leben. Jetzt weiß er's: Seinen Heiland will er rufen. Nur rufen, nicht ergöteln. Ein Buch über Jesus will er schreiben. — Nicht etwa, als ob er ein gelehrtes Werk leisten möchte, das kann er nicht, das liegt ihm fern. Aber so recht lebendig vorgegenwärtigen will er sich den Herrn, recht mit ganzer Seele hineinzuversenken will er sich in die Heilandsgestalt, daß er einen Freund habe in der Zelle. Dann vielleicht schwindet seine Wangigkeit. In früheren Zeiten hat er sich gerne ein Anliegen so vom Herzen geschrieben, nicht allemal gerade in Briefen, auch oft ganz für sich selbst. Manches, was ihm sonst nicht klar und faßbar werden wollte — mit der Feder in der Hand gelang es ihm, sein inneres Auge zu stärken, daß dämmernde Anbilder fast wesenhaft wurden. Manchen Kameraden und frohen Genossen hatte er sich so gleichsam erschaffen auf seinen Wurzeltreisen in der Fremde, wenn

ihm bange werden wollte. So will er nun in seiner Verlassenheit versuchen, den Heiland zu sich zu laden in die Armen Sünderzelle. Rein äußerer Behelf ist zur Hand, aus sich heraus muß er ihn erwecken. Aus kindlichen Erinnerungen, aus den Nesten des Schulwissens, aus den Bruchstücken seiner Bücherbelesenheit, nach gesehenen Bildnissen, vor allem aus den biblischen Erzählungen der Mutter, will er es wagen, den Herrn Jesus so lange zu bitten, bis er kommt. Und die Schrift sollte den Namen führen: „In Not ruf' Ihn!“

Und nun begann der zum Tode verurteilte Geleitner eine Schrift zu schreiben, soweit es ihm gegeben war. In der ersten Zeit wurde sein Träumen und Denken und Gestalten gar oft unterbrochen durch Verzagtheit und angstvolle Erregung, die ihm die Pulse rasen und wieder den Herzschlag fast stillstehen machte. Dann lauerte er im Winkel und weinte und stöhnte und rang vergeblich mit der Gier nach irdischem Leben, und zerriß die verworrenen Blätter. Wenn es ihm aber doch wieder gelang, sich zu sammeln und er neuerdings die Feder ergriff, dann kam sachte die Beruhigung, die immer länger anhielt. So ereignete es sich, daß er oft stundenlang schrieb, daß seine Wangen sich röteten und sein Auge zu leuchten begann — dann wandelte er mit Jesus in Galiläa. — Erwachte er plötzlich aus seinen Gefichten und fand sich in der Kerkerzelle, so kam wohl die Traurigkeit, aber es war nicht mehr der Sturz in die Hölle, er war schon stark genug, um sich auf seine Insel der Seligen zurück zu retten. Und so schrieb er und schrieb und in seiner Schrift war Frieden. Nicht danach fragte er, ob es der Heiland der Bücher war. Sein Heiland war es, wie er in ihm lebte, wie er ihn und gerade ihn erlösen konnte. So vollzog sich bei diesem armen Sünder im Kleinen, wie es sich bei den Völkern im Großen vollzieht: wenn schon nicht immer der historische Jesus zum Heilande wird, so wird doch

der geglaubte Heiland zum historischen, indem er durch das Gemüt der Menschen die Weltgeschichte leitet. Der im Buche steht, ist es nicht für jeden; der im Herzen lebt, ist es. Solches ist auch das Geheimnis von des Heilands ewiger Kraft, daß er für den einen Menschen gerade der ist, den derselbe Mensch braucht. In den Evangelien lesen wir, daß Jesus zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Menschen in anderer Gestalt erschienen ist. Das soll uns eine Mahnung sein, jedem gerade seinen Jesus zu gönnen. Wenn es nur der Jesus der Liebe und des Vertrauens ist, dann ist es der rechte.

In diesem Dichten und Schreiben des Gefangenen geschah es immer wieder, daß vom Fenster herab der weiche Lichtfunke in die Zelle flog. Und so war es, daß Licht kam in diesen einsamen Raum, aber noch unsagbar mehr Licht ins Gemüt des Schreibenden. —

Der Ketlermeister bekam von der Schrift wenig zu sehen. So oft der Schlüssel rasselte, wurde sie rasch verborgen hinter einem Kasten — wie der Aindliche sein LiebsteS verdeckt vor unberufenen Augen. — Als der Wochen fünf oder sechs vergangen waren, lagen Hunderte von beschriebenen Blättern da. Konrad legte sie in einen Umschlag und schrieb darauf hin:

L. N. R. L.

\*\*\*\*\*



Wenn's dunkel ist in der Welt, da schaut der Mensch gern immer einmal gegen Morgen hin. Dort geht das Licht auf. Alle Lichter gehen dort aus dem Osten herauf. Auch die Menschengeschlechter sollen gekommen sein von jener Seite her. Da ist ein uraltes Buch und ist der Anfang darin beschrieben und die erste Menschheit. Aus dem Volk der Juden ist dieses Buch gekommen und die alten Juden sind das Volk Gottes genannt worden. Denn sie haben über sich gesehen einen einzigen, ewigen Gott. Und große Männer sind in diesem Volk aufgestanden, mit heiligen Lehren. Der größte hat Moses geheissen und es steht geschrieben, daß er die zehn Gebote herabgebracht hätte zu den Menschen. Aber die Juden sind gesunken und immer tiefer gefallen und dann schwer geknechtet worden von fremden Reichen. Im Elend wie wir, in Fluch und Verzweiflung sind sie gewesen, und das hat gedauert tausend Jahre und länger. Von Zeit zu Zeit sind Propheten erschienen und mit einer lichten Gnade haben sie kundgetan, daß ein Heiland würde kommen, der die Juden in das Reich der Herrlichkeit führt. Auf diesen Heiland haben sie gewartet hundert Jahre und viele hundert Jahre. Oft ist einer gewesen, den sie dafür gehalten haben, und waren doch betrogen. Und als endlich der rechte erscheint, der rechte große Heiland — den haben sie nicht erkannt. Denn er ist anders gewesen, als sie ihn gedacht haben.

Soll ich anfangen zu sagen, wie in Winterabenden meine Mutter mir, dem Knaben, erzählt hat, daß es gewesen sei? Soll ich mir es vorsagen wie einer, der sich selbst werden will um Mitternacht, ehe der Herr kommt? Soll ich ohne Schrift und Lehr aus meinem armen wirren Haupte hervorsuchen, was an Bruchstücken etwa noch darin erhalten geblieben, was verschüttet ist worden in

der Welt Irr und Wirr, und was jezt, bieweilen es so dunkel ist worden, wieder aufblüht und hoch zu leuchten anhebt wie in der Nacht die Sternentrone! Soll ich die heiligen Gestalten rufen, daß sie mir beistehen in meiner letzten Tage Angst, daß sie mich umkreisen mit ihrem ewigen Rosenlicht — und sein Geist des Verzagens zu mir mag kommen? —

Wie Gott will. Dankbar zufrieden will ich sein mit dem blassen Abglanz des Himmels, der zu mir kommt vom heiligen Osten her. — O Gott, mein Vater! Laß aus fernen Ländern und aus vergangenen Zeiten die Botschaft zu mir kommen, so wie sie mein einsältig Herz fassen und verstehen. Nach Gottes Wahrheit dürste ich, und was mich stärkt, tröstet und erlöst, das wird für mich ja Gottes Wahrheit sein. O meine Mutter! Sprich herüber aus der Ewigkeit zu deinem unglücklichen Jungen — sprich herüber!

Habe ich doch immer dich gesehen in dem Weibe, das zur harten Winterszeit übers Gebirge hat müssen, weit weg von heim. Und so will ich anfangen.

Das Judenland ist zur Zeit unter der Herrschaft der starken Römer gewesen. Da hat der römische Kaiser wissen wollen, wie viele ihrer wären, und hat im Judenland eine Volksaufschreibung angeordnet. Alle Juden sollten in ihren Geburtsort kommen und sich dort angeben beim Amtmann. Da hat in dem Städtlein Nazareth in Galiläa — das ein gebirgiges Gebiet des Judenlandes ist — ein Zimmermann gewohnt. Schon ein älterer Mann, der ein junges Weib gehabt hat, von dem noch heute ein Volkslied singt: „Schön weiß als wie Arideu, Schön mild als wie Seiden; Ein wunderschön Weib, Voll Demut dabei.“ Arme Leute, aber fromm und fleißig und gehorsam. Rein Mensch hätte nach ihnen gefragt in der weiten Welt und das römische Reich wäre ohne diesen Zimmermann nicht zu Grunde gegangen. Ob man nicht vielmehr sagen könnte: Wegen



des Zimmermanns ist es später zu Grunde gegangen! Im Lande Galiläa haben Leute aus aller Welt gewohnt, auch eingewanderte Barbaren aus dem Westen und aus dem Norden. — Unser Zimmermann ist gebürtig aus dem südlichen Judenlande, der Stadt Bethlehern, die in noch älteren Zeiten auch die Heimat des Königs David gewesen war. Joseph, der Zimmermann, soll nicht ungern davon gesprochen haben und auch durchbliden lassen, daß er von David abstamme, dem großen Könige. Schöner — mag er wohl gedacht haben — ist's freilich, wenn man von unten hinaufkommt, als von oben herab. Ober ist es doch anders? Kommt nicht der Mensch von unten hinauf und Gott von oben herab? David war in seiner Jugend Hirte gewesen; man sagt, er habe als solcher mit einem Steinwurf einen feindlichen Führer getölet, weshalb er dann so hoch hinaufgelommen ist. Nun ja, und weil der Zimmermann Joseph gerne wieder einmal sein Heimatstädtl gesehen hat, und weil er gerne auch sein liebes Weib einmal hat hinführen wollen, um ihr seiner Jugend Land zu zeigen, so ist ihm die Volksausschreibung ganz recht gewesen. So haben sich die zwei Leutlein zusammengetan und sind nach Bethlehern gereist. Drei Tagereisen oder länger, und wird's wohl geplagt haben. Ein Bündel Nahrung mögen sie von heim mitgetragen haben und die Ehegesponsin wird wohl oft haben rasten müssen unterwegs. Der Weg ist unsicher in dem Steingebirge und haben sie durch das verdächtige Land der Samariter reisen müssen. Aber Joseph denkt nicht daran. Und kommen endlich nach Judäa. Wo sie auf alte Denkmäler stoßen, da bleibt er gerne stehen, erstens um zu schauen, wie sie gebaut sind, und zweitens, um der großen Männer und Thaten der Vorzeit zu gedenken. An einer Statt namens Bethel haben sie eine Nacht zugebracht, und in derselben Nacht hat Joseph von einer Leiter geträumt, die er vor sich stehen sieht und die von der Erde bis zum Himmel reicht. Joseph

denkt noch, wenn's die Sprosseln halten, so könnte man da hinaufsteigen; dieweilen sieht er schon, wie von oben ein weißer Engel herabsteigt, ganz langsam immer tiefer herab bis zu Joseph; und wie dieser die Hand nach ihm ausstreckt, ist er nicht zu sehen. Er wacht auf, der Traum steht ihm groß und süß vor der Seele, und ist es der Platz gewesen, wo einst der Patriarch Jakob die Himmelsleiter geschaut hat, und daß die Leiter gleichsam stehen geblieben ist, damit zu allen Zeiten zwischen Himmel und Erde Engel auf und nieder steigen können. Sind dann wohlgenut fürbass gezogen. Aber wenn Joseph auf der Steppe die Schakale schreien hört und im Sande die Beduinentapfen sieht, so wird ihm bange. Doch denkt er, der Engel, der herabgestiegen ist, wird wohl neben mir schweben, denn das Fächeln der Fittiche glaubt er manchmal an seiner Wange wahrzunehmen.

Der Boden, auf dem sie wandern, ist starr; die Kräuter, vom Froste versengt, liegen weß dahin. Auf dem Libanongebirge, das den Reisenden aus der Heimatsgegend ferne noch nachschaut, liegt Schnee, und auf den Niederungen des Landes Juda sinken aus trüber Luft weiße Flimmerchen nieder, so daß die Steine und die Rasen weiß werden. Als sie an einem Brunnen rasten, blickt das Weib nachdenklich in den Tümpel und sagt: „Siehe, Joseph, was sind das auf der Wasserfläche für wunderbare Kräuter und Blumen?“

Und sagt Joseph: „Du hast das wohl noch nie gesehen, Maria? Du bist jung und hast der kalten Winter noch wenige erlebt. So weißt du auch nicht, was diese Blumen bedeuten. Höre mir zu! In der Morgentröte steht eine Jungfrau. Mit ihrem Fuße steht sie auf dem Mond und um ihr Haupt kreisen die Sterne. Und der Schlange, die unsere ersten Eltern hat verführt im Paradiese, zertritt sie den Kopf. Siehe, und um diese Jungfrau wirbt der Frühling und bringt ihr seine Rosen. Und um diese Jungfrau wirbt auch der Winter,

und weil er keine anderen Blumen hat, so läßt er ihrer auf der Wasserfläche und auf den Fensterlafeln wachsen. Aber sie sind starr und kalt, und die Jungfrau, die geheimnißvolle Rose, von der ein Prophet gesungen: Selig werden dich preisen alle Geschlechter! — sie hat den Frühling gewählt“ . . .

So erzählt Joseph, dessen Bart so grau ist wie die Blumen auf dem Gise. Maria hat die Mär gehört und geschwiegen.

Am dritten Tage liegt vor unseren Wanderern die Königsstadt. Herrlich auf dem Berge prangt sie mit ihren Ruppeln und Tempelzinnen. Zur Zeit sitzt der Judenkönig Herodes dort auf dem Thron und glaubt zu herrschen. Aber er herrscht nur, soweit ihn die Fremden herrschen lassen. Diese Stadt, die sonst der Stolz des auserwählten Volkes gewesen, jezt wimmelt sie von römischen Kriegern, die alle Straßen mit Lärm und Hoheit erfüllen. Joseph führt sein junges Weib wegsab gegen Felsbänge hin, wo die Gräber der Propheten sind. Dort überkommt es ihn so, daß er plötzlich die Hände gegen Himmel streckt: „Allmächtiger Jehova, wann kommt der Messias?“ Sein Schrei widerhallt in den Höhlen, so daß Maria sagt: „Du sollst nicht so stürmisch rufen, Joseph. Die Toten wachen doch nicht auf, und Jehova hört auch ein demütiges Beten.“

Maria hat bei sich erwartet, daß sie in Jerusalem einkehren und übernachten würden. Joseph meint, er möge das nicht, in dieser Stadt habe er keine Verwandten, bei denen er Herberge nehmen könnte, und für Fremdherbergen sei er nicht genug besilbert. Auch gefalle ihm hier das fremde Wesen nicht, es plange ihn schon nach dem lieben Bethlehem. Das sei nur etliche Wegstunden noch fern, ob sie es erreichen könne?

Maria neigt mit dem Haupte Ja und strengt ihre Kräfte an, weiterzukommen. Aber als sie unter der Stadtmauer erschöpft zusammenfällt, sagt er: „Wir

wollen doch bleiben, daß du dich ausruhest, und ich dir morgen den Tempel zeigen kann.“

Am Steinbüchel ist ein Mann, der nagelt zwei Holzballen zusammen. Joseph versteht was von solcher Arbeit, aber dieses Ding leuchtet ihm nicht ein. Er fragt also was das werden soll?

„Wer's braucht, der will's nicht,“ antwortet der Arbeiter. Da erschrickt Joseph. Sie sind auf der Schädelstätte.

Maria faßt ihn am Arm: „Gehen wir, Joseph, gehen wir nach Bethlehem.“ Denn ihr ist bange geworden.

Sie wanden die Straße hinab. Nach einem Trunk an der Quelle des Josephstales sind sie erfrischt. Weiterhin in den grünen Auen von Juda weiden Lämmer und Ziegen, und Joseph hebt an, von seiner Kindeszeit zu reden. Sein ganzes Wesen ist frisch und freudig. Die Heimat! — Um die Abendstunde liegt vor ihnen auf der Anhöhe das leuchtende Bethlehem.

Eine Weile stehen sie da und betrachten es. Hernach geht Joseph in die Stadt, um das Amt und die Zeit der Aufschreibungen zu erfragen und um eine Nachtherberge zu suchen. Vor dem Thor, unter den zadigen Fächern einer Palme sitzt das junge Weib und schaut hinaus. Die abendliche Gegend — alles fremd — und doch vertraut — das Kindesleben ihres Joseph. — Wie lärmend war es in Jerusalem gewesen und wie friedsam ist es hier. Fast so still und gottesfeierlich wie ein Sabbatabend in Nazareth! Das liebe Nazareth! Wie weit, wie weit! — Manchmal eine Schalmel der Hirten klingt herüber von den grünen Hügeln. Dort an dem Olbaum lehnt ein Jüngling, der windet aus Zweigen einen Kranz und singt: „Meine Freundin! Sieh, wie schön du bist! Deine Augen sind Turteltauben in lockigem Haar, deine Lippen sind purpurne Rosenknospen, und deiner Brüste zwei atmen wie junge Gazellen, die

unter Lilien weiden. . . . Getroffen hast du mein Herz, wie süß, o bräutliche Schwester, ist deine Liebe!“ — Dann schweigt er und leise rieseln die Blätter im Abendhauch.

Maria schaut nach Joseph aus. Er will nicht kommen. Und der Sänger singt wieder: „Wer bist du, leuchtend wie Morgenröth, schön wie der Mond und rein wie die Sonne! Evas göttliche Tochter . . .“ Und immer wartet Maria unter dem Palmbaum und horcht — und hebt es an, ihr leise weh zu werden. Enger zieht sie den Mantel um sich und sieht, am Himmel stehen schon die Sternlein. Joseph will nicht kommen. Und am Hügel der Sänger: „Aus Isaias Stamme wird ein Reis entsprossen . . .“ Und eine zweite Stimme: „Selig, selig werden sie preisen alle Geschlechter!“ — So haben Hirten die Lieder ihrer alten Könige und Propheten gesungen zur Andacht am Feiertabend.

Endlich kommt Joseph langsam geschritten aus der Stadt. Die Beschreibung sei morgen von der neunten Stunde an, das füge sich recht wohl. Aber Nachtherberge? Bei reichen Verwandten habe er vorgesprochen; hätten sich recht gefreut, hätten aber leider ein Hochzeitsfest im Hause, und da möchte müden Wandersleuten im schlichten Gewand leicht unbehaglich sein. Das habe er wohlverstanden. Dann sei er zu ärmeren Verwandten gegangen, die hätten sich noch mehr gefreut, aber ein Jammer wäre es, daß ihr Dach so klein sei und ihr Herd so schmal. Die öffentlichen Herbergen seien schon alle übersüllt mit Fremden. Leute aus Galilda scheine man hier überhaupt nicht sehr hoch zu halten. Und nun wisse er nicht, was werden solle.

Maria stützt das Haupt auf ihre Hand und schweigt.

„Dir zittern die Hände und Füße, Maria!“

Sie schüttelt das Haupt, es wäre nichts.

„Komm, Weib, wir wollen zusammen hineingehen.“

Strolche sind wir doch nicht, daß sie uns den Unterstand verwehren könnten.“

Also sind sie zu zweien in die Stadt gegangen. Da wird der Herbergvater grimmig. „Ich habe es Euch schon gesagt, Alter, für solches Volk gibt's in meinem Hause keinen Platz. Bietet Euer kleines Töchterlein anderswo auf.“

„Das ist nicht meine Tochter, Herr, die ich anbiete, es ist mein Eheweib, mir von Gott anvertraut, das ich beschützen werde!“ Dabei zeigt er seine Zimmermannshand auf. Das Thor wird zugeschlagen vor ihrem Angesichte. Ein Obstverkäufer hat das mit angesehen, der dehnt seinen braunen Hals und fragt nach ihrem Paß. „Wenn ihr mir den Passierschein weist und drei Silberlinge, so nehme ich euch auf um Gotteswillen. Denn wir alle sind Fremdlinge auf Erden.“

„Wir haben nichts Geschriebenes, sind aus Nazareth in Galiläa zur Aufschreibung gekommen, weil ich vom Stamme Davids bin.“

„Vom Stamme Davids! Ei, ei, da seid Ihr arg gepuzelt!“ Bachend geht der Obsthändler seines Weges. Es ist wahr, denkt Joseph, ein kleiner Mann empfiehlt sich nicht mit dem Hinweis auf große Vorsahren. Er will in Zukunft den David sein lassen.

Maria rät nun, doch wieder hinaus vor die Stadt zu gehen. Vielleicht wäre bei den Armen und Ganzfremden Barmherzigkeit zu finden. Und als sie — Arm in Arm — hinabwanken auf steiniger Straße gegen das Thal, läßt das Weib sich nieder auf den seuchenden Nasen.

Joseph blickt sie forschend an. — „Maria! — Was ist das?“

Ein Hirte kommt gegangen, der sieht die Leute, und hört die Bitte um ein Obdach:

„Mein Weib ist krank. Die Leute wollen uns nicht haben.“

„Dann müßet ihr eben zu den Tieren gehen,“ sagt der Hirte froh. „Kommt mit. Gerne theile ich mit euch mein Haus. Die Erde ist mein Bett, der Himmel ist mein Dach. Und die Felsluft ist mein Schlafgemach.“

Und hat er sie hingeführt zu einer Höhlung, die zwischen bemoosten Felsen in den Berg hinein ist, und vornüber hat sie ein Dach aus Finsengesecht. Da drinnen ist ein Kind, Heu wiederläuend, das es aus der Krippe gestressen hat. Daneben steht ein brauner Esel und beleckt das Kind an seinem großen Kopfe. In der Krippe liegt noch trockenes Gras und im Winkel ist eine Schicht von dürren Blättern.

„Weil ihr nichts Besseres habt, so laßet euch hier nieder und ruhet wie ihr könnt. Ich will zu meinem Nachbar schlafen gehen.“ So sagt der Hirte und geht hin. Es ist schon dunkel geworden.

Das junge Weib hat sich niedergelassen auf das Laub und hat einen Seufzer getan aus banger Brust. — Joseph schaut sie an — und schaut sie an. Da schlägt an seine Wange leicht der Fittich des Engels. — „Joseph! Gramme dich nicht. Erhebe dein Herz und bete. Es ist das Geheimnis aller Ewigkeiten, und du bist auserwählt, der Nährvater dessen zu sein, der vom Himmel kommt —“

Er blidt um sich, weiß nicht, woher diese Gedanken kommen, diese Stimmen, dieser wunderbare Gesang.

„Du bist müde, Joseph, du solltest schlafen,“ so spricht Maria. Und wie er friedsam schlummert, betet sie in ihrem Herzen: „Ich bin eine geringe Magd des Herrn. Es geschehe nach seinem Willen.“



**I**hm Mitternacht ist es, da sehen die wachenben Schäfer einen hellen Stern. Ein seltsamer Stern, haben um diese Zeit noch keinen solchen gesehen. Er funkelt so stark, daß die Hirten lange Schatten machen auf der Au. Und etliche wollen gesehen haben, daß andere Sterne des Himmels anfangen zu wandern gegen den einen hin, daß sie ihn umkreisen. Und da hebt es an, daß aus dem neuen Sterne weiße Fünklein sprühen und erdwärts fliegen, erdwärts herab, und bleiben stehen in den Lüften, und sind es Kinder mit weißen Flügeln und güldenem Haar. Und singen liebliche Weisen, dem hohen Gott zur Ehr' und den Menschen zum Frieden.

Zur selben Stunde bringt ein Knabe die Nachricht, vor der Felsenhöhle des Hirten Ismael stehe ein großer, weißer Jüngling und drinnen auf dem Laubwerk ruhe ein junges Weib und habe an der Brust ein Kindlein. Und hoch in den Lüften höre man singen.

Die Mär verbreitet sich rasch in den Bergen um Bethlehem. Hirten, die aufrecht stehen, wecken die Schlafenden. Überall ist ein süßes Schauern und ein großes Verwundern. — Ein fremdes, armes Weib und ein nacktes Kind! Was nützt da Singen! Da gehören Windeln und Decken und Milch. Der eine sucht den Pelz eines geschlachteten Schafes hervor; der andere hat getrocknete Feigen und Trauben und in einem Schlauch roten Wein. Noch andere Hirten bringen Milch herbei und Brot und ein feisttes Zicklein, jeder etwas, als gingen sie mit dem Gehent zum Amtmann. Ein alter Schäfer kommt mit einem geflickten Dubelsack daher, und als etliche darüber lachen, sagt Ismael: „Soll der gute arme Isaak etwa Davids güldene Harfe bringen? Er gibt, was er hat, und das ist mehr als güldene Harfen.“

Als sie hinabkommen, sehen sie nicht mehr den Stern und nicht die Engel, aber sie finden die Höhle, den Vater und die Mutter und das Kind. Es liegt in



der Krippe auf dem Heu, und davor stehen die Tiere und glohen es an mit ihren großen, pechschwarzen Augen. Der Hirten Mitleid mit diesen armen Deuten ist so groß, daß keiner denkt, ein gutes Werk wolle er verrichten, etwa daß ihn die Deute loben und Gott dafür segne; keiner blickt scheelsüchtig auf den Nachbar, ob dieser mehr gibt oder weniger — ihr einziges Empfinden ist Erbarmen.

Auch aus der Stadt sind Leute herbeigekommen, denen stellt sich am Eingang der Grotte ein ediger Hirte entgegen, stemmt seinen Stab wie einen Speer und sagt: „Bethlehemiten, euch lasse ich nicht vor, er schläft.“

Abseits steht ein Greis, der spricht traumhaft also: „Die Stadt hat ihn verstoßen. Ich habe immer gesagt, dort ist kein Heil. Es ist bei den Armen unter frejem Himmel. Hier geschehen Wunder — die Menschen werden barmherzig.“

Weiter unten in der Felskluft lauert ein armer Sünder und wühlt mit den dürren Fingern, als wolle er sich hervorgraben aus der Tiefe. Mit glasigen, glosenden Augen schaut er gegen die Höhle hinaus, wo das Kind ist. Aus seiner Brust quillt wie ein blutiger Brunnen ein Gebet um Gnade. — Die ihn sehen, sie wenden sich schauernd von ihm. Für den Brudermörder Raim haben sie ihn gehalten. —



**D**urch die Wüsteneinsamkeit Arabiens reitet auf tragem Kamel ein Fremder. Im Dunkeln sind alle Menschen Mohren, dieser bleibt es auch im Scheine des Sternes. Ein unerhörter Stern hat den Mann hervorgelockt von den Ufern des Indus. Alle Kalender des Morgenlandes hat er befragt, keiner hat den Stern ihm deuten können.

Balthasar aber ist ein Mann, der fremde, vaglose Sterne nicht schlechtthin laufen läßt. In den Schoß Gottes versteckt sich keiner vor einem indischen Gelehrten, nicht einmal Gott selber hat einen Paß für die Lande der Weltweisen. Vielen von denen ist die Welt durch und für sich allein, der Mensch muß, wie aus dem Schlamm die Lotusblume, aus sich selber emporwachsen zum Licht. So meint auch Balthasar und fühlt sich als ein mißratenes Leben. In solche Weisheit webt sich morgenländischer Glaube. Wenn der Mißratene redlich trachtet und sein Fleisch züchtigt, so kann's in einem nächsten Leben schon besser gehen. Denn er muß so oftmals geboren werden und den Körper züchtigen, bis dieser zusammenschrumpft, sündenrein und willenlos wird. Dann löst die Seele sich auf und wird nicht wieder geboren, denn das letzte Ziel ist — Nichtsein. Nur das Schlechte lebt, und lebt solange es schlecht ist. — Seit Jahrhunderten verkommen Indiens Völker an dieser Lehre. Dem Weisen aber liegt sie nicht. Balthasar denkt: Wenn man sich durch ein paar Duzend Leben hinangelitten hat, dann müßte auch einmal etwas Ordentliches werden. Wie, oder ist das Böse gut genug, um zu bestehen, und das Gute schlecht genug, um aufzuhören? — Balthasar sucht nach besserem Rat. Er sucht im Weltall einen Hafen, um eine neue, geistlichere Lebensweisheit daran zu hängen. Als er dann am Himmel den neuen Stern gesehen, läßt er ihn nicht mehr aus den Augen. Zwar — auch der wandert den Weg von Ost nach West, den alles geht. Was nur sein muß im Sonnenuntergang, daß alles dahin wandert, auf Erden wie am Himmel? Müßte ein besonderer Stern nicht gegen den Strom schwimmen? Allerdings, dieser neue Himmelspilger nimmt einen ungewöhnlichen Weg, er lenkt mehr gegen den Norden der Barbaren hin. — So hat der Weise des Ostens die duftenden Gärten Indiens verlassen und folgt dem Sterne. Auf der Wanderung schließen sich ihm

unter reichem Gefolge noch zwei Fürsten des Ostens an, die auch suchten, ohne zu wissen was.

Da ist es in einer Nacht, daß sie am Himmel noch ein seltsames Sternbild sehen. Eine Gruppe, die allen drei Weisen bisher unbekannt gewesen.



Lange betrachten sie dieses Sternbild und Balthasar meint, es sehe aus wie ein Schriftzeichen. All ihre Weisheit sehen sie dran und können es nicht deuten, so hell es auch leuchtet. Schreiben die Götter hier eine Botschaft? — Wer kann sie verstehen? Grauenhafte Erscheinung, von keinem Wissen und keinem Glauben heimlich gemacht! In der nächsten Nacht haben sie das Bild nicht mehr gesehen, ihr Leitstern aber geht vor ihnen her und weicht keiner Sonne.

Eines Morgens, als es anhebt zu tagen, reiten sie auf der Straße von Jericho, im Judenlande. An der Straße liegt ein Mann auf dem Angesicht, den fragt der Mohr, warum er so tief im Staube sei.

„Ich bin im Staube,“ antwortet der Mann von Juda, „weil ich mich in Demut üben muß, um nicht in den Hochmut zu geraten. Wir sind über alle Maßen groß geworden in diesen Tagen. Der Judenkönig ist uns geboren, der gottverheißene Messias.“

Da erinnert sich der Weise aus Indien, daß die Juden seit alten Zeiten ihren Messias erwarten, den königlichen Befreier aus der Knechtschaft.

„Dächte ich doch,“ sagt er, „ihr hättet den König Herodes.“

„Das ist der rechte nicht,“ antwortet der Mann im Staube, „Herodes ist ein Heide und kriecht vor den Römern.“

Jetzt ziehen aber vom Libanon her Wolken, die verdecken den Stern, und die Reisenden wissen nicht wohin. In dieser Ratlosigkeit wendet Balthasar sich gegen die nahe Königsstadt Jerusalem, dort würde wohl Näheres zu erfahren sein. Im Königspalast fragt er nach dem neugeborenen König. Eine solche Frage ist dem Könige Herodes etwas Neues. Er will den Fremden sehen, der solches fragt.

„Herr!“ sagt zu ihm der Mohr. „Es liegt in der Luft. Dein Volk spricht vom erschienenen Messias.“

„Köpfen lasse ich es!“ bräust Herodes auf, doch sanftiglich setzt er bei: „Köpfen lasse ich es, wenn es nicht auf den Knien liegt vor dem Messias. Ich selber will mich vor ihm beugen. Wüßte ich nur erst, wo man ihn findet.“

„Ich werde noch ein wenig herumsuchen,“ sagt der bereitwillige Balthasar, „und wenn ich ihn finde, es dir mittheilen.“

„Tue es, tue es ja gewiß, edler Fremdling. Dann sollst du Rast halten in meinem Palast, solange es dir genehm ist.“

Balthasar ist mit den Reisegenossen hierauf weitergeritten, und als er die Stadt hinter sich hat, leuchtet vor ihm wieder der Stern. Er schwebt dahin in den Höhen, und nach Stunden, da sie ihm folgen, neigt er sich sanfte erdwärts und steht still über einer Felsengrotte. Und hier finden die Fremden aus dem Morgenlande, die ausgeritten waren, um die Wahrheit zu suchen, hier finden sie — ein Kind. Ein Kind, so zart und schön, wie eine Rosenknospe im Mondenschein. Ein kleines Kind armer Leute, und ringsum stehen andere arme Leute und geben das Beste her, was sie haben, und sind voller Freuden.

Der schwarze Balthasar schaut jetzt einmal so drein. Hat er je Augen so leuchten sehen, als in dieser Hirtengrotte? Ihm ist, als sei ein neues Licht und ein neues Leben da — aber er kann es nicht verstehen. Und in den Lüften ist ein seltsamer Gesang — mehr Ahnung als Wort: „Selig werdet ihr sein! Ewig werdet ihr sein!“

Die Fremdlinge hören auf. Was ist denn das? Selig werdet ihr sein! Und ewig werdet ihr sein!? — Wir wissen doch nur von der Seligkeit im Nichtsein. — Bei diesem neugeborenen Kind das erste Mal kommt ihnen der Gedanke von ewiger Wiedergeburt.

Goldenes Geschmeide legen sie der armen Mutter hin. Und ist ihnen auf einmal so wohl und frei ums Herz, und so wunderbar. Sonst haben diese Fürsten und Weisen nur im Nehmen Freude gehabt, heute ist sie im Geben. Sonst hat Balthasar sein Ziel nur in sich selbst gesehen, hat sich eingesponnen in eitel Einsamkeit, hat alle Welt verachtet und nur sich selbst geliebt. Und urplötzlich jetzt diese Freude an der Freude armer Menschen. Und dieses wehe Leid über ihr Leiden! Es strökt ihn unter seinem seidnen Mantel, und als er ihn auszieht, um das Kind damit einzuhüllen, wird ihm warm.

Sie alle legen Gaben hin, edles Gold, kostbares Räucherwerk und heilsamen Balsam. Aber sie schämen sich der Gaben vor den königlichen Geschenken der Hirten, die zwar nur Geringes, doch alles, was sie bejaßen, dargebracht haben.

In seinem Freudgefühl will Balthasar nach Jerusalem eilen, um dem Herodes zu sagen: Mehr als eines Königs Sohn! Ein kleines Kind habe ich gefunden, und wer es ansieht, der ist selig, er weiß nicht wie. Das Volk kniet vor ihm und betet und opfert. Da vernimmt Balthasar eine Stimme: „Kennst du den, zu dem du jetzt gehen willst? Den Kaiser Tiberius, wenn er könnte,

würde er erwürgen, geschweige ein hilfloses Kind, das vom Volke geliebt ist, wie eines Königs Sohn."

"O Kind!" sagt Balthasar, "du hast das Unglück, der Liebling des Volkes zu sein. Darum hassen dich die Großen."

"Fremdling, gehe nicht nach Jerusalem. Sage nichts von diesem Kinde."

Die Fremdlinge, denen es nicht mehr gehener vorkommt in dem Lande, das einen Kaiser und einen König hat — und soll doch keiner der rechte sein! — besteigen ihre Kamele. Noch einen Blick auf das Kind in der Krippe, dann reiten sie fürbass auf den Steinen der Wüste. Allem Gestirne entgegen, dem Osten zu geht ihr Daus, sie träumen von einer neuen Offenbarung, nach der sie fürbder liebeich und ewigkeitsfroß leben möchten.

Dieweilen ist der König Herodes friedlos, wachend und schlafend. Nicht, als ob ihm seine Gemahlin, seine Brüder erschienen, die er hat ermorden lassen aus Argwohn, sie könnten ihn um den Thron bringen. Anderes macht ihm Sorgen! Der neugeborene König! Diese Botschaft verschweigt ihm zwar sein Hofstaat, aber er hört sie aus den Wänden seines Palastes, aus den Balsamsträuchern seiner Gärten, aus den Rissen seines Lagers. Wer hat das Wort zuerst ausgesprochen? Von wannen kommt es? Ein junger Messias-König! Wo? Daß er doch eilends hingeh, ihm huldige, ihm ein Angebinde mache mit seidener Schnur. — Und eines Tages ergeht in Bethlehäm der Befehl, jede Mutter, die ein junges Knäblein hat, solle dasselbe nach Jerusalem bringen in den Königspalast, der König wolle den Nachwuchs seiner Untertanen sehen, um Hoffnung zu fassen für die Befreiung des Judenlandes, er wolle die Knaben beschenken, ja er wolle zur großen Überraschung des Volkes noch etwas Besonderes tun. Das gibt keine geringe Erregung unter den Weibern, und das lehtere legen sie sich dahin

aus, als ob der kinderlose König den schönsten der Knaben zu seinem Sohne machen wolle. Diemeilen jede Mutter ihr Kind für das schönste und wohlgearteste hält, so nimmt jede das Knäblein, das sie hat, und trägt es nach Jerusalem in den Palast des Königs Herodes. Und die nicht kommen wollen, sie werden gesucht von Söldnern.

Unglückseliger Tag, der deinen Namen, o Herodes, durch ewige Zeiten tragen wird! Rasender König, der den Gegenkönig töten will und blindlings die zukünftigen Hüter seines Reiches ermordet! Der das Mannesgeschlecht vernichtet, das einst die herrliche Stadt hätte schützen sollen vor der Zerstörung!

„Heil unserem Könige, er lebe!“ rufen die Mütter im Hofe des Palastes, da stürzen aus allen Pforten Schergen hervor, entreißen den Müttern die Kinder und schlachten sie hin. Es ist nimmer zu beschreiben und keiner soll's versuchen, wie die unglücklichen Mütter wahnsinnig gerungen haben mit den Wüterichen, bis sie selbst in Ohnmacht oder tot hingesunken sind zu den Leichen ihrer Lieblinge. — Bebet, ihr Menschen, vor diesem gräßlichen Vericht des herodianischen Kindermordes, doch verzaget nicht. Der, für den sie durch Gottes Rathschluß ihr Blut vergossen haben, wird es wett machen in unendlichem Übermaße.



Er, auf den Herodes es abgesehen, war unter den Knaben nicht gewesen. Denn Maria hatte kein Verlangen getragen, ihr Kind dem Könige zu zeigen und die Hirten haben sie nicht verraten.

Sie sind verborgen geblieben mit ihrem allergrößten Schatz. Sind verborgen geblieben lange Zeit. Durch

den Blutschnitt haben sie das Knäblein aufgenommen in die Gemeinschaft des Volkes, das der Väter Gott sein Volk genannt hat. Dieses Kindes Stammbaum reicht hinauf bis zu Abraham, dem die Verheißung ist gemacht worden. Aber wenn ich es nach der Schrift lasse herabsteigen von Abrahams Stamme, Aft um Aft, so kommt es endlich an bei Joseph, dem Manne Mariens. — Und hier ist es, wo die Botschaft mit harter Hand uns ablenkt von aller irdischen Wesenheit — dem Geiste zu, aus dem Maria ihn geboren hat, Ihn, den wir mit heiliger Ehrfurcht nennen: Jesus. —

Nun ist es geschehen in einer Nacht, daß Joseph aus dem Schlase fährt und erwacht. — „Steh auf, Joseph, wecke sie und fliehe!“ — Eine Stimme hat's gerufen hell und deutlich — zweimal — dreimal.

„Fliehen? Vor wem? Da uns doch die Hirten behüten,“ wagt Joseph zu sagen.

„Der König will das Kind. Tut euch eilig zusammen und fliehet!“

Joseph blickt auf sein Weib und das Kind. Mondlichtweise Gesichter. Und diese Wesen hätten einen Feind auf Erden? Fliehen! Wohin, daß der König euch nicht fann erreichen? Durch das ganze Judenland reicht sein Arm; ins liebe Nazareth dürfen wir am wenigsten zurück, dort sucht er uns am sichersten. Sollen wir nach der Gegend, wo die Sonne aufgeht? Dort sind die wilden Männer der Wüste. Oder dahin, wo die Sonne untergeht? Dort sind die unendlichen Wasser, und wir haben kein Fahrzeug, um in jene Lande zu segeln, wo Heiden leben, die milderen Herzens sind als die finsternen Fürsten Israels.

„Wecke sie auf!“ ruft die Stimme deutlich und dringend. „Führe sie nach dem Lande der Pharaonen.“

„Nach Agypten, wo die Väter einst als Sklaven gelebt?“

„Säume nicht, Joseph! Geh zu dem Volke, dessen



Glaube Wahn, aber dessen Wille gerecht ist. Dort, wo die Wellen des Nils das Erdreich bringen und segnen, dort wirst du Frieden haben und Erwerb finden, Sicherheit für Weib und Kind. Ist es Zeit, so wird auch Gott heimgeleiten, wie er einst Moses und Josua hat zurückgeführt."

Joseph weiß nicht, wessen Stimme das gewesen; er forscht auch nicht und zweifelt nicht, seine Seele ruht vertrauend in den Armen des Herrn. Seine Hand legt er auf die Schulter der Geliebten und sagt sanft: „Maria, wach auf und erschrick nicht. Sammle die wenigen Dinge, die wir besitzen, in Säcke, ich packe sie auf das Tier, das uns Ismael geschenkt hat. Dann nimm das Kind. Wir reisen."

Maria streicht das lange, seidenweiche Haar aus dem Gesicht. Befremdlich ist ihr der plötzliche Entschluß des Eheherrn, der Ausbruch in eitel Nacht, aber sie sagt nichts. Sie sammelt das arme Eigentum, sie nimmt das schlummernde Knäblein in den Arm und setzt sich auf das Lasttier, das die Ohren spitzt darauf hin, was das für ein Tagewerk werden soll, weil es so grausam früh beginnt. Verzärtelt hat es sein früherer Besitzer nicht, so steht es mit den kurzen Beinen fest und wohlgemut. Joseph tut noch einen dankbaren Blick auf die Felsenhöhle, deren Gestein weicher ist als die Herzen der Bethlehemiten. Dann nimmt er Stod und Riemen und geht leitend einher neben dem Tiere, das seine ganze Welt trägt und seinen Himmel, und — den Himmel der ganzen Welt. — —

Nach langer Strecke wollen sie rasten unter Palmen, es ist unweit Hebron. Aber das Lasttier will nicht stillstehen, und so lassen sie ihm freien Lauf. Da reiten herodianische Kriegsknechte des Wegs; sie sehen auf dem Sande sitzen ein braunes Weib mit einem Kinde.

„Ist es ein Knabe?" rufen sie ihr zu.

„Ein Mädchen," antwortet das Weib. „Fremd-

linge sind eben vorübergezogen, die haben, beucht mich, einen Knaben bei sich, wenn ihr sie wollet einholen."

Da sausen die Reiter vorwärts. Die Flüchtlinge aus Nazareth sind mittlerweile auf schlechten Straßen, voller Mühsal und Kummer. War nicht einst auch Jakobs Dieblingssohn also nach Aegypten geschleppt worden wie jezt dieses Kind? Was soll denn das werden? Auf kahler Steppe gewahren sie hinter sich die Verfolger. Kein Baum, kein Strauch, um sich zu verbergen. In die Kluft einer Felswand flüchten sie, aber Joseph sagt: „Was soll uns dieses Versteck? Sie müssen uns schon gesehen haben.“ Als sie aber drinnen sind gewesen in dunkler Spalte, da ist von der bemoosten Wand eine Kreuzspinne herabgekommen, hat in Eile ihre ganze Brut und die entfernteren Anverwandten zusammengerufen, auf daß sie eilends ein Gespinnst weben über den Eingang in die Felsenkluft, ein Gewebe, das stärker sei als die ehernen Gitter im Salomonischen Tempel an der Pforte zum Allerheiligsten. Raum der Schleier fertig ist, sind die Schergen schon da. So sagt der eine: „am Ende sind sie in dieses Felsenloch gekrochen.“

„Ah was!“ ruft ein anderer, „seit David, dem Hirten, ist da hinein niemand mehr gekrochen. Ihr seht doch die dichten Spinnenweben!“

„Wahr ist's!“ lachen sie und sind fürbass geritten.

Zu dem braunen Weib im Sande aber, das sein eigenes Anäblein verleugnet und die fremden Wanderer verraten, tritt jezt, wie aus Grüften gestiegen, ein Greis. Woher dieser gekommen, das weiß er wohl selbst nicht. Er liebt die einsame Wüste, die Heimat großer Gedanken. Die Wüstenräuber fürchtet er nicht, denn er ist stärker als sie — er ist hablos. Bisweilen verlangt es ihn, ein Menschenantlitz zu sehen, daß er darin lese, ob die Seelen der Geschlechter aufwärts trachten oder niederwärts sinken. Dieser Greis nun tritt an das Weib heran, das sein Anäblein verleugnet und die Flüchtlinge

verraten hat. Und er spricht: „Unseliges Weib! Zweimal hast du deinem Sohne das Leben geschenkt: einmal durch die Lust und einmal durch die Lüge. So wird sein Leben eine Lüge sein. Er wird atmen, ohne zu leben, er wird nicht sterben können!“

„Hosianna!“ ruft sie.

„Er wird Jerusalem fallen sehen!“

„Wehe!“

„Er wird Rom brennen sehen!“

„Hosianna!“ jauchzt sie.

„Er wird die alte Welt versinken sehen. Er wird die nordischen Barbaren siegen sehen. Er wird rastlos wandern, wird verhärtet sein und verachtet überaß, er wird des Weltelends grenzenlose Verzweiflung leiden und nicht sterben können. Er wird die Menschen beneiden um ihre Todesangst und um ihr Recht, zu sterben. Er wird erleben, wie sie aus höchster Blüte süßes Gift saugen und daran vergehen, und wie zwölfjährige Knaben aus Überdruß sich selbst den Tod geben. Er ist der Lüge Sohn, sein Leben wird nicht Leben sein, und sein Tod nicht Tod. Selig preisen wird er die Kinder, die durch des Herodes Würgerhand gestorben sind, und mit den Zähnen zerfleischen das Andenken des Weibes, das ihn durch Lüge wiedergeboren hat. Und nimmer wird er ruhen im Nirwana!“



Unter bleigrauem Staubhimmel liegt die Wüste. Ihre gelbe wellige Sandfläche ist wie ein erstarrtes Meer, das kein Ende hat und fern im Gesichtskreise scharf an die dunkle Himmelscheibe grenzt. An manchen Stellen dieses Sandmeeres ragen graue, zerklüftete Felslegel hervor und stumpfzantige Steingefchiebe, oder auch

Blöcke und Platten, wovon etliche eben wie ein Tisch sind. Zwei solche Platten liegen fast nahe aneinander, die eine ist zum Teil mit gelbem Flugsand bedeckt, die andere ragt höher aus dem Boden hervor. Auf jeder dieser Steinplatten liegt ein Mann ausgestreckt. Der eine, ein derbsehniger Körper, liegt auf dem Bauche und stützt mit den Fäusten seine schwarzwolligen Nacken, daß er halb erhobenen Gesichtes hinstarren kann über die öde Wüstenfläche. Der andere, eine kleinere Gestalt, liegt auf dem Rücken, bedient sich der Arme als Kopfkissen und richtet sein Anblick dem düsteren Himmel zu. Beide sind in Gewandung der Beduinen und mit Waffen versehen, die in den Kleidern stecken oder an denselben hängen. Über das Haupt mit dem wolligen Haar hat jeder ein Tuch gelegt. Die Gesichtsfarbe ist braun wie die Rinde der Pinie, die Augen sind groß und funkelnd, die Rippen wulstig und rot. Die Nase des einen stumpf und plump, die des anderen lang und scharf gebogen. Also sehe ich diese Männer der Wüste.

„Dismas,“ sagt der mit der Stumpfnase, „was siehst du am Himmel?“

„Varab,“ versetzt der andere, „was siehst du in der Wüste?“

„Du bist ein wahrer Säulenheiliger geworden seit einiger Zeit,“ sagt Varab. „Wartest du auf Manna, das vom Himmel fallen soll? Weißt du, daß mir die Eingeweide krachen? Ich will zur Karawanenstraße hinab.“

„So geh. Ich will nach der Oase von Scheba,“ sagt Dismas.

„Dismas, ich hasse dich,“ Inurrt der andere.

Dismas schweigt und schaut unverwandt in den Himmel hinein, der so mild-sonnenlos wie heute schon lange nicht gewesen ist.

„Seit damals, als du mir nicht beigestanden bist, da ich den Zug der Morgenländer habe anhalten wollen

mit meinen Knechten, seitdem hasse ich dich. Er hat viel Räucherwerk und kostbare Spezereien mit sich geführt, und Gold. Mit einem Griffе hätten wir Habe gewonnen für manches Jahr. Und du —"

"Wanderer, die den Messias suchen! An solchen vergeiße ich mich nicht."

"Du suchst ihn wohl auch, frommer Straßenräuber?"

"Natürlich suche ich ihn auch."

"Ha ha ha!" lacht der Stumpfnasige auf, bohrt sein spitzes Rinn in die Faust. "Den Messias! Das Märchen traumseliger Greise. Alle Schwächlinge träumen und — glauben. Siehst du denn nicht, daß keiner mehr Zeit hat, um auf den Messias zu warten, daß alles jagen und streiten muß um sein bißchen Leben!"

"Also hab' ich's auch gehalten viel Jahr' und Tag'," antwortet Dismas mit Trauer. "Meine Herde verlassen, um dir zu folgen, Seide und' Geschmeide erobert in der Wüste, und die Tage sind geschwunden trotzdem. Mit allen Schätzen kann man sie nicht eine Stunde aufhalten, in Wohlleben fliehen die Tage nur noch rascher. Nicht erkämpfen das Leben, aber festhalten, denn es ist eine Wonne zu sein. O, vergebens — die Tage schwinden. Also habe ich gemeint, nicht mehr auf die vergängliche Stunde bauen, sondern auf eine Zeit, die ewig währt. Und die kann nur der bringen, den Gott sendet."

Barab tut, als presse er sein Angesicht in den Stein, und sagt mit lästernem Behagen: "Wir haben nur das Leben, das wir haben, und ein anderes gibt's nimmer."

"Wenn es so wäre wie du sagst," versteht Dismas, "so müßten wir dieses eine Leben groß machen —"

"Wenn es so ist," sagt Barab, "daß kein anderes Leben kommt, dann müssen wir dieses eine ausleben. Es ist Natur, und ihr zu entsagen Wahnsinn. Nein, genießen will ich. Genuß ist Pflicht und Gott ist der Leib. Was dir dein Körper nicht gibt, das hast du

nicht und bekommst du nimmermehr. Nähre den Leib und du hast Erd' und Himmel gewonnen. Merke es dir endlich, der einzige Gottesdienst: Nähre den Leib!"

"So denken schlechte Menschen," sagt Dismas.

"Es gibt keine schlechten Menschen," ruft Barab. Und auch keine guten. Genosse, betrachte nur einmal das Lamm, es tut niemandem etwas zuleide, es läßt sich lieber vom Löwen zerreißn, als es den Löwen zerrisse. Ist es deshalb gut? Nein, bloß schwach. Und der Löwe, der das Lamm tötet und frisst, ist er deshalb böse? Nein, bloß stark und hungrig. Und darum hat er recht, den Schwachen zu verzehren. Die einzige Tugend ist Stärke und das einzige gute Werk ist, die Schwachen auszurotten."

Als dieser Mensch so gesprochen hat, wendet der andere sein Angesicht herüber und sagt: "Was sind das für unerhörte Reden? Derlei Reden habe ich noch nie gehört. In wessen Herzen sind sie geboren?"

"Nicht im Herzen sind sie geboren," sagt Barab. "Das Herz ist dumm. Dismas! Wenn ich in den Höhlen der Wüste wohne und tallos sein muß, da forsche ich. Die Steine zerschlage ich und forsche. Die Pflanzen der Dase pflücke ich und forsche. Tiere und erschlagene Menschen zerstückle ich und forsche. Und finde, daß es anders ist, als die alten Schriften sagen. Es gibt nur einen Messias: die Wahrheit. Der Mensch ist ein Tier, eines wie das andere eine elende Kreatur — das ist die Wahrheit. Ha ha ha!"

Durch Dismas' Körper geht ein Schauern. Wie widerlich ist ihm dieser Mensch! Und doch fühlt er sich an ihn gebunden durch des Gegners Willensgewalt und durch der Jahre Gewohnheit. Oft hat er von ihm fliehen wollen und ist immer wieder zurückgekehrt. Nun richtet er sich auf, hebt die Arme gen Himmel und ruft: O Herr in den heiligen Höhen, rette mich!"

"Rufe nur die Sterne an," sagt Barab mit höhnen-

dem Rachen. „Da kommst du an die Rechten. Die wissen nichts von dir und nichts von deinem Gott. Sie sind aus gemeinem Staube. Sie selber und alle Wesen auf ihnen leben in demselben schmutzigen Streite wie unsere Erde und alles auf ihr. Ein ungeheurer Rehrichthausen mit Ungeziefer, sonst nichts.“

Dismas sitzt mit gefalteten Händen auf seinem Stein, blaß wie ein Leichnam.

„Parab, mein Genosse,“ sagt er endlich, „aus dir spricht der böse Engel.“

„Warum lobst du ihn nicht, Dismas, warum jauchzest du nicht? Meine Botschaft hat dich doch erlöst. Der du arglose Wanderer überfallen, getödet und beraubt hast — die ewige Hölle wäre dein Teil. Meine starke Botschaft reißt die Hölle ein. Verstehst du das?“

Dann der andere: „Ich habe in der Wüste einen Propheten gehört: einer von Gott verhängten Verdammnis könne man entkommen durch Buße. Deiner Verdammnis, Parab, nimmer! 'Rein allmächtiger Herr! Alles nur wüster, ewig wirbelnder Rehrichthausen, und kein Entkommen. Furchtbar, furchtbar!“

„Wisse, Dismas, dein Klagen unterhält mich nicht,“ sagt der andere, auf Knien und Ellbogen sich stützend wie ein Bierföhler. „Was Wichtigeres liegt mir an. Hunger habe ich.“

Dismas springt von seinem Steine auf und schickt sich an zu fliehen. — „Wenn er Hunger hat, dann wird er mich ja töten und verzehren.“

Parab hat eine lauernde Stellung angenommen und starrt mit Adleraugen hinaus in die Wüste. Dort zwischen Felsklöden ist ein rotes Nähulein sichtbar geworden, das bewegt sich und kommt näher. Es ist das rote Gewand einer Frau, die auf einem Vasttiere sitzt und, näher besehen, ein Kind auf dem Arme trägt. Nebenher geht, am Stabe mühsam hinkend, ein Mann, der leitet das Tier.

„Dismas, da gibt's Leute!“ zischt Barab, den Griff seiner Waffe fassend. „Komm, verbergen wir uns hinter dem Stein, bis sie herankommen.“

„Aus dem Hinterhalte willst du diese waffenlosen Leute überfallen? Wüstenlöwe, du!“

„Du wirst mir helfen!“ sagt Barab laut.

„Wir nehmen, was wir brauchen für heute, nicht mehr. Nur so helfe ich dir, du weißt es.“

Die kleine Gruppe ist näher gekommen. Der Mann und das Lasttier waten tief im Sande, der stellenweise vom ruppigen Gestein losgesetzt, stellenweise in hohen Schichten zusammengeweht ist. Der Führer bringt das Tier in hastigeren Lauf, denn er hat an diesem sonnenlosen Tage die Richtung verloren, hält es aber geheim, um die Frau nicht zu ängstigen. Seine Augen suchen den Weg. Bis zur Oase von Deschene soll es noch gehen an diesem Tage. Nun sieht er oben auf den Steinblöcken zwei Männer stehen, die hoch hineinragen ins Firmament.

„Gelobt sei Gott!“ sagt Joseph aus Nazareth, „diese Männer werden mich weisen können.“

Bevor er sich wenden kann, steigen sie rasch herab. Der eine faßt den Riemen des Lasttieres, der andere ergreift den Arm Josephs und sagt: „Was ihr bei euch habt, das müßet ihr uns geben.“

Das blasse Weib auf dem Tiere sendet einen stehenden Blick gegen den Himmel. Das Knäblein auf ihrem Schoße schaut mit seinen hellen Augen drein und fürchtet sich nicht.

„Wenn ihr Brot mit euch führt, so gebt uns davon,“ spricht Dismas, der das Tier hält.

„Tor!“ ruft Barab, der Stumpfnasige, „alles, was da ist, gehört uns. Ob wir etwas geben wollen, das ist die Frage. Ich schenke ihnen das Wertvollste — das Leben. Siehe doch einmal, ein so schönes Weib ohne Leben wäre ein Grauen . . .“



Dismas langt nach einem Sack.

„Wozu das, Bruder!“ sagt Barab. „Wir geleiten sie in unsere Burg. Es könnte der Samum brüllen. Bei uns sind sie geborgen über Nacht.“

Reißt dem Dismas den Riemen aus der Hand und führt das Tier mit Mutter und Kind zwischen den Steinen hinab zur Höhle. Joseph sieht die Waffen der Männer und folgt mit Betrübniß.

Als die Schatten des Abends kommen, also, daß die Sandwüste sahl wird und der Himmel dunkel, als die Steinblöcke und Felskegel dastehen wie finstere Ungetüme, sind die Wandersleute in den Tiefen der Höhle verwahrt. Vor ihr liegt das Lasttier, legt sein großes Haupt auf den Sand und schläft. Daneben lauern die Räuber und zehren an ihrer Beute.

„Die Gäste wollen wir ebenso brüderlich teilen,“ sagt Barab. „Du sollst den Alten und das Kind haben.“

„Es sind Vater, Mutter und Kind,“ spricht Dismas, „sie gehören zusammen, wir wollen sie schützen.“

„Bruder,“ sagt Barab, der wegen des leichten Fanges guter Laune geworden, „deine Würfel. Wir wollen spielen um — lebendige Beute!“

Er schleudert die Würfel, sie fallen auf den Mantel.

„Was ist das? Die Würfel haben keine Augen! Dismas, laß die Scherze! Du hast die Würfel verwechselt.“

Doch als er sie in die Hand nimmt, sind an den Steinen wieder die schwarzen Punkte. Sie würfeln das zweitemal und das drittemal. Wie vorher, die gefallen Würfel haben keine Augen.

„Was bedeutet das, Dismas, die Würfel sind blind!“

„Mich dünkt, du bist es, Barab!“ lacht Dismas. „Trinke einmal von diesen Tropfen. Und dann lege dich schlafen.“

Wald hernach taumelt der Kräftmensch in den Sand neben das Tier hin und schnarcht.

Als es so ist, schleicht Dismas in die Höhle und weckt die Fremden, um sie dem Wüßlinge zu entführen. Für den Gewaltfall kann er es mit dem Barab nicht wagen. Mit Joseph hat er seine Not, doch endlich sind sie unter dem Sternenhimmel. Maria mit dem Kinde auf dem Tier, Joseph führt es. Dismas schreitet voraus, um ihnen den Weg zu zeigen. Schwerfällig geht's dahin in der Nacht, keines spricht ein Wort. Dismas ist versunken in Gedanken. Vergangene Tage, da auch er so in den Mutterarmen geruht, wie dieses Kind, und da auch sein Vater sie so durch die arabische Wüste geführt! Manches heilige Wort der Propheten war in sein Räuberleben geklungen und will nimmer verstummen.

Als sie stundenlang durch Sand gewatet, über Steine geklettert sind, leuchtet im Osten das goldene Band. In ihm stehen die dunklen Büsche und Bäume der Oase von Deschame.

Hier überläßt Dismas die Wanderer ihrer sicheren StraÙe, um zurückzukehren in seine Höhle. Als er mit einem Segenswunsch für ihre weitere Reise sich wendet, trifft ihn aus den leuchtenden Angeln des Knaben ein Blick. Ein Augenstrahl, vor dem er heftig erschrickt. Ein Schreck der Bönne. Nie bisher hat ihn ein Kind, ein Mensch, so angeblickt, so dankbar, so glühend, so liebeich angeblickt, wie dieses Knäblein, das holde lockige Haupt nach ihm gewendet, die Händchen ausgestreckt, als wollte es ihn umarmen. — Alle Glieder beben ihm, als sei ein Blißstrahl niedergefahren an seiner Seite, und ist es doch nur ein Kindesauge gewesen. Mit beiden Händen den Kopf haltend, so flieht er davon, und weiß nicht, warum er flieht, denn am liebsten wäre er aufs Anie gefallen vor diesem wunderbaren Kinde. Aber wie ein Gericht ist etwas in ihm, das ihn fortstößt, davonstößt — zurück in die Schauer der Wüste. —

Auf der Dase haben unsere Flüchtlinge Rast gehalten der Tage drei. Maria sitzt gerne unter dem Olbaum auf dem Rasen nahe der Quelle und läßt den Knaben niederlangen mit den zarten Armchen, um eine Blume zu pflücken. Er langt hin, reißt sie aber nicht ab, sondern streichelt sie mit seinen zarten Fingern.

Und wenn das Knäblein dann eingeschlafen ist zwischen Blumen, da kniet die Mutter davor und schaut es an. Und schaut es an und schaut es an und kann ihr Gesicht nicht wenden. Dann langt sie nieder nach dem runden weichen Händchen und schließt es in die Faust, daß nur die Fingerspitzen hervorstulpen, und diese führt sie zu ihrem Mund und läßt sie, und im nimmerfalten Küssen des weißen Kinderhändchens rinnen ihr still die Tropfen über die Wangen. Und schaut mit ihren großen dunklen Augen in die leere Luft hinaus — hangend vor den Verfolgern.

Joseph geht in der Nähe herum zwischen Bäumen und Büschen, aber immer so, daß Mutter und Kind in seinen Augen bleiben. Er sammelt Datteln für die weitere Reise. —

Siehe, und jetzt steigen mir neue Gesichte auf, da sie weiter wandern hinein in die starre, vom Samum durchsegte, von Sonnenstrahlen durchglühte Wüste. Maria ist voller Frieden und hüllt in den Mantel das Kind, daß es ruhe wie in der Muschel die Perle. Es liegt an der zarten Brust und trinkt die Mutter aus. Dem Joseph will manchmal bange werden, da fühlt er an der Wange das Fächeln des Fittichs. Dann ist er wohlgenut und führt die Seinen vorüber an zischenden Schlangen und brüllenden Löwen.

Nach manchen Tagen sind sie in ein blühendes Thal gekommen, das zwischen den Steingebirgen daliegt und ein lauterer Bächlein hat. Hier ruhen sie unter der Dornhede und betrachten einen Berg, der hoch über den anderen emporragt, schauerlich wild. Er ist kahl und

felsig von unten bis oben, und tiefe Schründe furchen nieder von oben bis unten, so daß der Berg gegliedert ist gleichsam aus aufrechtstehenden Blöcken, anzuschauen wie die zehn Finger von zwei aneinander gestellten Miesenhänden. Auf der Matte weidet ein Einsiedler seine Ziege, zu dem geht Joseph hin und fragt nach dem Namen des merkwürdigen Berges.

„Ihr reist durch die Gegend und kennt den Berg nicht?“ sagt der Einsiedler. „Seid Ihr ein Jude, so beuget Euch zur Erde und lüßet sie. Es ist das Erbreich, das die Ewigkeit herabgeschwemmt hat vom Sinai.“

„Das — der Berg des Gesetzes?“

„Siehe, wie er die Finger aufreht und schwört: So wahr Gott lebt!“

Joseph beugt sich zur Erde und lüßt den Boden. Maria blickt in ehrfurchtsvollem Schauer auf den starren Berg. Der kleine Jesus schlummert im Schatten des Dornstrauches. Dieser trohige Fels und dieses liebe liche Kind. Der Erste, der zürnend das Gesetz gegeben hat und der Einzige, der es liebend erfüllen wird.

Joseph will sich ergehen in Betrachtungen, wie es nur gewesen sein mag in jener fernen Stunde, da auf den Finnen Moses von Jehova die Gesetztafeln empfangen. Da senkt sich langsam eine Wolke nieder auf den Gipfel des Berges, gleichsam das Geheimnis verhüllend. Joseph schämt sich seiner Vermessenheit und schweigt. Bevor sie weiterziehen, schneidet er aus dem Dornbusch einen Stod, entlaubt und entästet ihn, so daß es ein Pilgerstab ist für die weitere Reise. — Immer neue Gefahren ziehen herauf. Und eines Tages kommt ihnen ein Wüstenjäger nachgelaufen. Vor seinem Tigerselle erschrecken sie nicht, aber vor dem, was er berichtet. Wären sie aus dem Judenlande mit ihrem Knaben, dann möchten sie eilen, in das Land der Ägypter zu kommen, denn die Schergen des Herodes seien ihnen auf den Fersen. So haben sie

keine Raft, bis sie endlich in das Land der Pharaonen kommen würden. Aber statt an den Grenzen desselben, stehen sie eines Tages am Meeresstrande. Sie sind vor Staunen stumm. Da liegt es und peitscht mit seinen Gischten die schwarzen, zackigen Felsblöcke, und liegt dahin in einer glatten und matten Tafel, so weit das Auge reicht.

Einmal in der Vorzeit, da sind die Flüchtlinge jenseits des Meeres gestanden, hinter sich die Feinde. Der Glaube an der Vorfahren Gott ist stark. Er ruft gleichsam die Väter selbst und stellt sie uns zum Beispiel, und sind wir mit ihnen Eins und stark in dem gleichen Glauben. — Joseph erhebt seine Arme und ruft zum Gott der Väter, daß er das Meer zerteile und Durchgang gewähre. Aber das Meer liegt da in seiner ungeheueren Ruhe und zerteilt sich nicht. Über die Heide her kommen sechs Reiter gesprengt, aufzudröhen sie vor Lust wegen des Fürstensoldes, als sie die lange Verfolgten erblickt, die vor dem Gewässer stehen und nicht weiter können. Eilig nahen sie dem Strande und sind daran, die Schlinge auszuwerfen nach diesem Menschenpaar, das den kleinen Judenkönig mit sich soll führen. Da sehen sie, wie die Flüchtlinge hinabsteigen zwischen den umgischelten Faden und wie sie hinausgleiten auf die Fläche des Meeres.



Die arme Zimmermannsfamilie aus Nazareth steht auf dem Boden des alten Egyptens. Wie sie über die See gekommen? Wohl auf einem Fischerschiffe — aber es ist wie im Traume gewesen. Nun tut Joseph seine Augen auf und sucht die Berge von Nazareth, und sieht den dunklen Hain von Palmbäumen mit geschupplen Schäften

und schwertlangen Blättern. Und sieht das Thor mit den steinernen Ungeheuern, die auf dem Bauche liegen, zwei Prauken vorstrecken und ein riesiges Menschenhaupt in die Lüfte heben. Und sieht im gelben Hintergrund die Dreiecke der Pyramiden. In der Luft stemb Düste, überall abenteuerliche Gestalten mit gressem Lärm, und jeder Schall sticht schriß und spizig in die Ohren. — Dem Joseph fällt es außs Herz. Die Heimat verloren. Eine stodfremde Welt, in der sie werden zu Grunde gehen müssen.

Maria, die immer gelassen ist, aber innerlich glühend im Rinde aufgeht, sieht einmal seinen Stecken an und sagt: „Joseph, das ist wohlgemut, daß du dir zur glücklichen Anknust eine Blume an den Stab gesteckt hast.“ Da blickt Joseph auf seinen Stod und ist verwundert über die Maßen. Aus dem Stabe, den er am Sinai geschnitten, sproßt lebendig eine schneeweiße Blüte hervor. — Joseph, die Reinheit blüht! — Aber ihm ist bange. Das Rind hebt er zu sich herauf, und wenn er in dieses sonnige Angesichtlein schaut, da sind alle Schatten dahin. Es ist ein anderes Leuchten als das im alten Sonnenlande, wo sie dem Osiris einen ähnlich stolzen Tempel erbaut haben, wie daheim die Israeliten dem dunklen Javis.

Für die Judenleute, die des Landes Sprache nicht verstehen, die nur durch ihre schlichte, sanfte Wesenheit sprechen können und durch ihre stumme Dienstwilligkeit, ist es wohl kümmerlich hergegangen die langen Jahre ihres Aufenthaltes in diesem Lande. Für das Zimmerhandwerk ist in dem fast holzlosen Lande keine Arbeit gewesen. Nahe der Königsstadt Memphis, am Nilufer haben sie sich aus Schilfrohr und Schlamm eine Hütte gebaut, bei welchem Baue des Zimmermanns Fertigkeit so gar nicht hat glänzen können. Aber besser ist er doch geworden als die Wohuhöhlen anderer armen Leute dem Flusse entlang. An die Fischerei hatte Joseph gedacht,

doch der Korb, den er geflochten, ist so ausgefallen, daß die Nachbarn Lebensmittel bringen, damit er auch ihnen solche Körbe flechte. Und bald von der Stadt kommen sie heraus, um die Körbe zu kaufen, und wenn Joseph seine Ware einmal auf den Markt tragen will, wird sie ihm unterwegs schon abgenommen. Also ist die Korbflechterei sein Gewerbe geworden und er denkt daran, daß einst der kleine Moses auf dem Nil in einem Korb Rettung gefunden. Und wie seine Arbeit bald beliebt wird, so werden es auch er und Maria, und sie müssen gestehen, daß es sich hier am Nil besser leben lasse, als in dem armen kleinen Nazareth, daß es wirklich Fleischtöpfe gebe in Aegypten. Wäre nur auch das stille Herzweh nach der Heimat löschbar gewesen.

Als der kleine Jesus auf den eigenen Füßchen zu wandeln beginnt, wird er von den Frauen der Nachbarschaft umworben, mit ihren Kindern Kameradschaft zu pflegen und Spiele auszuführen. Der Knabe ist jedoch zurückhaltend und ungewandt bei Leuten. Er geht lieber, wenn es Abend ist, allein am Ufer des Stromes entlang, beschaut die großen Lotosblumen des Schlammes und die Krokodile, die manchmal aus dem Wasser hervorkriechen und ihre schrecklichen Mäuler gegen Himmel aufstun, als wollten sie Sonnenlicht trinken. Er bleibt oft länger aus als er soll, kommt dann mit gerötheten Wangen heim, erregt von einer Freude, und sagt sie doch nicht. Wenn er dann seine Feigen oder Datteln verzehrt hat und im Körbchen liegt, da sitzen daneben noch Vater und Mutter und sprechen von der Väter Band oder erzählen der Vorfahren uralte Geschichten, bis er eingeschlummert. Auch unterweist Joseph den Knaben in der jüdischen Schriftkunde, aber bald zeigt es sich, daß dabei er der Empfangende ist; was er mühsam aus der Rolle liest, das sagt der kleine Jesus lebendig aus dem Innern heraus. So wächst er heran wie ein schlankes, zartes Reis, lernt die fremde Sprache, beachtet die Sitten und tut wohlgemut mit,

soweit sie ihm gefallen. Vieles ist in ihm, was niemand hineingelegt hat, obschon er wenig spricht, die Mutter merkt es. Und einmal trägt sie den Joseph: „Sage mir, sind auch andere Kinder so wie unser Jesus?“

Antwortet er: „Soweit ich ihrer lenne — er ist anders.“

Als Jesus schon heranwächst, hat sich eines Tages etwas zugetragen. Joseph war mit dem Knaben auf den Platz gegangen, wo die Schiffe landen, um Körbe feilzubieten. Da entsteht im Volk eine Bewegung, Soldaten in grellen Gewändern und mit langen Spießen traben heran, dann zwei Herolde, in ihre Hörner stoßend, als sollten mit den schneidenden Tönen die Rüste zerissen werden; und hinterdrein kommen sechs pechschwarze Sklaven, die einen goldenen Wagen ziehen. Im Wagen sitzt der Pharao! Mit köstlichem Gewande bekleidet, im schwarzen gewickelten Haar einen funkelnden Reifen — ein blasser Mann mit durchdringendem Auge. Der Menge Jubelgeschrei braust; obschon seit lange abhängig von den Römern, betrachtet das Volk den Nachkommen der Pharaonen als seinen König. Mit Palmenblättern säckelt es ihm zu, er beachtet es nicht, wie ermüdet lehnt er im Sissen. Jetzt aber hebt er ein wenig sein Haupt, in der Menge ist ihm ein Knabe aufgefallen, das Söhnlein des fremden Korbslechters. Ob ihn die Schönheit berührt hat, oder das Fremdartige — er läßt anhalten und befielt, das Kind möge ihm vorgeführt werden.

Joseph kommt mit dem Knaben ehrerbietig herbei, legt seine Hände kreuzweise über die Brust und verneigt sich tief.

„Das ist dein Sohn,“ spricht der König ihn in seiner Sprache an.

Joseph nickt schweigend.

„Du bist ein Jude! So wirst du mir diesen Knaben verkaufen.“

Und hierauf Joseph: „Pharao! Obschon ich der



Enkel bin des Jakob, dessen Söhne ihren Bruder Joseph an Aegypten verkauft haben, so verdiene ich nicht den Spott. Wir sind geringe Leute und das Kind ist unser Mugapfel."

"Ist auch nur in Gnaden gesagt, das vom Verkaufen," spricht der König. "Ihr seid Untertanen und der Knabe ist mein Eigentum. Nimm ihn, Hamas."

Der Diener will schon Hand an den Kleinen legen, der ruhig dasteht und entschlossen auf den König blickt. Joseph fällt auf die Knie und macht in Ehrfurcht seine Vorstellung, daß er und seine Familie nicht ägyptische Untertanen seien, daß sie als Fremde hier weilten und den allmächtigen Pharao um Gastrecht anflehten.

"Davon weiß ich nichts, guter Mann," sagt der König und sieht des Knaben zorniges Gesicht. Darüber lacht er: "Mich dünkt, Judenjüngling, du willst mich zerschmettern. Ei, laß mich noch ein wenig leben im schönen Aegypterlande. Ich will dir nichts zuleide tun, dafür bist du ein viel zu schönes Kind." Er stockt nun, und in einem andern Ton spricht er: "Warte doch, und sieh ihn einmal näher an, den Pharao, ob er wirklich so arg böse ist und ob es denn so schrecklich ist, in seinem Palaste zu wohnen und ihm den Becher zu reichen, wenn ihn dürstet. Wie? Seid ruhig, Alter, es soll euch keine Gewalt angetan werden. Knabe, du sollst freiwillig an meinen Hof kommen, du sollst die Erziehung und die Schulen mit den Kindern meiner Großen teilen, ich will dich nur manchmal um mich sehen, weil du eine so feine Gazelle bist. Geh mit deinem Vater jetzt nach Hause, morgen will ich anfragen lassen, merke, nur anfragen, nicht befehlen. Wer gewaltthamer Leute satt ist, weiß freiwillige Hingabe zu schätzen. Du hast es gehört."

Als die Menge hört, daß der Pharao mit diesen armen Leuten so unerhört wohlwollend spricht, wie sie es noch nie vernommen, da bricht sie wie toll in ein Freudengeschrei aus. Die Palmenhaine gellen vor des

Volles Jubel, als der König auf seinem zweirädrigen Goldwagen weiterfährt, ein langes Gefolge von Soldaten, Zimbelschlägern und Tänzerinnen hinter sich herziehend. Joseph flüchtet mit dem Knaben durch enge Gassen, um den Leuten zu entkommen, die sich herandrängen wollen, um den kleinen Liebling des Pharao zu sehen und zu lieblosen.

In seiner Hütte ist an demselben Abend ein sorgenvolles Beraten gewesen. Der Knabe Jesus neigt zum Pharao, ohne zu sagen, weshalb. Sie sind entsetzt darüber. Die zwei Handwerkerleute können sich nicht vorstellen, daß der jungen Seele das kleine Leben zu enge wird, daß sie sich umsehen will in den Papyrusrollen der alten Weisen, den Geisteswerken der Pharaostadt. Und noch weniger können sie ahnen, daß ein tieferer Grund ihren Knaben auf den Schauplatz des großen Lebens führt.

Joseph meint, die Schriften der Königlichen Sammlung wären freilich etwas. Aber Maria hat zu den Schriften kein sonderliches Vertrauen, und ein noch geringeres zu Pharao. „Wir haben es doch,“ sagt sie, „schmerzlich erfahren müssen, wie gut es Könige mit uns meinen. Raum der Gewalt des Herodes entkommen, sollen wir in die Pharaos fallen. Sie spielen alle das gleiche Spiel, nur jeder mit anderen Mienen. Was der zu Jerusalem mit Macht nicht hat vollführen können, das will der zu Memphis durch List vollenden.“

Sagt Joseph: „Mißtrauen ist sonst nicht deine Art, liebes Weib. Doch danach, was wir haben erleben müssen, ist es kein Wunder. Ein wahres Verhängnis ist sie für uns geworden, diese Mär vom jungen König der Juden.“

„Überlassen wir das dem Herrn, mein Joseph, tun wir, was an uns ist.“

„Mich dünkt, Maria,“ sagt Joseph, als er mit ihr allein spricht, „mich dünkt, du hältst doch daran, daß

unser Jesus zu großen Dingen bestimmt ist. Dann mußt du auch denken, daß eine Korbflechterhütte dafür nicht der rechte Ort sein wird. Es hätte wohl guten Raus, am Hofe des Pharao — wie Moses. Dann wissen wir auch, daß der Ägypterkönig kein Freund des Herodes ist. Doch daran denkt er nicht, er will dem Kinde wohl — und das kann niemand besser begreifen als wir. Hat er nicht gesagt, daß unser Viebling wie die Kinder der Großen gehalten werden soll?"

Da meint sie endlich, entscheidend für sie wäre das, was dem Knaben zugute kommt. Er sei über zehn Jahre, und wenn er aus der Lehmhütte in den Palast gehen wolle, so könne man ihm das nicht verdenken.

Dieses Wort hat Jesus gehört. „Mutter,“ sagt er, und stellt sich vor sie hin, „ich will nicht aus der Lehmhütte in den Palast gehen. Aber ich möchte die Welt sehen, die Menschen, wie sie leben. Ich verlasse nicht meine Eltern, um zum Pharao zu gehen — gehe ich hin, so bleibe ich doch bei euch.“

„Du bleibst bei uns?“ sagt die Mutter, „und ich sehe es, du bist heute schon fort.“ Aber sie will es ihm nicht merken lassen, wie ihr ist. Er soll sie nicht weinen sehen, das soll ihm seine Freude nicht verflümmern. Und dann haben sie erwogen, daß er ja nicht weit fortzieht, nur vom Nil in die Stadt, daß ihm der Pharao Freiheit zugesagt hat — er kann die Eltern besuchen, kann zu ihnen zurückkehren, wann er will. Daß es nicht mehr dasselbe Kind sein wird, das jetzt davongeht! Maria denkt daran, wie das zu sein pflegt zwischen Mutter und Sohn. Immer mehr gibt der Jüngling sich fremden Menschen, und immer weniger von ihm bleibt der Mutter. Bleibt ihr, die ihn schmerzvoll geboren hat, die mit ihrem Leben ihn genährt hat, die ein Recht auf ihn hat, wie so heilig und ewig keines mehr sein kann. Endlich aber unabänderlich trennt er sich von der Mutter, und was sie ihm noch tun, geben

und sein will — freundlich entschieden lehnt er es ab. Selbst ihren Segen über ihn muß sie heimlich beten — kaum daß sie mit zitternder Hand sein Haupt darf berühren. —

Am nächsten Tag um die Hochsonnenstunde steht vor der Hütte eine königliche Sänfte. Zwei Sklaven haben sie herbeigetragen, wovon einer alt und gebrechlich ist. Maria, als sie die weiche Sänfte sieht, ruft aus, in ein solches Pfuhl ließe sie ihr Kind nicht steigen. Da lächelt der Knabe ein wenig, so daß in seinen frischen Wangen zwei Grübchen entstehen, und sagt: „Was denkst du, Mutter, daß ich in diese Rissen kriechen werde! Na, wenn der kranke Sklave hineinsteigt, daß ich statt seiner tragen kann!“ Damit ist der Aufseher dieses kleinen Juges nicht einverstanden. Es stehe in des Knaben Willen, zu bleiben oder mitzukommen.

„Ich bleibe,“ sagt Jesus, „und ich werde zum Pharao gehen, wann ich will.“ Die Sänfte lehrt leer zurück in den Palast.

Am nächsten Tage ist der Knabe entschlossen. Seine Eltern geben ihm das Geleit durch den Palmenhain in die Stadt. In seinem ärmlichen Gewändchen geht er zwischen Vater und Mutter dahin, Joseph gibt ihm gute Worte und wiederholt sie. Maria schweigt und ruft die himmlischen Mächte an, das Kind zu beschützen. An der Pforte des Palastes wird nur der Knabe allein eingelassen, Vater und Mutter bleiben zurück und blicken bangend ihrem Jesus nach, der sich noch einmal umwendet, um sie zu grüßen. Sein Angesicht ist fröhlich, und das tröstet die Mutter. Der Vater denkt, daß es unbegreiflich ist, wie ein Kind so sorglos und heiter von den einzig treuen Menschen fortgehen kann — und behält den Gedanken bei sich.

Neugierde, Behagen und Widerwillen zugleich empfindet der Knabe, als er in die Hände der Diener gerät, die ihn in ein weiches Bad führen, mit wohlriechendem

Er salben und ihm ein seidenes Gewand anlegen. Aber er will den Königspalast und sein Leben schauen. Und nun beginnt sich ihm allmählich die Pracht zu entfalten. In den arabischen Märchen, die sein Vater gern erzählt, ist des Glanzvollen und Wunderbaren viel vorgekommen, aber kein Vergleich mit den Herrlichkeiten, die jetzt fast hart und derb an seine Sinne schlagen. Straßenbreite Marmortreppen, tempelhohe Hallen, marmorne Säulen, blendendbunte Kuppeln. Die Sonne kommt zu den Fenstern in allen Farben herein und glüht in Rot, Blau, Grün und Gold an den spiegelnden Wänden. Noch märchenhafter die Nacht, wenn in der Säle Flucht die tausend Lampen brennen und der Wald der Armleuchter wie eine gezähmte Feuersbrunst leuchtet; wenn die Höflinge in den Teppichen und Divans und Seiden und Flaumen zu versinken scheinen; wenn aus den goldenen Rauchgefäßen die Wohlgerüche sichtbar aufsteigen und das Gehirn berauschen; wenn hundert Aufwärter das Mahl bereiten, das unbeschreibliche, und es auftragen in silbernen Schüsseln, in alabasternen Schalen, in kristallinen Bechern; wenn Jünglinge und Jungfrauen einander mit Ranken und Rosen bekränzen; wenn die Fanfaren schallen und die Zimpekn klingen und aus weichen Mädchenkehlen Gesänge wirbeln, und wenn endlich der Pharao hereingeföhrt kommt in wogendem Purpur, mit den tausend lebendig funkelnden Sternen der Diamanten — auf dem Haupte den Zackenring, strahlend wie Rarsunkel — der Gott! der Sonnengott! — Unser Knabe aus der Nisthütte schaut hin, wie auf etwas, das wunderbar ist, ihn aber weiter nichts angeht. Nun wird ihm ein Fächer aus schimmernden Pfauensebern in die Hand gegeben. Andere Knaben haben auch solche Fächer; mit halbentblöhsten Gliedern schmiegen sie sich an die Tafelnden und säckeln ihnen Kühlung zu. Der junge Jesus soll das dem Pharao tun, aber er tut es nicht, sondern sitzt auf dem

Estrich und kann nicht müde werden, dem König in das blasse Antlitz zu schauen. Der König streift ihn mit wohlgefälligem Blick: „Mich dünkt, das ist der stolze Jüngling vom Nil, der nicht zu den Füßen des Pharao sitzen mag.“

„Er wird sitzen zur Rechten Gottes!“ schallt es draußen im Chor. Langsam, wie ein leicht geneckter Löwe, wendet der König sein Haupt, um zu sehen, welcher ungeschickter Chormeister den hebräischen Vers in den Gesang des Osiris mischt! Da erhebt sich ein Brausen. Die Fenster, zu denen die Nacht hereingestarrt hat, hellen in rotem Schein. Vor dem Palast hat sich das Volk mit Fackeln versammelt, um dem Pharao, dem Sohne des Lichts, die Huldigung zu bringen. Der König macht dazu eine verdrossene Miene, derlei Huldigungen wiederholen sich zu jedem Neumond, er begehrt sie, und doch langweilen sie ihn. Dem Mundschenk winkt er, nach einem Becher Wein verlangt ihn. Der bringt Rosen auf seine Wangen und Blut in seine Augen. Bei dem tausendfach erschallenden Preisgesang des Osiris singt er mit, und seine ganze Gestalt ist nun Kraft und Sonnenschein.

Als nach diesem üppigen Tage die stille Nacht gekommen ist, so still, daß die Wogen des Nil herüber-rauschen zum Palaste, da ruht Jesus hinter Vorhängen auf Eiderbaunen und findet keinen Schlaf. Wie sie in der Nishütte jetzt gut schlafen werden! Es wird ihm heiß, er steht auf und blickt zum Fenster hinaus. Die Sterne funkeln wie winzige Sonnen. Er legt sich wieder hin, betet zum Vater und schläft ein. Am nächsten Tag, wenn das Fest vorüber ist, will er die Käume finden, wo die alten Kollen sind, und die Lehrer, die ihn unterrichten werden. Aber es ist kein Fest gewesen, das vorübergeht, es wiederholt sich Tag für Tag am Königshofe.

Da ist es einst nach verstummtem Lärm in ober Nacht, daß im Palast Sklaven umherhuschen, einander

wecken und zuflüstern. Jesus gewahrt es, richtet sich auf und fragt nach der Ursache. Da naht sich ihm einer und zischelt: „Der Pharao weint!“ — Wie ein geheimnißvoller Samumhauch geht es durch den Palast: der Pharao weint! — Dann wird es ruhig und über allem liegt die träumende Nacht.

Jesus hat sich nicht wieder in den weichen Psühl gelegt, auf kühlem Giese ruht er und sinnt. — Der König weint! — Arabien, Indien, Griechenland haben ihre kostbarsten Schätze gesandt nach Memphis. Die Schiffe der Phönizier kreuzen an den Küsten Galliens, Albions und Germaniens, um Güter und Kleinodien zu sammeln für den Nachkommen der großen Pharaonen. Sein Volk umtrauscht ihn mit Huldigungen Tag für Tag, sein Leben steht auf der Höhe der schönsten Jahre. Und er weint?

So ziehen die Tage. Wie der König versprochen, der Knabe ist frei. Doch er bleibt am Hofe. Oft durchwandert er die Stadt, den Hain und geht an den Nil zu den Seinen. An den Schleusen des Stromes, der das Land befruchtet, arbeiten tausend Sklaven, von Aufsehern gepeitscht, manche erschöpft hinfallend und sterbend. Jesus sieht es und rügt die Noheit, bis er wohl auch selbst einen Hieb erfährt. Er zieht hinaus zu den Pyramiden, wo die Pharaonen schlafen, und horcht, ob sie nicht weinen. Er tritt in den Tempel des Osiris und betrachtet die ungeheuren Götzenbilder, die zwischen den runden Riesensäulen stehen, in ihrer plumpen, seelenlosen Häßlichkeit. Am unermüdlichsten durchforscht er immer wieder den Palast nach dem Saale der Schriften. Endlich findet er ihn, aber verschlossen; die Hüter desselben jagen in der Wüste nach dem Schakal und dem Tiger. Bei den Geistern ist es dunkel und öde, und der Pracht- und Uppigkeitsstrom des Hofes bringt nicht hinein.

Nun kommen wieder Nächte, da durch die Hallen

das Geheimnis rieselt: Der Pharao weint. — Und an einem Tage liegt auf dem Divan der König und verlangt, daß der Knabe vom Nil ihm Kühlung sächle. Heute tut es dieser, denn der Herr ist leidend. Der Pharao ist übelgelaunt und ungeduldig, es ist ihm der Fächer nicht recht und nicht das Fächeln, und als es der Knabe einstellt, ist's ihm auch nicht recht.

Da sagt Jesus plötzlich: „Pharao, du bist krank!“

Der König starrt ihn an und staunt. Der Page tut den Mund auf und spricht den Sohn des Lichtes an?! Als er jedoch im Antlitz des Knaben den traurigen, innigen Ausdruck des Mitleides sieht, wird ihm milde zu Mut und er sagt: „Ja, mein Knabe, ich bin krank.“

„König,“ sagt Jesus, „ich weiß wohl, was dir fehlt.“

„Du weißt es?“

„Du hast nach außen das Licht und nach innen den Schatten. Wende es um!“

Raum hat der Knabe diese Worte gesprochen, so richtet der Pharao sich auf, schlanker und höher als sonst scheint er zu werden, den Arm streckt er starr nach der Pforte hin und seinem Auge entfährt ein zorniger Blick.

Der Knabe geht ruhig hinaus und schaut nicht mehr zurück. —

Das Wort aber ist zurückgeblieben. Am rauschenden Tage hört es der Pharao nicht; in der Nacht jedoch, wenn das strahlende Leben schweigt und nur das Elend unseliger Herzen lautlos tobt, da hört er es leise hallen von Wand zu Wand bis in sein Gemach: Wende es um! Wende das Licht nach innen! —

\* \* \*

Schon eine Weile, ehe dieser Tag gekommen, hat Jesus erfahren, daß draußen vor dem Tore Theben, am Fuß der Pyramide Pests, in einem Grabgewölbe ein gelehrter Greis wohne. Der wolle mit keinem lebenden



Wesen zu tun haben, außer einer Wüstenziege, die ihm Milch gibt. So wie er selbst immer im Dunkel seines Gewölbes hockt über unendlichen Schriftzeichen halb verwitterter Steinplatten, ausgegrabener Geräte und Papyrusrollen, so sieht auch die Ziege niemals einen Sonnenstrahl. Beide begnügen sich mit dem Futter, das ihnen ein alter Fellach täglich bringt. — Das ist einer, der hat umgewendet — außen den Schatten und innen das Licht. Nun, als Jesus vom Pharao fortgewiesen ist, sucht er diesen gelehrten Höhlenbewohner auf, nach Weltweisheit forschend. Der Greis will ihm zuerst nicht Einsatz gewähren. Ein junges Blut und Weisheit? Er glaubt es nicht.

„Werde erst alt, mein Sohn, dann komm zu den Schriften und suche Weisheit.“

Antwortet der Knabe: „Gebt Ihr die Weisheit gerade nur fürs Sterben? Ich will sie fürs Leben.“

Da hat der Greis aufgetan.

Zu diesem Weisen geht Jesus nun jeden Tag hinaus und hört Lehren über Welt und Leben. Auch über ewiges Leben. Der Einsiedler spricht von dem Wandern der Seelen, die im Gange der Zeiten durch alle Wesen der Zeit ziehen müssen, alle Kreise des Seins durchleben, je nach ihrer Aufführung aufwärts den Göttern zu, oder abwärts zu den Wärmern im Schlamm. Darum müsse man auch die Tiere lieben, in denen ja Menschenseelen stecken können. Mit Gebärden tiefer Ehrerbietung spricht er von den Schlangen Rebados und von dem erhabenen Apis im Tempel zu Memphis. In alle Tiefen und Untiefen des Denkens verliert er sich, belegt alles mit den Schriftzeichen und erklärt es für wissenschaftliche Wahrheit. Also trägt der Mann, der im Dunkeln lebt, diesem Knaben — Licht vor. Er spricht von dem allheiligen Sonnengott Osiris, der alles erschaffe und alles zerstöre, dem großen anbetungswürdigen Osiris, an dem jedes Geschöpf sein Auge volljauge. Dann wieder

murmelt er feierlich und geheimnißvoll hieroglyphische Formeln ab, so daß dem lebhaften Knaben die träge Weile meh' tut. Auch hier muß man umwenden. So denkt er, geht heimlich hinaus und läßt das Pförtlein offen. Als der Gelehrte seiner trachtet, ist er im Freien und weidet die Ziege, die der Freiheit froh auf dem Rasen umherspringt.

„Warum versagst du der Wahrheit deine Ehrerbietung?“ frägt er strafend.

Und Jesus mit seinem Spotte: „Seht Ihr denn nicht, daß ich Eurer Lehre die Ehrerbietung erweise? Ihr sagt, man müsse das Tier lieben. Deshalb habe ich die Ziege in die freie Luft geführt, daß sie sich weide an den duftenden Kräutern. Ihr sagt, daß man an dem Sonnengott sein Auge anzünden müsse, deshalb bin ich mit der Ziege aus der dunklen Höhle gegangen unter die liebe Sonne.“

„Die Schrift sollst du verstehen lernen.“

„Und auch die Kreaturen will ich kennen lernen.“

Mit Unwillen blickt der Greis auf den Knaben.

„Sage, dreister Menschensohn, unter welchem Zeichen des Tierkreises bist du geboren?“

„Unter dem von Ochs und Esel,“ antwortet der Knabe Jesus.

Alsogleich eilt der Gelehrte in seine Höhle, erhebt die Ampel und sucht in den Schriftzeichen. Unter Ochs und Esel! — er erschrickt. Tief gründet er nach. Auf dem Stein steht es und in der Rolle steht es geschrieben. Er geht wieder hinaus und blickt den Knaben an, aber anders als früher, unruhig, gar sonderlich erregt.

„Höre, Kind, ich habe dir das Horoskop gestellt.“

„Was ist das?“

„Aus deinem Stand zum Tierkreis und zu den Sternen habe ich durch uralte heilige Reichen dein Schicksal gesehen, dem du so einfältig entgegengehst. Willst du es wissen?“

„Wiß ich es wissen, so frage ich den Vater.“

„Ist dein Vater Astrologe?“

„Er leitet die Gestirne.“

„Er leitet die Gestirne? Was willst du sagen?“

Geh, du bist ein Tor, ein gottloser Tor. Du wirst es schrecklich erfahren, was deiner harret. Dieser Hochmut ist der Anfang. — Sein Vater leitet die Gestirne!“

\*  
\*  
\*

Die Könige im Glend, die Gelehrten in Finsternis. Wenn das — denkt der Knabe Jesus — in dem gepriesenen Aegyptenland schon so ist, wie wird es erst in Ländern sein, wo die Menschen noch tiefer stehen? Was ist zu tun, daß sie frei werden, daß sie ihre Seelen finden?

Und eines Tages kommt den Nil eine große Überschwemmung herab, die alles Menschenwerk zerstört im ganzen Lande. Die Bewohner sind wie zertreten. Und es ist ein Glend, so unermesslich groß, daß es nimmermehr kann enden. Alles versinkt in tierische Raubgier. Im nächsten Jahre beginnt aus dem Schlamm eine schwere Uppigkeit hervorzuwuchern und es kommt eine Zeit, in der das Volk fast erstickt in der Fruchtbarkeit und Fülle. Weichliche Sinnenlust qualmt über Aegyptenland und das Ende ist wieder die Tierheit.

Und die Menschen bleiben sich gleich. Not oder Überfluß, sie bleiben sich gleich, ja es scheint, die Not ziehe sie mit Gewalt in den Abgrund, und in der Fülle springen sie mit freiem Bedacht hinab. — Ahnt man nun, warum der König weint in stiller Nacht? — Der junge Jesus weiß es längst. Aber, so fragt er, was soll denn sein und werden, daß sie ihre Seelen finden? Die ewigen Seelen, die ihnen der himmlische Vater gab?



Aus dem Judenlande ist die Nachricht gekommen, daß König Herodes gestorben. Von seinem Nachfolger, dem jüngeren Herodes, heißt es, daß er ein Freund seines Volkes und milder Gesinnung wäre. So hält Joseph nun die Zeit für gekommen, um mit dem Weibe und dem schlankgewachsenen Sohne in das Vaterland zurückzukehren. Durch Fleiß und Sparsamkeit ist, ohne daß er's eigentlich gemerkt, während der Korbflechterzeit in seinem Wollfack so viel an Geld zusammengekommen, daß er mit einem phönizischen Kaufmann Unterhandlungen anknüpfen kann wegen der Heimfahrt. Denn durch die Wüste wollen sie nicht mehr zurück, Joseph will den Seinen das Meer zeigen. Und dann sind sie nach vieljährigem Aufenthalte in Ägypten stromabwärts gefahren gegen das Meer. Joseph hat Weidenzweige mitgenommen, um unterwegs sich zu beschäftigen. Maria bessert an den Kleidern, damit sie nach guter Art in die Heimat einziehen können. Andere Fahrgäste, die auf dem großen Schiffe sind, freuen sich des Nichtstuns und treiben allerlei Ergötzlichkeiten. Jesus sieht ihnen manchmal zu und ist fröhlich. Als jedoch das Treiben manchmal in Übermut und Schamlosigkeit ausartet, verbirgt er sich in der Kammer oder betrachtet die weiten Wasser.

Als sie auf dem hohen Meere sind, in einer Mondnacht, erhebt sich ein Sturm. Das Schiff springt mit seinem Riele gegen den Himmel, um im nächsten Augenblick so tief in den Grund zu bohren, daß die Wellen aufs Deck schlagen, Ballen und Kisten mit sich fortreißen und den Reisenden salzige Gieß ins Gesicht werfen. An den Masten kracht das Takelwerk und flattert losgerissen in den Rüsten auf die schwarze See hinaus, die in schäumenden Bergen unendlich heranstutet und das ächzende Schiff zu begraben droht. Die Leute sind wahnsinnig vor Schreck und Angst, flüchten sich taumelnd und losgerud in alle Winkel, um von fallenden Splintern und

Dallen wieder verschleucht zu werden. Joseph und Maria suchen ihren Jesus und finden ihn auf einer Holzbank ruhig schlafend. Über seinem Haupt donnert der Sturm, kracht der Mastbaum — er schlummert im süßen Frieden. Maria lauert über ihn hin, klammert sich an die Paul, daß sie nicht sollten fortgeschleudert werden können. Sie will ihn schlafen lassen — was weiß Mutterliebe Besseres! Allein Joseph findet, daß es Zeit sei, sich bereit zu halten. So haben sie ihn geweckt. Er steht am Bord und blickt hinaus in den wilden Aufruhr. Den Mond sieht er fliegen von einer Nebelwand zur andern, aus grossendem Grunde schießen dunkle Ungethume auf, die krachend sich ans Schiff werfen und es umlegen, so daß die Masten fast hinsinken, von Raubvögeln umflattert. Das Schiff hebt aus Innerstem heraus und knirscht an allen Enden, als berste es. Jesus hält sich ans Geländer, in seinem weissen Gesicht strahlt das Auge vor Entzücken. Joseph und Maria suchen ihn zu schützen, er weist sie zurück, ununterbrochen in die furchtbare Herrlichkeit schauend: „Nasset mich! Seht ihr denn nicht, daß ich beim Vater bin?“

Es steht von ihm geschrieben, daß er der einzige Mensch gewesen, der auf Erden keinen Vater gehabt, — also ist er der erste, der ihn im Himmel gesucht und gefunden hat.

Anderer in dieser Nacht, die den Jüngling also gesehen, sind trotz aller Not fast ruhig geworden. Wenn dem nicht bange ist um sein junges Leben — ist das unsere denn um soviel mehr wert? Ob verlieren oder gewinnen, mutiger greifen sie zu, das Schiff zu steuern, im Getöse die Taue zu strammen, dem eindringenden Wasser zu wehren, bis allmählich der Aufruhr ermüdet. Als der Morgen aufgeht, blickt Jesus noch immer entzückt hinaus auf die hohe See, wo zum Kampf zwischen Wasser und Luft sich auch noch der zwischen Nacht und Licht gesellt hat. Endlich ist's gefunden: im Innern

Licht und außen Licht. — Auf dem Vorderkiel bläst der Steuermann ins Horn, er verkündet: Die Küste in Sicht! Fernher über der dunkelgrünen Flut leuchten die Felsen von Joppe.

Als das Schiff zwischen dem lästigen Steingerisse dieses Hafens glücklich geankert hat, geht unsere Familie aus Land, um von hier aus die Fuhreise nach Jerusalem zu tun. Denn es ist um die Osterzeit, die Joseph schon viele Jahre nicht mehr in Salomons Tempel begangen hat. Dieses Fest als Erinnerung an die Heimkehr aus Aegypten hat für ihn nun doppelten Sinn bekommen. So will er auf seiner Reise ins heimatlische Galiläa nach der Königsstadt abbiegen, auch schon besonders, um den jungen Jesus nach dem Leben im Heidenlande zur öffentlichen Gottesanbetung des auserwählten Volkes einzuführen. Als sie auf heimatlichem Boden wandeln, die frischeren Rüste atmen, die altbekannten Gewächse und Gestalten sehen, die traute Sprache hören, da fassen Joseph und Maria sich an der Hand im stillen Glück. Jesus bleibt gleichmütig. Er findet hier keine Kindes-erinnerung, es müßten denn die sein, daß er vom König verfolgt worden war. Mit ruhiger Vorurteilslosigkeit kann er Land und Volk betrachten. Und wenn er seine heimfrohen Eltern sieht: Sonderbar, wie die leblose Scholle über das Herz so viel Gewalt hat! Hält der himmlische Vater nicht die ganze Erde in seiner Hand? Trägt der Mensch die Heimat nicht in sich?

Ihre Habe liegt auf dem Rücken eines Kamels gebunden, so wandern sie wohlbeherzt dahin. Joseph hat im Gurte eine Art, bedacht, gegen etwaige Übersälle sich zu wehren, hat aber nur Gelegenheit, sie an Holzblöcken zu versuchen, die am Wege liegen, und die er ein wenig anhakt, um zu sehen, ob es gutes Zimmerholz sei. Je näher sie der Hauptstadt kommen, je belebter werden die Pfade in steinigem Gelände. Auf allen Wegen strömen Pilger herbei, um das große Fest an heiligster Stätte

zu begeben. Am zweiten Tage nach Sonnenuntergang sind unsere Reisenden auf der Herberge in Jerusalem. Diesmal kann Joseph schon aufrechter stehen als bei der letzten Durchreise vor zwölf Jahren — er hat etwas im Saß! Der erste Gang ist dem Tempel zu. Am Palast des Herodes vorüberkommend machen sie eilige Schritte.

Der Tempel steht in wunderbarer Pracht. Alles Voll füllt den Vorhof unter Hasten, Stoßen und Geschrei, vorwärtsdrängend durch die Säulengänge in das Heilige, dem Allerheiligsten zu, wo zwischen goldenen Armluchtern die Bundeslade steht. Wohl jeder fünfte ist im Talare des Rabbinen als Schriftweiser seines Plazes sicher im Tempel. Phariseen und Sadduzäen, zwei gegnerische Parteien in der Gottesgelahrtheit, plaudern miteinander über Tempelzins und Zehent, oder streiten lebhaft über die Auslegung der Schrift, in der sie nie und nie einig werden können. Joseph und Maria denken nicht daran, daß andere streiten, demütig beobachten sie die Vorschriften, stehen in einer Nische des Heiligen und beten. Jesus aber steht an der Säule und hört mit Staunen den Streitenden zu.

Am nächsten Tage beschauen sie die Stadt, soweit es im Volksgebränge möglich ist. Auch seines hohen Stammvaters Grab, das unten in einer der Steinklüfte ist, will Joseph besuchen. Er schiebt sich im Gewühle durch die engen, finsternen Straßen voran, immer umlärmt von Kläffern und Beläuffern, Eseltreibern, Lastträgern, von schreienden Rabbinen und dem unendlichen Strome der Pilger. Wie sie nun aber hinabkommen zu Davids Grab, da ist Jesus nicht bei ihnen. Im Gewühle wird er zurückgeblieben sein, denkt Joseph, und verrichtet unbekümmert seine Andacht an der Gruft des königlichen Ahnes. Als sie in die Herberge zurückkommen, wo sie geglaubt, daß er sich einsinden würde, ist Jesus auch hier nicht und er kommt nicht. Da sagt jemand, er habe sich abziehenden Pilgern angeschlossen gegen Galiläa,

weil er der Meinung gewesen, seine Eltern seien schon voraus. „Wie er das nur denken kann!“ ruft Joseph. „Wir ohne ihn abreisen!“ Eilig machen sie sich auf, um den Sohn einzuholen; doch als sie den Pilgerzug erreichen, ist Jesus nicht darunter, man weiß nichts von ihm, und die Eltern kehren zurück in die Stadt. Dort suchen sie zwei Tage lang. Sie eilen in alle Stadtteile, durchforschen alle öffentlichen Gebäude, wenden sich an alle Aufseher, fragen beim Fremdenamte an, erkundigen sich bei allen Krämern nach diesem schlanken Knaben mit weißem Gesicht, braunem Haare und dem ägyptischen Wollensetz auf dem Haupt. Nichts und nichts. In die Herberge zurückgekehrt, erwarten sie immer wieder ihn dort zu finden. Er ist nirgends. Maria, der Ohnmacht nahe, hat keinen andern Gedanken mehr, als — er ist in die Hände des Herodes gefallen. Joseph tröstet sie, ob schon er selber des Trostes bedürftig wäre.

„Arme Mutter,“ sagt er, mit kühlender Hand ihr Haupt an seine Brust legend, „wir wollen gehen und unser Leid dem Herrn opfern.“

Und als sie noch einmal in den Tempel hinaufgehen, wo viele Lehrer und Schriftweise beisammen sind, finden sie dort ihren Jesus. Mitten unter den weißbärtigen Rabbinen sitzt der Jüngling und führt mit ihnen ein lebhaftes Gespräch, so daß seine Wangen glühen und sein großes Auge feurig blickt.

Der Rat hat über einen schweren Fall von Gesetzesübertretung zu entscheiden gehabt. Ein Mann in Jerusalem hatte am Sabbat Brot gebacken, weil er am Vortage beim Nachbar den Ofen nicht bekommen. Sind denn die Phariseen beisammen und führen in ihrem leidenschaftlichen Eifer eine Menge Satzungen an von der Straflichkeit dieser Übertretung. Der junge Jesus hat ihnen eine Weile aufmerksam zugehört, und plötzlich tritt er aus der Menge hervor. Er stellt sich den Gelehrten vor das Gesicht und fragt:



„Rabbiten! Soll man am Sabbate Gutes tun oder nicht?“

Anfangs wissen sie nicht, ob dieser junge breite Mensch einer Antwort zu würdigen sei. Weil es aber auch eine Satzung gibt, nach der in Gesetzesfachen jedem Fragenben geantwortet werden muß, so antwortet nun einer kurz und barsch: „Natürlich soll man Gutes tun.“

Frägt Jesus weiter: „Ist das Leben etwas Gutes oder nicht?“

„Als von Gott gegeben etwas Gutes.“

„Soll man also am Sabbat das Leben erhalten oder verderben lassen?“

Da schweigen die Gelehrten, denn sie hätten sagen müssen, das Leben sei auch am Sabbat zu nähren, und ihre Anklage gegen den Mann, der zu seiner Nahrung Brot gebacken hat, wäre hinfällig geworden.

Jesus schreitet rasch die Stufen hinan bis zu ihrem Tische und spricht: „Rabbiten! Wenn euch am Sabbat ein Schaf in den Brunnen fällt, werdet ihr es brinnen lassen bis zum nächsten Tage? Ihr werdet nicht erst denken, heute ist Sabbat, sondern es sogleich herausziehen, ehe es ersinkt. Was ist mehr wert, ein Schaf oder ein Mensch? Und wenn ihr einen Splitter im Fleisch habt, so wird nicht gefragt, ob Sabbat ist, der Splitter muß heraus. Aber gegen einen armen Mann, der am Sabbat seine Nahrung bereiten muß, kommt ihr gleich mit euren Gesetzen, damit ihr euch höher dünkt, als er ist. Nein, so gilt es nicht. Die Absicht entscheidet. Wenn jemand am Sabbat Brot backt, so werde ich zu ihm sagen: Willst du damit Arme und dich selbst nähren, oder willst du Gewinn haben? Im ersteren Falle lufst du Gutes, im letzten Falle entheiligtst du den Sabbat.“

Nun sie nichts mehr zu sagen wissen, erklären sie den jungen Menschen als zu gering, um mit ihm zu streiten.

Jesus, noch erregt, steigt herab zur Menge, wo

seine Mutter die Hände gerungen hat über diese Kuhnheit, mit der ihr Sohn zu den Greisen und Weisen spricht, und wo sie jetzt die Arme nach ihm ausbreitet: „Kind! Kind! Was tust du da? Warum hast du uns das angetan? Was haben wir um dich ausgestanden? Drei Tage lang haben wir dich gesucht mit größten Angsten!“

Nun sagt er die Worte: „Warum habt ihr mich gesucht? Ich habe den Willen des himmlischen Vaters zu tun.“

„Wo bist du doch gewesen die lange Weile?“

Darauf antwortet er nicht. Andere wollen gesehen haben, wie er zwischen den Säulen stehend den Ausführungen der Rabbinen zugehört, bis er nicht mehr hat schweigen können.

Nicht ohne Herbeität sagt nun Joseph: „Wenn du so gelehrt bist, den ehrwürdigen Männern die Schrift zu deuten, so wirst du auch das vierte Gebot kennen. — Deinen Vater und deine Mutter sollst du ehren, damit du lange lebest in dem Lande, das Jehova dir gibt.“

Jesus schweigt.

„Und dieses Land wollen wir nun suchen, mein Sohn.“

So haben sie sich aufgemacht, um die letzte Strecke zurückzulegen. Über die Steinberge von Judäa und Samaria geht es so mühselig, daß Maria, nahe der Heimat, die Frage tut, ob sie Nazareth wohl je wiedersehen werden. Der junge Jesus macht den weiten Weg sozusagen zweimal, denn er wird nicht müde, nach allen Seiten abzuzweigen, um Datteln, Johannisbrot und Feigen zu sammeln oder ein Krüglein Wasser herbeizubringen, um die Eltern zu laben. So kommen sie langsam über das felsige Gelände hinan, und als der Saumsteig zu einer Höhlung führt, die mit platten Steinen besät ist und mit Rautensträuchern bewuchert, liegt vor den Reisenden die grüne Ebene von Israel. Sie ist

umgeben von bewaldeten Hügelzügen. Sie ist besät von weißen Ortschaften und durchschlängelt von schimmernden Flüssen. Jenseits steigt ein Bergzug hinter dem andern auf, wovon das hinterste, höchste Gebirge weiße Schneehäupter emporhebt in den blauen Himmel.

Joseph läßt den Reitriemen des Lastthieres fallen und den Wanderstab, breitet die Arme aus und ruft: „Meine Seele, lobe den Herrn!“ Denn vor ihnen liegt Galiläa, die Heimat.

Als sie dann in der Bergmulde das Städtchen Nazareth sehen — ach, wie ist der Ort so klein, und wie still liegt er da zwischen den grünen Höhen! — da muß Maria aufweinen vor Freude.



Die Bewohner von Nazareth sind nicht wenig erstaunt, den verschollenen Zimmermann Joseph mit seinem Weibe und einem bildschönen Jünglinge die Gasse heraufkommen zu sehen. Aber es ist ihnen ein Wohlgefallen, daß diese Leute Gepäck bei sich haben. Nur Vetter Nathaniel zieht ein sehr schiefes Gesicht, in welchem sich das Pochen des Willkommens mit dem Ärger über die Ankunft gar bedenklich vermischt. Vetter Nathaniel hatte sich nämlich breit und behaglich in das Haus hingelegt gehabt und sich als den Erben betrachtet. Nun heißt es zusammenpacken und wieder ausziehen.

Joseph ist gar vergnüglich, als er seine Werkstatt wieder sieht mit dem Schraubstod, mit Stemmeisen, Richtbrett, Rollstab, Hobel und Holzsäge. Auch das rote Farbenkübelchen ist noch da und die Schnur, mit der die langen Zimmerbäume liniert werden, ehe man mit der Art drangeht. Vetter Nathaniel behauptet von manchem Werkzeug, es gehöre ihm, bis Joseph auf das

J weißt, mit dem alle seine Sachen der Ordnung halber gemerkt sind. Als der alte Meister sein Schurzfell umbindet und das erstemal wieder den Hobel aus Brett setzt, daß pfeifend die geringelten Späne hinaussliegen, da zucken ihm die Adern vor Lust, und jugendlich frisch blüht sein Auge. Und so beginnt der Zimmermann wieder wohlgemut zu arbeiten, nicht bloß in der eigenen Werkstatt, wohl auch in der Nachbarschaft herum, wo es zu bauen oder auszubessern gibt, oder wo sie Tische, Kästen und Bänke brauchen. Der kleine Wohlstand, den er aus Aegypten mitgebracht, soll hier nach und nach vermehrt werden, damit — wenn die Tage kommen — der Sohn gut anzufangen hat. Maria trägt dazu bei, dieweilen sie klug und sparsam wirtschaftet und für die Nazarenerinnen Hemden und Mäntel näht. Jesus hat eine Kammer bekommen, in die er am Feierabend sich zurückziehen kann. Man muß es ihm hier heimlich machen, meint Joseph, damit die lockende Welt ihn nicht gewinnt. Die Fenster der Kammer lassen hell das Nebengelände sehen und einen Berg mit Olbäumen und darüberhin Himmel mit zeitweiligen Wolkenzügen vom Libanon her und mit dem aufgehenden Gestirn im Osten. Der erste Blick von Sonne, Mond und Sternen, wenn sie aufgehen, ist hinein in diese friedsame Stube. Auf dem Wandgestell sind die Bücher des Moses, der Malakbäer, der Könige, der Propheten und Sänger, die Jesus allmählich in Nazareth, in Kana, in Nain und unten in den Ortschaften am See gesammelt hat. Die Galiläer sind gegen allerlei Schriften, von ihren Vätern mit Mühe und Frömmigkeit abgeschrieben, gleichgültig geworden; sie haben zu lange vergeblich gewartet auf die Erfüllung dieser Weissagungen, und beginnen zu zweifeln, daß der Juden Messias noch kommen werde. Sie schenken die Pergamente recht gerne dem artigen Jesus des Joseph. Wenn sie doch einmal etwas daraus wissen wollen, so dürfen sie ihn nur fragen, er unterweist sie klar und

bündig und oft so eindringlich, daß man's nicht mehr vergessen kann. Das ist bequemer, als selbst ungeschickt nachzuschlagen und mit Anstrengung die schlechten Zeichen zu entziffern, um sie dann erst nicht zu verstehen.

In mancher Nacht bei Vollmondschein liest Jesus in den Schriften. Er hat dieselben Bücher gelesen, wie wir, wenn wir heute das Alte Testament aufschlagen. Also daß es ist, als sähen wir mit Jesus auf der gleichen Schulbank. Er liest von Adam und seiner Sünde, von Cain und seinem Morde, von Abraham und seiner Verheißung, von Noah und der Sühneflut. Er liest von Jakob und seinen Söhnen, von Joseph, den seine Brüder verkauft nach Aegypten, und von seinen Schicksalen in diesem Lande. Und er liest von Moses dem großen Gesetzgeber, von David dem Hirten, Sänger und König, von Salomons Weisheit und seinem Tempelbau, und von den Propheten, die des Volkes Missetaten gerichtet und das künftige Reich vorhergesagt haben. Also glühenden Herzens liest Jesus die Geschichte seines Volkes. Er sieht, wie diese Geschichte tiefer und tiefer sinkt. Hat er erst gejubelt vor Begeisterung, so schreit er hier über die Entartung zornig auf. Dann macht ihn der Kummer schlaflos und er schaut sinnend, fragend in den gestirnten Himmel hinaus: „Was kann sie aus diesem Elende befreien?“

Die Sterne schweigen. Doch aus Fernen, aus der Stille der Ewigkeit her ruft es: So sehr liebe ich sie, daß ich meinen eingebornen Sohn hinsende, um sie selig zu machen. —

Am Tage ist es Josephs Sache, daß der Jüngling nicht sehr ins Träumen komme. Jesus muß das Handwerk lernen. Er tut es willig, aber ohne Freude, sein Kopf ist recht oft nicht bei den Händen, und während er zwei Balken zu einer Türschwelle falzen soll, klingt in seinem Haupt des Propheten dunkler Vers: Er ist gezählt unter die Abeltäter. —

„Was tust du da? Ist das eine Türschwelle?“ So weckt ihn Joseph, und Jesus erschrickt darüber, wie er die Hölzer kreuzweise genagelt hat.

„So sage mir doch,“ verweist Joseph den Knaben, „woran denkst du? Hast du Klugheit im Kopf, so verwende sie auf deine redliche Arbeit. Das einfachste Handwerk erfordert einen ganzen Block und nicht die Späne davon. Und gar die Zimmererei, die den Leuten Häuser baut, Brücken, Schiffe, und dem Jehova Tempel. Dazu ist nicht jeder erlesen, denke, was ein schlechter Zimmermann für Anheil stiften kann. An göttliche Dinge denkst du? Gut, die Arbeit ist auch ein göttliches Ding; in der Hände Arbeit setzt der Mensch die Schöpfung Gottes fort. Sagen die Leute, daß du verständig seiest — so lasse doch auch deinen Lehrmeister was spüren davon. Du machst mir die Werkzeuge stumpf und die Arbeit nicht scharf, das muß anders werden, Kind!“

Schweigend läßt Jesus diese Strafpredigt über sich ergehen und arbeitet in die Nacht hinein, um den Schaden gut zu machen.

Joseph hat nachher seinen Kummer dem Eheeweibe geklagt. Nicht das ist's, daß der Junge ein schlechter Zimmermann werden könnte. Wenn er nur will, gelingt ihm alles. Aber das ist Josephs Kummer, daß er dem Liebling manchmal so strenge Worte sagen muß. Jedem Lehrling müssen sie gesagt werden.

Maria spricht: „Es wird wohl recht sein, Joseph, wie du ihn leitest. Ich habe freilich Sorge. Wenn ich dieses Kind manchmal so beobachte — es will mir nicht gefallen. So ganz anders, als andere seines Alters.“

„Ich denke auch, daß er anders ist,“ sagt Joseph. „Wir sollen freilich nicht vergessen, daß es mit diesem Kinde schon von allem Anfang her eine besondere Art genommen hat. Jehova weiß es, ich kann mir's nicht falzen. — Jetzt liest er zuviel in den Schriften, und das taugt nicht bei jungen Leuten.“

„Und fürchte ich fast, er lieft die Gesetze, um sie zu verheben,“ sagt Maria.

„Er wird zu sich kommen. In solchen Jahren treibt der Mensch gern alles aufs Äußerste.“ So tröstet Joseph. „Ja doch ein ganz einziger Junge. Sieh einmal, wenn er mit Kindern spielt. Das größte unter ihnen! Nein, im Grunde möchte ich ihn nicht anders haben, als er ist.“

In Sorge und Glück haben sie also gesprochen, während in der Werkstatt draußen Jesus die Hölzer zurecht fägt. Und als er dann zur Ruhe gegangen, schleicht Joseph in die Kammer und legt ihm sanft die Hand aufs Haupt.

Also geht Jahr um Jahr dahin. Jesus reist heran in Arbeit und Sinnen und auch in Jugendfreude. Der Sabbat ist ganz sein eigen. Da geht er gerne hinaus zur Höhe, wo zwischen Steinen und Ölbäumen die Schafe weiden, wo der Wind frei ist hinein ins mächtige Libanongebirge und hinaus in die weite Landschaft, die theils grün bewachsen, theils lachsig ist bis hinab zum See. Da oben steht er und sinnt. Mit Menschen, denen er begegnet oder die sich um ihn zu schaffen machen, ist er freundlich, läßt sich aber selten näher mit ihnen ein. Manchmal eine muntere Körperübung mit Jünglingen aus Nana, und sei es auch im Ringen drum, wer den andern zu Boden bringe. Da fliegt sein braunes weiches Haar im Winde, da glühen seine Wangen, um nach vollendetem Spiele mit dem Gegner Arm in Arm hin zum Thal zu gehen. Lieber jedoch ist er allein mit sich und der schweigenden Natur. In diesem Frieden kommen die lieblichen Vorstellungen wie Lämmer gehüpft, aber auch die Löwen der titanenhaften Gedanken. Er träumt. Er denkt nicht, vielmehr es denkt in ihm, und dann spricht er manches Wort, vor dem er oft selber erschrickt. Ahnungen weben in ihm, doch ehe er ihrer recht bewußt wird, sind sie von seiner Zunge deutlich ausgesprochen, also daß es

ist, als ob ein anderer aus ihm redete. So tritt wie aus geheimnißvollen Tiefen er selbst aus sich ans Licht.

Oft wird er herausgefordert zum Streite, doch nie verteidigt er sich anders als durch Worte, aber diese sind so wichtig und seine Blicke so brennend, daß die Leute ihn bald in Ruhe lassen. Hat er geschlagen, so weiß er auch wieder zu heilen. Eines Tages, als er den Hohlweg hinabgeht gegen die Steinheide, läuft hinter ihm ein unwilliger Knabe drein und stößt ihn nieder. Jesus erhebt sich rasch und zornig ruft er dem Knaben zu: „Stich!“ — Als dieser das lobende Auge sieht, wird er totenblaß und beginnt zu zittern, daß er dem Umsinken nahe sich an die Steinwand lehnen muß. Jesus tritt zu ihm, legt die Hand auf seine Schulter und sagt freundlich: „Lebe!“

Solch ein Auge wie das seine hat man im Lande nicht gesehen. Im Zorn wie der Muth, in Güte wie Tauglang auf der Munte.



Als Jesus so allmählich zum Manne herangewachsen ist, arbeitet er in seinem Gewerbe schon als Meister. Denn Joseph ist alt und gebrechlich, kann nur noch an der Schneidebank sitzen, den Zimmerern zusehen, und manches Wort hinsprechen, wie es am besten zu machen wäre. Ein junger Lehrling ist da, ein naher Verwandter, namens Johannes, den unterweist Jesus im Handwerk und in anderem, was zu bauen ist. Wenn sie zu Nazareth eine Hütte zimmern, oder einem Hause das Dach legen, so ist er genau und streng gegen den Jungen. Wenn sie aber am Sabbat selbender durch die Gegend streichen zwischen den Heben hin, über die Matten mit den Steinen und den Herden, manchmal in die dunklen



Rebernwälder hinein, an dem Vorgebirge des Libanon, da sprechen sie nicht ein Wort vom Handwerk. Da beobachten sie die Tiere, die Pflanzen, die Wasser, die Himmel und ihre ewigen Lichter und freuen sich. Bisweilen stehen sie bei armen Gärtnern und Hirten und erweisen ihnen kleine Dienste. Von solchen Leuten lernt Johannes die Schalmel blasen und Jesus singt mit heller Stimme fröhliche Psalmen.

Für Joseph aber naht der Tag zum Sterben.

Halb erblindet liegt er auf seinem Lager und spricht zu Maria, wie sie es halten solle, wenn er nicht mehr ist. Dann tastet er mit seiner kühlen Hand nach Jesus. Dieser trocknet mit seinem Mantelsaum dem Sterbenden die Stirn.

„Ich hatte gehofft,“ spricht Joseph leise, „aber es soll nicht sein. Noch in Dunkelheit muß ich hingehen.“

Jesus streichelt ihm zärtlich das Haupt.

„Es ist hart, mein Kind. Bleib du bei mir. Ich habe gehofft, den Messias zu sehen und sein Licht. Aber ich muß noch hinab zu den Vätern in die Nacht.“

„Er wird bald kommen.“

Der Greis faßt ihn krampfhaft an der Hand: „Es ist ganz dunkel. Ich fürchte mich. Bleib du bei mir, mein Jesus!“

Und dann ist er entschlafen.

Draußen vor den Mauern haben sie ihn begraben. Auf den Hügel steckt Jesus jenen Wanderstab, den Joseph auf der Flucht ins Aegypterland geschnitten und stets bei sich getragen hat. Und als dieser Stab im Erdreich steckt, fängt er an, zarte Zweige zu treiben. Und als am nächsten Tage Maria kommt, um den Psalm zu beten, ist das Grab umspunnen von weißen Lilien, die, aus dem Stabe hervorgewachsen, in vielen Ranken sich ausgebreitet haben über den Hügel. —

Nach dem Tode des alten Meisters ist manches Un-

gemach gekommen über die Familie. Die Leute fangen an, sich mit ihren Arbeitsaufträgen abzuwenden, denn mit dem jungen Meister finden sie kein richtiges Zusammengehen. Ein Mensch, der in so vielem dem Hergebrachten und sogar der Schrift entgegen ist, wird, sagen sie, wohl auch keine rechte Arbeit leisten. Selten sieht man ihn im Tempel unter den öffentlichen Vetern, nie sieht man ihn Almosen geben. Des Morgens geht er hinab zum Brunnen und wäscht sich, im weiteren läßt er alle vorgeschriebenen Waschungen sein. Als der Rabbite von Nazareth ihn darob einmal zur Rede stellt, ist seine Antwort: „Wer soll sich waschen, der Reine oder der Unreine? Moses hat dieses Volk gekannt, als er ihm das Wasser zum Geseß gemacht. Kommt das Unreine von außen oder von innen? Nicht der Staub der Straßen verunreinigt den Menschen, wohl aber die böse Gesinnung seines Herzens. Ist es ein Greuel, mit staubigen Händen reibliches Brot zu essen? Ist es nicht ein größerer Greuel, mit gewaschenen Händen dem Bruder das Brot zu entreißen?“

Der Rabbite findet, daß es töricht sei, mit Geseßfreblern weiter ein Wort zu verlieren, er wendet sich ab. Doch schon am nächsten Tage läßt er dem Zimmermann sagen, er möchte sich am Sabbat doch einmal hinter den Opferstod setzen, um zu sehen, daß rechtgläubiger Juden wohlgewaschene Hände dem Bruder das Brot nicht entreißen, vielmehr reichen. Als Johann Jesus im Tempel sitzt, merkt er, wie die wohlhabenden Nazarener am Beden die Hände nehen, hernach mit frommer Würde große Geldstücke in den Opferstod werfen und sich dabei umschauen, ob das gute Beispiel wohl auch allenthalben gesehen werde. Als es dunkel wird, kommt auch ein armes Weiblein herbei und legt mit hagerer Hand einen Heller in den Opferstod.

„Nun, was denkst du?“ fragt der Rabbite den Zimmermann.

Jesus antwortet: „Mich dünkt, die hoffärtigen Reichen haben sich gewaschen und geben doch mit unreinen Händen. Sie geben einen kleinen Teil dessen, das sie anderen weggenommen haben, und geben von ihrem Überfluß. Die größte Gabe vor Gott hat das arme Weib gespendet. Das hat alles gegeben, was es besessen.“

Solchermaßen geschieht es, daß Jesus sich immer mehr entfremdet in Nazareth. Nur Arme und Kinder scharen sich noch um ihn; erstere macht er wohlgemut, mit letzteren scherzt er lindlich. Im übrigen ziehen die Leute sich von diesem Menschen zurück, ihn für einen Sonderling haltend, aber nicht für einen harmlosen. Die Mutter Maria sucht ihn manchmal damit zu rechtfertigen, daß er im Auslande aufgewachsen sei, unter fremden Sitten und fremden Gedanken. Im Grunde wäre er die Seele von einem Menschen, so gütig und hilfsbereit und voller Selbststrenge. — Natürlich, eine Mutter! Wann hat je eine Mutter nicht das beste Kind gehabt, man mißachtet ihre Worte, bedauert sie, daß ihr Sohn so aus der Art schlage und Argerniß gebe. Über seine Arbeit wäre schließlich ja keine Klage, wenn er nur hübsch dabei bliebe. Was das für ein Zimmermann sein könnte, bei solchen Fähigkeiten! Nur solle er sich nicht in Dinge mischen, die er nicht verstehen könne, und solle die guten Leute nicht beunruhigen im Glauben ihrer Väter.

Eines Tages gibt es Hochzeit in der Nachbarstadt Rana. Maria und die Verwandten sind dazu geladen, denn der Bräutigam ist ein entfernter Vetter. Als dieser auch Jesus anspricht, geschieht es so, als ob es gerade keine große Trauer bedeute, wenn der Geladene nicht erschiene. Er würde ja vielleicht doch nicht Gefallen finden an den alten Hochzeitsitten und an den Vorschriften, an die man sich zu halten gedenke. Jesus merkt den Stachel, aber der tut ihm nicht weh. Auch er geht also hinauf zur Hochzeit, um fröhlich zu sein mit den

Fröhlichen. Als es jedoch gerade mitten in der Fröhlichkeit ist, zieht Maria ihren Sohn beiseite und spricht: „Es wird gut sein, wenn wir nach Hause gehen, mich dünkt, wir sind nicht wohl gesehen hier. Man ist wohl auch froh darüber, wenn der Gäste weniger werden, denn ich höre, sie haben keinen Wein mehr.“

„Was geht das uns an, wenn sie keinen Wein mehr haben,“ antwortet er fast unwirsch, „wir begehren doch keinen.“

„Aber die übrigen Gäste begehren einen. Der Tafelmeister ist in höchster Verlegenheit. Ob da nicht jemand Rat wüßte.“

„Haben sie Durst, so sollen Wasserkrüge herbeizutragen werden,“ sagt er: „Gott segne es ihnen zum Wein!“

Freilich weiß der Tafelmeister bei dem Durste der Gäste sich nicht anders zu helfen, als in großen Steinkrügen vom Brunnen Wasser herbeizutragen. Wie sehr ist er verwundert, als es den Gästen köstlich mundet und sie den Wein loben, der soeben aufgetragen worden. „Sonst,“ sagen sie, „pflegen die Wirthe zuerst den besten Wein zu schenken, und erst wenn die Zecher berauscht sind und nicht merken, bringen sie den schlechteren. Unser braver Tafelmeister denkt anders und bringt zu den besten Vissen auch den besten Wein.“

Die Verwandten Jesus und er selbst haben aber gesehen, wie die Krüge am Brunnen gefüllt worden, und als sie davon kosten, meinen etliche, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen. Jesus trinkt selbst davon und sieht, es ist Wein. Er geht hinaus in die Sternennacht und ist sehr bewegt. — „O Vater,“ so spricht er in seinem Herzen, „was hast du mit dem Menschensohne vor?“ — Und vielleicht, daß er weiter sinnt: Wenn es nach deinem Willen ist, daß aus Wasser Wein wird, so kann es wohl auch sein, daß man frischen Wein in die alten Schläuche gießt, den Geist und die Kraft Gottes in den toten Buchstaben!

Auch der junge Johannes geht in die Nacht hinaus, um den Meister zu suchen. „Herr,“ sagt der Jünger, als er vor ihm steht, „was ist das? Sie sagen, du habest aus Wasser Wein gemacht. Schon oft habe ich mir gedacht, du bist anders, als wir alle. Du mußt vom Himmel sein.“

„Nicht auch du, Johannes, der dahin trachtest? Kann denn jemand nach oben, der nicht von oben kommt?“

Johannes bleibt eine Weile neben ihm stehen. Es ist nicht immer leicht zu fassen, was er sagt.

Als sie zur nächtlichen Stunde von der Hochzeit nach Hause gehen, klagt die Mutter dem Sohne die Klümmernisse. „Du bist ja doch so gut, mein Kind, und tußt den Leuten Gutes, wo du kannst. Warum bist du manchmal nur so herb in deinen Worten?“

„Weil sie mich nicht verstehen,“ antwortet er, „weil ihr alle mich nicht versteht. Wenn einer in der Werkstatt das Holz bearbeitet, meint ihr, dann sei schon alles erfüllt.“

„Das Holz? Freilich hat ein Zimmermann Holz zu bearbeiten. Willst du etwa Steinmetz werden? Denke, Steine sind härter als Holz!“

„Aber Feuer geben sie, wenn man darauf schlägt. Das Holz gibt keine Funken, und die Nazarener geben auch keine Funken, selbst wenn der Blitz in sie schläge. Sie sind wie Moder und feuchtes Stroh. Sie sind nicht fähig der Begeisterung: lahmes Argerniß nehmen, das ist alles, was sie können. Aber aus Argernissen baut man kein Himmelreich. Ich verachte das Scheit, das immer raucht und nie brennt.“

„Ich fürchte, mein Sohn, du wirfst dich noch so arg mit ihnen verfeinden, daß —“

„Daß meines Bleibens nicht sein kann in Nazareth. Willst du nicht so sagen, Mutter?“

„Mir bangt ja nur um dich, mein Sohn!“

„Selig die Mutter, der nichts Schlimmeres wird.“  
Er ist stehen geblieben und nimmt sie an der Hand.  
„Mutter, ich bin kein Kind und kein Junge mehr. Um  
mich Sorge dich nicht. Laß mich sein, wie ich bin, und  
laß mich gehen, wohin ich will. Andere Aufgaben sind  
zu erfüllen, als dem Jonas eine Hütte und der Sarah  
einen Schafstall zu bauen. Die alte Welt bricht morsch  
zusammen und der alte Himmel stürzt ein. Laß mich  
gehen, Mutter, laß mich der Zimmermann werden, der  
ihnen das Himmelreich baut.“

In Kreuz und Krumm streichen die Sternschnuppen  
dahin am nächtlichen Himmel. Maria läßt den Sohn  
vorangehen gegen das Städtlein hinab, sie wankt lang-  
sam hinterdrein und schluchzt. Sie ist allein und hat  
keine Macht über ihn. Tag für Tag wird er unbe-  
greiflicher.



In Galiläa unter dem Volk herrscht eine seltsame Er-  
regung, die sich über Samaria und Judäa hin bis  
Jerusalem verbreitet. Ein neuer Prophet ist erstanden.  
Deren hat es manche gegeben in jenen Zeiten, aber dieser  
ist nicht von ihrem Schlage. Wie immer in solchen  
Zeiten: zuerst einzelne horchen fieberhaft auf, erregen  
durch ihre Unruhe andere, erregen Hütten und ganze  
Ortschaften, die bisher stumpf gewesen. Also horchen  
alle hin auf den neuen Propheten. Die Alten haben  
zur Zeit der Fremdherrschaft ja immer gesprochen von  
dem Könige und Retter, der das auserwählte Volk groß  
und mächtig machen wird. Von Geschlecht zu Geschlecht  
haben Ausleger der Schrift die Horchenden, Verlangenden  
vertröstet. So war nun unter unerträglicher Fremd-  
herrschaft in den Gemütern eine Ungebulb aufgestanden,

ein nationales Begehren und ein religiöses Erwarten, wie es bisher in so hohem Grade nie gewesen.

Und siehe! Es gehen durch das Land seltsame Gerüchte. Wie Frühlingsdöhu auf dem Libanon, so schmelzen sie Eis, wecken Keime und durchwühlen Herzen. Draußen in der Wüste ist ein Mensch, der predigt ein neues Wort. Lange predigt er den Steinen, weil diese, wie er sagt, nicht so hart wären wie der Menschen Sinn. Die Steine würden bald selbst reden. Die Berge würden stürzen und die Schluchten sich füllen, so daß ein ebener Weg sei für den Retter, der einzieht.

Solcher Kunde sind die Menschen begierig. Anfangs sagen einige: „Ich will hinaus und ihn hören, auf daß ich mich ergöße.“ Solche lehren gewendet zurück und rufen andere, daß sie auch hingingen, den absonderlichen Menschen zu sehen. Ein grobes Gewebe aus Kamelhaar habe er am Leibe hängen statt eines Mantels, mit einem Gurte zusammengebunden um die Lenden. Sein Haar sei schwarz, lang und wirr, sein Gesicht sei von Sonnensenge gebräunt und sein Auge lodere manchmal wie ein Brand. Aber er sei kein Araber und kein Amalekiter, er sei aus dem erwählten Volke. Am See will man diesen Menschen sogar näher kennen. Eines Leviten Zacharias Sohn, stamme er aus Galiläa, diesem wunderlichen Lande. Die Galiläer haben ihn denn als einen der Ihren anfangs lebhaft verspottet und im Nebenblick auf Jesus gesagt, was dieses Galiläa doch für ein gesegnetes Land sei, daß in ihm die neuen Tugendlehrer aufstünden wie Pilze in der Regenzeit! Der Prophet tritt ihnen lebhaft entgegen, ob sie nicht wüßten, was das besage von einem Volk, wenn aus ihm immer nur Buhprediger hervorgingen?

Des Wüstenpredigers Name ist — ich schreibe ihn — Joanes. Immer mehr Leute strömen zu ihm hinaus und jeder erzählt Wunderdinge. Nach Heuschrecken halte er Jagd und verspeise sie, den wilden Bienen nehme er

Honig weg und verzehre ihn. Der Menschen gewöhnliche Nahrung und Sitten scheine er zu verachten. Seit dem bethlehemitischen Kindermorde lebe er in der Wüste, eine Höhle bewohnend, die hoch am Felsenberge ist. Fast sei es, als liebe er mehr die wilden Thiere, denn die Menschen, deren Tugendmantel er hasse, weil dieser gewoben sei aus übelriechender Heuchelei und Bosheit.

Sie nennen ihn den Rufer. „Er ist so,“ erzählen sie wörtlich, „daß es uns wundert, daß die Rabbinen und Oberpriester schweigen in Kapernaum, Tiberias und Jerusalem. Dem Tode könnten sie ihn überantworten, so redet er. Aber der Rufer fürchtet sich nicht. Eine neue Lehre ruft er aus, und wer sich ihr beigefellt, des Haupt begiehet er zum Zeichen des reinen Bundes mit Wasser.“

„Und was ist seine Lehre?“ fragen andere.

„Gehet nur selbst hin!“

Und so strömen viele und immer noch mehr aus Judäa und Galiläa gegen die Wüste hin. An den Jordan hat sich der Rufer gezogen, eine Strecke oberhalb, wo der Fluß in das Tote Meer eingeht. Die sonst so öde Gegend belebt sich mit allerlei Volk, auch Rabbinen und Schriftgelehrte darunter, die sich bußfertig stellen, jedoch den Propheten überlisten wollen. Der Rufer steht auf einem Stein; in der Faust hält er den Zipf des Kameltuches an die behaarte Brust gepreßt, die andere streckt er himmelwärts und also redet er: „Rabbinen? Wie, auch ihr seid hier? Grauet euch endlich vor dem Zorn des Himmels, den ihr kommen seht, daß ihr Zuflucht suchet bei dem, der Buße ruft? Ihr buchstabenfrommen Heuchler, die ihr den steinigt, der euch mit des Wortes Hauch ein Haar krümmt, und den preiset, der Menschenopfer bringt. Sehet zu, daß eure Buße nicht zum Gerichte wird. Ist sie wahr, so empfanget auf euer Haupt das Wasser, zum Zeichen, daß ihr rein sein wollet in der Gesinnung.“



Solche Worte spricht er. Die Schriftweisen lächeln höhnisch, andere murren ob der Herbitheit seiner Rede, lauen aber hin. Er nimmt eine steinerne Schale, taucht sie in das Wasser des Jordan und begießt die Häupter, daß die Wächlein niederrieseln über den Nacken und über die Stirn.

Ein Mann erhebt das Haupt und fragt den Auser: „Gibst du uns Gebote?“

Der Prophet antwortet: „Du hast zwei Röcke und nur einen Leib. Dort an der Eiche steht einer, der hat auch einen Leib, aber keinen Rock. Ich sage kein Gebot. Aber du weißt es.“

Der Mann geht hin und gibt seinen zweiten Rock dem, der keinen hat.

Ein hagerer Alter, ein Zolleinnehmer aus Jerusalem, fragt, was er tun solle, da ja jeder, der an ihm vorbei die Straße wandle, einen Rock am Leibe trage.

„Du fordere nicht mehr des Zolles, als was Gesetz ist. Halte nicht die Hand auf nach Silberlingen und nicht die Augen zu, um verhehlte Sachen zu übersehen.“

„Und wir?“ fragt ein römischer Söldling. „Wir sind unseres Lebens nicht Eigener, wir werden also doch kein Gebot haben.“

„Ihr habt das Schwert. Das Schwert aber ist die Gewalt, der Haß, die Regier, die Habsucht. Hütel euch! Euere Sünde und euer Gericht ist das Schwert.“

Als bald treten auch Weiber vor und tragen eine sieghafte Miene zur Schau. „Weiser du!“ rufen sie. „Wir haben keine Rechte, so haben wir wohl auch keine Pflichten! Sprich!“

Und der Prophet spricht: „Die Rechte nehmet ihr euch selbst und die Pflichten werden euch gegeben. Des Weibes Gebot ist: Du sollst nicht ehebrechen!“

„Und was sagst du zu den Männern?“ fragen jene.

„Die Männer haben außer diesem noch viele Gebote. Ihr sollt ihnen nicht nachstellen mit den Formen

des Fleisches, denn sie haben wichtigere Dinge zu lösen auf Erden, als das Weib zufrieden zu machen. Ihr solltet sie nicht locken mit der Farbe eurer Wangen, nicht mit dem Reize eurer Haare, nicht mit der Fülle eurer Brüste. Ihr solltet der Männer Augen nicht auf euch ziehen durch buntes Gewand und gleißendes Geschmeide. Ihr solltet nicht schillern wie die Tauben, da ihr doch falsch wie die Schlangen seid."

Des sind die Weiber erbost und suchen ihm Fallstricke zu legen. Daher lächeln sie süß und fragen: „Dein weises Wort, o Prophet, geht wohl nur die Frauen des Volkes an. Die Frauen der Könige sind aufgenommen?"

Da spricht der Rufer: „Die Frauen der Könige sind nicht aus anderem Stoffe als das Bettelweib, das ausfällig an der Straße liegt. Die Frauen der Könige sind gesehen von aller Welt, sie müssen das Gesetz doppelt und dreifach strenge befolgen. Wenn aber Herodes seine rechtmäßige Frau, des arabischen Königs Tochter, verstößt und mit seines Bruders Weib offene Blutschande treibt, dann schlage sie der höllische Engel!"

„Ihr habt alles gehört," sagen die Weiber und wenden sich der Versammlung zu. Dann ziehen sie den Saum des Kleides empor, weit über die Knöchel, steigen in den Fluß, dort wo er seicht ist, entblößen ihre braunen Nacken, um sich von dem wilden Rufer begießen zu lassen. Viel mannbar Volk drängt sich herbei, der Prophet aber reißt von der Feder einen Zweig ab und treibt die heuchlerischen Bühnerinnen zurück. Einige freuen sich des, daß die Sünde über diesen heiligen Mann keine Gewalt habe.

Hernach ist ein Greis zu ihm getreten, um zu fragen, wer er denn eigentlich sei. „Bist du der Messias, den wir erwarten?"

„Der Messias bin ich nicht," antwortet der Rufer. „Aber er kommt nach mir. Ich lege nur seinen Weg, wie der Morgenwind, bevor die Sonne aufgeht. Um

so viel, als der Himmel höher ist als die Erde, wird er größer sein, als ich bin. Mein Gebet ist, daß ich würdig werde, auch nur seinen Schuhriemen zu lösen. Ich besprenge euer Haupt mit Wasser, er wird es mit Feuer besprengen. Er wird euch sondern nach dem, ob ihr guten oder bösen Willens seid. Mit der Wurf- schaufel wird er den Weizen legen in die Scheuer und den Spreu verbrennen. Bereitet euch, das Reich Gottes ist näher, als ihr glaubt."

Die Menge wird unruhig. Über den Bergen von Galiläa steigen Wollen auf, deren Ränder wie Silber schimmern. Die Luft liegt wie eine Last über dem Tale des Jordan und in den Zedern regt sich kein Ast. Die Fremden aus Samaria und Judäa kennen ihn nicht, den Menschen, der zwischen Steinen herabgestiegen ist und jetzt hinschreitet gegen den Rufer. Er trägt einen Rock aus blauer Wolle, der niedergeht bis über die Knie, so daß man die Füße mit den Sandalen sieht. Für einen Handwerksmann hätte man ihn halten können, wäre sein Haupt mit der hohen, blassen Stirn und den schweren Lockenwellen nicht so königlich gewesen. An der Oberlippe sproßt zarter Bart und sein großes dunkel- blaues Auge hat ein so wunderbares Leuchten, daß mancher fast davor erschrickt. Und sie fragen sich unter- einander: „Wer ist der, mit dem Feueraug'?"

So ist dieser Mensch hingeschritten zum Propheten. Die eine Hand gleitet hinab, die andere hält er auf der Brust. Leise sagt er: „Joanes, auch über mein Haupt gieße Wasser!"

Der Prophet blidt dem jugendlichen Manne ins Gesicht und erschrickt. Zwei Schritte tritt er zurück — sie wissen nicht warum. Weiß es er selbst?

„Du?" spricht er fast tonlos. „Du willst von mir das Zeichen der Buße empfangen?"

„Ich will Buße tun — für sie alle. Beginne mit

Wasser, was mit Blut vollendet wird.“ So glauben sie gehört zu haben. Eine nie gesehene Vergeistigung ist in dem Menschen, der so spricht. „Es ist ein Traumwandler! Es ist ein Verzückter!“ so flüstern die Leute zueinander.

„Nein, so ist er nicht, so ist er nicht!“ eifern andere.

„Hat er nicht von Blut gesprochen?“

„Ein so junges Blut und Ruhe tun!“

„Dabei stolz wie ein Römer.“

„Mit dem Glutauge des Arabers!“

„In Anbetracht seines Haares möchte man ihn eher für einen Germanen halten.“

„Das ist kein Römer und kein Araber und kein Germane,“ ruft jemand lachend aus, „daß ist der Zimmermann von Nazareth.“

„Der selbe, der aus Wasser Wein macht?“

„Dann glaube ich's, daß er sich so gerne mit Wasser begießen läßt.“

„Es heißt, daß dieses Menschen wegen der Herodianische Kindermord geschehen sei.“

Wie die Menge das hört, wird sie still und betrachtet den Ankömmling mit einer Art von Ehrfurcht. Für den Messias-König hat ihn der alte Herodes gehalten . . . .!

Ein Hauch von Andacht streicht durch das Volk. Denn Jesus steigt in den Fluß. Der Prophet taucht seine Schale in das Wasser und gießt sie aus über sein leicht geneigtes Haupt. Die Ränder der Wolken, die am Himmel stehen, leuchten im Purpur des Abends. Die Augen des Volkes richten sich jetzt nach einem weißen Punkte, der in der Scheibe klaren Himmels steht, zuerst wie ein Blütenflöckchen, dann wie ein zuckendes Fächchen. Eine Taube ist's die niederwärts schwebt und im Kreise fliegt über dem Haupte dessen, der getauft wird.

„Mein vielgeliebter Sohn . . . .!“

Die Leute flüstern zueinander: „Wessen ist die Stimme, die da gesprochen: Mein vielgeliebter Sohn?“

„Meint sie nicht den, der eben mit Wasser begossen worden?“

Vielen geht ein Schauer durch den Leib. Das ist ja, als ob er von dem unsichtbaren Gott den Menschen vorgestellt worden wäre!

„Wir wollen ihn selbst fragen, wessen Sohn er ist,“ sagen sie und drängen vor gegen den Fluß. Da ist er fortgegangen und über dem Flusse liegt die Wüsten-Abenddämmerung.

In derselben Nacht sitzt zu Nazareth in ihrer Kammer Maria und näht. Oft schaut sie zum Fenster hinaus, denn sie will nicht schlafen gehen, bevor Jesus kommt. Als er vor zwei Tagen zur Thür hinausgeschritten, hat er sich noch einmal umgewendet zu ihr, sie angeblickt und gesagt: „Mutter, ich gehe zum Vater.“

Sie hat gedacht, er wolle zur Begräbnisstätte hinüber gehen, um an Josephs Grab zu beten, wie er es schon oft getan. Denn die Totenstätte ist sehr einsam. Als er nun nicht heimkommt, nicht am ersten und nicht am zweiten Tage, da wird ihr bange. Also hat sie die ganze Nacht gewartet.

Am nächsten Morgen ist es schon laut im Städtchen: „Den Zimmermann hat man beim Rufer gesehen. Er hat sich begießen lassen!“

„Ein Schwärmer gesellt sich zum andern.“

„Sage doch Klüger, zum falschen Propheten. Denn was ist es anders, wenn ein Mensch vorgibt, mit einer Handvoll Wasser Sünden abwaschen zu können?“

Darauf ein sydonischer Eseltreiber, der die Straße gekommen: „Das ist es ja! So weit kommt ihr Israeliten mit euren Waschungen.“

„Ach, was man doch jezt für Dinge hört. Alles weist auf den baldigen Untergang der Welt.“

„Du,“ zischelt dem einer ins Ohr, „ich gestehe dir offen, es wäre kein Schade drum.“

„Auch den Johannes hat's ergriffen, den jungen

Zimmermann. Wisset, daß er das Werkzeug aus der Hand gelegt hat? Nun sagt er Worte vor sich hin, die niemand versteht." Jemand hört: „Das Wort ist Fleisch geworden!"

Sie schütteln ihre Köpfe. Maria aber sitzt am Fenster und schaut hinaus.



Nur eine kurze Weile nach diesen Tagen, und an den Jordan kommen zwei Söldner, nicht um sich mit Wasser begießen zu lassen, sondern um den Wüstenprediger gefangen zu nehmen und nach Jerusalem zu führen zu dem Fürsten Herodes. Dieser empfängt ihn mit Höflichkeit und spricht: „Ich habe dich zu mir verschieden, weil sie sagen, daß du der Russer seiest."

„Sie nennen mich den Russer und den Tauscher."

„Auch ich will dich hören. Und zwar, daß du widerlegst, was deine Feinde gegen dich gesagt haben."

„Waren es bloß Feinde, so werden sie leicht zu widerlegen sein."

„Sie sagen, daß du mein königliches Haus beschimpft hättest. Du sollst gesagt haben, daß der Fürst mit seines Bruders Weib in Schande lebe. Hast du es gesagt?"

„Ich leugne es nicht."

„Du bist gekommen, um das zu widerrufen."

„Herr," sagt der Prophet, „ich bin gekommen, um es zu wiederholen. Du lebst mit deines Bruders Weib in Blutschande. Wisse, das gerechte Reich kommt. Es kommt mit seiner Gnade und es kommt mit seinem Gerichte. Entsage diesem Weibe!"

Herodes wird blaß vor Zorn, daß ein Mensch aus niedrigem Volke so zu ihm redet. Königliche Ohren vertragen das nicht, er läßt den Russer ins Gefängnis führen.

Aber in der nächsten Nacht hat der Fürst einen schweren Traum. Er sieht von den Zinnen der Königsstadt Stein um Stein in den Abgrund stürzen, er sieht Flammen brechen aus Palast und Tempel und der Sturm eines grenzenlosen Wehklagens heult durch die Luft. Als er erwacht, kommen ihm die Worte zu Sinne: Ihr, die ihr Propheten steinigt! — Da ist er entschlossen, den Rufer freizulassen.

Nun ist es zur Zeit, daß Herodes seinen Geburtstag begeht. Obschon morgenländische Weise einst gerathen, den Geburtstag mit Trauer zu begehen, so hat dazu gerade ein Fürst keine Ursache. Herodes gibt zu Ehren des Tages ein Fest, zu welchem er die Vornehmsten des Reiches ladet, um ihnen allerlei Lustbarkeiten zu geben, und sich von ihnen huldigen zu lassen. Er ergötzt sich auf das königlichste, denn es ist Frau Herodias, seines Bruders Gattin, anwesend und deren Töchterlein, welches so reizvoll aufblüht, als die Mutter ist. Der Reigen, den es vor seinen Augen tanzt, zeigt den geschmeidigsten Gliedertwuchs, der vom weichen Kleide, das lose mit goldenen Spangen an den Leib geheftet, neidlos preisgegeben ist. Also tritt im Festrausche der Fürst jugendlichen Mutes zum Mädchen, legt seinen Arm, von dem der Purpurmantel zurückfällt, so daß er nackt ist, um ihren warmen Nacken, hält ihr einen Becher Weines an die Lippen und will, daß sie trinke. Sie lächelt, trinkt aber nicht, sondern sagt: „Mein König und Herr! Wenn ich jezt tränke aus deinem Becher, so würdest du trinken an meinen Lippen. Diese unversehrten Rosen aber sind meinem Bräutigam zu eigen.“

„Wer ist der Mensch, der sich erkühnt, glücklicher zu sein als der König?“ fragt Herodes.

„Ich kenne ihn noch nicht,“ flüstert das Mädchen. „Es ist derselbe, der mir die seltenste Morgengabe reichen wird —“

„Und wenn das Herodes ist?“

Das Mädchen hebt sein mandelförmiges Auge zum Fürsten und schweigt. Vor dem lustfühen Glanze dieses Auges vergehen ihm fast die Sinne. „Entzücken, du!“ flüstert er, „verlange von mir, was du willst!“

Nun ist die Schöne aber vorbereitet von ihrer Mutter, die sich rächen will an Joanes, dessen Ruf den König-Geliebten von ihr reizen möchte. Das Töchterlein haucht also die Worte: „Ein Gericht an deiner Tafel, o König!“

„Ein Speisegericht? Sprich klarer!“

„In goldener Schüssel ein seltenes Gericht laß deine Morgengabe sein.“

„Ich weiß nicht, was du willst.“

— — — Das Haupt des Rusers.“

Der König begreift, wendet sich ab und sagt: „Grausamkeit, dein Name ist Weib.“

Da weint sie und winnert unter Schluchzen: „Ich habe es ja gewußt. Nichts als eine Blume des Feldes ist dir das Weib. Du brichst sie, das sie Heu werde. Und ist sie Heu, dann kommen die Esel. Diesen Menschen, der dich und meine Mutter tödlich hat beschimpft, du liebst ihn mehr als mich.“

„Nimmermehr! Was du verlangst, soll geschehen, wenn er des Todes schuldig ist.“

„Wann ist der, den der König liebt, des Todes schuldig!“ stöhnt das Mädchen und sinkt in Ohnmacht. Er fängt es auf, zieht es zu seiner Brust heran — und was ihre Worte nicht vermocht, das hat diese Verührung getan — sie kostet dem Ruser das Leben.

Die Mahlzeit hat schwere Pracht. Aus allen Provinzen das Beste ist da an Lederbissen und perlendem Wein. An marmornen Pfeilern stehen Harfenspieler und preisen in Gesängen den König. Herodes sitzt zwischen den beiden Frauengestalten und hat um die Stirn einen Kranz von roten Rosen. Er trinkt viel vom Weine und so hastig, daß der perlende Trank niedertriefte von seinem



langen, dünnen Barte. Bangt er vor dem letzten Gerichte? — Um Mitternacht erscheint es. Mit weißem Tuche ist es verhüllt, nur der Schüssel kunstreich geschmiedeter Rand steht hervor. Herodes schauert zusammen und winkt das Gericht dem jungen Weibe zu, das zu seiner Linken sitzt. Mit hastigem Griffe schlägt dieses das Tuch zurück, und siehe! In der Schüssel liegt eines Mannes Haupt mit schwarzem Haar und Bart im Blute, das aus dem Halse noch rinnt. Offenen Auges starrt es auf das Weib hin, welches wollüstigen Grauens voll sich an den Fürsten schmiegt. Da öffnet sich des Hauptes Mund und spricht die Worte: „Gottes Reich ist nah!“

Entsetzen und Aufruhr: „Wer hat das gewagt?“ rufen mehrere Stimmen. „Es ist des Musers Haupt, das im Tode noch ruft!“

Da erhebt sich ein Aufruhr im ganzen Palaste, denn dieser Greuel ist der unerhörteste von allem, was im goldenen Hause je geschehen. Lange verhaltene Wut plötzlich entfacht — so brandet es durch die Stadt, so rasen die Jerusalemiten. Die Frauen werden von Herodes Seite gerissen und auf die Gasse geschleudert zum Hohne des Pöbels. Der Fürst muß fliehen. — Weiter berichtet die Mär, daß er auf seiner Flucht in die Hände des Araberkönigs gefallen ist, der seine verstößene Tochter schrecklich gerächt hat.

Also haben aus dem Hause Herodes Nichtlose sich vergriffen an dem Jungen dessen, der nun erscheinen wird.



**J**esus war, nachdem die Taufe vollzogen, dahingewandelt am Ufer des Jordan, lange und lange — an eine Zeit hat er nicht gedacht. Dann ist er die

Steinberge hinangestiegen, und als in der Dämmerung sein Auge zu sich kommt und Umschau hält, siehe, da ist er in der Wüste. Die Offenbarung bei der Taufe hat ihn der Erde entrückt. Im geheimnisvollen Gesichte ist der neue Weg betreten, den er verlangt hat zu wandeln. Welch ein Ewigkeitsfrieden um ihn! — Doch er ist im kahlen Gestein nicht allein; nie im Leben so wenig einsam ist er gewesen, als hier in den nächtigen Schauern der Wüste. Ein großes Schweigen redet. Die Sterne am Himmel funkeln und funkeln und scheinen immer noch heftiger zu brennen, je länger sein Auge an ihnen haftet. Mächtig niederwärts scheinen sie zu sinken und Sonnen zu werden, und immer neue Regionen rücken nach aus dem Hintergrunde, und immer fliegen sie heran, die großen und die kleinen und die kleinsten, und immer quellen neue hervor aus der Unendlichkeit — ein unverfiehbarer Lichtquell vom Himmel!

Jesus steht aufrecht. Und wie er sein Antlitz emporwendet, da ist es, als sei dieses Auge der Brennpunkt alles Lichtes . . .

So hat er der Welt vergessen und ist in der Wüste geblieben. Von Tag zu Tag tiefer geht er hinein, vorüber an Abgründen und heulenden Tieren. Die Steine reizen seine Füße, er merkt es nicht; die Schlangen stechen in seine Ferse, er merkt es nicht. Welcher Quell ihm Nahrung, welcher Fessenspalt ihm Obdach gegeben — wesenlos ist es für den, der in Gott lebt. — Andere haben die Welt und ihre Mächte für harte Herren gehalten, ihm dünken sie nichts zu sein, denn mit und in ihm ist die ewige Kraft. Der alte, aus der Judenseele hervorgegangene, der menschlich leidenschaftige Jehova ist es nicht mehr; es ist der Allumfasser, der Himmel und Erde in seiner Hand trägt, der die Menschenkinder ruft: Kommet wieder! und der zu jedem Samenkörnlein sich niederbeugt, um es zu wecken. Gottes ist er sich bewußt geworden — wem kann da noch etwas widerfahren!

Eines Tages ist er zwischen den Steinwuchten hinabgestiegen zur Küste des Toten Meeres, das schwarz und still dahinielgt und nur am Strande in weißkräuselnden Schäumen aufschlägt. Weithin verliert die Wasserfläche sich in ein Dunkel, das schwer und schwül die Ferne zudeckt. Am Strande hier ragen zerklüftete Felskloben auf, ihre Hochzinnen glühen so rot wie Eisen in der Esse. Es ist der Abendsonnenschein. Wie Riesensadeln stehen diese Türme auf, und von ihnen kommt ein roßiger Schein herab auf den kahlen Steinschutt, an dem die Wasser leden. Vom Gewände nieder ist seit vielen tausend Jahren der feine gelbe Sand gerieselst, wie er nun am Strand in großen, steil absinkenden Felbern liegt. Es ist wie trockner, loserer Steinschnee, und Jesus, der darüber hinschreitet, hinterläßt die Spuren des Fußes. Der nächste Windstoß verweht sie, wirbelt den Steinschnee auf und segt die schwarzen Risse kahl. In diesen steilen Sandfeldern, wie sie, von Felsanten unterbrochen, ins Endlose sich hindehnen, kann man verrutschen und versinken. Siehe die Knochen, die hier und dort hervorstehen, verendeter Tiere Rest, aber auch Gebein und Schädel von Menschen, die etwa als Einsiedler verschmachtet oder dem Löwen zum Raub geworden sind. Solche Schädel mit fletschenden Zähnen mahnen den Wanderer zur Umkehr, wenn er sein Leben lieb hat. Hier ist Tod! — Jesus legt seine Hände über die Brust. Hier ist Leben! Je größer die Einsamkeit, je lebhafter die Nähe Gottes.

Dieher als am Strande ist Jesus auf den Felsenhöhen, wo man die weiten Himmel sieht und die Wollen, die wie heimatlose Völker ziehen und sacht vergehen.

In solcher Steinwüste begegnet ihm eines Tages ein arabischer Häuptling. Ein redenhafter Mann in dunklem Beduinenmantel, mit grauem Bartwust und einer stumpfen Nase im knöchernen Gesicht. Aus den bebuckelten Augenhöhlen lauern ein paar unstete Funken.

Sein Gürtel strotzt von Waffen, auf seinem Haupt liegt ein eiserner Reifen, der die wüste Mähne zusammenhält. Nicht ohne Wohlgefallen blickt dieser Mann auf den jungen Einsiedler und nennt ihn einen Wurm, der wohl bitten werde, daß man ihn gnädig zertrete. Außer er wolle dem Wüstenkönig zuschwören oder im heißen Gestein verborren.

Jesus beachtet die rohe Rede kaum. Er sieht in dem Fremdling nur einen Menschen, dem er am liebsten seiner Seele Seligkeit hätte ins Gesicht jandzen mögen. So voller Liebe, daß er sie allein nicht tragen kann. Und doch verschließt er sie wie ein treuer Schatzmeister. Er sagt: „Ich bin kein Wurm, den man zertritt, ich bin der Menschensohn, der euch das neue Reich bringt.“

„Ah, der Messias! Der Jesus aus Nazareth, nicht wahr? Habe schon von dir gehört. Wo hast du deine Soldaten?“

„Ich werde nicht mit dem Schwerte siegen, sondern mit dem Geiste.“

Der Wüstenmensch schüttelt spottend das Haupt. „Der will mit dem Geiste siegen! — Aber ich will es nicht verachten. Du bist ein Wortgewaltiger, das ist auch etwas. Höre, Menschensohn, du gefällst mir. Ich will auch das neue Reich, wir sollten zusammengehen.“

Darauf sagt Jesus: „Mit mir gehe, wer will. Ich gehe mit keinem.“

„Freund, kennst du mich nicht?“ fragt der Fremdling. „Ich bin Barab, der Wüstenkönig. Dreitausend Araber folgen meinem Wink. Siehe hinab in dieses Tal. Das ist der Schlüssel zum Messiasreiche!“

Was der Häuptling den Schlüssel zum Messiasreiche nennt, das ist eine Heerschar, die dort in der Ebene ausgebreitet liegt als ein dunkler, weit über die Wüste gebreiteter Fleck, in dem es sich regt und bewegt, wie in einem Ameisenhaufen. Der Häuptling weist darauf hinab und sagt: „Siehe, das ist mein Arm. Aber

ich werde nicht siegen mit diesem Arm und du wirst nicht siegen mit deinem Wort. Denn mir fehlt zum Arm das Wort und dir zum Wort der Arm. Mir fehlt der Prophet und dir das Heer. Der König mit dem Sprecher, und wir nehmen Jerusalem! Wisse, ich habe mich verrechnet. Viele Jahre lang ist mein Wähnen gewesen, alle Kraft läge im Körper. So habe ich ihnen die Leiber gefüttert, beständig gepflegt und gesättert, auf daß sie stark werden sollten. Aber anstatt stark und verwegen zu werden, sind sie feist und feige geworden. Und als ich mit diesem Heer nun aus der Wüste ziehen will, um das Judenland von den Römern zu befreien, da lachen sie mir ins Gesicht und antworten mit dem, was ich selbst sie einst gelehrt: Wir haben nur dieses Leben, nur dieses eine einzige Leben, und das wollen wir nicht mehr auf das Spiel setzen. Und wenn ich frage: Auch für die Freiheit nicht? so sagen sie: Auch für die Freiheit nicht, weil wir von der Freiheit nichts haben, wenn wir totgeschlagen sind. Träge Bestien sind es, denen die Vergeistigung abgeht. Mensch, und nun find' ich dich. Du bist ein Meister des Wortes und sagst, man siege mit dem Geist. Komm mit! Steige mit mir hinab und entflamme sie! Unser sind Regionen, unsere Waffen sind stark — nichts fehlt als der Feuergeist, und der bist du. Der Held mit dem Eiferer, anders ist noch kein Reich erobert worden. Steige mit mir hinab, sage, du seiest der Prophet, sporne sie an gegen Jerusalem und rufe: Gott will es! Brennen sie erst, dann fahren sie hin wie der Satan, erwürgen die Fremden, und du lehrest in Salomos Tempel den Messias. Behrest, daß er komme, oder bist es selbst, wie du willst. Dann hast du's erlangt, kannst dein Reich aufrichten und wie einem Gott liegt dir der Welt Herrlichkeit zu Füßen. — Komm, Prophet, gib mir das Wort, ich gebe dir das Schwert!"

„Verscheuche dich, höllischer Versucher!" ruft Jesus

aus, seinem Auge entfährt ein Strahl, den der andere nicht verträgt. —

Und dann ist Jesus wieder allein zwischen stillen Felsen, unter freiem Himmel.

Da jedoch unter diesem heiligen Wüstenhimmel, wo der Vater zu ihm herabgestiegen, sein Geist ganz frei geworden ist, und sein Herz immer lebendiger, glühend vor Liebe — so hat es sich vollzogen. Er verläßt die Wüste und geht hinaus in das fruchtbare Land zu den Menschen. Groß und licht steht es vor ihm, was seines Amtes ist auf Erden.



Im Osten von Nazareth, wo das Land sachte abfällt und zwischen Bergen und lieblichen Gefilden trautsame Ortschaften liegen, breitet sich der See Genesareth, auch genannt das Galiläische Meer. Die Steinberge von Naphtali, die stellenweise steil aus dem Ufer aufsteigen, sollen zur Zeit Davids noch üppig bewachsen gewesen sein. Allmählich, als fremde Kultur die Berge kahl geleckt, war die Fruchtbarkeit herabgesunken auf die Hügel und in die Täler.

Unweit dort, wo der Jordan in den See fließt, zur Linken des Flusses, unter der Sandhöhe von Bethsaida, prangt hart am Ufer des Sees ein Wäldchen von Zedern, dessen Samen einst herabgeschlagen sein mögen vom Libanon. An einen der Stämme gebunden, im Schatten auf schwarzem Wasser sich wiegend, ein Fischerlahn. An morschen Stellen ist er mit Seegras verstopft, die Balken sind mit Olivenzweigen aneinander gebunden. Zwei aufragende, gekreuzte Stangen sind bestimmt für das Segel, das jezt im Schifflein ausge-

breitet liegt, weil der Schiffer darauf schläft. Dieses braune Gewebe aus Kamelhaar ist des Mannes treueste Habe. Führt er auf dem Wasser, so ist es sein Windfänger, geht er über Land, so ist es sein Mantel, ruht er, so ist es sein Bett.

Ein Zedernzweig hat dem kleinen, ältlichen Mann mit dem Vordenschöpfchen auf der Stirnklappe so lange ins Gesicht geschüttelt, bis er aufgewacht ist. Da sieht er auf den Sandsteinen ein junges Weib sitzen. Sie will mit ihrem runden Röhrchen davoneilen, da ruft ihr der Fischer lebhaft zu: „Siehe da, Beka, Tochter des Manassus, wohin tragen dich deine elfenbeinweißen Füße?“

„Meine Füße sind gerade so braun wie die deinen,“ antwortet Beka: „laß dein Spotten nur sein, Simon.“

„Was soll ich spotten, du bist Fischerkind wie ich. Nur trägst du mir zu schwer an deinem Korbe.“

„Ich trage meinem Vater das Essen hinüber.“

„Manassus hat heute einen guten Fang getan. Siehe, dort hinter den Palmen von Hium steigt Rauch auf. Er brät sich Fische. Ich aber habe seit gestern um die sechste Stunde nichts mehr gegessen.“

„Ich glaube es wohl, Simon. Die Fische des Sees von Genezareth schwimmen keinem gebraten in den Mund. Wer wie ein Kind in der Schaufel liegt und die Götter sorgen läßt —!“

Simon ist aufgestanden und steht, mit weit ausgestreckten Beinen das Gleichgewicht wahrend, auf dem schaukelnden Rahn. „Beka,“ sagt er, „laß die Götter sein, die sättigen uns nicht, sie essen den Menschen das Beste selber weg.“

„So halte dich an den einen Gott, der die Vögel speist.“

„Und die Juden unter die Römer wirfst. Nein, der Jehova steht mir auch nicht an. So bin ich verlassen und stehe allein wie ein schwankes Rohr.“

„Rahn ich dafür, daß du allein stehst?“ fragt

Manassus' Tochter. „Gibt es nicht Töchter in Galiläa, die auch so allein stehen?“

„Bela, mich freut es, daß du so redest,“ antwortet der Fischer. „Aber wie könnte Simon ins reine kommen mit zweien, dreien und mehreren, die da sind und werden zwischen Himmel und Erde, solange er mit sich selbst nicht im reinen ist? Siehe, und so freut mich auch kein Fischen mehr. Alles ist mir leidig. Oft, wenn ich so daliege und ins Blaue schaue, da fällt mir ein: Wenn jezt ein Sturm käme und den Rahn hinausjagte auf die hohe See — ins wilde, finstere Grausen hinein, Simon, da wolltest du liegen bleiben und die Arme weit ausbreiten: Götter oder Gott, machet mit mir, was ihr wollt!“

„Daß ein solches Reden, Simon! Der Herr läßt mit sich nicht spaßen. Da nimm!“

So spricht Bela und reicht ihm aus ihrem Korb eine schwellende Weintraube.

Er nimmt sie und sagt zu Dank: „Bela, heute übers Jahr wirfst du einen haben, der in dir das süß finden wird, was ich vergeblich bei den Propheten suche.“

Da geht sie brennenden Fußes weg und dem bläulichen Rauche zu, der aufsteigt hinter den Palmen von Hium.

Es ist kein Wunder, daß ihr der Fischer lange nachblickt. Findet er sich gleichwohl bei Menschen nicht heimlich, weil sie keine Tiefe haben für das, was seinen Geist beschäftigt, so spürt er doch eine trostlose Ode, wenn er allein ist. Von der Erde sieht er sich unverstanden, vom Himmel verlassen. Vor den Elementen fürchtet er sich und die Schrift beruhigt ihn nicht. Dann wirft der kleine Mann sich auf sein Angesicht, senkt seine Hand in das Wasser des Sees und benetzt damit seine Stirn. Dann setzt er sich auf seiner Rahnbank zurecht, um das süße Geschenk der Bela zu verzehren.

In demselben Augenblick knistert am Ufer der Sand und ein schlanker Mann mit Reisestock und langem,



braunem Mantel tritt heran. Sein schwarzer Bart geht bis an die Brust, wo ein Strick das Kleid zusammenhält; seine hohe Stirn wird durch die breite Decke eines Hutes beschattet, das Auge richtet sich auf den Fischer im Rahn.

„Schiffer, bist du bereit, drei Männer über den See zu fahren?“

„Der See ist groß,“ antwortet Simon, auf die Gebrechlichkeit des Fahrzeuges hinweisend.

„Die Männer wollen heute noch nach Magdala.“

„Dann geht die Straße über Bethsaida und Kapernaum.“

„Die Männer sind müde,“ spricht der andere. „Sie sind gewandert von der Wüste her, dann über Nazareth, Kana und Chorazin auf weitem Umweg.“

„Bist du einer von ihnen?“ fragt Simon. „Ich sollte dich ja kennen. Haben wir nicht zusammen den Fischzug von Hamath mitgemacht?“

„Es wird wohl so sein, daß wir uns kennen,“ sagt der andere ein wenig schallhaft. Denn sie kennen sich freilich recht gut. Simon ist nur so sonderbar geworden.

Jetzt sagt er: „So euch wirklich gebient ist, fahre ich gerne. Daß mein Schiff schlecht ist, siehst du selbst.“ Dann besinnt er sich und spricht also: „Du bist auch erschöpft, Freund, du bist weit gewandert, ich bin im Schatten gelegen den ganzen Tag. Ich habe nicht verdient, etwas zu genießen. Darf ich dir die Traube geben?“

Der Schwarzbärtige beugt sich vor, nimmt die Traube und verschwindet hinter den Zedern.

Er geht einer schattigen Stelle zu, wo zwei andere Männer sind, beide in langen dunklen Wollkleidern. Der eine ist noch gar jung und hat ein fast frauenhaft zartes Gesicht mit langem Haar. Er ruht hingestreckt auf dem Rasen, neben am Felsen lehnt sein Wanderstab. — Der andere sitzt aufrecht. Wir kennen ihn. Es ist Jesus, der Zimmermann aus Nazareth. Von der Wüste

her ist er durch Judäa und Galiläa gezogen, wo sich ihm verwandte Gesinnungsgegnossen angeschlossen haben, ein Nahnier namens Jakobus und sein früherer Lehrling Johannes. — Nun schlägt er das Haupt auf die Hand, während die andere Hand wie schützend auf dem Scheitel des schlummernden Johannes ruht.

Der Bangbärtige kommt rasch herbeigeeilt und ruft lebhaft: „Meister, hier habe ich für dich eine Traube erhalten!“

Der Angesprochene deutet auf den schlafenden Jüngling, daß er durch laute Worte nicht geweckt werde. Dann sagt er leise: „Jakobus! Soll ich dir die Unwahrheit verzeihen der Wohlthat willen, die du an mir zu üben gedenkst? Wer weiß von mir? Die Traube ist dir geschenkt worden.“

„So will ich sie auch genießen,“ versetzt Jakobus; „gestatte nur, daß ich sie genieße, wie sie mir am besten schmeckt.“

„Tue das!“

„Mir schmeckt sie am besten, wenn ich sehe, daß du dich daran labest.“

Jesus nimmt die Gabe an und spricht: „Wenn wir, mein lieber Jakobus, uns beide daran sättigen, was bleibt für den armen Johannes? Wir sind die Abgehärteten, er ist der Mühsal noch ungewohnt. Ich glaube, daß es von uns dreien jedem am besten bekommt, wenn Johannes die Traube ißt.“

Weil der Bangbärtige dagegen nichts einwendet, so hat Johannes nach seinem Erwachen die Traube bekommen. Jakobus berichtet von der Bereitwilligkeit des Fischers, so treten sie hin ans Ufer und steigen in den Nahn.

Simon betrachtet die müden Fremden mit Teilnahme und greift frisch zu den Rudern. Die Wellen plätschern und das Fahrzeug gleitet schaukelnd auf dem weiten Wasser, an dem gegen die Mittagsseite hin kein

Rand und sein Ende zu schauen ist. Wie die beiden zum Meister reden, denkt er: Ein Rabbite, und sie sind seine Schüler. Auf des Meisters Frage nach seinem Leben und Gewerbe antwortet der Fischer mit Ehrerbietung und setzt nicht ohne Absicht bei, daß er sich eines allzu großen Glückes nicht zu beklagen hätte, da er manchmal tage- und nachtelang fische, ohne etwas zu fangen, ein Erfolg, den er auch erreiche, wenn er im Rahne liege und sich schaukeln lasse.

Der Meister fragt ihn lächelnd, was er wohl etwa zum Menschenfischen sage.

„Weiß nicht, wie das gemeint ist.“

„Du hast ja schon drei in deinem Netz!“ sagt Jakobus im heiteren Tone.

„Davor bewahre mich Gott,“ ruft der Fischer, „den wir heute noch um Schutz werden bitten müssen. Seht ihr, dort über den Bergen von Gium tut sich etwas zusammen. Das ist jetzt so schön blau, daß man meint, es wäre sonniger Himmel. Aber die weißen Ränder, die weißen Ränder! In einer Stunde fährt ein anderer!“

„Hisse die Segel, Fischer, und hole aus!“ sagt Jakobus. „Ich verstehe auch was von dem Handwerk.“

„Dann würdest du heute nicht sagen: Hisse die Segel!“ spricht Simon.

„Höre,“ sagt Jakobus, „du kennst den Fluß, der aus dem Gebirge von Golan den schwarzen Sand und die roten Fischelein mit den spitzen Köpfen herabträgt an diesen See. An jenem Fluß hat meine Hütte gestanden, du solltest es wohl wissen.“

„Steht sie denn nicht mehr dort?“ fragt Simon.

„Sie steht noch, aber sie gehört nicht mehr mein,“ sagt Jakobus. „Ich habe sie verlassen, um dem Meister zu folgen. — Kennst du ihn, Simon?“

Die letzten Worte hatte er hinter dem Rücken des Meisters ,geflüstert. Dieser sitzt schweigsam auf dem

Brette und blickt hinaus auf die stille Wasseroberfläche. Die Rast scheint ihm wohlzutun, das Büßchen weht gelinde um seine Waden. Johannes hat vorher wegen der Sonnenstrahlen aus dem Tuche eine Art von Turban gewunden und ihn sich um den Kopf geschlungen. Wohlgefällig schaut er diese Vermummung im Wasserspiegel.

„Für wen hältst du ihn?“ fragt Jakobus, auf Jesus deutend.

Und der Fischer antwortet: „Für wen hältst du den?“ Er zeigt mit dem Finger ins Weite, er sieht den Sturm. Die Berge sind eingehüllt in graue Nebel, die, von Blitzen durchzuckt, heranwogen. Vor ihnen her wälzen sich die Gischtschlangen des Wassers, in weißen Räumen spritzend. Ein Windstoß prallt an das Fahrzeug, und aus den Tiefen hervor beginnen die Wasser zu stoßen, so daß der Kahn wie ein Stück Holz hin und her geworfen wird. Weil Simon die Segel nicht gehißt hat, so braucht er sie jetzt nicht zu reffen. Schaumseken fliegen über die Segelstangen hin, die Ballen ächzen. Nun wällt das Gewölk heran, vor sich hersegelnd die springenden, donnernden Wellen. Bald ist das Schiffelein in der feuchten, wirbelnden Nacht, nur erhellt vom Geflack der Blitze. Simon hat längst die Ruder losgelassen, die Arme ausgestreckt und ruft: „Jehova.“ Die Antwort von oben sind Donnerschläge, da fällt der Fischer auf sein Angesicht und jammert: „Er hilft nicht, ich hab' mir's ja gedacht. Niemand, niemand hilft!“

Jakobus ruft den Meister. Ein Schrecken stößt ihn zu Boden. Jesus ist nicht da. In wilder Angst schreit er seinen Namen. „Er ist dahin, wir sind verloren!“

Johannes ist ruhig und schaut in die Dunkelheit hinaus, befangen in einer Betäubung oder in einer Verzüdung.

Der Gisch springt ihnen ins Gesicht, daß sie, fast betäubt, sich nur noch unwillkürlich festklammern an den wankenden Ballen.

„Mit uns ist Gott!“ ruft plötzlich Jakobus, und im Mute der Todesgefahr ringen sie mit dem Sturm.

Johannes rührt keinen Arm. Weit vorgebeugt über den Rand starrt er in die wilde, graue Unruhe hinaus. Dort im Nebel erblickt er einen lichten Kreis, in demselben erscheint eine Gestalt, die näher kommt, und siehe, auf dem Meere heran schreitet Jesus langsam dem Schiffe zu. Unter seinen Füßen glätten sich die Wogen, das Meer lichtet sich weithin, am fernem Ufer treten die Felsstürme von Hipos hervor und hinter ihnen sinkt die Abendsonne nieder. — Jesus sieht unter den Seinen und verweist ihnen mit gütigen Worten den Kleinmuth. „Ich war ja mitten unter euch! Blind ist, wer sieht, ohne zu glauben, und sehend ist, wer glaubt, ohne zu sehen.“



Aus heiligem Dunkel hebt sich wieder ein irdischer Schein und zeigt mir das Leben zu Magdala am See. Dort geht es bewegt her. Fischer und Schiffer, Hirten und Handwerker aus der Stadt und Leute aus den umliegenden Ortschaften und Gebirgen sind zusammengekommen auf dem Plage, wo die Schiffe landen. Denn es ist die Mär verbreitet, daß der neue Prophet komme. Und so geht wieder der Menge Klapperndes Gerede: Ein morgenländischer Magier sei es, der große Wunderkraft in sich trage und Kranke heilen könne. So habe sich zu Kapernaum eine ergößliche Sache zugetragen. Wäre der Prophet dort gewesen und dem habe man einen gichtkranken Menschen auf dem Bette zugeschleppt, einen Bettler, der von seinen lahmen Beinen gelebt hat. Nun sei es, daß der Prophet keine Bettler leiden könne, die immer nur ihr Gebrechen zur Schau tragen, Armut heucheln, sich um nichts kümmern und doch gut leben

wollen. Solchen soll der Prophet gerne das Bettlerwerkzeug wegnehmen, nämlich das Gebreden, daß sie dann gezwungen sind zu arbeiten. Hat also den Gichtkranken geheilt und gesagt: „Neh' geh' und nimm dein Bett mit.“ Und soll der Kranke gar verblüfft gewesen sein über die Wendung: Hin habe das Bett ihn getragen und zurück müsse er das Bett tragen.

Anderer wollen wissen, der Prophet sei ein Ägypter und könne wahr sagen. Worauf jemand vorwiegend spricht, wenn er nicht wahr sagen könnte, so wäre er kein Prophet.

„Beim Vater Abraham!“ ruft ein alter Fährmann aus, „wenn die Propheten immer wahrgesagt hätten, wäre die Weltkugel schon längst versunken und ertrunken im Meer! Ich kann auch wahr sagen: Wenn er kommt, so wird er da sein.“

„Dann wird er bald da sein,“ lacht ein Fischerknabe, „denn er kommt schon.“

Ein Rahn schwaunt heran, auf und nieder wuppt er und drinnen sitzen vier Männer.

„Welcher ist es?“

„Der mit dem schwarzen Bart.“

„Gi, füttere du Esel mit deinem Bescheid. Der mit dem Bart ist Jakobus, der Rahner vom Jordantal.“

„So ist es der mit der Glase.“

„Aber Affam! Ihr werdet doch den Fischer Simon aus Bethsaida kennen, der allmonatlich einmal auf den hiesigen Markt kommt, um mit seinen Spottpreisen andern das Geschäft zu verderben.“

Als sie aus Land steigen, vermögen es die Fährgenossen kaum, dem Meister den Weg zu bahnen durch das Gewühl. Die Leute sehen ihn und einige sind enttäuscht. Dieser Prophet ist ihnen nicht weit genug her. Wenn er's wirklich sein soll. Der Zimmermann aus Nazareth. Also doch! „Na, der wechselt uns den Glauben aus. Für den alten gibt er uns einen neuen.“

„Der alte hat so schon Vöcher bekommen.“

Und wie die Leute eben schwätzen und spotten.

Immer lebhafter drängt die Menge heran, denn effliche sind weit hergekommen und wollen ihn in der Nähe sehen und auch sprechen hören.

Dazu nun hat sich gute Gelegenheit ergeben an diesem Abende. Es ist schon dunkel geworden; auf den Strandpfahl haben sie eine Pechfackel gesteckt, die gießt ein trübes rotes Licht über die wirbelnde Menge hin. Jesus will rasch voran und kann nicht. Ein verfolgtes Weib hat sich hingeworfen vor seine Füße. Ein junges Weib, das Haar aufgelöst, die Glieder zuckend vor Angst, so kniet es da und umschlingt seine Beine. Er neigt sich zu ihr nieder, will sie aufrichten, sie bleibt an seinen Füßen festgeklemmert und kann sich nicht fassen. Jetzt heben sie an zu rufen: „Was will denn die Verführerin bei ihm, diese bekhanische Schlange?“

Jesus legt seine Hand auf ihr Haupt. Er steht aufrecht und fragt laut: „Wer ist dieses Weib, daß ihr ein Recht haben wollet, sie zu beleidigen?“

„Wer sie ist? Da frage nur einmal den Jobsohn. Erst seit wenigen Wochen verheiratet mit dem alten braven Jobsohn, dem Freunde ihrer Eltern. Hintergeht ihn und läuft einem jungen Fant nach! Diese Dirne!“ Man kann nicht alles anführen, was sie hingezetert haben auf das hilflose Wesen. Gerade die Weiber haben am lautesten geschrien; ganz besonders eine, die Frau eines Nachsehlers, ist der sittlichen Entrüstung so voll gewesen, daß sie ihr Kleid zerreißt und die Fegen hinschleudert auf die Sünderin. Was wilder Geiser je an bösen Wörtern erfunden — das sprudelt schriff hervor aus dem Mund dieser Anklägerin, in bitterer Lage, daß ein solches Geschöpf den Namen der Frau schände und in leidenschaftlichem Verlangen, daß die Missetäterin gesteinigt werde. Bald schreit es die Menge nach: „Steinigt sie!“ und ein junger Lastträger, der nahe der Frau des Nach-

Nedsters steht, bückt sich schon nach dem Stein auf der Straße, um nach der Sünderin zu werfen. Jesus schüßt sie mit der Hand und ruft: „Berührt sie nicht! Wer von euch ist ohne Fehl!? Der werfe auf sie den Stein.“ — Verdrossen senken sie ihre Arme, und die Steine in der Faust haben, lassen dieselben unbemerkt zu Boden sinken. Jesus aber wendet sich zum gehekten Weibe und sagt: „Sie sollen dir nichts anhaben. Sage mir nur, was geschehen ist.“

„Herr!“ wimmert sie und umschlingt neuerdings seine Füße, „gesündigt habe ich!“ Und schluchzt und weint, daß sein Fuß feucht wird von ihren Tränen.

„Gesündigt hast du!“ sagt er mit einer Stimme, deren milder Klang vielen ins Herz geht. „Gesündigt. Und nun tut es dir leid. Und du versuchst es nicht, dich zu rechtfertigen. Steh' auf, steh' auf! Deine Sünde wird dir vergeben sein.“

„Wie? Was?“ murrte das Volk, „was haben wir verstanden? Der Ehebrecherin redet er gut? Ihre Schmach verzeiht er? Wahrlich, der Prophet wird Anhang finden.“

Als Jesus ihre Unzufriedenheit hört, spricht er laut: „Wisset, ich bin wie ein Hirte. Der Hirte geht aus, um verlorene Schäflein zu suchen. Er verschreckt sie nicht zu den Wölfen, er führt sie freundlich in seinen Stall heim, damit sie gerettet seien. Nicht über die Hochmütigen kann man sich freuen, nur über die Bußfertigen. Jene sinken nieder, diese steigen hinan. — Höret, was ich euch sage. Da ist einmal ein Mann gewesen mit zwei Söhnen. Der eine Sohn ist wohlgeartet und hütet den Besitz. Der andere ist unfügsam und sagt eines Tages zu seinem Vater: ‚Gib mir von dem Besitz meinen Teil, ich will in die Fremde gehen!‘ Des ist der Vater betrübt, aber da der junge Mensch darauf besteht, so gibt er ihm seinen Teil und der Sohn zieht fort. Während daheim der eine Bruder arbeitet,



erwirbt und spart, lebt jener in Lust und Freuden, vergeudet in der weiten Welt sein Vermögen und wird so arm, daß er sich als Schweinehirt verdingen und mit den Säuen die Treber essen muß. Wird krank und elend und verachtet über die Maßen. Da erinnert er sich seines Vaters, dessen geringster Knecht in Überfluß leben kann. Verkommen und zerrissen kehrt er heim, kniet nieder vor seinem Vater und sagt: „Vater, ich habe schwer gesehlt! Dein Sohn zu sein bin ich nicht mehr wert, so lasse mich dein niedrigster Knecht sein.“ — Da hat ihn der Vater aufgehoben, hat ihn an seine Brust gedrückt, hat ihn bekleiden lassen mit kostbarem Gewande, hat ein Kalb schlachten und die Weinschläuche füllen lassen, um ein Festmahl zu geben, und hat all die Seinen zusammengerufen, daß sie sich mit ihm freuten. Alle sind gekommen, nur sein anderer Sohn nicht. Der läßt sagen: Er hätte zeitlebens seinem Vater tren gedient, doch wäre seinetwegen weder Kalb noch Vock geschlachtet worden. Er finde mehr Ehre darin, in der Kammer allein Brot und Feigen zu essen, als mit dem Müßiggänger und Verschwender am Festtische zu sitzen. Dem läßt der Vater sagen: „Scheelsüchtiger Mensch! Dein Bruder war verloren und ist gerettet. Siehe zu, daß deine Mißgunst nicht auch dich verloren macht. Komm' und freue dich mit mir!“ — Also sage ich euch, hat auch der Vater im Himmel mehr Freude an einem reumütigen Sünder als an einem hoffärtigen Gerechten.“

Jetzt ist ein Pharisee vorgetreten aus der Menge, hat seinen Mantel würdevoll um den stattlichen Leib geschlagen und spricht den Satz eines jüdischen Weisen: „Nur der Gerechte besteht vor Gott!“

Darauf antwortet Jesus: „Wisset ihr nichts von jenem Zöllner, der ganz rückwärts im Tempel gekniet, und sich nicht vorgewagt hat zum Altar, weil er ein armer Sünder ist? Am Altar aber ist stolz ein Pharisee gestanden und hat also gebetet: „Herr Gott, wie danke

ich dir, daß ich nicht so schlecht bin, wie der dort im Winkel!“ Als sie aus dem Tempel gehen, ist des Zöllners Herz voll Gnade und des Pharisäen Herz ist leer geblieben. Habt ihr das verstanden?“

Darauf sind ihrer ellische zurückgewichen. Jesus langt nieder zur Böhlerin und sagt: „Stehe auf, demütige Magd, und gehe in Frieden heim!“

Die Leute sind im Äußeren nun etwas stiller und im Inneren unruhiger geworden.

Diemeilen will Jakobus mit dem Fischer verhandeln um den Preis der Übersahrt. Simon verhüllt mit dem Mantel das Gesicht und sagt leise verweisend: „Spotte nicht. Ich habe Strafe genug. Ich schäme mich meiner Verzagtheit. Jetzt sehe ich es wohl, daß ich kein Fischer und kein Schiffer bin, sondern ein unnützer Mensch. Dieser Mann, den ihr Meister nennt — weist du, was er in mir angerichtet hat? Wer ihn im Sturm gesehen hat und wer seine Rede über die Sünder gehört hat, der geht nicht mehr von ihm. Nein, so einen habe ich noch nie gesehen. Wären nur auch der Fischer Manassus und seine Tochter Betsa da und mein Bruder Andreas!“

„Sie werden schon kommen,“ sagt Jakobus.

„Wie ist denn das, Jakobus,“ fragt der Fischer, „daß du bei diesem Manne sein und mit ihm wandern darfst!“

„Das ist einfach, Freund. Ich folge ihm bloß. Mein kleines Gut soll haben wer will. Ich folge ihm.“

„Aber wohin, Jakobus, wohin geht die Reise?“

Und Jakobus antwortet: „Ins Reich Gottes zum ewigen Leben.“

Jetzt tastet der Fischer mit unsicherer Hand nach dem Arm des Jakobus und sagt: „Ich will auch mit.“ —

Noch ist die Stunde kaum vergangen und es entsteht neuer Lärm. Vom Hause des Kessflechters kommt er her. Der Kessflechter und ein Nachbar zerren des ersteren Weib heran, dasselbe, das vorhin so entrüstet

gegen die Sünderin gewesen ist. Zum Propheten will es der eine schleppen, doch der Rechtslechter sagt: „In solchen Dingen ist das ein schlechter Richter!“ und will gegen den See mit ihr. Die Leute aber drängen sie an Jesus heran und erzählen, was vorgefallen ist. Mit dem Lastträger Joel habe man dieses Weib ertappt. Die Weidwilde schlägt um sich und leugnet heftig und beißt den Chemann, der sie festhält, in die Hand. Andere kommen und bestätigen die Anklage, das Weib lästert, was vom Munde geht und bringt den Ehegatten durch Ausrufung seiner Laster zum Schweigen.

Jesus glüht vor Zorn. Laut ruft er aus: „Fluch den Heuchlern und Treulosen und Unzüchtigen! Ihrer ist das Gericht!“

Da kreischt die Ertappte auf: „Vom Gericht sprichst du? Der du selbst keine Gerechtigkeit hast! Oder ist das gerecht, wenn du von zwei Liebenden die eine segnest und der anderen fluchest?“

Und Jesus: „Ich sage es euch: Der Reumütige wird angenommen, der Unbußfertige wird verworfen.“ —

Dann wendet er sich ab und schreitet nachdenklich dem Ufer entlang, dahin in der lauen Nacht. Doch wer ihm folgt, das ist Simon der Fischer. Der berührt seinen weiten Armel und steht: „Herr, nimm auch mich an!“

Frägt ihn Jesus: „Was suchest du bei mir, Fischer Simon? Wenn jemand einen geschliffenen Kristall sucht und einen rauhen Diamant findet, so wird er unmutig, weil er den Wert nicht kennt. Siehe dieses verfluchte Weib, sie sagt, daß ich keine Gerechtigkeit hätte, weil ich strenge bin. Morgen können zehn der Verderbten so rufen, übermorgen hundert, und in kurzer Zeit kann der, den sie heute preisen, von grimmigen Feinden umgeben sein und mit ihm die, so zu ihm halten. Mein Wort verbirgt es den Weltgeringen und meine Sanftmut reizt die Gewaltigen. Den Samen, den ich säe, werden sie mit

Feuer und Schwert zerstören. Simon, dich habe ich nicht als den stärksten gesehen auf dem Meere. Ich verlange nicht wenig. Willst du mit mir sein, so mußt du alles lassen, was jezt dein ist. Die Welt haben und mich zugleich, das kannst du nicht. Kannst du entsagen, kannst du vergessen, kannst du leiden, so komm' mit mir. Kannst du auch sterben für mich, so komm'."

"Herr, ich gehe mit dir."

"Kannst du das, dann ist die Last leicht. Dann hast du den Frieden, den in der Welt niemand findet."

"Herr!" ruft Simon laut, "ich gehe mit dir!"

Diese Annahme haben auch andere gehört, die ihm nachgegangen waren am Ufer entlang. Sie staunen über die Worte, die sie da vernehmen, und die Sünderin, die er beschützt hat, will nicht mehr von ihm gehen. In der Ferne hört man noch das Gezeter der Verworfenen. Dann zerstreut sich die Menge allmählich. Jesus sucht eine Herberge für sich und seine Jünger.



Einige Zeit nach diesem Tage sind mehrere, die unter jener Menge zu Magbala gewesen, beisammen im Hause des Rabbinen Jairi. Es ist eine Totenwache. Mitten im Saale auf einem langen Tische, in weißes Linnen gewidelt, liegt das Töchterlein des Rabbinen. Dieser ist so trostlos, daß seine Freunde sich nicht zu raten wissen. Er schreit vor Pein und lästert Gott und flucht den Menschen, die ihm nicht helfen können. Da meinen einige, man solle Jesus aus Nazareth rufen, den sie vorher mit seinem Gefolge ruhend gesehen unter den Zedern von Hiram. Sie erzählen sich Wunder, die er in jüngsten Tagen gewirkt hätte. An der Straße nach Kapernaum sei ein Mann gelegen mit seinem Söhnelein,

daß vom Geiste der Starrheit befallen gewesen. Das Kind sei hingefallen, habe an den Lippen Schaum gehabt und die Zähne und die Finger so ineinander gekrampft, daß es der Vater aus Verzweiflung hätte erdrosseln wollen. Er sei mit dem Knaben schon bei den Jüngern Jesu gewesen, die wären auch ratlos. So hätte er den Meister aufgesucht und ihm zornig zugerufen: „Kannst du was, so hilf ihm!“ — „Lasse doch verhüten, daß wir nicht alle um ihn leiden,“ soll der Prophet gesagt haben, und dann habe er das Kind heil gemacht. — Und sie erzählen noch anderes. Jenseits des Sees habe er einen Taubstummen sprechend und zu Bethsaida einen Blinden sehend gemacht. Vor allem aber drüben zu Naim, das wüßten doch alle, wie er den jungen Menschen, den sie schon auf der Totenbahre aus dem Hause getragen, aufgeweckt hat! — Ein Weinkelterer ist da, der weiß etwas von jener alten Frau, die den Propheten mit aller Hefigkeit gebeten habe, sie aus ihrem Siedtum zu erlösen. Darauf habe Jesus gesagt: „Alte seid ihr und wollt noch leben! Was gefällt euch denn an dieser Erde so sehr?“ Und hätte sie geantwortet: „Auf dieser Erde gefällt mir nichts. Aber ich will nicht eher sterben, als bis der Heiland kommt, der mir den Himmel aufschließt.“ — Und er: „Wenn dein Glaube so stark ist, Weib, den Heiland sollst du erleben.“ Darauf sei sie aufgestanden und gewandelt. Solches habe er getan, aber er liebe es nicht, daß viel davon gesprochen werde. — So erzählen die Leute einander, die da versammelt sind an der Leiche des Mägbleins.

In der Gesellschaft ist auch ein alter Mann von der Art derer, die gerne allenthalben ihre Weisheit darthun. Der meint, Den das Volk lieb habe, der wirke leicht Wunder. Und sagt ein anderer: „Die Liebe ist eben das Wunder.“ —

Auf solcherlei Gespräche beschließen sie, den Propheten ins Haus zu bitten.

Als Jesus eintritt, sieht er die trauernde Versammlung und den Rabbinen, der vor Schmerz an seinem Kleide zerrt, bis es reißt. Er sieht das Kind, das aufgebahrt ist auf dem langen Tisch und er fragt: „Was liehet ihr mich rufen? Wo ist die Tote?“

Der Rabbiner schlägt das Linnen auseinander, daß das Mädchen offen daliegt. Jesus sieht es an, hebt ein wenig das Händchen, berührt es und legt es sanft wieder hin. „Das Kind ist nicht tot,“ sagt er, „es schläft nur.“

Da heben ihrer etliche zu lachen an. Sie würden doch erkennen, was lebendig und was tot ist!

Er tritt an sie hin und spricht: „Was liehet ihr mich rufen, wenn ihr mir nicht glaubt? Wenn ihr zusammengekommen seid, um bei Toten zu sein, so habt ihr hier nichts zu tun.“

Sie schleichen ärgerlich hinaus. Er wendet sich zu Vater und Mutter: „Seid nicht betrübt. Bereitet eurer Tochter etwas zu essen.“ Dann nimmt er das Kind an der kühlen Hand und haucht hin: „Mägblein! Mägblein! Wache auf, es ist Morgen.“

Die Mutter stößt einen Schreckruf aus vor Freuden, denn das Kind schlägt die Augen auf. Er steht dabei und sie hören, wie er noch einmal sagt: „Stehe auf, Menschenkind!“

Als das Mädchen, an die zwölf Jahre ist es alt, auf den Füßen steht und über die Dielen wandelt, da fallen die Eltern fast über Jesus her, um ihn mit Dank zu erdrücken. Er ist abweisend: „Ich kenne eure Dankbarkeit. Ihr werdet tun, was ich nicht will. Ihr werdet hingehen an die Straßeneden und ausrufen: Er hat unser Kind vom Tode erweckt! Und sie werden kommen und verlangen, daß ich ihre Leiber heile, da ich doch gekommen bin, die Seelen zu heilen. Und sie werden begehren, daß ich tote Körper erwecke, da ich doch da bin, ihre Geister zum ewigen Leben zu führen.“

„Herr, wie sollen wir das verstehen?“

„Wenn es Zeit ist und ihr erfahren habt, wie wenig irdischer Reiz und zeitliches Leben bedeutet, dann werdet ihr es verstehen. Wenn ich euer Kind, wie ihr sagt, vom Tode erweckt hätte, welchen Dank wäret ihr mir schuldig? Wisset ihr wohl, was der Lutz, der einen Zufriedenen zurüchrust in das Elend? Dieses Kind wird eine Jungfrau werden und ein Weib und eine Greisin. Es wird den Himmel verloren haben und wird ihn suchen mit Angst. Wohl ihm, wenn es dann zum Heiland kommt und bittet: Meine Seele ist mir gestorben, Herr, erwecke sie zum ewigen Leben. Wenn es aber nicht kommt — dann wäre ihm besser, heute nicht wach geworden zu sein.“

Die Mutter sagt in Demuth: „Was du tust, Meister, das wird recht sein.“

Er geht zur Thür hinaus. Sie sind seine Anhänger geblieben, bis nahe zu den Tagen der Verfolgung.



**S**ur selben Zeit ist an der Straße nach Tiberias dem Mautner Levy nicht wohl gewesen. Eines Morgens haben seine Ortsgenossen ihm ein etwas mißharmonisches Ständchen gebracht, von oben herab. Auf dem Dache seines Hauses haben sie mit Brettergeklapper, Pfannengeklirr dem Levy lebhaft angedeutet, in welchen Ehren er bei ihnen stünde, seit er im Dienste der Heiden den Straßenzoll einhebt und selbst am Sabbath noch Geld heischt.

Der hagere Mautner sitzt in einer Ecke seines Gemaches und sieht, wie der Staub niedersiegt von der Decke, die unter dem Gepolter zu schwankeu scheint. Er sieht auch, wie die zum Fenster hereinscheinende Morgensonne durch den Stubentraum ein liches Band zieht, in

welchem die Staubtheile gleich kleinen Sternchen tanzen. Er hört und sieht und schweigt. Als die auf dem Dache sich ausgetobt haben, springen sie zur Erde, machen noch mancherlei ausdrucksvolle Gebärden gegen das Fenster und gehen davon.

Jetzt tritt aber aus dem Nebengewach ein kleines bewegsamcs Weib hervor, huscht gegen den Mann hin und sagt: „Levy, dir geschieht recht!“

„Ich weiß es, Judith,“ antwortet er und steht auf. Seine Gestalt ist so schlank, daß er das Haupt nach vorne beugen muß, um nicht an die Decke zu stoßen. Sein Bart hängt in dünnen Strähnen erdwärts, er hat noch keinen grauen Faden, so fahl und müde das Angesicht auch ist.

„Sie werden dich steinigen, Levy, wenn du ein Römerknecht bleibst!“ ruft das Weib.

„Sie haben mich auch früher gehaßt, solange ich kein Römerknecht gewesen,“ sagt der Mann. „Seit jenem Daubhüttenfest zu Tiberias, da ich gesagt, der Mammon und die Genußsucht hätten das auserwählte Volk dem Gott Abrahams entfremdet und dem Jupiter unterworfen, seit jenem Tage hassen sie mich.“

„Du sammelst dir doch selber Mammon!“ wirft sie ihm vor.

„Eben weil sie mich hassen, muß ich mir gegen sie eine Macht gründen, auf daß ich bestehen kann, wenn niemand mit mir ist. Es ist die Macht, mit der der Verachtete seine grimmigsten Feinde besiegt. Du verstehst mich nicht? Siehe da!“ Er bückt sich in die dunkle Ecke des Gemaches, lüftet dort einen alten Lappen, so daß man ein steinernes, mörserähnliches Gefäß erblicken kann. „Lauter Römer!“ setzt er schmunzelnd bei, „bald eine kleine Armee. Und bis sie groß genug ist, werden die Nachbarn nicht mehr auf das Dach steigen, um mit Scherben dem Levy ein Loblied zu singen. Sie werden dazu Zimbeln und Harfen wählen.“



„Levy, ich will dir sagen, was du bist,“ ruft das Weib und alle Muskeln zucken in ihrem roten Gesichte.

„Ich bin ein Zöllner, das weiß ich,“ antwortet er gelassen und deckt den Lappen wieder sorgfältig über den Geldtopf. „Ein verachteter Zöllner, der dem angestammten Volke die Münzen aus dem Sack nimmt, um sie an die Fremdlinge abzugeben, der Straßenzins einhebt von den Juden, die doch ihre Straßen selbst gebaut haben. Solch einer bin ich, meine Judith! Und warum bin ich römischer Publikan geworden? Weil ich mir Geld erwerben will, um mitten unter den Hassern bestehen zu können.“

„Levy, du bist ein Geizhals,“ sagt sie, „du begräbst das Geld ins steinerne Loch, anstatt mir den griechischen Mantel zu kaufen, wie ihn Nebekka trägt und wie ihn Amala trägt.“

„Dann werde ich ein Geizhals bleiben,“ antwortet er, „denn einen griechischen Mantel kaufe ich dir nicht. Fremde Kleiderzier führt uns Juden weit tiefer ins heidnische Verderben, als mein römisches Amt und meine römischen Münzen es tun können. Puffsucht, Hoffart und Lustleben, das ist Abgötterei, mein liebes Weib, und nicht das Zollamt an der Straße. Die Straßenschranke ist gar nicht schlecht zu einer Zeit, da unser Volk so sehr anfängt, seines Landes Flüchtling zu werden, in Handel und Wandel das Gute hinaus- und das Übel hereinzuschachern. Seit Moses' Gesetz vom Ackerbau ist keine bessere Einrichtung geschehen, als die des römischen Straßenzolles. Was haben die Juden auf der Straße zu tun?“

„Das wirst du bald sehen,“ sagt Judith. „Wenn ich von dieser Stunde in zwei Tagen den griechischen Mantel nicht habe, dann sollst du mich auf der Straße sehen, aber von hinten.“

„Du bist auch von hinten nicht übel,“ antwortet Levy schallhaft.

Draußen pocht der Hammer. Der Mautner blickt durchs Fenster und befiehlt seinem Weibe, die Straßenschranke aufzumachen. Sie geht hinaus, erhebt ein schallendes Geschrei und öffnet die Schranke nicht. Mehrere Männer waren des Wegs gekommen, die stehen da und das Weib fordert den Zoll. Ein kleiner Mann mit Stirnglatze tritt hervor. Es ist der Fischer aus Pethsaida. Er gesteht, Münzen bezahlen sie nicht. Darüber wird das Weib sehr aufgebracht, denn insgeheim ist ihre Absicht, von jezt an auf eigene Faust den Pfennig einzuziehen, um so zu ihrem griechischen Purpur zu kommen, wie ihn die Rebekka trägt und die Amala.

Als Levy ihr Geschrei hört, geht er hinaus und sagt: „Lasse sie ziehen, Judith. Du siehst, daß es keine Händler sind. Sie werden den Weg nicht arg abnutzen, haben sie doch kaum Sohlen an den Füßen.“

Darauf schweigt Judith, guckt aber verstohlen auf einen der Männer hin, der in seinem blauen Mantel mit den über die Achseln niederwallenden Loden schlank aufrecht dasteht, ihr sein blaßes Gesicht zuwendet und sie ernst anblickt. Welch ein Mensch! — Ist ihm, denkt sie, etwas an mir nicht recht? Vermißt er nicht etwa den griechischen Mantel, wie ihn andere Frauen schon häufig tragen?

„Woher des Weges?“ fragt der Mautner die Männer.

„Heute aus Mogdala,“ antwortet Simon, der Fischer.

„Dann ist es wohl Zeit, daß ihr ein wenig rastet in meinem Schatten. Die Sonne ist früh heiß geworden.“

Als Judith merkt, sie täten sich wirklich anschicken zur Rast, eilt sie rasch in ihr Gemach, behängt sich mit bunten Tüchern, mit einer glänzenden Armspange und mit einer Perlenkette, die sie vor kurzem von einem sydonischen Händler erstanden hat. Sie kommt wieder hervor und bringt ein Brett mit Feigen und Datteln. Der schlank blaße Mann — Jesus ist's — gibt das

Brett schweigend weiter, ohne von der Erfrischung etwas zu nehmen. Sein durchdringender Blick beunruhigt sie. Vielleicht ließe er sich wenden. Noch auffallender und dreister in ihrem Glanze stellt sie sich vor ihm hin.

„Weib,“ sagt er plötzlich, „dort am Rain steht eine Distel. Sie hat ihre Stacheln am Stamm und an der Blüte, sie ist bedeckt vom Staub der Straße und zerfressen von den Insekten. Aber sie ist schöner als ein hoffärtiges Menschenkind.“

Judith zuckt heftig zusammen. Sie läuft ins Haus und schlägt hinter sich die Thür zu, daß die Wände ächzen. Der Mautner hat auf den Sprecher einen beifälligen Blick geworfen und seufzt.

Da spricht zu ihm Jesus: „Hast du sie lieb?“

„Sie ist doch sein Nächster!“ bemerkt ein heiter breinschauendes Männlein in der Wandergesellschaft. Das schallhafte Wort bezieht sich auf des Meisters gestrige Liebe von der Nächstenliebe.

Levy nickt nachdenklich mit dem Haupte und spricht:

„Ja wohl, ihr Männer, sie ist mein nächster — Feind.“

„Sie ist euer Weib?“ frägt Simon.

Ohne darauf zu antworten sagt der Mautner: „Ich bin ein Zöllner — also gesegnet mit Mißwollen so weit mein Auge reicht. Jedoch alle zusammen, die da draußen sind, machen mir nicht so viel Widerwärtigkeit, als der eine Nächste in meinem Hause.“

Einer der Männer legt ihm seine Hand auf die Achsel: „So siehe zu, Freund, daß sie nicht mehr dein Nächster sei. Geh' mit uns. Auch wir haben unsere Weiber verlassen und sonst noch allerlei und sind mit dem gegangen. Kennst du ihn denn nicht? Es ist der Mann aus Nazareth.“

Der Zöllner flucht. Dieser Mensch, von dem das ganze Land spricht, der Prophet, der Wundermann? Dieser junge freundliche Mensch soll es sein? Der so herbe predigt gegen die Juden! Habe ich, denkt Levy,

nicht selbst einmal beinahe so gesprochen bei jenem Laubhüttenfeste? Und damit die Leute nur gereizt. Und diesem hören sie mit Andacht zu und laufen ihm nach. Ob auch ich es tue? Was hält mich? Kann mir, dem Verlästerten, nicht jede Stunde der Dienst gekündigt werden? Kann ich nicht heute so gut wie morgen aus dem Hause gejagt werden? Und das Weib, will es sich nicht immer von hinten besehen lassen auf der Straße? — Nur eines ist, von dem ich mich nicht trennen mag, aber das kann man mitnehmen. —

Nun wendet er sich an den Propheten, hält ihm das Brett hin mit dem Rest von Obst: „Lieber Meister, nimm!“

Dieser spricht leise und sanft: „Hast du mich lieb, Böllner?“

Der Mautner beginnt zu zittern, daß ihm beinahe das Brett von den Händen fällt. Dieses Wort! Und dieser Blick! Er vermag nicht zu antworten.

„Wenn du mich lieb hast, so komme mit mir und trage mit uns die Beschwerden.“

„Die Freuden, Herr, die Freuden!“ ruft Simon drein.

Zur Stunde ist des Weges heran ein Troß von Maultieren gezogen. Die Treiber schlagen mit geknoteten Stricken roh auf die Tiere los und fluchen darüber, daß schon wieder eine Zollschraube da sei. Der Mautner nimmt ihnen die vorgeschriebene Anzahl von Münzen ab und verweist ihnen die Mißhandlung der Tiere. Die Antwort ist ein Peitschenhieb über sein Gesicht. Zornig erhebt Bedy seinen Arm gegen die Treiber. Da tritt Jesus hinzu, drückt ihm den Arm sachte nieder und spricht: „War es ein Unrecht, was jener tat?“

„Ein Unrecht!“

„So mache ihm's nicht nach.“

Da ruft das vorwichtige Männlein dazwischen: „Wenn du mit uns gehst, Böllner, so magst du wohl

zwei Wangen haben, eine rechte und eine linke. Aber keinen Arm, hörst du?"

Diese Bemerkung hat sich beziehen sollen auf einen Spruch des Meisters, den er in guter Laune gerne sagt, wenn er waffenlos und wohlgenut einem grimmen Gegner gegenübersteht. Mehrere rügen die Anspielung mit strafenden Miden.

„Aber es ist ja wahr!“ lacht das Männlein. Der Meister sagt: „Lasset den Thaddäus sprechen, was er will. Hat er doch gestern die Wut eines Arabers geduldig über sich ergehen lassen.“

„Ja wohl, weil sie kein Geld gefunden, haben sie den Thaddäus geschlagen.“

„Wenn sie fürder eines bei uns finden sollten, so wollen wir uns darum wehren,“ sagt der Zöllner, „sonst hieße es, den Raub billigen.“

„Mautner, man merkt es dir an, daß du den Meister noch nicht lange kennst,“ sagt das Männlein, welches sie Thaddäus genannt haben. „Wir und Geld, he!“

Da sagt Jakobus: „Es ist nicht wert, um darüber zu sprechen, geschweige, um seinetwegen zu streiten. Mit Gewalt wirfst du den geschehenen Raub nicht ungeschehen machen. Widersehest du dich, so kannst du den Räuber leicht auch zum Mörder machen.“

Nachdem sie also gesprochen haben, tritt der Zöllner in sein Haus. Der Entschluß ist gefaßt. Friedfertig will er von seinem Weibe Abschied nehmen, dann das Geld in einen Sack tun und an seinen Leib binden. — Es ist das eine nicht geschehen, denn Judith war durch eine rückwärtige Thür geflohen, und es ist das andere nicht geschehen, denn Judith hatte den Steintrog geräumt und das Geld mit sich genommen.

Betrübt ist Levij aus dem Zöllnerhause hervorgekommen, vor Jesus hingetreten und hat seine Hände gegen Himmel erhoben: „Ich bin fertig, Herr, nimm mich an!“

Der Meister sagt: „Levy-Matthäus, auch du bist mein.“

Thaddäus kommt mit dem Obstbrette: „Bruder, sättige dich das letzte Mal an deinem Tische. Fürder halte dich an den, der die Vögel nährt und die Blumen liebet.“

Als sie zusammen die staubige Straße fürbass gehen und der neue Jünger ihnen seinen Verlust mitgeteilt hat, ruft Simon heiter: „Ein Glückspilz bist du, Levy-Matthä! Was anderen so schwer geworden hinzugeben, dir ist es von selbst davongegangen.“

Das Zollhaus ist an demselben Tage verlassen gestanden und die Vorüberziehenden haben sich gewundert darüber, daß heute der Weg frei liegt zwischen Magbala und Tiberias.



**A**uf solche Weise haben sich um den nazarenischen Zimmermann immer mehr Jünger und Freunde gesammelt, die ihn nun begleiten wollen auf seinen Wanderzügen durch das Land. Denn Jesus ist entschlossen. Er hat nichts anderes im Sinne, denn als Wanderer den Menschen seine Botschaft vom himmlischen Vater und vom Gottesreiche zu bringen. Einige aus den Jüngern hat er sich besonders erlesen, daß sie überall für ihn die Aufnahme und die Herberge vorbereiten sollten. Auch sind die Ansammlungen des Volkes zu ordnen; und solchen, die des Meisters Worte nicht verstehen können, sollen die Jünger als Erklärer und Ausleger dienen, soweit sie die neue Lehre selbst begreifen. Zu diesen Gesandten gehört Johannes der Zimmermann, der unter Jesus einst Lehrling gewesen, ein naher Verwandter des Meisters, wie es geschrieben steht. Andere seiner Jünger haben geheissen Jakobus, es ist der Nachbauer, dann Simon, Andreas und Thomas, die Fischer,

Levy-Matthä, der Zöllner, Thaddä, der Riemer, ferner — aber mein Gedächtnis ist schwach — Jakob, der kleine Hirte, Semon, der Ranner, Philipp, der Herbergsvater aus Jericho, Bartholomä, der Schmied, und Judas, der Geldwechsler aus Karioth. Ähnlich wie Simon und Matthä hatten sich alle losgelöst von ihren Geschäften und Ämtern, um mit grenzenloser Hingebung ihm, den sie Herr und Meister nennen, zu folgen.

Wie soll ich es nun wagen, den Meister zu schildern! Seine Persönlichkeit ist nicht zu beschreiben. Sie läßt keinen kalt, dem sie je begegnet ist. Sie ist berührend nicht bloß in ihrer Demut und Milde, vielmehr noch in ihrer Tatkraft und in ihrem Zorne, wie man einen so heilig lobenden anderswo nicht gesehen hat. Die Leute können nicht satt werden, den Mann mit der schlanken herrlichen Gestalt anzusehen. Da ist sein Haupt mit den leicht gekräuselten, bräunlichen Locken, die seitwärts und rückwärts weich und schwer hinabsluten bis zu den Schultern. Da ist seine breite weiße Stirn, die im Schatten der Mähne kein Sonnenstrahl bräunen kann. Von ihr geht, ähnlich wie bei den Griechen, die Nase gerade und stark nieder und die vollen roten Lippen sind mit schütterem Varte umschattet. Und da sind die Augen, diese großen, die dämmernden Augen mit dem wunderbaren Feuer. Ein Feuer, das feucht und warm leuchtet in den gewöhnlichen Tag hinein, aber zu seiner Stunde in wundervoller Glücksglut strahlt oder in Unmut sprüht, so schauerlich, wie die Hochsommer-Nachtgewitter des Libanon. Dieses Blickes wegen haben ihn viele das „Feuerauge“ genannt. Er trägt ein schlichtes langes Kleid, doch weder Hut noch Stab. An den Füßen zum meist Schuhsohlen, die er bisweilen umzubinden vergißt, denn in seiner Vergeistigung nimmt er die Rauheit des Erdenpfades nicht wahr. So wandert er auf den Steinen der Wüste wie auf den Matten blühender Täler. Wenn keine Genssen manchmal ähgen unter Stürmen oder

Hiße und ihre Glieder zerreißen an den spitzen Steinen und an dem Gedorne — er bleibt ruhig und kluglos. Nicht wie jene Heiligen des Ostens sucht er die Beschwerden, aber er fürchtet sie auch nicht. Aller Außerlichkeiten ist er ein Feind, weil sie vom Innenleben ablenken und in ihrer gefälligen Form den falschen Schein der Erfüllung wecken können. Recht gerne läßt er sich laden zu den Fröhlichen und ist mit ihnen froh; bei Mahlzeiten ein bereitwilliger Esser und Trinker bis zur Grenze der mäßigen Sättigung. Die Tafelstreuben würzt er mit Erzählen von Parabeln und Legenden, in denen er den Leuten die tiefsten Offenbarungen beizubringen weiß. Seit er das kleine Haus zu Nazareth verlassen, besitzt er nichts mehr von weltlichem Werte. Was er auf seinen Landwanderungen für sich und die Seinen bedarf, das fordert er von den Besitzenden. Sein Benehmen ist manchmal scheinbar herbe und mit bitterer Ironie gesalzen, auch dort, wo er mitleidävolll unterweist und hilft. Selbst gegen seine Jünger, die er innig lieb hat — besonders den zarten Johannes — ist er stets erfüllt von dem Ernste seiner Sendung, aus schwachen Menschen beherzte gottesstarke Männer zu machen. So scharf, daß es auch der Blinde greifen kann, trennt er, was ihm recht, und was ihm zuwider ist. Verquickungen zwischen Gut und Böse kann er nicht leiden. Am widerwärtigsten sind ihm die Wortdeutler, Heuchler und Schleicher, da hält er es weitaus lieber mit offenbaren Sündern. Für seine Person nachgiebig, aber in seiner Lehre unbugsam, das ist einer der Grundzüge. Alle persönliche Mißgunst, alles Hassen, alles, was das Herz vergiften kann, hält er fern von sich. Seine Seele ist Vertrauen und Güte. So hoch preist er die Güte und so schwer verdammt er die Selbstsucht, daß einer seiner Jünger sagen kann, aus Güte sündigen führe näher zu Gott, denn aus Selbstsucht Gutes tun. — Die Anfeindungen und Widerwärtigkeiten, die ihm widerfahren,



macht er zu einer Quelle der Seligkeit. — Seligkeit! Ist dieses Wort nicht mit Jesus in die Welt gekommen?

„Er spricht immer vom Seligsein,“ sagt einmal einer zu Johannes, „was verstehst du nur unter Seligsein?“

Und Johannes: „Wenn es in dir ganz friedsam ist, so daß kein weltliches Begehren und keine Bitterkeit dich unruhig macht, daß alles in dir Liebe und Vertrauen ist, als ob du in der Ewigkeit Gottes ruhest und dir nichts mehr widerfahren könnte — so ist es ungefähr das, was er Seligsein nennt. Aber kein Wort kann es sagen, nur wen's ergreift, der weiß es.“

Also ist in Jesus der stolze Mut der Gottgemeinschaft, den er jedem gibt, der mit ihm geht. — Nun aber wäre auch zu sagen: Wo Jesus am göttlichsten ist, dort ist er am menschlichsten. Im frohen Verzicht auf Weltgier, Weltgut und Weltforge befreit er sich von jener Last, unter der die meisten Menschen unglücklich werden. In der Gottgemeinschaft ist er einfältiges Kind und weiser Lebenskünstler zugleich. Alle Angst vor Zufälligkeiten, Gefahren, Verlust und Sturz ist dahin. Alles geht nach seinem Willen, weil es der Wille Gottes ist und er genießt das Leben mit Unbesangenheit und reinem Sinn. Ist das nicht die rechte Menschlichkeit? Und kommt man nicht gerade mit dieser lebensfrohen Menschlichkeit der Göttlichkeit nahe? —

In solcher Art nun ist er gewandelt unter jenem Himmelsstriche, auf dem altgeschichtlichen Boden, der das Heilige Land genannt wird bis ans Ende der Zeit.

Und nun kommt jener Tag. Jener große Sabbatmorgen.

Lange haben die grauen feuchten Dünste gelagert über den Tälern von Galiläa, am Libanongebirge sind Rebelbänke gehangen mit frostigem Regenschauer. Und nach dieser trüben Zeit geht ein reiner klarer Frühlingsmorgen auf. Von der steinigen Anhöhe aus gesehen liegt ringsum das blühende Land. In den Tälern frisches

Grün, von blinkenden Bächen durchschlängelt. An den Lehnen, auf den Hügeln die Bestände der Pinien, Feigenbäume, Oliven und dunklen Zedern. An den Heden Weinreben und betaute Rosensträucher. In den weichen Lüften vielstimmiger Vogelsang und der frische Hauch vom Meere her. Dort gegen Untergang das blaue Band des mittelländischen Gewässers und im Morgen durch ferne Felscharten tief herauf schimmernd das Tote Meer. Im Mittag Steppengelände und die gelblichen Wälle, wo die Wüste beginnt. Und in der Abendrichtung das von dunklem Walb und lichten Wänden durchsetzte Libanongebirge mit seinen Schneehäuptern. Über allem ein großer sonniger Frieden.

Die Felsplatten der sanften Anhöhe sind besetzt mit Menschen, deren viele diese Flur nie gesehen hat. Und noch immer kommen sie heran von allen Weilern und Gehöften. Anstatt in die Synagoge zu gehen, wie es vorgeschrieben wäre, eilen sie dieser Berghöhe zu; anstatt weicher Ruhe zu pflegen, wie es ihr Behagen verlangte, kommen sie über Stock und Stein daher; anstatt den Freund, den Nachbarn zu besuchen, steigen sie selbander die Höhe heran. Denn alle wissen es, daß dort Jesus ist und sprechen wird. So stehen sie nun da oder lassen sich nieder auf die flachen Steine, Männer und Frauen, alt und jung, arm und reich. Viele sind bloß der Neugier voll und ergehen sich in vorwitzigen Gesprächen; andere schweigen in Erwartung. Jene, die ihn schon kennen, flüstern erregt miteinander und Simon sagt zu Jakobus: „So stark hat mein Herz noch niemals geklopft, als heute.“

Da steht er auf der Höhe des Berges — Jesus.

Wenn es vorher in der Menge wie das dumpfe Brausen des Meeres gewesen war, so tritt jetzt eine Lautlosigkeit und Ruhe ein, als ob alle Menschen in seinem Anschauen zu Stein geworden wären. Er selbst steht in seinem langen, lichten Kleide in den blauen

Himmel hinein wie eine weiße Säule. Die linke Hand gleitet ruhig herab, die rechte liegt an seiner Brust. — Reife aber deutlich hebt er an zu sprechen. Nicht im hochgetragenen Predigerton, sondern rasch und feurig, in manchen Augenblicken kurz stehend, wenn die Gedanken sich sammeln zu einem großen Worte. Es ist nicht, als ob er die Rede sich früher ausgedacht oder aus Büchern gezogen hätte. Was seiner bluteigenen Natur entsprungen, was Ewigkeiten in ihm gezeitigt haben, im Sturme des heiligen Geistes spricht er es heraus.

— — — Ich bin gesandt, daß ich euch rufe. Ich komme zu allen, aber zu den Armen zuerst. Zu den Betrübnen, Gepeinigten komme ich, zu den Kranken, zu den Gefangenen, zu den Geschlagenen. Ich komme mit froher Botschaft vom himmlischen Vater.“

Nach diesem Eingange schaut er voller Demut weit hin in die große Natur — gleichsam, als trete er ihr das Wort ab, wenn sie Besseres wisse. Aber die Natur schweigt, alle Kreatur hat geschwiegen und aufgehört zur selben Stunde.

Dann hebt Jesus seine Augen über die Menge hin und beginnt zu sprechen, wie es vor ihm die Menschen nie gehört haben.

„Brüder! Freuet euch! Und noch einmal sage ich es: Freuet euch! Im Himmel lebt ein gütiger Vater. Seine Gegenwart ist überall, seine Macht ist ohne Grenzen, und wir sind seine Kinder, die er lieb hat. Über alle läßt er seine Sonne scheinen, keinen läßt er aus den Augen. Er sieht jedem ins dunkle Herz und ohne seinen Willen wird keinem auch nur ein Haar gekrümmt. In des Menschen Willen legt er das Seligwerden und das ewige Leben. Höret, was ich euch nun sage in seinem Namen:

Ihr heilsuchenden Menschenkinder alle, kommet zu mir. Ich preise selig die Einfältigen, sie haben das Himmelreich in sich. Ich preise selig die Leidenden, die

Betrübten. Von der Welt enttäuscht, verlassen, flüchten sie zum Leben in Gott. Ich preise selig die Gutmütigen und Friedliebenden. Ihr Herz wird nicht beunruhigt von Haß und Schuld, sie leben als frohe Kinder Gottes. Ich preise selig, die Gerechtigkeit lieben. Sie sind darin Gottes Bundesgenossen und werden Gerechtigkeit finden. Ich preise selig die Reinen. Keine verwirrenden Begierden trüben ihnen das Angesicht Gottes. Ich preise selig die Warmherzigen. Die mitleidende Liebe gibt Kraft und bringt Mitleid zurück in der Noth. Und selig, dreimal selig seid ihr, wenn ihr Verfolgung leidet der Gerechtigkeit willen. Euer ist das Himmelreich. — Ihr alle, freuet euch und jubelt — kein Auge hat noch gesehen und kein Ohr hat gehört die Freuden, die euch bereit sind im Himmel. — Höret nun meine Sendung. Viele sagen, ich wollte die alten Gesetze aufheben. So ist es nicht. Ich bin gekommen, die alten Gesetze recht und ganz zu erfüllen, aber nicht nach dem Buchstaben, sondern im Geiste. Nach dem Buchstaben erfüllen es die Schriftlehrer, die in den Tempeln predigen und das Volk führen wollen: aber wenn ihr tut wie die, so werdet ihr nicht gerecht sein und das Reich Gottes nicht finden. — Die Schriftlehrer sagen, du sollst nicht töten. Ich sage, du sollst nicht einmal zürnen und schmähen. Wer zürnt und richtet, der wird selbst gerichtet werden. Deine frommen Opfergaben, sie nützen dir nichts, wenn du mit deinem Nächsten in Feindschaft lebst. — Im Gesetze der Alten heißt es, du sollst nicht ehebrechen. Ich sage, du sollst nicht einmal denken an des Bruders Weib. Lieber dich blenden, als daß dein Auge seiner begehrt. Besser dein Licht ist verloren, als deine Reinheit. Lieber haue dir die Hand ab, als daß sie sich nach dem Eigenthum des Nächsten ausstreckt. Besser deine Macht ist hin, als deine Seligkeit. — Im Gesetze heißt es, du sollst nicht falsch schwören. Ich sage dir, du sollst gar nicht schwören, nicht bei Gott, nicht bei deiner Seele, nicht bei deinem

Kinde. Ja oder Nein, das ist genug. — Nun saget, ob ich diese Gesetze aufhebe? Ich verlange vielmehr ihre strengste Erfüllung. Aber es gibt Gesetze, die ich aufhebe. Höret. Da heißt es: Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Ich sage, du sollst dich deinem Widersacher nicht feindlich entgegenstellen. Was du gerechterweise für dich tun kannst, das tue, weiter gehe nicht, es ist tausendmal besser, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu tun. Mit Sanftmut besiege den Feind. Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so halte ihm auch die linke hin. Vielleicht bricht das seinen Grimm. Will jemand dir den Oberrock entreißen, so frage freundlich, ob er nicht auch den Unterrock brauchen könne. Vielleicht schämt er sich seiner Habsucht. — Wenn dich jemand um etwas bittet, das du ihm gewähren kannst, so wende dich nicht ab, und wenn du zwei Röcke hast, so gib einen davon dem, der keinen hat. — Im Gesetze der Alten heißt es: Liebe deinen Nächsten, hasse deinen Feind. Das ist falsch. Den zu lieben, der mich liebt, und den zu hassen, der mich haßt, das ist leicht. Das tun auch die Gottlosen. Ich sage dir, liebe deinen Nächsten und liebe auch deinen Feind. — Höret, ihr Brüder, und verkündet es auf der ganzen Welt, was ich euch jetzt sage: Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen.“ —

Nun schweigt er und im Volke ist eine stumme Bewegung. Eine Weihe ist zu dieser Stunde über den Erdball gegangen, wie sie seit der Erschaffung der Welt nicht gewesen.

Jesus fährt fort zu sprechen: „Tuet Gutes, denen die euch hassen; so tut auch Gott den Menschen, selbst wenn sie seiner spotten. Trachtet doch in allem dem Vater im Himmel ähnlich zu werden. — Was ihr Gutes tut, Gottes wegen tuet es und nicht der Menschen wegen. Deshalb ist das zweite Gebot so viel wie das erste, wenn es heißt: Liebe Gott mehr als alles und deinen Nachbarn wie dich selbst. Aber mit deinen guten Werken

sollest du nicht prunken. Wenn du Almosen gibst, so tue es heimlich und rede nicht davon, gleichsam als wisse es nicht einmal deine linke Hand, was die rechte tut. Wenn du dich nicht befreiest von den Gütern der Welt, so kannst du Gottes Reich nicht finden. Aber wenn du fastest, so mache dabei kein trauriges Gesicht. Sei heiter, was brauchen die Leute zu wissen, daß du fastest! Wenn du den Tag Gottes nicht heiligst, so kannst du den Vater nicht sehen. Aber wenn du betest, so tue es verborgen in deiner Kammer. In stiller Demut bist du deinem Vater im Himmel am nächsten. Mache aus deinem Gebete nicht viele Worte, wie die Götzanbeter. Nicht jeder, der seinem Vater beständig Herr, Herr schmeichelt, kommt zu ihm, sondern wer seinen Willen tut. Erhebe dein Herz im Vertrauen und ergib dich in den Willen dessen, der in den Himmeln ist. Ehre seinen Namen, suche sein Reich. Bitte um Verzeihung deiner Schuld und nimm dir vor, auch deinem Veleidiger zu verzeihen. Dann bitte um das Nötige für heute und morgen, um Stärke gegen Versuchungen und um Befreiung von aller Zagheit und bösen Begier. — So sollst du beten, dann wirst du erhört werden. Denn wer recht bittet, der erhält, und wer fortwährend anklopft, dem wird aufgemacht. Oder wäre unter euch ein Vater, der seinem um Brot bittenden Kinde einen Stein reichte? Und wenn schon der arme Mensch seines Kindes Bitte erfüllt, um wie mehr das der mächtige, gütige Vater im Himmel! Trachtet nur nicht zu sehr nach dem täglichen Bedarf; solche Sorge verdirbt die reinen Freuden. Habt ihr die Lebensmittel aufgehäuft, dann kommt der Tod. Sammelt nicht solche Schätze, die vergänglich sind, sammelt geistige Güter, die euch besser machen und die euch der Vater aufhebt fürs ewige Leben. Das ist ein Vorrat, der auch euren Nachkommen zugute kommt, die ihn in der Seele erben. Der Mensch ist so, daß er immer sein Herz an seine Güter hängt. Sind seine Güter bei Gott, dann wird auch sein Herz

bei Gott sein. Wer so gar für den Leib ist, der kann nicht für die Seele sein, weil man zweien Herren nicht dienen kann. Erwerbet für den Tag, was der Tag braucht und machet euch für weitere Tage keine großen Sorgen. Seid doch nicht bange, was ihr morgen essen, womit ihr euch im kommenden Jahre kleiden werdet. Vertrauet dem, der die Vögel nähret und die Blumen kleidet. Sollte der Vater im Himmel seine Menschenkinder nicht mehr lieben als die Sperlinge und die Lilien? Also vergräunt euch das Leben nicht mit Sorgen, seid fröhlich in Gott eurem Vater. Trachtet dem Himmelreiche zu, alles andere ist Nebensache und kommt dann von selbst. — Ich merke, Brüder, diese Worte gehen euch nahe. Aber sehet erst zu, ob der Lehrer nach seinen Worten auch lebt. Hütet euch vor Predigern, die anders leben als sie lehren, Wölfe, die den Schafspelz tragen. Wer je einmal vorgibt, in meinem Namen zu euch zu sprechen, dem schauet erst aufs Werk, wie dem Baume auf die Frucht. Nach dem Werke urtheilt auf den Menschen, aber richtet nicht! Ehe ihr richtet, denkt, daß auch ihr gerichtet werden könntet! Wie ihr andere messet, so werdet ihr selbst gemessen. Wie oft aber, Freund, siehst du in deines Bruders Auge einen Splitter, während in deinem Auge ein ganzer Ballen steckt! Lege erst deine eigenen Fehler ab, ehe du den des Bruders tadelst. — Der Weg, der zum Heile führt, ist freilich schmal, während man dem Abgrunde zur Linken ausweicht, kann man in den zur Rechten fallen. Damit ihr den schmalen Weg sicher trefft, so höret, was ich euch noch sage: Alles, was ihr wollt, das euch getan werde, das thut auch anderen. — Nun, ihr Brüder und Schwestern im Lande der Väter, wer heimkehren muß zu seinem Berufe, der lehre heim und er gedente der Botschaft, die ich gebracht habe. Wer sie bloß hören wollte und nicht leben, der wäre wie jener Mann, der ein Haus baut, aber auf Sand. Wer jedoch diese Lehre lebt, der

baut sein Haus auf Felsen und kein Sturm kann es zerstören. Dieses Wort, ich sage es im Namen des himmlischen Vaters, wird alle Weisheit der Erde überdauern. Wer es hört und nicht befolgt, ist mir verloren, wer es befolgt, der wird ewig leben."

Also endet diese Rede, die das größte aller Welt-ereignisse geworden ist. Vor dem letzten Tage sind viele erschrocken, denn das Wort haben sie ja gehört, aber sind zu schwach, es zu befolgen. Ihm ist ihre Verzagttheit nicht entgangen, und weil er niemanden ungetröstet ziehen lassen kann, so ist einigen, als hätten sie noch ein Wort vernommen: „Das Himmelreich gehört dem, der sich unablässig darum bemüht. Selig auch die Schwachen, die guten Willens sind."



Dieser Sabbat mit der Predigt auf dem Berge ist ein viel entscheidender Tag geworden. Die Leute haben sich nach derselben gar nicht zerstreuen wollen. Man drängt sich an Jesus, um sein Kleid zu fassen. Viele, die bisher zweifelnd gewesen, mögen nicht mehr von ihm weichen. Wohin er auch geht, sie wollen ihm folgen und sein Geschick mit ihm leben. Aber wie verstehen sie ihn, die Weltseelen? Was hoffen sie? Heute die Sorglosigkeit, morgen die Nacht! Welch ein Gewaltiger! Er reißt die Menge von der Scholle los, daß sie ihm Heerbann leisten. Wie wird es sein, wenn er die Weltmacht des Messias entfaltet! Die Bergrede — so meinen viele — sei eine Kraftprobe gewesen und dazu bestimmt, den Willen stahlhart zu machen für die heiligen Kämpfe ums Messiasreich, das auf Erden nun gegründet werden soll.

Aus Judäa sind Leute herübergekommen, aus dem Jordantal sind sie heraufgeeilt, aus dem Gebirge herab-



geströmt. Aus den Seestädten Tyrus und Sidon wandern sie herüber und selbst aus Vändern weit hinter dem Meere sind etliche da, um zu sehen, ob es wahr sei, was das Volk allenthalben spricht. Geschenke bringen sie daher auf Eseln und Kamelen, wovon Jesus das für sich und seine Freunde Notwendige annimmt, den Überfluß ablehnt oder an die Menge verteilt. Denn viele sind, die hungernd bei ihm aushalten und von seinem Worte satt werden wollen. Dann heben sie an, Kranke herbeizuschleppen, wovon er einigen Heilung und allen Trost gibt. Aber je mehr sie von Wundern an Kranken und Krüppeln hören, je mehr Wunder begehren sie noch, so daß er unwirsch wird und immer wieder daran erinnern muß, weshalb er gekommen. Auch hat er ihnen angedeutet, daß er nicht der Messias sei, von dem man die Befreiung und Erhebung des Judenreiches erwartet. Aber das nehmen sie für klugen Vorbehalt, da das Auftreten des Feldherrn wohl noch nicht an der Zeit sei. Andere halten sich abseits und sinnen nach über den tieferen Geist seiner Worte und es müsse doch möglich sein, sie aufzufassen und ihnen nachzuleben. Anfangs finden sie es leicht und lustig, sorglos und verträglich zu sein. Besonders den Armen kommt es gelegen, aus der Not eine Tugend zu machen und in der Meinung, daß ihre Trägheit und Saumseligkeit ein Verdienst sein soll. Aber bald merken sie, daß des Meisters Worte doch vielleicht anders verstanden werden müssen. Auch die Samariter horchen über die Grenze herüber nach der seltsamen Lehre vom Himmel auf Erden. Hatte die alte Schrift vom Seligwerden gesagt, so spricht dieser Jesus vom Seligsein.

Unter den Jüngern ist ein Geldwechsler aus Karioth. Doch der ist bisher nur an Sabbaten beim Propheten gewesen; in den Wochentagen hat er an seinem Geschäftstische Münzen gezählt und Zinsen berechnet. Aber das tut sich nicht gut, beim Rechnen muß er an den Meister

denken und verrechnet sich; und ist er beim Meister, so muß er ans Geld denken und überhört das Wort. Eines muß er lassen, aber er kann sich nicht entschließen. Bei dieser Vergreife jedoch hat es sich entschieden, er geht nicht mehr zurück zum Wechsellertisch, er bleibt bei Jesus, so felsenfest steht sein Glaube. Und ist ihm bei diesem Tausche so wonnig ums Herz, als hätte er an einen guten Mann Geld auf zweihundert Prozent ausgeliehen. Denn er ist zum Säckelwart erkoren und wird Schatzmeister im Messiasreiche sein.

Die einzigen, die sich noch mehr oder weniger zurückhalten, sind die Galiläer. Dieselben haben den Propheten als Zimmermann gekannt und wissen nicht, wie sie sich zu ihm stellen sollen. Da sagt er einmal, es treffe wohl auch bei ihm zu, daß der Prophet im Vaterlande nichts gelte. Nach Nazareth ist Jesus um diese Zeit oft hinausgekommen, stets begleitet von seinem wachsenden Anhange, so daß seine Mutter nie mehr ein vertrauliches Wort mit ihm hat reden können. — Aber in diesem Aufschwunge leimen auch schon die ersten Anzeichen kommender Verfolgung. Der Rabbite hat eines Tages in der Synogoge vor ihm gewarnt, als vor einem Verfänger. Mit heftigem Eifer hat er das Verderben geschildert, in das alle jene stürzen, die durch diesen gewissenlosen Menschen verleitet vom Glauben ihrer Väter abfallen. „Es gibt nur einen wahren Glauben!“ also hat er ausgerufen, „und nur einen Gott, und das ist nicht der Glaube und Gott dieses Abtrünnigen, sondern der Glaube Moses' und der Gott Abrahams, Isaks und Jakobs. Und dieser Gott verflucht den falschen Propheten und seinen ganzen Anhang, so daß der Teufel über ihn Gewalt hat. Tief zu beklagen,“ so setzt er schmiegsam bei, „sind nur die Seinigen, besonders die unglückliche Mutter, die zur Schmach der Familie und zum Ärger des ganzen Bandes einen solchen Sohn geboren hat.“ Und dann läßt der Rabbite wieder die Hoffnung

durchblicken, daß es vielleicht doch gelingen werde, den Verirrten, der so schwer gegen die Gesetze sündige, zur Vernunft zu bringen, wenn schon nicht mit Liebe, so doch mit Ernst und Macht, auf daß er wiederum zurückkehre zum ehrlichen Handwerk, in dem er einst gottgefällig gelebt hätte.

Und da hat es sich wohl zugetragen, daß Maria, wenn sie aus der Synagoge nach Hause gegangen, von boshaften Nachbarn verhöhnt worden ist. Sie hat nichts gesagt, hat ihr weinendes Herz still sein geheißen. —

Eines Tages ist Jesus am See bei einem Gefinnungs- genossen zu Tische geladen worden. Das Haus ist gefüllt mit Anhängern, die weder Platz noch Schüssel finden können. Sie warten auf Wunder. Jesus ist wohl- gemut und spricht davon, wie er sich wundere, daß die Leute kleinen Wundern nachjagten und die großen über- sähen. Bei den Wundern, die man von ihm verlange, sagt ein Jünger, sei nicht das wichtigste, daß Steine zu Brod und Kranke gesund würden, sondern daß sie Ver- trauen erweckten. Vertrauen sei der Wunderkräfte größte. — Als sie noch reden, wird Jesus hinausgerufen; unter den Bedern stehe jemand, der ihn zu sprechen wünsche. Zwei Verwandte von ihm sind da und die fragen ihn kurz und geradehin, was er vorhabe, ob er zurückzu- lehren gedenke nach Nazareth oder nicht. Wenn nicht, dann sei ihm Haus und Werkstatt verfallen — daß er es wisse.

Jesus antwortet ihnen: „Gehet und saget eueren Ältesten in Nazareth: Wer des Hauses bedarf, dem ge- hört es, wer die Werkstatt brauchen kann, der soll sie benützen. Und laßet in Frieden ziehen den, der ein Haus bauen will, wo viele Wohnungen sind.“

Sie bleiben stehen und sagen: „Wenn du für uns taub und störrisch bist, so ist noch jemand da.“ Und nun tritt die Mutter vor. Sie hat ein blaues Tuch über den Kopf geschlagen, abgehärmt ist sie und kann vor Schluchzen kaum sprechen. Sie nimmt ihn bei der

Hand: „Mein Sohn! Wohin soll das führen? Kannst du es denn verantworten? Vom Glauben fällst du ab und nimmst ihn auch so vielen anderen.“

Darauf er: „Ich nehme ihnen den Glauben? Siehe, ich gebe ihnen das Vertrauen.“

„Aber Kind, ich kann's nicht fassen. Das ganze Land bringst du in Aufruhr. Die Leute verlassen ihre Häuser, ihre Familien, ihre Arbeit und laufen dir nach. Welchen Zauber hast du ihnen denn angetan?“

„Sie folgen der Botschaft,“ sagt er. „Wie der Hirsch nach der Quelle, so dürften sie nach Trost.“

„Trost nennst du das, wenn sie in der Wüste hungern und frieren?“ redet einer der Verwandten drein. „Trost nennst du es, wenn sie verkommen, bis ihnen die Lappen vom Leibe fallen und sie als Verbrecher in die Hände der Söldlinge geraten? Gib acht, es wird noch etwas geschehen, die Herren zu Cäsaria und Jerusalem werden sich das nicht gefallen lassen. Sie werden dem Volksaufwiegler schmachvoll das Handwerk legen — und das reden sie!“

„Wer ist der Volksaufwiegler?“

„Der Volksaufwiegler bist du!“

Jesus staunt über das Wort und sagt: „Ich? — Ich, der ihnen sagt: Verscheidet euch! Liebet einander, tuet Gutes euren Feinden! Ich ein Volksaufwiegler?“

„Sie sagen, du wollest der Messias sein, der das Reich erobert.“

„Ein Reich, das nicht von dieser Welt ist.“

Maria fällt ihm in die Arme: „Mein lieber Sohn, laß' das gehen. Soll es anders werden, so wird's Gott auch machen ohne deiner. Sieh', wie einsam ist deine Mutter geworden in Nazareth! Komm' mit mir in unser friedfames Heim und sei wieder mein guter, süßer Jesus. Und die da, siehe, sie haben dich lieb, es sind ja doch auch deine Brüder.“

Da streckt Jesus seinen Arm aus und weist auf

seine Anhängerschaft, die sich am Hause drängt: „Das sind meine Brüder! Die mit mir den himmlischen Vater erkennen, das sind meine Brüder.“

Die Verwandten treten zurück und ringen ratlos die Hände. „Er ist von Sinnen! Von einem Dämon ist er besessen!“

Dem Volke, das über die Planke von der Straße hereinschaut, tut das verlassene Weib leid, man möchte gerne vermittelnd eingreifen, und da ruft hell eine Stimme: „Glücklich die Mutter, die einen solchen Sohn hat! Selig werden sie die Völker preisen!“

Ernst wendet sich Jesus um: „Selig sind, die dem Worte Gottes folgen!“

Der Mutter ist es bei diesen Worten, als habe ein Schwert ihr Herz durchbohrt. Die Leute staunen und flüstern zueinander: „Warum ist er so hart gegen seine Mutter?“

Da antwortet ihnen Johannes der Jünger: „Er sieht das einzige Heil in Gott dem Vater. Viel Völk hat er zu ihm befehrt, und gerade die er am meisten liebt, wollen die Botschaft vom Himmelreich nicht hören. Das schmerzt ihn und macht ihn herb.“

Jesus erhebt nochmals seine Stimme und spricht: „Wer mein Jünger will sein und seine Eltern und Geschwister glauben nicht an mich, der muß Eltern und Geschwister verlassen, um mir zu folgen. Wer Weib und Kind hat, die meine Botschaft verachten, der muß Weib und Kind verlassen und mir folgen, wenn er will mein Jünger sein. Wer Gott nicht mehr liebt als Mutter und Kind, als Bruder und Schwester, ja als sich und sein Leben, der ist Gottes nicht wert.“

Viele sind ob dieser Rede betrübt und murren untereinander: „Er verlangt zu viel.“

Da sagt Johannes: „Wem es ernst ist mit dem Glauben an den himmlischen Vater, der kann nicht anders sprechen. Er fühlt es wohl selbst, wie schwer es

ist, alle Bande zu zerreißen. Merkt ihr denn nicht, wie er mit sich ringt und sein eigenes Herz muß nieder-schlagen, daß es nicht über ihn Gewalt erlange! Er be-gehrt von seinem Jünger alles, weil er ihm alles gibt. Wir beginnen schon es zu erfahren, daß das, so er uns zu geben hat, mehr wert ist als alles, was wir dafür hingegen.

Seine Verwandten sind fortgegangen. Sie führen heftige Reden gegen Jesus. Das kann die Mutter nicht hören, sie bleibt zurück und steigt allein hinan den steinigen Weg. In ihrem tiefbetrübten Gemüte betet sie: „Ich lege mein Anliegen in Gottes Hand. Sein Wille ge-schehe!“ — Und ahnt nicht, daß es das Gebet ihres Sohnes ist, — daß sie eine Jüngerin Jesu geworden.



**A**nderwärts ist Jesus' Ruf so groß geworden, daß sich alles um ihn bewirbt. Die Armen bedrängen ihn, um an seinem Tische zu speisen, wo das Wort Fleisch geworden ist; die Reichen bitten ihn zu ihren Tischen. Er lehnt von diesen die meisten ab, doch einige nimmt er an.

Solchen, die demütig im Hintergrunde bleiben und doch Verlangen haben nach ihm, naht er selbst. Da lebt in der Gegend ein Mann, der keinen größeren Wunsch hat, als den Propheten zu sehen. Wie er nun hört, Jesus komme des Weges, hebt er an zu zittern und denkt, was tue ich? Ich möchte ihm ins Gesicht sehen und wage mich nicht vor ihn. Denn als Zollmann stehe ich überall schlecht in der Meinung und bin auch nicht viel wert. Dann ist er immer von vielen Leuten umgeben, ich aber bin klein gewachsen und sehe nicht über die Köpfe.

Als nun Jesus naht, klettert er auf einen dürren Feigenbaum und lugt zwischen den Ästen hinab. Jesus sieht ihn und ruft laut: „Zachäus, steig' vom Baum herab! Ich will heute bei dir einkehren.“

Der Zöllner springt vom Baume, geht hin und sagt gedrückt: „Herr, ich bin nicht wert, daß du in mein Haus trittst. Nur ein Wort von dir und mein Verlangen ist erfüllt.“

Die Leute verwundern sich, daß der Prophet gerade diesen zweifelhaften Menschen bevorzugt. Zachäus ist ganz außer sich darüber, daß der Meister ihn kennt und gerufen hat. Alles, was sein Haus nur aufbringen kann, setzt er dem Gaste vor. Jesus jedoch sagt: „Das sind gute Dinge. Aber ich will das Kostbarste, was du hast.“

„Was ist das, Herr?“ fragt Zachäus erschrocken, denn er glaubt ihm ja das Beste gegeben zu haben, „alles, was ich habe ist dein.“

Da faßt ihn Jesus bei der Hand, blickt ihn liebevoll an und sagt: „Zachäus, gib mir deine Seele!“

Der Mann ist sein Folger geworden.

Ferner speist er eines Tages am Tische eines Mannes, der sehr gelehrt und ein großer Sittenrichter ist. Neben vielen anderen Gästen sind auch mehrere der Jünger da, und es werden teils gelehrt, teils leidenschaftliche Gespräche geführt über die Schrift. Jesus ist anfangs schweigsam, es mag ihm zu Sinn gekommen sein, um wie weit lieblicher es wäre, daheim am Herde der Mutter die Worte treuer Einsalt zu hören, als hier mit Geistesproben über leere Buchstaben zu streiten. Aber er wird bald ins Gespräch gezogen. Jemand hat das Gebot von der Nächstenliebe angeschlagen, und wie es oft geht, die einfachsten Dinge verwirren sich und werden unverständlich, sobald sie in die verschiedenen Meinungen der Weltweisen geraten. Da sagt nun einer von den Gästen: „Es ist merkwürdig. Gerade über die wichtigsten Dinge denkt man nicht nach, weil sie so klar sind. Und auf

einmal, wenn man darüber nachdenkt, versteht man sie nicht. So weiß ich eigentlich auch nicht, wen ich lieben soll, wie mich selbst."

"Deinen Nächsten!" belehrt sein Tischnachbar, der Jünger Matthäus.

"Richtig, Freund! Wenn ich nur auch wüßte, wer das ist, mein Nächster. Es laufen einem im Tage allerhand Leute unter die Füße, und wenn mir einer das Bein stellt, so ist zurzeit der mein Nächster. In diesem Augenblicke habe ich gar zwei Nächste — dich und den Zacharias. Welcher von beiden ist der, den ich lieben soll wie mich selbst? Es steht doch nur von einem geschrieben. Und wenn du es bist oder der Zacharias, weshalb soll ich ihn mehr lieben als den Meister, der weit oben an der Tisel sitzt, also nicht mein Nächster ist?"

"Mensch, das ist eine vorwitzige Rede!" verweist der Jünger Bartholomä.

"So unterrichte mich!" sagt der andere.

Der Jünger hebt an und will erklären, wer der Nächste ist, aber er kommt damit nicht recht weiter, es verwirren sich seine Gedanken. Mittlerweile ist die Frage bis zum Meister vorgedrungen. Wer ist — recht verstanden — der Nächste?

Jesus antwortet und erzählt eine Geschichte. "Ist einmal ein Mann gewesen und der geht von Jerusalem hinab gegen Jericho. Der Weg ist einsam, es überfallen ihn die Straßenräuber, sie ziehen ihn aus, schlagen ihn und lassen ihn für tot liegen. Nach einer Weile wandert des Weges ein Erzpriester, sieht ihn liegen, und da er merkt, daß es ein Fremder ist, eilt er weiter. Wieder nach einer Weile geht ein Hilfspriester heran, sieht ihn liegen, denkt: Ein Schwerverwundeter oder ein Toter, ich will eines Fremden wegen keine Ungelegenheiten haben — und geht vorüber. Endlich kommt einer aus dem verachteten Volke der Samariter. Der sieht



den Hilflosen, bleibt stehen und hat Erbarmen mit ihm. Er labt ihn mit Wein, gießt in die Wunden Öl, hebt ihn auf und trägt ihn bis zur nächsten Herberge. Dort gibt er dem Wirt Geld, daß er den Leidenden pflege, bis er hergestellt wäre. — Nun, was meint ihr? Die Priester haben in ihm einen Fremden gesehen. Der Samariter aber seinen Nächsten.“

Nest erklären sie es sich: Dein Nächster, das ist ein Mensch, der gerade auf deine Hilfe gewiesen ist und dem du helfen kannst.

Nun mischt sich der Jünger Thomas ins Gespräch und bezweifelt, ob man es wohl von einem hohen Fürsten verlangen könne, daß er vom Pferde steige und einen elender Bettler im Straßengraben aufhebe?

Frägt Jesus: „Thomas, wenn du einmal als hoher Fürst herantreitest und findest mich elend im Straßengraben liegen — wirst du mich liegen lassen?“

„Herr!“ schreit der Jünger erschrocken auf.

„Siehst du, Thomas. Und was du dem Ärmsten tust, das tust du mir.“

Nun fragt einer der übrigen: „Soll man denn nur Armen Gutes tun, nicht auch Reichen und Vornehmen?“

Und Jesus: „Wenn du der Bettler an der Straße bist und es kommt ein Fürst vorübergeritten, so kannst du ihm nichts Gutes tun. Wenn aber sein Pferd strauchelt und er stürzt, so fange ihn auf, damit er sein Haupt nicht an einem Stein zerschlage. Denn er ist in diesem Augenblicke dein Nächster geworden.“

Da flüstern einige zueinander: „Es scheint manchmal wirklich, daß er im Ernste verlangt, man müsse alle Menschen lieben. Das ist doch zu schwer.“

„Das ist sehr leicht, Bruder,“ sagt Bartholomä, und sein Wort ist nicht ohne Spott. „Die Millionen Menschen, die du nie siehst, die dich nicht belästigen, zu lieben, das kostet nichts. So lieben auch die Heuchler und Worthelden. Doch während sie vorgeben, die ganze

Menschheit zu lieben, oder ihr Volk, sind sie hart gegen den nächsten Mitmenschen."

"Reicht ist es, Ferne zu lieben," sagt nun Jesus, "und leicht ist es, die Gutmütigen und Nachgiebigen zu lieben. Wie aber, wenn dein Bruder dich beleidigt hat und dir immer wieder Übles tut? Nicht siebenmal sollst du ihm vergeben, sondern siebenundsiebzigmal. Gehe hin und weise ihn gütig zurecht. Und erst, wenn du deinen Bruder gerettet siehst, sollst du wieder fröhlich sein."

Als sie noch so reden, drängt sich ein junges Weib in den Saal, eine von solchen, die ihm überallhin folgen und ungeduldig vor der Thür harren, während der Meister im Hause auf Besuch ist. Tief gebückt, fast unbemerkt eilt sie herbei, hockt sich nieder vor Jesus und beginnt aus einem Gefäß ihm die Füße zu salben. Er läßt es ruhig geschehen; der Gastherr aber, der ihn geladen, denkt bei sich: Rein, Prophet ist das keiner, sonst müßte er wissen, wer es ist, der ihm jetzt die Füße salbt. Ist es nicht die Sünderin von Magdala? — Jesus errät seine Gedanken und spricht: „Freund, ich will dir etwas sagen. Ein Mann ist, der hat zwei Schuldner. Der eine ist ihm schuldig fünfzig und der andere fünfhundert Groschen. Da sie aber nicht zahlen können, so läßt er beiden die Schuld nach. Sage nun, welcher wird ihm am dankbarsten sein?"

"Natürlich, dem er am meisten nachgelassen hat," antwortet der Gastgeber.

Und Jesus: „Du hast recht. Auch diesem Weibe ist viel nachgelassen worden. Du fragst warum? — Siehe, du hast mich geladen in dein Haus, deine Diener haben diesen Saal mit Rosenbust erfüllt, da doch die reine Bust zu den Fenstern hereinweht. Sie haben mit Cloden- und Saitenspiel mein Ohr gereizt, da doch der helle Vogelsang hereinklingt. Sie haben mir den Wein in kostbarem Kristall gereicht, da ich doch gewohnt bin, aus irdenen Schalen zu trinken. Daß mich aber von

der langen Wanderung über die Steppe her die wundten Füße schmerzen könnten, daran hat niemand gedacht als dieses Weib. Sie hat viel Liebe, darum wird ihr viel verziehen.“

Der Sittenrichter muß schweigen. In der Jünger Runde hört man das Wort: Jesus der Christ. Weil Christ heißt der Gesalbte. Sie denken dabei an die Salbung der Füße, noch mehr aber an den verheißenen Gesalbten, den Messias, und sie erinnern sich wieder jener gewaltigen Vergrebe, die ihre Seelen verwandelt hat.

Elliche jedoch sind immer, die es nicht verwinden können, daß der Prophet mit dieser Gefallenen so gütig gewesen ist. „Wie anders,“ so denken sie es, „spricht er doch mit diesem jungen Weibe als mit seiner Mutter!“ Und wie sie noch sehen, daß sie in seinem Gefolge ist und ihn begleitet überallhin, ihm die Sandalen anlegt, wenn die Pfade steinig sind, ihm den Mantel trägt, wenn es heiß ist, da sind sie äußerlich unmutig und heimlich gar zufrieden und hegen untereinander manch schalkhafte Rede. Jesus hat es wahrgenommen und dazu nicht geschwiegen.

„Seid ihr denn so niedrig und so verderbt!“ ruft er ihnen einmal zu, „daß ihr zwischen Mann und Weib nichts als die Sünde sehet? Seid ihr unfähig auch nur zu denken, daß der Geist das Fleisch besiegen kann? Er kann es, und wieder sage ich, er kann es. Ja, noch mehr, wo das Leben im Geiste stark ist, da gibt es weder Mann noch Weib. Nicht jeder bedarf es.“

„Der Mensch ist schwach!“ sagen sie.

Darauf einer der Jünger: „So werde er stark. Er stärke seinen Willen, lege allen Wert und alle Kraft auf geistiges Leben und er wird sehen, wie die Sinne zur Ruhe kommen, wie er allmählich frei wird und Größeres vollbringt, als es Erdenkindern erreichbar scheint.“

Aber ihr Vorwisp ist noch nicht gedämpft und so

trägt einer, weshalb Gott Adam und Eva erschaffen hätte, wenn er nur pure Geister haben wollte?

Darauf antwortet der Meister: „Was wollt ihr denn? Wäre mir das Weib wie die Eva, dann soll sie die Schwester sein. Und ist sie die Schwester, dann soll sie die Eva sein. Warum seid ihr denn so wachsam für das? Weil ihr nichts anderes denken könnt als Fleisch, weil ihr nichts anderes liebt als Sünde. Ihr Späher und Sittenschnürfler! Täglich würdet ihr der unnatürlichen Laster begehen, wenn es Gott nicht zurecht gesetzt hätte in Adam und Eva! Ihr Söhne des Vehm, so suchet die Gattin, aber nicht um Lüste zu pflegen, sondern um sie zu dämpfen. Jeder erfülle in seiner Weise die Absichten Gottes und reinige die Schwelle seiner eigenen Thür!“

Von diesem Tage an sind die Rörgler stumm geworden und keiner wagt es mehr, das geschwisterliche Verhältnis des Propheten zum Weibe aus Magdala auch nur mit einem Worte anzutasten. Aber es kommt die Zeit da sie sagen, es sei schade, daß dieser herrliche Mann keine Familie hätte. Und es erscheint manchmal vor seiner Seele ein trautfames Bild: Die Werkstatt zu Nazareth, und an Feierabenden sitzt er behaglich im Kreise von Mutter, Weib und Kind. Leicht wird er dieser Erscheinung Herr. — Das können Unzählige. Ich muß das tun, was kein anderer kann.

Eines Tages, als der Meister gegen Kapernaum hinabgeht, drängt sich wieder das Volk heran. Frauen führen kleine Kinder an der Hand, tragen noch kleinere auf dem Arm, um ihnen den Wundermann zu zeigen. Andere der Knaben drängen sich zwischen den Beinen der Leute durch nach vorne, um ihn zu sehen und sein Kleid zu küssen. Man will sie zurückscheuchen, daß sie den Meister nicht belästigten. Er steht unter dem Feigenbaum und ruft laut: „So laßt doch die Kleinen zu mir kommen!“ Und die Kinder, die rundgesichtigen, kraus-

löpsigen, hellhängigen springen heran, daß die Kleidlein fliegen, und umringen ihn, die einen frohgemut, die anderen scheu und bekommen. Er setzt sich auf den Rasen, er zieht die Kleinen an seine Seite, hebt die Kleinsten auf seinen Schoß. Sie schauen zuerst mit weit aufgerissenen Auglein in sein freundliches Gesicht; er scherzt mit ihnen, da lächeln sie jauchend oder lachen hell. Und sie spielen mit seinen Lockenringeln und sie schlingen ihre Armchen um seinen Nacken. So vertraulich und vergnügt sind sie und so bewegsam umgaukeln die Kleinen Geschöpfe den Propheten, daß die Menge in schweigender Freude dasteht. Aber auch Jesus ist von seliger Freude erfüllt, so daß er laut ausruft: „Diesen ist das Himmelreich!“ — Wie Maienhauch weht das Wort hin über die Menge. Aber manchem wird bange, als der Meister beiseht: „Sehet, wie sie sind: arglos, fromm und fröhlich. Ich sage es euch: Wer nicht wird wie ein Kind, der geht nicht ins Himmelreich ein! Und wehe dem, der eines dieser Kleinen verführt, dem wäre besser, man hätte ihm einen Mühlstein an den Hals gebunden und ihn ins Meer versenkt! Wer aber ein Kind aufnimmt um meinetwillen, der nimmt mich auf.“

Da ahnen sie wohl, daß dieser Mann es nicht nötig hat, sich ein enges Heim zu bauen, weil ja doch alle großen und kleinen Menschenkinder sein sind.



Das Land Galiläa ist reich an Armen und arm an Reichen gewesen. Man hätte also meinen sollen, Jesus, der Armenfreund, wäre hier der rechte Mann. Und doch hat seine Behre nicht Boden fassen können gerade in diesem Lande. Unter den vielen Armen sind die wenigen Reichen um so mächtiger, und diese haben

ihren ganzen Einfluß auf das Volk aufgebieten, den Propheten von seiner Höhe zu stürzen und seine Tätigkeit zu untergraben. Die besten Werkzeuge der Hochgestellten sind die Rabbinen gewesen, und von diesen ist der Trugschluß verbreitet worden, daß ein Volk, welches dieses Mannes Grundsätze nachlebe, in kurzer Zeit zu Grunde gehen müsse. Denn die Armen, die freiwillig auf ihr Recht verzichteten, müßten noch ärmer, und die Reichen, die den Vorteil ausnützen, noch reicher werden. Dabei ist nämlich vorausgesetzt, daß nicht die Reichen, nur die Armen des Propheten Lehre annehmen, während wir wissen, daß sich Jesus besonders an die Reichen wendet, sie zur Umkehr ruft, und zwar auch zum Vortheile der Armen. Sie aber sagen: Die Reichen lehren nicht um, sondern verzehren den sanftmütigen Jesujünger, wie der Wolf das Schaf. Das leuchtet diesen ein und sie werden mutlos: Der Prophet meint es zwar gut, aber es kommt doch nichts dabei heraus.

Dazu wird bekannt, daß Jesus sich habe salben lassen. Sich salben lassen, das heißt der Gottgesandte, der Messias sein wollen! Und das geht wider die bestehende Ordnung, wider den König. — So deuten es die Prediger in den Synagogen, in den Häusern und auf den Straßen; verschweigen aber, daß die Salbung nur von einer niedrigen Person geschehen sei, um ihm die wunden Füße zu heilen. In Wahrheit ist es diesen Warnern nicht um das Volk und nicht um den König zu tun, sondern um ihren Buchstaben.

Als das Weib, das ihm die Füße gesalbt, merkt, daß er um sie Verdächtigung leidet, geht sie schweigend ihre gesonderten Wege. Kein Mensch hängt heißer an ihm wie sie und keiner geht so still davon. Sie geht nicht mehr hinab nach Magbala zu dem alten Manne, den sie aus Mitleid geheiratet und aus Liebe — vergessen hat, sie geht zu Verwandten nach Bethanien. Seit der Prophet sie aufgehoben und vor allem Volke gerecht-

fertigt hat, verschlicht man ihr dort das Haus nicht mehr, sondern hat sie aufgenommen.

Jesus nimmt wahr, wie unter ihm der heimatlliche Boden immer mehr wankt, wie die Leute immer feindseliger werden, wie sie ihm die Herbergen versagen und Fallen legen. So zieht er nun mit denen, die ihm treu geblieben, hinaus in die Steinberge von Judäa. Unterwegs gewinnt er neuen Anhang und in der Wüste kommen Leute aus allerhand Völkerschaften herbei, mit Bündel und Stab, um den seltsamen Prediger zu hören. Die einen sind übersättigt von der dürren Pharisäer-Weisheit, die anderen sind enttäuscht von der schlechten Verwaltung des Landes, von den hohlen Versprechungen der Römer, sind zerschlagen von dem wirtschaftlichen Niedergange der Arbeit, von der Erschlammung der Geister, von der Verrohung der Menschen. Etliche sind vor den Räuberbanden eines Barab geflohen, die in der Wüste ihr Unwesen treiben. — Nun sind sie da und hungern nach lebendigem Worte, um ihre verschmachtenden Seelen zu nähren. Johannes ruft ihnen entgegen: „Seine Lehre ist Nahrung. Das Wort wird Fleisch und nährt die Seele. Wer es isst, der wird nicht sterben.“

Nun bleiben sie Tag und Nacht bei ihm, ihrer Tausende, und werden satt. Und viele bitten, daß ein Jünger Wasser über ihr Haupt gieße, zum Zeichen, daß auch sie Anhänger geworden sind und rein sein wollen.

Da ist es in einer Sternennacht der Wüste. In einer jener Sternennächte, da die Gestirne in funkelnder Klarheit niederleuchten und aus den Steinen ein bläuliches Schimmern und Qualmen hervorlocken — so daß es ist, wie ein Auferstehen verklärter Seelen. Einer der Jünger betrachtet diesen in heiliger Stille so gewaltig lobenden Sternenhimmel und sagt: „Brüder, mich schauert vor dieser Unermehlichkeit!“

Der andere Jünger: „Und ich freue mich über diese Unermehlichkeit.“

„Ich flüchte vor meiner Bangigkeit zum himmlischen Vater.“

„Und ich bringe dem himmlischen Vater meine Freude.“

Alles hat sich in weitem Kreise um Jesus gelagert. Man will ruhen, aber man kann nicht schlafen. Die Nacht ist zu feierlich.

Und nun beginnt einer leise zu reden: „Hier ist's wie im Reiche Gottes.“

Da hebt ein anderer sein Haupt, das auf dem unterstellten Arm gelegen war und sagt: „Weißt du denn, wie es im Reiche Gottes ist?“

Nest schweigt jener, aber nach einem Weilschen antwortet er: „Zwar weiß ich das nicht, denke aber gerne darüber nach. Er spricht so oft vom Himmelreich. Ich möchte wohl doch Näheres davon wissen.“

„Fragen wir ihn.“

„Frage du ihn.“

„Ich wage es nicht.“

„Fragen wir den Johannes. Der kennt ihn am besten, der wird es schon wissen.“

Johannes ruht auf dem Sand und legt sein Haupt auf einen Stein. Die weichen Voden sind sein Kissen. Aber auch er schläft nicht. Sie schleichen hin und fragen ihn dreist, wo das Himmelreich sei, von dem der Meister so oft spricht. Ob unter der Erde, oder über der Sonne? Oder wann es anhebe, bald — oder in tausend Jahren?

Sagt Johannes: „Wie lange seid ihr schon mit ihm?“

„Der Wochen sieben.“

„Und ihr wisset noch nicht, wo das Himmelreich ist? Dann versteht ihr seine Sprache nicht.“

„Er spricht doch die Sprache unserer Väter.“

„Er spricht die Sprache des Reiches Gottes. Erinnert euch doch: Das Himmelreich ist, wo Gott ist. Gott ist, wo die Liebe ist.“



„Und wo ist diese?“

„Was denket ihr?“

„Die Liebe, denke ich, muß wohl im Herzen sein.“

Und darauf Johannes: „So wisset ihr auch wo das Himmelreich ist.“

Die zwei schauen einander an, scheinen es immer noch nicht genau zu wissen. Da geht Johannes zu Jesus, der auf dem Felsen sitzt und lange hinausgeblickt hat in die weite Nacht, als wäre sie voller Gesichte. Sein Anblick ist so hell, als hätte sich in ihm der Sterne Schein vereinigt.

„Meister,“ sagt Johannes. „Wir finden keinen Schlaf. Erzähle uns vom Himmelreich.“

Jesus wendet sich und auf seine nächsten Jünger weisend spricht er: „Euch ist es gegeben, das Geheimnis vom Himmelreich zu wissen. Den andern dort kann es nur durch Gleichnisse erklärt werden. Denn das Reich Gottes kann nicht aufgebaut werden aus Holz oder Stein wie ein Tempel, es kann nicht erobert werden wie ein Königreich, es kann nicht mit leiblichem Auge geschaut werden wie ein blühender Garten und man kann nicht sagen, da ist es oder dort ist es. Das Reich Gottes muß erstürmt werden mit der Gewalt des Willens, und wer stark und beständig ist, der reißt es an sich. Sein Auge und seine Hand muß ununterbrochen gerichtet sein auf diesen Pflug, der das Erbreich furchet für die große Ernte. Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut auf anderes, der ist fürs Reich Gottes nicht geeignet. Aber dem, der es ernstlich sucht, kommt es über Nacht. Der Same, gestern auf den Acker geworfen, ist aufgegangen — der Mensch weiß nicht wie. Der Same ist das Wort von Gott, das ausgestreut wird hin nach allen Seiten. Ein Teil fällt auf den Weg, ihn fressen die Vögel. Ein Teil fällt in die Dornen, er wird erstickt. Ein Teil fällt auf leichte Erde, er geht auf, aber verdorrt in der heißen Sonne. Nur der kleinste Teil fällt

auf gutes Erdreich und trägt große Frucht. So ist es mit der Gottesbotschaft. Die bösen Neigungen verzehren sie, die irdischen Sorgen ersticken sie, die glühenden Sinne verborren sie, aber das nach Gott verlangende Menschenherz nimmt sie auf und in ihm wird das Wort zum Himmelreich."

In der ruhenden Menge haben sich immer mehr Köpfe aufgerichtet. Denn er spricht! Da regt es sich und alles lauscht.

Jesus erhebt seine Stimme und fährt fort also zu reden: „Etliche von denen, die mich jetzt hören, haben das Himmelreich in sich. Aber seid wachsam! In der Nacht kommt der Feind und säet Unkraut. — Das Wort ist wie ein Senfkorn. Das ist unter allen Samenkörnern das kleinste und wird doch der größte Baum. Vielleicht ganz unversehens ist dir ein Wort ins Herz gefallen. Du achtest seiner kaum, gehst darüber hinweg, aber es leimt heimlich, auf einmal ist die Erleuchtung da, und du hast das Himmelreich. — Und dann ist es wie ein Sauerteig, der dein ganzes Wesen erregt und ändert. Und wie ein auf dem Acker verborgener Schatz ist das Himmelreich, der Mensch findet ihn, verkauft mit Freuden alles, was er hat und kauft diesen Acker. Und wie eine Perle ist es, für die ein Kaufmann alle Reichthümer hingibt. Aber es ist auch wie ein Lampenlicht, an das man immer Öl gießen muß, wenn es nicht verlöschen soll. Verlischt es, so hast du kein Licht, wenn plötzlich der Überfall kommt. — Und vernehmet auch das: Der Herr des Himmelreiches ist wie ein König, der dem Knecht auf vieles Bitten alle Schuld nachläßt. Der Knecht aber schenkt seinem Schuldner die Schuld nicht, sondern läßt ihn ins Gefängnis werfen. So ruft ihn der König vor seinen Richterstuhl und spricht: Ich habe mich über dich erbarmt und du hast dich über deinen Mitknecht nicht erbarmt. So werfe ich dich jetzt auf die Folterbank, bis du mir von deiner Schuld den letzten Heller

bezahlt hast. Wer nicht nachläßt, dem wird nicht nachgelassen werden."

Jesus schweigt und durch die Menge geht ein banges Zittern. Johannes kommt zu dem Manne, der ihn vorher gefragt hat und sagt: „Weißt du es nun, was er mit dem Reiche Gottes meint?"

„Ich ahne es."

„Das ist einstweilen genug. Denke, er hat, um das Himmelreich zu zeigen, die Nacht gewählt. Denn es ist nicht eine Ausschau, es ist eine Einkehr. Mensch, wenn du das Himmelreich hast, so hast du's in dir. Ist es da nicht, so suchst du es anderswo vergeblich."

Elliche sind, die schütteln betrübt den Kopf. Sie könnten es nicht fassen. —

Nun kommt ein Greis gewankt und der wagt sich an Jesus mit der Frage, was er tun solle? Er sei ein weltlicher Mensch, habe immer nur der Erde gelebt und nun höre er, für ihn sei es zur Umkehr zu spät. „Wie komme nun ich zum Himmelreich?"

Hierauf hat Jesus das folgende gesagt: „Ein Mann nimmt Arbeiter auf für seinen Weinberg. Den einen nimmt er am Morgen auf, den andern um Mittag und den letzten gegen Abend, als das Tagewerk schon beinahe zu Ende geht. Und als es zur Auszahlung kommt, gibt er jedem gleich viel Lohn. Da beklagen sich die am Morgen und Mittag Aufgenommenen, sie hätten doch viel länger gearbeitet in des Tages Dast und Sonnenhitze und sollten nicht mehr Lohn haben, als der, so erst am Abend eingetreten ist und kaum eine Stunde gearbeitet hat? Darauf spricht der Herr des Weinberges: Ich habe mit euch doch vorher den Lohn besprochen und er ist euch recht gewesen. Was geht es euch an, wenn ich dem andern etwas schenke!" — — Wer spät zu mir kommt, der kommt gerade so zu mir, als der schon am Morgen da ist. Hauptsache ist, daß er zu mir kommt.

Da hebt der Greis vor Freude an zu weinen darüber, daß er aufgenommen ist, so spät am Tage er auch in den Weinberg, in das Reich Gottes gekommen.

Weil der Meister jedem so willig zur Rede steht, so kommen in dieser Zeit noch andere zu ihm, bittend, daß er ihnen Unfaßbares deuten möchte. Da hätte er einmal eine Geschichte erzählt vom König, der, nachdem die bestellten Gäste abgesagt haben, die Leute der Straße laden läßt zu seinem Hochzeitsmahl. Diese erscheinen, aber einer hat kein Hochzeitsgewand an. Den läßt der König in die Finsternis werfen. Der Meister hätte damit wohl ein Gleichnis sagen wollen, aber sie könnten es nicht verstehen. Der König ist zu hart, er muß doch im voraus wissen, daß Leute von der Straße kein Hochzeitsgewand am Leibe tragen.

Jesus schweigt, Jakobus redet: „Und die Geladenen müssen wissen, daß man zu einer Königshochzeit nicht in zerrissenen und beschmutzten Kleidern kommt. Geladen sind freilich alle, aber wer unrein und ohne Demut kommt, der wird wieder hinausgewiesen ins Dunkle. Unvorbereitet trete keiner ein.“

Auch noch ein anderes seiner Himmelreichsgleichnisse beunruhigt sie. Das vom ungerechten Haushalter, den sein Herr lobt, weil er so klug für sich selbst gesorgt hat mit dem ihm anvertrauten Gelde. Dieser Verwalter weiß nämlich, daß er entlassen werden soll und läßt den Schuldnern seines Herrn heimlich einen Teil der Schuld nach, damit er dann bei ihnen gute Aufnahme finde. Und er hätte recht getan! — „Ja, kann man sich denn das Himmelreich kaufen mit Gütern, die nicht unser Eigentum sind?“

Spricht ein Maultiertreiber drein: „Ich denke mir bei dieser Geschichte gerade so: Keiner von uns hat auf dieser Erde ein Eigentum. Wir alle sind nur Verwalter der Güter, und wenn wir davon den Dürftigen hingeben, so sind wir zwar ungerechte Verwalter, weil wir

etwas geben, das nicht uns gehört, und doch tun wir recht."

Über diese Auslegung haben etliche die Achseln gezuckt, besonders Reiche und Schriftweise wollen sie nicht bekennen. Jesus aber sagt im Gebete: „Ich preise dich, Vater, daß du vieles, was dem Weltweisen verborgen ist, dem Einfältigen enthüllest. Selig, die nicht an meiner Lehre Anstoß nehmen!“

Aber noch immer kommen die Jünger, um einander zu fragen, wenn ihnen etwas dunkel ist. So weiß Thomas auf einmal nicht, was der Meister unter dem Worte Wahrheit versteht. Er sei die Wahrheit. Man müsse Gott anbeten in der Wahrheit, und wer aus der Wahrheit sei, der verstehe Gottes Wort.

Was sagt Johannes, der jüngste unter ihnen? „Die Kinder der Welt nennen es Wahrheit, wenn sie mit dem Hammer einen Stein zerschlagen, und finden, daß er aus Kalk ist. Sie nennen es Wahrheit zu wissen, wie die Fische im Meer und die Würmer in der Erde sich unterscheiden und wie sie die Räume des Himmels mit Ziffern messen können. Sie nennen es Wahrheit, wenn festgestellt ist, wie ein Samensorn keimt und des Menschen Leib nach dem Tode in Staub zerfällt. Wahrlich, das sieht jeder mit eigenen Augen. Aber ist denn das irdische Auge die Wahrheit? Und sagt er dann: „Ihr solltet die Wahrheit wissen? Nein, er sagt: ihr solltet die Wahrheit sein.“

Die Wahrheit sein. Ohne Hehl und Falsch sein, kindlich treu und wahrhaftig in der Gesinnung sein und in diesem Geiste Gott anbeten. — Wieder ein anderer Jünger meint: „Wenn er sagt, ich bin die Wahrheit, so heißt das: Ich bin der wahre Mensch, der ganze Mensch, der vollkommene Mensch, der erste vollkommene Mensch, wie er von Gott gedacht ist, mit der Offenbarung der Möglichkeit, daß auch wir einmal werden können, wie er ist.“

So suchen sie einander zu fördern in dem Begreifen des Himmelreiches, und mancher jubelt Tag und Stunde, weil er das — was die Weisen aller Zeiten gesucht — gefunden zu haben glaubt.

Der Armen, Verachteten und Unglücklichen versammeln sich immer mehr um ihn. Oft ist das wunderliche Wüstenlager gefüllt mit Kranken, Mühseligen und Verzagten. Viele sind mit schweren Bekümmernissen, aber von Hoffnung getragen, aus weiter Ferne gekommen; und nun, da sie ihn schlank und ernst dort stehen und in tiefen Worten lehren sehen, verläßt sie der Mut und sie getrauen sich nicht zu ihm. Sie sind voller Zagen. Da breitet er die Hände aus und ruft: „Kommet doch heran! Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch laden. Ich bin nicht gekommen, zu richten und zu strafen. Ich bin gekommen zu suchen, was verloren, zu heilen, was krank, und lebendig zu machen, was tot war. Ich bin gekommen zu den Traurigen, daß sie getröstet, zu den Gefallenen, daß sie erhoben werden. Ich gebe mich selbst für viele zur Erlösung. Von dieser Welt ist meine Macht nicht, ich bin Herr im Reiche Gottes, wo alle selig sind in vertrauender, freudiger Liebe. Kommet zu mir, ihr Irrenden und Vergehenden! Ich habe für euch die Freude und das ewige Leben.“

Die Jünger blicken einander erstaunt an. In solch erhabener Sanftmut hat er noch nie gesprochen. Das Volk hat sich schluchzend um ihn gedrängt, seine Worte sind vielen Öl auf die Wunden. Die wenigsten denken daran, wie es denn möglich sei, daß ein Mensch so spricht, so stolz, so liebevoll und so göttlich. Gepackt von Begeisterung und Vertrauen geben sie sich ihm hin, in seiner Nähe werden Hungernde satt, Blinde sehend, Zweifelnde glaubend, Lahme gehend, Verzagte gestärkt, tote Seelen lebendig.

Simon ist immer hoch erfreut, so oft neue Wan-

berer herbeikommen und wenn abziehende das Geldbrot tun, des Meisters Lehren zu befolgen. Hingegen derb aufgebracht ist er, wenn sie sich abweisend verhalten, weil es ja nicht möglich sei, seine Forderungen zu vollbringen. Auf derlei müßige Erregungen des Simon erzählt Jesus wieder eine Geschichte: „Ein Mann hat zwei Söhne, wovon er jedem befiehlt auf seinen Acker zu gehen, um zu arbeiten. Der eine sagt: Ja, Vater, ich will sogleich hingehen. Nachher überlegt er, daß die Arbeit schwer sei und geht nicht hin. Der andere Sohn sagt dem Mann ins Gesicht, er wolle nicht auf den Acker gehen, die Plage sei zu groß. Wie er allein ist, denkt er: Ich will doch trachten, den Willen des Vaters zu tun, geht auf den Acker und arbeitet. Was dünkt euch, welcher von den beiden hat recht getan?“

Ein Schriftforscher antwortet: „Der ihm zugelegt, hinzugehen. Denn es steht geschrieben: Wer sich bereit erklärt, das Gesetz zu befolgen.“

Jesus ist über diesen Beweis verblüfft. Mit Wehmut sagt er: „Es ist erstaunlich, wie falsch sie die Schrift auslegen. Wahrlich, eher werden öffentliche Sünder in das Himmelreich finden als diese Schriftlehrer!“

Von dieser Stunde an hat Simon sich nicht mehr gestrent an leeren Zusagen und sich nicht mehr geärgert über die Ablehnung derer, die später vielleicht in Demut kommen, um die schwere Arbeit aufzunehmen. Geduldig, wie er einst am See mit dem Netze gewartet, wartet er auch jetzt, ob sie kommen wollen. Und sinnt über ein dunkles Wort des Meisters: Viele sind berufen, wenige auserwählt.



In Jerusalem, der Königsstadt, hat zu jener Zeit ein glücklicher Mann gelebt. Der hat alles gehabt, was das Leben sein macht: Große Reichthümer, mächtige Freunde und schöne Freundinnen, die ihm täglich das Haupt mit Rosen bekränzen. Sein Leben ist noch jung, von seinen Wünschen ist ihm jeder erfüllt, bis auf den einen, bis auf den, daß es immer so bleiben möchte. Und wenn zwischen den lauten Freuden bisweilen ein stilles Stündlein ist, da er zu sich selbst kommt und sein Glück betrachten und messen kann, da wird ihm bange. Ja, da ist ihm hart wehe geworden, denn täglich sieht man es an allen Orten, wie die Güter vergehen und die Vahren derer, die gestern noch vergnügt gewesen, hinausgeschwanken zu den Gräbern.

Nun hört dieser glückliche und bange Mensch, daß draußen in der Wüste ein Prophet sei, der das ewige Leben habe. Er wisse von unzerstörbaren Reichthümern und Glückseligkeiten und die halbe Welt ließe ihm zu, um deren theilhaftig zu werden. Also entschleicht sich auch Simeon — das ist sein Name — diesen Mann aufzusuchen. Er verwahrt seine Edelsteine in eiserne Truhen, übergibt seine Paläste, Weingärten und Schiffe samt allen Knechten dem Verwalter, befiehlt seine Lieben dem Schutze der Götter und versammelt um sich seine Sklaven. Im weichen, hellen Gewande, das mit Gold und Kleinodien reich geschmückt ist, an der Seite das krumme Schwert, an dem Güte die flatternden Federn seltener Vögel, so reitet er auf hohem Rappen zur Stadt hinaus. Der Dienertroß begleitet ihn; an seiner Seite reiten auf afrikanischen Lasttieren bewegsame Mohren, die Scheibe eines Sonnendaches über ihn haltend, mit blumigen Fächern Kühlung ihm ins Gesicht fächernd. In goldenen Behältern bringen sie Früchte des Ostens und Südens, schwachhafte Tiere des Meeres und der Wüste mit, köstlichen Wein, Räucherwerk und Rissen zum



Schlummern. An einem Fleden begegnet dieser Zug schwarzen Gestalten, die einen Toten tragen. Auf hohem Brette in weißes Linnen gewickelt liegt er und darüber in den Rüsten kreist ein Rabe. Simeon wendet sich unwillig ab, seine Natur erschauert vor allem, was tot ist. Münzen läßt er streuen in den Trauerzug, wie er am liebsten über alles Leid und alle Trauer eine bunte, mit Edelsteinen besetzte Hülle werfen möchte.

Als er aus Steingebirge kommt, beginnen die fremdländischen Tiere zu stracheln und bleiben zurück. Der Mappen setzt seine Hufe unsicher auf die klingenden Platten, sein Kopf bäumt sich schnaubend auf und er will nicht voran. Simeon hält Rat, wie er weiter kommen könne. Landleute führen Mantiere herbei und bieten sie an, er lehnt sie ab. Auf so verächtlichem Tiere will er nicht zum Propheten kommen, der den Schlüssel zu den unzerstörbaren Gütern und zum unaufhörlichen Leben hat. Seine Sklaven müssen eine Säule bauen, er legt sich unter altherndem Zelt auf weiche Kissen und so tragen sechs Mohnen den Herrn in der Wüste dahin. Wo auf der Nase Rast gehalten wird, da ist es wie ein königliches Lager; in Kristallbechern reichen Diener ihm den Trunk der Quelle, flinke Köche bereiten ihm das Mahl, schöne Frauen, deren Haut zart wie Samt ist und braun wie Kupfer, strahlen ihm das schwarze Haar, ergöhen ihn mit Harfenspiel, und bewaffnete Knechte halten Wacht gegen den Wüsthauptling Parab.

Weil die Landschaft immer noch unwirtlicher wird, so daß trotz aller Mittel manche Beschwerde nicht ganz zu vermeiden ist, so erinnert Simeon sich an die Behaglichkeit in seinem Palaste zu Jerusalem und er denkt an Umkehr. Und doch zieht's ihn fort, dem Weisen entgegen, um das Unvergängliche zu erfahren. Über lahle Höhen her kommen Leute, die wissen schon zu erzählen von dem Lehrer, der am anderen Rande der Wüste

sei, zeitweise allerlei Volk um sich versammelt habe und vom ewigen Gottesreiche spreche. Also schwankt die Sänfte weiter und kommt am nächsten Tag durch dürre Felschluchten hinab in das Thal, das von wenigen Öl- und Feigenbäumen beschattet ist. Um einen solchen Feigenbaum stehen und hocken Leute beisammen, zumeist armselige, kummervolle Gestalten, Elende, wie sie heimlos und von Liebe verlassen umherirren. In schlechte Pappen gehüllt und gebeugt, so wenden sie ihre Gesichter dem Baume zu — denn dort steht er und redet.

„Seid nicht traurig und nicht verzagt. Ihr versäumt nichts an der losenden Welt. Der Vater und sein Reich ist euer. Vertraut ihm, ihr seid sein. Erfreuet euch durch Liebe, es geschieht euch leichter, wenn ihr liebet, als wenn ihr hasset. Und bei allem, was euch zustoßt, haltet euere Seele fest, sonst habt ihr nichts zu verlieren.“

Simeon hat die sonderbaren Worte deutlich gehört und bei sich gedacht: Sollte es dieser sein? Nein, unter eine Motte von Gesindel setzt sich der Weise nicht. — Und doch sagen sie, er sei es. Simeon steigt aus seiner Sänfte, das wie ein Halbreifen gekrümmte Schwert zieht er mit einer Hand heran, daß es nicht rasselte auf den Steinen. So drängt er sich fachte vor. Mirselnder Moderstaub der alten Gewänder, Schweiß der Menge — wie widerlich! Die Versammelten weichen scheu zurück vor dieser lichten Herrtugestalt, wie sie eine ähnliche in der Nähe des Meisters noch nicht gesehen haben. Jesus steht ruhig unter dem Feigenbaum und sieht den Fremdling kommen. Drei Schritte vor ihm bleibt dieser stehen, neigt sein Haupt, legt die Hand an die Stirn, also wie ein König den andern grüßt.

„Herr“, spricht der Fremdling und seine Stimme ist nicht scharf und grell wie sonst, wenn er seinem Befolge Befehle gibt, vielmehr gedämpft und bellommen: „Herr, ich komme einen weiten Weg zu dir. Ich habe dich lange gesucht.“

Jesus streckt schweigend die Hand nach ihm aus.

Simeon ist erregt, er möchte sein Anliegen gewährt vorbringen, aber die Kette will nicht fliegen. Stammelnd sagt er: „Herr! Ich höre, daß du vom ewigen Leben weißt, ich komme deshalb zu dir. Sage mir doch, wo ist es zu finden? Was soll ich tun, um das ewige Leben zu haben?“

Jesus tritt einen Schritt vor, blickt den Mann ernst an und sagt: „Willst du leben, so halte die Gebote des Moses.“

„Des Moses?“ antwortet der Fremdling verblüfft. „Aber das tue ich ja. Obschon ich von den Heiden stamme, so habe ich mich doch in diesen Dingen dem Volke angeschlossen, unter dem ich wohne. Indes, es ist nicht um das. Auch die Juden sterben dahin. Aber ich möchte immer leben.“

Da spricht Jesus: „Willst du immer leben, so halte dich an den, der immer lebt. Liebe Gott mehr als alles und deinen Nächsten wie dich.“

„O Herr!“ sagt Simeon, „das bestrebe ich mich ja zu tun. Und doch ist mir bange.“

Darauf Jesus: „Dir ist bange, weil du es tun solltest und tun möchtest und doch nicht tust. Du besitzest Paläste in der Stadt, Fruchtboden auf dem Lande, Schiffe auf dem Meere, beladen mit Kostbarkeiten. Du besitzest tausend Sklaven. Bücher füllen deine Verwalter, wenn sie es aufschreiben, was du besitzest.“

„Herr, du weißt das alles?“

„Freund, dein Aufzug steht im Abglanz der Reichtümer. — Siehe diese Leute, die mir folgen. Sie haben ein schlechtes Kleid und eine frohe Seele. Wenn es dir ernst ist, so mußt du alles, was du hast, hingeben.“

„Hingeben? Alles was ich habe?“

„Das mußt du hingeben und werden wie diese. Dann komm' mit mir, ich führe dich zum ewigen Leben.“

Als Jesus solches und noch anderes gesprochen hat,

senkt der Fremdling das Haupt und tritt langsam zurück. — Wie? Diesen niedrigen, bettelhaften Leuten soll ich gleich werden? Freiwillig aus meinem gewohnten Kreise niedersteigen in dieses grenzenlose Elend? Nein, das kann kein Mensch. Das kann kein Mensch. — Er tritt in sein Gefolge zurück und ist sehr betrübt.

Jesus hat ihm sinnend, mit gültigem Auge nachgeblickt.

„Wer ist er denn?“ fragt ein Jünger. „Er trägt nachgerade einen Königmantel. Solche Seiden hat man noch nicht gesehen. Ist es ein Fürst aus dem Morgenlande? Wenn er gekommen ist, um uns zu beschenken, so vergift er jetzt seines Vorhabens.“

Ohne die vorwichtige Rede zu beachten, spricht nachdenklich der Meister: „Einen Reichen zu gewinnen für die Seligkeit, das ist schwer. Der Menschen Wille ist allzu schwach. Ihre Sinne schwelgen in Überfluß und ihre Seelen lassen sie verschmachten in Bangigkeit. Ja, meine Freunde, eher geht das Kamelhaar durch ein Nadelohr, als der Reiche in unseren Himmel.“

Nicht in Bitterkeit, in Trauer vielmehr ist dieses Wort gesprochen. Und da tut jemand den Ausspruch: „Ja, wenn die Gebote zu schwer sind, dann werden Sünden daraus. Weil man sie übertreten muß.“

Blickt Jesus den Jüngern an und spricht: „Wozu bin ich denn gekommen? Wozu zeige ich euch denn, wie leicht die Last ist? Sehet ihr es nicht schon an euch selbst, wie befreit man ist, wenn das große Sorgen und Jagen aufgehört hat? Aber das werdet ihr erst recht erkennen, wenn die Gnade des Vaters kommt.“

Ihre Ohren hören es kaum. Der Glanz hat sie schon zerstreut und mit verlangenden Augen blicken sie dem Zuge nach, der langsam davongeht mit seinen Pferden, Kamelen, Reisigen, Mähren und schönen Frauen. Ein altes höckeriges Israelitlein, das hinter einem Steinblock lauert, murmelt mit einiger Bosheit: „Mich dünkt, die

möchten auch lieber mit dem Heiden ziehen, als hier auf die Gnade des himmlischen Vaters zu warten."

Simeon liegt wieder auf seiner schwankenden Säule und sinnt. Er trachtet die unverrichtete Sache mit seinem Gewissen in Einklang zu bringen. — 's ist ein Phantast, dieser Prophet. Das Gottesreich, was soll das heißen? Einbildungen und Träumereien! nur geeignet, die Leute träge und untüchtig zu machen. Eine Lehre für Habenichtse und Vagabunden. So sieht es aus, sein: Ewig leben! Solange er lebt, glaubt er recht zu haben, und ist er tot, so kann er's nicht mehr wissen, daß er unrecht hat. Und dabei die Gefahr der Menge. Der Besizende nicht Eigentümer seiner Güter? Er müßte sie hingeben, an Arme verteilen? Dieses Gleichvielhaben oder Nichts-haben aller, das jeden Aufschwung ausschließt und alles in die jämmerliche Alltäglichkeit niederbrückt. Nein, das ist mein Heil nicht. Übrigens, einen Vorteil wird diese Wüstenreise für mich haben; jezt wird mir wieder wohler sein in meinem Hause.

Doch hat sich für ihn Gelegenheit ergeben, noch einen Blick in das Reich zurückzuwerfen, dem er eben wieder den Rücken kehrt. Mehrere, von dem Glanze seines Zuges gelockt, sind ihm von weitem gefolgt. Und auch drei der Jünger sind ihm nachgegangen, denen darum zu tun ist, ein Mißverständnis zu schlichten. An einer Quelle, die aus der Felsenkluft rinnt und um sich grünen Rasen hat, haben sie den vornehmen Fremdling eingeholt. Mohren wollen ihnen die Annäherung wehren, aber Simeon erkennt sie als ungefährlich und läßt sie vor sich.

Jakobus, der eine Jünger, sagt: „Hoher Herr, es ist schade! Ihr seid einer von den wenigen, die unseren Meister unverrichteter Sache verlassen. Ganz so hart wäre es nicht, wie Ihr etwa glaubt. Er selber sagt es, wer nur den rechten Willen hat, der ist nimmer verloren. Schon der Wille, ewig zu leben, führt dahin.“

„Wozu das?“ ruft Simeon aus, „es ist ja nicht möglich, was er verlangt!“

Und Jakobus. „Der Meister meint immer das allerhöchste Ziel und spricht in großen Worten, damit es besser im Gedächtnis bleibe.“

Simeon wehrt mit der goldbereiften Hand ab: „Alles hingeben, was man hat, alles hingeben! Bitter arm werden . . .!“

Darauf tritt der andere Jünger vor, stellt sich in seinem fahlen Gewande her und sagt: „Seht einmal uns an! Haben denn wir alles hingegeben? Wir haben nie viel mehr gehabt als heute, und was wir gehabt haben, das haben wir auch jetzt noch. Unser Bruder Thomas hat nur einen Rock, weil er vollblütig ist, ich habe zwei Röcke, weil ich leicht friere. Hätte ich schlechte Weine, so würde mir der Meister gerne einen Esel gestatten, wie dem Thaddä. Jedem, was er bedarf. Ihr seid ein vornehmer Herr und bedürftet mehr als unser-einer. Aber das, was Ihr habt, könnt Ihr lange nicht alles selber aufbrauchen. Und doch bedürftet Ihr es, weil Ihr die vielen hundert Menschen beschäftigt, die für das Wohl des Landes arbeiten und die von Euch leben. Ich sage Euch, daß Ihr recht gut sein Jünger werden könnet.“

Und Jakobus: „Wenn aber jemand eine Bußfahrt nach dem Reiche Gottes tun will und reist wie der Kaiser von Indien! — Nein, Herr, da Ihr mit der Welt schon nicht ganz brechen könnt, so übet Euch und tuet ein-stweilen das Eine. Habet Euere Nebenmenschen lieb. Behaltet Euer seidenes Gewand, aber bekleidet auch die Nackenden. Behaltet Euer Pferd zum Ritte, aber schenket dem Lahmen eine Krücke. Behaltet Euere Würde, aber befreiet auch die Sklaven. Gebet den Knechten, was sie verdienen. Wenn Ihr aber denkt, was sie aus den Ädern, aus den Berggruben, aus den Werkstätten hervorholen, das sei Euer allein, dann wehe Euch! — Glaubet mir, hoher Herr, Reichtum, wie Ihr ihn führt,

ist immer gefährlich für das Leben. Der sicherste Schutz gegen Neid, Haß und Überfall ist die Armut."

"Ein Übriges wollte ich gerne tun," meint Simeon.

"Gut, so saget jetzt den Sklaven, die Euch umgeben: Ihr seid frei. Wollt ihr mir noch weiter dienen, so will ich gut mit euch sein. Wollt ihr eurer Wege ziehen, so nehmet an Nahrung, an Gewand, an Basttieren, was ihr bedürft. — Tut Ihr das, Fremdling?"

"Schwärmer! Schwärmer!" schreit Simeon heftig auf. "Wie seht Ihr nur die Menschen! So sind sie nicht, so ist es nicht."

"Aber es wird einmal so sein," sagt der Jünger.

"Das ist ein Messias, der das Reich zerstört, anstatt es zu bauen!" ruft Simeon, springt auf sein Tragelager und winkt zum Ausbruch.

Der Herrenzug bewegt sich langsam und mit zuckendem Glimmern dahin über die dunklen Steinheiden. Die Jünger blicken ihm schweigend nach.

Im gelben Sande liegt ein graies Männlein. Wie ein Verggeist, so zwerpig und grau ist es. Dieser Greis ist daheim in dem weiten, öden Gestein. Er liebt die Wüste, wo die großen Gedanken wohnen. Er liebt die Wüste, wo er das Tor in das Nichts zu finden hofft. Er hat die Unterredung beobachtet, und jetzt da auf der Rückkehr die Jünger in seine Nähe kommen, windet er langsam seinen Oberkörper aus dem Sande und fragt: "Was sucht dieser ungeduldige Mann, mit dem ihr gesprochen habt?"

"Er sucht die Kraft, ewig zu leben."

"Ewig zu leben?" ruft hierauf der Greis verwundert.

"Und deshalb läßt sich der Mann in der Wüste so herum-schleppen? Was es doch für wunderliche Menschen gibt. Ich wollte gehen, weiß nicht wie weit, um mein Nirwana zu finden. Das ewige Leben wünsche ich nur meinen Feinden. Schon lange ist es her, daß man gesagt hat, ich wäre hundert Jahre alt. Seid ihr weise Männer,

so belehret mich und saget, was muß ich tun, um das Nichtsein zu erlangen?"

Sie sind erstaunt. Das ist eine märchenhafte Erscheinung. Ein Seiender, der nicht sein will! Aber Jakobus weiß ihm zu antworten.

„Freund, dein Begehren ist bescheiden, doch in Erfüllung gehen kann es nimmer. Nichtsein ist nicht. Stirbst du, so verlierst du nur deinen Leib, aber nicht dich. Du wirst vielleicht nicht leben, aber du wirst sein, so wie du heute nicht lebst und doch bist. Atmen und Warten ist nicht leben. Leben heißt Erfüllung, heißt Liebe — heißt Himmelreich.“

„Mein Himmelreich heißt Nirwana,“ sagt das Greislein und gräbt sich wieder in den Sand. „Und selig allein ruhe ich im Nirwana.“

Als sie weitergehen, spricht Jakobus: „Er fürchtet das immerwährende Sein, weil er keinen Gott weiß. Aber er ist nicht so weit von uns, als der reiche Mann mit seiner Weltgier.“

Simeon ist weitergezogen und hat gegen Abend die Oase Raba erreicht. Dort läßt er für die nächtliche Rast ein Lager aufschlagen. Ringsum die Diener, die Lastträger, die Tiere, in der Mitte das Zelt, in dem er sein Mahl einnimmt, sich auf die Kissen streckt und von den Mädchen sich in den Schlummer fächeln läßt. Aber gut hat er nicht geschlafen. Schwere Träume: In Jerusalem brennt sein Haus, auf stürmischem Meere ist Schiffbruch, treulose Wächter erbrechen seine Kisten. Und dazwischen immer wieder der Ruf: Gib alles hin! — Um Mitternacht wird er geweckt. Aber das ist kein Traum mehr, das ist gräßliche Wahrheit. Mit gedämpftem Lärm drubert's und flubert's ums Lager herum, schwarze Gestalten mit gliedernden Waffen huschen, im Lager selbst rührt sich's nur kriechend am Boden. Vor Simeon steht, begleitet von Beduinen, die Fackeln und Messer tragen, ein schlanker, finsterner Mann.



„Erschrick nicht, schöner Herr,“ so redet dieser den aufspringenden Simeon an, und man weiß anfangs nicht, ist's Güte oder Hohn. „Wir stören zwar deine Nachtruhe, kommen aber in keiner schlimmen Absicht, vorausgesetzt, daß du keine Umstände machst. — Gib alles, was du hast!“

In der ersten Bestürzung glaubt der Angefallene, er höre den Propheten — aber den Unterschied merkt er bald. Der Prophet und seine Jünger geben alles hin, was sie haben. Dieser Mensch nimmt alles hin, was andere haben.

„Dich kenne ich schon, stolzer Bürger von Jerusalem. Und ich bin Barab, der Wüstenkönig genannt. Du wirst keinen Widerstand versuchen. Dreihundert Mann halten in diesem Augenblicke Ehrenwache um dein Lager. Mit deiner Dienerschaft sind wir schon einig, ebenso mit deinen Schilblnecchten, sie haben nichts dawider.“

Also spricht der Häuptling, und dem armen reichen Manne wird nun klar, was das bedeutet. Seine Knechte sind erschlagen, er steht vor der gleichen Gefahr. Wie hat jener Jünger des Propheten gesagt? Der Reichtum gefährde das Leben und die Armut beschütze es! Hätte er seinen Troß freigegeben mit dem, was sie bedürfen, und sich als schlichter Wanderer auf die Feine gestellt, so wären die Dolche der Räuber jezt nicht gegen seine Brust gerichtet. In jäher Wut einen knirschenden Fluch stößt er aus: „So nimm, was du findest, und höhne mich nicht, du verruchte Wüstenbestie!“

„Gelassen, gelassen, lieber Herr!“ sagt der Häuptling, während die braunen Männer Teppiche, Gewänder, Waffen, Geschmeide und die goldenen Becher zusammenrassen und in große Säcke werfen. „Siehe wir helfen dir aufräumen.“

„Fort mit dem Trödel,“ ruft Simeon, „mich lasset zufrieden.“

Der Häuptling Barab grinst. „Mich dünkt, Freund, wir sind schon zu vertraut geworden miteinander, als daß

ich dich nach Jerusalem heimkehren lassen möchte. Du würdest dort allzu großes Verlangen nach mir haben und die Römer ausschiden, um mich aufzusuchen und in die schöne Königsstadt zu geleiten. Nach meinem Geschmach lebt es sich in der Wüste angenehmer. Sage mir bloß noch, wo deine Geldbrosen verborgen sind, deren ein Herr wie du doch wohl immer mit sich führt. Nicht? Dann magst du schlafen gehen."

Der ausgezogen ist, um das ewige Leben zu suchen, soll nun auch das zeitliche verlieren. In Todesangst, auf der Stirne kalten Schweiß, beginnt er mit dem Wüstenkönig zu feilschen um sein Leben. Er gebe dafür nicht bloß alles das, was sie hier sänden. Seltene Spezereien und Rauchwerk brächten ihm aus dem Osten die nächsten Karawanen, Gold in Warren, Diamanten und Perlen kämen mit den indischen Schiffen an, alles wolle er heraussenden in die Wüste und auch schöne Sklavinnen dazu, um mit den Geschweiden ihren Busen zu schmücken. Nur das nackte Leben solle man ihm lassen.

Mit grinsendem Gesichte, die Stumpfnase runzelnd, gibt der Häuptling zu verstehen, daß man den Arab nicht mit Weibern und Versprechungen lode, dafür sei er nicht mehr jung genug; daß er aber auch keinen ziehen lasse, um den Henker auf ihn zu heken, dazu sei er noch nicht alt genug. Hingegen habe er andere Schwächen. Der schlaffe, weiße Hals des edlen Bürgers, man wisse nicht, schmücke ihn besser Metall oder Seide. — Eine Seidenschnur zieht er aus der Manteltasche, dieweilen zwei Beduinen Simeon mürrisch festhalten.

Draußen im Lager ist mittlerweile der zweite Häuptling beschäftigt, unter Fackelschein die erbeuteten Schätze auf Kamele zu packen. So oft er dabei über einen Toten stolpert, tut er einen Fluch, und als seine Arbeit verrichtet ist, sucht er den Genossen. Gefesselte Weiber jammern laut, aber nicht so sehr ihrer Gefangenschaft wegen — die versteht sich bei ihnen immer von

selbst — als vielmehr, weil im Zelte drinnen ihr Herr ermordet werden soll. So entreißt dieser zweite Häuptling einem der Knechte die Fackel, eilt in das Zelt und kommt gerade zurecht.

„Varab!“ ruft er, den Heuler zurückschleudernd, „weißt du nicht mehr, was wir beschlossen haben? Wir töten nur Kämpfende, aber keine Wehrlosen!“

Varab zieht seine bürren Arme von dem Opfer zurück und mit weinerlicher Stimme beschwert er sich: „Dismas, du bist grausam! Soll ich alter Mann denn gar kein Vergnügen mehr haben?“

Sagt Dismas mit Bedeutung: „Wenn der Alte seine Zusage nicht hält, so wird die Mannschaft ihr Vergnügen haben wollen und zur Abwechslung einmal dem Wüstenkönig den Kronreifen etwas tiefer unten anlegen.“

Das hat gewirkt. Bei der wachsenden Reigung der Bandenmannschaft für Dismas hat es Varab nicht darauf ankommen lassen mögen.

Als es lichtet, wird dem Simeon ein Mantier vorgeführt. Einer seiner Sklaven, den verwundeten Arm in der Schlinge, wird ihm beigegeben, daß er zwei Brote und einen Mantel trage und das Tier leite. Und so tritt der Bürger von Jerusalem als beraubter und geschlagener Mann den Heimritt an in die Stadt, von der er fünf Tage früher so glänzend ausgezogen war.

In der Königsstadt hat dieser Überfall großes Aufsehen erregt. Stürmisch verlangt man von der Wehrmacht Streifungen in der Wüste zwischen Jerusalem und dem Jordangebiete, aus welcher eine Freveltat um die andere gemeldet wird. Selbst die Rabbinen und Pharisen predigen einen Feldzug, um die Steingebirge und Steppen einmal zu reinigen von den gefährlichen und verderblichen Horden, die sich dort herumtrieben. Die berühmte Bande der Häuptlinge Varab und Dismas — so sagen sie — sei lange noch nicht das Schlimmste. Viel

bedenklicher gestalten sich die Zusammenrottungen von allerlei Volk um den sogenannten Messias aus Nazareth, der im Wüstenland, wo er sich sicher fühlt, aufrührerische Reden und Umtriebe hält. So wird beschloffen, daß große Abtheilungen von Söldlingen hinausziehen, geführt von dem leidenschaftlichen Pharisen Saul, einem Weber, der im Eifer für das Gesetz sein Gewerbe verlassen hat, um das Land von räuberischem und lecherischen Gesindel befreien zu helfen.

Zur Zeit ist es, daß der alte Räuberhauptling Dismas in eine seltsame Zerknirschung fällt. Am verläßlichsten war es um seine verbrecherische Heldenhaftigkeit nie gestanden. Vor allem ist ihm das Abschlachten verhaßt gewesen und hat er bei seinem Freigewerbe das Morden immer zu verhindern gesucht. Nun ist ihm aber auch das Deuten und Rauben zuwider geworden. In den Nächten sieht er den furchtbaren Jehova. Er denkt an den Wüstenrufer Joanes und meint, es sei Zeit zur Buße. So sagt er eines Tages zu Barab: „Weißt du es, Genosse, daß zurzeit auf der Nase Silam ein Fürst ruht, der noch viel größere Reichthümer mit sich führt, als jener Bürger aus Jerusalem? Ich kenne die Zugänge, kenne seine Leute — es sind deren nicht zu viele — und weiß Bescheid. Fassen wir diesen Herrn!“

„Man müßte dich ja den Geiern vorwerfen, Dismas, wenn du gar immer und ewig unnütz wärest.“ Mit diesen Worten dankt ihm Barab und der Überfall ist beschloffen. Dismas führt einen Teil der Horde gegen die Nase Silam. Auch Barab reitet mit, daß Roß geschmückt mit bunten Federn, die Stirn gekrönt mit dem eisernen Reife. — Dismas lagert die Bände unter einen Felsenabhang. Und als alles der Ruhe pflegt, um nach Mitternacht mit frischer Kraft den Angriff auf das fürstliche Gefolge zu unternehmen, da steigt Dismas auf den Felsen und gibt das Zeichen. Die hinter den Wänden verborgene römische Söldnerschaft bricht hervor, mehrt

nieder, was sich widersetzt, alles andere nimmt sie gefangen. Unter den Gefangenen Dismas und Barab. Als dieser sieht, daß er verraten ist, beginnt er in seinen Ketten zu rasen wie ein wildes Tier.

„Was willst du nur, Bruder?“ sagt Dismas zu Barab, der ihn so oft bitter verhöhnt hat. „Bin ich doch selbst gefangen. Hast du nicht immer gepredigt, daß der Stärkere recht habe. Siehe, diesmal haben die Römischen recht. Mich hast du einst verführt und gezwungen zu den räuberischen Beduinen, trefflicher Barab. Und jetzt habe ich dich verführt zu den starken Römern. Und die werden uns wahrscheinlich pfählen!“ Als ob das eine rechte Ergöcklichkeit wäre, so lustig schlägt er dem Gefährten die Hand auf die Schulter, daß hart die Ketten klirren: „Ja, Bruderherz! Pfählen werden sie uns!“

Dann sind sie in Banden nach Jerusalem gebracht worden. Dort in den Kerlergewölben liegen sie lange Monde, den Tod erwartend. Dismas hat eine Bitte frei, der Selbstauslieferung wegen. Er erbittet sich Einzelhaft, um ungestört Rückschau halten zu können auf das verlorene Leben. Eine unabsehbare Reihe von dunklen, blutigen Gestalten ist in dieser Zeit an ihm vorübergezogen. Aber auch ein Lichtbild. Ein einziges Lichtbild. Vor vielen Jahren ist es gewesen, er erinnert sich noch wundersam klar an jene ferne Stunde. Auf dem Lasttiere sitzt eine junge Mutter mit dem Kinde. Das Anabklein breitet die kleinen Arme, aus seinem Auge trifft ihn ein Blick. Nie in seinem Leben hat ein Mensch ihn so angeblickt, so glühend liebevoll, wie dieses Kind. Noch einmal, wenn er einen solchen Lichtstrahl sehen könnte vor dem Sterben! . . .



**A**ls die um Jesus versammelte Volksmenge hört, daß Saul, der grimme Weber, mit einer Häuferschar durch die Wüste ziehe, hebt sie an, sich zu zerstreuen. Man fürchtet Unannehmlichkeiten. Das Rechte erkennen sie wohl, aber Verfolgung leiden des Rechten willen, das steht den meisten nicht an. Sie müßten doch wieder zurück zu ihren häuslichen Pflichten, zu ihren Familien, Gewerben und Handelsgeschäften, wo sie dann nach Möglichkeit der Lehre des Meisters nachleben wollten. Sie verlassen ihn, weil es ihnen scheint, seine Sache sei im Niedergange. So lichtet sich die Menge von Tag zu Tag, und endlich sind es nur noch die wenigen Getreuen, die bei ihm aushalten. Einige davon in der Hoffnung, daß er doch einmal die Macht des Messias entfalten werde. Aber auch diese drängen jetzt darauf, er möchte mit ihnen in eine andere Gegend ziehen. Jesus hat keine Furcht davor, seinen Gegnern in Jerusalem Rechenschaft abzulegen, doch die Zeit ist noch nicht erfüllt, der Bau noch nicht vollendet. Er weiß es, daß er nicht mehr zurückkehren würde, denn je unanfechtbarer seine Rechtfertigung ist, je gefährlicher muß sie ihnen erscheinen. Er hat also mit seinem nun wieder klein gewordenen Gefolge die Steinberge verlassen und ist neuerdings in das heimatliche Galiläa gezogen.

Aber hier sind seine Widersacher, wie sie früher gewesen, die Häuser verschließen sich, wenn er naht, die Leute ziehen sich zurück, wenn er seine Stimme erheben will. Maria allein, mit der ganzen einsältigen Treue der Mutter: „Daß du endlich da bist, mein Kind! Nun bleibst du bei mir!“

Doch ist im Hause für ihn kein rechter Platz mehr. Ein fremder Geselle, aus Jericho zugewandert, war aufgenommen worden und hatte sich eingerichtet in der Werkstatt. Mit der Haxe und mit der Säge, die Jesus einst gehandhabt, bearbeitet er die Hölzer; am Herde

und am Tische, wo Jesus einst gegessen, sitzt er und ißt mürrisch das Vorgelegte; in dem Bette, in welchem Jesus geruht, schläft er; aber wie es scheint nicht in jenen seligen Träumen, denn er ächzt und knurrt und ist beim Erwachen unzufrieden darüber, daß wieder gerade jene Arbeit auf ihn wartet, die er den Abend zuvor mißmutig aus der Hand gelegt hat. Wie oft sieht ihm Maria schweigend zu und hat ihre Gedanken über den Unterschied zwischen diesem Gefellen und ihrem Jesus. Und wenn sie sich dann vorgestellt hat, wie dieser Mensch sorglos zu Tische und Bett gehen kann jeden Tag, während ihr Sohn in der Fremde vielleicht darbt und keinen Stein hat, um darauf sein Haupt zu legen . . .

Nun ist Jesus endlich wieder da. „Meine Mutter,“ sagt er zu Maria, „sprich kein unmutiges Wort zu diesem Aron. Siehe, er ist arm, ist unzufrieden und stumpf, hat von den Menschen noch wenig Gutes erfahren und dürstet, ohne es recht zu wissen, nach Güte. Wenn du mir des Morgens zur Reinigung Wasser reichen willst, so reiche es ihm. Wenn du mich des Mittags sättigen willst, so sättige ihn. Wenn du mich des Abends segnen willst, so segne ihn. Alles, was du mir, dem Fernen, Gutes zudenkst, das tue ihm.“

„Und du — willst nichts mehr von mir?“

„Mutter, ich will alles von dir und bin immer bei dir. In jedem Armen kannst du mir gut sein. Mir geziemt es, die Menschen herbe zu führen, sei du die Milde. Ich muß aus Geschwüren das wilde Fleisch brennen, heile du die Wunden.“

Wie froh ist sie, daß er so zu ihr spricht. Denn das ist ja ihr Leben — gütig zu sein, zu helfen, wo sie kann. Nun weicht ihr Sohn dieses Wohltun gleichsam zu einem Bunde, ein Gedächtnis setzend für Mutter und Kind, wenn sie einander ferne sind. Seit er also ihre Liebe angerufen, fühlt sie sich nicht mehr so vereinsamt, fühlt sich wieder eins mit ihm und eine Ahnung durch-

weht sie, als ob dieses blutende Mutterherz noch eine unvergleichliche Genugthuung erfahren würde in künftigen Zeiten. —

Dann zieht Jesus noch einmal durch das Heimatland, um zu sehen, ob der Same seiner Lehre doch vielleicht irgendwo aufginge. Aber das Erdreich ist lath. Alles unfruchtbar. Nicht so sehr die Leidenschaft betrübt ihn, mit der er von vielen angefeindet wird, nicht so sehr das zornige Aufbäumen gegen ihn und sein Wort, als vielmehr die Gleichgültigkeit, das zähe, stumpfsinnige Kleben an täglichen Nichtigkeiten, die gänzliche Verstandnislosigkeit, die Trägheit im geistigen Leben. Anfangs war es das Neuartige und Seltsame seines Auftretens gewesen, das sie einmal wachgerüttelt hatte — das ist vorüber. Ob alte oder neue Propheten, das ist ihnen gleich. Es sei einer wie der andere, meinen sie, und sagen weder ja noch nein. — „Die Heißen und die Kälten,“ so ruft Jesus eines Tages aus, „sie könnte ich annehmen, aber die Lauen spreie ich aus. Wenn ich in den Heidenländern gepredigt hätte, oder in den verderbten Seestädten Tyrus und Sidon, in Sack und Asche würden sie Buße getan haben. Hätte ich gelehrt zu Sodom und Gomorrha, die Städte stünden noch heute im Tageslicht. Diese Orte aber von Galiläa versinken in Sumpf und Schmach — sie spotten ihres Propheten. Wenn das Weltgericht kommt, dann wird es diesem Lande schlimmer ergehen als jenen Lasterstädten. — Mein armes Bethsaida, du, und Magdala, du lieblicher Flecken! Und Kapernaum, du schöne Stätte! Wie lieb habe ich euch gehabt, wie hoch habe ich euch geehrt, bis in den Himmel habe ich euch erheben wollen. Und jetzt sinlet ihr in den Abgrund. Wetet ihn an, euren Mammon, in den Tagen der Noth; einen anderen Trost für euch wird es nicht geben. Schlemmet, lachet heute und seid hart, morgen werdet ihr hungern und jammern: Wir haben alles versäumt. Glaubet mir, es wird ein Tag kommen



da ihr euch werdet rechtfertigen wollen vor mir: Herr, wir hätten dich ja gerne gespeist, getränkt, beherbergt, aber du bist nicht bei uns gewesen. Ich aber bin bei euch gewesen. Ich bin gewesen in den Hungernden, Dürstenden und Obdachlosen, ihr habt mich nur nicht erkennen wollen. Ich werde euch nicht verklagen bei dem himmlischen Vater, aber Moses wird euch verklagen, dessen Gebote ihr übertreten habt. Und der Vater, wenn ihr ihn anrufet, wird sagen: Ich kenne euch nicht."

Den Jüngern zittert Herz und Hirn, da er diese zornigen Worte gesprochen. Aber sie wundern sich nicht.

In einer der nächsten Nächte weckt er seine Genossen und sagt: „Stehet auf und laffet die anderen schlafen, sie gehen doch nicht mit uns, denn unser Weg wird schwer. Unser trachten die Feinde. Welcher von euch sich davor fürchtet, der mag sich wieder hinlegen.“ Da legt sich mancher wieder hin, und die mit dem Meister gehen, es sind deren zwölf.

Und nun wandern sie über die Höhen von Nana, über die Berge von Gischale gegen Mitternacht hin und später gegen Sonnenuntergang. Die Jünger wissen nicht wohin, es genügt ihnen, daß sie bei ihm sind. Aber sie finden unterwegs manchen Gefinnungsgenossen und auch manch solchen, der aus Vornwik den Meister in sein Haus lädt, um sagen zu können: Ich bin mit ihm wohl bekannt. Vornehme Männer darunter, die seinen Worten mit größter Aufmerksamkeit lauschen und dann mit ihm feilschen, ob das Himmelreich nicht denn doch billiger zu haben wäre, als um den Preis der Welt. Voranf er stets antwortet: „Was nützt euch die Welt, wenn ihr keine Seele habt! Darin allein besteht das Geheimnis des Heiles, daß der Mensch seine Seele findet und bewahrt und zum Vater erhebt.“ Oder er sagt es mit anderen Worten, Gott finde man im Geiste! —

Eines Tages entfernt Jesus sich von seinen Jüngern und geht allein über die Steinhügel dahin. Der Tag

ist heiß und das Gestein glühend. Er kommt zu einer Gruppe von Feigenbäumen, in welcher ein Brunnen ist. Er setzt sich in den Schatten. Da kommt ein junges, bräunliches Weib herbei mit einem Krüge, um damit aus der Tiefe Wasser zu schöpfen. Er sieht ihm dabei zu, und als es wieder bescheiden, wie es gekommen, davongehen will, sagt er: „Gib mir zu trinken!“

Die Wasserträgerin streicht ihr schwarzes Haar aus dem Gesicht und blickt ihn erstaunt an. „Wißt du denn nicht ein Jude?“ fragt sie schüchtern.

„Das bin ich,“ antwortet Jesus.

„Und du willst von mir zu trinken haben? Weißt du, daß ich von den Samaritanern bin, die ihr so sehr verachtet!“

„Ich verachte nichts, was Mensch heißt.“

„Du sprichst jetzt wohl so, weil du Wasser haben willst und weil du keinen Schöpfer hast, um es aus der Tiefe hervorzuholen.“

„Und wenn du mich könntest verdursten lassen, so wollte ich dich doch nicht verachten. Du bist, wie du bist. Aber ich weiß ein Wasser, das dich anders machen kann.“

Sie antwortet nachdenklich: „Was ist es mit solchem Wasser?“

„Das Wasser in diesem Brunnen liegt wie tot in der Grube, und wer heute davon trinkt, den dürstet morgen wieder. Ich jedoch weiß von einem lebendigen Wasser, das dem, der es trinkt, ewiges Leben gibt, ohne daß er je wieder nach anderem Wasser dürstet.“

Sie sieht ihn neuerdings an, mit Staunen und Wohlgefallen, und sagt leise: „So solltest doch du mir zu trinken geben, anstatt ich dir.“

„Rufe erst deinen Mann herbei!“ spricht Jesus.

„Meinen Mann? Ich habe keinen Mann.“

Da nickt Jesus sein loderiges Haupt und sagt: „Nicht weniger als deren fünf hast du gehabt. Und den du jetzt hast, das ist doch nicht der rechte.“

Das Weib schüttelt den Kopf und denkt: Er meint etwas anderes als er sagt. Vielleicht meint er, daß wir Samariter schon fünf Götter angebetet haben und können doch den rechten nicht finden.

Nach einer Weile hält sie ihm den Krug hin: „Also trinke!“

Jetzt weist er dieses Wasser zurück. „Meine Gabe ist, daß ich den Willen Gottes erfülle.“

Sie bleibt noch stehen vor ihm und denkt: Er redet dunkel, so wird's ein Weiser sein. Die Juden haben deren ja viele. Und will ich ihn etwas fragen, das mir lange schon anliegt. Und dann fragt sie: „Du redest von Gott? Die Juden sagen, daß man Gott gerade zu Jerusalem verehren soll. Gehst du denn jetzt hinauf?“

Und Jesus: „Es muß nicht in Jerusalem sein, wo die Juden zu Gott beten, und es muß nicht dort auf dem Berge sein, wo die Samariter es tun. Wisse, man braucht nicht die Stätte und nicht den Gebetsriemen und nicht die Schriftzeichen. Überall, wo du auch seiest, kannst du im Geiste und in Wahrheit Gott anbeten.“

„Was heißt das, im Geiste und in Wahrheit?“ fragt sie.

Und er: „Verlange danach, und du wirst es erleben. Es wird die Zeit kommen, da die Menschen Gott mit dem Geiste und mit dem Herzen anbeten werden. Und daß sie zurück wollen zu ihm, von dem sie ausgegangen.“

„Ich höre,“ fragt die Samariterin, „daß ein Messias kommen soll, der uns das Rechte lehren wird.“

„Er kommt und ist schon nahe,“ spricht Jesus.

So haben sie miteinander geredet. Dann geht er seines Weges.

Sie blickt ihm nach, wie er zwischen den Blumen und Sträuchern dahinschreitet. Dann fährt sie sich mit den Fingerspitzen über die Stirn, als sei sie erwacht aus einer wunderbaren Seligkeit. — Geist und Wahrheit,

Wasser des Lebens! Verlange danach und du wirst es finden.

Auf dem Wege über Sädasa nach Tyrus liegt ein großer Meierhof. Als dessen Besitzer hört, der Prophet sei in der Nähe, sendet er Leute aus, um ihn zu suchen, ihn einzuladen, daß er im Meierhof einkehre, wo er sicher sein werde vor den Nachstellungen der Phariten. Er ist aber selbst einer und hat vor, den Mann auszuforschen, ihn vielleicht des Hochverrates zu überführen und dann der Obrigkeit einzuliefern. Jesus läßt durch den Boten sagen, er wolle gerne die Gastlichkeit annehmen, wenn er auch seine Gefährten mitbringen dürfe. Das ist zwar nicht im Plane des Phariten, denn erstens tut es ihm leid um Speise und Trank, so diese vielen Leute bei ihm verzehren würden, und zweitens wäre es umständlicher, bei solcher Bedeckung Hand an den Aufrührer zu legen. Um aber den einen zu bekommen, bleibt ihm nichts übrig, als auch die anderen mit anzunehmen. Sie werden ehrerbietig empfangen und bewirtet. Der Gastherr zeigt eine große Freude darüber, den „Erretter des Judenlandes“ unter seinem Dache beherbergen zu dürfen und ist entzückt über des Meisters Grundsätze. Zu seinen Ehren gibt er eine Festtafel mit den gewähltesten Speisen und köstlichsten Getränken, wobei die etwas ausgetrockneten Jünger tüchtig zugreifen und der Meister, der nie eine frohe Stunde verdirbt, heiter mittut. Als die Zungen gelöst sind, will der Gastherr lachste beginnen mit verfänglichen Anspielungen und Fragen, da kommt ihm der Gast zuvor.

Jesus hat nämlich bemerkt, daß — während im Saale so schwelgerisch getafelt wird — unten im Hof darbenende Leute herbe abgewiesen werden, so daß sie hungrig und verbittert davonschleichen. So sagt er plötzlich, zum guten Wein gezielten sich schöne Geschichten und er werde eine erzählen. „Das wäre vortrefflich,“ ruft der Gastherr. Und Jesus erzählt:

„Ist einmal ein reicher Mann gewesen, der hat die kostbarsten Kleider getragen und die üppigsten Speisen und Getränke genossen und hat in hellen Freuden gelebt. Da kommt eines Tages vor seine Thür ein kranker, halbverhungelter Mensch, bittend um ein wenig der Brosamen, die von dem Tische abfallen. Der vornehme Herr ist ausgebracht darüber, daß die Kummergestalt sich unterfange, sein Vergnügen zu stören und er läßt die wütigen Hunde los. Die Tiere hehen den Armen aber nicht davon, sondern belegen seine Geschwüre, und er kriecht verschmachtend in eine Höhle. An demselben Tage, als dieser Elende gestorben ist, kommt der Tod auch zum reichen Mann, wirft seinen gemästeten Leib ins Grab und seine Seele in die Hölle. Und als diese arme Seele dort die grausamsten Peinen leidet, den nagendsten Hunger und den brennendsten Durst, da wird diese Pein noch gesteigert. Denn der Blick des Verstorbenen tut sich auf ins Paradies, und bei Abraham sieht er den Mann sitzen, den er vor seiner Thür hatte verschmachten lassen. Er sieht dort prangen die saftigen Früchte und rieseln die klaren Quellen. Da ruft er hinauf: Vater Abraham! Ich flehe, befehl dem Mann, der neben dir sitzt, daß er seine Fingerspitze ins Wasser tauche und damit meine Zunge lühle, denn ich leide unerträgliche Qual. Hierauf spricht Abraham: Nein, mein Sohn, das wird nicht geschehen. Du hast auf Erden dein Gutes empfangen und hast des Armen vergessen. Jetzt vergift er dein. Zwischen deiner und seiner ist kein Weg mehr. Da wimmert der Mann in der Hölle: Wehe, wehe, wehe! So lasse es doch meinen fünf Brüdern wissen, die auf der Erde noch leben, daß sie barmherzig seien gegen die Armen und nicht dorthin kommen, wo ich jetzt bin. Und Abraham spricht: Sie haben auf der Erde die Propheten, diese sagen es ihnen alle Tage. Da jammert der Mann: O Vater Abraham, die Propheten hören sie nicht. Wenn du doch einen von den Toten auferwecken wolltest, daß

er zu ihnen redele davon, wie der Unbarmherzige gestraft wird, dann würden sie glauben. Und Abraham: Glauben sie den Lebendigen nicht, wie sollen sie erst den Toten glauben."

Der Gastherr hat während dieser Erzählung des Meisters seine Hand mehrmals nach dem Becher ausgestreckt, aber sie allemal zurückgezogen, und vermag nun kaum, sein Entsetzen zu verbergen. Er ist wortfarg und ist ihm die Lust vergangen, dem Propheten Faltstride zu legen. Unbemerkt flieht er sich aus dem Saale, geht hinab zu dem Verwalter und ordnet an, daß von nun an kein Dürstiger ungelabt von der Tür gewiesen werden dürfe.

Einer seiner Freunde, der auch bei der Tafel gegessen, ist ganz vergnügt darüber, daß dieser Volksverführer sich eine große Blöße gegeben habe. „Du hast es doch verstanden? Die ganze Geschichte ist nichts, als eine Aufreizung gegen die Besizenden.“

„Das lasse jezt gut sein,“ sagt der Gastherr und lehrt sich von ihm ab. Dann geht er hin, versorgt den Propheten und seinen Anhang mit Lebensmitteln und gibt ihnen Weisungen für die weitere Reise, wie sie etwaigen Verfolgern am besten entkommen könnten. Lange blickt er ihnen nach. — Sie haben auf der Erde die Propheten und hören sie nicht! — Mit diesem ginge er nun am liebsten selbst. Seine kleine Seele ist gefangen worden von dem, den er hatte fangen wollen. —

An anderen Orten ist es unseren Flüchtlingen nicht so gut ergangen. Dem Bußprediger geht ein schlimmer Reumund voraus, es heißt, er sei ein Fresser und Weinsäufer! Jesus erfährt davon und sagt: „Ioanes, der Außer, hat gefastet. Von dem haben sie gesagt, er sei von einem Dämon besessen. Ich esse und trinke, und sie schmähen mich ebenfalls. Nicht das Essen und nicht das Fasten ist ihnen zuwider an den Propheten, sondern die Wahrheit, die sie sagen.“

Dann kommen sie zu Ortschaften und Gehöften, wo sie rasten wollen und nicht aufgenommen werden. Das erzürnt den Meister. Der Staub ihres Bodens sei nicht würdig, an den Füßen derer stehen zu bleiben, die gekommen, um das Reich Gottes zu bringen. Die Herzlosen würden verstoßen werden! — Aber der Zorn ist klagenbe Liebe gewesen. Wenn ein Zerknirschter ihm naht, so hebt er ihn mit beiden Armen zu sich auf, macht ihm Mut, lehrt ihn gütig zu sein, spricht ihm Freude am Leben zu und weist ihn heim in die heiligen Abgründe seines eigenen Wesens. Einkehr in sich!

Einkehr in sich! Das ist der ewige Wegweiser, den Jesus allen Gottsuchern aufgestellt hat.



Endlich ist Jesus mit den Seinen ans Meer gekommen.

Als dieses unabsehbar vor ihnen liegt und auf blauem Grunde die weißen Flügel der Schiffe stehen und in weitester Ferne die gerade Linie gezogen ist zwischen Wasser und Himmel und das Firmament dort so geheimnisvoll dunkel aufsteigt, da haben sie neuen Mut, und Simon macht den Vorschlag, ob sie nicht sollten hinübersegeln zu den heiteren Griechen und zu den starken Römern.

„Warum nicht gar zu den wilden Galliern und schrecklichen Germanen!“ ruft Bartholomäus etwas unmutig über solche Abenteuerlichkeit.

„Schon seit Jungheit steht mein Sinn nach Rom,“ sagt Simon.

Und Jesus: „Suchet eure Kraft im Heimatboden. Hier im Bande der Propheten wachse der Baum. Dann sollen die Winde kommen und den Samen hintragen in die ganze Welt.“

In den Häfen von Tyrus und Sidon finden die Jünger, die bisher noch nicht weit herumgekommen waren, eine neue Welt. Leute und Güter aus allen Himmelsstrichen, sonderbare Gestalten und Sitten. Da arbeitet man mit nie gesehener Emsigkeit in den Warenhütten, an den Werften, auf den Schiffen; und andere geben sich einem steten Nichtstun hin, trotten halbnacht am Meerstrande entlang, betteln mit schreiender Zudringlichkeit im Hafen oder liegen schamlos auf den sonnigen Flecken herum. Siehe, die Aussätzigen, sie hocken da und zeigen mit Behagen ihre Wunden. Einer der Jünger blickt fragend auf den Meister, ob er sie nicht heilen wolle? Vielleicht würden sie dann an ihn glauben.

„Ihr wißt es doch,“ verweist er, „wollen sie geheilt werden, um zu glauben, so sage ich, sie sollen glauben, um geheilt zu werden.“

In diesen Städten sind auch zu sehen Herren und Könige aus allen Ländern, umgeben von betäubendem Glanz und buntem Gefolge; feilschen andere hier um Gewürze, Seiden und Tierhäute, so feilschen sie um Würden und Ehren. Und es sind da Weise und Lehrer aus allen Völkern; auf öffentlichen Plätzen halten sie Reden, ihre heimatischen Propheten und Götter preisend. Der Indier verkündet seinen Buddha, der Magier schreit vom heiligen Feuer, der Semite eifert von seinem Jehova, der Ägypter singt von seinem Osiris, der Grieche feiert seinen Zeus, der Römer ruft seinen Jupiter und der Germane spricht in rauhen Tönen von seinem Wotan. Zauberer und Sternbender treiben sich umher und preisen ihre Künste und Wissenschaften an. Auf Felsblöcken stehen nackte Heilige, von Mücken und Wespen umsummt, stumm wie Bildsäulen leiden sie die Qualen, ihren Göttern zum Ruhme. — Die Jünger Jesu sehen und hören all das mit Verwunderung, erschreckend, daß es so viele Götter geben soll! Als sie dann bei Sidon in einem Reberrhain unter sich beisammen sind um den



Meister, stinnt einer von ihnen ganz auffallend vor sich hin und dann sagt er: „Mir ist ein Gedanke gekommen. Sei es Buddha, der ruhende, oder Osiris, der leuchtende, oder Jehova, der zürnende, oder Zeus, der liebende, oder Jupiter, der ringende, oder Wolan, der siegende, oder unser Gott Vater: — Mich dünkt, am Ende kommt doch alles auf dasselbe hinaus.“

Über diese dreiste Rede erschrecken sie und schauen auf den Meister, eine heftige Zurückweisung erwartend. Jesus schweigt eine Weile, dann spricht er ruhig die Worte: „Thut Gutes denen, die euch hassen.“

Sie fassen es kaum, was er gesagt hat, wie er mit diesen Worten den unaussprechbaren Unterschied andeutet, der zwischen seiner und den anderen Lehren besteht. —

Sie sprechen noch, da reitet des Weges auf hohem Rappen ein junger Mann mit noch bartlosem Gesichte und verwegennem Blick. Als er die Gruppe der Nazarener sieht, hält er sein Pferd an; es will kaum stehen bleiben, stampft mit den Beinen und wirft schnaubend den Kopf in die Luft.

„Ist das nicht der Mann mit dem Himmelreich?“ fragt der Reiter.

Tritt rasch Jakobus vor: „Herr! Weißt du, ob du es nie wirst brauchen können?“

„Ich?“ sagt der hochmütige Reiter. „Ich ein Himmelreich, das man nicht sehen, nicht hören und nicht greifen kann?!“

„Aber fühlen, Herr!“

„Jener ist es dort!“ ruft der Reitersmann und deutet auf Jesus. „Nein, Nazarener, dein leeres Himmelreich glaube ich nicht.“

Hierauf sagt Jesus: „Vielleicht glaubst du einst mein leeres Grab.“

„Wir werden uns noch sehen!“ sagt der Reiter, gibt dem Kofse die Sporen, daß es sich aufbäumt, und

galoppiert davon. Bald nichts als eine Staubwolke sehen die Jünger. Matthäus blüht betroffen auf seine Genossen. „Habt ihr ihn erkannt? Ist das nicht Saul, der grimme Weber, gewesen? Man hat schon gestern gesprochen in der Stadt, daß er mit einer Legion von Söldnern angerückt sei, um die Nazarener einzufangen.“

Da bringen sie erschrocken: „Meister, laß' uns fliehen.“

Er ist nicht gewohnt, vor eifernden Pharisäen davonzugehen, doch ein anderer Grund ist vorhanden, seine arglosen Jünger aus dem Dunstkreise dieser Weltstädte zu führen. Simons Sinn, dem künftigen Geschehe vorausfliegend, steht nach Rom. Das nächste Osterfest an der Tiber müßte nicht übel sein, denn vor den Heiden wolle er sich weniger fürchten als vor den Juden.

„Nicht in Rom,“ sagt Jesus, „vielmehr in Jerusalem wollen wir das nächste Osterlamm essen.“

Kurze Zeit darauf wandern sie hinaus und die lärmende Seestadt lassen sie hinter sich liegen. Da die Straßen immer unsicherer werden, so steigen sie die Schluchten hinan und nehmen den Weg über das Gebirge des Libanon. — Und hier ist die große Offenbarung geschehen, die meine zagende Seele nun schauen soll.



Seines Tages rasten sie unter einer alten wetterstarrten Eiche. Durch die borstigen Büschel des Genabels tropft der Regen von einem Ast zum andern nieder auf die Hüte, unter deren breiten Krempe die Gestaltlein hocken, die Beine an sich gezogen, die Arme über der Brust gekreuzt. Müde und etwas mißmutig schauen sie hinaus in den feuchten Nebel, aus dem die nahestehenden Wipfel und Felsgebilde noch hervortreten. Den älteren

der Männer sind Haar und Bart grau geworden, aber auch die Gesichter der jüngeren sehen gealtert aus. Denn die Widerwärtigkeiten sind groß. Aber die Blut in den Augen ist nicht erloschen. Ihre langen Steden haben sie aus der Hand gelegt; die Säde, die einigen am Rücken hängen, sind runzelig und leer. Dort ein Baumstamm, der so mächtig ist, daß ihn drei Männer kaum hätten umfassen können, und der eine weiße, rissige Rinde hat, daß es ist, als hätten Geister in ungeläutertes Silber geheimnisvolle Zeichen eingemeißelt. An diesem Stamme, ein wenig abseits von den Jüngern, ruht Jesus. Auf seinem Haupte ist kein Hut, wie immer, so liegt sein reiches nuchbraunes Haar auch heute über die Schultern hinab. Sein unbeschreiblich schönes Gesicht ist noch blässer als sonst. Er lehnt sich an den Baumstamm und schließt die Augen.

Die Jünger glauben, er schlafe, und um ihn nicht zu wecken, sehen sie einander an und reden schweigend. Ihre Seelen sind voll von Eindrücken der Erlebnisse in letzter Zeit. Die Verfolgung im Heimalande, die Verdungen der weiten Welt und die Ratlosigkeit für die Zukunft. Mancher von ihnen mag bei dieser träumerischen Raft wohl auch zuriückdenken an sein früheres Leben. Wer wird jezt meinen Rahn führen? Wer wird meine Obstbäume pflegen? Wer wird in meiner Werkstatt arbeiten? Wer wird auf dem einträglichen Mauthause sitzen? Wer wird mein Weib, meine Kinder versorgen? Es war dann ein Siegeszug gewesen durch das Land, und endlich eine Flucht. Die Menschen hatten den Meister nicht erkannt. Wenn er es nur einmal laut und deutlich aussprechen wollte, wer er ist! — Einstweilen sieht es verzweifelt aus. Als ob sie einem Auftriegler, Verführer und Antijuden nachgelaufen wären! Wie soll der Antijude König der Juden werden?

Auf den Bergen liegt noch Schnee. Vom hohen Hermon herab starren die Eismüsten. Mitten unsere

Wanderer über ihre Häupter, so sehen sie starrenbes Gewände in wilder Zerrissenheit; schauen sie niederwärts, so sehen sie Abgründe, in denen Wasser donnern. Über der Einsamkeit schwimmt ein Adler und auf den vermittelten Federn pfeifen Geier. Die Männer von blühenden Gestaden des galiläischen Meeres haben dergleichen Schrednisse noch nie gesehen. Simon ist so entzückt, daß er da Hütten bauen will, sich, den Brüdern und dem Propheten. Die andern Jünger schauern und hätten gerne den Meister zur Umkehr bewegt. Dieser hebt sein Haupt, weist mit der Hand gegen das Hochgebirge hin und spricht: „Was jaget ihr, Kinder! Seht doch die Herrlichkeit! Wenn die Geschlechter übersättigt und stumpf sein werden, dann wird solche Wildnis den Menschen wieder erfrischen.“

Simon und Johannes niden begreifend, doch die anderen verstehen es nicht, wie so vieles, das er — der für alle Zeiten spricht — gesagt hat.

Sie hüllen sich enger in die Mäntel und steigen an, wo kein Pfad ist und doch ihr Weg geht. Der Meister ist vorausgegangen, sie folgen ihm durch Gestrüppe und über Gestein; daß er sich verirren könne, kommt ihnen nicht in den Sinn. Aber endlich an einer fahlen Felsgruppe, die hoch über dem Gewipsel der Federn steht, müssen sie neuerdings rasten. Einige unter ihnen, besonders der junge Johannes, sind gar erschöpft. Matthäus langt in seinen Haussack und zieht ein kleines Kindenstück Brot hervor, zeigt es den Genossen und sagt leise, daß es der Meister, der höher oben auf dem Steine sitzt, nicht sollte hören können: „Das ist alles. Wenn wir keine Menschenstätt finden, so müssen wir verschmachten.“

Nun legt Bartholomäus die Hand auf den Arm des Matthäus und sagt: „Bruder, dieses Brot gib dem Meister.“

„Glaubst du, ich sei ein Tor, daß ich es etwa selber essen wollte!“ begehrt Matthäus auf. Erhebt sich, geht zum Meister und gibt ihm das Brot.

„Habt ihr schon gegessen?“ fragt dieser.

„Meister, wir sind alle satt.“

Jesus blidt ihn durchbringend an und nimmt das Brot.

In dem Augenblicke ist's da! unter den Männern ein Freudengeschrei ausbricht. Es haben sich da unten die Nebel zerrissen, der Blick ist frei hinaus in die sonnige Welt. Und tief liegt sie dahin, die blaue bewegungslose Fläche, bis hinaus, wo sie schnurgerade den Himmel schneidet. Im fernsten Himmel leuchtend stehen Wollen wie goldene Tempelzinnen. Hierhin am Strande die weißen Punkte und Rottchen der Ortschaften und dann ausgesät die Sternchen der Segelschiffe. Das Bild ist so weit und so sonnig, daß sie jubeln müssen.

„Von da herein über das Wasser sind die Heiden gekommen,“ sagt Matthä.

„Und da hinaus werden die Christen ziehen,“ seht Simon bei.

„Wer sind denn das, die Christen?“ fragt Bartholomä.

„Des Gesalbten Anhänger!“

„Sie werden hinausziehen und die Römer vernichten!“ spricht Jakobus.

„Pst!“ flüstern sie und legen ihre Finger an den Mund. „Solche Reden gefallen ihm nicht.“

Er scheint es nicht gehört zu haben. Er ist aufgestanden und hat schweigend hinausgeblidt. Dann ist er zu diesem und jenem hingetreten, um in ihren Gesichtern zu lesen, wie es mit dem Mute stünde, ob sie ihn schon verloren hätten, oder ob sie gestärkt wären im Angesichte der Herrlichkeit Gottes, die sie ringsum erblickten. Simon ist sehr nachdenklich geworden. Er denkt an des Meisters Worte und an die Wunder, die sie in ihm gewirkt haben. Von aller Weisheit, die er je gehört, keine ist so groß und licht, wie diese göttliche Lehre! Sie erschafft einen Himmel, der früher nicht gewesen. Und doch! — Warum man nur so schwach bleibt? Er hat

sich seitwärts gewendet und nicht bedenktlich mit dem Kopfe.

„Was man doch mit seinen eigenen Leuten für Kummer hat!“ murmelt er.

Da lacht Jakobus und spricht: „Mit deinen eigenen Leuten? Wo sind denn die? Ich sehe von deinen Leuten immer nur einen, und der bist du selbst.“

„Eben dieser macht mir Sorge,“ sagt Simon. „Denn wisse, der Rader ist feige. Das kann ich ihm nicht vergessen. Die Ploßlichkeit übermannt ihn. Vor Wochen unten in Kapernaum, als die Söldner nahen, und in Sidon, als ploßlich der Weber da ist. O Freund und Bruder! Wenn es gilt, mit ihm beständig Not und Schmach zu teilen, Tag für Tag in Elend, da bin ich dabei, da habe ich Mut. Aber in einer jähen Gefahr zu stehen, dazu fehlt mir das Herz. Und so einer will würdig sein, mit dem Meister zu gehen.“

„Wir sind Fischer, aber keine Helden,“ entgegnet hierauf Jakobus.

„Ich muß euch nur gestehen, Brüder,“ redet nun auch Andreas drein. „Ich werde nicht klug — mir gefällt es nicht. Kann mir einer sagen, was aus uns werden soll?“

Simon wird abgelenkt. Bruder Philipp ist herangekommen und zupft ihn am Armel. Ein Stück Brot steckt er ihm zu. Simon nimmt, um es dem Matthäus zu schenken.

„Was soll denn das?“ fragt dieser.

„Ich habe es vom Philipp, bin's nicht bedürftig.“

„Aber, Mensch!“ sagt Matthäus, „das ist jenes Brot, das ich vorhin dem Meister gegeben habe.“

Also ist das Stück Brot im Kreise herumgegangen, vom Matthäus zum Meister, von diesem zum Johannes, dann weiter von einem zum andern, bis es wieder in die Hände des Matthäus kommt. Als sie völlig verblüßt sind darüber, daß keiner des Brotes bedürfe, da lächelt

der Meister und spricht: „Nun, ihr seht ja so gerne Wunder. Da seht ihr wieder eins. Zwölf Mann mit einem Brote gespeist!“

„Das hat nicht das Brot getan, Herr!“

„Nein, Brüder, das hat die Liebe getan.“

Von Bäumen fallen einzelne Tropfen; andere hängen an langen Nadeln und funkeln. Wie dort unten das Meer ausgebreitet liegt, so haben sich nun auch die Gipfel der Berge ganz enthüllt, die Schneeluppen und die Felszinnen und die Eisfelder bis weit in die Gegend von Mitternacht hinein. Eine große Stille ist und ein milder Hauch, so daß es den Männern traumhaft werden will auf dieser Berggrast. Einigen ist, um zu schlummern. Andere denken in die Zukunft, was ihnen noch bevorstehen wird — und lassen sich sanft sinken in den Willen Gottes.

Und auf einmal, als es so ist, da erhebt Jesus ein wenig sein Haupt und sagt leise, aber so, daß es die nächsten vernehmen: „Ihr höret die Leute viel über mich sprechen, ob schon sie vor meinem Angesichte schweigen. Was sagen sie?“

Erschrocken sind die Jünger über diese plötzliche Frage und einer gibt zur Antwort: „Die Leute reden allerhand.“

„Was sagen die Leute von mir? Wer sagen sie, daß ich sei?“ fragt er.

Sie blicken ihn besangen an. Es scheint ihnen seltsam, daß der Meister jetzt sich nach der Leute Reden lehrt.

„Wer sagen sie, daß ich sei?“

Nun sagt einer: „Sind alle schon dahin, für die sie dich halten. Sie glauben immer das Unerhörte am liebsten.“

Da er aber noch den fragenden Blick hat, so werden sie gesprächig und erzählen: „Der sagt, du seiest der Prophet Jeremias. Der andere, du wärest der Elias, von dem sie doch wissen, daß er auf feurigem Wagen in

den Himmel gefahren ist. Oder sie sagen gar, du wärest der Mörder Joanes, den Herodes hat ermorden lassen.“

Da hebt Jesus sein Haupt noch etwas mehr in die Höhe und spricht: „Das sagen die Leute. Nun aber ihr? Was glaubt denn ihr, wer ich bin?“

Das ist wie ein Blitzschlag. Sie schweigen alle. Er sieht doch, daß sie ihm gefolgt sind und weiß auch warum. Sollte er ihre Bedenken wahrgenommen haben? Sollte er denn auf einmal zu zweifeln beginnen, ob sie wohl an ihm sicher wären? Oder ist er es selbst nicht an sich? — So geheimnisvoll bange ist das. Und da sie schweigen, fährt er fort zu sprechen:

„Ihr habt euch mir angeschlossen, als ihr arglos gewesen, als die Menschen ihre Mäntel ausgebreitet zu meinen Füßen und mir die Ehren des Messias haben gegeben. Als ich das Reich Gottes verkündet, seid ihr bei mir gewesen. Und als jene sich von mir zurückgezogen, weil mein Weg gefährlich worden und mein Haupt verachtet, seid ihr bei mir geblieben; und als meine Worte sich anders haben erfüllt, als ihr sie verstanden, nicht zur Macht der Welt, nur zur Erniedrigung — da seid ihr bei mir geblieben, seid mir gefolgt in die Verhannung zu den Heiden und in die Vergewüsten. Wer bin ich denn, daß ihr so treu bei mir aushaltet?“

Sie sind so erschüttelt, daß keiner ein Wort hervorzubringen vermag. Jesus spricht weiter:

„Ich werde wieder hinabsteigen nach Galiläa, aber ich werde dort keinen Stein finden, auf dem sie mein Haupt in Frieden ruhen lassen. Alle die mit mir sind, werden um meinetwegen Verfolgung leiden. Ich werde den Jordan entlang bis Judäa gehen und nach Jerusalem hinauf, wo meine mächtigsten Feinde sind. Diesen werde ich vor das Angesicht treten und Gericht halten über sie. Mein Wort wird sie durchbohren, aber mein Fleisch werden sie in ihrer Gewalt haben. Schande und Schmach werde ich leiden und den schimpflichsten Tod.



Das wird geschehen in kurzer Zeit. — Werdet ihr auch dann noch bei mir bleiben? Woher kommt euer Vertrauen? Wer glaubt ihr denn, daß ich bin?"

Jetzt springt Simon vom Boden auf, ruft laut und heil: „Du bist Jesus der Christ! Du bist der Sohn des lebendigen Gottes!"

---

Feierlich klingt es hin in alle Ewigkeit: Jesus Christus, der Sohn Gottes!

Er hat sich aufgerichtet. — Leuchtet nicht ein Glanz um sein Haupt? — Leuchten nicht die Himmel? — Ihre Augen zittern, so daß sie die Hand darüber müssen halten, um nicht geblendet zu sein. Aus dem Dichte klingt es, sie hören eine Stimme: „Er ist mein Sohn! Er ist mein geliebter Sohn!" Sie sind außer sich, schier leblos ihre Leiber, denn die Seelen sind in der Höhe. — Da tritt Jesus aus dem Dichte und zu ihnen herab. Sein Angesicht ist nicht wie sonst, es geht Unerhörtes in ihm vor. Auf den Jünger tritt er langsam zu, mit ausgebreiteten Armen: „Simon! Was du gesagt, hast du das von dir? Das hat dir ein Höherer eingegeben. Ein solches Vertrauen ist die Grundfeste des Reiches Gottes, darum sollst du von nun an Petrus, der Fels, genannt werden. Auf dich gründe ich meine Gemeinde, was du in meinem Namen auf Erden tuest, das soll auch im Himmel gelten."

Simon blickt um sich. Wie? denkt er im heimlichsten Herzen, ich bin erhoben über die anderen? Keiner der Brüder ist mir gleich? — Jesus wendet sich zu allen und sagt: „Rüftet und stärket euch, es kommen schlimme Tage. Ich sage euch, sie werden mich töten."

Als er das gesprochen, faßt Simon-Petrus mit beiden Händen seinen Arm und ruft in Leidenschaft: „Bei Gottes Rat, Meister, das soll nicht geschehen!"

Darauf Jesus rasch und strenge: „Geh' hinter mich, Satan!"

Sie blicken um sich. Welch ein Umschlag plötzlich? Wem ist dieses harte Wort gemeint? Simon weiß es wohl, er geht hinab, verbirgt sich hinter junge Redern. Dort kniet er und zittert vor Herzweh.

„Johannes, er haßt mich!“ stöhnt der Jünger und birgt sein Gesicht in das Kleid des jungen Genossen, der herbeigekommen ist, um ihn zu trösten. „Johannes! Weil ich hoffärtig gewesen bin. Er sieht unsere Gedanken. Er haßt mich!“

„Nein, Simon, er haßt dich nicht, er liebt dich. Denke nur, was er vorher zu dir gesagt hat. Das vom Felsen. Du solltest ja doch wissen, wie er ist. Kalte Wasser muß er gießen, daß ihn das Feuer der Liebe nicht verzehrt. Und du hast etwas berührt, womit er selbst schwer fertig wird — ganz sicher. Mich dünkt, er trägt etwas, wovon wir alle nichts wissen. Als ob er jetzt den Willen des Vaters darin sähe, zu leiden und zu sterben. Davor entsezt sich sein junges Fleisch, und nun kommst auch noch du und erschwerst ihm den Kampf. — Steh' auf, Bruder, wir wollen stark und wohlgemut sein und bei ihm aushalten.“

Und als sie gesammelt und gerüstet sind zur weiteren Wanderung, schaut Jesus in die Runde seiner Getreuen und sagt mit feierlichem Ernst: „In kurzer Zeit werdet ihr mich nicht mehr sehen. Ich gehe zum Vater. Auf euren felsenfesten Glauben baue ich mein Reich und euch allen gebe ich die Schlüssel zum Himmel. In Gott sind Himmel und Erde eins, und alles was ihr tut auf Erden, ist auch im Himmel getan.“ —

Solches ist geschehen auf einer Höhe des Libanon-gebirges, als Jesus mit seinen Jüngern dort gerastet hat.

Und dann geht es wieder der Heimat zu. Aber nicht um dort zu bleiben, nur um sie noch einmal zu sehen. Nach Tagen der Beschwernisse, die sie kaum fühlen, des Mangels, den sie nicht empfinden, sind sie hinabgekommen in die blühenden Niederungen, wo in den weichen Büsten der Duft der Rose und der Mandelblüte ist. Wieder im heimatlichen Gelände, wo sie aber so fremd und mißachtet geworden sind, daß sie den Straßen ausweichen und auf Nebensteigen wandern müssen. Als sie in der Nähe von Nazareth durch eine Schlucht gehen, unter dünnen Schatten von Olbäumen, da halten sie an. Müde sind sie und legen sich unter die Bäume. Jesus geht noch ein wenig weiter, bis wo man hinabbliden kann auf den Ort. Dort setzt er sich auf einen Stein, stützt das Haupt auf die Hand und schaut sinnend über das Gelände hin. Über allem liegt ein Fremdes und Feindseliges. — Nein, er ist nicht gekommen, um zu zürnen. Etwas anderes muß getan werden. Offenbar ist es ihm geworden, daß er ein Pfand werden muß zur Beglaubigung der Botschaft.

Über das Steingerölle her kommt mühsam ein Weib geschritten. Es ist seine Mutter. Sie hat erfahren, daß er mit den Jüngern vom Gebirge herabgestiegen ist und hat gedacht, daß sie durch die Schlucht kommen würden. So steht sie jetzt vor ihm. Ihr langes Obergewand hat sie als Schutz vor der Sonne über den Kopf gelegt, so daß das abgehärmte Gesicht im Schatten ist. Über die eine Wange quillt ein Strähn ihres schwarzen Haars hervor, den sie mit einem Finger zurückschiebt und der doch immer wieder hervorsinkt. Vellommen schaut sie auf ihren Sohn, der müde auf dem Steine ruht. Sie zögert, ihn anzusprechen. Noch tritt sie ihm um einen Schritt näher und sagt dann ohne weiteres, als wäre nie etwas zwischen ihnen gestanden: „Ganz nahe ist dein Haus, Kind, und hier rastest du so unbequem.“

Er schaut sie gelassen an. Dann gibt er zur Antwort: „Frau, ich will allein sein.“

Sie sagt sanftmütig: „Bei mir daheim ist jetzt die größte Einsamkeit.“

„Wo sind die Verwandten?“

„Sie wollen dich wieder heimbringen, sind seit Wochen auf dem Wege, um dich zu suchen.“

Jesus weist mit einer Handbewegung nach seinen schlafenden Jüngern hin: „Diese haben mich nicht wochenlang gesucht, sie haben mich am ersten Tage gefunden.“

Als wollte sie ablenken davon, daß er wieder auf die Klage komme, die Seinen verstanden ihn nicht, sagt nun die Mutter: „Die Leute sind schon lange unwillig darüber, daß in unserer Werkstatt keine Arbeit mehr fertig wird, sie wollen zum Neuen gehen, der sich in unserer Gasse angesiedelt hat.“

„Wo ist der Werksgeselle Aron?“

Sie antwortet: „Zu wundern ist es nicht, daß keiner bleiben will, wenn selbst die Kinder des Hauses davongehen.“

In Erregung spricht er: „Ich sage dir, Weib, verschone mich mit deinen Vorwürfen und alltäglichen Sorgen. Ich habe anderes zu tun.“

Da hat sie sich gegen die Felswand gewendet, um ihr Schluchzen zu verbergen. Erst nach einer Weile sagt sie leise: „Daß du so hart sein kannst gegen deine Mutter! Nicht um meinetwegen ist es mir, das kannst du glauben. Mir ist alles vergangen auf der Welt. Aber du! Die ganze Verwandtschaft bringst du ins Unglück und dir selbst willst du alles zerstören. Noch einmal, bei deinem hingeschiedenen Vater, bei deiner unglücklichen Mutter, bitte ich dich: Laß' den Glauben der Väter stehen. Ich weiß ja gleichwohl, daß du es gut meinst, aber andere fassen es nicht und es taugt nimmer, was du tust. Laß' doch die Leute selig werden, wie sie wollen. Sind sie bisher zu Abraham gekommen, so werden sie auch fürder

den Weg finden zu ihm — auch ohne deiner. Lasse dich mit den Rabbiten nicht ein, das ist noch jedem schlecht bekommen. Denke an den Rufer Joanes! Überall reden sie davon, wie man auch dir nachstellt. O, mein geliebtes Kind, sie werden dich zu Schanden setzen, sie werden dich umbringen!“ — An die Wand klammert sie sich mit krampfartigen Fingern und kann nicht weiter sprechen vor bitterlichem Weinen.

Jesus hat den Kopf nach ihr gewendet und sieht sie an. Und als vor ihrem Schluchzen der ganze Leib schüttelt — da steht er auf und tritt zu ihr hin. Und nimmt ihr Haupt in seine beiden Hände und zieht es an sich.

„— Mutter! Mutter! — — Mutter!“ Tonlos, gebrochen ist seine Stimme: „Du meinst, ich hätte dich nicht lieb. Weil ich manchmal so herb sein muß, denn alles ist gegen mich, auch mein eigenes Blut. Aber ich muß den Willen des himmlischen Vaters erfüllen. Trodne deine Zähren, siehe, ich habe dich lieb, mehr als ein Menschenherz fassen kann. Weil die Mutter es doppelt leidet, was das Kind leidet, so ist dein Leiden noch größer als das desjenigen, der für viele sich opfern muß. — Mutter! Setze dich auf diesen Stein, daß ich noch einmal mein Haupt auf deinen Schoß lege. Es ist meine letzte Rast.“

So legt er sein Haupt auf ihre Knie und sie streicht mit zarter Hand über seine langen Locken. So glücklich ist sie mitten in ihrem Schmerze, so namenlos glücklich, daß er wieder an ihrer Brust ruht, wie einst als Kind. —

Er aber fährt fort so zu sprechen, sanft und leise: „Dem Volk habe ich vergeblich gepredigt den Glauben an mich. Dir brauche ich ihn nicht zu predigen, denn die Mutter glaubt an ihr Kind. Alle werden sie gegen mich zeugen. Mutter, glaube ihnen nicht. Glaube deinem Kinde. Und wenn die Stunde kommt, da ich erscheinen werde mit ausgespannten Armen, nicht auf

der Erde und nicht im Himmel — glaube an dein Kind. Wisse dann, daß dein Zimmermann das Reich Gottes gebaut hat. Nein, Mutter, weine nicht, mach' dein Auge klar. Dein Tag wird ewig sein. Die Armen, die von allen Himmeln Verlassenen werden weinen zu dir, der Gebenedeiten, Gnabenreichen! Alle Geschlechter werden dich preisen.“ Er lüßt ihr Haar, er lüßt ihre Augen und schluchzt selbst. — „Mutter, und nun geh'. Diese dort beginnen zu erwachen, sie sollen es nicht sehen.“

Aufgestanden ist er von dieser süßen Last. Die Jünger erheben — einer nach dem anderen — ihre Köpfe.

„Hast du auch ein wenig geruht, Meister?“ fragt ihn Simon.

Er antwortet: „Besser als ihr.“

Ein ausgesandter Bote kommt mit dem Korb, sie bezahlen ihn mit einem Goldbringlein — dem letzten, das sich noch gefunden hat an einem Finger der Wandernden. Dann halten sie Mahlzeit und frohlocken dabei über Gottes schöne Welt und ihre Gaben. Dann erheben sie sich zur weiteren Wanderschaft. Wohin? — Gegen die Königsstadt.

Hinter den Steinen steht Maria und blickt ihm nach, so lange er zu sehen ist im Glimmern der galiläischen Sonne.



Also geht es gen Jerusalem zum Osterfeste. Nach langer Knechtschaft in Ägypten hatte einst Moses die Juden befreit und sie wieder dem Vaterlande zugeführt. Zur dankbaren Erinnerung versammeln sich alljährlich um die Zeit des ersten Frühlingsvollmondes viele Tausende zu Jerusalem, wallfahrten in den Tempel, verzehren nach alter Sitte das Osterlamm mit bitteren

Aräutern und einem Brote, das ohne Sauerteig ist, wie einst das Manna in der Wüste. Wohl gibt es bei solchem Zusammenlauf Handel und Wandel, wie auch Ergötzungen und Schaustellungen aller Art. So pflegt in dieser Zeit auch die Hinrichtung von Verbrechern stattzufinden, damit dem Volke ein abschreckendes Schauspiel geboten werde.

„Einmal möchte ich mir so etwas doch mit ansehen,“ sagt der Jünger Thaddä zu den Brüdern, als sie nun unterwegs sind. „Ich meine so ein Hochgericht.“

„Dazu wird in Jerusalem leicht Gelegenheit sein,“ antwortet Andreas.

„Wie geht das eigentlich zu?“ will Thaddä wissen.

„Das ist leicht zu beschreiben,“ belehrt Matthäus.

„Denke dir einen aufgerichteten Pfahl, der in der Erde steckt und oben einen Querbalken hat. Da wird nun der arme Sünder nackend und mit ausgestreckten Armen angebunden. Ist er eine Weile so dagehangen vor dem Volke, dann bricht man ihm mit Keulenhieben die Knochen. Bei schweren Verbrechern kommt's auch vor, daß die Glieder mit Eisennägeln an den Pfahl geheftet werden.“

Thaddä wendet sich mit Schauer ab. „Gott versuche mich nicht, daß ich dergleichen je sehe!“

„Dünkt euch nicht schon das Reden darüber ein Frevel?“ sagt ein anderer. „Jeder bitte Gott, daß es niemals einen treffe von seinen Verwandten oder Bekannten. Sind allesamt arme Sünder. Bis unser Meister das Reich aufrichtet, wird diese grausame Todesart wohl abgeschafft werden. Meint ihr nicht?“

„Dann werden alle Todesarten abgeschafft,“ sagt Thaddä. „Schläfst du denn, wenn er vom ewigen Leben spricht?“

„Aber er hat selbst gesagt, daß sie ihn töten werden!“

„Ihr wisset doch, er spricht in Bildern.“

So reden sie manchmal in Einselt, aber stets hinter dem Rücken des Meisters. —

Seit jener Begebenheit auf dem hohen Berge ist

mit Jesus eine Veränderung vorgegangen. Wie wenn er seines göttlichen Berufes sich jetzt erst ganz klar geworden wäre, so ist es. Die Zeit ist da, um zu offenbaren, daß er der Gottgesandte ist, der von Ewigkeit her berufene Sohn des himmlischen Vaters, zur Erde herabgestiegen, um die Menschheit aufzuwecken und in ein seliges Leben zu retten zum Vater. Er fühlt, daß ihm die Macht Gottes gegeben ist, die Seelen zu richten. Die Dämonen fliehen vor ihm, keiner menschlichen Gewalt ist er untertan. Mit der Geschichte seines gesunkenen Volkes bricht er, die durch Gelehrte und Priester gefälschten Schriften des Altertums zerreißt er. In seiner Einheit mit dem himmlischen Vater, dem allmächtigen, ewigen Gott, weiß er sich als Herr aller Gewalt im Himmel und auf Erden.

So ist es mit ihm geworden seit jenem Nicht auf dem Berge. Aber diese Offenbarung macht ihn noch demütiger in seiner Menschengestalt, auf die eine so ungeheurere Wucht gelegt worden ist, und noch liebevoller gegen alle, die er in grenzenloser Armut, Verwirrung und Gebundenheit sieht, in Blindheit und Troß dem Verlorensein hingegeben — und doch voll weinender Sehnsucht nach dem Heile.

Aber auch das Verhältnis seiner Jünger zu ihm ist ein anderes geworden seit jenem Tage. Wenn sie früher, obgleich ehrerbietig, so doch vertraulich zu ihm gestanden sind — jetzt verhalten sie sich schweigsamer und die Ehrerbietung ist zur Ehrfurcht geworden. Die Liebe bei einigen hat sich fast zur Anbetung gesteigert. Und doch fallen sie immer wieder zurück in die Ungehebigkeit und in die Verzagttheit. Besonders einer ist dabei, der sich vieles nicht zu reimen weiß. Als sie nun — um den Heeresstraßen auszuweichen — jenseits des Jordansflusses hinziehen durch wüste Gegenden unter Beschwerden und Entbehrungen aller Art, da kann der Jünger Judas sich nicht entbreiten, seine Bedenken auf-



zuzeigen. Als Säckelwart der kleinen Gesellschaft hat er jezt schlechterdings nichts zu tun, so hat er Zeit, hinter dem Rücken des Meisters Unmut auszustreuen. Die Todesgedanken deutet er sich so: Der Bettelprophet stirbt, der glorreiche Messias erhebt sich! Doch, warum erst in Jerusalem? Warum wird nicht schon jezt entfaltet? warum werden die Würden nicht jezt schon ausgeteilt?

Des Propheten Vollständigkeit ist tatsächlich wieder im Zunehmen, und als sie in bewohntere Gegenden kommen, geht es von Ort zu Ort: „Er ist da! Er reist durch!“ Da strömen sie herbei und bringen Lebensmittel mit, aber auch Kranke und Krüppel, ihn bestürmend, daß er sie heile. Von dem Gebotenen nimmt er nur das Nötigste an, die verlangten Wunder aber wirkt er nicht. Er ist erzürnt über die Menge, die ohne Wunder nicht glauben, die Zeichen der Zeit nicht verstehen will. „Wenn sie im Westen eine Wolke sehen aufsteigen, alsbald sagen sie, es kommt Regen. Wenn der Südwind bläst, wissen sie im voraus, daß es heiß wird. Aber die Zeichen einer neuen, aufsteigenden Welt verstehen sie nicht. Wenn sie die geistigen Vorzeichen nicht begreifen, andere sollen ihnen nicht gegeben werden. Oder wollen sie das Zeichen des Jonas sehen, der drei Tage lang im Bauche des Walfisches gelegen? Gut, so sollen sie sehen, wie des Menschen Sohn nach dreitägigem Begrabensein wieder aufersteht zum Leben.“

Zu solchen Reden schüttelt Judas den Kopf. „Das bringt uns nicht weiter.“ Die anderen jedoch, besonders Johannes, Jakobus und Simon, denken nicht an Erdenmacht, ihre Herzen sind erfüllt von Liebe zum Meister. Und trotzdem haben sie immer wieder ihre Versuchungen. So sprechen sie untereinander von jener anderen Welt, wo Jesus ewiger König sein wird und sie — die jezt unerschütterlich zu ihm halten — die Herrlichkeit mit ihm teilen werden. Und stellen sich allen Ernstes die Ämter und Würden vor, in denen sie dort prangen

werden und kommen darüber in Streit, wer unter ihnen der erste sein werde. Jeder rühmt sich seines Vorzuges. Jakobus will ihm in Galiläa die meisten Freunde zugeführt haben. Simon beruft sich darauf, daß er der erste gewesen, der in ihm den Sohn Gottes erkannt hätte. Johannes erinnert an sein Vorrecht vom Hause aus. Er hätte noch sagen können, wie der Herr besonders ihn am meisten lieb habe, doch er sagt es nicht. Hingegen besteht Simon um so heftiger darauf, daß der Meister ihn einen Jansen genannt habe, auf den er seine Gemeinde errichten wolle. Worauf die Entgegnung, das hätte er zu allen gesagt.

Als Jesus ihr wunderliches Wortgefecht hört, tritt er zu ihnen und fragt, wovon sie doch so eifrig redeten?

„Meister!“ sagt Jakobus kühnlich, „wie gerufen kommst du uns. Wir möchten gar zu gerne wissen, wer im ewigen Reiche unter den Deinen der erste sein wird? Siehe, Bruder Johannes und ich möchten in deiner nächsten Nähe sein, einer zu deiner Rechten, der andere zu deiner Linken. So, daß wir dich zwischen uns hätten, wie wir dich jetzt zwischen uns haben.“

Hierauf spricht Jesus: „Was sind das für Reden! Ihr wißt nicht, was ihr verlangt. Ich sage euch das: Bis ihr erst gelan habt, was ich tue, und gelitten habt, was ich leiden werde, dann mögt ihr kommen und fragen.“

Sie antworten: „Herr, wir wollen tun, was du tust und leiden was du leidest.“

Dieses entschlossene Wort hat er mit einem wehmütigen Näckeln beantwortet. Den himmelweiten Unterschied zwischen ihm und ihnen können sie nicht fassen. So sagt er nur: „Überlasset das dem, der euch den Platz antweisen wird. Denn jeder Herr hat wieder seinen Herrn, nur einer hat keinen über sich. Bedenket das: Hat gleichwohl ein Diener treu und schwer gearbeitet, so wird er des Abends trotzdem nicht auf dem obersten Platz der Tafel sitzen und früher als sein Herr anfangen

zu essen, sondern er wird erst dem Herrn die Speisen bereiten und ihm den Schemel unter die Füße rücken. Bei euch sei es so: Wer der Größte sein will, der soll den anderen dienen. Auch ich bin nicht da, um mir dienen zu lassen, vielmehr um zu dienen und mich aufzuopfern für andere und mein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“

Es ist ihnen bange, daß er so oft und immer öfter von der Hingabe seines Lebens spricht. Was soll das bedeuten? Wie kann er andere retten, wenn er selbst zu Grunde geht? denken sie in ihrer Einsicht. Das mag sich begeben in Feuers- und Wassernot. Allein um ein Volk zu befreien und es zu Gott zu führen, wie soll das mit Aufopferung des eigenen Lebens geschehen können? Nur die Heiden haben ihre Menschenopfer. — Judas hat wieder besondere Gedanken. Der Meister sei durch die Mißerfolge herabgestimmt. Oder wolle er noch immer den Glauben seiner Anhänger prüfen? Habe er doch selbst gesagt, der Glaube sei so stark, daß man mit ihm Berge versetzen könne, so werde es ihm ein Leichtes sein, zur rechten Stunde die Gewalt zu zeigen.

Da erinnert der Jünger Thomas daran, wie des Meisters Worte über den Glauben eigentlich gelaute hätten: „Wer zu diesem Berge sagt, hebe dich weg und wirf dich ins Meer, und zweifelt nicht, sondern glaubt, daß es geschieht, so wird es ihm geschehen. Merket wohl, ihm wird es geschehen. Ob den Berg auch andere, die nicht glauben, ins Meer fallen sehen, das hat er nicht gesagt.“

„Du denkst also, Bruder Thomas,“ so spricht hierauf Bartholomäus, „daß Dinge, die durch den Glauben geschehen, nur für den Glaubenden allein geschehen, nur ein inneres Erlebnis sind. Dann, Freund, wären wir verloren. Denn er glaubt, daß die Feinde fallen und er sieht sie fallen. Aber sie leben doch und vernichten uns.“

„Das sind wohlfeile Reden,“ sagt Judas. „Er hat Dahme gehend und Tote lebend gemacht, das haben alle gesehen. Auch solche, die nicht glauben. Gebet acht! Wird der Meister nur erst bis zum Äußersten gedrängt, dann sollt ihr sehen, was er tut!“

Dieser Meinung schließen sich auch andere an und sie folgen — dem Messias.

Alein immer wieder werden sie aufs neue beunruhigt auf ihren langen schlechten Straßen durch die Wüste und über Fruchtgelände. Auf letzteren hat es manchen guten Tag gegeben und da will es auch nicht immer stimmen. Die Beute haben gehört, daß der Meister die Kräfte und Genüsse der Welt verwirft und sehen doch wieder, wie er stark und heiter auf Erden dahinwandelt. Recht spät wird's ihnen klar, daß beides sich miteinander vertragen kann. Er genießt, was harmlos und ohne andere zu schädigen — aber er legt keinen großen Wert darauf. Seine Sinne sind ihm gerade gut genug, um im Naturreiche das Walten des Vaters zu erkennen und in dieser Erkenntnis glücklich zu sein. Er verneint die Welt nicht, er vergeistigt und vergöttlicht sie. Die irdischen Stoffe sind ihm Bausteine fürs Himmelreich. So finden die Jünger trotz aufsteigender Zweifel sich immer wieder zurecht und so haben sie bei sich beschlossen, die Welt zu verachten und das Leben zu lieben.

Eines Tages sind sie in eine Ortschaft gekommen, in der auffallend große Tatkraft herrscht. Auf den Feldern pflügen sie, in den Werkstätten hämmern sie, emsige Karrenschieber und schwerfällige Kamelführer betreiben Handel und Wandel. Und es ist Sabbat! — Ob in diesem Flecken Heiden wohnen? fragen sich die Jünger. Nein, es ist ein rein jüdischer Ort und die Bevölkerung ist so gut gesinnt, daß sie selten ein Ostern vorübergehen läßt, ohne in einer Schar nach Jerusalem zu reisen. So waren ihrer auch einmal vor vielen Jahren dort gewesen, als im Tempel ein junger Mensch

gesprochen hatte, dessen Worte sie nimmer vergessen haben. Wenn es zum Wohle der Nebenmenschen sei, so könne man auch am Sabbath arbeiten! Also hatte jener Jüngling mit großer Eindringlichkeit gepredigt. Nun ist wohl unbestritten jede Arbeit dem Menschen zum Wohle und komme der Gemeinde zugute. Damals haben sie angefangen und seither lassen sie die Arbeit nicht einen Tag ruhen. Die Folge davon ist ein großer Wohlstand.

Als Jesus sieht, daß seine Auslegung von damals zu Jerusalem so arg mißverstanden ist, oder aus gewinn-süchtiger Absicht mißdeutet, da gerät er in Entrüstung und auf dem Marktplatz beginnt er so zu sprechen: „Ich sage euch, das Reich Gottes wird von diesen Wucherern genommen und einem Volke gegeben werden, das seiner wert ist.“ — „Zum Wohle der Nebenmenschen!“ sagt Jakobus leise zu Nächststehenden: „hängt denn das Wohl von Gütern ab, die einer besitzt? Diese Güter verhärten das Herz, machen es beständig beben vor Verlust und Tod. Und das nennt ihr zum Wohle!“ — Jesus spricht weiter: „Da ist einmal ein reicher Mann gewesen, der hat nach der Jahre Tagen und Fasten seine Scheunen voll und denkt, von nun an kann ich mir wohl sein lassen und das Leben genießen. Und siehe, in der nächsten Nacht stirbt er und muß seine Güter, denen er Leib und Seele zum Fraß gegeben, solchen hinterlassen, die sich darob streiten und heseinden und seiner spotten. Wehe euch, wenn ihr die ganze Welt gewinnt, aber eure Seele verlieret!“

Als er so gesprochen hat, tritt ein steinalter Greis zu ihm und sagt: „Kabbite! Du bist arm und hast leicht reden. Du weißt nicht, wie schwer es für den Reichen ist, daß er aufhöre, seinen Reichtum zu vermehren. Auch ich bin einmal arm gewesen, o schöne Zeit! Dann bin ich unversehens zu Geld gekommen, habe mich dessen gefreut und angefangen zu fürchten, ich

möchte es wieder verlieren. Und kommt es mir vor, daß Geld könne nicht reichen und je mehr man habe, je notwendiger sei es, noch mehr zu erwerben. Nun bin ich ein alter Mann und habe dreißig Säcke voll Gold und weiß, daß ich meinen Reichtum nicht mehr genießen kann. Aber das Erwerben und Sammeln kann ich nicht lassen — eher lasse ich das Atmen.“

Dem sagt Jesus: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Ihr Harten der Erde, ihr nehmt den Armen die Stüde täglichen Brots vom Tische und sammelt sie in eure Vorratskammern, wo sie verschimmeln und verderben!“

Das versteht der Greis. Er geht hin und entschädigt alle, die durch ihn zu Schaden gekommen sind, und auf dem Heimweg beginnt er wieder zu sammeln. —

Am nächsten Tage kommt Jesus mit den Seinen in eine andere Ortschaft. Hier ist alles still, die Bewohner liegen unter den Feigenbäumen herum, obschon nicht Sabbath ist. Da fragt Jesus: „Warum arbeiten sie nicht?“

Und einer des Ortes antwortet: „Wir möchten gerne arbeiten, haben aber kein Werkzeug. Es mangelt der Spaten, der Pflug, die Sichel und die Art, denn unser Schmied feiert. Und gerade er könnte die besten Messer schmieden. Andere Schmiede gibt es hier nicht.“

Zu diesem Schmiede gehen nun unsere Wanderer. Der Mann sitzt in seiner Kammer, liest in den heiligen Schriften und betet. Nun fragt ihn einer der Jünger, weshalb er nicht arbeite, da doch Werktag sei.

Dem antwortet der Schmied: „Seit ich den Propheten gehört habe, ist bei mir immer Sabbath. Denn man soll nicht nach irdischen Gütern streben und nicht sorgen für den morgigen Tag, sondern das Reich Gottes suchen.“

Da geht Jesus in die Hausflur und erzählt, so daß es der Schmied hören kann, von dem Manne, der

eine Reise gemacht hat. „Bevor er davonzieht, ruft er seine Knechte zusammen und übergibt ihnen Geld. Dem einen gibt er fünf schwere Goldstücke, dem andern zwei und dem dritten eins. Sie sollten nach eigenem Ermessen damit haushalten. Als dann nach langer Zeit der Herr wieder heimgekommen ist, begehrt er von den Knechten Rechenschaft, wie sie die Goldstücke verwertet hätten. Bei dem ersten haben sie sich verzehnfacht. Das freut mich, spricht der Herr, weil du in wenigem treu bist, will ich dir vieles anvertrauen — behalte das Geld. Der andere Knecht hat das Geld verzweifacht, auch den lobt der Herr und schenkt ihm Einsatz und Gewinn. Dann fragt er den dritten Knecht, was er mit seinem Goldstück angefangen. Herr, antwortet der Knecht, es ist ohnehin nicht viel gewesen, ich habe es nicht aufs Spiel setzen mögen. Ich hätte freilich ein zweites Goldstück gewinnen, aber ich hätte auch das eine verlieren können. Darum habe ich nicht damit gewirtschaftet, sondern es an einem sicheren Ort vergraben, damit ich es dir getreu wieder zurückgeben kann. Da entreißt ihm der Herr das Goldstück und gibt es dem, der das seinige verzehnfacht hat. — Dem Trägen und Saumseligen soll das wenige, was er hat, genommen werden, und dem gegeben, der es zu verwerten weiß.“

„Verstehst du es?“ fragt Matthäus den Schmied. „Die Goldstücke, das sind die Fähigkeiten, die Gott dem Menschen gibt. Wer seine Talente brach liegen läßt, ohne sie auszunützen, der ist wie jener Mann, der Kraft und Geschick hat das Eisen zu bearbeiten, der aber den Hammer weggelegt hat und müßig brület über Schriften, die er nicht verstehen kann.“

„Wie ist denn das,“ sagt nun jemand, „wer arbeitet, der wird ausgezinkt, und wer nicht arbeitet, der wird es auch.“

Dem klopf Matthäus auf die Achsel: „Freund, alles zu seiner Zeit! Und nicht das tun wollen, wozu dir das Talent fehlt, sondern das, wofür du es hast.“

Der Schmied legt Buch und Gebetriemen hin und ergreift den Hammer.

Aber noch kommt ein Mann herbei und führt Klage darüber, daß diese neue Lehre doch nichts taue. Er habe ihr nachgelebt und seinen Besitz verschenkt, weil er ihm Sorgen gemacht. Nun, seit er arm sei, habe er noch mehr Sorgen. So wolle er wieder anfangen zu erwerben.

„Tue das,“ sagt Jakob der Jünger, „achte nur auf das eine, daß daran nicht dein Herz hängen bleibe und dein Besitz nicht dich besitze!“

Und wieder andere kommen: „Herr, ich bin Schiffszimmerer! Herr, ich bin Goldschmied! Herr, ich bin Bildhauer! Sollen wir denn nicht unser ganzes Herz unserem Beruf zuwenden dürfen, um etwas Rechtes zu leisten? Wenn wir mit dem Herzen nicht dabei sind, so wird nichts rechtes.“

„Ei freilich,“ sagt der Jünger, „sollet ihr eure Kräfte und Talente anspannen, um etwas zu leisten. Aber nicht des Werkes und nicht des Lobes wegen, sondern Gottes und der Menschen willen, denen ihr dienet. Und freuet euch von Herzen, daß Gott durch euch seine Werke schaffen will.“ —

Einmal tritt ein Landmann zu Jakobus heran und spricht über das Beten. Der Meister habe gesagt, man solle nur kurz beten, nicht viel reden wie die Heiden, der Vater wisse schon, was uns not tue. Nun, so habe er einmal gebetet, kurz und ohne viel Worte zu machen, aber er sei nicht erhört worden.

Hierauf sagt Jakobus: „Erinnerst du dich nicht, was der Meister erzählt hat von jenem Manne, zu dessen Thür in der Nacht ein Freund kommt und um Brot bittet? Er ist schon im Bette, achtet nicht auf das Klopfen des Freundes und ruft endlich: Geh und laß mich schlafen! Der Freund aber fährt fort zu klopfen und zu klagen, daß er Brot bedürfe und beginnt ganz



ungestüm an der Thür zu rütteln. Das bauert fort, bis es dem Manne im Bette lästig wird. Fast unmutig steht er auf, nimmt ein Brot und gibt es dem Freunde zum Fenster hinaus. Hat er schon nicht dem Mann aus Liebe gegeben, so doch um ihn los zu werden. — Der Meister hat damit sagen wollen, daß man durch Beharrlichkeit im Beten Vieles erreicht.“

Auf diese Belehrung des Jüngers wird jener unwirsch und sagt: „Also wie! Das eine Mal sagt er, man solle kurz und nur mit wenigen Worten beten, das anderemal wieder, man solle nicht ablassen zu beten, bis man erhört sei.“

Und Jakobus: „Freund, du mißverstehst wieder. Sagt er: Du sollst wenig beten? Nein, er sagt: In kurzen Worten sollst du beten. Aber ohne Unterlaß, im Gedanken, von ganzem Herzen. Und je länger der Vater auf seine Hilfe warten läßt, je größer muß dein Vertrauen werden, denn er weiß warum er dich warten läßt und gibt dir endlich mehr, als um was du gebeten. Wenn jener schon Brot gegeben hat, um die Belästigung los zu werden, um wie mehr wird erst der Vater dem Kinde geben, das er liebt.“

Hierauf der Landmann: „Auch so habe ich gebetet, anhaltend und im Vertrauen, und bin doch nicht erhört worden.“

„Um was hast du denn gebetet?“

„Wisse,“ sagt der Landmann, „ich habe einen Nachbar, der mir vom Baum immer Feigen stiehlt, ohne daß ich ihn dabei erwischen kann. So habe ich gebetet, daß er einmal vom Baum fallen und sich die Glieder brechen möchte. Aber ich bin nicht erhört worden.“

Nun muß Jakobus laut lachen über den törichtten Mann, der den gütigen Vater um Rache bittet.

„Bitte ihn doch um die Kraft, dem Nachbar zu vergeben und ihm die Feigen zu schenken, die er nötiger zu haben scheint, als du — und er wird dich ganz sicher erhören.“ —

„Freilich,“ spricht der Jünger weiter, „wenn vom Veten, ohne Unterlaß die Rede ist, so heißt das, seine Gedanken stets mit Sehnsucht dorthin zu richten, wo Gott und die ewigen Dinge sind, und alles in unserem Leben, die kleinen wie die großen Angelegenheiten, in Ehrfurcht und Vertrauen mit diesem Maßstabe zu messen.“

Darauf antwortet ein Vorlauter: „Wie kann ich denn mein Korn, das ich verkaufen will, mit Gott messen?“

„Wenn du denkst, ich will den Käufer nicht überbieten mit gemischtem feuchtem Korn, sondern ihm gute Ware geben, denn so ist's Gottes Wille und ich will durch Betrug nicht meine unsterbliche Seele schädigen — so heißt das, dein Korn und deine Handlung an Gott und Ewigkeit messen.“

„Aber siehe!“ ruft der andere aus, „mein Geschäftsfreund hat mir auch schlecht gemessen, als er mir Öl verkauft und unterhalb Wasser gegeben hat. Und in der Schrift heißt es doch: Wie dir gemessen wird, so sollst du wieder messen.“

Als sie weiter ziehen, ist Jesus betrübt. Daß seine einfache Lehre doch so vielen Mißverständnissen begegnen kann! Besonders bei solchen, denen der Wille dazu mangelt, die nichts denken können, als ihre Begierden und das Behagen ihres Leibes. Diese Menschen sind verstockt in sich und betört von außen. — In ihrer Gebundenheit bringen sie kein Verdienst auf. O Herr mein Vater, nimm mich an für sie als Bösegeld! . . .



§ So haben sie ihren langen Weg allmählich zurückgelegt. Reiner Verfolgung sind sie auf diesen entlegenen Streden begegnet. Nach einer Nacht, da sie unter Sykomoren und Feigenbäumen gelagert haben, gelangen sie

zu jener letzten Höhe. Jesus geht voraus. Obschon von der Wanderschaft ganz erschöpft und seine Füße wanken wollen, geht er voraus. Die Jünger kommen hinten drein und wie sie auf der Höhe sind, tun ihrer etliche einen hellen Schrei. Ihnen gegenüber, auf der Hochebene des anderen Berges liegt die Königsstadt! Im Morgensonnenstrahle liegt sie da wie aus rotem Golde gebaut, alles überragend der zinnentreiche Tempel Salomons.

Mehrere der Jünger haben Jerusalem bisher noch nie gesehen, ein Gefühl begeisterter Ehrfurcht bewegt sie im Anblicke dieser heiligen Stadt der Könige und der Propheten, und hier — so denkt Judas und manch anderer — hier wird für uns die Herrlichkeit beginnen. Unter Olbäume sehen sie sich hin, um auszuruhen, ihre Kleider zu ordnen, und einige salben sogar ihr Haar. Dann verzehren sie Feigen, und von der Frucht des Johannesbaumes. Sorge macht ihnen der Meister. Die Anstrengungen der letzten Zeit haben ihn hergenommen, seine Füße sind wund. Aber er sagt nichts. Die Jünger sind unter sich eins, daß sie so nicht einziehen können. Jakobus geht hinab den Hang, wo er Hütten steht, und fragt dort an, ob nicht irgendwo ein Reitpferd aufzutreiben sei, oder wenigstens ein Kamel, auf welchem ein Reisender in die Stadt reiten könnte. Es würde schon entlohnt werden.

Ein gekrümmtes Greisklein ist da, umtrippelt hastig den fremden Mann und versichert mit reichlichen Worten, daß weder Pferd noch Kamel vorhanden sei, wohl aber ein Esel. Und dieser Esel wäre nicht zu haben.

Da gedenkt der Jünger, daß es alle Propheten vorausgesagt haben: Einziehen würde er auf einem Esel. — Jakobus erklärt sich also bereit, den Esel anzunehmen.

„Du nimmst ihn an und ich gebe ihn nicht her,“ sagt der Alte und hat ein verschmißtes Bächeln. „Um

dieses Tier hätte ich ewig Leid, wenn ihm etwas zusähe.  
Das ist kein gewöhnlicher Esel, mein Freund!"

"Es ist auch kein gewöhnlicher Reiter, der seiner bedarf," sagt Jakobus.

Der kleine Greis läßt sich doch herbei, den Jünger in den Stall zu führen. Dort steht am Krippengitter das Tier, und wirklich eines von guter Art. Nicht grau ist es, vielmehr glänzend braun und glatt, die Beine schlank, die Ohren zierlich spitz und um die großen, klugen Augen hat es lange Grannen.

"Ist es nicht von der Farbe eines echten Arabers?" sagt der Greis.

"Es ist ein schönes Tier," gibt Jakobus zu. "Um einen Silberling und viele Ehre wirst du es ziehen lassen. Um Mittag kann es wohl wieder zurück sein."

Darauf das Greislein: "Es ist billig zu bedenken, daß sich unsereiner um die Fremdenzeit etwas verdienen will. Machen wir zwei Silberlinge!"

"Einen Silberling und Ehre!"

"Machen wir zwei Silberlinge ohne Ehre," feilscht das Greislein. "Ein Traber für Fürsten, gestehe ich dir! Im ganzen Judenlande findest du nicht wieder solches Blut. Wisse nur, daß es hoher Abstammung ist!"

"Auf diese Ehre können wieder wir verzichten," sagt Jakobus, "wenn es nur hübsch aufrecht bleibt."

Nun erzählt der Greis: "Um die Zeit, als der herodianische Kindermord gewesen — ein wenig über dreißig kann's her sein. — Du weißt ja, daß da drüben zu Bethlehäm das Messiaskind gelegen ist, in einem Stall bei Ochs und Esel. Auf demselben Esel ist das Kind ins Ausland geritten, nach Agypten oder wohin, und sie sagen, es komme wieder in Herrlichkeit. Siehe und von jenem Esel stammt dieser ab."

"Wenn es so ist," spricht Jakobus lebhaft, "dann ist das eine wunderbare Fügung! Der Mann, der heute

auf diesem Esel einziehen soll in Jerusalem, ist der Messias, der dazumal im Stalle geboren worden."

"Ist es der Jesus aus Nazareth?" fragt der Greis. "Dem vermiete ich das Tier um einen halben Silberling. Hingegen bitte ich, daß er mir mein Weib heile, sie hat die Sicht seit Jahr und Tag."

So werden sie einig und Jakobus bringt den Esel auf die Höhe des Ölberges, wo sie noch beisammensitzen und nicht satt werden können, hinzuschauen auf Jerusalem. Nur Jesus ist in sich gelehrt, betrübt blickt er auf die leuchtende Stadt.

"O Jerusalem!" so spricht er leise vor sich hin. "Wenn du diese Zeit wahrnähmest! Wenn du erkennen wolltest, was zu deinem Heile ist. Aber du erkennst es nicht und ich sehe den Tag, da grimme Feinde deine Mauern stürzen werden, so daß kein Stein auf dem andern liegen bleibt...."

Johannes legt seinen Mantel aufs Tier, das Jesus nun besteigt. Er reitet talwärts, seine Jünger folgen ihm.

Und nun geschieht etwas Außerordentliches. Schon als sie ins Tal Kidron hinabkommen, wo die Straßen sich kreuzen, eilen Leute herbei und rufen: "Der König kommt! Der Sohn Davids kommt!" Bald laufen auch andere aus den Gehöften, aus den Gärten und gehen an den Straßenrändern gleichen Schrittes dahin und rufen: "Der Messias ist es! Hochgelobt sei Gott, er ist gekommen!"

Man weiß nicht, wer die Nachricht von seiner Ankunft verbreitet hat, weiß auch nicht, wer zuerst das Wort "Messias" gerufen — wenn es nicht etwa Judas, der Jünger, gewesen ist. Gezündet hat es wie ein Baufeu, überall Jubelgeschrei erweckend. Als Jesus hinaufreitet gegen die Stadt, wird die Menschenmenge schon so groß, daß der Esel nur langsam traben kann, und als er durch das Stadttor einzieht, können die Gassen und Plätze das Volk kaum mehr fassen. Ganz Jerusalem

weiß es plötzlich: Der Prophet aus Nazareth ist da! Fremde aus den Provinzen drängen sich vor, die ihn anderswo schon gesehen und gehört haben. Die den armen Wanderprediger verspottet haben, jetzt da er gehobenen Hauptes einzieht in die Königsstadt und das Messiasgeschrei die Luft erfüllt, jetzt sind sie stolz auf ihn und berufen sich auf Begegnungen mit ihm und auf seine Bekanntschaft. Die Hände strecken sie ihm entgegen. Viele werfen ihre Kleider auf den Weg, der Esel trabt darüber hin. Mit Olzweigen und Palmsächern winken sie ihm zu und aus hundert Kehlen erschallt es: „Sei gegrüßt! Sei gegrüßt! Sei gegrüßt, du lange Erwarteter, du heißersehnter Retter!“ Ordner machen mit langen Stäben die Straße frei, die zum Goldenen Hause führt, zum Schloß der Könige, wo er daheim soll sein. Aus allen Türen und Fenstern rufen sie: „Unter mein Dach lehre ein, Heiland des Volkes!“ Aber der Strom ergießt sich gegen das Goldene Haus. Die Jünger, die knapp hinter ihm her sind und sich nicht fassen können, werden umringt, bestürmt, mit Palmen befächelt, mit jungen Rosen bestreut. Simon-Petrus hat sich gleich als zum Meister bekannt und kann es nicht hindern, daß man ihn auf die Schultern hebt, so daß er sich duckt und flehentlich bittet, ihn zu Boden gleiten zu lassen, weil er nicht höher ragen wolle als der Meister und weil es ist, als hielten viele über die Köpfe her ihn für den Messias. Klüger hat es Johannes gemacht, der gebückt und schnaufend das Tier führt, so daß man ihn für nichts weiter als den Eseltreiber hält. Alle übrigen seines Anhangs genießen die Ehren des Meisters wie ihre eigenen. Haben sie doch auch das Elend tren mit ihm getragen. „Jerusalem, du bleibst Jerusalem!“ sagen sie vom Jubelsturm umbraust und berauscht. „Wo uns auch gut gewesen — so hoch ist es nirgends hergegangen, als hier in Jerusalem!“ — Judas kann sich nicht genug zugute tun darob, daß der Meister trotz

seines ärmlichen Aufzugs erkannt worden. „Ich habe es ja immer gesagt, daß er sein Wunder wirken wird, wenn es Zeit ist.“

„— Und mir ist doch bange,“ sagt Thomas. „Sie schreien mir viel zu laut. Es sind Aechlaute, aber keine Brusttdne.“

„Verzieh' dich, du hast immer Bedenken.“

„Ich verstehe mich ein wenig auf die Leute. Müßiges Stadtvolk ist bald entzündt, daß will sich ergöhen und jeder Anlaß ist ihm dazu recht.“

„Thomas!“ verweist ihm Matthäus, „Wenn das Demut wäre von dir, daß du der Ehre nicht achtestest. Aber es ist Zweifel. Da sieh' dir dort den dicken Knoblauchkrämer an, der bringt mehr Glauben aus der Aehle. Hörst du — Heil dir, Davids Sohn! ruft er und ist schon heiser geworden vor lauter Freudengeschrei.“

Thomas schweigt, eilt gebückt zwischen der Menge dahin. Das Heilrufen erfüllt schon die ganze Stadt, und die Straßen, durch die der Zug sich bewegt, sind wie lebendige Palmenhaine. Aller Verkehr ist erstickt, alle Fenster und Dächer sind voll von Menschen und alles reckt die Hälse nach dem Messias.

Jesus sitzt, beide Füße nach einer Seite gelegt, auf dem Tiere, mit der rechten Hand den Reitriemen haltend. Ernst und gelassen blickt er vor sich hin, nicht anders, als ritte er im Staubgewirbel der Wüste. Als vor ihm hoch über Dächern die Zinnen des Königschlosses ragen, wendet er sein Tier in eine Seitengasse — dem Tempelplatze zu. Zwei Hüter am Eingange des Tempels winken heftig mit den Armen, daß die Menge vorüberziehe. Aber sie stockt, der Zug hält und Jesus steigt vom Esel.

„Nicht in das Golbene Haus? In den Tempel will er?!“ So fragen sich viele überrascht. „In den Tempel?!“

„Zu den Rabbinen und Phariseen? Dann seht einmal zu, was wir erleben werden!“



**M**it ernster Entschlossenheit, ohne einen Blick auf das jubelnde Volk zu werfen, steigt Jesus rasch die Stufen zum Tempel hinan. Ein Teil der Menge drängt ihm nach, der andere zerstreut sich allmählich. Aber die Rufe: „Gepriesen sei, der heute gekommen!“ sind den ganzen Tag nicht verstummt.

Als er in den Vorhof des Tempels getreten, steht er still und schaut bestürzt drein. Da gibt es ja Leben und Bewegung! Hunderte von Leuten aller Arten tummeln sich durcheinander, in bunten Röcken, in härenen Tüchern, mit hohen Mützen und flachgewundenen Turbanen. Unter gellendem Geschrei bieten sie allerhand Waren feil, die da ausgebreitet sind: Teppiche, Ampeln, Leuchter, Abbildungen des Tempels und der Wulbestabe, Obst, Konkrüge, Gebetsriemen, Räucherwerk, Seidengewand und Schmucksachen. Geldwechsler preisen ihre hohen Zinsen, den Vorteil des römischen Geldes, brechen ihre Goldrollen und lassen sie in Schalen auseinanderrieseln, um die Augen der Wallfahrer zu reizen. Kauflustige drängen sich durch, besichtigen spottend die Waren, feilschen, lachen und kaufen. Dazwischen huschen Rabbitsen umher in langen Rastanen und weichen Schuhen, die man nicht hört. Die Häupter haben sie bedeckt mit Sammläppchen, aus denen pechschwarze oder auch eisgraue Vögel sich herabbringen; unter den Armen große Pergamentrollen, — denn es beginnt die Zeit des Passahfestes — so huschen sie mit würdevollen und zugleich lauernden Mienen umher, feilschen hier und da mit Krämern oder Krämerinnen, verschwinden hinter Vorhängen und erscheinen wieder.

Als Jesus von der Schwelle aus dieses Treiben eine Weile beobachtet hat, überkommt ihn die Entrüstung. Die Geschäftigen mit seinen Armen auseinanderchiebend, bahnt er sich den Weg. An der nächsten Bude rafft er ein Bündel von Gebetsriemen auf, schwingt sie über die



Köpfe und ruft so laut, daß es alles überdönt: „Ihr Schriftlehrer und Tempelhüter, seht ihr es nicht? Die ihr sonst so trefflich Bescheid wisset im Buchstaben. In der Schrift steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus! Und ihr habt Salomons Tempel zu einer Krämerhude gemacht!“ — Das kaum gesagt, stürzt er mit der Hand einen Tisch und stößt mit dem Fuß mehrere Bänke um, daß der Trödel durcheinanderkollert auf dem Steinboden, unter den Füßen der zurückweichenden Menge. Sprachlos starren sie ihn an und er fährt fort zu donnern: „Ein heiliger Zufluchtsort der Bekümmerten und Leidenden soll mein Haus sein, spricht der Herr. Und ihr macht eine Mördergrube daraus, erstickt mit Gewinn gier die Seelen. Hinaus, ihr Feilscher und Schächer, ob ihr mit Waren schachert oder mit der Schrift!“ Hoch schwingt er die Riemen, auch über die Schriftlehrer und Rabbinen scheint er sie zu schwingen, so daß sie ihre Köpfe ducken und durch Vorhänge und Tore entfliehen. Aber im Nebenhofe versammeln sie sich, die Rabbinen, Pharisäer und Tempelhüter, rasch beratend, wie sie diesen wahnwitzigen Menschen ergreifen und unschädlich machen könnten. Doch siehe, zu den Toren strömt Volk und immer mehr Volk herein in den Vorhof, umringt den zürnenden Propheten und jubelt: „Gepriesen, Nazarener, der du gekommen bist, den Tempel zu reinigen! Heil und Preis dir, heißersehnter Retter!“

Als die Tempelmerker merken, wie es steht, erheben auch sie ihre Stimmen und rufen: „Gepriesen sei der Prophet! Heil dem Nazarener!“

„Alles ist gewonnen!“ flüstern die Jünger, sich nun auch vordrängend, einander zu. „Auch die Rabbinen jubeln . . .!“

Diese Rabbinen und Tempelmerker haben eilig nach Schergen geschickt, machen sich jetzt an Jesus und beginnen, als die Menge ruhiger geworden ist, mit ihm Gespräche zu führen.

„Weiser Mann,“ sagt einer zu ihm, „wahrlich, du erscheinst zu guter Zeit. Es sind Zustände gekommen über unser armes Volk, daß man nicht mehr weiß, wo aus, wo ein. Du bist der Mann, der sich nicht lehrt nach unten und nicht nach oben, dessen Nichtschnur die Gerechtigkeit ist. Sage, was meinst du doch: Sollen wir Juden dem römischen Kaiser die Steuern zahlen oder sollen wir sie verweigern?“

Jesus verlangt, daß man ihm eine Münze zeige. Sie wundern sich, daß er kein Geld in der Tasche hat und halten ihm eine der römischen Münzen vor, wie sie im Lande laufen.

„Von wem kommt diese Münze?“ fragt er.

„Wie du siehst, vom römischen Kaiser.“

„Und wofür ist das Bild auf der Münze?“

„Des Kaisers.“

„Und wofür ist die Inschrift auf der Münze?“

„Des Kaisers.“

„Wessen ist also die Münze?“

Sie schweigen.

Sagt Jesus: „Gebet Gott, was von Gott kommt und dem Kaiser, was vom Kaiser kommt.“

Solche, die die Falle durchschaut haben, brechen über diesen Bescheid in Beifall und Jubel aus und reißen auch die Menge wieder dazu hin. Die Tempelknechte knirschen insgeheim, daß er der schlauen Schlinge entkommen ist. Sie haben so gerechnet: Sagt er, gebet dem römischen Kaiser die Steuern, so weiß das Volk, er ist nicht der Messias, vielmehr ein Knecht der Fremden. Und sagt er, gebet dem Kaiser die Steuern nicht, so ist er ein Aufwiegler und man läßt ihn festnehmen. Nun aber hat er Kaiser und Volk auf seiner Seite und sie müssen ihn gewähren lassen.

„Es geht ausgezeichnet!“ flüstern die Jünger sich zu. „Sie bitten ihn schon um seinen Rat.“

Die Schriftausleger haben ihn in ihre Mitte ge-

nommen, sie wollen nicht ruhen, bis er überlistet wäre. So fragt ihn einer: „Großer Weiser, glaubst du, daß es eine Auferstehung von den Toten gibt?“

„So ist es,“ antwortet er.

„Daß die Ehe zwischen Mann und Weib unlöslich ist und daß ein Weib gleichzeitig nur einen Mann haben darf?“

„So ist es.“

„Und daß nach dem Tode des einen Teiles der andere wieder heiraten darf?“

„So ist es,“ sagt Jesus.

„Du hast recht, Herr,“ redet ein dritter drein. „Wie aber ist es, wenn ein Weib hintereinander sieben Männer hat, weil ihr einer um den anderen gestorben war? Wenn sie nun alle von den Toten auferstehen, so hat das Weib sieben Männer auf einmal, jeder ist ihr rechtmäßiger Mann und sie darf doch nur einen haben?“

Man ist in höchster Erwartung, was er antworten werde, denn die Frage scheint unlösbar. Und Jesus spricht: „Einer, der so fragt, der kennt weder die Schrift noch die Kraft Gottes. Die Schrift verbürgt uns die Auferstehung und die Kraft Gottes das ewige Leben im Geiste. Bei den unsterblichen Geistern aber gibt's keine Ehen — so fällt diese Frage in nichts zusammen.“

Neuerdings Beifall und Jubel, von allen Seiten winkt man ihm mit Tüchern zu. Die Schriftlehrer ziehen sich mißmutig zurück, den Häschern abwinkend, die im Hinterhose bereit gewesen waren.



Nach diesem Empfang in Jerusalem und nach diesem Tempelsieg am ersten Tage getrauen die Jünger sich fest und selbstbewußt aufzutreten in der Königsstadt. Jesus bleibt ernst und schweigsam. In einem verlassenen Hause, das vor dem Tore steht, herbergen sie. Einige der Jünger sehen nicht recht ein, weshalb er sie nicht in einen Palast geführt habe. Einstweilen möchten sie gerne die Einladung reicher Leute annehmen, um die Huldigungen fröhlich zu genießen, doch Jesus hält sie zurück. Es sei das Osterfest nahe, da gebe es anderes zu tun als sich huldigen und den Kopf veräuchern zu lassen, den man sehr bald in aller Nüchternheit benötigen würde. Nehme er von den Einladungen schon eine an, so sei es die aus Bethanien, wo er treuere Freunde wisse als in Jerusalem. Einstweilen habe er im Tempel noch etwas zu sagen.

Als er am nächsten Tage wieder hinausgeht, ist die Halle zum Drücken übersfüllt von Volk, Rabbinen und Schriftgelehrten. Die einen sind gekommen, um endlich seine Verherrlichung zu erleben, die anderen, um ihn zu vernichten.

So tritt ihn einer aus dem Pharisäerkreise an und fragt ihn ganz plötzlich, welches das größte Gebot sei?

Jesus steigt auf den Rednerstuhl und spricht: „Ich bin eben gefragt worden, welches das größte Gebot sei. Wohlان. Ich bin nicht gekommen, neue Gebote zu geben, sondern die alten zu erfüllen. Das größte Gebot ist: Liebe Gott mehr als alles und deinen Nächsten wie dich selbst. Auch jene, die mich gefragt haben, eure Lehrer und Schriftausleger, sagen dasselbe; doch was sie tun, das stimmt nicht mit dem, was sie sagen. Den Worten dieser Leute möget ihr glauben, aber ihren Werken dürfet ihr nicht folgen. Von euch verlangen sie das Schwerste, sie selber rühren keinen Finger. Und was sie etwa Gutes tun, das tun sie vor den Leuten, um gerühmt zu

werden. Bei Festlichkeiten haben sie gern den ersten Platz und wollen von allen Seiten begrüßt werden als die Verklärer der Schrift. Die Ehre geben sie nicht Gott, sondern sich selbst. Ich sage euch: wer sich erhebt, der wird erniedrigt werden."

Einige der Phariseen unterbrechen ihn und haben Widerspruch. Denen wendet er sich zu, Gesicht gegen Gesicht, und erhebt noch lauter seine Stimme: „Ja, ihr Schriftlehrer, nach außen wollt ihr glänzen. Nach außen haltet ihr eure Leiber rein und eure Wolle weich, inwendig seid ihr voll Bosheit und Raubgelfüste. Ihr, die ihr auf den Lehrstühlen Sitten predigt, seid wie jene Gräber, die auswendig mit Blumen geschmückt, inwendig aber voller Faulnis sind. Die Väter schmähst ihr, weil sie die Propheten verfolgt haben; die Propheten, die der Herr heute sendet, tötet ihr, oder laßt sie verschmachten. Und wenn sie tot sind, haut ihr ihnen glänzende Grabmäler. Fluch euch, ihr Heuchler! Von anderen haltet ihr die Bringer des Heils ab, ihr selbst steinigt sie. Ihr selbst geht nicht ins Himmelreich und anderen, die hinein wollen, verschließt ihr es. Fluch euch, ihr Scheinheiligen, die ihr unter dem Mantel der Liebe die Häuser der Witwen, das Habe der Waisen an euch zieht! Fluch euch, ihr Kriecher, die ihr zu Sand und Wasser, in Schulen und Krankenhäusern herumreiset, um Leute für euren Glauben zu werben! Und haben sie euren Glauben angenommen, so ängstigt ihr sie mit dem ewigen Feuer und macht Hölleinder aus ihnen. Ihr Narren und Betrüger, die ihr lehrt, unter heimlichem Vorbehalt zu schwören auf's Wort und nicht auf die Meinung! Ihr Toren und Irrlehrer, die ihr das Volk auf Kleinliche Nebenbänge lenkt, auf Außerlichkeiten und Gebräuche, anstatt auf die Hauptsache, auf die Gerechtigkeit, auf die Barmherzigkeit, auf die Liebe! So unsinnig ist das, als wollte einer die Mücke seihen und das Kamel verschlucken. Ihr Schlangen und Ratterngezücht! Ewigen

Fluch euch! Wenn Gott selbst seinen Sohn sendet, so werdet ihr ihn kreuzigen und werdet heucheln, wir taten es des Volkes willen, denn er war der Verführer. Aber wisst, daß der Gottgesandten Blut von euch gefordert werden wird! Die Zeit ist nicht mehr fern und das Blut eurer Kinder wird in Bächen durch die Straßen Jerusalems fließen!”

Während Jesus so gesprochen, zittern seine Jünger. In solch glühendem Zorn haben sie ihn noch nie gesehen. Aber wo ist die Soldatenmacht, um sich zu wehren, wenn sie ihn jetzt ergreifen? Die Menge ist erregt in hohem Grade und ihr Beifall wächst zum Sturme an. Viele freischen vor Entzünden, daß solche Worte endlich gesprochen werden, andere tun drohende Gebärden gegen die Tempel. Diese — die Rabbinen und Phariseen — haben wohl schon allerhand Einwände gegen die furchtbaren Anklagen zungenfertig gehabt, doch scheint es ihnen klüger zu sein, den Ausfall des „Volksgunsthägers“ seiner Antwort zu würdigen und einstweilen rasch, unbemerkt durch Hintertüren zu entkommen.

Der weite Platz vor dem Tempel ist ein Meer von Menschenköpfen. Was möglich, das hat sich hineingedrängt, der allergrößte Teil des Volkes umwozt den gewaltigen Bau und fortwährend schreien gresle Stimmen: „Auch wir wollen ihn hören! Er soll herauskommen, soll im Freien predigen, daß wir ihn sehen. Heil dem Messias-König! Er soll herrschen im Goldenen Hause und soll herrschen in Salomons herrlichem Tempel!”

Als Jesus im Gewirre aus dem Tempel tritt, hört er das Geschrei und steigt auf den Sockel einer der Riesensäulen, die den Bau umstehen. Und hier erhebt er neuerdings sein Wort und im Angesichte der Stadt schleudert er es hin über die Menge.

„Des herrlichen Tempels rühmt ihr euch? Ich sage euch, von diesem Bau wird kein Stein auf dem anderen bleiben. Denn ihr habt gehäuft Missetat auf Missetat.

Keinen finde ich dürstend nach dem Heile, aber trunken seid ihr alle. Das Maß ist voll geworden und dieses gegenwärtige Geschlecht wird es noch erleben. Wenn die Drangsal kommt über das Land, dann fliehe auf den Berg, wer im Tale ist, und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht zurück in die Stadt, und wer auf dem Dache ist, der wage es nicht, um etwa den Rod zu holen aus seinem Hause. Feuer und Schwert würden ihm begegnen. Wehe den hoffenden Frauen und den Kindern in jenen Tagen, sie werden rufen: Berge, fallet über uns, begrabet uns. Ein Jammer und Wehklagen, wie es unter der Sonne nie gewesen ist und nie sein wird. Ein unermesslicher Zorn wird sein über diesem Volke, Jerusalem wird zerstört und seine Bewohner in Gefangenschaft fremder Völker geführt werden. Und also wird das Gericht sein, je nachdem die Menschen guten oder bösen Willens gewesen: Von Zweien, die auf dem Acker sind, wird der eine angenommen, der andere verworfen werden. Von Zweien, die in einem Bette liegen, wird der eine erhört, der andere verlassen werden. Die Fruchtgarben werden in die Scheune kommen und das Unkraut ins Feuer.\*

Ein Leben haben diese Worte angerichtet in der Menge und einer der Jünger ringt verzweifelt die Hände: „Das kann nicht gut enden!“

Nun wird seine Stimme milder: „Aber verzaget nicht. Die Tage dieses Elendes sollen abgekürzt werden, ich will darum bitten. Wo Nos ist, dort sind auch Adler, aus dem Volke der Sünder werden sich große Männer erheben. Wie nach hartem Winter die Bäume treiben und sprossen, so wird aus dem geläuterten Volke das Himmelreich ausblühen. Denn es wird die frohe Botschaft hindringen durch die ganze Welt und selig alle Völker, die sie annehmen!“

„Der Himmel auf Erden?“ fragt jemand aus der wogenden Menge hervor. Jesus spricht: „Auch die Erde

wird einst untergehen und der Untergang Jerusalems wird nur ein Gleichniß gewesen sein. Vorher werden viele Trübsale geschehen. Falsche Propheten werden kommen und sagen: Wir sind der Welt Heiland! Ihr Geist und ihre Wahrheit wird die Leute blenden, aber es wird nicht der heilige Geist und nicht die ewige Wahrheit sein. Eine große Müdigkeit und Verzweiflung wird kommen über die Seelen. Und wie die Menschen allmählich ihr Licht, ihre Vernunft verlieren, so werden in den Himmeln die Gestirne verlöschen, das Meer wird über das Land treten und das Gebirge ins Meer versinken. Aber in den dunklen Himmeln wird das feurige Zeichen des Gottessohnes erscheinen."

"Welches ist dieses Zeichen?" fragt von unten herauf ein graubärtiger Rabbiner.

"Wer Augen hat, der wird es bald sehen auf der Schädelstätte ragen, jenes Zeichen, mit dem der Herr einst kommen wird zu richten. Seine Engel werden ihn verkünden in den Lüften, aber nicht in seiner Niedrigkeit wie einst zu Bethlehem; er kommt in aller Kraft und Herrlichkeit, mit der er zur Rechten des ewigen Vaters saß. Und er wird den Seelen ihre Leiber zurückgeben und vergelten den Treuen mit ewiger Freude, den Verstoßenen mit ewiger Verwerfung."

In der Menge fragen bange Augen und flüsternde Worte: "Wann wird dieses geschehen?"

"Wachet, Menschen! Tag und Stunde weiß niemand als Gott allein. Diese Welten werden vergehen. Alles ist im Wandel, nur das Reich des Vaters wird ewig bleiben."

Der Eindruck, den diese Rede des Propheten auf das Volk gemacht, ist ein ungeheurer gewesen. Aber die Leute schreien nicht mehr, sie jubeln nicht mehr, sie bliden nicht mehr so frohgemut wie tags zuvor auf zu seinem Angesichte, zu dem Feuerauge, das so gewaltig lobert. Schweigsam sind sie geworden aber flüstern nur,



einer zum anderen. — Ob er es verstanden hätte? fragt dieser leise den Nachbar. Jeder hat verstanden — aber jeder etwas anderes. Jeder ist erfüllt von den Worten, in jedem gären sie, und wo beim Auseinandergehen Gruppen dahinschreiten, da besprechen sie des Propheten Rede und manche beginnen darüber zu streiten.

„Viel erwarte ich nicht von diesem Messias,“ sagt ein Herbergsvater zu seinen Gästen. „Soviel mich dünkt, hat er mehr Schlimmes als Gutes in Aussicht gestellt. Wenn er nichts Besseres bringt, als den Untergang Jerusalems und das Weltgericht, dann hätte er wohl daheim bleiben können in seinem Nazareth.“

„Nein, vom Weltgericht bin ich nie ein großer Freund gewesen,“ ruft ein Häutehändler aus Jericho.

„Es bleibt doch dabei,“ schreit ein Kamelhaar-schneider, „aus Galiläa kommt nichts Gutes!“

„Und aus dem Judenlande auch nicht,“ lacht ein unpatriotischer Schiffsmann aus Joppe. „Ich sage das, bevor wir unsere jüdischen Fürsten und Rabbinen nicht alle verjagt haben und durch und durch römisch geworden sind, erwarte ich nichts. Roms Kaiser ist der wahre Messias. Alle anderen sollte man pfählen.“ — Solcher Art sind die Geister entfacht.

Die Tempelr reiben sich vergnügt die Hände. „Er ist nicht klug genug, um gefährlich zu sein. Das Gesetz allerdings, das wird ihn kaum fangen nach dem, was er gesagt hat.“

„Aber das Volk wird ihn richten,“ spricht einer der Ältesten, „das Volk selbst. Gebt acht, ich sage wahr!“

„Nein, in der That, Schöntredner ist das keiner,“ läßt sich ein Aufseher vernehmen. „Dem Pöbel schmeichelt er gar nicht und meine Mißachtung für den Nazarener ist heute geringer als gestern. Fällt er in den Augen der Menge, so steigt er in den meinen.“

„Mich macht der Mann glauben, daß er sich schon

selbst aufgibt. Habt ihr seine Anspielung auf die Schädelfstätte gehört?"

"Rein Seel", in etwas soll ein berühmter Prophet doch recht behalten," spottet einer der Oberpriester. "Ich glaube, man ersuche den Hohen Rat, daß er für Ruhe sorgen lasse zum Feste. Ihr versteht mich."

"Es wäre aber nicht unbedenklich, jeht bei dem großen Volksandrang."

"Nach meinem Dafürhalten hat er genug Wasser in das Strohfeuer gegossen," sagt der Oberpriester. "Rein Finger wird sich rühren, wenn wir ihn nehmen."

"Lassen wir erst das Fest vorübergehen. Die Menge ist unberechenbar!"

"Wir haben ihm nachgestellt durch das ganze Land und hier im Tempel soll er uns öffentlich lästern dürfen? — Nein, wenn wir das Gesetz überwinden, die Menge fürchte ich nicht mehr."



In einem Engtal am Fuße des Ölberges ist der kleine Ort Bethanien gelegen. Dort steht ein reiches Haus. Es gehört einem Manne, der seit vielen Jahren krank ist; früher der Verzweiflung nahe, ist er nun — seitdem er Anhänger des Nazareners geworden — gott ergeben und wohlgemut. Die unheilbare Krankheit kommt ihm beinahe süß vor, denn sie hat alle beunruhigenden Weltwünsche und Hoffnungen zerstört und auch die Befürchtungen. In friedlicher Abgeschlossenheit gibt er sich dem inneren Reiche Gottes hin. Er denkt kaum noch, daß er krank ist, wenn er in seinem Garten sitzt und hinausblickt in das stille Weben der Natur. Er fühlt so ganz die Seligkeit des Himmelreichlebens und hat

Dankgebete dafür, daß ein solches Leben kein Tod zerstört, daß es ewig ist, weil es von der seligen Seele in die Ewigkeit hinübergetragen wird.

Aber auch zwei Hausgenossen haben es erfahren. Maria, die Schwester seines Weibes, die von Magdala, wohnt in seinem Hause, seitdem sie sich vom Meister hat trennen müssen. Nun hört sie es mit freudigem Schreck, daß Jesus in Jerusalem ist. In eine noch größere Erregung darüber kommt ihr Bruder Lazar. Der Jüngling behauptet dreist, an ihm habe der Meister das Größte vollbracht. Denn ihn habe Jesus von dem Tode auferweckt.

Da muß Maria an den Bruder herantreten und sagen, einen Leib zum Leben erwecken das sei groß, aber eine tote Seele lebendig machen, das sei noch größer! —

Nun, diese Familie zu Bethanien hat hinaufgeschickt nach Jerusalem und den Meister einladen lassen, daß er mit zweien seiner Reisegefährten in sein Haus komme, um nach schwerer Wanderung einmal ein wenig in häuslicher Sicherheit der Ruhe zu pflegen. Jesus findet es auch an der Zeit, einstweilen die Stadt zu verlassen und nimmt die Einladung an. Als es diese merken, daß nur zwei ihn begleiten können, sind sie betrübt, da doch alle das harte Los mit ihm hatten teilen müssen.

„Hat euch bei mir je einmal etwas gefehlt?“ fragt er, „habt ihr Mangel gelitten?“

„Nein, Herr, niemals!“ Denn sie haben an seiner Seite den Mangel nie empfunden. Nun freut der Meister sich ihrer Uneigennützigkeit, denn die zehn entscheiden, der Jüngste und der Älteste sollten mit ihm gehen, das wäre billig. So sind Johannes und Simon Petrus auserkoren. Die übrigen haben Unterkunft bei Bürgern der Stadt. Da ist Joseph von Arimathea, der um Jerusalem Besigungen hat, er nimmt Jünger auf. Da ist der reiche Simeon, der damals in die Wüste gezogen war, um das ewige Leben zu gewinnen

und dabei beinahe das zeitliche eingebüßt hätte. Er ist seither über den Wert der Güter anderer Meinung geworden, wenigstens will er Dürftige mitgenießen lassen, er nimmt Jünger auf. Jakobus hat drüben in Bethphage, am rückwärtigen Hang des Ölberges, zu tun, wo er den Esel gemietet. Dorthin nimmt er auch den Andreas mit. Das Tier war wohl schon zurückgestellt, aber noch nicht entlohnt worden. Das Greislein kommt ihnen sehr freundlich entgegen. Aber die Mäßen sei er stolz, daß sein edler Brauner zu so hohen Ehren gekommen. Er sei selbst in der Stadt gewesen und habe gehört, wie der Prophet es denen im Tempel eingetränkt! Das sei der schönste Tag seines Lebens gewesen. Wenn der Herr nun auch komme und sein Weib von der Sicht heile, dann wäre er bekehrt.

Das sei schon auch darum erfreulich, meint Jakobus, weil ohnehin kein Geld vorhanden, um den halben Silberling zu bezahlen. Das Greislein tut vor Überraschung einen Pfiff. Er sehe nun wohl, daß die Leute recht hätten, die auf keinen Galiläer was halten!

Um die Ehre der Landsleute zu retten, haben sie sich erboten, im Garten zu arbeiten, bis der Esel völlig abgedient wäre. So haben denn die beiden Jünger draußlosgegraben und vielleicht seines Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberge gedacht.

Als Jesus mit Johannes und Petrus nach Bethanien kommt, läßt der Gastherr sich auf seinem Rollwagen ihnen entgegenschieben und ruft seine Frau Martha, daß sie eilen möge, um den Ankömmlingen die Ehrerbietung zu bezeigen. Doch, dazu hat die Hausfrau keine Zeit, sie hat noch in den Stuben, im Tiselsaal und überall nachzusehen, ob es in Ordnung ist, nötigenfalls selbst nachzuhelfen. Im Hofe tummeln sich Kinder des Gesindes herum und es ist überall eine warme Heimlichkeit. Dann eilt der schlanke schmale Vagabund herbei und bleibt hinter dem Tore stehen, wie in schweigender Anbetung.

Und nun naht — zögernd und zagend — Maria. Jesus begrüßt sie schweigend.

Auch sie schweigt. Doch als sie bei Tische sitzen, da kniet sie wieder vor ihm hin und öft ihm die Füße. Mit ihrem Haare trocknet sie ab und weint. Der Wohlgeruch des Ols erfüllt den ganzen Saal, so daß einer zu seinem Nachbar lispelt: „Was solch eine Salbe Geld kosten mag! Wenn sie es den Armen geschenkt hätte!“

Das hat Jesus gehört. „Was ist dir nicht recht? Sie tut mir Gutes, so lange ich noch da bin. Wenn ich nicht mehr bei euch sein werde, die Armen habt ihr immer noch. Sie hat mir ein Zeichen der Liebe getan, daß ihr nimmer vergessen werden soll.“

Der Jünger schämt sich und sagt leise zum Nachbar: „Ich bin wieder törricht gewesen. Es geschieht oft, daß die Leute eine gute Tat unterlassen und sagen, ich gebe dafür etwas den Armen. Sie sagen es, tun aber weder das eine noch das andere.“

Dann haben sie gegessen und getrunken im heimlichen Kreise und sind fröhlich geworden. Maria hatte sich zuerst ganz unten hinsetzen wollen, der Meister aber verlangt, daß sie zu seiner Rechten sitze. Nun hängen ihre schwärmerischen Augen an seinem Gesichte und es ist gleichsam, als saugten sie jedes Wort, das er spricht, von seinem Munde auf. Jesus erzählt Legenden und Parabeln, in denen jeder ein großer Gedanke liegt. Wenn er sonst vor dem Volke herbe die menschlichen Thorheiten gerügt, hier behandelt er sie mit ernsthafter Laune und mit einem warmen Mitleide, daß in allen Zuhörern das Herz auslebt. Der stiehe Gastgeber ist selig und winkt immer seine Hausfrau herbei, um den Worten des Meisters zu lauschen. Doch Frau Martha kann sich nicht genug tun, die Herstellung der Speisen zu überwachen, zu vervollkommen, die Gäste zu bedienen und ärgert sich über die Schwester Maria, die sich's an seiner Seite so gut sein läßt und sich um nichts kümmert.

Da, als sie wieder mit einem Gericht kommt, legt Jesus seine Hand sanft auf ihren Arm und sagt: „Martha, du emsige! Laß doch einmal deine sorgenvolle Geschäftigkeit und setze dich zu uns. Wir werden ja satt an den köstlichen Dingen und du kümmerst dich noch immer. Mache es doch wie deine horchende Schwester, sie hat das bessere Theil erwählt, das geistige Brod statt des leiblichen.“

Hat sich nun auch Frau Martha ein wenig hingesezt, auch ihr Auge hängt an seinem Munde, doch weniger daraushin, was er spricht, sondern wie ihm die Speisen munden. Er aber fährt fort in anmutiger Form die Geheimnisse des Himmelreiches zu offenbaren. Immer unterbricht Martha die Rede mit Bemerkungen über die Speisen, mit Aufträgen, die sie den Dienern gibt, bis Jesus fast unwillig wird und sie herb anlätzt: „Merkst du denn noch immer nicht, daß ihr meine Gäste seid?“

Dann sprechen sie auch vom Tag. Der Gastherr hat ihm artig seinen Glückwunsch dargebracht zu dem großen Siege in Jerusalem.

Und sagt Jesus: „Semon, kennst du die Menschen so wenig? Den Messias-König sehen sie an mir, der morgen das Kaiserreich besiegen wird. Mein Reich ahnen sie nicht, die Verblendeten! Reden, die niederreißen, sind ihnen zum Vergnügen, und Reden, die aufbauen sollen, verlangen sie nicht zu hören. Es ist ein schales Volk, das nur mit Noth und Drangsal erweckt werden kann. Aber erweckt wird es werden!“

Nach Tische ruht er auf Kissen, den zarlestten, die Frau Martha hat aufbringen können im Hause. An seiner Brust lehnt das Vordenhaupt des jungen Johannes, zu seinen Füßen sitzt Maria. Nebenan auf einem Teppich liegt Petrus, weiterhin im Rollstuhl sitzt der Gastherr, der von Frau Martha sich das weiße Haar streicheln läßt. Besonders selig ist heute auch Johannes. Nie hat er den Meister so sanft und mild gesehen, und

dennoch bedrückt den Jünger etwas. Auf die frühere Bemerkung über das Volk zielt er: „Meister, wenn sie wüßten, wie sehr du sie lieb hast!“

„Das sollten sie doch wissen.“

„Wie du zu ihnen redest, Herr, da können sie es nicht wissen.“

„Wie ich zu ihnen rede?“ sagt Jesus und streicht mit der Hand über des Jüngers weiches Haar. „Das ist ganz mein Johannes. Er kann es immer noch nicht fassen, daß man Büffel nicht mit Pfauenseibern streichelt. Zu herbe bin ich ihm bei diesen Heuchlern, Verstorbenen und Launen. Wenn ich jene zurückweisen muß, die täglicher Vorteile wegen Wunder von mir verlangen; wenn ich ihre ängstlich verhüllten Seelengeschwüre bloßlegen muß — da bin ich herbe! Und wenn ihre kindische Weltsucht, ihr Hängen an Nichtigkeiten zu zerstören sind, da bin ich herbe! Und wenn sie prahlen mit ihren Vorurteilen und Lieblosigkeiten und aus Habsucht und Feindseligkeit die Schwachen mit Füßen treten, so stolz darauf, wie die Heiden, die ihren Götzen Menschenopfer bringen, da wollte ich eine Geißel aus Skorpionen haben, um sie zu züchtigen. Wenn aber Verlassene zu mir kommen, und bühende Sünder vertrauend bei mir Zuflucht suchen, nein, Johannes, da bin ich doch nicht hart?“

Zu den offenen Fenstern klingt vom Hofe herauf heller Kinderlärm. Da wendet sich Jesus zur Hausfrau und sagt: „Martha! Gut und fein hast du mich bewirtet in deinem Hause. Willst du mir nicht noch ein Nachfest veranstalten?“

„Was wäre das, Meister? Nichts, was du wünschst, soll mir unerreichbar sein.“

„Die Kleinen — laß sie heraufkommen.“

Und dann trippeln sie schüchtern zur Thür herein, zwei schwarze Mädchen und ein blonder Knabe. Als Jesus seine Arme nach ihnen ausbreitet, kommen sie heran, sind bald vertraulich und halten die roten Mädchen

auf, in die er ihnen Früchte vom Nachtlisch legt. Petrus, der auf seiner Teppichbank gerne ein wenig geruht hätte, ist über die kleinen Gäste nicht gerade erbaut, freut sich aber, daß der Meister mit ihnen lacht und scherzt. Allein trotz dieser kindlichen Heiterkeit, der er sich hinzugeben scheint, merken die Jünger eine schwere Wehmuth, die in seinem Geiste schattet.

Petrus hat etwas auf dem Herzen, das drückt ihn schon den ganzen Tag und er muß es endlich sagen: „Meister, wenn sie dir nur nicht gar zu sehr unrecht thäten! Heute morgens oben in der Stadt, da haben sie allerhand geredet.“

„Was ist denn wieder geredet worden, Petrus?“

„Sie sagen dem Propheten nach, das wäre auch einer von solchen, die schöne Worte haben und nichts tun. Nicht einmal die Kranken wolle er heilen, die ferne her zu ihm kommen.“

„Das reden sie?“

„Ja, Herr, so sagen sie.“

Jesus hebt das Haupt und blickt in den Kreis. Diemeilen er eines der Mädchen auf dem Knie schaukelt, spricht er gelassen hin: „Also, daß ich nur spreche und nichts tue, sagen sie. In ihrem Sinne haben sie recht. Ich bele nicht, meinen sie, weil sie es nicht sehen. Ich faste nicht, weil man weniger als wenig nicht essen kann, außer man sitzt einmal im Überfluß, wie bei Frau Martha. Ich gebe nicht Almosen, weil mein Säckel leer ist. Was tue ich also Gutes? Ich arbeite nicht, weil in ihren Augen meine Arbeit nicht zählt. Ich wirke nicht stets Beilewunder, weil ich gekommen bin, die Seelen zu heilen.“

„Herr!“ ruft der Gastgeber lebhaft aus, „wenn sie sagen, daß du nichts Gutes tust, so sollen sie bloß einmal im Hause des alten Semon zu Bethanien anfragen. Du bist gekommen unter mein Dach und meine Seele ist gesund worden.“



„Und mir hast du Auferstehung gebracht!“ schreit Bazar leidenschaftlich vom unteren Ende des Saales her.

„Und mir — mehr als das,“ spricht Maria, feuchten Auges blickt sie auf zu ihm. —

Als bald ruft auch Petrus aus: „Eine Eintagsmücke war ich gewesen und er hat mich zum Menschen gemacht. Er tut mehr als alle Rabbinen und Ärzte und Gelbherren zusammen! Hätte ich es ihnen nur gesagt!“

Da wendet diesem sich Johannes zu: „Bruder, und warum hast du es ihnen nicht gesagt?“

Frau Martha, die aufgestanden ist, um für das Abendbrot zu sorgen, meldet von draußen herein, die Mutter der Kinder habe gerufen, sie sollten in ihre Stube kommen, um die Haggadah zu lesen.

Die Kleinen verziehen mißmutig ihr Gesichtchen. „Die Haggadah lesen!“ murren der Knabe träge gebohrt, viel zu geringschätzig für das heilige Osterbuch.

„Liest du nicht gerne von Gott, mein Kind?“ fragt Jesus.

„Nein,“ antwortet der Knabe trozig.

Johannes kneipt ihn an der roten Wange: „Von Gott sollten brave Jungen immer gerne hören.“

„Aber nicht immer lesen!“ begehrt der Kleine auf. „Die Haggadah ist langweilig zum Totwerden.“

Hierauf Jesus: „Auch das ist schon einer der Unglücklichen, denen Gott verleidet wird mit den Buchstaben. Bliebet ihr nicht lieber bei mir, Kinder, als die Haggadah zu lesen?“

„Ja, ja, wir bleiben bei dir!“ Und alle drei hängen an seinem Halse.

Frau Martha berichtet der Mutter: „Sie lesen die Haggadah mit sechs Armen!“



In diesem frohgemuten Stilleben sind der Tage zwei vergangen, da spricht Jesus zu den Jüngern: „Es ist vorbei. Wir gehen hinaus nach Jerusalem.“

Das Fest soll in der Königsstadt begangen werden und zwei der Jünger haben schon einen Saal bestellt, in dem der Meister mit seinen zwölf Getreuen feierlich Ostern halten will. So beginnen sie sich wieder um ihn zu versammeln. Aber sie kommen mit besorgten Mienen. Auf ihren Gängen durch die Stadt haben sie unerfreuliche Erfahrungen gemacht. Die Volksstimmung hat völlig umgeschlagen, man redet weniger mehr vom Messias als vom Aufwiegler und Volksverführer, genau nach der Tonart wie in Galiläa. Nur daß hier die Ausdrücke leidenschaftlicher sind und begleitet von drohenden Gebärden. Thomas hat vor dem Stadttore, wo der Fels-  
hügel sich erhebt, zweien Zimmerleuten zugeschaut, die an langen Stämmen Querbalken festnageln. Er will wissen, was sie machen, und erhält zur Antwort, daß zum Feste Missetäter gerichtet würden.

Auch Judas hat ähnliches vernommen, und so, als ob es sich um den Meister handle. Noch sind auf den Straßen die Ölweige und Palmenblätter nicht zerstampft, die Zeugnis geben vom Messiasjubel vor vier Tagen. Und heute? Heute suchen ihn die Häscher! Aber — denkt Judas — hat er sich's nicht selber getan? Den Feinden in den Rücken laufen und sie ärgern und lästern. Hat er auch nur eine Falte seines Mantels gerührt, um zu zeigen, wer er ist? Daß er über das Meer geschritten ist, daß er Tote erweckt hat, wer glaubt es noch? Gelächter, wenn man's erzählt. Warum tut er jetzt nichts? Ein einziges Wunder und wir wären gerettet. Vielleicht, daß er es mit Absicht zum äußersten kommen lassen will, damit seine Macht um so leuchtender sein wird. Je eher je besser für uns alle. Wie man es nur

beschleunigen könnte? Es scheint, seine Unentschlossenheit muß zur Entscheidung erst gedrängt werden. Ich wollte, daß wir herrliche Ostern halten könnten. — Das sind so die Gedanken des Jüngers Judas von Karioth. Durch die abendlichen Straßen schreitet er halbverloren hin. Die Zinnen und Türme stehen ins trübe Rot der untergehenden Sonne hinein. Mehrere Söldnertruppen begegnen ihm, ein Hauptmann hält ihn an und fragt, ob er nicht aus Galiläa wäre?

„Mich dünkt, ihr fragt dem Propheten nach,“ antwortet Judas, „nein, ich bin es nicht.“

„Aber du weißt um ihn?“

Judas holt aus der Brust einen tiefen Atemzug, als ob er etwas sagen wolle. Sagt aber nichts und geht seines Weges dahin. So kommt er in das Haus, wo sie um den Meister bereits versammelt sind.

Der Saal ist geräumig und düster. Eine einzige Ampel hängt nieder über dem großen weißgedeckten Tisch, der in der Mitte steht und um den sie sich schon zusammengesetzt haben. Der Meister unter ihnen. Vor ihm steht ein breiter Teller mit dem gebratenen, ungetheilten Osterlamm. Daneben in flachen Schalen das Osterkraut. Weiter hin auf dem Tische stehen die Schalen und liegen die Brote. Nahezu in der Tafel Mitte steht ein Becher mit rotem Wein. Sie schweigen oder sprechen gedämpft zueinander, so daß die Schritte des eintretenden Judas, wie leise er auch auftritt, einen Hall geben. Fast erschrickt er vor diesem Hall. Dann grüßt er mit stummem, tiefem Kopfsneigen und setzt sich hin. Gerade dem Johannes gegenüber, der zur Rechten des Meisters ist, sowie zu dessen Linken Petrus.

Ein schweigender Ernst. Das erste Ostern in Jerusalem! — Jesus legt vor jeden ein Brot hin. Jakobus zertheilt das Lamm in dreizehn Teile.

„Dreizehn sind uns bei Tische!“ flüstert Thaddä zu seinem Nachbar Bartholomä. Dieser schweigt. Sie

essen nicht, sitzen da und schweigen. Die Ampel flackert, so daß der röttliche Schein auf dem Tische sackte hin und herzuckt. — Nun erhebt Jesus das Wort und beginnt zu sprechen.

„Esset und trinket. Die Stunde kommt.“

Johannes legt die Hand gärtlich auf die seine und fragt: „Was meinst du, Herr, daß du sagst, die Stunde kommt?“

„Freunde,“ sagt Jesus. „Ihr werdet nicht begreifen, wie das sein kann, was in dieser Nacht geschehen wird. Sie werden kommen und mich zum Tode richten. — Ich werde nicht fliehen, denn es muß so sein. Ich habe Zeugnis zu geben vom Vater im Himmel und seiner Botschaft, indem ich bereit bin, dafür zu sterben. Würde ich nicht sterben wollen für meine Worte, so wären sie wie Sand in der Wüste. Würde ich nicht sterben wollen, so wären meine Freunde nicht gerechtfertigt und sie müßten an mir irre werden. Ein guter Hirte gibt sein Leben für seine Herde.“

„Meister,“ sagt nun Thomas und seine Stimme zittert, „nicht wenn du lebst, nur wenn du stirbst, müßten wir an dir irre werden.“

Da blickt Jesus betrübt im Kreise umher und spricht: „Einer unter euch wird irre, da ich noch lebe.“

„Wie meinst du das, Herr?“ fragt Judas.

Und Jesus: „Des Menschen Sohn geht seinen Weg, der von Ewigkeit ihm gezeichnet ist. Doch jenem wäre besser, er wäre nie geboren worden. — Einer der Meinen wird mich verraten noch in dieser Nacht.“

Wie von einer Wucht schwer getroffen, so sind sie einen Augenblick stumm. Dann brechen sie aus: „Wer ist es? Wer ist es?“

„Einer von den Zwölfen die an diesem Tische sitzen.“

„Meister, was trübt dir dein Denken?“ so ruft jetzt Petrus, „untreu ist keiner!“

Und zu diesem Jesus: „Simon Petrus! Und ein

anderer an diesem Tische wird mich verleugnen, noch ehe am Morgen der Hahn kräht!

Da schweigen alle, denn es ist ihnen sehr bange geworden.

Nach einer Weile fährt er fort so zu sprechen: „Wie im Räte des Vaters beschlossen worden ist, so geschieht es. — Für euch aber beginnt jetzt die Zeit der Arbeit. Ihr werdet meine Apostel sein, die Sendboten, die in die weite Welt ziehen, um allen Völkern zu sagen, was ich euch gesagt habe. Ihr solltet der Sauerteig sein, der sie erregt, das Salz, das sie mit Weisheit durchbringt. Anderen habe ich gesagt, tuet die guten Werke heimlich, euch sage ich: Vasset euer Licht leuchten, damit sie ein Vorbild haben. Seid klug wie die Schlangen und lasset euch von Heuchlern nicht betrügen; seid wie kundige Wechsler, die nur echte Münzen annehmen, falsche aber zurückweisen. Seid ohne Falsch wie Tauben und gehet hin, arglos wie Schafe, die unter Wölfe gehen. Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen. Wo ihr für andere Frieden säet, wird für euch das Schwert aufgehen. Es wird auch sein, daß euer Friedenswort Unfrieden stiftet; ein Bruder wird gegen den anderen streiten, Kinder werden sich gegen ihre Eltern erheben — weil die einen für mich und die anderen gegen mich sind. Aber es kommt die Zeit, da sie eins sein werden, eine Herde unter einem Hirten. Dann wird auf Erden ein großes Feuer sein, das des Eifers für den Geist und für die Liebe. Ich wollte, daß es schon brennte! — Verzaget nicht, daß ihr so, mit eurer Einfalt und schwerer Zunge, der Sprachen unkundig, hinausziehen solltet in die fremden Länder. Zur Stunde, da ihr reden solltet, wird mein Geist aus euch reden in allen feurigen Zungen. Schwieget ihr, so mühten die Steine reden, so wichtig ist das, was gesagt werden muß. Ihr müßet reden zu den Niedrigen von der frohen Botschaft; ihr müßet reden zu den Mächtigen, die Gewalt haben, euren Leib zu töten, doch nicht eure Seele. Es werden Tage der

Versuchung und der Verfolgung kommen, ich will den Vater unablässig bitten, daß er euch bestehen lasse. — Seid nicht betrübt. Wenn ich jetzt nicht hinginge, so könnte der Geist nicht in euch kommen. (Das Sichtbare ist ein Feind des Unsichtbaren.) — Ich habe viel in Gleichnissen zu euch geredet, damit es besser in eurem Gedächtnisse bleibe. Ich hätte euch noch vieles zu sagen; mein Geist wird zu euch reden und in ihm werdet ihr alles leichter fassen, auch wenn ich nicht in Gleichnissen rede. Auf euch baue ich meine Gemeinde, erschließet das Reich Gottes allen, die es suchen. Was ihr in meinem Namen tut auf Erden, das wird auch im Himmel Geltung haben beim Vater. — Und nun gebe ich euch meinen Frieden, wie ihn die Welt nicht geben kann. Ich bleibe mit meinem Geiste und mit meiner Liebe bei euch.“

— — — — —

Diese großen Worte sind gesprochen. Ein feierlicher Friede ruht auf den Herzen. Judas ist hinausgegangen. Die übrigen sitzen schweigend und blicken voll unbegrenzter Innigkeit auf den Meister. Sie können es nicht fassen, was er gesagt hat, aber das fühlen sie, es sind Worte, vor denen die Himmel sich neigen.

Und nun geschieht etwas Besonderes. Es ist kein Wunder, es ist mehr als ein Wunder. Jesus steht vom Tische auf, bindet ein Vortuch um, nimmt ein Wasserbeden, kniet hin vor einen und den andern und wäscht ihnen die Füße. Sie in ihrem Staunen lassen es geschehen. Als er zu Petrus kommt, sagt dieser: „Nein, Meister, du sollst nicht mir die Füße waschen.“

Hierauf Jesus: „Wenn ich es nicht tue, so bist du nicht mein.“

Und Petrus: „Wenn es so ist, dann wasche mir auch Kopf und Hände, o Herr, damit es klar wird, wie sehr ich dein bin.“

Dann Jesus: „Ihr nennet mich den Herrn und ich wasche euch die Füße. Das geschieht, damit ihr wisset, unter Menschen gibt es keinen Herrn, nur Brüder, die einander dienen sollen. Sehet, ich habe euch lieb. Einen größeren Beweis seiner Liebe kann niemand geben, als wenn er stirbt, damit die Seinen leben. So hinterlasse ich euch dieses Vermächtnis: Brüder, liebet euch untereinander. Wie ich euch liebe, so liebet euch untereinander.“

Überwältigt von diesen Worten sinkt Johannes ins Knie und legt schluchzend das Haupt auf seinen Schoß. Und Jesus sagt noch einmal: „Kinder, liebet euch!“

Dann setzt er sich mit ihnen wieder zu Tische. Alle sind schweigend. — Jesus nimmt ein Brot in die Hand, hebt es ein wenig himmelwärts, daß es gesegnet sei, und bricht es entzwei. Dann reicht er zur Rechten und zur Linken die Stücke hin und spricht: „Nehmet hin und esset. Es ist mein Leib, der so für euch wird hingegeben.“

Sie nehmen es hin. Hierauf ergreift er den Becher mit Wein, hebt ihn gegen Himmel, daß er gesegnet sei, reicht ihn zur Runde und spricht: „Nehmet hin und trinket. Es ist mein Blut, das so für euch wird vergossen.“

Und als alle daraus getrunken haben, sagt er noch die Worte: „Dies tuet zu meinem Andenken.“



Als nach diesem Mahle die Jünger auseinandergehen, ist ihnen trotz aller Bangigkeit nicht bewußt, daß es der Abschied gewesen. Sie suchen ihre Herbergen auf. Nur Johannes, Petrus und Jakobus begleiten in dunkler Nacht den Herrn, als er hinausgeht zur Stadt, hinabsteigt in das Thal bis zum Fuße des Ölberges. Dort

ist ein großer Garten. Zwischen den Sebenbäumen und hängenden Cypressen liegen weiße Steine, auf dem Rasen sprießt frisches Frühlingsgras. Jesus sagt zu den Seinen: „Ruhet hier ein wenig.“ Er selbst geht tiefer in den Garten hinein. Der Himmel ist von einem dünnen Wollentuche bedeckt, so daß das Mondlicht fahl auf der Erde liegt. Die Stadt dort auf dem Berge ragt finster und starr, lautlos alles, nur den Bach Kidron hört man rieseln vom Tale her. Jesus steht und schaut zwischen den dunklen Bäumen gegen Himmel. Sein Atem geht schwer, auf seiner Stirn steht Schweiß. Eine große Angst ist in ihm, eine Angst, die er bisher nicht gekannt. Hat er nicht oft des Todes gedacht und sich mit ihm vertraut gemacht in Gedanken? Weiß er nicht, daß der himmlische Vater ihn aufnimmt? — Jetzt gehört er noch diesem süßen Beben, und noch stehen ihm die Wege offen, dem Tode zu entkommen. Ist seine Seele denn so krank geworden, daß sie bedrängt wird in der Vorstellung, wie der Feind schon aus ist, um ihn zu ergreifen? Kann er denn nicht noch über den Berg gehen, gegen Jericho, in die Wüste, ans Meer? — Nein. Freiwillig vor die Richter will er treten, um für das, was er gesagt hat, einzustehen. Aber dieses Hintreten vor die Macht, die er beleidigt hat, heißt nichts anderes als sterben. In solchen Jahren sterben müssen! Wenn es auch ruft: Du verlierst nichts an dieser Welt! die Natur empört sich gegen das Sterben. — Er läßt sich nieder auf die Erde, daß sein Haupt den Rasen berührt, so als ob die Erde mit heißen Armen ihn an sich zöge. — Muß es denn sein, o Vater? — Gerne wäre ich noch bei den Menschen geblieben, um sie mir näher zu bringen. Wer soll die Meinen führen, die noch schwach sind. Behüte du sie vor allem Bösen, aber nimm sie nicht von der Welt. Sie sollen leben und deinen Namen verbreiten. Wenn es möglich ist, so lasse mich bei ihnen. Wenn es aber sein muß, so nimm mir diese Angst. Aber nicht ver-



langen kann ich, mein Gott, nur bemühtig bitten. Ist es dein Rathschluß, daß ich alle menschlichen Qualen durchleide, so geschehe dein Wille. Nimm dieses Opfer für alle, die dich erzürnt haben. Verlangst du es, so nehme ich die Sünden der Welt auf mich und büße sie, daß du versöhnt seiest. Aber wenn es abzuwenden ist, Vater, mein Vater im Himmel, so hab Erbarmen mit deinem Sohn, der dein Erbarmen verkündet hat.“ — So betet er und in seinem grenzenlosen Weh verlangt ihn nach den Seinen. Er geht hin und findet sie schlafend. Arglos wie Kindlein schlafen sie und wissen nichts von dem schrecklichen Kampf. Den Petrus weckt er auf und sagt: „Mir ist traurig zum Vergehen. In dieser Stunde solltet ihr doch mit mir wachen.“

Der Jünger rafft sich träge und schwer auf und rüttelt die anderen. Als Jesus die Armen sieht, denkt er: Was sollen die mir? Er läßt sie, nochmals geht er hin, um allein mit sich fertig zu werden. Und nochmals betet er: „Hilf mir, Herr Gott, verlaß mich nicht!“ Aber die Himmel schweigen, die Einsamkeit ist nicht zu ertragen, und neuerdings kehrt er zu den Jüngern zurück. Sie schlafen schon wieder. So fest und so friedsam ruhen sie, sind müde von der harten Welt. — So mögen sie schlafen. — Von seiner Stirn rinnen Tropfen, wie Blut, so tropfen sie zur Erde. Ein drittes Mal wendet er sich zum Vater: „Dich allein rufe ich in meiner Verlassenheit. Niemand hört von meiner Pein. Sie schlafen und von der Strafe her klirren die Speere. Herr Gott, sende deine Engel, daß sie mich schützen!“

Kein Blatt regt sich und kein Hauch, der Himmel bleibt starr und stumm.

— Das ist die schweigende Sprache Gottes. Ich ergebe mich seinem Willen ....



**Judas** — da er noch im Saale gesessen als einer der Zwölfe — hat nicht mehr jedes seiner Worte genommen, so wirr und wild war es in ihm schon geworden. So ist er aufgestanden, hat den Saal verlassen und taumelt durch die öden Straßen der Stadt. — Einer, der an diesem Tische sitzt, wird mich verraten! Er kennt also des Menschen Gedanken. Damit ist ihm alle Macht gegeben. Aber er weiß es nicht, er wird es nicht inne, er muß erst gezwungen werden, seine Macht zu gebrauchen. — Anderes kann Judas nicht mehr denken. Der eine Gedanke, mit dem er sich seit Tagen wie spielend vertraut gemacht, beherrscht Kopf und Herz mit ganzer Gewalt. Er geht durch das hallende Stadttor, das zu dieser Osterzeit nicht verschlossen ist. In einem Buschwerk will er die Nacht verbringen, siehe, da wandelt auf der Straße der Meister vorüber mit den Dreien. Judas reckt sein Haupt zwischen dem Gezweige hervor, um ihnen nachzublicken. Sie wandeln zu Tale. Geht das Bethanien zu? — Jetzt fährt's in ihn. Hastig rafft er sich auf und eilt geradewegs zum römischen Hauptmann.

„Ich weiß, wo er ist.“

„Du willst wohl Geld dafür haben, Jude?“

„Darum sage ich es nicht.“

„Und du sagst es doch.“

„Ihr werdet ihn kennen lernen!“

„Also, wo weilt er?“

„Ich will mit den Söldnern gehen. Es sind um ihn mehrere, auf einen werde ich zugehen und ihm die Wange küssen. Derselbe ist es.“

„Wieviel verlangst du für diesen Liebesdienst, Kanaille?“ fragt der Hauptmann.

„Wenn Ihr mich beschimpft, gut. Suchet ihn nur allein. Ich weiß, was ich will.“

„Also, was willst du? Sind dir dreißig Silberlinge genug?“

„Gebt was ihr wollt. Mich dünkt, er wird euch noch teuer zu stehen kommen...“

Der Handel ist abgemacht. Judas, der Säckelwart, tut die Münzen in den gemeinsamen Beutel und denkt, hätten wir's früher gehabt, was wir jetzt kaum mehr nötig haben! Dann nimmt ihn ein Trupp von Söldnern in seine Mitte und mit Fackeln trabt der Zug zur Stadt hinaus und hinab in das Tal Kidron. Er überschreitet den Bach, am Eingang des Gartentores will er vorüber gegen Bethanien hin. Ein flüchtig spähernder Blick des Judas bemerkt im Mondesdämmer Gestalten, die unter einem Busch auf dem Boden liegen. Er steht still, lauert und erkennt die Brüder. Alsobald winkt er den Söldnern, leise in den Garten zu treten. Leise aufzutreten, das ist wohl Sache der Verräter, aber nicht der Krieger. Trab und Schwertergeklirr weckt die Jünger. Das ist ein anderes Wecken, als vorher das milde Mahnen des Herrn! — Sie springen auf und eilen hin, wo er auf den Knien liegt.

Judas tritt vor und sagt: „Hab' ich euch denn erschreckt?“ Dann geht er auf Jesus zu: „Du wachest noch, Meister?“ Er neigt sich grüßend hin, küßt ihn leicht auf die Wange und denkt in gitternder Erwartung: Messias-König, nun zeige dich!

Da stürmen die Söldner heran. Es hat sich schon Pöbel dazu geschlagen mit Stangen und Knütteln, so wie man gewalttätigen Verbrechern naht. Jesus tritt ihnen einige Schritte entgegen und bietet seine Hände dar, daß sie ihn bänden. Johannes wirft sich dazwischen, er wird zur Erde geschleubert. Jakobus ringt mit Zweien, Petrus reißt einem Krieger das Schwert aus der Scheide und haut auf einen Tempelneght ein, daß das Ohr vom Leibe fliegt.

„Was unterfängst du dich!“ ruft Jesus dem Jünger zu. „Wer das Schwert erhebt, kommt durch das Schwert um. — Du aber, Volk von Jerusalem! Als wäre

ich ein Mörder, so grimmig ziehst du gegen mich aus. Noch nicht fünf Tage ist es her, und mit Palmen und Psalmen hast du mich in die Stadt geleitet. Was habe ich inzwischen getan? Im Tempel bin ich gefessen, mitten unter euch, tat ich übles, warum habt ihr mich nicht ergriffen?"

Da spotten sie: „Ist es dir heute etwa nicht früh genug? Geduld! Deine Himmelsleiter ist schon gezimmert.“

Als die Jünger solche Andeutungen hören und der Meister sich gelassen hingibt, da weichen sie zurück. Die Stangen und Speere klingen aneinander, die Menge jöhlt, die Fackeln qualmen — und so wogt der Zug gegen die Stadt hinaus. Judas steht hinter einem Baumstamm, lugt zwischen dem Geäste hin auf den schauerlichen Zug, und seine Augen quellen aus dem Gesichte vor Entsetzen.



**I**m Mitternacht werden die Richter gewedt. Die jüdischen Oberpriester, daß sie ihn beschuldigten, die heidnischen Richter, daß sie ihn verurteilten. Der Oberpriester Kaiphas verläßt seine Kissen sehr gern; er ist vergnügt darüber, daß sie ihn endlich haben, aber die Anklage — so meint er — möge der Oberpriester Annas machen, der sei jünger, mit den römischen Gesetzen vertrauter und werde die nicht unschwierige Sache am besten vollführen. Er, Kaiphas, sei zur Zeugen- und Siegelschaft zu jeder Minute bereit. Annas freut sich unbändig, daß dieser Galiläer, der im Tempel das Pharitentum so heispiellos geschmäht hat, endlich dingfest ist. Es sei geraten, noch in dieser Nacht mit ihm fertig zu werden, ehe sich das Volk einmischen kann, auf das

nie ein Verlaß ist. Was jedoch die Anklage betrifft, so müsse wohl die ganze Hohepriesterschaft von Jerusalem zusammentreten, um den heißen Fall zu beraten. Der Mann sei offen gestanden nirgends recht zu fassen. Seine Volksreden, sein Auftreten im Tempel genügten leider noch nicht, man müsse ihn einer Missethat überweisen, womöglich einer staatlichen, wenn ihn dieser Heide, der römische Statthalter, verurtheilen soll.

So kommen sie zusammen bei Kaiphas zur Beratung. Große Päckchen von Schriften haben sie unter dem Arm, worin alles Bedenkliche, das seit dem ersten Auftreten des Nazareners bekannt geworden, verzeichnet steht. Besonders die galiläischen Rabbinen haben Bände geliefert, um ihn zu verächtigen. Doch dem Statthalter würde das alles nicht genügen. Man muß den Kernpunkt anderswohin verlegen.

So wird Jesus vorgeführt. Seine Hände sind gebunden, sein Kleid verunreinigt und zerrissen, sein Gesicht zerschlagen. Der Pöbel hat seinen Mut schon an ihm erprobt. Er steht ruhig da. Keine Angst ist mehr in ihm, nur Betrübniß liegt in seinem Auge. Sie blättern in den Schriften und sprechen leise untereinander. Es wird bekannt gemacht, wer Zeugenschaft gegen ihn vorzubringen habe, der solle sich melden. Es meldet sich niemand, so daß die Priester sich verdußt anblicken. Wer ihn schon schlägt und anspeit, der wird doch wissen warum!

Ein schiefgewachsener Mann tritt endlich vor. Er sei seines Zeichens zwar nur Kamelhändler, aber er wisse etwas. Die Geschichte vom Walfisch! Dieser Galiläer habe gesagt, so wie der verschluckte Jonas nach drei Tagen aus dem Walfisch hervorgegangen sei, so würde er drei Tage nach seinem Tod aus dem Grabe hervorgehen. Dann habe dieser Mensch auch gesagt, den Tempel Salomons, zu dessen Bau man siebenundvierzig Jahre lang gebraucht, könne er zerstören und in drei

Tagen wieder aufbauen. Man werde noch andere Zeugen bringen, daß er es gesagt hat.

Einige meinen jezt, wenn sonst nichts wäre, diese Walfisch- und Tempelgeschichte sei eitel Großsprecherei und sonst nichts.

„Gotteslästerung sind sie!“ ruft Raiphas aus. „Alles was er sagt, hat einen versteckten Sinn. Er hat nichts anderes gemeint, als daß er drei Tage nach seinem Tode wieder auferstehen wird, um das Judentum zu zerstören und ein neues Reich aufzurichten.“ Dann wendet er sich an Jesus: „Hast du das gesagt?“

Jesus schweigt.

„Also, er leugnet es nicht, er hat es gesagt. Der Born Jehovas, der schwer lastet auf Israel, durch diesen Lästerer und falschen Propheten ist er herabbeschworen worden. Und er leugnet es nicht.“ Dann wendet Raiphas sich gegen das Volk, daß sich im Vorhof immer mehr ansammelt: „Wer noch etwas gegen ihn weiß, der kann vortreten und sprechen.“

Da rufen mehrere Stimmen: „Er ist ein Gotteslästerer, er ist ein falscher Prophet, er hat den Fluch Jehovas auf uns gebracht!“

„Hört ihr's?“ sagt der Oberpriester, „das ist Volkesstimme! — Doch um der strengsten Gewissenhaftigkeit zu genügen, geben wir ihm selbst noch einmal das Wort, damit er sich rechtfertige. — Jesus von Nazareth! Viele wissen, du hättest gesagt, daß du Christus seiest, der Gottgesandte. Antworte klar und ungeweiht. Ich frage dich: Bist du Christus, der Sohn Gottes?“

„Du sagst es,“ antwortet Jesus.

Nochmals und mit gehobener Stimme fragt Raiphas: „Bei allem was dir heilig ist, schwöre jezt auf deine Worte. Bist du der Gottessohn?“

Und darauf spricht Jesus zum Oberpriester: „Wenn du es nicht glaubst, da ich wie ein armer Sünder vor

dir stehe, so wirst du es glauben, wenn ich herabkomme in den Wolken des Himmels zur Rechten des allmächtigen Gottes!"

Als Jesus diese Worte gesagt hat, wendet Kaiphas sich gegen die Versammlung: „Was wollt ihr noch mehr? Wenn das keine Gotteslästerung ist, dann lege ich mein Amt ab. Dann haben wir andere, die weniger gesagt, viel zu strenge bestraft. Was soll mit ihm geschehen?"

Mehrere Priester zerreißen zornig ihr Gewand und rufen: „Er soll sterben."

Dieser Ruf pflanzt sich fort in einem vielstimmigen Schrei weit in die Straßen hinaus. Allsogleich unternehmen die Priester das Nötige, damit das Urtheil noch in der Nacht gefällt und womöglich vollzogen werden könne vor dem Feste, ohne Aufsehen.

Wenn der Judenkönig Herodes noch was mitzureden hätte, der würde sich dieses Thronfolgers aus Galiläa mit einem Fingerzucken entledigen; aber man muß zum römischen Statthalter. Also wird in der Nacht auch Pontius Pilatus geweckt. Dieser, ein Römer, ist vom Kaiser nach Jerusalem gesetzt, um das Judenland zu halten trotz Herodes, dessen jüdisches Königtum nichtig geworden ist. Das tödtliche Judenthum dem Kaiser zu verwalten, dieses Amt — so sagt er oft — habe ihm sein Unstern zugewiesen. Er wäre lieber im feinen Rom geblieben, dessen Götter er immer viel liebenswürdiger gefunden hat als den widerharrigen Jehova, um den sich allerlei Sekten zanken, bis nun auch der Nazarener dazu kommt. Als Pilatus aus dem Schlafe gestört den Anlaß wahrnimmt, flucht er. „Schon wieder die törichte Geschichte mit dem Nazarener, der in Begleitung einiger Bettler auf einem Esel in Jerusalem einreitet und sagt, er sei der Messias. Das Volk lacht dazu. Und das soll ein politischer Fall sein? Man soll ihn zum Tempel hinausjagen und die Leute schlafen lassen."

Vor seinem Fenster aber lärmt die Menge: „Er ist

ein Gotteslästerer! Ein Betrüger und Verführer. Ein Aufruhrstifter. Er soll gerichtet werden!“ Pilatus weiß nicht, was er tun soll. Da kommt noch seine Gemahlin herbei und beschwört ihn, diesem Jesus von Nazareth nichts anzutun. Sie habe einen schrecklichen Traum gehabt von ihm. Er sei gestanden in einem weißen Kleide, so leuchtend wie der Mond. Dann sei er hinabgestiegen in einen Abgrund, wo die Seelen der Hingerichteten klagen, habe sie aufgerichtet und zur Höhe geführt. Dann hätten grimmige Engel mit großen schwarzen Flügeln Richter herbeigeschleppt und in den Abgrund gestürzt. Darunter sei auch er, Pilatus, gewesen und noch jetzt schalle ihr in den Ohren sein Wehgeschrei.

„Nach' mir den Kopf nicht noch wirrer mit deinem Gerede!“ herrscht er sie an. Der Lärm auf der Straße wird immer drohender.

Jesus ist erschöpft und hat sich im Hofe des Pilatus, von Bütteln umgeben, auf einen Stein gesetzt. Die Menge kommt heran und treibt mit ihm Hohn und Spott. Den roten zerschlissenen Mantel eines Beduinen haben sie ihm umgehangen als Königspurpur, aus einer Dornbede des anstoßenden Gartens haben sie eine Krone geflochten und sie auf sein Haupt gesetzt. Ein dürres Rohr haben sie gebrochen und es ihm in die Hand gegeben zum Szepter. Mit Speichel haben sie seine Wange gesalbt. Und dann neigen sie sich vor ihm bis zur Erde und singen mit kreischenden Stimmen: „Wir grüßen dich, Gesalbter, Messias-König!“ Und strecken ihm die Zunge vor.

Jesus sitzt da und läßt gelassen alles über sich ergehen. Mit betrübtem Auge blickt er die Zudringlinge an — voller Mitleid.

Seine bis zu Tode erschreckten Jünger sind nun freilich auch herbeigekommen, halten sich aber hinter den Mauern. Petrus knirscht über den ruchlosen Verrat, der begangen worden ist und kann's nicht ausdenken,



was dieser Judas getan hat. Angstvoll steht er im letzten Hosi, wo es dunkel ist. Da prallt eine Magd auf ihn, die zum Brunnen will, um Wasser zu schöpfen.

„Auch so einer!“ ruft sie aus, „was stehst du nur da herum? Geh' doch und hulbige deinem König!“

Petrus will sich gegen den Ausgang wenden.

„Du bist,“ spricht sie weiter, „doch auch einer von diesen Galiläern!“

„Was geht mich Galiläa an!“ sagt er.

Ruft ein Türsteher dazwischen: „Freilich ist er auch ein Galiläer, man sieht's doch an seinem Gewand. Er gehört zum Nazarener.“

„Ich kenne ihn nicht!“ versichert Petrus und will enteilen. Der Türsteher hält ihm den Schaft seines Speeres vor die Füße. „Gemach, Jude! Dort auf dem Thron sitzt dein König. Hulbige ihm, bevor er in die Wolken fliegt!“

„Daß mich zufrieden, ich kenne diesen Menschen nicht!“ ruft Petrus und eilt davon. Als er zum Tore hinausläuft, kräht gerade über ihm auf der Planke ein Hahn. — Petrus stutzt. Hat er beim Abendmahl nicht von einem Hahn gesprochen? „Und ein anderer wird mich verleugnen in dieser Nacht, noch ehe der Hahn kräht!“ — Jetzt wird es dem alten Jünger klar, was er getan hat. Aus Angst, mitergriffen zu werden, hat er sich von seinem Herrn losgelogen. Von ihm, der ihnen alles gewesen, alles, alles! Nun in seiner Not lassen sie ihn allein, haben nicht einmal den Mut, sich als seine Anhänger zu bekennen. O Simon! sagt er zu sich selbst, du hättest auf deinem See bleiben sollen, anstatt einen Gotterwählten zu spielen! Er mir sein Himmelreich und ich ihm das! — So zerrissen ist sein Leben jetzt, daß er hinausgeht in die Ode. Dort wirft er sich auf Gestein, ringt die Hände und kann nicht aufhören zu weinen.

Endlich ist Jesus hinausgebracht worden in den

Saal zum Statthalter. Als Pilatus ihn in der unerhörten Vermummung sieht, beginnt sich in ihm die Baune zu regen. Er will nicht umsonst des Schlafes verlustig geworden sein. Wohlau, die Juden haben heute ihren Messias-König gehöhnt, so will er sie mit ihm höhnen.

Die Anklagen hat er entgegengenommen, aber er findet nichts. „Wie?“ sagt er zu den Oberpriestern und ihrem Anhang, „euren König soll ich verurteilen? Ja, was denkt ihr denn?!“ Dann — anstatt den Angeklagten mit seiner richterlichen Würde zu zerschmettern, will er sich mit ihm in ein Gespräch einlassen. So arm-selig der Nazarener jetzt dasteht, etwas muß doch an ihm sein, daß er die Massen derart hat erregen können. Er will ihn ein wenig kennen lernen. Er richtet an ihn mit freundlicher Art spöttische Fragen, ob er von Gott wirklich etwas Besonderes wisse? Ob er es ihm nicht mitteilen wolle, denn auch Heiden wären bisweilen begierig nach dem Himmelreiche. Wie man es anfangen müsse, einen Gott zu lieben, den noch niemand gesehen hat? Oder welcher unter den Göttern denn der wahre sei? Ganz und einzig der wahre! Auch möchte er für sein Leben gerne wissen, was Wahrheit überhaupt sei?

Jesus antwortet ihm nicht mit einem Worte.

„Der Tugend des Stolzes scheintst du mir nicht zu entbehren,“ spricht Pilatus weiter, „siehe und das gefällt mir an dir. Du weißt übrigens doch, vor wem du stehst? Vor dem, der die Macht hat, dich zu töten oder freizugeben.“

Jesus schweigt.

Die Menge, die bereits den großen Hof erfüllt, wird immer lauter und ungebärdiger. Rabbinen huschen umher, um das Feuer zu schüren und man verlangt das Todesurteil. Da zuckt Pilatus die Achseln. Er verstehe dieses Volk nicht. Er könne doch keinen schuldlosen Menschen zum Tode bringen lassen! Den Nazarener, mit allem, wie er angetan ist, läßt er hinausstreten auf

den Söller. Er selbst nimmt einem Sklaven die Fackel aus der Hand, um das Bild des Erbarmens zu beleuchten. „Seht!“ ruft er hinab auf die Menge, „welch ein armer Mensch!“

„Aus Holz mit ihm! Aus Holz mit ihm!“ lärmt die Masse.

„Wenn ihr,“ sagt Pilatus immer in seinem spizen Tone, „wenn ihr euer Osterschauspiel schon nicht entbehren wollt, so gehet hinaus, es werden ohnehin Verbrecher hingerichtet an diesem Tage. Was sagt ihr zu Barab, dem Wüstenkönig? Jerusalemiten! Vasset es mit einem König genug sein.“

„Diesen Jesus wollen wir am Stamme sehen!“ tobt die Menge.

„Aber beim Jupiter, weshalb denn? Ich finde keine Schuld an ihm.“

Tritt einer der Oberpriester scharf zu ihm hin:

„Wenn du diesen Gotteslästerer freigibst, diesen Aufwiegler, der — wie er sagt — das Judenvolk von der Knechterschaft erlösen will, der die teuflische Gewalt der Rede hat, die Massen hinzureißen — wenn du diesen Menschen wieder in das Volk mischst, dann bist du beines Kaisers ärgster Feind. Dann werden wir den erhabenen Herrn um einen Statthalter bitten, der so treu dem Kaiser ist, als wir es sind!“

„Ihr wolltet kaiserlicher sein als Pontius Pilatus?“ Dieses Wort schleudert er ihnen zu, mit Verachtung ihre Gestalten messend. Die kennen kein Volk und keinen Kaiser, ihr Tempelgesetz ist ihnen eins und alles. Und wollen dem Statthalter vorschreiben, kaiserlich zu sein! — Aber die Menge brüllt. Im Hofe wogt mit Gewalt der Sturm. Tausend Stimmen, grollende, schreiende, freischende, verlangen den Tod des Galiläers. In demselben Augenblick schickt zu Pilatus seine Gemahlin und läßt ihn erinnern an ihren Traum. Schon gebekkt er, den Angeklagten auf der Stelle freizugeben. — Da taucht

dort unten über den Köpfen im Zwielichte der Fackeln und des anbrechenden Morgens ein dunkler Körper auf. Eines jener Henkershölzer ist's, mit Querbalken, wie sie draußen an der Schädelstätte gezimmert werden, nur klobiger und ragender. Man hat den Balken herbeigeschleppt und als ihn die Menge ansichtig wird, bricht sie in verstärkter Wut aus: „Aus Holz, aus Holz mit ihm! Jesus oder Pilatus!“

Jesus oder — Pilatus, hört er!

„Jesus oder Pilatus!“ schallt es weiter, von Hof zu Hof, von Straße zu Straße.

„Hörst du es, Statthalter?“ fragt ihn einer der Oberpriester. „Es kann für nichts mehr gebürgt werden. Du siehst, man ist noch geblieben in dieser Nacht. Das Volk ist rasend!“ Damit ergreift er den Gerichtsstab und hält ihn dem Pilatus hin. Dieser ist blaß geworden im Angesichte der offenen Empörung. Er winkt mit den Armen, er wünscht zu sprechen. So weit dämpft sich der Därm, daß er die Worte rufen kann, heiser ruft er sie hin: „Ich kann an diesem Menschen nichts Böses finden. Aber ihr wollt ihn kreuzigen. Gut, so falle sein Tod auf euer Gewissen!“ In ein Wasserbeden taucht er absichtlich nach jüdischer Art die Hände, damit jene, die nicht hören, es sehen können, triefend hebt er sie vor dem Volke auf: „Meine Hände sind rein von seinem Blute. Ich übernehme keine Verantwortung.“ — Dann ergreift er den Stab, bricht ihn mit denselben Händen entzwei und wirft die Stücke Jesus zu Füßen.

Da erhebt sich ein Jubelsturm: „Heil dir, Pilatus! Heil dem Statthalter des großen Imperators! Heil dem großen Statthalter des Imperators!“

Die Oberpriester verneigen sich demütig vor ihm und die Büttel ergreifen den Verurteilten.



Von verwehnen Jungen getragen, schwankt der große Balken über den Köpfen der Menge hin und her. Alles sucht diesem unheimlichen Holze auszuweichen; stößt einer lachend den Nachbar zum Kreuze hin, so schnellst dieser kreischend wieder ins Gebränge zurück. Und dabei beständig das Gejohl: „Heil Pontius Pilatus! Uns Holz mit dem Nazarener!“ Jesus wird aus dem Saale in den Hof geführt und die Büttel müssen ihn schützen vor der Volkswut. Sie führen ihn dem Kreuze zu.

Ein Hofwächter zeigt sich, gaukelt mit den Armen heftig umher und schreit: „Hier wird nicht gepöbelt! Hinaus mit ihm!“

„Zur Schädelstätte!“

Als die Jungen merken, sie könnten den Stamm wieder dort hintragen müssen, wo sie ihn geholt, lassen sie ihn zur Erde fallen, daß es dröhnt, und laufen davon.

„Er soll sein Holz selber tragen!“ rufen mehrere; den Bütteln ist das recht, sie binden ihm die Hände los und legen das Kreuz auf seine Schulter. Er kniet ein unter der Last. Sie schlagen ihn mit Striden wie ein Basttier; er schwankt mit zitternden Schritten wegs. hin, das Kreuz so auf seiner rechten Schulter tragend, daß der eine Holzarm an der Brust niederliegt, mit den Händen festgehalten. Der Schaft wird auf der Erde nachgeschleift. Um seinen Leib haben sie einen Strid geschlungen, an dem sie ihn führen. Heftig reißen sie ihn voran, so daß er stolpert und mehrmals zu Boden fällt. Die Menge hintendrein sucht ihm alles anzutun, was sie glaubt, daß ihm weh tun kann. So schwankt Jesus dahin, unter diesem wuchtigen Holze gebeugt, das Gewand voller Strahlenlehm, das Haupt von den Dornen verfehrt, daß die Blutstropfen niederrieseln an seinem wirren Haar, über sein zerrissenes Gesicht. Noch nie war eine so armselige Gestalt hinausgeschleppt worden zur Schädelstätte, noch nie war ein armer Sünder auf

seinem Todeswege so grausam verachtet worden. Und noch nie hat aus dem Antlitz eines Verurtheilten so viele Hoheit und Sanftmut geleuchtet, als aus diesem Gesichte. Dort an der Ecke stehen etliche Frauen aneinandergebrängt, die aus Neugierde so früh aufgestanden sind, um den Zug zu sehen. Doch als sie ihn sehen, da wird ihnen anders zu muth, in lautes Klagen brechen sie aus über die unerhörte Grausamkeit. Zu diesen erhebt Jesus seine bebende Hand, als wollte er abwinken: „Während eure Männer mich morden, zerfließt ihr in Wehmuth. Klaget nicht um mich, klaget um euch und beweinet eure Kinder, die der Eltern Sünden büßen werden!“ Eine der Frauen achtet nicht des rasenden Pöbels, ihr weißes Tuch reißt sie vom Haupt und neigt sich zum Kreuztragenden, um an seinem Gesichte Schweiß und Blut zu trocknen. Als sie dann in ihr Haus zurückkehrt, um das Tuch ins Wasser zu legen, da sieht sie daran — das Antlitz des Propheten. Und aus dem entstellten Blicke ist es, als blide ihr Güte und Dank entgegen für das Viebeswerk. Allsogleich laufen die Frauen zusammen, um das Wunder zu sehen und das Tuch mit solchem Wilde an sich zu feilschen. Aber die Eigentümerin verschließt es in ihrer Kammer.

Nachdem Jesus unter dem Kreuze das drittemal zusammengestürzt ist, vermag er nicht mehr sich zu erheben. Die Büttel zerren und stoßen ihn, die begleitenden römischen Soldaten sind zu stolz, um diesem elenden Juden den Richtpfahl zu tragen. So wird die Menge aufgefordert, daß jemand hervortrete, den armen Sünder aufrichte und das Holz weiter schleife. Hohngelächter ist die Antwort. Er ruht ein wenig am Antrittstein einer Haustür. Aus dieser springt Ahasver, ein berber Schuster und verlangt geisend, daß man die Kreatur hinwegschaffe vor seiner Thür.

„So laßet ihn doch einige Augenblicke rasten!“ mahnt einer der Soldaten, auf den Hingefallenen

weisend, dessen Brust in kurzen heftigen Atemstößen wogt.

Da schwingt der Schuster seinen Riemen und schlägt auf den Erschöpften los. Dieser rafft sich auf, um wieder einige Schritte weiter zu wanken. Steht jäh ein Greis, uralt und verwittert da. Er ist gekommen aus der Wüste, wo die großen Gedanken wohnen. Er ist gekommen um zu sehen, ob Jerusalem noch aufwärts steige oder niederwärts sinke. Das Sinken will er schauen, denn sein Sehnen ist Ruhe im Nichtsein. Dieser Greis steht vor dem Schuster und sagt ihm leise: „Du bist du ja wieder, du der Büge unseliger Sohn. Zweimal hat dieser arme Mensch deinen Weg gekreuzt. Deine Mutter hat ihn an die herodianischen Schergen verraten, um dich zu verleugnen. Und du verweigerst ihm an deiner Pforte Stein die kurze Last. Nun aber soll deine Urlast beginnen. Allen Jammer der Menschheit wirfst du mit erleben und nimmer ruhen können. In dir wird der Fluch deines Volkes sich erfüllen, herzloser Jude!“

Zur selben Stunde ist es, daß der Bürger Simeon einsam in seinem Hause sitzt, über sein Geschick nachdenkt und betrübt ist. Seit jenem Wüstenritte, von dem er geschlagen und beraubt nach Hause gekommen ist, hat er vieles an sich geändert nach den Worten des Propheten, bei dem er Seligkeit gesucht. So unmöglich es ihm damals erschienen, es ist doch manches möglich geworden. Er hat seine Sklaven freigegeben, seine Frauenschar entlassen und das Übermaß seiner Güter an Dürftige verschenkt und auf allen Glanz verzichtet. Und doch ist er nicht glücklich, sein Herz ist lach und leer. — Darüber sinnt er, als von der Straße herauf das Geschrei der Volksmenge dringt. Was ist das so früh am Tage? Er blickt hinab, sieht über den Häuptern die Spieße der Kriegsknechte blinken und wie einer der armen Sünder, die an diesem Tage hingerichtet werden sollen, hinaus-

gebracht wird. Abwenden will sich Simeon von diesem widerlichen Anblick, als er noch sieht, wie der Mensch selbst den Balken schleppt und von Bütteln mißhandelt immer wieder darunter zusammenbricht, daß das Kreuz klingend auf den Stein schlägt. — In diesem Augenblick ergreift es ihn. Ohne zu denken eilt er auf die Straße, drängt sich vor, um dem Gequälten aufzuhelfen. Und als er dem Armen ins zerrissene Antlitz schaut, über das eine Träne niederrinnt, da packt ihn so das Mitleid, daß er sich unter das Kreuz stellt, es auf seine Schulter nimmt und weiter trägt. Neuerdings bricht das Gejohle des Pöbels los, Schimpf und Straßenkot spricht hin über Simeon. Er achtet es nicht, er merkt es nicht. Ganz ist er versunken in das was er tut, ganz geht er auf im Verlangen, dem Unglücklichen, der neben ihm dahin wankt, die Last tragen zu helfen. Ein wunderbares Gefühl ist in ihm, eine heiße Innigkeit, die er bisher nicht gekannt. All seiner Tage Freuden sind nicht zu vergleichen mit dieser Seligkeit, immer und immer hätte er mögen so hingehen neben dem elenden Menschen und tragen helfen und ihn lieben . . .

Ist es das? Ist es das, was man Leben nennt? Zu sein, wo die Liebe ist? Zu tun, was die Liebe will?



Im stillen Hause zu Nazareth war die Dämonis immer größer geworden. Da denkt Maria, sie wolle zum heiligen Fest nach Jerusalem reisen, im Tempel ihr Leid Gott zum Opfer bringen und ihn ansehen, daß er ihren verirrten Sohn erleuchte und ihn wieder zu dem Glauben der Väter zurückführe. Unterwegs über Samaria und Judäa gedenkt sie vergangener Tage, da sie mit dem treuen Joseph diese Pfade gewandelt war gegen Beth-



lehem, und der unbegreiflichen Dinge, die dazumal geschehen sind.

Sie kommt in das Thal, wo die graue bürre Erde ist. Der Ort, wohin Adam und Eva nach Vertreibung aus dem Paradiese versetzt worden waren. Sie denkt an der ersten Eltern ungeratenes Kind und gedenkt jener wundersamen Mähr. Der Mähr vom kleinen Enkel Adams, der unschuldig ist und doch das Elend der Erde mit den Schuldigen tragen muß. Der Knabe stellt sich traurig an die Feste und guckt in das verlorene Paradies hinein. Dort am Baume der Erkenntnis steht ein weißer Engel, der sieht das Kind und er hat Leid. Er bricht vom Baume einen Zweig, reicht ihn dem Knaben hinaus und sagt: „Siehe, hier hast du etwas vom Paradiese. Stecke den Zweig in die Erde. Er wird Wurzel schlagen und wachsen und immer neue Reime treiben, bis einst aus seinem Stamm der Thron des Messias wird gebaut werden.“ — O Gott, wo ist dieser Stamm und wo ist der Thron des Messias? seufzt Maria und zieht wegs hin.

Als sie nach tagelangen Beschwerden in der Stadt ankommt, sieht sie, wie durch Gassen und Straßen die Leute nach einer Richtung hinströmen. Sie fragt den Herbergsvater, was denn das wäre? Er entgegnet, ob sie nicht auch hinaus wolle, um den Hinrichtungen beizuwohnen?

„Gott bewahre mich davor!“ antwortet Maria, „glücklich jeder, der nicht hinaus muß.“

„Siehe, hier kommen sie ja!“ ruft der Herbergsvater froh überrascht. „Sie kommen hier vorbei. Ich glaube gar, es ist der Messias-König! Ach, wie hätte ich die Fenster mindestens um je einen Silberling vermieten können!“

Das Weib aus Galiläa will zurück ins Haus, da drängt es von diesem her und sie wird mit der Menge gegen die Gasse geschoben, wo sie plötzlich vor ihm steht.

Vor Jesus, ihrem Sohn. — Als er so die Mutter sieht, will ihn der Rest seiner Kraft verlassen, doch er bleibt aufrecht. Einen Blick unsägliches Betrübniß und Liebe wendet er ihr zu, einen kurzen Blick, in dem alles liegt, was in solcher Begegnung das Kind der Mutter zu sagen hat. Dann zerren sie ihn vorüber mit Stößen und Flüchen.

Maria steht wie versteinert. Tränenlos ist ihr Auge, betäubt ihr Haupt, erstarrt ihr Herz. — Das hat mir Gott vorbehalten! So kann sie noch denken, dann wird sie im Gedränge willenlos und taumelnd weiter geschoben. Alles ist ihr versunken in einer blauen Nacht, nur Sterne tanzen vor ihren Augen.

Endlich ist der Zug durch die Gewölbe des Doppeltores hinausgelommen in das Freie. Aber der starrenden Gegend liegt ein feuchtes, blasses Licht. Ganz nahe zur Rechten ragt der Steinhügel. Dort geht es lebhaft her. Emsige Arbeiter graben auf der Höhe tiefe Löcher, andere bereiten Hölzer für zwei Wüstenräuber. Diese wilden Gesellen sind schon halb entblößt und die Hentersknechte schlingen Stricke, um sie an die Stämme zu binden. Es sind der hagere braune Arab und der blasser tief-äugige Tismas. Der eine starrt mit seinen Habichtsaugen grimmig drein, ballt die Fäuste und will die Fesseln zerreißen. Der andere ist gebrochen und sein Haar hängt nach vorne wirr herab. Hinter dem Turme der Stadtmauer sind Jünger herangelommen, aber euseht wieder zurückgewichen, bis auf Johannes, Jakobus und Petrus. Auch Petrus ist nun entschlossen sich als Anhänger des Jesus von Nazareth zu bekennen, und koste es das Leben. Doch niemand kümmert sich mehr um diese fremden Leute. Auch den Judas haben die Jünger hinter den Felsbüheln huschen gesehen, er ist furchtbar verstört, ein Jammerbild der Verzweiflung. So über alle Mähen entrüstet sie gegen den Verräter gewesen, dieses Elendgespenst bricht ihren Zorn, ist ihnen nur noch ein Wesen des Grauens.

Simeon hat das Kreuz bis zur Höhe getragen. Und als er es dort niederlegt und dem neben ihm herangewankten armen Sünder noch einmal ins Gesicht schaut, erkennt er den Propheten. Erkennt den Mann der Wüste, den er einst angesprochen hat um das ewige Leben. Von seinen Worten damals hat er wenige befolgt, aber keines vergessen. Nun ahnt er, daß die Lehre dieses Mannes, wer ihr nachleben könnte, zur inneren Glückseligkeit führen muß. Und dieser Lehre wegen soll der Mann hier hingerichtet werden?

Der Hauptmann herricht Simeon an, sich zu entfernen. Dann legen zwei Henkersknechte Hand an Afsus, um ihn zu entkleiden. Einen einzigen, raschen Blick gegen Himmel schlägt er auf, dann schließt er die Augen und läßt es ruhig geschehen. Die Büttel haschen nach dem Kleide, balgen sich darum und weil sie sich nicht einigen können, welchem es gehören soll, so würfeln sie. Dabei beschuldigen sie einander der Fälschung und wollen sich neuerdings balgen. Da hastet der Tröbler Schobal herbei und meint grinsend, es wäre nicht der Mühe wert, daß sie sich die Köpfe einschlugen des alten Rodes eines armen Sünders wegen. Das Kleid sei zerrissen und blutig, es sei keinen Groschen gut, doch um den Streit zwischen tapferen Landsknechten zu beenden, biete er der Groschen vier, die sie in Frieden unter sich teilen könnten. So ist der Rod dem Schobal zugeschlagen worden. Dieser geht sofort mit dem Kleid in der Menge herum: Es sei der Rod des Propheten, der eben hingerichtet werde! Wer von diesem Tag ein Andenken haben wolle! Der Rod koste nicht einmal die Hälfte seines Wertes, um zwölf Groschen sei er zu haben!

Ein Mann trägt im Korbe lange eiserne Nägel herbei. Dieser Nazarener wird nicht angebunden, sondern angenagelt, denn er habe einmal gesagt, er steige vom Kreuz herab. Als sie merken, daß Jesus einer Ohnmacht nahe ist, bietet man ihm einen Labetrunk aus Essig

und Myrrhen. Er winkt dankend ab und wie er anhebt umzusinken, fangen ihn die Genlersknechte auf und legen ihn ans Kreuz.

Die Menge drängt plötzlich nach rückwärts. Viele wollen es nicht sehen, das was jetzt geschieht. Sie verstummen. Das hat man sich anders gedacht. Seine Sanftmut, mit der er alles erträgt, die Qualen, den Hohn, den vor Augen stehenden Tod — diese heldenhafte Sanftmut fällt wie ein Berg auf ihre harten Herzen. Solche, die ihn sonst verachtet, jetzt möchten sie ihn hassen, aber sie können nicht. Sie sind ohnmächtig vor dieser zerschmetternden Sanftmut. — — Welch ein Schall jetzt! — Das Klingen des Hammers, der auf Eisen geschlagen wird. „Wie das Blut spritzt!“ sagt jemand. Zwei Hämmer schlagen auf Nägel und bei jedem Schlage jucken Erde und Himmel. Aller Atem ist erstarrt in der Menge und es verstummt das Lärmen der nahen Stadt. Nichts als das Klingen der Hämmer. Da geht im Volke plötzlich ein durchdringender Schrei. Ein fremdes Weib, das ihn ausgestoßen und das zu Boden sinkt. — Immer nach rückwärts wogt die Menschenmasse, keiner will in den ersten Reihen stehen und doch streckt sich jeder, um über die anderen hinwegzusehen. Man sieht, wie Stangen sich heben und wieder senken. Hart und scharf erschallt der Befehl des Hauptmannes, da richtet es sich auf. Zuerst erscheint über den Häuptern der obere Balken, er trägt eine weiße Tafel. Dann sieht man die Querbalken, an denen zuckende Menschenarme hängen, dann das Haupt, sich in krampfartigen Schmerzen bewegend. Und so taucht das Kreuz mit dem nackten Menschenleibe in die Lüfte empor. Langsam hebt es sich, von Stangen gestützt, und als es aufrecht steht, läßt man des Kreuzes Fuß in die Grube prallen, so heftig, daß mit dumpfem Gestöhne der Körper schüttelt. Die Nägelwunden an Händen und Füßen reißen flassend weit, das Blut rinnt in dunklen Strahlen über den

blaffen Leib, am Stamme herab und tropft zur Erde. Und da schallt aus dem Munde des Gekreuzigten der helle Schrei: „O Vater, verzeih' ihnen, verzeih' ihnen! Sie wissen nicht, was sie thun!“

Im Volke erhebt sich sonderbares Gemurmel, und jene, die den Ruf nicht verstanden haben, lassen ihn von Nebenstehenden wiederholen. „Für seine Feinde bittet er? Für seine Feinde? Für seine Feinde betet er?!“

„Dann — dann ist es kein Mensch gewesen!“

„Die ihn geschmäht, verleumbet, verhöhnt, geschlagen, gekreuzigt haben — denen verzeiht er? Sterbend denkst er an die Feinde und verzeiht ihnen? — So ist es doch, wie er gesagt hat. Wahrlich dann ist es der Gottgesandte! Ich habe es gleich gedacht, es ist der Christus. Schon am letzten Sabbath habe ich es gesagt!“ Solche Stimmen werden laut. Im Gedränge schlüpft der Trödler Schobal umher und bietet den Rock des Messias aus um zwanzig Silberlinge.

„Wenn es der Messias ist,“ ruft ein heiserer Nabite, „dann mag er sich jetzt befreien. Einer, der anderen helfen will und sich selbst nicht helfen kann, ist ein schlechter Messias.“

„Nun, Meister!“ ruft ein Pharise, „wenn du den zerstörten Tempel wieder aufbauen willst, nun ist es Zeit. Steig' vom Kreuze herab, und wir glauben dir.“ Ein wehmuthstiefer Blick des Gekreuzigten auf die beiden Spötter, sie versinken. Als sei plötzlich eine Stelle der Schrift in ihnen lebendig geworden: Für euere Wisseten muß er verbluten!

Als alles vom Kreuze zurückgewichen ist und die Hensersknechte sich anschicken, auch die beiden Wüstenräuber aufzurichten, schwankt das Weib hin, das vorher der Ohnmacht unterlegen, sie schwankt, vom Jünger Johannes geführt, dem hohen Kreuze zu und umarmt den Stamm, so daß das Blut auf sie niederrinnt. Als ob sieben Schwerter ihr Herz durchbohrt hätten, so über

alles Erniessen groß ist ihre Pein. Jesus schaut nieder, wie dumpf ist seine Stimme, als er nun spricht: „Johannes, nimm dich der Mutter an! — Mutter siehe, Johannes, dein Sohn!“

Erhebt sich in der Menge Gemurmel: „Seine Mutter? Seine Mutter ist das? O armes Weib! Und der junge, schöne Mensch sein Bruder. Diese armen Leute! Seht, wie er sie aufrichtet, wie er sie tröstet!“

Mancher fährt sich mit der Hand über die Augen und die Weiber schluchzen. Und es hebt ein dumpfes Klagen an durch das Volk zu gehen. Durch dasselbe Volk, das vorher so wütend seinen Tod verlangt hat. Sie sprechen unter einander.

„Es muß bald zu Ende sein.“

„Und noch so jung. Raum über dreißig Jahre, sagen sie.“

„Rein, ich vertraue sonst etwas. Alle Ostern bin ich dabei, aber diesmal —“

„Wenn ich nur wüßte, was auf der Tafel geschrieben steht.“

„Die über seinem Haupte ist! Ich merke, mich verlassen meine Augen.“

„Juri!“ ruft jemand.

„Die Buchstaben stehen auf der Tafel.“

„Aber der Mensch heißt doch nicht Juri.“

„Etwas anderes, mein Lieber. Das ist ein Spott von Pilatus. Jesus Nazarenus Rex Judaeorum.“

„Bleib' mir mit dieser verdamnten Römersprache vom Leib!“

„Auf gut hebräisch: Jesus von Nazareth, König der Juden.“

„Freunde, das muß etwas anderes heißen!“

„Jetzt haben sie ihn in der Mitte,“ sagt einer, denn die beiden Räuber sind zu seiner Rechten und zu seiner Linken ausgerichtet worden. Der zur Linken reckt seinen Hals und mit verzerrtem Gesicht spottet er nach

Jesus hin: „Mich dünkt, Nachbar, du bist auch einer von denen, die man nur deshalb henkt, weil sie die Schwächeren sind. Springe vom Pfahl, schlage drein und die Kisseelen werden dich vergöttern.“

Dem gibt Jesus keine Antwort. Hingegen hat er sein Haupt nach jenem gewendet, der ihm zur Rechten hängt. Dieser sieht den Augenblick nahen, wann ihm die Peine gebrochen werden. In seiner Todesangst und in seiner Reue um das verlorene Leben, wendet er sich dem zu, den sie Messias und Christus nennen. Und als er den Blick sieht, den Jesus auf ihn richtet, da geht durch das Herz des Missetäters ein wunderbares Schauern. Wie der Gekreuzigte ihn anschaut, brechen den Augen — o Gott! — das ist jener unvergeßliche heilige Blick, der ihm einst in der Jugend Tagen von einem Kindelein geschenkt worden war. Dismas hebt an zu weinen und sagt: „Herr, du bist vom Himmel! Wenn du heimkommst, gedenke mein!“

Und Jesus spricht zu ihm: „Allen Büßern Gnade! Dismas, heute noch wirst du mit mir beim himmlischen Vater sein!“ —

— „Er ist vom Himmel!“ murmelt es im Volke. „Er ist vom Himmel!“ Einer der römischen Krieger wirft seinen Speer weg und ruft in höchster Erregung: „In aller Wahrheit, das ist der Sohn Gottes!“

„Gottes Sohn ist es, der am Kreuze hängt!“ Wie eine dumpfe Lawine rollt dieser Ruf durch die Menge. Wie ein Schreckruf, wie das Innewerden eines ungeheuerlichen Irrthums, des ungeheuerlichsten, der seit Bestehen der Welt begangen worden. Der dort am Kreuze hängt, es ist der Sohn Gottes! —

Weiter unten in der Steinklufft ein armer Sünder. Mit bürren Fingern wühlt er sich aus dem Boden hervor, mit aufblindernden Augen schaut er aufs Kreuz. In Not ruf' ihn! — Aus seiner Brust quillt wie ein blutiger Brunnen das Gebet um Gnade. Und neben ihm

Iniet eine Frau und fallet die Hände gegen das Kreuz hin. Und ringt die Hände dem Weibe zu, das unter dem Kreuze steht und fleht um Gnade für das Kind . . .

Die Buchstaben I. N. R. I. über dem Kreuze heben an zu leuchten. Und in den Lüften eine Stimme: Jesus Nähe rettet ihn! —

„Der Gottessohn! Der Gottessohn!“ Rimmer verstummt der Ruf. „Der Gottessohn am Kreuze!“

„Der Rod des Gottessohnes! Um hundert Goldstücke den Rod!“ Der alte Schobal schreit es aus, das Kleidungsstück mit dem Stod in die Höhe haltend wie eine Fahne. In dieser Fahne schwört der Tröbler, denn der Wert der Ware ist seit einer Stunde um das Tausendfache gestiegen. „Hundert Goldstücke für den Rod des Gottessohnes!“ Aber er hat höchste Zeit sich davonzumachen, das Volk von Jerusalem ist entrüstet über den Krämer, der im Angesichte des sterbenden Heilandes Geldgeschäfte betreibt. Das gute, fromme Volk von Jerusalem!

Von den Oberpriestern ist keiner zu sehen, sie haben sich verzogen. Nur der heisere Rabbite ist da, der laut Psalmen betet, gleichsam als Zuspruch für den Sterbenden.

„Halte du deine Lästerklapper zu!“ schreit diesem jemand unters Rinn hinein. „Ihr habt ihn umgebracht.“

„Ihr? Wer ihr?“ fragt der Rabbite mit gutgespielter Harmlosigkeit.

„Ihr, die Schriftausleger und Tempel, habt ihn zum Tode gebracht und niemand anderer als ihr!“

Hierauf antwortet der Rabbite gar ernsthaft: „Besinne dich, Freund, was du sagst, ob du deine Anklage auch verantworten kannst vor dem furchtbaren Jehova. Wir Tempel, ihn zum Tode gebracht! Jedermann weiß, wer ihn verurteilt hat. Fremdlinge, die immer unseres Volkes Verberber gewesen sind. Jedermann weiß, wer ihn auf Verlangen des Volkes gekreuzigt hat!“

Auch dem wird es dringend, sich aus dem Staube



zu machen. Immer lauter werden die Stimmen: Volk und Richter sind von den Oberpriestern gedrängt worden! Diese sind schuld! —

„Schweigt! Er lebt noch!“

Alle Blide hasten am Kreuze.

Jesus wendet sein Haupt der Menge zu und stöhnt verschnachend: „Durst! Durst!“

Der Hauptmann läßt einen Schwamm in Essig tauchen und ihn durch einen Stab hinaufreichen, daß der Sterbende die Labnis sauge.

Zwischen den Steinen ein junges Weib mit aufgelöstem Haar. Es kniet und stützt seine Ellbogen auf die Erde und will vergehen vor Weh.

Noch einen Blick hat er auf die Seinigen. Dann hebt er rasch das Haupt und stößt gegen Himmel den Schrei aus: „Vater, nimm meinen Geist an! Mein Vater! Verlaß mich nicht! —“ Starr schaut er empor, mit weitgeöffneten Augen starrt er in den Himmel auf — dann knickt das Haupt ein und hängt herab über die Brust. — Es ist vollbracht.

Johannes sinkt zur Erde, verdeckt mit den Händen sein Gesicht.

Die Menge ist fast bewegungslos geworden. Sie stehen und starren und haben bleiche Gesichter. Die Stadtmauern sind sahl, die Sträucher sind grau, die jungen Blüten sind blaß und schließen sich. Am Himmel steht die Sonne glanzlos wie ein Mond und ihre Schatten sind gespenstig. Geschredte Dohlen und Fledermäuse schwirren umher und umflattern die Kreuze in dieser ungeheuerlichen Dämmerung. Auf dem Hügel beben die Felsen und Totenschädel rollen den Hang hinab. — Und die Menschen, als ob sie die Sprache verloren hätten, so stehen sie stumm und starren einander an.

„Jetzt ist etwas geschehen!“ sagt ein alter Mann für sich hin. —

Sachte fängt es an in der Menge sich zu regen, unsicher anfangs, aber bald bewegter und lauter.

„Was ist jetzt geschehen!“

„O Volk von Jerusalem! Was jetzt geschehen ist, das hat die Welt aus dem Gleichgewicht geworfen. Was es ist, das weiß ich nicht, aber es hat die ganze Welt aus dem Gleichgewicht geworfen. Ist es nicht das Weltende, so ist es der Weltanfang.“

„Juri! Juri!“ ruft die Stimme eines schauernden Wahnsinnigen.

Und sagt jemand: „All meiner Tage ist mir nicht so bang gewesen, wie jetzt!“

„Seht ihr es, das Kreuz — wie es wächst! Höher, immer höher auf! Immer höher auf! — Ich kann nicht hinschauen. Das riesengroße Kreuz!“

Nun kommen Nachrichten. „Im Tempel ist eine Säule geborsten! Der Vorhang zum Allerheiligsten — mitten entzwei gerissen! Draußen an der Gräberstätte sind Gräfte aufgesprungen und die Toten — mit weißen Tüchern noch umhüllt — steigen hervor!“

„Das Weltende!“

„Der Weltanfang!“

„Jesus Christus!“

---

Wie Frühlingsföhn über die Steppe, so braust es hin durch die Menschenmenge: Jesus Christus! — Durch ganz Jerusalem hallt das Wort, durch das weite Judenland schallt es hin, das urgewaltige Wort — ein feuriger Sturm umbrandet, umleuchtet es den Erdball bis auf den heutigen Tag. —

Am Kreuze, auf dem der tote Meister hängt, haben die Seinigen sich versammelt. Es sind ihrer jetzt mehr als gestern, auch solche darunter, die in der Nacht noch „Kreuziget ihn!“ geschrien haben. Die Jünger stehen aufrecht, schweigend, ohne Klage. Maria die Mutter

an Johannes Seite, daneben Maria von Magdala. Eine wunderbare Herzensruhe ist in sie gekommen, so daß sie sich selber fragen: „Wie ist denn das möglich? Ist nicht unser Jesus gestorben?“

„O Brüder,“ sagt Petrus, „mir ist, er lebt!“

„Er in uns und wir in ihm,“ sagt Johannes.

Unruhig ist nur Bartholomä. Mit Besonnenheit fragt er den Bruder Jakobus, ob dieser denn nicht auch verstanden hätte: Vater, verlaß mich nicht? — Jakobus gedenkt eines anderen Wortes und eines anderen Bruders. Er geht vom Kreuze weg, um den Judas zu suchen. Er will ihm sagen, daß der Meister noch im Sterben seinen Feinden verziehen hat, er will ihm mitteilen des Heilandes Vermächtnis: Den Sündern Gnade!

Seit dem Frühmorgen, als der Meister im Hause des Statthalters zum Tode gesprochen worden, ist Judas planlos umhergeirrt. Er hatte zum Hauptmann wollen, um sich dem Gerichte zu stellen als einen falschen Zeugen und Spion, als einen, der Menschen um Geld verkauft. Deß verläßt man ihn und läßt ihn stehen. Dann läuft er zu einem der Oberpriester, um zu schwören, daß sein Herr kein Übeltäter ist, vielmehr der Gesandte Gottes, der seine Feinde zerkleinert wird. Er wolle ihn nicht angegeben haben — und den Verrätersold stelle er dem Tempel zurück. Dieser zuckt die Achseln, ihn gehe das nichts an, er habe kein Geld gegeben und nehme auch keines. Da wirft Judas ihm die Silberlinge vor die Füße und rast davon. Sein langes Haar flattert im Winde. Hinter der Stadtmauer huscht er dahin, um dem Zug zuvorzukommen und sich an der Schädelstätte statt des Meisters hinrichten zu lassen. Aber das ist zu spät, er hört die Hammerschläge klingen. Ins Tal Aibron geht er hinab. Da ist es ganz menschenleer, denn alles ist auf der Richtstätte. Ausgestoßen ist Judas, selbst von der schauigierigen Menge ausgestoßen, hingeworfen als Verräter. Furchtbar, unaussprechlich, was

er getan! — Wehe, warum hat er sich nicht geoffenbart? Sanft wie ein Lamm ist er vor den Richtern gestanden, geduldig, wie keiner noch so gesehen worden, hat er das Holz getragen. Oder ist es am Ende doch das? Den Feinden nicht widerstreben, sein Geschick mit Gotteswillen tragen, für des Vaters Botschaft das Leben lassen — ist am Ende doch diese Herrlichkeit die Sendung des Messias? — Und ich? Ich habe den Irrtum begangen, größer als alle Irrtümer aller Toren zusammen. Und nun ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Gerechten und ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Sünder. Dem Zuchtlosen und dem Mörder Verzeihung, dem Verräter nicht. Besser, der wäre nie geboren worden, er hat es ja selbst gesagt. Andere dürfen in den Wüstenhöhlen ihre Sünden abbüßen, dürfen ihre Missetaten mit dem Blute löschen — und ich außerhalb aller Liebe und aller Sühne für ewige Ewigkeiten verworfen! — So des Judas unendliche Klagen. Den ganzen langen Tag hat er sich hingetrieben hinter Mauern und Büschen, in Höhlen sich verborgen. Da plötzlich schießt es in ihm auf: Das ist ungerecht. Ich habe an ihn geglaubt. Daß ich so fest an ihn geglaubt habe! Der ein solches Vertrauen verwirft! Kann der Gottmensch ein solches Vertrauen verwerfen? Nein, er ist es nicht, er ist es nicht . . . .

Mit diesem Hinschleudern der einzigen Zuversicht ist sein Geschick entschieden. Als es dunkel wird, huscht er an einem Meierhof vorbei. Dort an der Wand hängen Bindestränge, einen davon rafft er an sich und eilt den Berg hinan. Hinter Jerusalem über den Höhenrücken geht die Sonne unter wie eine große, rote, glanzlose Scheibe. Noch einmal zieht es sein Auge, das leptomal, dem Dichte zu, dem verlöschenden. Und in diesem roten Runde steht groß und dunkel ein Kreuz. Das auf der Schädelstätte hochragende Kreuz — mitten im trüben Sonnenball. Riefig und dunkel steht es in der blutigen

Scheiße — — grauenhaft! Unerträglich dem verzweifelnden Judasherzen. Wie auf wilder Flucht springt er hin gegen einen dürren Feigenbaum. — Hinter ihm her ist Jakobus. Dieser hat ihn vorher den Hang hinansteigern gesehen, hat mit dem Flügel seines Mantels gewinkt: „Bruder! Ich bin es, der Jakobus! Vom Meister komme ich. Höre, Bruder! Den Sündern Gnade! Allen Büßern Gnade! Höre es!“ Fast atemlos hinauf und hin zum Feigenbaum. — Seine und Arme hängen schlaff nieder, der Mund schief gezogen, zwischen den Lippen die Zunge hervor. Der Abendwind schaukelt sachte den Körper. — Der Unselige hat auf des Heilands Gnade nicht gewartet. —

Gegen Ende desselben Tages ist es auch, daß jener morgenländische Greis — der aus der Wüste ist, wo die großen Gedanken wohnen, der müde Greis, der dem herzlosen Schuster Ahasver den Fluch ewiger Unrast zugerufen hat — daß er in Jerusalem zu einem Steinmeh geht. Es dünkt ihm doch Zeit, sich einen Grabstein zu bestellen. Und auf diesen Grabstein sollen eingemeißelt werden die Buchstaben I. N. R. I.

„Hast du dich auch zum Nazarener geschlagen?“ fragt ihn der Steinmeh.

„Weshalb fragst du das?“

„Weil es die Inschrift seines Kreuzes ist. Weißt du, was sie heißen soll? Einen seiner Jünger habe ich sagen gehört, sie wären das Zeichen des ewigen Lebens.“ „Für mich das Zeichen meines Grabes,“ antwortet der alte Juder. „Im Nirwana ruh' ich.“



Als alles dies geschehen ist, geht Joseph der Arimatäer, ein frommer, freimüthiger Jünger Jesu, zum Statthalter Pilatus, um ihn zu bitten, daß des Propheten Leib noch an demselben Abend begraben werden dürfe.

„Ist er denn schon gebrochen? fährt ihn Pilatus an.

„Herr, das braucht es nicht. Er ist tot.“

„Ich traue euch nicht.“

„Es ist richtig, Herr. Der Hauptmann hat ihm den Seitenstich gegeben. Nicht ein Tropfen Blut.“

„Ich bin vor euch gewarnt worden,“ sagt Pilatus ungnädig. „Ich werde Aufseher hinschicken und das Grab bewachen lassen.“

„Wie es dem Herrn beliebt.“

„Der Mann soll ja gesagt haben, daß er am dritten Tage aus dem Tode auferstehen werde. Man vermutet, daß seine Freunde ihm dazu gerne helfen würden.“

Joseph stellt sich knapp vor den Statthalter hin und sagt: „Herr! was berechtigt dich zu einem solchen Argwohn? Sind wir Juden denn ganz rechtslos geworden in unserem Vaterlande? Nicht genug, daß dieser beste aller Menschen, dieser Gottmensch verurtheilt wird ohne auch nur den geringsten Schein von Recht, verdächtigt man auch noch die Seinigen, als wären sie Verträger und Leichenräuber.“

„Dafür müßet ihr euch bei euren Priestern bedanken,“ sagt Pilatus mit kaltem Hohn.

„Diese Rasse kennen wir,“ versetzte Joseph, „und du kennst sie auch, Statthalter. Aber du fürchtest dich vor ihr. Unser Meister wäre mit ihnen fertig geworden. Du aber bist ein schwankendes Rohr. Mancher unserer großen Männer ist zu Grunde gegangen an römischem Übermut, unserem Herrn hat römische Feigheit das Leben gekostet.“

Den Statthalter durchzuckt es, aber er bleibt kalt. Mit der Hand winkt er ab: „Lasset mich endlich einmal

zufrieden mit dieser Geschichte. Macht was ihr wollt mit ihm. An die Grube kommen Wächter.“

Damit ist der Arimathäer entlassen. Zwar ungnädig, aber mit der Gestattung, den theuren Leichnam zu bergen.

Mittlerweile ist den beiden Wüstenräubern die Qual geendet worden. Und Dismas befreit von Barab, an den ihn ein dämonisches Geschick das ganze Leben lang gefesselt hatte. Jesus ist zwischen sie getreten und hat den Unbußfertigen von dem Bußfertigen geschieden.

Als nun der Arimathäer vom Statthalter zurückkehrt, wird zur späten Stunde Jesus vom Kreuze gelöst und mit Tüchern zur Erde gelassen. Nachdem der Leib mit köstlichem Öle gesalbt worden, wickeln sie ihn in weiße Linnen und tragen ihn hinab in den Garten Josephs. Dort haben sie ihn zur stillen Nacht ins Grab gelegt.

Ein heiliger Frieden atmet auf Erden und am Himmel leuchten die Sterne wie Ampeln zur Ruhe des Herrn.



In der Nacht, die diesem schwersten aller Erdentage gefolgt ist, hat Maria, die Mutter, ein Gesicht geschaut, wie es noch keinem Irdischen vor die Seele getreten.

Als sie so hingefunken am Steine lehnt und ihr Auge am Kreuze ruht, das hoch und starr in den Himmel aufragt, da ist es ein Baum voll weißer und roter Blüten. Es ist, als sei er entsprossen jenem Zweig vom Paradiesesbaum, den der Engel einst über die Hede hat gereicht . . . Er steht mitten in einem lieblichen Rosengarten, von Dästen, Wasserrieseln und Vogelsang durchzogen,

und über allem ein wonniges Licht. Zu diesem Eden wandern aus einem weiten Abgrunde unüberschbare Menschengaren. Sie steigen aus dunklen Tiefen langsam und feierlich hinan zur lichten Höhe. Ganz voran ein Paar, der Urvater Adam, Arm in Arm mit Eva. Gleich hinter diesen Abel, Arm in Arm mit Cain. Dann schon in dichteren Reihen die Alväter, die Richter und Könige, die Propheten und Säger, darunter Abraham und Isaa, Jakob und Joseph, Salomon und David, Jesaias und Jeremias, Joachim und Anna, die Eltern, und ganz hinten — allein wandelnd ein Greis, der sich stützt an den Stab, aus dem Lilien sprießen — Joseph, ihr Ehemann. Ihm eilt es nicht, er bleibt stehen und sieht sich um nach Maria.

Sie ziehen ein ins Paradies.

Das hat Maria geschaut, dann bricht der Tag an.



**S**treng nach den Vorschriften war das Grab des Nazareners gehalten worden. Vor die Felsnische, in welcher der Leichnam gelegen, haben sie einen schweren Stein gewälzt, den der Hauptmann auf Wunsch des Statthalters an allen Ecken und Enden versiegelt hat. Am Eingange sind zwei bewaffnete Kriegsknechte aufgestellt worden mit dem Auftrage, jeden Verdächtigen vom Grabe zurückzuweisen. Und nun, nach der Beisetzung am dritten Tage, geht in Jerusalem eine unerhörte Neuigkeit um. — Der Nazarener ist auferstanden!

Am Morgen dieses Tages — so wird erzählt — sind zwei Frauen zum Grabe gegangen, die Mutter des Gekreuzigten und dessen Jüngerin aus Magdala. Anfangs sind sie überrascht, daß die Wächter fehlen, und dann sehen sie, der Stein ist weggerollt. Die Felsnische



ist leer, nur das weiße Linnen ist noch da, in das er gewickelt gewesen. Es liegt am Rande der Gruft und seine Enden hängen hinab. Die Frauen heben an zu weinen, daß man ihnen auch den Leichnam weggenommen, da sehen sie einen weißen Knaben stehen und hören, wie er spricht: „Der, den ihr suchet, ist nicht hier. Er lebt und geht mit euch nach Galiläa.“

Wie in einem wonnesamen Traum, so sind die Frauen vom Grabe hintange taumelt. Da steht ein Mann im Garten, den sie anfangs für den Gärtner halten. Sie wollen ihn fragen, er tritt ihnen freundlich entgegen. — Mit jugendlich schönem, leuchtendem Angesichte, kein Makel und keine Wunde, außer an den Händen die Nägelspuren. So steht er vor ihnen. Sie erschrecken, sie hören, wie er sagt: „Der Friede sei mit euch! Ich bin es.“ — Weil es so sonnenhell ist, halten die Frauen ihre Hände vor die Augen, und wie sie wieder ausblicken, haben sie ihn nicht mehr gesehen.

Das Grab des Nazareners ist leer! Alles pilgert aus der Stadt, um zu sehen. Seit der Kreuzigung hat sich im Volke die Stimmung ganz gewendet. Kein Schmähwort mehr und viele schlagen heimlich an ihre Brust. Die Oberpriester sind versammelt und befragen die Wächter, wie das zugegangen. Diese wissen nichts vorzubringen.

„So saget doch wenigstens aus, daß ihr geschlafen habt und daß ihn seine Anhänger gestohlen haben mußten.“

„Würdige Herren!“ antwortet einer der Wächter. „Daß wir geschlafen hätten, können wir zweimal nicht sagen, einmal, weil es nicht wahr ist und das andere mal, weil wir bestraft würden.“

Hierauf einer der Tempeler: „Ihr könnt es aber trotzdem sehr gut sagen. Denn geschlafen habt ihr doch sicher einmal. Nicht? Und der Strafe wegen wollen wir es beim Statthalter schon durchsetzen, daß euch nichts geschieht.“

Die tapferen Römer dünkt es am klügsten, mit der Obrigkeit sich nicht zu überwerfen und das auszusagen, was sie am liebsten hört. Also die Wächter haben geschlafen, und mittlerweile ist der Leichnam entwendet worden von seinen Jüngern, um sagen zu können, er ist auferstanden. Das wird bekannt gemacht und die Nachrichten von der Auferstehung des Nazareners sind wieder stumm geworden.

Die Jünger selbst haben es nicht glauben können. Etliche von ihnen haben sogar kurzweg gemeint, Pilatus und seine Hintermänner dürften am besten wissen, wohin der Leichnam geraten sei. Andere hingegen sind von einer Begeisterung erfüllt, wie nie zuvor, von einer seherischen Kraft, die ihnen Bilder der letzten Tage mit qualvoller Deutlichkeit vor Augen stellt.

Nun ist es, daß zwei der Jünger hinauswandern nach dem Orte Emmaus. Sie sind betrübt und besprechen unterwegs das unsagbare Unglück, das sie getroffen hat. Da gesellt sich ein Fremder zu ihnen und fragt sie, weshalb sie so traurig wären?

„Wir gehören zu den Seinen,“ antworten sie.

Weil er darauf schweigt, als ob er es nicht verstanden hätte, so fragen sie, ob er denn ganz fremd sei in Jerusalem und nicht wisse, was sich in den letzten Tagen dort begeben hat?

„Was hat sich denn also begeben?“ fragt er.

Er würde doch gehört haben von Jesus, dem Propheten, der so große Taten vollführt und ein neues, wunderbares Wort Gottes verkündet hat. „Vom himmlischen Vater voller Liebe, vom Himmelreich im eigenen Herzen und vom ewigen Leben. Es ist wohl nicht anders, als daß in diesem Verkünder Gott selbst Menschengestalt angenommen hat, um ihnen ein vollkommenes Leben vorzuleben. Und diesen Gottmenschen nun hat man hingerichtet in Jerusalem.“ Seither seien sie grenzenlos verlassen und deshalb wären sie traurig. Er

habe zwar versprochen, daß er aus dem Tode auferstehen werde als Bürge für seine Botschaft von der Menschen Auferstehung und dem ewigen Leben. Nun sei aber schon der dritte Tag. Es gehe freilich wohl ein Gerüde, daß heute morgens zwei Frauen ihn sollen gesehen haben mit den Nägelwunden. Aber dann hätten ihn wohl auch andere schon sehen müssen. Solange sie mit ihren Händen ihn nicht berühren könnten, wäre es nicht zu glauben.

Hierauf spricht der Fremde: „Wenn der Auferstandene zu euch nicht kommt, wie er den Frauen erschienen ist, so geschieht es nur, weil euer Glaube zu schwach ist. Schon aus den Weissagungen sollte euch bekannt sein, wie Gottes Gesandter leiden und sterben muß, weil man nur durch dieses Tor zur seligen Herrlichkeit gelangen kann.“

Unter solchem Gespräche sind sie nach Emmaus gekommen, wo die beiden Jünger einkehren wollen im Hause eines Freundes. Der Fremde, dünkt sie, wolle noch weiter wandern, aber er ist ihnen lieb geworden auf dem Wege, deshalb laden sie ihn ein, mit ihnen ins Haus zu treten: „Herr, bleib' bei uns. Der Tag neigt sich, es will schon Abend werden.“

Also ist er mit ihnen eingelehrt. In Trauer sitzen sie beisammen und schweigen. Durch die Fenster fällt rötlicher Abendschein und es ist ein großer Frieden. Da wird das Mahl aufgetragen. Und als der Fremde das Brot genommen hat, flüstert einer zum andern: „Siehe, wie er das Brot bricht!“ Ein wonnesames Schauern geht durch das Gemach. Sie sehen ihn an, sie erkennen ihn. Es ist Jesus.

Und wie sie ihn in namenloser Freude umarmen wollen, sind sie unter sich allein.

So haben es zwei Jünger erzählt und niemand glaubt lieber als der Tröbler Schobal; nun will er dreihundert Goldstücke für den Hock des Auferstandenen. —

„Wir sind seiner sicher, wenn wir ihn auch nicht sehen,“ sagen einige der Jünger. „Ist er denn des leiblichen Lebens wegen gekommen? Hat er nicht alles auf das geistige Leben gesetzt? So wird der wahre Jesus Christus im Geiste bei uns sein.“

In diesem Vertrauen sind jene Jünger, die mit dem Meister aus Galiläa gekommen, wieder heimgekehrt in ihr Land. Dort hat sich auch einiges geändert. Die Verurteilung des Nazareners, ohne eine Schuld an ihm zu finden, hat die Galiläer arg entrüstet. Sein großes Sterben hat sie aufgeschreckt. Nein, ein gewöhnlicher Mensch war es nicht gewesen, dieser ihr Landsmann! An seinen Anhängern wollen sie nun gut machen, was sie an ihm gesündigt. So werden die Jünger in Galiläa gut aufgenommen und man möchte ihnen die Lebensstellungen wieder einräumen, die sie zwei Jahre vorher verlassen haben. Johannes hat die Mutter heimgebracht und zieht mit ihr ins stille Haus von Nazareth. Die übrigen versuchen es ebenfalls mit der Alltagswelt, aber sie können nichts, als immer nur an den Meister denken, und wo auch nur zwei oder drei von ihnen zusammenkommen, ist er im Geiste unter ihnen.

Eines Tages sind sie beisammen in einer Hütte am See. Sie sprechen von seiner Gottessohnschaft, und mehrere, die sich nun auch ein wenig in der Schrift umgesehen haben, führen Beweise an. Die Weissagungen, die er erfüllt hat, die Wunder, die er gewirkt hat. Und daß er nach seinem Tode gesehen worden ist von vielen.

Darauf sagt plötzlich einer der Jünger: „Mit dem, Brüder, weiß ich nicht viel anzufangen. Auch andere Dinge sind geweissagt worden, Wunder gewirkt haben auch die Propheten, und leiblich auferstanden? Wenn er doch nicht leiblich bei uns ist. Warum nennt ihr nicht das größte Zeichen, das wahre Zeichen seiner Gotttheit? Warum spricht ihr nicht von seinem Worte? Von der Gotteskindschaft, von der Feindesliebe, von der Erlösung?

So hört mich doch, was ich sage, was wir alle erlebt haben und zu jeder Stunde erleben. Er hat uns von der Weltgier losgeldöst, er hat uns die Liebe und die Freude gelehrt, er hat uns sicher gemacht des ewigen Lebens beim Vater im Himmel. Das hat er durch sein Wort getan. Für dieses Wort ist er gestorben und in diesem Worte wird er leben. Dieses göttliche Wort, ihr Brüder, ist mir der Beweis von seiner Gottsohnschaft. Ich bedarf keines anderen."

"Brüder!" sagt Johannes. "Lasset solche Reden. Sind wir nicht von Herzen selig, daß wir den Vater erkennen, so nahe bei uns, so treu mit uns, so ewig für uns, daß uns nichts mehr geschehen kann? Diese Weiber fallen hin, aber er ist die Auferstehung und wer an ihn glaubt, der stirbt nicht. Er ist uns gegeben als der eingeborene Sohn, der uns erlöst von Schuld, Welt und Tod. Also ist Gott zu uns gekommen, damit wir zu Gott kommen. Und sind wir so selig, weil wir in Gott sind und Gott in uns ist."

Das hat sein Lieblingsjünger gesprochen in wonniger Verjüngung. Da leuchtet es in ihnen auf, und sie sehen die unermessliche Bedeutung dessen, der in Menschengestalt unter ihnen gelebt hat.

Überall, wo sie gehen und stehen, klingen ihnen im Ohre seine Worte. Die Verheißung, daß er mit ihnen nach Galiläa geht, ist erfüllt, sein Geist ist mit ihnen, sie sind dessen sicher geworden. Aber dieser Geist läßt ihnen die Ruhe des Alltags nicht, er ist wie Sauerteig, der ihr Wesen erregt, er ist wie ein Funke, der sie zu hellem Brand entzündet und ihnen die feurigen Zungen gibt zur Verkündung der frohen Botschaft. Sie müssen fort.

Keiner will es zuerst sagen und auf einmal sagt es jeder: Wir müssen in die weite Welt. — — Ohne viel Vorbereitung, mit Mantel und Stab, so wie sie mit ihm gewandelt, ziehen sie davon. Nach Jerusalem wollen sie zunächst, um an seinem Grabe noch einmal zu stehen,

und dann fort nach allen Richtungen hin, um Jesus, den Sohn Gottes, zu predigen. —

Also bin ich am Ende meines Gesichtes. Aber es ist mir leid, sie allein ziehen zu lassen ohne ihn, den gewaltigen Verkünder. Und so will ich noch von einer Begebenheit sagen. Eines Tages, da die Jünger auf ihrer Wanderung nach Jerusalem unter Mandelbäumen rasten, sehen sie im Tale einen Trupp von Reitern. Es sind Bandsknechte mit einem Hauptmann. Dieser scheint die Jünger bemerkt zu haben, denn er sprengt auf seinem Rappen heran. Die Jünger erschrecken ein wenig und Thaddä, der gute Augen hat, sagt: „Gnade uns Gott, das ist der grimmige Weber!“

„Wir wollen ihn ruhig erwarten,“ sagen die Brüder und bleiben stehen. Als der Reiter ganz in ihrer Nähe ist, steigt er rasch vom Pferde und trägt: „Seid ihr des Jesus von Nazareth?“

„Wir sind seine Jünger,“ antworten sie freimütig.

Da fällt er vor Petrus, dem ältesten, aufs Knie, breitet die Arme aus und ruft: „Nehmt mich an! Nehmt mich an! Ich will würdig werden, sein Jünger zu sein.“

„Aber, wenn ich recht erkenne, bist du doch Saul, der ihm nachgestellt hat,“ sagt Petrus.

„Nachgestellt, ihm und den Seinen!“ spricht der Reiter und rasch von den Lippen stürzen seine Worte. „Vor zwei Tagen noch ausgezogen gegen solche, die gesagt haben, er sei auferstanden. Immer muß ich denken an diesen Menschen, der so unheimlich in die Seelen greift. Tag und Nacht muß ich an ihn denken und an vieles, was er gesagt hat. Und wie ich auf der Steppe dahintreite im Abenddämmern, siehe, da ist über mir ein Licht, daß das Pferd sich bäumt, eine weiße Gestalt steht vor mir. Wer bist du, daß du mir den Weg vertrittst? rufe ich ihn an. Und er antwortet: Ich bin der, den du verfolgst! — Euer Auferstandener ist's gewesen.

— Warum verfolgst du mich, Saul, was habe ich dir getan? — Lebendig steht vor mir euer Jesus, der Christ!  
— Ja, ihr Männer aus Galiläa, nun glaube ich, er ist auferstanden. Und wie ich sein Wort bisher verfolgt habe, so will ich von nun an helfen, es zu verbreiten. Brüder! Nehmt mich an!“

Das ist mein Anbild von der Belehrung des Saul zum Weltapostel. Er schickt nun den Rappen ins Tal zurück und geht in Freude und Demut mit den Galiläern gegen Jerusalem.

Als sie nach einigen Tagen auf den Ölberg kommen, wo sich dem Blick das erstemal die Königsstadt darbietet, sehen sie es: Auf dem Felsen steht — Jesus. In der Gestalt, wie er immer gewesen, steht er da und den Jüngern ist es zu Mute, wie sonst, wenn sie bei ihm haben können sein. Sie umgeben ihn im Kreise und er blickt sie gütig an. Und plötzlich hören sie, wie er mit leiser Stimme fragt: „Habt ihr mich lieb?“

„Herr,“ antworten sie, „wir haben dich lieb.“ — —

Er fragt noch einmal: „Habt ihr mich lieb?“

Sie sagen: „Herr, du weißt es, daß wir dich lieb haben.“ — —

Dann fragt er zum drittenmal: „Habt ihr mich lieb?“

Und sie rufen alle zugleich: „Es ist unaussprechlich, o Herr, wie sehr wir dich lieb haben!“

„So gehet nun hin. Gehet zu den Armen und tröstet sie, zu den Sündern und richtet sie auf. Zu allen Völkern gehet und lehret sie alles, was ich euch gesagt habe. Wer an mich glaubt, der wird selig sein. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ich gehe nun zum Vater ein. Meinen Geist und meine Gewalt hinterlasse ich euch: Den Augen das Licht, den Zungen das Wort, den Herzen die Liebe. Und den Sündern Gnade — —“

Noch haben sie ihn so sprechen gehört und — ist

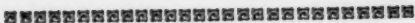
hoch sonst niemand da als sie, die Jünger. Auf dem Steine sind zwei Fußstapfen eingeprägt. Schweigend atmen die Himmel. Sie sinken auf ihr Angesicht und schauen es, wie er aufsteigt zu den Wolken, wie er entschwebt im Richte und wie er eingeht zum Vater, zu dem auch wir einst kommen werden durch unseren Heiland Jesus Christus.



**H**errgott Vater! Ich danke dir, daß du mir gegönnt hast, das Leben, Leiden und die Urständ deines eingeborenen Sohnes zu betrachten und an seinen Worten und Verheißungen mich zu laben in dieser angstvollen Zeit. In den Qualen der Ungewißheit, die schrecklicher sind als der Tod, habe ich Mut geschöpft aus dem großen Gleichnisse des Lebens und Trost erhalten aus der Erscheinung meines Erlösers. Die heiligen Bücher haben meine Hoffnung gestärkt. Um des gekreuzigten Heilands willen, o Herr, lege Erbarmen in das Herz meines Königs. Sterben, wenn es Gott will, wie Dismas starb. Nur Verzeihung. Im Namen Jesus rufe ich zu dir, o Vater, um Gnade! Um Gnade für den Sünder. Amen.







## Schluß.

**D**as also ist die Schrift. Ein armer Mensch hat sie geschrieben in der Zelle. Das Schlußgebet war genau an dem Tage, als es sich nach seiner Verurteilung das sechstemal wachte.

Konrad schreckte ein wenig auf.

So tief hatte er sich die letzte Zeit in das Heilandsbild versenkt, daß er fast in ihm aufging. In den Tagen hatte er daran geschrieben, in den Nächten davon geträumt. Zu Bethlehem war er gewesen an der Krippe. Am See Genesareth wandelte er, in der Wüste von Judäa nächtigte er und reiste dann nach Sidon, übers Gebirge nach Jerusalem. Auf dem Ölberg stand er, in Bethanien und beim Abendmahl saß er an Jesus Seite. — Gefangen hier im Straßhause, verurtheilt zum Tode! — Beinahe ließ ihn in diesem Augenblick der Gedanke gleichgültig. Hatte er nicht erst das große Sterben auf Golgatha erlebt? Dagegen versinkt alles andere. Ihm war, als habe er den Tod bereits hinter sich. Der Auferstandene füllte sein Herz aus. Er konnte sich nicht trennen von den heiligen Erinnerungen. Da plötzlich der Gedanke: Wenn's kommt, ich werde stark sein. Seine Mutter hatte ihm einst erzählt von jenem römischen Scharfrichter. Der hatte einen Christenjüngling enthaupten sollen, war aber von so heftigem Mitleid erfaßt worden, daß er in Ohnmacht fiel. Der Jüngling labte ihn und sprach ihm Mut zu; so wie er selbst die Pflicht habe, zu sterben, so habe der Scharfrichter die

Pflicht, zu töten. — Aber dann sagte sich Konrad: Du bist der Schuldige und darfst dich mit einem Heiligen nicht vergleichen. Wärest du wohl Bärer und Held genug, so zu tun? Wärest du es? — Mit Jesus süß zu sterben, aber noch süßer, mit ihm zu leben.

Vom Kerkermeister wurde er befragt, ob er denn nicht wieder einmal in das Freie gehen wolle?

In das Freie? Ei ja so, in den Hof hinaus, wo aller Rehricht zusammengeworfen wird. Auch der Menschenkehricht. Nein, er danke. Er wolle in der Zelle bleiben. Lange könne es ja nicht mehr dauern.

„Lange kann's nit mehr dauern,“ sagte der Alte. Aber daß der verwundete Kanzler mittlerweile gestorben war, das sagte er nicht. Konrad hätte es nach der größeren Zärtlichkeit des „alten Bären“ ahnen können, daß seine Angelegenheit nicht glänzend stand.

„Wenn Sie recht brav sind,“ sagte der Alte, „so sollen Sie das nächstemal unter grünen Bäumen spazieren gehen.“

„Also doch? — Doch!“ Konrad dachte an die Vergnädigung und wurde aufgeregt. Aber seine Wangen zeigten rote Flecken.

„Was Sie meinen, das noch nit. Wissen's, zum König ist halt ein weiter Weg. Aber kommen kann's jede Stunde. Ich wart' auch schon mit Schmerzen drauf. Wissen's, Ferleitner, ich nehm' nachher meinen Abschied.“

Zur selben Zeit erschien in der Zelle wieder einmal der Vater. Er pflegte allemal mit heiterer Miene und frohem Gottesgruß in diese dunkle Kammer zu treten. Trost zu bringen, das war ja sein Amt. Wenn es manchmal nur nicht so schwer wäre, das rechte Wort zu finden. Zumeist, wenn der stattliche Mönch erschwigt herein kam, trocknete er sich mit dem blauen Sacktuch das Gesicht und pries mit lauter Stimme den Gefangenen glücklich in seinem kühlen Gemache. Diesmal jedoch erschral er. Wie sah der Häftling aus? Abgemagert bis

zum Gerippe, zwischen den fleischlosen Rippen quollen die Zähne hervor; die Augen waren groß aufgetan und in ihnen leuchtete ein wunderbares Feuer.

„Da Sie mich schon gar nimmer rufen lassen wollen, lieber Zerleitner, so muß ich freilich wohl einmal ungerufen kommen, um zu sehen, was Sie treiben. Sie waren doch nicht krank?“

„Ist vielleicht die Entscheidung da?“ fragte der Sträfling.

„Daß ich nicht wüßte,“ antwortete der Mönch, „Wie ich sehe, stört man Sie in der Arbeit.“

Denn Konrad hatte versäumt, seine Blätter wegzuräumen. So mußte er nun auch gestehen, daß er sie geschrieben habe.

„Ist es denn hier nicht zu dunkel zum Schreiben?“

„Man gewöhnt sich daran. Anfangs war's dunkel, aber es ist immer heller geworden.“

„Am Ende gar — das Testament?“ fragte der Pater mit gehobenen Brauen. Es hätte launig sein sollen.

„So etwas Ähnliches.“

„Schau, schau! Also zu testieren haben Sie!“

„Ich nicht. Ein anderer.“

Der Pater blätterte in den Schriften, las hie und da eine Zeile, schüttelte ein wenig seinen geschorenen Kopf und sagte: „Es sieht in der That aus, als wäre das so etwas, wie das Neue Testament. Haben sie aus dem Evangelium abgeschrieben?“

„Nein, ein solches hatte ich nicht, geistlicher Herr. So habe ich mir selber eines machen wollen.“

„Ein Evangelium? Sich selber machen wollen? Sie? Nur gerade so aus sich heraus?“

„Das nicht. Aber vielleicht doch ein wenig. So nach alten Erinnerungen. Für die Irrtümer werde wohl freilich ich verantwortlich sein.“

„Na — jetzt bin ich aber neugierig geworden,“ rief der Pater aus. „Dürfte man die Sachen nicht lesen?“

„Es wird nicht der Mühe wert sein. Aber ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt.“

„Sie haben sich dabei wohl angestrengt, Ferleitner?“

„Nein, gar nicht. Eher erschöpft, wenn man so sagen könnte. Mir tut's leid, daß ich schon fertig bin. Habe dabei an sonst nichts gedacht — alles vergessen.“

So hat ihn das Feuer verzehrt, dachte sich der Mönch.

„Wollen Sie mir erlauben, Ferleitner, daß ich die Sachen mit mir nehme für ein paar Tage?“

Er gestattete es schüchtern. Doch als der Mönch die Blätter zusammengerollt in den äußeren Kuttensack gesteckt hatte, so daß die Rolle ungesüßig hervorstand, und als er damit fortgegangen war, da schaute Ferleitner traurig in das Leere und hatte Heimweh nach seiner Schrift. So selig war er gewesen über ihr, wochenlang. Wie wird ein Geistlicher darüber denken? Da wird alles falsch sein. Solche Leute sehen dem lieben Herrgott ganz anders als unsereiner. Und wenn er's gar verkritisiert, dann ist die Freude weg.

Er mußte seine Blätter übrigens nicht lange entbehren. Schon am nächsten Morgen brachte der Vater sie zurück. Er habe am Abend angefangen zu lesen und die ganze Nacht daran gelesen. Aber mit seiner Meinung wollte er nicht recht heraus. Und Ferleitner fragte auch nicht. Schier unbehilflich saßen sie beisammen am rauhen Brettertisch, und nicht einmal der Mönch wußte, wie das, was er vorbringen wollte, zu sagen wäre. Nach einer Weile hob er das Palet der Schrift, legte es wieder hin und meinte, daß vom kirchlichen Standpunkte aus natürlich mancherlei dagegen einzuwenden sei. Auch den Geschichtspbariten, wie der Verfasser sagen würde, dürfte sehr vieles nicht recht sein. Ich weiß, Ferleitner, Sie haben mich ja gebeten um das Evangelienbuch. Hätte ich gewußt, daß Sie so weit sind, würde ich es gerne gebracht haben. Nun, vielleicht ist es

besser so. Ich muß Ihnen sagen, Konrad Ferleitner, daß ich mich schon lange über nichts so gestreut habe, als über diese Ihre Betrachtungen und — man kann auch sagen — Dichtungen. Nach Fehlern sollen jene jagen, die dazu berufen sind. Das wichtigste ist der lebendige Glaube und der lebendige Jesus. Und das ist da. — Mein Sohn!“ Er legte dem Gefangenen eine Hand aufs Haupt. „So von Herzen fromm ist das empfunden, ich wollte dir das Sakrament darauf reichen. Ja, Konrad, du bist schon gerettet. — Tu' nur fleißig beten.“

Konrad verdeckte mit den Händen sein Gesicht. Er weinte still. Er war so glücklich darüber, was der Priester da gesprochen.

„Ich habe sogar gedacht,“ setzte nach einer Pause der Pater bei, „daß diese Aufschreibungen auch andere lesen könnten, die nach einem einsältigen Gotteswort suchen und nichts Rechtes finden können. Wie viele, denen das Gottmenschenbild ganz fremd ist und die mit dem Evangeliumsbuche selbst nichts Rechtes anzufangen wissen. Auch in Krankenhäusern und Armenherbergen und Gefangenhäusern gibt es genug solcher Leute. Besonders wie die in deinem Falle sind. Hättest du etwas dagegen einzuwenden?“

„Mein Gott, warum nicht,“ antwortete Konrad, „wenn diese Schriften anderen Unglücklichen so wohl tun könnten, als sie mir wohlgetan haben! Aber ich weiß nicht — 's ist auch nicht so gemeint. Ich habe nur zu mir selber sprechen wollen.“

„Natürlich müßte dies und das noch geändert werden. Auch die Form bedarf eines Schulmeisters,“ sagte der Pater. „Wir wollen die Schrift doch zusammen einmal durchsprechen.“

„Glauben Euer Hochwürden,“ — fast lauernd sagte es der Gefangene — „daß — dazu noch Zeit sein würde?“

„Besonders auch einen recht guten und passenden

Titel mühten wir finden. Denken Sie, daß das Kind auch einen Namen haben muß."

"Ich habe gerade einmal die Buchstaben I. N. R. I. darübergeschrieben."

"Ist wunderbar. Man wird Ihre Deutung schwer verstehen. Wenigstens würde noch ein zweiter, ein Untertitel nötig sein."

"Mir ist der Titel auch gleichgültig," sagte Konrad. "Vielleicht wüßten Sie etwas."

"Ich werde nachdenken. Darf ich die Schrift noch einmal mitnehmen? Gut, so will ich mich nun in meinen alten Tagen erst literarisch versuchen. Wenn der Tischler-gehilfe ein ganzes Buch schreibt, so wird der Franziskaner-mönch wohl wenigstens einen Titel dazu finden können. — Hast du vielleicht sonst etwas auf dem Herzen, mein Sohn? Nicht. Na — dann Gott mit dir. Ich komme recht bald wieder." An der Tür wendete er sich noch einmal um: "Sage mir, gibt dir der Prosop wohl auch genügend zu essen?"

"Mehr als ich bedarf."

Draußen waren die heißen Sommertage. Konrad wußte nichts davon, dachte nicht daran. Da kam der Kerkermeister mit der Erlaubnis, er dürfe ausnahmsweise eine halbe Stunde im Baumgarten spazieren gehen. Konrad nahm das ziemlich gleichgültig an, dann wurde er von einem Aufseher hinausgeführt. Die gewölbten Gänge entlang taumelte er fast, hatte es schier verlernt, so gerade für sich hinzuschreiten. Er hielt sich am Arme des Begleiters und sagte: "Mir ist ganz ungleich."

"Halten Sie sich nur ruhig an, es geschieht Ihnen nichts."

"Kommen wir ganz hinaus, ganz ins Freie?"

"Sie werden jetzt täglich eine halbe Stunde im Baumgarten spazieren gehen."

„Ich weiß nicht,“ sagte Konrad mit Zagen, „ich fürchte mich — vor der Sonne.“

Da waren sie schon unter freiem Himmel, im weiten, hellen, grünen Dichte. Er mußte stehen bleiben. Eine Weile bedeckte er mit der Hand die Augen, dann schaute er auf und bedeckte wieder die Augen. Und hub an zu zittern. Der Aufseher schwieg und führte ihn. So schwankte er hin unter den hellen Schatten der Wildkastanien. An beiden Seiten weite, goldgrün leuchtende Flächen mit Blumen und Rosen, deren lebernde Farben zitterten wie die Luft über einem Feuer. Darüber der weite blaue Himmel mit der furchtbar funkelnden Sonne. Und alles durchflungen von Vogelgesang. O Leben! Leben! Er hatte ja schon vergessen, was das heißt, leben! Er stöhnte auf. Es konnte ein Klageruf gewesen sein oder auch ein Jauchzen. Dann setzte er sich auf eine Bank und ruhte erschöpft und schaute hinaus. Und schaute hinaus in das unermessliche Dicht. Über seine welken Wangen rannen still die Tränen.

Nach einer Weile machte der Aufseher Miene, voranzuschreiten. Konrad erhob sich unsicher und sie gingen langsam weiter. Zu einer weißen Marmorbüste kamen sie, die in einer Rinde von leuchtenden Blumen auf dem Steinsodol stand.

Konrad blieb stehen, legte seine Hand über die Augen, blickte auf die Büste und fragte: „Wer ist denn das?“

„Das ist der König,“ antwortete der Aufseher.

Konrad betrachtete den Kopf lange. Und dann sagte er leise und sehr bewegt: „Wie freundlich er dreinschaut! Wie freundlich er mich anschaut!“

„Ja, es ist ein guter Herr.“

Da begann es fachte im Herzen des armen Sünders zu jubeln. Die Welt schön. Die Menschen gut. Das Leben ewig. Und über allem der himmlische Vater...

Der Aufseher blickte auf die Uhr: „Die Zeit ist abgelaufen.“

Konrad wurde zurückgeführt in seine Zelle. Er stolperte über die Schwelle und stieß an den Tisch, so dunkel war es. Aber in seiner Brust zitterte und jubelte es fort. Die Welt schön. Die Menschen gut . . .

Dann — leise, ganz sachte und leise kam eine süße Müdigkeit. Er legte sich ein wenig hin aufs Stroh. Da karrte das Türschloß. Konrad erschrak und stand auf. — Was kommt jetzt? Was kommt? —

Der Vater trat ein, rasch und munter. Die Schriftrolle in der Hand schwingend, rief er: „Frohe Botschaft! Frohe Botschaft!“

Konrads Hände zuckten nach der Brust. „Frohe Botschaft? So ist es endlich da? — Leben? Wieder leben?“ Er rief es hell klingend. Dann stand er einen Augenblick unbeweglich, dann — setzte er sich auf die Holzbank.

„Ja, mein Sohn,“ sagte der Mönch. „Frohe Botschaft wollen wir die Schrift nennen. I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Das stimmt aufs Evangelium, das paßt löstlich, nicht wahr? Ja, nicht wahr?“ Er hielt inne und stuchte. — „Herleitner, ist Ihnen etwas?“

Konrad war an die Wand gesunken, den Kopf eingeknickt auf die Brust. Er röchelte. Der Vater langte rasch nach dem Wasserkrug, um den Ohnmächtigen zu laben. Er benetzte seine Stirn, seinen Mund, er riß das Kleid auf und begoß ihm die Brust. Und merkte, wie es da drin stille ward, und das Auge, wie es verglaste. Er rief um Hilfe. Der Ketzermeister erschien. Er sah es, stockte einen Augenblick — — — um dann leise zu sagen: „Gut ist's.“

Dann war es still. Und plötzlich rief der Alte fröhlich aus: „Gut ist's: Brav bist, Herrgott!“



Als hernach der Franziskaner durch die langen Gänge schritt, in Wehmut Gott dankend für das selige Wunder dieses Mißverständnisses, begegnete ihm am Tore der Gerichtspräsident. Schwersällig, mit jedem Schritt sich auf den Stock stützend, kam er heran. Als er den Mönch sah, ging er auf ihn zu. „Vieher Pater,“ sagte er heiser, „Sie werden leider eine recht schwere Nacht haben. Der Delinquent Ferleitner wird einen Priester brauchen. Morgen sechs Uhr früh muß er dran.“

Ein kurzes Schweigen. Dann antwortete der Pater: „Herr Gerichtspräsident! Delinquent Konrad Ferleitner braucht keinen Priester und keinen Richter mehr. Er ist begnadigt.“

GGGGGG

Schriften von Peter Rosegger:

- Die Alpen.** In ihren Wald- und Thalsagen geschildert. 11. Aufl.  
Brosch. M. 2.50, Fein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Mis ich jung noch war.** Neue Geschichten aus der Waldheimat. 14. Tausend.  
Brosch. M. 4.—, Fein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.
- Mis ich noch der Waldbauerin war.** Teil 1, 2, 3.  
Hart. und geb. à Bb. M. — 70 und M. — 90.
- Am Wanderstabe.** 8. Aufl. Brosch. M. 2.50, Fein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Am Tage des Gerichts.** Volksschausp. Hr. M. 3.—, Fein. M. 4.—.
- Bergpredigten.** 7. Aufl. Brosch. M. 2.50, Fein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Das Buch der Novellen.** Band 1, 2, 3. 18., 17. und 13. Aufl.  
à Bb. brosch. M. 2.50, Fein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Forstjungen.** Novellen. 13. Aufl.  
Brosch. M. 2.50, Fein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Freitag.** Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechts. Kulturroman.  
22. Tausend. Brosch. M. 4.—, Fein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.
- Friarabende.** Lustige und finstere Geschichten. 11. Aufl.  
Brosch. M. 2.50, Fein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Meine Ferien.** 8. Aufl. Brosch. M. 2.50, Fein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Gedichte.** Mit Illustr. und Holzschn. geb. M. 3.60.
- Das Geschichtenbuch des Wanderers.** Neue Erzählungen. 2 Bde. 8. Aufl.  
à Bb. brosch. M. 2.50, Fein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Der Hellsucher.** Ein Roman. 21. Aufl.  
Brosch. M. 2.50, Fein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Heidepeters Abenteuer.** Eine Geschichte. 20. Aufl.  
Brosch. M. 2.50, Fein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Buch vom Buchlein.** Geschichten und Schildereien aus Steiermark. 8. Aufl.  
Brosch. M. 4.—, Fein. M. 5.20, Liebhab. M. 6.—.
- Bühnenrevue.** Neue Geschichten aus den Alpen. 11. Aufl.  
Brosch. M. 4.—, Fein. M. 5.20, Liebhab. M. 6.—.
- Jakob der Jäger.** Eine Waldbauerngeschichte. 14. Aufl.  
Brosch. M. 4.—, Fein. M. 5.20, Liebhab. M. 6.—.
- Jagdlied aus einem untergehenden Welt.** 12. Tausend.  
Brosch. M. 4.—, Fein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.
- L. N. E. f.** Große Volkswelt eines armen Sängers. 17. Tausend.  
Brosch. M. 4.—, Fein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.
- Meine Kameraden.** Persönl. Erinnerungen an berühmte u. beliebte Zeitgenossen. Mit vielen Porträts. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.
- Millionschöner Jule.** 8. Aufl. Brosch. M. 4.—, Fein. M. 5.20, Liebhab. M. 6.—.

## Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

- Das ewige Jdth.** Erzählung a. d. Schriften eines Waldpfarrers.  
38. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.
- Martin der Mann.** Eine Erzählung. 7. Aufl.  
Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhab. M. 6.—.
- Alles ist Menschliches.** 5. Aufl.  
Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhab. M. 6.—.
- Persönliche Erinnerungen an Homerling.** Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.60.
- Mein Himmelreich.** Bekenntnisse, Geständnisse u. Erfahrungen aus dem religiösen Leben. 23. Tausend.  
Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.
- Welter Woge der Welt an der Wahr.** Eine Geschichte aus deutscher Heidenzeit.  
12. Aufl. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhab. M. 6.—.
- Der Schelm aus den Alpen.** Allerh. Geschichten u. Gestalten, Schwänke und Schurken. 2 Bände. 8. Aufl.  
A. Bb. brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhab. M. 6.—.
- Die Schwestern des Waldschneiders.** 65. Aufl.  
Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Sonderlinge aus dem Bosse der Alpen.** 12. Aufl.  
Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Sonnenstein.** 19. Tausend.  
Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.
- Sonntagsruhe.** Ein Unterhaltungs- und Erbauungsbuch. 9. Aufl.  
Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Spaziergänge in der Heimal.** 3. Aufl.  
Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.20, Liebhab. M. 6.—.
- Das Sündengeld.** 15. Tausend.  
Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.
- Das Volksleben in Steiermark.** 10. Aufl.  
Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Neue Waldgeschichten.** 13. Aufl.  
Brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Waldheimat.** Erinnerungen a. d. Jugendzeit. 2 Bde. 23. Aufl.  
A. Bb. brosch. M. 2.50, Lein. M. 3.70, Liebhab. M. 4.50.
- Der Waldvogel.** Neue Geschichten aus Berg und Thal. 11. Tauf.  
Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.
- Waldjugend.** Geschichten f. junge Leute v. 15—70 Jahren. 11. Tauf.  
Mit Textillustr. u. Holzbild. von H. Wallich. Geg. geb. M. 6.—.
- Waldth. Roman.** 14. Tauf. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.
- Mein Waldleben oder Wie es dem Waldbauernhufen bei den Stadtleuten erging.** 18. Tausend. Brosch. M. 4.—, Lein. M. 5.—, Liebhab. M. 5.50.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Im Erscheinen begriffen:

## Peter Rosegger Schriften. Volksausgabe. • III. Serie.

80 Lieferungen von durchschnittlich 4 Bogen zu 35 Bl. (42 Hefen).

### Inhalt:

**Das ewige Jäh.** Erzählung aus den Schriften eines Waldpflanzers.

**Nis ich jung noch war.** Neue Geschichten aus der Waldheimat.

**Eidsegen.** Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

**Der Waldvogel.** Neue Geschichten aus Berg und Tal.

**Jagdten aus einer untergehenden Welt.**

**Mein Wellleben** oder: Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging.

**Das Sündergeläch.**

**Sonnenschein.**

**Weltgisi.** Roman.

**Mein Himmelreich.** Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben.

Die dritte Serie schließt sich den früher erschienenen Lieferungs-  
gaben von Rosegger's Schriften; der Oktavausgabe in 180 Lieferungen  
à 50 Bl., sowie den Serienausgaben zu je 100 Lieferungen unmit-  
telbar an. Sie bietet daher den vielen Tausenden von Subskribenten auf  
die ersten 30 Bände des Dichters die bequemste und angenehmste  
Art, sich in den Besitz der neueren Werke Rosegger's zu setzen, welche in  
der vorliegenden Lieferungs- und Ausgabe fast um ein Drittel wohlfeiler ge-  
boten werden als beim Einzelbezug.

Aber auch für solche, welche dem Dichter noch fremd gegenüber-  
stehen, eröffnet sich durch die Ausgabe der dritten Serie eine selten gün-  
stige Gelegenheit, sich mit dem Schaffen und Wirken des berühmten  
Volksdichters vertraut zu machen.

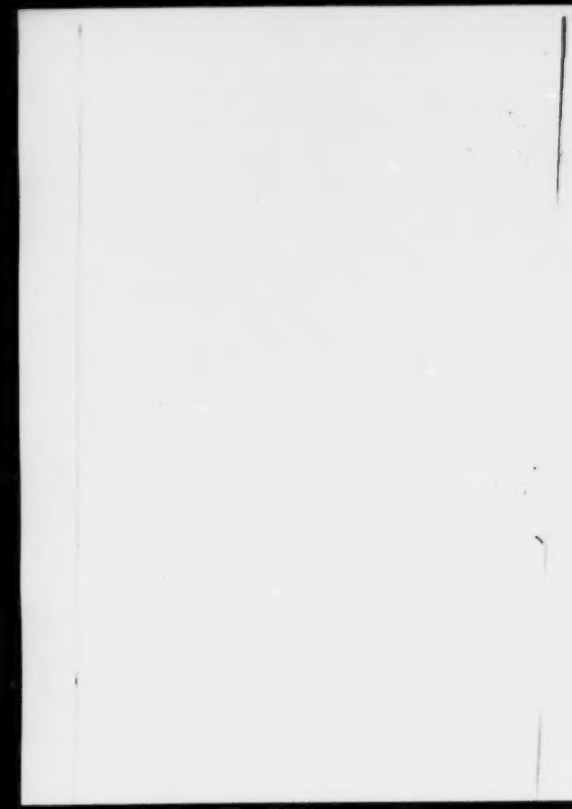
Es wird ein berechtigter Wunsch vieler sein, die  
für gute Literatur Verständnis haben und sich an gesunder  
Vestüre erquiden wollen, auch Rosegger's Eigenart und  
herrlicher Kunst näher zu kommen:

**I** diesen speziell sei die Lieferungs- und Ausgabe der III. Serie  
empfohlen, denn die in ihr enthaltenen Werke zeigen  
den steirischen Poeten auf der Höhe seines Schaffens.

Probefieferungen durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen von 10 Bogen.





Peter Rosegger  
Lasset uns von Liebe reden

---

$$y_w. \frac{94468^{12}}{50}$$



# Lasset uns von Liebe reden

Lehte Geschichten

von

Peter Rosegger

Zwölftes Tausend.



Leipzig  
Verlag von E. Staackmann  
1910



Alle Rechte vorbehalten.  
Copyright 1909 by L. Staackmann.

1452 1166

Druck von E. Grumbach in Leipzig.

## Vorwort.

Noch einmal reden von der großen Liebe,  
Die einst im Mai,  
Von Seelenweh und wildem Sinnentriebe  
Gar mancherlei.

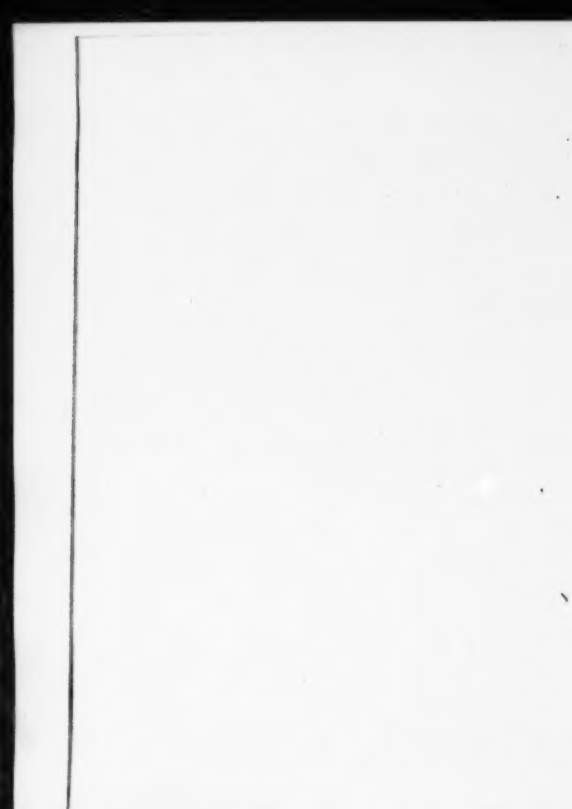
Mit Lieb und Lust begann ich einst zu dichten  
Im jungen Jahr.  
In Lieb und Fried beschließ' ich die Geschichten  
Mit grauem Haar.

Was ich mein Tag geschrieben und getrieben,  
Muß einmal enden.  
Es war — deucht mich — ein fünfzigjährig Lieben  
In fünfzig Bänden.

Mein Herz ist ruhig jezt, doch wer kann's wissen,  
Ob es gezeit.  
Und sollt' ich dennoch wieder dichten müssen,  
Nun so vergeiht.

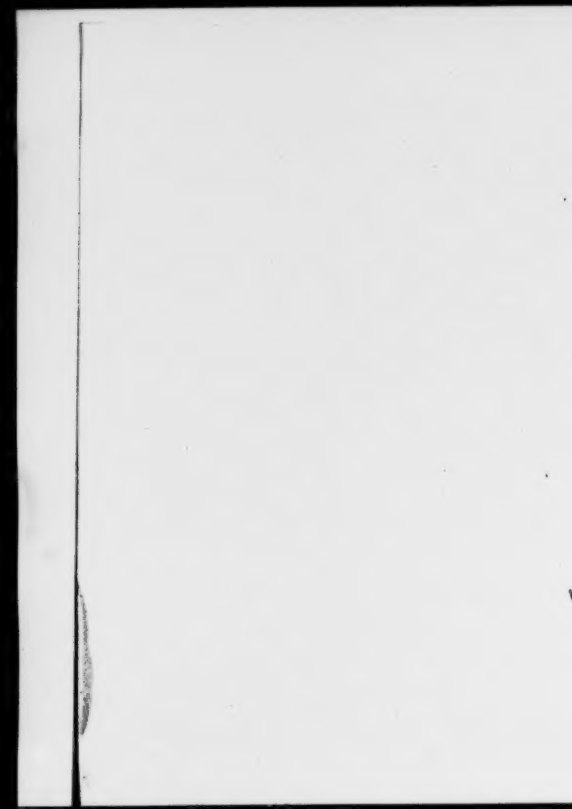
Noch klingt Erlebtes nach aus alten Tagen,  
Und manch Gedicht;  
Ob sie das Blüthlicht künftiger Zeit vertragen,  
Ich weiß es nicht.

Ich rate schier, sie leimen, träumen, ruhen  
In traurer Gruft,  
Und stehn nur auf aus nicht verschlossnen Truhen,  
Wenn man sie ruft.



# Inhaltsverzeichnis.

|                                                                            | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------|-------|
| Vorwort . . . . .                                                          | 5     |
| Die Wfel und ihre Liebe . . . . .                                          | 9     |
| Die Fledelpattchenmacher . . . . .                                         | 44    |
| Vom Vogel, der sein Nest vertan und es nimmermehr<br>finden kann . . . . . | 62    |
| Die Prädler Stadthofer . . . . .                                           | 111   |
| Dirndl anbinden . . . . .                                                  | 126   |
| Abhandeln . . . . .                                                        | 136   |
| Wie die Ragd um ihre Hand kommt . . . . .                                  | 145   |
| Der Spaß des Holzhändlers . . . . .                                        | 159   |
| Die Einsiedler . . . . .                                                   | 167   |
| Die Hungerkur . . . . .                                                    | 182   |
| Die Reise mit dem Großvater . . . . .                                      | 191   |
| Der Bahmwächter . . . . .                                                  | 209   |
| Die Reisetasche . . . . .                                                  | 217   |
| Das Bündel-Kindel . . . . .                                                | 229   |
| Ich geh ins Amerila . . . . .                                              | 245   |
| In der Einsam . . . . .                                                    | 255   |
| Der verhängnisvolle Vorfall . . . . .                                      | 266   |
| Das Recht der Persönlichkeit . . . . .                                     | 282   |
| Meister Sani und sein Schatz . . . . .                                     | 295   |
| Der tolle Himmelträger . . . . .                                           | 304   |
| Das heimliche Leid des Kammerdieners . . . . .                             | 314   |
| Die Ofternacht unterm Rhornbaum . . . . .                                  | 329   |
| Die Hosen des Herrn von Gdfting . . . . .                                  | 331   |
| Der Stammbaum . . . . .                                                    | 337   |
| Schneeroseige Mämelein . . . . .                                           | 345   |
| Die verkaufte Seele . . . . .                                              | 359   |



## Die Afel und ihre Liebe.

**A**n seinem Hochzeitstage hatte sie ihn das erstemal gesehen. Er stand im grünausgeschlagenen Steirergewand vor dem Altar neben seiner schwächtigen weißen Braut wie ein Tannenbaum neben dem Weisdorustrauch. Er war nahezu um zwei Köpfe größer als die Braut und stemmte seine Beine stramm und ein wenig gespreitet auf den Steinboden. Der Kopf war putzglatt geschoren und doch sah man durchs dunkelbraune Haar nicht ein stechnadelspitzgroßes Fleckchen Haut. Was der für einen Pelz hat! dachte sie sich. Und dieser Nacken! Schier nicht viel weniger breit wie die Braut mitsamt den Achseln. Der Nacken war glatt ausrasiert von einem Ohr bis zum andern. Sie, die ihn das erstemal sah, schob sich durch das Gedränge sachte ein wenig vorwärts, sie wollte sehen, wie das von vorne aussah. Ob er nicht etwa einen Blähhals hatte. Rein Gedanke, es war gesunder Wuchs, der da aus dem breiten, weißen, mit einem roten Seidentuch lose zusammengehaltenen Hemdkragen aufstrebte. Der Kinnbadeu war hübsch derb — man sagt, daß solch Leute einen festen Willen haben. Die Nase war auch stattlich genug und hielt jezt die Rüstern gespannt — es kam schon das Nasagen. Aus den kleinen, tiefliegenden Augen sprühte etwas wie

ein trotziger Mut, während das Dirndl neben ihm jagend zu Boden schaute. Daß er keinen größeren Schnurrbart hat! Ein schwarzer Anflug — just wie es schön ist. Buschige Schnurrbärte gefallen der Asel nicht. Die linden sind feiner. Jetzt will sie noch hören, was er für eine Stimme hat. Der Priester trägt. Alles horcht. Er sagt: Ja! Nicht laut — ruhig und hart. Die Braut ist fast zusammengeknickt bei diesem Ja.

Die wird ihn nicht aushalten, dachte die Asel. Es gibt wenig Weiber, die einen ganzen Mann aushalten.

Während die Hochzeitsgesellschaft unter Musik und Pölkerrnall von der Kirche dem Wirtshause zuzog, schlich die Asel durch die hintere Vorgasse ihrer Wohnung zu die in einem verfallenden Forsthaufe lag. Das Zimmer war dunkel, denn ein Hollunderbusch, der vor dem Fenster seine Äste ineinanderflocht, ließ nur die leedsten und finstigsten Sonnenstrahlen herein. Die Asel stellte sich vor den Spiegel, der an der Wand hing und oben vorgeneigt war, so daß er die Beschauerin gleichsam umbog. Sie wollte nur wissen, ob sie es mit der heutigen Braut hätte aufnehmen können. So ein „Engelsgesicht“, wie nach der Leute Reden diese Rah' haben soll, hat sie freilich nicht. — Die Asel hat nämlich das Unglück, für häßlich gehalten zu werden, und, da suchte sie manchmal ihr Gesicht, ihren Körper ab, wo diese Häßlichkeit denn eigentlich stecke. Sie fand keine. Dieses dreieckige Gesicht, die kurze, platte Nase und die Wulstlippen, die immer aussahen, als wären sie stark geschwollen, waren ihr vertraut, seit sie das erstemal in den Spiegel geschaut, und das war schon etliche zwanzig Jahre her. Ihr Haar ist gelben und nicht rot, ihr Gliederbau rundlich und nicht plump, wie



verleumderische Zungen sagen. Nein, Spaßvögel sind sie, die immer das Gegenteil meinen von dem, was sie reden. Hätten sie nur nicht den Respekt vor ihr, die Männer zu Dorf Dumpel, sie würde ihre Not haben, um sich zu erwehren. So blieb die süße Betrachtung ihrer Schönheit ihr allein überlassen, sie war ja doch auch eine jener Stillbeglückten, die — wenn's schon sonst kümmerlich hergeht — das eine für sich haben, die Freude am eigenen Leib.

Au der Tür klopfte es. Hastig warf das Mädel das Tuch um die Achseln. Draußen rief es: „Muß man Eintrittskarten haben zu der schönen Jungfrau Venus von Wühlegg?“

Da lachte sie. Die Mutter war's — ein dickes, munteres Frauchen, deren kleines Stumpfnäschen bei dem Aufbaue der Tochter vorbildlich gewesen sein mußte. „Was ist's? Hat sich der Bräutigam denn nicht besonnen? Daß er das schmale Bräutel stehen gelassen und das breite genommen hätte? Warum lachst denn heut' nicht Ase! Wenn die Alte so spaßig daherredet, muß man ja lachen!“

Die also sprechend eingetreten, ist Frau Hauptmann Oberbusch und die „Venus von Wühlegg“ ist ihre Tochter. Als der Malle und Vater, anstatt Oberster zu werden, irgendeinen großen Unsinn gemacht hatte und darauf pensioniert worden war, hatte er in einer kleinen Stadt draußen eine Schreiberstelle gefunden; Weib und Kind aber waren hierauf nach Dorf Dumpel gegangen, wo sie mit der Hauptmannspension leben konnten. Sie lebten gar nicht schlecht und unterhielten sich recht gut. Sie aßen Sterz, Gemüse und Kaffee, belustigten sich an der komischen Welt von Dorf Dumpel und hielten sich

täglich von der neugegründeten Volksbibliothek einen Roman. Die meisten derselben waren toblangweilig. Mit dem „Grünen Heinrich“ soll der Herr Lehrer andere Leute foppen. Inzageheim waren die Oberbusch abonniert auf „Das Blutgericht um Mitternacht“, daß ihnen die Tabakrämerin besorgt hatte, und auf den „Ritter Blaubart mit seinen sieben Frauen“. Wenn der Schullehrer nicht ein solcher Dickkopf wäre, könnte man auch in der Volksbibliothek so schöne Sachen haben. Derlei Bücher nun waren ihre Welt. In der lebten sie, litten sie, bangten und jubelten sie; lehteres, wenn zwei Verliebte nach schrecklichen Schicksalen glücklich zusammenkamen oder wenn der König einen blutrünstigen Räuber hängen ließ; wenn lehterer aber unter dem Galgen die Menschen um Verzehrung bat, daß er so viele Leute umgebracht hatte, da weinten sie vor Rührung. Besonders die Mutter. Die wurde beim Lesen immer rührselig; die Asel nicht immer. Die meisterte das Geschick und meinte, so ober so hätte es müssen ausgehen. Besonders in Liebesgeschichten war sie findig und wußte weit besser als der Dichter, wie die Hindernisse aus dem Wege zu räumen wären, daß sie sich kriegten.

So hatten die beiden Oberbusch schon ein paar Jährchen in Dorf Dumpel gelebt bis zu diesem Tag, da die Asel das erstemal den Hans vom Wieshose sah.

In der darauffolgenden Nacht sah sie ihn wieder.

Am nächsten Tag lasen sie aus „Tausend und eine Nacht“ — von der Tabakrämerin hatten sie die — eine Geschichte, wie Nasredin seine Sklaven mit Peitschen hieben züchtigt.

„Das ist garstig von dem Nasredin!“ rief die Mutter aus. „Das Prügelu hab' ich schon gar gern!“

„Kommt darauf an, wer es tut“, sagte die Asel.

„So!“ beehrte die Mutter auf, nahm den Fliegenwachel und versetzte ihr damit zwei Streiche über die westliche Halsflügel.

„Weh tut's nicht“, lachte die Asel, „wenn's ein anderer wäre, wollt's mir taugen.“

Die beiden Oberbusch horchten gerne aus nach Dorfneugierkeiten, die sie wie ihre Romane nahmen: Lebhaft erfasst und rasch vergessen. Von jetzt ab waren sie begierig — vorab die Asel — was man so spräche über junge Ehepaare, die unlängst geheiratet hatten. Und richtig, von dem jüngsten Ehepaar sprach man viel. Daß lebe wie zwei Tauben in ihrem Nest oben auf dem Reilberg und die Frau stecke lachend große Brillen auf die Nase und nähe Kinderwäsche.

„Hat sie auch noch schlechte Augen!“ rief die Asel frohbewegt aus.

„Daß können's Ihnen denken, daß eins mit neunundsiebzig Jahren nicht mehr gar gut sieht!“

„Wer? Von wem reden's denn?“

„Na ja, weil 's gefragt haben. Die alten Pierlacherleut! Sie ist neunundsiebzig, er vierundachtzig. Sind sechzig Jahr' lang nur gleich so miteinander gegangen. Jetzt wie ihr Urenkel geheiratet, haben die Alten der Einfachheit wegen auch gleich mitgeheiratet.“

Die Asel wendete sich verdrossen ab. Was gingen sie die Pierlacherleut' an. Von einem andern Paar hatte sie was wissen wollen. Sie war grämig. Sie redete wenig und lesen tat sie gar nichts mehr, so daß die Mutter sich verwunderte.

„Man braucht seine Romane nicht erst zu lesen“, sagte sie einmal.

Um so mehr tat sie mit ihren Köden, Miebern und Güten um. Überall nähte sie hellbuntes Wandwerk darauf und dazwischen schwarze Samtstreifen und funkelnde Glasknöpfe und andere Zier. Und beim Krämer kaufte sie Speckseife, von der man sagt, daß sie die Sommersprossen vertreibe.

„Dah sie sthen, die Puntterlu!“ lachte da einmal die Mutter, „wenn du schon das Kleidlein so schön machst, was soll denn das Gesichtel keine Zier haben! Ist ja ein herziges Gesichtel das!“ Faßte der Tochter Haupt und zog es zärtlich an ihre Brust und küßte das rote Paar.

„Geh', was hilfst mir das!“ So das Mädcl und schmolle.

Und in den Nächten war sie unruhig und tat manchmal einen Seufzer.

Da machte einmal die Mutter, deren Bett an der andern Wand war, Licht und fragte leise: „Was hast denn?“

Das Mädcl hieb mit dem nackten Arm in die Lust: „Er gibt mir keine Ruhe!“

Die Mutter begriff sehr gut. Das wird ein Glend werden, dachte sie. „Trink' kaltes Wasser, Ase!, das schwemmt die Träum' hinab.“

So verging ein Weilschen, da zog die Ase! ihr schönstes Gewand an — den grünen Kittel, den blauen Spenzer und den roten Hut mit der gelben Feder und die schwarzen Samtschuhe mit den hohen Stöckeln — da war sie mitsamt der Feder sieben Schuh hoch! Das Gedrungene verstand sie durch Schnürungen zu mäßigen.

„Willst du mir nicht dazu noch meine Goldbrotsche stehlen?“ fragte die Mutter. „Der Schlüssel liegt unter

dem Nasen und ich mache die Augen zu. Was hast denn vor, heute?"

"Aus geh' ich", sagte das Mädel. Die Mutter fragte nicht weiter. Sie wird schon wieder heimkommen. Bei der habe ich keine große Angst, daß sie mir nicht zurückgeschickt werden könnte. — Die Asel spritzte auf ihr weißes Taschentüchlein aus dem Gläschen Rölnerwasser und dann ging sie. Sie ging die große Dorf-gasse entlang, über den Kirchplatz und am Wirtshause vorüber. Vielleicht schaut wer heraus. Dann schritt sie durch das Thal hinein, durch den Wald hinauf gegen den Sonnenboden. So hieß die muldige Hochebene, auf der das Gehöft stand. Ein stattliches Holzhaus mit Götter und etliche Wirtschaftsgebäude. Sie blickte auf den Wiesen und Feldern umher, ob sie ihn nicht etwa wo sehe. Drüben am Rain ging ein Pferdewerkzeug und ein Mann dabei, aber sie konnte nicht ausnehmen, wer es war. Sie hätte von der Mutter doch auch den Zwider entlehnen sollen.

Vor dem Hause auf dem Nasen lagen vollgepfropfte Erdäpfelsäcke. Sie trat durch die offene Thür ins Haus und in die Küche. Die junge Bäurin war da. Sie arbeitete am Herd, am Brennholzschragen, am Geschirrkasten umher. Wie sah die erst im Werktagsgewande aus! Da hing alles nur so schlapp nieder und hatte keine Farbe, und das Paar, was an der Person das Schönste war, trug sie verborgen unter einem dunkelblauen Kopfstuch, das unter dem Kinn zusammengebunden war und über dem Nacken in einem Zipf hinabhing. Und was für ein bleiches Gesicht! Wird wohl von der Liebe kommen. Ich wollte, ich hätte auch ein bleiches Gesicht. Ähnlich dachte sich die Eingekerkerte, als sie

nun vor dem Herde stand und nicht recht wußte, was zu sagen war.

Die Bäurin hatte einen Ausruf getan. „Ein solcher Besuch! Und wie's bei uns ausschaut! Wir sind jaust im Fechtnen. Gehst abi!“ So schenkte sie mit ausgespreiteten Armen die Nahe zurück, die bei den Töpfen des Herdes Nachschau halten wollte. Dann rückte sie eine Bank zurecht, wischte mit ihrer Schürze den Staub ab: „Ein bißel abraffen, Frau!“

„Frau?“ lachte die Afel, „die noch gar keinen Mann hat.“

„Wird scho lema“, sagte die Bäurin und ließ sich in ihrer Arbeit weiter nicht stören. Sie machte Herdfeuer an; sie krahnte mit einem Messer die Haut von den Erdäpfeln und warf diese in einen Eisentopf, der voll Wasser war. Dann schöpfte sie aus einem Trog Tränke in einen Echter und trug sie hinaus in den Schweinestall. Alles ruhig und wohlgenut. Draußen sah sie die alte Magd an der Arbeit, einen Erdäpfelsack zu heben.

„Laß das sein, Diefel. Dir halt's der Buckel nimmer. Ich werd' die Bündel nachher schon in den Keller tragen.“

„Der Bauer hat mir's g'schafft“, sagte die alte Magd. „Greinen wird er, wenn es die Bäurin tut.“

„Lassen wir ihn halt greinen“, lachte die Bäurin.

Die Afel war schon verdrossen, daß von diesen Weibskenten keine ihr Gewand bewunderte. Aber jetzt mußte sie einmal was reden und so fragte sie, ob die Wicshofbäurin nicht Erdäpfel verlaufe?

„Erdäpfel verlaufen?“ entgegnete die Bäurin, „da kann ich nichts sagen. Da muß die Frau schon den

Bauern fragen. Er muß eh bald kommen mit einer Fuhr."

Der Bauer mit einer Fuhr! Dann war er es doch gewesen, der am Main drüben das Fuhrwerk geleitet. Die Asel ging ins Freie, drehte sich ein paar mal langsam um und — schwups war sie auf einmal fort. Sie ging über das Feld hin, über den Main hinaus. Und dort stand das Fuhrwerk und daneben füllte der Bauer aus Erbdäpfelhausen, die auf durchwühltem Felde lagen, einen Sack. Ein derber Kerl in lockeren Hemdärmeln, den zerschliffenen Filzhut auf ein Ohr gedrückt. Das Werktagsgewand mit dem weiten Beinleid und den hohen Stiefeln, das stand ihm schier noch besser als damals das hochzeitliche. Das ließ seine Glieder frei, so daß man ihre Kraft und ihre Geschmeidigkeit sah. Das Haar war gewachsen und ein Fetzchen hing über die breite Stirn herab gegen das linke Auge. Ein junger Bart sproßte an Kinn und Backen. Als er jetzt den gefüllten Sack hob und auf den Karren warf, strammten sich die Beine, aber die Arme taten es spielend.

Die Asel tat, als wollte sie vorübergehen, hoffend, daß er sie ansprechen werde. Er warf ihr einen Blick zu, machte sich an einen andern Sack und sprach sie nicht an. Da blieb sie stehen und fragte, ob das der rechte Weg in den Reilgraben wäre.

"Das ist gar kein Weg", antwortete er, "das ist mein Erbdäpfelacker." Und arbeitete weiter.

Sie stand still, als schaue sie ihm zu. Nach einem Weilchen fragte sie: "Tut der Bauer keine Erbdäpfel verkaufen?"

Er richtete sich in die Höhe, schaute sie an und

antwortete: „Erdäpfel verkaufen? — Na. Wer ihrer mag, der soll auf den Wiesenhof herkommen und arbeiten helfen — dann kriegt er die Erdäpfel auch so.“

„Habt ihr denn zu wenig Arbeiter?“ fragte sie.

„Ist so, und desweg hab' ich jezt nicht Zeit zum Schwatzen.“

Und arbeitete wieder.

Dann ist die Asel noch eine Weile dagestanden, ganz hilflos und unentschlossen.

„Ich wollt' Euch schon arbeiten helfen, Pauer.“

„Na, ein Stadtsräul'n mit dem Federhut — und arbeiten!“ Er murmelte es nur und wühlte Erdäpfel in den Sack.

Das ist ein grauslicher Flegel, dachte sie sich und ging ihres Weges, selbst, talwärts. — Aber ein bildschöner Mensch! Anderes konnte sie nicht viel denken auf dem Heimweg.

Und war mürrisch und hatte für die guten Worte der Mutter keine Antwort.

„Ich möcht's schon erraten, wo du gewesen bist, Asel.“

„Wo werde ich denn gewesen sein! Im Wiesenhof. Das geht niemand was an.“

Mehr entwickelte sich nicht. Es kamen wieder die leeren Tage und Wochen und Monate, die auf Dorf Dummel so schrecklich sind. Das Kleidernähen war der Asel einzige Arbeit, aber woher immer den Stoff nehmen? Sie wollte, es wäre „die letzte Psaid schon genäht“. So verzagt war sie. In diesem Winter ward's auch mit dem Lesen nichts recht's. „Was hilfst mir das Lesen?“

„Kind, wenn du die Einbildung verschmähst, dann haben wir gar nichts“, sagte die Mutter.



„Von der Einbildung kann man nichts herabbeißen.“

„Wo willst denn was herabbeißen? Hast ohnehin dein Brot. Ein verrucktes Ding bist!“ entschied die Mutter.

Der Schullehrer wurde befragt, ob in der Volksbibliothek keine Bauerngeschichten wären. Er gab der Msel solche; sie las gierig darin, war aber bei jeder unbefriedigt. Die Alten wollen nicht und die Jungen kommen doch zusammen. Ist denn keine Geschichte da, wo ein junger Bauer verheiratet ist und sich in eine andere verliebt? Das läme vorwiegend in Stadtgeschichten vor, wußte der Schullehrer zu sagen.

Am Faschingdienstag war Freimusic im Wirtshaus. Die Msel ließ auf Umwegen Erkundigungen einziehen, wer alles dabei sei. Ja — er war auf dem Tanzboden, und zwar allein. Als es zu dunkeln begann, zündete die Msel zwei Kerzen an, rückte den Spiegel zurecht, öffnete den Kleiderkasten und begann sich anzuziehen und herzurichten.

„Ich weiß wohl, wohin du willst“, sagte die Mutter. „Aber mach's gescheiter. Laß den Aufputz im Kasten, leg' dich einfach an, dann sagen sie, da bist eine Häusliche. Das graue, kurze Pinnenskleid und die Haare in einen Zopf um den Kopf gewunden wie ein Kränzel. Auf so was fliegen sie. Und allemal hinterwärts stehen bleiben, nicht laut lachen, nur so leicht lichern, weißt, und dabei das Tüchel vor den Mund halten. Weißt ja ohnehin, wie es die Bauernbirnen machen, wenn sie einen saugen wollen. Und dir nicht gleich eins aus's Göschel pappen lassen, so viel ihrer auch drauf Platz haben mögen. Ist ja wahr, weil du in solchen Sachen

dumm bist. Mit der Frommheit fangt man sie und nicht mit der Redheit."

"Aber so kann man doch nicht auf den Ball gehen!" rief das Mädel aus und schaute zu allen Seiten nieder auf ihr einfaches Gewand. „Man hat ja nichts an."

Siegreich war sie nur einmal gewesen. Zu Linz damals, da hatte sie gar nicht genug Arme und Beine für die Offiziere, die mit ihr tanzen wollten. In Erinnerung daran ging sie nun hoffend ins Wirtshaus. Bedacht hatte sie nur nicht, daß es damals zu Linz ein — Maskenball gewesen.

Im Wirtshause ging's schon toll um, die Musik klang, die Männer schrien, jauchzten, strampften und klatschten mit den Händen während des Tanzens; die Weiber licherten und lachten. Ein süßbrenzlicher Dunst von Kerzenlichtern, Wein und Schweiß berauschte auch solche, die nicht tranken. Die Afel trat schämig auf und stellte sich in den Hintergrund unter die Zuschauer und flüsterte neckisch mit Dirnen. Dabei hing ihr Auge an dem einen, der, heute wieder in schmuckem Steirergewand, zuerst lange am Tische saß und schweigend seine Pfeife rauchte, plötzlich aber aufstand, den Hock auszog und in den Winkel warf, in flatternden Hemdbärmeln ein Weibsbild hernahm und tanzte. Ernsthaft und stolz hatte er sie hergenommen, ernst und stolz führte er sie nachher an ihren Platz zurück. Kein Schmunzeln hat gequält um seine Lippen.

So wartete die Afel nun in ihrem Winkel, mit Getue, als wolle sie sich verstecken, und doch mit allen Fibern trachtend, daß sie gesehen werde. Die Dirnen rings um sie wurden eine nach der andern aufgefordert, hergenommen zum Tanzen; zu ihr kam keiner. Sie gingen immer nur so vorüber, sie sahen sie nicht. Doch

einer kam endlich. Der verkrüppelte Schustergeselle, den sie den Treibudel nannten, weil er drei Höder hatte. Obgleich auf einem ordentlichen Rücken nur zwei Platz haben. Aber der dritte saß auf den zweien. Sie lehnte ihn ab — kalt und schnippisch. Wie ihr das tangle, daß sie vor allen Leuten den Tänzer ablehnte! Jetzt fühlte sie sich obenan. Sie verabschiedete eine solche Bauernhah. Das gezeigt zu haben, das war der rechte Abgang.

Indes, als sie schon nach dem Stiegengeländer griff, um fortzugehen, kam scharf der Hans vom Wiesenhof auf sie zu: „Fräul'n, wollen's wir zwei nit auch einmal probieren miteinander?“

Sanft schmiegte sie sich ihm an die Brust und sie tanzten einen zahmen Walzer. Erst fühlte sie sich ganz hingegossen an den schönen Ort, und wie fein Atemhauch auf ihr Angesicht niederhing. In der kurzen Zwischenpause — sie wollten noch einen „Popser“ miteinander machen, denn der Walzer war nicht ausnehmend gut gegangen — dachte die Mädel, sie wolte ihm doch ein wenig auf den Zahn fühlen, und kispelte: „Wo haben Sie denn heut' Ihre Frau?“

„Ich hab' keine Frau!“ er kurz und barsch. Sie merkte gleich, wie es gemeint war: Es ist Bauernstolz. Er hat ein Weib. Und will nur ein Weib. Und weil er sie „Fräul'n“ angesprochen, so wußte sie ungefähr, in welchem Grade von Achtung sie bei ihm stand. Aber das wird er noch billiger geben. Weil sie nur weiß: Tanzen, das mag er mit ihr. Just er hat sie aufgefodert, auf seinen Herzschlag hat sie endlich einmal gehorcht. Langsam und stark, wie ein Kürassier mit schweren Schritten durch den Saal geht, so war sein

Herzschlag. Der ihre trippelte wie ein entzücktes Kind daher neben dem seinen.

Nach wenigen Minuten war's vorbei; ernst und kalt stellte er sie auf den Platz neben der Treppe. Aber als sie nach Hause kam, mußte sie doch gleich die Alte wecken, atemlos aufgeregt: „Mutter, lustig ist's gewesen!“

Und als der junge Frühling ward, vom Himmel herab und aus der Erde hervor, da war es, daß die Asel eine ganze Nacht das Licht nicht auslöschte. Sie las in einem Buch. Und als sie im Morgengrauen das Buch aus der Hand warf, sagte sie ganz laut: „Und so mach' ich's auch!“

Hernach tagsüber, als sie draußen am Bache Wäsche schwemmte, nahm die Mutter dasselbige Buch und las daraus. Es war die Geschichte, wie ein übermütiger Stadtherr ins Gebirge ging und einer Wette wegen bei einem notigen Bauern in Dienst einstand als Knecht. Dort verliebte er sich in des Bauers Töchterlein und noch ehe das Jahr verging, hielt er mit ihm Hochzeit.

Einige Tage später zog die Asel ihr gutes Gewand an.

„Wo willst hin?“ fragte die Mutter.

Und das Mädel antwortete: „Auf den Wiesenhof. Dort will ich als Magd einstephen in Dienst.“

Die Mutter sagte darauf nicht ein Wort. Wohl trat es sie an: Was soll aus mir werden, so allein und verlassen? Aber sie wußte, bei ihrer Tochter war in dieser Sache jedes Wort vergebens. Die kommt schon auch so wieder zurück. Sie soll es nur einmal sehen, was es für einen Unterschied hat zwischen Roman und Wirklichkeit. Und als die Asel sich zum Fortgehen wendete, sagte die Mutter: „Du bist ein ganz bummles

Ding!" nahm die Schere und schnitt ihr die bunten Bänder und Maschen vom Kleide und rupfte ihrem Hute mit raschem Griffe die gelbe Feder aus. Ein wenig murrend, ist das Mädel, ein Bündel unterm Arm, davon-gegangen.

Sie brauchte nicht vollends bis zum Wiesenhose hinzutreten. Noch vorher auf dem Acker traf sie den jungen Bauer. Er leitete den Pflug, an dem ein Pferd gespannt war, und warf die braune, fettglänzende Furche auf.

Sie trat hin und sagte: „Bauer, braucht Ihr keine Dienstmagd?“

Einen kurzen Blick warf er auf sie, ließ das Fuhrwerk aber weiterziehen, so daß sie auf offener Furche hinterdrein stapfen mußte, ganz unsicher und schwankend in ihren weichen Samtschuhen. Da er nichts sagte, so wiederholte sie noch einmal: „Ihr braucht ja Arbeitsleute, die mit Euch Erdbäpfe essen.“

Da sagte er: „Ho, Brauner!“ und das Pferd stand still. Schlank aufrichtete er sich, schaute sie an, von oben bis unten, und sagte: „Erdbäpfe essen, das möchtens leicht wohl können. Aber arbeiten könnens nicht in dem G'wand. Eine Magd tät ich brauchen, aber kein Fräul'n brauch' ich nicht.“ Spuckte sich in die Hände, faßte die Pflughörner, „Hi, Brauner!“ und suchte weiter.

Da ist die Ase! wieder nach Hause gegangen. Aber nicht zornig und nicht verzagt. Sie fühlte sich ja angenommen, nur mußte sie ein anderes Kleid anziehen. Das Fräulein aus und die Magd an.

Im Dorf Dumpel lebte eine Kleinbäuerin, die unbändig erfreut war, daß das „Fräul'n“ ihr altes Gewand begehrte und dafür das taubengraue Kleid, die

Samtschuhe und den roten Hut gab. Aber dieses fürnehme Gewand zog die Alte nur in ihrem Stüblein an, nachdem sie die Thür gut abgeschlossen hatte, und beschaute sich im Fensterflügel. Gingegen trat die Asel im rupfenen Blaukittel und mit ochsenledernen Bauernschuhen fest in die Gemarkung des Wiesenhofes. Der Bauer war vor dem Hause auf dem neugeackerten Krautgarten und stieß mit einer eisernen Stange der Reihe nach Löcher in den Erdgrund.

„Nun werdet Ihr mich doch ansuchen zur Arbeit. Ich will mir was verdienen.“ So stellte sie sich vor in trocken bauerlicher Art.

Er war ein wenig überrascht und antwortete: „So laß ich mir's gefallen. Geh' ins Haus, die Bäuerin wird dir einen Kasten anweisen für deine Sachen.“

Die Bäuerin war froh, als sie vernahm, daß „Fräul'n" wollte bei ihr als Magd eintreten. „Es gibt halt doch noch gute Leut'!“ rief sie aus. „Ich hält's schon freinimmer dermachen mögen. Zehn Leut' wenigstens brauchet der Hof und unser sind nur vier. Und daß noch nicht durchaus die stärksten. Weist“, gestand sie ihr zutraulich, „ich kann jezt nicht so, wie ich wollt' und sollt.“ Mit munteren Augen sagte sie das weitere. — Als die Asel ihre paar Sachen in den Kasten eingeordnet hatte, war es zum Mittagessen. Sie verzog nicht eine Miene, daß sie jezt ohne Teller aus einer gemeinsamen Schüssel essen mußte mit der Bäuerin, der alten Magd und einem noch älteren Knecht, der nur ein Auge und eine verkümmerte Hand hatte. Die Milchsuppe schmeckte ihr doch, saß nicht auch der Bauer am Tisch und fuhr mit seinem Löffel in die gleiche Suppe wie sie! Die Unterhaltung war mäßig. Der Knecht brummte einiges über das harte

Brot, das in der Suppe nicht genug erweichen wollte für sein Weiswerk. Es war verdorrtes Rindenvrot, wie es wochenlang vorher gebacken sein mochte.

„Mein Gott, der Auerl laun's ja lieber erzwingen“, sagte die Bäuerin und schnitt ihm ein frischgebackenes Laiblein vor.

Die alte Magd schimpfte über die Hühner, die in der Stube auf Bett und Schrank herumhüpften und bei jedem feierlichen Schritt mit dem langen Kragen nach vorwärts zuckten. Sie schimpfte nur, jagte das Jeder-  
vieh aber nicht hinaus.

Der Bauer hatte ein ernstes Gesicht und schwieg. Die Asel tat sich Gewalt an und streifte ihn mit keinem Blick.

Als das Spedtrant kam und nachher die Schmalz-  
nodenschüssel, blieb die gleiche Stimmung. Die neue Magd war von Haus aus zwar wenig verwöhnt, hatte aber gar keinen Appetit, doch sie aß und dachte bei sich: Es wird schon besser werden.

Nach dem Essen, als das Tischgebet von allen zugleich halblaut gemurmelt wurde, sagte der Bauer zu ihr: „Wie muß man dich denn heißen?“

„Asra von Oberbusch ist mein Name. Meine Mutter sagt halt Asel und so ist's mir auch recht.“

„Asel, gehst in den Stall und führst die Kälber-  
huh auf den Ager.“

Die Magd ging in den Stall. Nach einer Weile kam sie mit einem Ochsen heraus und führte ihn auf den Ager, wo die Obstbäume standen.

Sagte der Bauer zu seinem Weib: „Du, schau dir die an! Die soll Stallmagd sein und kennt sich nicht aus. Auh und Ochsen nicht auseinanderkennen!“

„Man muß betrachten, daß sie das erstemal in der Bäuerei ist“, entschuldigte die Bäurin.

„Wenn du sie belehren willst, ich tu's nicht.“

Die Bäurin trat auf den Ager, wo die Asel unter dem blühenden Apfelbaum stand, und sagte unter gutmüthigem Lachen: „Den Ochsen tu nur wieder in den Stall, der ist schon vormittag herausen gewesen. Die Rälberkuh treib herauß. Komm nur mit, ich werd dir's schon zeigen. Wenn du was nicht weißt, Asel, so tu mich nur fragen. Gelernter Mensch ist noch keiner vom Himmel gefallen.“

Am Nachmittag desselben Tages schon wurde der neuen Magd eine recht unangenehme Arbeit aufgetragen. Sie mußte in einem Rälber Jauche auf den Krautgarten schleppen und sie in die Löcher gießen, die der Bauer vorher gemacht hatte. Der Bauer war jetzt nicht da und die Asel lugte nach ihm aus. Statt seiner kam die Bäurin mit einem Korbe und setzte junge Krautpflanzen in die bejauchten Löcher.

Desi war die neue Magd begierig, wo sie in diesem Hause werde schlafen müssen. Abends nach dem Mahle — es gab Erdäpfel vom vorigen Jahre — ersuhr sie's ja. Im Stalle, neben der Rälberkuh mit dem jungen Kalb, hatte ihr die alte Magd ein derbes Bett gemacht. Der Stalldunst, das Wiederläuten der Rinder und anderlei war unerhört. Solcherlei hatte sie in keinem Romane gelesen. Sie wachte die ganze Nacht und zeitweilig tat sie bitterlich weinen. Dann war ihr wieder, es sei ein guter Ort. Im nahen Hause — kaum zwanzig Schritte von ihr — schlief er.

Die alte Oberbusch wunderte sich, als die Woche verging, ohne daß die Asel nach Hause kam. Sie hatte



gedacht, drei Tage Bauerndienst würden ihr die Mücken gründlich aus dem Kopfe getrieben haben. Aber das mußte eine hartnäckige Mückenbrut sein. Wenn nur aus der Dummheit kein Unglück wird!

Der Asel fiel es gar nicht ein, den Wiesenhof zu verlassen. Es war zwar schrecklich, wenn sie mit den zwei alten, unsauberen Dienstboten arbeiten mußte. Sie bestrebt sich, ihnen die richtigen Handgriffe abzugucken; sie waren zwar brummig, aber gutmütig, und sie waren ihr unfäglich langweilig. Geradezu lassen konnte sie im Hofe nur eine Person — die Bäurin. Sie hatte gemeint, an ihr ein kränkliches, launisches, unverträgliches Weib zu finden. Und nun war dieses Weib voll Fröhlichkeit, Arbeitsamkeit und Güte. Sie war im Hause der einzige Sonnenschein außer dem, der in goldenen Bändern zu den Fenstern hereinkam. So oft die Asel von den übrigen Dienstboten bespöttelt wurde oder vom Bauern mit einem derben Wort gescholten, war es die Bäurin, die sie in Schutz nahm und sie in einer gemüthlich heiteren Weise verteidigte. Sie mußte sich dafür noch dankbar meinen, doch innerlich ertrug sie's laun. Viel lieber waren ihr des Bauers derbe Zurechtweisungen, wenn sie etwas ganz verkehrt machte, als die Freundlichkeit der Bäurin. Warum war die nicht zuwider wie andere Weiber, auf die Dienstboten, auf ihren Mann? Warum leistete sie nicht mit ihm? Auch gegen dieses sein Weib war er kurz und ernst, warum wurde sie darob nicht giftig, warum brachte sie ihn mit einem gütigen Worte manchmal sogar zu einem flüchtigen Schmuzzeln? Eine Schlange ist sie! Die es fühlt, daß sie in diesem Hause unrechtmäßig herrscht, weil er eine andere lieb haben muß.

Da hatte die Bäurin sie einmal gefragt: „Du bist wohl ein guter Lapp, daß du vom Lohn nichts sagst. Was willst du denn haben das Jahr?“

„Was mir halt der Bauer geben will“, antwortete die Äsel.

„Die Allergeschickteste bist heut' noch nicht, aber arbeiten tußt fleißig. Will ihm's schon sagen, daß er dir nicht zu sparsam ist.“

Wie es der Äsel damals mit dem Ochsen ergangen, den sie für die Kälberküh hielt, so passierte es ihr an allen Enden des Hofes: den Haser hielt sie für Gerste, den Roggen für Weizen und das Heu für Stroh. Einmal ging sie mit dem breiten Rüdtkorb hinaus, um für die Milchkühe Gras zu mähen. Und freute sich des schönen langen Grases, das sie fand, und ging damit knapp an dem Bauer vorüber, der im Hofe gerade einen Wagen anradyete.

Als er ihr auf den gegupften Korb sah, fragte er: „Wo hast den Haser her?“

„Es wächst jezt so ein schönes Futter auf dem Feldrain“, antwortete sie.

„Du bist eine Erzgans! Das ist ja Haser! Junger grüner Haser, der erst in acht Wochen zeitig wird!“ Dann steigerte er seine Stimme: „So einen Dodel sollt' man doch davonjagen. Du verdienst dir nicht einmal die Erbdäpfel zur Suppe. Am wenigsten Schaden tußt noch, wenn du in deinem Nest liegen bleibst. Willst eh nit auf, des Morgens. Himmelssakement, ist das eine Freud' mit solchen Dienstboten!“

Darauf ging er rasch davon. Sie stand auf dem Fleck wie angewachsen. So lange und ausdrucksvoll hatte sie ihn noch nie sprechen gehört. Sie hatte ihm

bei seinem Wittern blickgerade ins zornige Gesicht geschaut und gar nichts gehört als seine stolze, klangvolle Stimme, und gar nichts gedacht als: Maria und Josef, ist dieser Mensch schön!

Es war der wonnigste Anblick, den sie genossen, seit sie auf dem Wiesenhof diente. —

Nachher im Sommer war das winzige Knäblein gekommen. Da sah die Asel an dem Bauern das erste mal das glücklich leuchtende Gesicht, wie die junge Mutter auf dem Bette saß und das schöne Kindelein an ihrem Busen hielt. Die Asel war schier verrückt um dieses Kind. Sie haßte es der Mutter halber und hätte es vor Härlichkeit erdrücken mögen, weil es das seine war.

Zu dieser Zeit, als die Bäurin noch kränkelte, stand eines Morgens die Asel nicht auf, um die Kühe zu füttern, sondern blieb liegen unter der blauen warmen Wollendecke. Er hat's ja gesagt, sie soll liegen bleiben. Jetzt wird er schon kommen und sie austreiben. Sie wartete seiner und er kam nicht. Hingegen kam die Bäurin, noch schwach und blaß, trat an ihr Bett und fragte: „Fehlt dir was, Asel?“

Die schämte sich und log: „Seitenstechen.“

„So bleib nur liegen, daß keine Lungenentzündung drauß wird. Ich werde das Vieh schon versorgen. Hast du noch kein Frühstück gehabt? Mein Gott, warum sagst du nichts! Wart', einen Kaffee will ich dir heraufschicken, der macht dir auch schön warm. Armes Pötel du, wenn du so Seitenstechen hast!“

Kaum die Bäurin fort war, sprang die Asel aus dem Bette, zog sich rasch an und noch ehe sie an ihr Frühstück dachte, fütterte sie mit Sorgfalt und Geduld

die Kinder. Mit diesem Weibe, meinte sie, werde sie es doch noch aufnehmen können.

Au den Sonntagen nachmittags hatte sie einige Stunden freie Zeit, da lief sie hinaus ins Dorf Dampel zu ihrer Mutter. „Gut geht's!“ berichtete sie dieser und zog eilends ihr buntes Gewand an und schmückte sich mit Bändern und seidenen Rosen, machte allerlei Frisuren, besah sich im Spiegel und sättigte sich wieder einmal an ihrer Schönheit. Dann nahm sie Bücher mit auf den Hof. Als der Bauer jedoch diese neue Art merkte — und er bemerkte alles mit seinen scharfen Augen —, nahm er von der Stallbank, die unter den verborgenen Büchern lag und warf sie ins Herdfeuer. „Da nachher begreif' ich's freilich, daß sie so dumm ist, wenn sie Bücher lieft!“

Darauf die Bäurin: „Schau, sei nicht hart, Hans. Wenn sie nichts veräumt, warum soll sie nicht immer einmal was lesen. Der arme Patsch hat eh sonst auch nicht viel Freud'.“

Die Asel aber war ganz glücklich, daß er ihr die Bücher weggenommen. Vielleicht ist es Eifersucht von ihm. Er will nicht, daß sie was anderes denkt als ihn. — Und da dieses Rädel gar so weichmütig und duldben war und einsältig, und ihm bisweilen nachließ ohne Grund, und immer schwachend war, er mochte sie noch so deß behandeln — da kam ihm einmal was zu Sinn. Bei der düst' sich einer wirklich kein Gewissen machen . . . Wenn er wieder bei seinem Weibe mit dem Kinde stand, da wurden solche Gedanken verjagt wie Rebellschwaben von dem Sonnenschein.

Eines Tages im August war's, da führte der Wiesenhofbauer vom unteren Felde Korngarben heim. Die Asel

hatte am nahen Wiesenhang, wo unter den Eichen der Mühlteich ist, Futter zu mähen. Es war ein heißer Tag. Und wie heiß es sein kann auf dem Sonnboden! Als sie den Sensewehstein in den Teichrand tauchte, um ihn durch Feuchtigkeit zu schärfen, merkte sie, wie lau und weich das Wasser war. Da kam ihr die Lust zum Baden. Wie lange hatte sie sich schon nicht im Bade gesehen! Die Freude am eigenen Leibe war gestiegen, je seltener sie ihn sah. Es wird am Raine der Mauer vorbeifahren mit der Kornfuhr. Da will sie tiefer untertauchen. — Sie wollte beschönigen. Aber ein unbewußter heißer Trieb zwang, daß sie hier bade. Gerade hier, wo er vorüber mußte. Eilig warf sie ihre Kleider ins Gras, Stüd für Stüd, und stieg gebückt und vorsichtig ins Wasser. Mit jedem Schritte kam es höher heran an ihren rundlichen Leib. Tanna tauchte sie nach vorn ganz unter und hob den Kopf wieder in die Luft, so daß das Wasser wie ein Schleier über das Gesicht rieselte und mit ihm die gelösten Lockensträhne schwer und weich niedergingen über Schulter und Busen. Sie plätscherte mit dem Wasser. Zusehnd plätscherte sie.

Der Bauer, der, die Peitsche in der Hand, hinten dreinging, stand jetzt still. Er hatte bemerkt, daß etwas im Teiche war, weil das Wasser sprudelte und Ringe warf. Und wie sich wieder der Kopf hob, erkannte er die Magd, die da Gras mähen sollte. Rasch und aufgebracht trat er hinab.

„Geist das Gras mähen!“ rief er in den Teich und barg die Peitsche hinter dem Rücken. „Zeit vertun?“ — Er war ganz Landwirt.

Aber die Ael getraute sich nicht aus dem Wasser.

„Komm nur her, Ael!“ sagte er ganz säusliglich,

fast zärtlich, wie sie ihn noch nicht gehört hatte. Erst duckte sie sich noch unter die Wellen. Plötzlich schnellte sie auf und lief, so schnell es im seichten Wasser ging, ans Ufer, dem Wiesenhofbauern zu.

Da ließ dieser die Peitsche durch die Luft pfeifen und nieder auf den rothigen Leib der erschrocknen Asel, zweimal — dreimal — fünfmal und noch ein erschreckliches sechsteimal. Das Mädel zuckte und wand sich, duckte sich zu Boden und kroch zu seinen Füßen hin. Kein Klagegeschrei, nur ein schwüles Stöhnen.

Auch er sagte kein Wort, und als er meinte, für's Merken wäre es genug, hielt er inne, sah sie weiter nicht an, sondern führte seine Kornladung weiter, dem heimischen Herde zu.

Im Dose sagte er, der Auberl solle zum Teich hinabgehen, dort die Sense nehmen und Futter mähen. Denn er glaubte, die Asel würde in alle Welt geslohen sein. Doch gegen Abend kam sie daher wie gewöhnlich, am Rücken den hochgeschichteten Grasloeb und die Sense darübergehangen.

„Alle Heiligen, Asra, was ist denn dir heut geschehen!“ rief die Bäurin von ihrem Kinnbette her, als sie die Strieme sah über der Magd Angesicht.

„Verzeiht, Bäurin, ein bißel ins Wasser bin ich gegangen und da hat mir ein Weidenzweig ins Gesicht geschneilt.“ Nun wartete sie, ob der Bauer, der danebenstand, sie lügenstrafen und verraten werde. Aber er tat den Mund nicht auf. Wie ihr das wenig war! Jezt haben sie ein Geheimniß mitciauder. Sie verraten sich gegenseitig nicht — sie sind Liebesleute.

Der Schluß war etwas gewagt, aber nicht weit gefehlt. Dem Hans vom Wiesenhof war unguet. Da hatte

er ein Weib geschlagen. Und sie hat's gelitten ohne einen Klage laut. Das Erbarmen wollte sich an Stelle der Empörung setzen.

Beim Nachtmahl machte der alte Aderl sich lustig über den Weidenzweig. „Der ist schon recht, der Weidenzweig. Deinen Küssel (wulstige Lippen) hat er dir wollen wegschlagen.“

„Pfiu, Aderl, das ist garstig!“ verwies ihn die Bäurin ernsthafter, als man es von ihr gewohnt war. „Jeder Mensch ist, wie ihn der Herrgott erschaffen hat. Darüber soll man nicht spötteln.“

Der alte einäugige Knecht sagte nichts mehr. Es mochte ihm eingefallen sein, daß auch bei ihm nicht alles in Ordnung war.

Am nächsten Sonntag zeigte die Asel der Mutter die Striemen. „Schau! Der Naschke!“

Da rief die Alte aus: „Geh weg von diesem Wiesenhof! Mir steigt die Angst auf.“

„Er wird mir die Streiche noch abbitten, Mutter!“

„Wein, das ist es ja. Glarisch den du, daß mir deine Ewigkei weh tun? Gütten sollst dich!“

„Bei dem ist's nicht vonnöten.“

„Ihm so gefährlicher ist er! Geh weg von diesem Hof!“

Die Alte hatte der Entwicklung bisher ruhig, aber mit wachsendem Interesse zugehört, wie man einen spannenden Roman liest. Aber einmal muß sie doch befehlen und warnen, das gehört dazu! Doch sie fand den rechten Schick nicht, sie kam sich vor wie eine lomische Alte.

Auf dem Hofe lief es seinen gewohnten Gang. Die Asel gewöhnte sich an manches. Das grobe Gewand und

der stieltrichende Stall waren ihr ja ungleich widerwärtiger gewesen als etwa die beißenden Peitschenhiebe dieses Mannes, aber sie ertrug, was ertragen werden mußte. In der Arbeit wurde sie anschießamer, brauchbar und ihre Gutwilligkeit fand nach und nach einen Schätzer. Der Bauer sprach immer noch wenig mit ihr, immer nur befehlend. Aber es war doch ein Unterschied in dem Tone zwischen früher und jetzt. Wenn sein scharfes Auge sie traf, glitt es nicht sofort ab, sondern blieb manchmal ein paar Sekunden haften. Und wurde dabei nicht strenger. Auch trug er ihr weniger schwere und unangenehme Arbeiten auf und rügte die Versehen gelinder. Als ob er an diesem Mädchen was gutzumachen hätte, so war ihm. Und da ging er einmal in den Stall, um ein Kalb zu besehen, ob es schon für den Fleischhauer reif sei. Er griff das Tier mit der Hand ab, versuchte an den Flanken, ob auch die Haut sich gut lockern lasse und tätschelte es zärtlich ab. Dann sagte er zur Asel: „Bin nicht unzufrieden. So müssen wir doch einmal des Jahrlohnes wegen miteinander reden.“

„Wegen Geldlohnes bin ich nicht gekommen“, antwortete sie halblaut und machte sich am Kellhuber zu schaffen. Er sagte nichts darauf und sein Blick streifte sie lebhaft und flüchtig. Er tat, als wolle er hinausgehen, blieb aber an der Tür stehen und sprach in auffallend gleichgültigem Tone: „Übermorgen ist Samstag. Da müssen wir mit dem Getreide fertig werden. Willst mir am Samstag nachmittag in der Scheune helfen Garben legen?“

Willst mir? Das war ein neues Lieb. Sie antwortete nicht mit Worten, sondern nickte mit dem Kopfe. Ganz leicht, aber er hatte es begriffen.



„Gut ist's“, sagte er und ging zur Thür hinaus.

Zum Garbenlegen ist es nicht gekommen. —

Das Kränkeln der Bäurin hatte sich wieder gesteigert, von Woche zu Woche. Da war's am Freitag abends, als die alte Magd von der Hausthür laut in den Hof nach dem Bauern rief. Er solle schnell ins Haus.

Der Bäurin war plötzlich schlecht geworden. Ein schwerer Hustenanfall, dann eine Ohnmacht. Sie lehnte im Wandwinkel und die Augenlider waren zugefallen. Neben ihr stand die Wiege mit dem schlafenden Kinde. Als der Bauer hereingestürzt kam und ihren Namen rief, hörte sie ihn nicht. Jetzt erst wurde die Mutter bemerkt. Aber da bewegte sie sich, sah ihren Mann, tastete mit der Hand nach ihm: „Jetzt ist mir schon besser.“ Dann schloß sie. Die Hausleute standen herum und schauten schweigend hin. Und die Ase dachte: Wenn sie stirbt, so ist alles gewonnen. Aber fröhlich war ihr doch nicht so ganz.

Der Bauer saß wie versteinert da, befühlte ihren matten Puls, schaute abwechselnd auf das kranke Weib und auf das schlummernde Kind. Dann stand er schwerfällig auf und ging zum Uhrenkasten, als ob er die Uhr aufziehen wollte. Dort stand er lange, das Gesicht an die Wand gelehrt. Die Ase beobachtete ihn. Und an einmal sah sie, daß sein Oberkörper schütterte. Die Schultern zuckten, die Stirn drückte er an die Wand, die Hände preßte er sich ins Gesicht.

Das war ihr genug. Dieser harte, liebe Mensch weint. Durch ihr ganzes Wesen ging ein Beben, als sie diesen Mann weinen sah. Sie hätte mögen hinstürzen und aufschreien vor Mitleid. Aber sie blieb ruhig. Und als er scheinbar gelassen wieder hervor-

trat, fragte sie: „Vauer, soll ich nicht um den Arzt gehen?“

„Geh, Astra.“

Zwei Minuten später war sie schon draussen in der stockfinsternen, windrauschenden Herbstnacht.

Sie trachtete nach seinem Weg und Strg, sie eilte gerade über die Felder dahin, über die Wiesen hinab, dann durch den Wald, wo er steil und steinig ist — den kürzesten Weg nach Dorf Tumpel. Sie sah nichts und sie empfand nichts — nur das eine: O Gott, o Gott, dieser Mensch kann weinen! Wie muß der sein Weib lieb haben! Zum Arzt! Zum Arzt! — Sie eilte und lief, da stürzte sie hin, rollte zwischen den Steinen hinab und blieb liegen. —

Die Bäurin war aufgewacht, atmete leichter und verlangte eine Schale Milch. Ihr Puls ging kräftiger. Als das Kind schrie, wollte sie es säugen.

„Habt ihr schon euer Nachtmal gehabt?“ fragte sie, „ja Leut, ihr müßt was essen, daß ihr in die Ruh' kommt. Ihr seid ja auch alle müd! Ich glaub gar, Haus,“ sie ergriff seine Hand, „ich hab dich erschreckt. Es war nur so ein Aufall. Jetzt werd ich recht schlafen, und morgen ist wieder alles gut.“

Und es ward eine ruhige erquickliche Nacht. Am Morgen fiel es dem Vauer nur auf, daß der Doktor nicht gekommen war. Und auch die Asel nicht zurück. Da ging er gegen Dorf Tumpel hinab, um den Arzt zu verständigen, daß er nicht nötig sei. Unterwegs hörte er im Walde schreien. Und als er dem nachging, fand er die Asel mit gebrochenem Fuß.

„Wie geht's daheim?“ war ihre Frage, als sie ihn sah. Er hat sie hinausgetragen in den Wiesenhof und

Sie hat den Schmerz des bammelnden Fußes verbissen. Und sie, die jetzt an seinem Leibe ruhte, hatte nur die eine heftige Vorstellung: Wie muß er sie gerne haben! Die ganze, lange, elende Nacht, da sie im Gestein lag, hatte sie nur an ihn gedacht, aber nicht mit jener Leidenschaft wie sonst. Mitleid! Mitleid mit dem, der so schwer geschluckt hat um sein Weib.

Und sie, die gestern sterben wollte, ließ sich heute nicht abhalten, die Schwerbeschädigte zu pflegen, zu betrenen und ihr liebevoll zuzureden. Ihrwegen habe sie sich so beschädigt, so sei sie von nun an wie ein Kind im Hause. Der Arzt hatte dem Mädel den Fuß glücklich eingerichtet und in Gips gelegt und in wenigen Wochen, sagte er, würde sie wieder laufen können. „Wenn's mit der Bäurin so gut stünde!“ setzte er mit bedenklicher Miene leise bei.

Diese war wohl nicht so gesund, als sie glauben machen wollte. Manchmal kam ein Hustenanfall, ein wenig Blut. Sie hatte davon viel verloren und der Arzt fand ihre Blutarmut bedenklich. Sie mußte im Bette liegen und sollte sich nicht rühren und doch konnte sie sich nicht genug tun mit Anordnungen, wie der kranke Fuß zu pflegen sei. Asel lag in der Nebenkammer und streugte ihre Ohren an, was in der großen Stube vorgehe, was sie dort miteinander sprächen oder ob der Bauer nicht etwa wieder am Whlaffen stehe. Manchmal dachte ihr, es schüttelte das ganze Haus. Dann kammerte sie die Fingern an einander: „Wie sie sich gern haben! Wie sie sich gern haben!“

In jener schrecklichen Nacht, unter Steinen und Stürmen und Schmerzen, da war etwas Außerordentliches in ihr vorgegangen. —

Eines Tages kam die alte Oberbusch auf den Wiesenhof, um die Tochter zu besuchen. Sie brachte allerhand Salben mit, und Ratschläge für den Fuß. Die Bäurin sagte, sie könne der Mutter Sorg' und Kummer wohl begreifen, aber sie bitte recht vom Herzen, dem Arzt nicht vorzugreifen. Der Fuß sei ja in bester Heilung begriffen und in kurzer Zeit werde die gute Asel geheilt und frisch ihren Besuch in Dorf Tumpel machen können.

„Aufgehoben bist du gut da, das sehe ich wohl,“ sagte die Alte zur Tochter, als sie allein waren.

Da richtete die Asel sich ein wenig auf und sagte: „Mutter, kannst du dich nicht erinnern an einen Roman, wo jemand sein gesundes Blut in die Adern eines Kranken übertragen läßt und der Kranke davon gesund wird?“

Sie sprachen darüber nicht weiter. —

Mit der Bäurin ging es weniger gut von Tag zu Tag. Der Arzt hatte ihr verboten das Kind zu stillen. Das Kind wurde krank, und sie wußte sich der Betrübnis darüber, daß sie ihm nicht Nahrung geben durfte, konnte, kein Ende. Ihr Antlitz, ihre Hände waren so schmal und durchsichtig geworden, daß man jedes blaue Adernchen sah. Die Wirtschaft wurde allein von den zwei alten Diensthöten versorgt. Der Bauer, der sonst ganz in Arbeit ausgegangen, kümmernte sich um nichts. Er war immer in der Krankenstube. Die Bäurin streichelte ihn, tröstete ihn, schickte ihn wohl auch bisweilen in die Nebenkammer, wie es der Asel gehe. Diese schämte und grämte sich. Sie allein im ganzen Hause war die Kräftige, Lastlose und Gesunde bis auf das Bissel gebrochenen Fußes. Und sie mußte daliegen und

konnte nirgends helfen. Daliegen mußte sie und die Dinge ansehen, die in der Kammer herumstanden und hingen.

Einmal als wieder der Bauer zu ihr hineinkam, schaute sie ihn fest an. Wie verwahrloßt war er und abgehärmt!

„Bauer!“ sagte sie mit leiser Stimme. „Kommt her zu mir. Ich möchte ein bißel was mit euch reden.“

Zwei Schritte trat er näher.

„Bauer, seht, was will ich denn gleich sagen. Ja, die Bäurin, die muß wieder gesund werden. Sie muß, sie hat Mann und Kind. Zu wenig Blut hat sie, oder es steht ab. Daß darf nicht sein. Habt ihr nie gehört, Bauer, daß kranke Leute das Blut von Gesunden trinken können? Vielleicht täte ich wen wissen?“

„Dummheiten!“ brummte der Bauer und ging hinaus.

Da war sie wieder allein und lag da und wußte nichts zu tun, als immer wieder die entfärbten Blumen auf der Thür des alten Wäschekastens zu betrachten und das Muttergottesbild, das an der Wand hing — die Mutter mit dem Kinde. Und das verräucherte deckellose Hansbuch, das auf der Wandleiste lag, und die weißen Porzellan-schalen, die daneben standen und die nur für Festtage zum Kaffee benützt wurden. Und daneben ein Kästchen, das mit blumigem Papier überzogen war. Dann ein rostiger Kerzenleuchter und derlei Kleinigkeiten mehr waren ihrer hungrigen Augen arme Weide. Wenn die Asel sich so weit aufrichtete, als es der Fuß zuließ, so konnte sie das Buch erreichen. Aber sie wußte nichts damit anzufangen, es war ein Tierarzneibuch. Es gab auch so viele fremde Namen drin.

An einem solchen hing sie plötzlich fest. Transfusion! Übertragung des gesunden Schafblutes auf kranke Tiere. Ob sich das nicht doch verstehen ließe. Ist's denn anders mit dem Blute des Osterlamm's? — Aber mit solchen Gedanken kam die Aseel nicht zurecht, die schüttelte sie ab. Da hätte sie jetzt Zeit zum Lesen, aber keine Lust dazu. Sie dachte lieber in die große Stube hinüber, wo die Kranke war und am Uhrkasten der arme Mensch. Sie sah ihn immer noch am Uhrkasten, sah das Schütteln seines Körpers und hörte das kurze Aufschluchzen. Das Weinen eines Mannes ist nicht zu vergessen.

Die kranke Bäurin wußte ihn immer wieder aufzumuntern. „Du bist aber schon ein rechter Struwwelpeter geworden mit deinem wüsten Bart!“ sagte sie einmal. „Ist denn das mein schöner, frischer Hans noch?“

Da ging er in die Nebenkammer und holte das blumige Kästchen heraus. Nach einer Weile kam er frisch rasiert wieder hinein, stellte das halbschlache Kästchen an seinen Platz auf der Wandleiste und fragte kurz die Aseel, ob sie was branche.

„Nichts,“ antwortete sie, „sagt mir nur, wie es ihr geht.“

„Weiß Gott im Himmel!“ war seine Antwort und er ging hinaus.

Sie lag wieder so da und war nachdenklich darüber, was es denn mit ihr sei. Und das Herz tat ihr weh. Und die Zeit war ihr lang. Da dachte sie, was denn in der blumigen Schachtel drin sein könne. Eine Weile widerstand sie der Neugierde und als sie von der Stube her gehört, daß der Bauer hinausgegangen sein müsse, weil die Tür so langsam zugegangen war, wie nur er

es machte, richtete sie sich auf, langte das Kästchen herab und öffnete es. — Ein Stück Seife, ein Rasiermesser und ein Pinsel. Und in den Dedel war ein Spiegel gerahmt. Der war aufzuklappen und ließ sich über das Kästchen schief stellen. So konnte sie nun wieder einmal ihr Gesicht beschauen, daß schier weiß und zart geworden war. Sie wunderte sich doch ein wenig, daß dieses Angesicht so gar keinen rechten Liebhaber hatte finden können. Dann betrachtete sie — wie einst so oft — ihre runden Arme mit der zarten Haut, die so nedlich zuckte von dem vollen, kräftigen Puls, der hinter ihr schlug. Wieder empfand sie Freude an ihrem Selbst. —

In der folgenden Nacht war es friedlich. Das Knäblein schlief stundenlang süß und die Kranke hatte einen leichten, ruhigen Atem. Nur Hans schlief nicht er lehnte halb in seinem Bette und schaute hin auf die durch das Nachtlcht matt beschienenen Lagerstätten — wo sein Kummer und seine Hoffnung ruhten. Ihm nahte kein Schlummer, er mußte den Frieden der lieben zwei Menschen bewachen. Er träumte halb. Ganze Lebenszeiten schwebten in Minuten an ihm vorbei.

Eine Weile nach Mitternacht, da zuckte er zusammen. In der Nebenlammer ein heller Schrei: „Auf! Auf! Es muß warm getrunken werden!“

Erst dachte er, man solle nicht hingehen, es sei nur ein Traumschrei gewesen. Aber dieser Traumschrei gelte in seinem Haupte fort, wurde immer greller und unheimlicher. Da stand der Bauer auf und zog sich an und ging in die Kammer. Neben dem Bette der Asel brannte das Kerzenlicht. Sie lag mit offenem Auge da, und der Augenstein war gestockt und erloschen, und

das Gesicht totenbläß. Leblos! Und aus dem nackten linken Arm, der auf der Bettdecke lag, rann bereits stockend der rote Quell. Auf der Decke lag auch das Rasiermesser, mit dem sie sich die Ader durchschnitten hatte. Und auf dem Tischlein neben der Kerze stand eine weiße Schale — voll mit schwarzrotem, noch ein wenig dampfendem Blut.

— Es muß warm getrunken werden! — Nun verstand er den Schrei. Nun verstand er alles. Voll Entsetzen taumelte er in die große Stube hinaus, um sein Weib zu wecken. Und das durfte er nicht tun. Sie schlummerte fast wie gesund; schon lange hatte sie nicht mehr so gut geschlafen. — So herrisch und verschlossen dieser Mensch sonst war, jetzt wollte er Beistand haben. Er weckte die alte Magd und den Knecht Anderl. Leise und schweigend haben sie die Tote hinausgetragen in den Vorraum des Hauses, um sie auf einer lagen Dank aufzubahren. Dann stand er still vor der Leiche und schaute sie an. Seltsam, seltsam war ihm zumute. Er dachte an die Streiche unten beim Wasser. Es war ihm hart wie sein Lebtag noch nie. Das Totenantlitz hatte einen fast heiteren Zug, als wollte es sagen: Siehe, mir ist's doch gelungen!

Als er dann wieder in die Kammer trat, stand da noch die Schale mit Blut. So sagte er zur alten Magd, sie solle es ihm aus den Augen schaffen. Die Person ahnte nun auch manches, ohne zu verstehen, wußte aber nicht, was man mit Menschenherzblut anfängt. Schauernd trug sie die Schale in die Küche und schüttelte sie aus in die Herdglut. Diese dämpfte sich zischend und ein schneeweißer Rauch stieg auf zur ruhigen Decke. —

Die Bäurin hatte an demselben Morgen lange ge-



schlafen. Und als sie erwacht war, fühlte sie sich gekräftigt. Aber anders — so kam es ihr vor — sei es im Hause, als sonst. Da berichtete ihr Mann, die Asel sei fort. Sie wäre nach Dorf Dumpel gebracht worden zu ihrer Mutter, damit sie den Arzt in der Nähe habe.

„Wenn sie nur auch rechte Pflege hat“, antwortete die Kranke.

In denselben Stunden war es gewesen, daß aus dem Dorfe zwei Männer kamen und die Leiche hinschafften in die Wohnung ihrer Mutter. Diese brach zuerst in einen verzweifelten Schmerz aus, plötzlich schlug sie um und rief in Anwesenheit der Leute der toten Tochter zu: „Siehst du, weil du deiner Mutter nicht gefolgt hast!“

Der Leichenzug auf den Friedhof bestand aus kaum zwanzig Personen. Es ist in Dorf Dumpel sonst nicht der Brauch, daß Leichenreden gehalten werden. Aber diesmal sprach nach der Einsegnung der alte Pfarrer die folgenden Worte: „Man hat was gehört von einem Mntopfer. Und wie die Verstorbene in frommer Einsalt ihr Blut hat hingegeben, um ihre Hausfrau gesund zu machen. Auf daß der barmherzige Gott das Opfer dieser treuen Magd in Gnaden annehme und der kranken Wiesenhofbäurin die Gesundheit wieder verleihe, wollen wir beten: Vater unser . . .“

## Die Gletkelpatschenmacher.

**I**n einer alten Stadt steht ein altes Haus und in diesem alten Hause wohnen zwei alte Männer. Aber nicht allein. Im Erdgeschoß sind Geschäftsanlagen mit höflichen und wohlgeöfften Handelsbesessenen und Warenmagazine mit breitbuckligen, lederbeschürzten Packträgern. Im ersten Stock sind Advokaturskanzleien und Versicherungsbureaus mit jovialen Chefs und halbblinden Schreibern. Im zweiten Stock wohnt die altgestammte Bürgersfamilie, der das Haus schon seit zweihundertdreißig Jahren zu eigen ist und die keine Parkettböden und keine tapezierten Wände leidet, weil es „sich bisher auch so getan hat“. Im dritten Stock wohnen ein paar unterlänige Beamte, die im Bureau den Chefs und zu Hause den besseren Hälften subaltern sind. Viertes Stock ist leer und gerade in diesem wohnen die zwei alten Männer.

Der vierte Stock ist nämlich eine Mansarde mit Wäschetrocknenboden, ein paar Kumpellkammern und einer großen Stube, die in ihrer schiefen Wand zwei Fenster-nischen hat, von deren Fenstern aus man eine Menge von Dachgiebeln, Schornsteinen und Türmen sieht.

Jedes der beiden Fenster hat seinen besonderen Teil an der Stube, den es zu besuchen verpflichtet ist, in-

sofern es monatlich einmal von dem Kohlenstaube qualmender Nachbarschornsteine gereinigt wird. Die Stube ist in zwei Teile geteilt durch einen Spatherd, einen Tisch und zwei Schubladkästen, die in der Mitte eine Reihe bilden von den Fenstern bis zur Eingangstüre. An derselben läßt diese Wand so viel Raum frei, daß man von einem in den andern Stubenteil gelangen kann, ohne den Tisch oder eine Kommode überspringen zu müssen. Auf diesen Möbeln steht übrigens eine Welt von Krügen, Gläsern, Kerzenleuchtern, Rasiersachen, Waschbeden, Pfannen und Werkzeugen. Auf dem Herd stehen zwei Tontöpfe, wovon der eine braun, der andere grün glasiert ist.

Obgleich der Inhalt dieser Töpfe der gleiche ist, nämlich Erbsen in Milch gelocht, dürfen sie um keinen Preis verwechselt werden. In dieser Stube wohnen seit dreißig Jahren zwei Feinde, eben die beiden alten Männer, die zu Beginn dieser merkwürdigen Historie erwähnt worden sind. Weil diese Männer schon sehr alt sind, so ist es tunlich, die Darstellung ihres Lebens und ihrer Feindschaft zu beschleunigen, damit sie noch vor dem Ableben beider Zeugen vollendet werden kann.

Der eine unserer Helden heißt Andreas und ist sechsundachtzig Jahre alt. Der andere heißt Chrysostomus und ist um sieben Jahre jünger. Der Andreas ist klein, rundlich, rötlich, glatzig, glatt rasiert, trägt Horabrislen und ist trotz seines hohen Alters reg- und bewegsam. Der Chrysostomus ist schlank und hager, blaß, hat einen grauen, stattlichen Schnurrbart, ist stark nach vorne gebogen, langsam und eckig in seinen Bewegungen. Der Kleine, Tide hat über sechzig Jahre Aderl geheißen. Aber als mit der Glaze und der

damit einlangenden sittlichen Weltanschauung das Gefühl eigener Ehrwürdigkeit über ihn kam, änderte er den Namen in seine ursprüngliche klassische Form um und seither heißt er Andreas. Das konnte sich der Große, Dagere nicht gefallen lassen. Er fand eine solche Namensänderung geschmacklos und höchst anmaßend und, um dem Stubengenossen zu zeigen, daß er nicht gesonnen sei, sich von ihm demütigen zu lassen, so änderte auch er seinen Namen, und dieser scheinheilige Andreas soll nur einmal sehen, was in einem Christl steckt. Christl, Christl! ist leicht gesagt. Ziehe ihn erst einmal auseinander: Chrysostomus! Wie? Was sagst du dazu? Red krabbelte der Christl seinen Schnurrbart auf: Chrysostomus!

Der Kleine wieder konnte es sich nicht bieten lassen, daß der Große einen so herausfordernden Schnurrbart trug. So wollte er auch den seinen wachsen lassen — aber der wuchs nicht. Um das Manko zu verheimlichen, rasierte er sich jeden zweiten Tag.

Nun wußten die beiden Stubengenossen zwar, wie sie hießen, aber sie wußten nicht recht, was sie waren — auch eine Streitsache, die seit Jahren unausgetragen fortwucherte in den beiden Nachbarn. Andreas war, so weit er sich zurückerinnerte, einmal Tuchmachergeselle gewesen. Aber dieses Metier unter fortwährend brummenden Meistern stand ihm nicht dafür. Er hatte keine Lust dazu, während die böswilligen Meister behaupteten, es fehle ihm an Talent zum Vollrichten, Geduld zum Webern und Fleiß zu beiden. Nachdem er erkannt, es werde mit dieser Sache nicht recht gehen, gab er den Ehrgeiz, bürgerlicher Tuchmachermeister zu werden, auf und wählte sich die Freiheit. Die Freiheit war ihm lieber

als Tuch und Fust, Geld und Gut, Weib und Kind. Immer kleiner wurde seine Decke, unter der er sich längst nicht mehr strecken konnte, unter der er die Knie bis zum Kinn herausziehen mußte, sollten die Beine noch ihren Unterschlupf haben. Da ersand er sich einen neuen Beruf und wurde Patschenmacher. Patschen, das sind Hausschuhe für alte, kränkliche Leute; sie werden aus verschiedenenfarbigen Tuchen und Restschuhen geflochten, halten die Füße warm und sind schön anzuschauen, deswegen sie auch den weitberufenen Namen Fledelpatschen führen. Als einer vom Tuchgewerbe bekam er die Tuchen umsonst und damit begründete er die Firma „Andreas Zugestamm, Patschenmacher“.

Der um sieben Jahre jüngere Chrysostomus hatte einen unvergleichlich dramatischeren Lebenslauf. Seines Zeichens war er Schuster, aber das zählte nichts. Er wurde Soldat, Corporal, Feldwebel, und als er beim italienischen Feldzug eine welsche Kanone gefangen nahm, obgleich sie ihren schauerhaften Rüssel nach ihm aufst, war es entschieden, daß er nicht mehr herniedersteigen konnte zum Treisfuß, sondern daß er sein Heldenleben als kaiser- und königlicher Invalide weiterführen und beschließen wollte. Er hatte dort bei Solferino nämlich einen Schuß ins Kreuz bekommen, so daß er nicht mehr aufrecht gehen konnte und auch nicht recht sitzen. Nur gebückt gehen konnte er. Daß tat er denn auch fleißig mit der grauen Holzmütze in der Hand und seine Geschäftsfirma hieß: „Zum armen Invaliden“. Daß ging ziemlich lange gut und wäre noch länger gut gegangen, da scheiterte der Betrieb plötzlich an seiner Mitterlichkeit. Christl hatte nämlich die Tugend besonderer Frauenverehrung. An keinem weiblichen Wesen unter fünfzig

Jahren konnte er vorübergehen, ohne ihm seine wärmste Zutraulichkeit zu bezeigen. Ja, er beabsichtigte im Zusammenhang mit solcher Ritterlichkeit noch in alten Tagen Erneuerung seiner Heldenperson. Ein paarmal hatte man ihm davor seine Unbotmäßigkeit vorgehalten und ihn der Polizei zum Aufheben übergeben. Die Polizei fand sich aber für derlei Dinge nicht kompetent und ließ ihn wieder höflich gebückt herumgehen. Aber es war nichts mehr, seiner Liebe wurde nur Mißtrauen entgegengebracht und seine Holzmütze blieb leer.

Eines Tages — es war in der Vorstadt Jahrmarkt — hatte er sich an die Straßenecke gestellt, einige Münzen gesammelt, dann im Wirtshause drei Gläschen Kirchbrauntwein gekostet und dann an der Ofenecke einem schönen Fräulein den Partiwisch in den Nacken gerieben. Der struppige Schnauzer mußte nicht sein gekraht haben, denn das Fräulein hub ein mächtiges Geschrei an. Da zogen drei Burschen wohl über ihn 'rein und das Ende vom Lied war draußen hinter der Mauer eines Kohlgartens, wo ihn Andreas fand.

Die beiden Alten waren sich schon vorher einigemal begegnet, wobei der Zuvalide den andern allemal seiner herzlichen Verachtung versicherte, weil er — der Anderl — sich mit dem lumpigen Patschenschleien abgab, und wobei der Anderl dem Christl stets Komplimente machte, weil der es verstand, vom Nichtstun so gut zu leben. Heute an diesem Jahrmarkt hatte der Anderl mit seinen feilgebotenen Patschen sehr schlechte Geschäfte gemacht. Immer guckten die Leute den Patschen auf die Sohle und weil diese nicht von Leder war, sondern eben auch nur von Fleckeltuch, so ließen sie die armen Finger allemal zurücksinken auf die Erde. Dem Christl wiederum tat

der Mücken weh, wesentlich ärger als zur Zeit der Aei-  
lungel. — „Welsche Luderu sind's gewesen!“ fluchte er,  
„weil ich ihnen dazumal die Ranon' hab' weggenommen.“

„Nix Ranon'!“ rief der Anderl, „du weißt recht  
gut, warum sie dich — ausgezeichnet haben.“

Und zu dieser Stunde hinter der Mauer war es,  
wo sie die gemeinsame Firma gründeten. Keiner der  
beiden hatte in der weiten Welt einen Verwandten mehr,  
keiner irgendeine andere Lebensaufgabe als etwa die,  
nicht zu verhungern. Sie konnten sich behalten oder  
vergeben wie der Will. Und da hatten sie nun be-  
schlossen: Der Invalide sollte zum Anderl auf seine  
große Stube ziehen, dort sein altes Handwerk austun  
und die tuchenen Fleckelpatschen mit Leder besohlen.

Bevor noch diese gemeinsame Arbeit begonnen, hub  
zwischen den Stubengenossen der Streit an um den  
eiserneu Sparherd, um den Tisch und um die Rammo-  
den. Der Christl konnte es sich nicht gefallen lassen,  
daß er von jeder dieser Sachen immer nur die Hälfte  
haben sollte. War es nicht er, der die Patschen mit  
Leder besohlte? Folglich gehörten ihm vom Herde die  
Hälfte, vom Tische drei Viertel und von der Rammode  
alle Laden. Daß der Anderl anfangs für beide lochte, den  
gemeinsamen Tisch deckte, allerhand Gewandwerk und  
andere Sachen für die Laden hatte, war nicht maßgebend.  
Im Gegenteil, eben weil der Anderl mehr Arbeit und  
mehr Tuchzeug und mehr Geschirrwerk und mehr Son-  
stiges hatte, wollte der Christl die Stubeneinrichtung  
haben. Er locht alles an, doch insgeheim ging es nach  
dem Willen des Patschenmachers. Der durfte diesen Willen  
nur nicht aussprechen, mußte dem Polsterer, der bisweilen  
arg jähzornig war, nur alles gelten lassen, im übrigen

tat er, was er wollte; der andere ließ sich alles gefallen, lebte aber in der stolzen Einbildung, daß er stets Recht behalte. Haushalt und Geschäft regelte sich — immer durch die diplomatischen Winkelzüge des älteren Anderls — allmählich dahin: Der Anderl kochte und stückte; der Christl reinigte die Stube und wusch die Hemden. Der Anderl sammelte Tuchenden, der Christl sah sich nach altem Leder um. Der Anderl stocht die Patschen, der Christl befohlte sie mit Leder, auch schlug er die Schnüringlein ein. Der Anderl trug die fertige Ware auf den Markt und der Christl begleitete ihn stets, weil er Argwohn hegte, der Patschenmacher könne Geld unterschlagen; denn das Geld teilten sie sich, obschon der Christl den Löwenanteil haben wollte, weil Leder teurer ist als Tuch. Der Anderl gab das gerne zu und gab dem Kameraden die größere Hälfte hin, machte sich aber bei dem Einkausen von Milch und Gemüse erkleckliches „Körbchengeld“.

Um diese Zeit tauchte die Streitfrage auf: Was sind wir? Dem Anderl war sie anfangs gleichgültig, aber die ständige Behauptung Christls: „Ich bin Schuster, du bist nix!“ ließ ihn endlich doch Partei ergreifen für sich selbst. „Erstens,“ sagte er, „bist du kein Schuster, weil du keine Schuhe machst und auch keine Stiefel, sondern nur Fledelpatschen befohlst, die auch ohne das Fledelpatschen sind. Und zweitens bin ich nit nix, sondern Fledelpatschenmacher.“

„Fledelpatschenmacher ist nix,“ sagte der Christl mit schneidender Kälte. „Schau nach im Kunstbüchel, ob es eine Fledelpatschenmachergunst gibt. Fledelpatschenmacher sind Peut', die sonst zu nix tangen und die einen Schuster haben müssen, der ihnen die Patschen befohlt.“



Da schwieg der Anderl und sagte wochenlang gar nichts, verrichtete aber musterhaft seinen Teil an Haushalt und Geschäft. Um aber seine Überlegenheit dem Hausgenossen zu zeigen, schrieb er eines Tages mit Kreide auf die braune Thür: „Ich heiß nit Anderl, ich heiß Andreas!“ Worauf der ander oben darüber schrieb: „Ich heiße nicht Christl, ich heiße Chrysostomus!“ Der kleine Alte war wieder übertrumpft.

Weil sie Feinde waren, besuchten sie einander nie. Nur über den Herd und über den Möbeln hin und her kurrten sie sich an und reichten einander die Sachen an Arbeit und Hausrat. Die Betten standen an den Wänden gegenüber, so weit als möglich voneinander entfernt. Alle Woche einmal schleuderte der Andreas seine Wäsche über den Tisch dem Chrysostomus zu, der sie nach ein paar Tagen gereinigt und sogar geplättet wieder zurückschleuderte. Am Herde machte jetzt jeder für sich sein Gericht. Der Andreas in Milch gekochte Erbsen. Der Chrysostomus haßte diese gemeine Speise; er für sich kochte die Milch gesondert und die Erbsen gesondert und schüttete sie erst nachher ineinander. Gespeist wurde an gemeinsamen Tisch. Weil der Chrysostomus dabei immer brummte, so wollte der Andreas seine Essenszeit verlegen; das ließ sich aber der Chrysostomus einmal nicht gefallen und er wartete mit seiner Kost immer die Mahlzeit des Andreas ab. Denn er mußte beim Essen wen zum Ausbrummen gegenüber haben, sonst schmeckte es ihm nicht.

Eines Tages, als der Andreas auf den Markt gehen wollte, war sein brauner Favelock nicht da. Der Chrysostomus war in den Wald gegangen, um Brennholz zu „lausen“ und hatte ihn angezogen. So mußte

der Alte in seiner gestrickten, ziegelroten Wollensoppe ausgehen. Diese kurze Toppe ließ den breiten Rücken allzu frei, so daß man an dem aschfarbigen Beinkleid die großen schwarzen Knöpfe sah, die hinten über's Kreuz hinab — ganz hinab — ihrer fünf in der Reihe standen, wie bei Knaben im ersten Höckerlein. Des grämte sich der Patschenmacher, und weil ihn die Gassenbuben tatsächlich darob auspotteten, so ward er zornig auf den Schuster und beschloß, ihm die Wohnung zu kündigen. Als er heimkam, war der Schuster schon zu Hause und stuchte gräßlich über den Havelock. Dieses höllkreuzsternverdamnte Gewandstück hätte ihn bei einem Paar ins Malheur gebracht! Das im Walde gesammelte Holzbündel hatte er unter dem Mantel sorgfältig geborgen, aber der Mantel hatte hinten an der linken Seite ein großes Loch; dort guckten die Scheiterlein heraus und der Waldhüter nahm ihn fest. Nur dem Umstande, daß auch er ein Veteran war, konnte es zugeschrieben werden, daß er den Kameraden laufen ließ mit dem guten Rat, das Holzbündel ein anderesmal auf der rechten Seite zu bergen, wo der Mantel noch „gut“ war. Da war es nichts mit dem Aufkündigen; der Andreas hatte ihn vielmehr als Märtyrer in gemeinsamen Angelegenheiten zu verehren.

Bärtlich war der Chrysostomus nur mit etlichen kleinen Photographien, die über seinem Bett an die Wand genagelt waren. Die streichelte er manchmal vor dem Schlafengehen, aber die alten Augen des Andreas waren nicht imstande, von seinem Bereiche aus zu erkennen, was die Bilder vorstellten. Einmal, während der Chrysostomus ausgegangen war, Jeder zu „laufen“, wurde der Andreas schwach, schlich auf Zehenspitzen in

den Raum des Nachbars hinüber, um die Photographien zu beschen. Natürlich! Er hätte sich's denken können. Weibsbilder! — In demselben Augenblick trat der Chrysostomus ein. Er stand an der Thür still und starrte den Eindringling an. Dieser schwang sich ganz jugendlich über den Tisch in sein Gelas. Dann duckte er sich hinter sein Bett und dachte: Jetzt gibt's was. „Nur weiter,“ sagte er in recht gemüthlichem Ton, „hab mir nur deine Heiligen einmal anschauen wollen.“

Der Chrysostomus grinste und schwieg. Es war ihm lieb, daß er den Alten — so nannte der Neunund-siebzigjährige den Sechszundachtzigjährigen — auch einmal auf sündigen Wegen ertappt hatte. Er war von diesem Tage an viel freundlicher mit dem Nachbar und einmal bei der Mahlzeit schob er ihm das Salzlöpschen zu: „Magst denn du linde Milch, Andreas? Tu's ein bißel salzen.“

„Dank dir Gott, Chrysostomus,“ sagte der andere, „hab sie eh gesalzen.“

Am selben Tage war die monatliche Teilung der geschäftlichen Einnahme und in der Freude über den freundlich werdenden Kompagnon gab der Andreas dem Chrysostomus um zwei Silbersechser mehr als sonst. Darüber sprang der Chrysostomus wütend vom Sessel auf und stieß diesen auf die Diele, daß einer der drei Füße brach (der vierte war schon früher einmal gebrochen).

„Also betrogen bisher!“ knurrte er. „Wenn du mir heut' mehr geben kannst, warum nit auch früher? Wo du erst gestern gesagt hast, das Geschäft geht immer schlechter!“

„Ich hab dir ja nur a bißel was schenken wollen,“ sagte der Andreas begütigend.

„Von dir brauch ich nix geschenkt!“ kreischte der Chrysostomus und schleuderte die Sechser in den Wandwinkel des andern.

Am nächsten Morgen, während der Fledelpatschenmacher auf dem Gemüsemarkt war, stieg der Schuster über den Tisch und suchte im Wandwinkel nach den zwei Sechsern. Die waren nicht zu finden, hingegen stand in der Flederle mit Kreide geschrieben: „Zu spät, Bruder Chrysostomus!“ Dann fand er in seinem Speisekastel neben dem Erbsensack ein Fläschchen Kirschgeist. Da wußte der Chrysostomus nicht recht, was er jetzt für ein Venchmen aufsteden sollte. Er begann zu ahnen, wie arg der geschmeidige Alte ihm überlegen, und andererseits, wie gut er bei diesem Patschenmacher geborgen war. Er beschloß also, ihm das Salzlöfflein nicht mehr so bereitwillig hinzuschieben und auch nicht mehr zu schimpfen, sondern sich völlig gleichgültig zu verhalten. Er tat's auch etliche Tage.

Da kam ein Frauenzimmer und wollte sich ein Paar Fledelpatschen kaufen. Der Andreas brachte aus seinem Patschenlager, das in einer flachen Kiste unter dem Bette war, etliche Paare zum Ausfuchen herbei, aber der Chrysostomus behauptete vorlaut, diese Frauensperson habe einen besondern Fuß, der müßten die Patschen angemessen werden, und lockte sie in sein Gelass hinüber, um mit einem Streifen Papier das Werk zu vollführen.

„Na, na, Stiefelröhren brauch ich keine!“ licherte das Weibsbild und zog mit beiden Händen den Saum ihres Kleides tiefer hinab. Der Chrysostomus blies durch die lange Nase in seinen Partstrupp, die Kundin aber kaufte dem Andreas ein fertiges Paar ab. Raum sie

zur Tür draussen war, bekam der Schuster seine Mette. Fast zornig verwies der Alte ihn zur Gottesfurcht und guten Sitte.

„Halt's a' samm!“ rief der Neunundsiebzigiger, „bist nit auch du einmal jung geweest?“

„Wenn mir so was noch einmal vorkommt!“ drohte der Patschenmacher.

„So will ich wenigstens alle Tag mein' Schnaps haben!“ begehrte der Chrysostomus.

„'s wird auf deinen Lebenswandel ankommen.“

Daraushin wurde dem Schuster ganz heimlich. Wie einst in seinem Vaterhause. Er war schier gerührt über die erzieherische Fürsorglichkeit des Alten und murmelte: „Vielleicht bringst mich doch noch auf gleich — wenn ich Schnaps gung han?“

Bisher ist nur das Alltagsleben der Flederspatschenfirma angezeichnet worden. Ganz ungehörlich verschwiegen wurden aber die großen Tage, die diese zwei alten Leute in ein hohes Reich hoben. Jeder von ihnen hatte im Jahre einmal einen großen Tag. Die Veteranen der Stadt feierten alljährlich am Tag: des Auszuges aus Italien ein großes Siegesfest. In ihrer flotten grauen Uniform, mit ihren besetzten Hüten, behändert und auf der Brust Medaillen — so marschierten sie bei klingendem Spiele hinter der Fahne drein, zuerst durch lange Straßen in die Kirche zur „Feldmesse“ und zum „Gottesdienste“, dann durch lange Straßen ins Wirtshaus zu Festessen und zum Tanz. Zu den Veteranen nun gehörte auch der Chrysostomus und das war sein großer Tag, für den er sich stets wochenlang rüstete und von dem er nachher wochenlang in stolzer Begeisterung

sprach. Seine Uniform lag das Jahr über im Versahamt, doch zur Siegesfeier wußte er sie allemal wieder herauszukriegen, obschon sie wie er mit Befriedigung gestand — längst verfallen war.

Der Schuster hätte für sein Leben nichts sehnlicher gewünscht, als daß sein Stubengenosse, der Patschenmacher, ihn einmal bei solchem Siegesfeste als funktionierenden kaiser- und königlichen Veteran sehen könnte; daß müßte ihm bei dem Alten Respekt verschaffen. Aber für sein Leben brachte er es nicht über sich, diesen Wunsch auszusprechen. Der Andreas hörte immer schweigend zu, wenn er von seinem großen Tage erzählt, und hatte dafür nur wohlwollende Geringschätzung. Was war das im Vergleiche zu seinem großen Tage! Wenn Seine fürstbischöfliche Gnaden vor ihm — dem Andreas — niederkniet und wenn er — dieser Andreas — dann mit den Zwölfen das Abendmahl feiert! Ja — der alte Fledelpatschenmacher gehörte zu den zwölf ältesten Männern der Stadt und war seit einigen Jahren schon bei der Fußwaschung zur Osterzeit. Wenn der Vorabend kam und er sich mit besonderer Sorgfalt rasierte und seine weißen Haarreste strahlte und das feierliche Bad nahm und das schwarze Festgewand hervortat — denn feins war nicht im Versahamt — da hatte der Schuster nur ein Achselzucken.

„Es ist in der Kirche,“ sagte ihm der Andreas einmal, „kann zuschauen wer will.“

„Daß glaub ich,“ antwortete der Chrysostomus, „daß es nit überfüllt sein wird, etwan wie bei uns, wo bei der Feldmess Leut totgedruckt werden und auf der Straßen stehen sie links und rechts, als tat der Kaiser daherreiten, so viel Leut!“

„Wem's Freud macht!“ sagte der Andreas wegwerfend.

Insgesheim aber hätte er gern einmal den Veteranenfestzug geschaut, wo sein Kompagnon dabei war, und der Schuster hätte ebenso gern den Bischof vor seinem Hausvater knien gesehen.

In diesem Jahre, als der Siegestag nahte, sagte der Schuster gar nichts, sondern rief dem Alten, mit einer Tracht Fleckelpatschen auf den Markt zu gehen, masien viele Landleute in der Stadt wären. Er selber wolle sich nach frischem Leder umsehen. Weil das so klug und freundlich gesagt war, ging der Andreas mit Patschen aus und begegnete unterwegs — dem Veteranenzug. Er wollte sich hinter der Menge ducken, aber der Schuster hatte ihn schon gesehen, obzwar er sich stellte, als wären ihm alle Fleckelpatschenmacher der Welt — einfach nichts. Er schritt in der Ehrenfront, knapp hinter der Fahne, bei den Juvaliden. Er ging unter seinem hochgefederten Hute sehr gebückt, schwerfällig auf einen Stock gestützt — denn heute war der Blessierte Trumpf und Frauen und Mädchen aus dem Volke bewarfen die Krüppel und ergrauten Tegen mit Blumen. Dem Andreas wollte Wasser aus den Augen brechen — das wäre noch schöner, wenn's dieser hoffärtige Schuster merkte, daß jemand um ihn Freudentränen weint!

Der Zug marschierte ins Wirtshaus, dessen Thor mit einem Fichtenkranz und schwarzgelben Fähnlein geschmückt war. Dort stand auch schon allerhand Frauenvolk. — Na! dachte sich der Andreas und lehnte mit seiner Tracht Fleckelpatschen heimwärts.

Am nächsten Tage ging es bei dem Chrysostomus einigermaßen unglatt her. Er war erst am Morgen, als

es schon tagte, heimgekommen. Nun lag er, noch angetan mit seinem schönen „Kaisergewand“, zeitweilig im Bett und schnarchte, zeitweilig torkelte er zur Thür hinaus und stöhnte.

Die Tage, die nun folgten, waren wieder wie sonst. Nur ein wenig kümmerlicher, weil das Geschäft von Woche zu Woche schlechter wurde. So daß der Armenverein eine Kommission hergeschickt hatte, um zu erwägen, was mit den zwei Greisen, die schon lange den Wohnungszins nicht bezahlen konnten, zu machen sei. Der Andreas redete zum Genossen kein Wort von dem Festmarsche; der Chrysostomus konnte diesmal erst recht schweigen, wußte er doch, daß er in seiner Herrlichkeit gesehen worden war.

Drei Tage vor Ostern zog der Andreas seinen besten Menschen an und ging in die Bischofskirche. Dort wurde ihm ein weißes Kleid umgeworfen und er setzte sich in die Reihe der zwölf Ältesten, die ebenfalls im weißen Gewande der Reihe nach saßen.

In den Kirchenbänken saßen Andächtige und Zuschauer und darunter — Andreas sah ihn auf den ersten Blick — sein Schuster. Und zwar wohl gewaschen und gekämmt und im Veteranengewand! Jetzt hätte er am liebsten aufstehen mögen, nackten Fußes, wie er war, hingehen und dem Chrysostomus um dem Hals fallen. Aber es nahte schon die Geistlichkeit. Als der Bischof seine Füße mit Wasser begoß, empfand er eine übergroße Weihe, aber er hätte nicht sagen können, was ihm größer war, die Ehre, die der Kirchenfürst ihm antat, oder die Ehre, daß sein ruppiger Stubengenosse im Veteranengewand erschienen.

Nachher beim Liebesmahle aß er nur wenig, sondern



legte sein Teil am Fische und am Osterbrote auf sein blaues Sacktuch, um es dem Bruder heimzubringen. Von diesem Tage an, das sagte er sich, war der Christl sein Bruder. — Vieles tat die Herzenserhebung und einiges der halbe Liter Wein, der ihm zugeteilt worden — ganz glücklich trat der Greis am Nachmittage den Heimweg an. Die ganze Stadt war ihm wie eine Kirche und als er die dunkle Treppe hinaufstieg zu seiner Wohnung, da war ihm, als nahe er einem stillen heiligen Tempel Gottes. Als er hinein wollte, war die Tür verschlossen. Der Chrysostomus, der den Schlüssel hatte, mußte ja doch schon lange zu Hause sein. Er rüttelte an der Tür und nahm wahr, daß sie von innen verriegelt war.

Da pochte und rüttelte er heftig, bis sie sich aufth. Der Schuster war zu Hause. Auf dem Tisch standen Vhsachen und unter dem Tisch lauerte — ein Frauenzimmer.

„Alter Gaisbock, gottverdammter!“ leuchte der Andreas in plötzlich ausbrechender Entrüstung.

Über diese dumme Wut begann es im Kopfe des Schusters plötzlich zu wirbeln; er erwischte den eisernen Feuerhaken. Der Andreas flüchtete zum Fenster und riß es auf, um nach Hilfe zu rufen. Der Chrysostomus stürzte auf ihn, packte ihn an den Reinen, hob ihn und warf ihn hinaus . . .

Als der Schuster sich hierauf in der Stube umsieh, war auch das Frauenzimmer nicht mehr da, das von der wohlthätigen Hausfrau geschickt worden mit einigen Lebensmitteln. Er war allein. — Einen Augenblick stand er still. Zu seinen Ohren klang es, als ob man Stimmschlüssel aus Eisen geschlagen hätte. Nun hub es an zu kreisen in seinem Kopf, es kreifte die Stube.

Zur Thür taumelte er hinaus, die Treppe hinab. Er lief durch die Gassen, lief schneller als sonst und gebückt — ohne Hut und Rock. In gestreiften Hemdärmeln ruderle er mit gekrümmten Armen dahin. Einen Wachmann hatte er gefragt, ob er ihn zum Gericht begleiten wolle oder ob er allein hingehen müsse? Der Wachmann antwortete: „Gehn's nur allein hin.“

Und dem Richter sagte er es: „Macht mit mir, was ihr wollt, ich hab' einen umgebracht.“

Da gingen ein paar Herren und ein Gendarm mit ihm und er sollte ihnen zeigen, wo der Ermordete liege. Aber Chrysostomus jammerte: „Ich kann ihn nicht anschauen. Es ist mein liebester Mensch gewesen.“ Und dann schlug er sich die Faust ins Gesicht und gröhlte vor Verzweiflung. Dennoch mußte er mit den Männern, bis sie im großen Hofe des Hauses standen, in dem hoch oben seine Wohnung war.

„Da muß er liegen!“ stieß er mit vor Entsetzen gedämpfter Stimme hervor und zerrte den Untersuchungsrichter an die Stelle, wo der Andreas herabgefallen sein mußte. Aber er lag nicht da. Jetzt schaute er hinauf zu den Dachsenstern und da oben in der Dachrinne hochle in seinem Festgewand der alte Fledelpalschenmacher. Dort hielt er sich fest und rührte sich nicht, bis ihm vom Dachfenster aus die Seilschlinge zugeworfen wurde.

Der Chrysostomus war auch schon oben und wartete in der Stube, um vor dem hereingeseilten Freund sogleich auf die Knie zu fallen und ihn um Verzeihung bitten zu können. Aber als der Palschenmacher am Fenster erschien und vom Gendarmen hereingeholt wurde, vergaß er seines guten Vorhabens und hub an zu janken: „Nau, alter Schragen, ist dir jetzt leichter, weil d' uns so g'soppt

hast? Ein sauberer Freund! Denken hält' er mich lassen! Vom Dach aus zuschau'n, wie s' mich als Mörder ausknüpfen! Zwanzig Jahr lang hab' ich ihm seine Patschen ang'sohlt, daß er sich sein Erbsenloch hat können laufen. Das ist der Dank dafür."

Der Andreas verstand das nicht. Er wußte in seinem Duse! gar nicht, um was es sich handelte.

Erst am Abend, als die beiden Alten verbroffen an ihrem Spatzerde saßen, der eine hüben, der andere drüben, sagte plötzlich der Chrysostomus: „Anderl, bist böß?"

„Wegen's Weibsbild?"

„Wegen's Fenster, mein' ich. Ist a Dummheit g'west."

„Weil d' a Narr bist!" sagte der Andreas.

Das letzte Gespräch war's, so die beiden Stubengenossen miteinander geführt. Schon am nächsten Tage wurden sie abgeholt — der Andreas ins Armenhaus, der Chrysostomus ins Invalidenheim.

Dort geht es beiden gut. Doch seufzt manchmal der eine wie der andere: „'s wär' alles recht, nur mein lieber Bruder sollt' noch bei mir sein."

## Vom Vogel, der sein Nestkvertan und es nimmermehr finden kann.

Franzenshütte, am 18. April 19\*\*.

Liebe Eltern!

**I**ch bin gut angekommen dahier. Der Patrik Kornhofer (hier nennen sie jeden beim Schreibnamen) hat auf dem Wahnhof schon auf mich gewartet, mit noch zwei anderen Genossen. Ich hält den Trihl schier nicht mehr erkannt in seinem schwarzen Stadtgewand. Wie ein Herr, wenn er die rot Halsmaschen nicht hält. Drauf in die Trakterie zum Mittagessen und nachher Zimmer suchen. Ich hab derweil ein kleines bei einer Spulerin genommen, weil ihr Mann fort hat müssen, wegen des letzten Streiks. Und erspart sie's derweil. Eigentlich hat der Trihl bei ihr gewohnt, aber weil ich ihr's gesagt hab, daß er über sie schlecht redt, so hat er ausziehen müssen und ich hab das Stübel. Ich zahl pro Monat 7 Gulden, ist auch die Bedienung dabei. Waschen tut sie mir auch. Daheim wär das viel Geld, hier ist es wenig, weil ich mir im Tag 1 Gulden 60 Kreuzer verdiene. Bei 10 Stunden Arbeit, die andere Zeit ist man frei. Ich kann mir im Jahr leicht ein paar hundert Gulden ersparen und leb dabei wie ein Graf. Hab mir mit

dem Trihl auch schon die Stadt angeschaut, und bin in Arbeit gestanden in der Holzpapiermühl, ein kinderleichter Dienst. Hab nur dazustehen und auf die Maschin aufzupassen, immereinmal einen Hebel rücken, immereinmal einen Polzen ölen, immereinmal eine Schraube anziehen. Übrigens arbeitet die Maschin ganz allein. Seid so gut und schicket mir das Kupferl nach, wo das Zeuggewand drinnen ist. Und beschlicße mein Schreiben mit vielen Grüßen, auch an die Mutter.

Euer dankbarer Sohn Karl Waldenbacher.

Hochtraith, am 5. Mai 19<sup>oo</sup>.

Lieber Karl!

Euer dankbarer Sohn schreibt. Ein wahrer Spott, wo Du uns jezt in unseren allen, mühseligen Tagen verlassen kannst. Geh't's Frühjahr zu End und haben noch nichts angebaut und wissen uns nit zu helfen und die Leut lachen uns aus, daß uns der Rub ist davongelaufen. Was die Mutter seither Tag und Nacht zusammenweinen tut, ist nit zu sagen. Geh's Gott, daß es Dir gut geht in der Fremd, verdienen tußt es nit drum, wie Du das hast tun können. Bis in zwei, drei Jahren Dein Bruder vom Militär heimkommt, so lang werde ich die Wirtschaft wohl nimmer derhalten können — wie ich jezt auch schon kränklich bin. Die Leut sagen: Im Hochtraithhof muß das siebzehnjährige Dirndl jezt der beste Mann sein, weil der Ältest und der Stärkst ein Fabrikantenknecht geworden ist. Ein solches End muß es nehmen mit diesem Hof, wo seit schier dreihundert Jahren die Waldenbacher haben gehaust. Bin schon ganz verzagt und wär's mir schier am liebsten — meiner Seel —

wenns mich abi tragenen. Das Kupferl mit dem Gewand wirst erhalten haben. Die Mutter laßt Dich grüßen und sagen, Du sollst auß Beten nit vergessen. Dein Vater Urban Waldbacher.

Franzenshütte, am 2. Juli 19\*\*.

Liebe Eltern!

Mache Euch zu wissen, daß es mir gut geht und ich mir's nicht besser wünschen kunnt. Bei der Maschin linderleichte Arbeit vergleichs zur Mahd, was bei euch daheim jezt sein wird. Und haben wir noch Lohn-erhöhung herausgeschunden, weil wir all zusammenhalten und sonst die Arbeit einstellen täten. Hier ist's teuer zu leben und das Zimmer will man sich auch anständig einrichten. Einen Spiegel und ein Sofa hab ich mir angeschafft, nit teuer und in Raten zahlbar. Mittagessen nehm ich in der Trakterie, Frühstück und Nachtmahl kocht mir die Frau Hirschler, was die Spulerin ist, weil ihr Mann fort ist. In Franzenshütte sind unser an 2400 Arbeiter, auch Böhm und Krowaten dabei, wo man nit ein Wort versteht. Franzenshütte heißt's, weil die vielen Fabriken und Werkstätten von der Eishütte herkommen, die vor hundert Jahren zu Zeiten des Kaisers Franz hier erbaut ist worden. Auch ein Hochofen dabei, damals; und wie schaut's jezt aus! Eine ganze Stadt mit über achtzig Schloten, und den Rauch darüber kann man meilenweit sehen! Der Besitzer heißt Herr von Glotter und soll an 20 Millionen reich sein. Er könnt einen Palast aus Gold haben, sagen die Leute, aber er bewohnt mit seiner Familie ein ganz einfaches Gebäude und lebt bürgerlich, weil er sich vor den

Arbeitern fürchtet. In Amerika soll ja auch kein Unterschied sein, wie Arbeitgeber und Arbeiter leben. Wenn ich mir denke, was die Arbeiter jetzt für Herren sind und wie es bei den Bauern zugeht, da gereut's mich wohl keinen Augenblick, daß ich mir's besser gemacht hab. Deswegen hat mir Euer Brief wohl getan, daß Ihr Euch so kränkt meinetwegen. Ihr sollt auch schauen, daß Ihr loskommt von der alten Elendhütte. Dem Thomas, wenn er vom Militär fertig ist, dem wird gewiß auch nix drum sein, der geht sicher auch in die Fabrik. Und der Schwester Susi geht's als Stubenmädcl in der Stadt hundertmal besser, wie als Bäurin, und kann bei ihrer Sauberkeit noch ein Glück machen. Der Kornhofer sagt, er wollt ihr leicht einen guten Ort verschaffen.

Was gibt's Neues zu Haus? Ich laß alle Bekannten schön grüßen. Und tut mir das Herz nit schwer machen mit Eurem Jammern, zu ändern ist's nit. 's ist einmal der neue Lauf so, und daß die Aularen endlich einmal über sich kommen. Wir haben oft Versammlungen, wo wir Bildung lernen und wo wir aufgestellt werden über vieles, von dem ein nütiger Bauersmensch keinen Tuns hat. Tut Euch lieber freuen, daß es Euren Kindern besser gehen wird, als es Euch ist ergangen, und die Susi soll mir auch einmal schreiben.

Karl.

Frauensthütte, am 22. Oktober 19<sup>ter</sup>.

Liebe Schwester!

Wir scheint, Du schaust Dich jetzt für Deinen Bruder, weil er Fabrikantenknecht ist worden. Weil Du mir gar nit schreibst. Wegen meiner. Ich bin  
*Neßgott, Kallst und von Hebe leben.*

mit so stolz, wenn ich's auch ein bißel sein kunnt. Der Tag wird mich gestreuen, wo ich euch ins Unrecht werd sehen. Bei mir wird's alle Tag besser. Ich hab eine Arbeit, die ein Halterbub kunnt verrichten. Zwei Maschinen kunnt ich leicht versorgen auf einmal, aber unsere Obergengenossen erlauben das nit. So lann ich bei meiner Arbeit Zeitung lesen, sonst wär's zum Vertrotteln dabei. Muß Dir doch einmal so eine Zeitung schiden, da wirst Dich stannen! Gestern in der früh haben wir, was uns Maschiner sind, haben wir unser besseres Gewand angelegt, sind zum Fabriksherrn gegangen und haben gesagt, nit einen Handgriff kunnten mir mehr tun, wenn er uns nicht 2 Gulden 50 Kreuzer wollt geben. Getan hat er's, denn er hat jezt eine Bestallung, wo er groß straszahlen tat müssen, wenn er sie nit kunnt einhalten. So muß man den Vorteil ausnuhen. Denf dir, verdien ich mir jezt das Monat über 60 Gulden. Mehr als die Halbscheid von uns verdient noch viel besser. Wir werden ihnen schon nachkommen; nächst Frühjahr, heißt's, kommt der große Streik. Eine Guldenstunde und Achtstundentag!

Ich schid dir da meine neue Fotografie — was sagst dazu?! Mir scheint, so hat man sich in Graith die Fabrikantenknecht nit vorgestellt! Das Gewand hat 82 Gulden gekostet und die Uhrkette 25 Gulden. Bei Versammlungen, wenn eins dabei sein muß, immereinmal auch eine Unterhaltung, da heißt's anständig beieinander sein, das wirst ch verstehen. Einmal sollst mich halt besuchen, liebe Susi, gefallen tāt's Dir schon da; will Dir was sagen, Du taugst so wenig ins Panernvoll, als wie ich. Der-



weil tu halt schön auf die Eltern schauen, möcht sie eh wieder einmal sehen, voraus die Mutter; vielleicht außs Jahr einmal. Ich lasse sie schön grüßen und Dich auch und schreib mir, ob Du noch alleweil wachsen lüst und säuberer wirst.

Dein getreuer Bruder Karl.

Hochraith, am 3. Mai 19<sup>te</sup>.

Lieber Bruder Karl!

Ich tu mich erst heut für Dein Bildnus bedanken, was Du mir vor einem halben Jahr geschickt hast, indem ich schwer zum Schreiben komme. Aber das muß ich Dir wohl sagen, Dein Gesicht paßt besser in einen Bauernloden als in ein Herrenluch. Dast Du kein Herr bist, sieht man Dir doch an, da launst Du Dich gewanden, wie Du willst. Dast es Dir gut geht, gehts mich, von uns kann ich dasselb wohl nit sagen. Erstens war der Winter hart und haben nit genug Brennholz beim Haus gehabt, weil's der Vater im Herbst nit bermachen hat mögen. Beim Kälteleiden ist uns die Mutter krank worden und kann sich jetzt frei nit bersangen. Immer ein Stüdel Fleisch, wenn sie kumt haben, sagt der Arzt, aber kein Kreuzer Geld, wo uns eh die Leut wieder so plagen, denen wir schuldig sind. Hebt auch die Sparlasse wieder an und will uns den Hof verlizittieren lassen, wenn wir bis ersten Juli nit zahlen können. Da meint der Vater, ich soll Dir's schreiben, vielleicht, dast Du einen guten Rat tatst wissen, indem Du ja so gut verdienst. Dast Rich ist schon fort, bis auf zwei Rüh und gehört eine davon auch nit mehr unser. Anbauen haben wir dies Frühjahr gar nit mehr können, weil kein Arbeits-

kraft da ist, und der Vater meint, daß ja so, alles verkauft oder vergantet werden wird müssen. Haben sich auch schon Käufer angefragt, wollen aber frei mit hergeben. Einer — ein Baron — wär nit zu Flug, wenn er auch drei oder vier Nachbarn dazukriegen tät, daß er ein Jagd hätt. Aber die Nachbarn sind noch nit ganz fertig. Wir können uns nimmer derhalten, wenn nit bald ein Hilf kommt. Jetzt hab ich Dir aber recht vorgejammert, lieber Bruder, und mir geschieht selber hart, daß ich Dir Deine guten Tage so muß verwüsten. Wir grüßen Dich alle, voraus die Mutter, empfehlen Dich dem Schutze Gottes und ich verbleibe

Deine liebende Schwester Susanna.

Franzensthütte, am 20. Mai 19<sup>ter</sup>.

Lieber Bruder Thomas!

Seitdem wir im vorigen Herbst uns hier so zufällig und gut begegnet haben, weiß ich nichts mehr von Dir, hoffe wohl, daß es Dir gut geht in Laibach. Von mir kann ich nicht viel Neues und Gutes berichten. Von daheim hat mir meine Schwester geschrieben, daß die Mutter kränklich ist und daß die Schulden so drängen. Und mein ich, ob Du nit ein paar Gulden Geld schicken könntest, daß die Mutter sich wenigstens inmereinmal einen nahrhaften Pissen kunn gunnen. Mich klemmt's jetzt selber. Ich hab mich mit meiner Wohnungseinrichtung zu weit eingelassen, hab die Katen nicht zahlen können und jetzt wollen's mich pfänden. Verdienen hab ich mir in der letzten Wochen auch nit können. Aber vorher Reute zahlen an die Genossenschaftskasse, das wohl. Weil

alles hat streiken müssen. Das war einmal umgekehrt wie bei uns daheim, wo wir Schläg' Triegt, wenn wir nit haben arbeiten wollen. Bei dem Streik ist jeder gehaut worden, der gearbeitet hat. Sind ihrer viele zum Notleiden gekommen, voraus, wer Weib und Kind hat. Und wär's schon bald so weit kommen, daß wir dem Herrn Glotter seine Wertheimer untersucht hätten, weil so einer, den die Arbeiter reich gemacht haben, sie mit Weib und Kind verderben laßt. Unser zwölf sind ihm schon in die Kanzlei und ich bin so wild gewest, daß ich ihm hab an die Wange gespußt! Heut bin ich froh, daß die Gendarmen kommen sind, wer weiß, was sonst geschehen wär. Genugt hat's allmiteinander nig. Teuf' Dir, was wir ausgerichtet haben. Unser Fabriksherr hat alle Gewerkschaften eingestellt, in ganz Franzenshütte geht kein einziges Rad. Hat der Herr von Glotter alles stehen lassen wie es steht und ist mit der ganzen Familie fort, man sagt nach Paris, oder wohin. Ist überhaupt so ein Krach gewesen, wirst eh gehört haben. Gott sei Dank, daß ein Soldat vom Krach nichts spürt. Aber das Schreckliche ist, daß auch sonst überall die Fabriken zugesperrt werden. Die Herren reden sich auf die Streiks und die großen Forderungen der Arbeiter aus und sagen, beim Zusperrn täten sie am wenigsten verlieren. Ich weiß auch nit, wohin. Dann ist Dir bei mir noch ein Teufel los. Von der Frau Pirschler hab ich Dir erzählt, wenn Du Dich erinnerst. Die hat ein Kind bekommen und will das Frauenzimmer, ich sollt Milchkreuzer zahlen. Heut bei der Nacht will ich abreisen ins Oberösterreichische, in Stadt Steyr, höre ich, sollen sie noch Leut brauchen. Wenn's dort auch nig ist,

dann weiß ich nicht. Da hat's der Bauersmannsch im Grund doch besser; den mag's zwicken, aber verhungern tut er doch nit.

Du wirst auch froh sein, wenn Deine Jahr aus sind. Wenn ich Dir raten darf, denk an ein eigenes Hättel, daheim in Hochtraith oder anderswo. „Mein ober mein“, hat ein alter Arbeiter zu Franzenshülle über sein Haus'är schreiben lassen. Jetzt ist er von der Genossenschaft ausgeschlossen worden. Besser geht's dem Patrik Kornhofer, von Untergraith, weist. Der laun's Maul gut brauchen, ist genossenschaftlicher Wanderprediger worden und steht sich gut dabei. Daß er seit zwei Jahren schon über ein Tugend Streiß zusammengepredigt hätt, tut er sich prahlen. Na, halt ja, jeder wie er laun, sag ich allweil. Meine silberne Uhr, Bruder, wenn Du haben willst. Dir verlauf ich sie am allerliebsten, weil ich denk, daß Du mir weniger sparsam sein wirst, wie ein weltstrender Mensch. Sobald ich einen Platz han, sollst gleich von mir hören. Bleib gesund und vergiß nit auf

Deinen Bruder Karl.

Lieber Karl!

Daß Du gar nix von Dir tußt hören lassen. Beim Leben bist, das hat mir der Thomas geschrieben. Hätt Dich gern noch einmal gesehen. Mach Dir zu wissen, daß ich halt immer bissel kränklich bin und wir jetzt im Dorf Untergraith eine Stuben haben aufgenommen, weil der Vater den Hof verkauft hat. Wenn's sein kunn, einmal noch, mein Kind, daß Du Deine alten Eltern wolltest heimsuchen. Ich beschlich

mein Schreiben, wirst meine Kraker eh hart lesen können. Behüt Dich Gott und unsere liebe Frau!

Deine Mutter.

Dorf Untergrath, 10. August 19<sup>ter</sup>.

Lieber Bruder Karl!

Heut hab ich Dir halt wohl nix Gutes zu vermelden. Aber nach der Reih. Vor paar Monaten ist ein fremder Herr gekommen, hat in der Gegend herumspesuliert, ist auch zu uns gekommen und hat dem Vater das Gut abgelaust. Unsern lieben Hochgrathhof. So viel, daß gottlob und Dank alle Schulden können bezahlt werden und noch ein paar Gulden überbleiben für die alten Eltern. Aber gleich ausziehen, weil das Haus und alles ganz umgebaut wird. Der neue Besitzer muß von der Wienerstadt her sein und reich, und sagt, er wolle Bauer werden und selber arbeiten wie ein Bauer mit seinen drei Buben, wo zwei davon Studenten sind und einer schon Doktor. Haben wir im Dorf halt gleich eine Wohnung gemietet und denk Dir's, mein lieber Karl, wie die Mutter im Hochgrathhof bei der Tür hinausgeht, schaut sie noch einmal zurück in die Stuben hinein und fällt um wie ein Stück Holz. Aller toter ist sie in's fremd Heim tragen worden und neben meiner liegt sie auf der Bahr, wie ich Dir jetzt den Brief schreib. Übermorgen, Samstag um 9 Uhr ist das Begräbniß. Der Thomas kommt. Wo wird dieses Schreiben herumwandern; bis es Dich findet, wächst vielleicht schon das Gras auf ihrem Bett. Der Vater sagt nix weiter, aber man kennt ihm's wohl an, wie ihm ist. Jetzt will ich halt bei ihm bleiben und ver-

dien ich bißel was mit Nähen, so wird's schon gehen. Aber Du wirst Dir's wohl nit gedacht haben, wie Du vor Jahr und Tag so lustig davon bist, daß es ein solches End sollt nehmen. Der Vater redt nix mehr von Dir, aber die Mutter — der bist wohl alleweil ihr Perzarterl geweest. Ich bin Dir nix neidig um Dein Heu und Leid, die Du jezt haben wirst. Mein alt Gebetbüchel, hat sie oft gesagt, das soll der Karl haben. Wirst Dir's nit verlangen. Das wurd ein schönes Gelachter geben, wenn Du in eure Soziversammlung mit dem alten Gebetbüchel Deiner Mutter tust kommen. Ich hab Dich immer gern gehabt, mein lieber Karl, aber jezt verlang ich mir nimmer so arg nach Deiner, weil Du uns so hast verlassen können. Schön reden, ja, das launst, aber geschickt hast nit einen Kreuzer. Ich wünsch Dir nix Schlechtes und verbleib Deine aufrichtige Schwester  
 Enfanna.

Mehrere Monate erst, nachdem dieser Brief geschrieben worden, gelangte er in die Hände Karls. Dieser — bei der großen Industriekrisis — konnte nirgends Arbeit finden. Die politischen Zustände hatten eine ganz ungeahnte Wendung genommen. Man brauchte nichts mehr. Nur zu essen wollten die Leute haben. Überall fast waren die Fabriken geschlossen und über den Industriorten war die Luft so rein, daß wieder das Nadelgehölze anhub zu gedeihen. Man schien aller Unternehmungslust müde zu sein und es ward Lebensart, von ländlicher Idylle zu schwärmen. In Gärten und auf kleinen Landgütern zerstreuten sich die wohlhabenden Städter, das Adern und das Pflanzen

ward zum Spotte. Kaufleute, Advokaten und Professoren gingen zur freien Zeit aufs Land, um zu adern, zu pflanzen und zu ernten. Die frei und selbständig waren, blieben endlich ganz draußen und pflegten ländlicher Arbeit und ländlicher Vergnügungen. Sie wollten nicht bloß Bauern scheinen, sie wollten es auch sein. Manches gräßlich Blut wollte sich noch höher adeln und schritt hinter dem Pfluge her, ihn mit starken Armen leitend den langen Tag. Manches hysterische Dame, die in allen Kurorten Europas elend und elender geworden war, bekam beim Heutheuen und Kornschneiden rote Wangen, frische Augen und Schwielen an der Hand. Mit diesen Schwielen paradierten sie, so wie sie sonst mit Ringen und Haarschmuck und erotischen Fächern paradiert hatten. Kein Mensch zog mehr Handschuhe an, als etwa solche, die an den Händen keine Schwielen aufzuweisen hatten.

Und die Tausende und Tausende von Fabrikarbeitern? Viele haben sich zurückgefunden zu den ursprünglichen Gewerben, zu ihrem Bauernstand. Aber noch mehreren ist dieser Weg verlegt gewesen. Von Stromervoll hat man gehört, von Gewalttätigkeit, Diebstahl und Schlimmerem. Die Starkmütigsten sind ausgewandert. Aber es verging Jahr und Tag, ehe sich die Überslut der früher in hundert Fabriken verdämmten Arbeiter verlaufen hatte.

Karl Waldeubacher hatte sich lange tapfer durchs Land geschlagen, hier als Kohlenarbeiter, hier als Erdgräber, hier als Lastträger — aber nirgends mit Bestand. Das schöne Gewand wurde immer verschliffener, das Gesicht immer ruppiger. So herab kam er, daß ihn das Wandern ermüdete, obschon fast nichts mehr mitzu-

schleppen war. Die brotlosen Arbeiter waren nachgerade ein Schrecken des Landes geworden. Die sorglosesten Tage für Walzenbacher waren jene, als er im Arrest saß, weil er wiederholt auf Erbsäpel- und Feldrübindiebstahl erlappt worden war.

Und im Arrest zu St. Pölten war es, wo er den Brief vom Verkauf des Heimathauses und vom Tode der Mutter erhalten hatte. In diesem Augenblicke, als er Vaterhaus und Mutterherz verloren, kam es ihm das erstemal klar zu Sinn, daß er es besessen. Vater und Bruder schrieben ihm schon lange nicht mehr, die Schwester hatte ihm nun den erbarmungslos herben Brief geschickt — es würde wohl auch von ihr der letzte sein. Nun war er abgetan — verlassen und verloren.

Er rüttelte stuchend an der Thür. Der Gefängnißwärter kam und sagte lachend: „Was habens denn? Sind eine Woche gefessen, so werdens die halbe Stund wohl auch noch erwarten. Um zwölf Uhr geht's ja eh aus. Jetzt is's halber.“

Es war just noch so viel Zeit, daß er sein Suppenfleisch mit Knödeln und Kraut essen konnte. „Essens Thnen ordentlich an, daß 's nit gleich wieder Kläben stehlen müssen!“ Mit dieser Lehre entließ ihn der Aufseher.

Der Walzenbacher ging, wußte aber nicht wohin. Seine Beine wußten es, sie nahmen einen Weg, der dem Gebirge zuführt — ins Heimathland. Er konnte jetzt nur eins denken: Heimat!

Walbbeeren aß er unterwegs und in Heuhütten schlief er. In den Häusern sperrte man vor ihm die Thüren zu. Nur bei einer Holzschuthütte hielt eine dürre Hand zum Fensterlein ein Stück Brod heraus, ohne daß



er darum angehalten hatte. Am dritten Tage war er in Untergrailth.

Er wartete im Schachen bis es dunkel wurde, dann ging er ins Dorf und fragte einen Knaben nach der Wohnung des alten Hochgrailthosers. Die Schwester, als sie ihn sah, barg sich in den Herdwinkel, verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze und weinte. „Mein Gott, jetzt ist er da!“

Der Vater — alt und gebrochen, voll grauer Bartstoppeln das Gesicht — stand gelassen da und reichte ihm die kühle Hand. Und sagte nichts als gegen die Küche hin: „Susel! Zum Essen wird er was mögen.“ Und nach der Sättigung: „Platz haben wir halt nit viel. In der Kuchel, wenn du schlafen willst auf dem Fleck.“

Am nächsten Morgen, noch bevor es tagte, schlich Karl aus dem Hause. Allein wollte er auf den Kirchhof gehen, nicht mit der Schwester. Das Morgenrot schien auf das Holzkreuzlein mit dem Namen „Johanna Waldenbacher“.

Er stand da und wartete auf eine große Nahrung. Aber sie kam nicht. Auf der Brust lag ihm der schwere kalte Stein und blieb liegen. Er trug ihn wieder mit sich davon.

Er ging höher ins Gebirg hinauf die altbekannten steilen, steinigen Wege. Ein Hirt, der zu seiner Herde ging, holte ihn ein, blieb stehen und sagte: „Zehl weis ich nit, bist du's oder bist du's nit. Der Hochgrailthosers Karl?“

„Wird nit weit geseht sein.“

„Tenst, Teust, wie du schiecht ausschaust!“

„Weil ich krank geweest bin. Ja, mein Mensch,

mich hat's arg herabgerissen. Jetzt brauch ich Hochgebirgsluft. Eine, die man von Kind auf gewohnt ist, sagt der Arzt, wär am besten. Deswegen gehe ich jetzt hinaus in den Hochgrathhof."

"Willst leicht dort als Knecht einstehen?" fragte der Hirt.

"Vielleicht, daß ich unterweilen ein bißel was arbeite," antwortete Karl, der es nicht zugestehen wollte, wie es mit ihm stand.

Aber der Hirt merkte es doch. "Weiß nit, ob der neue Hochgrathhofer viel Knechte braucht," sagte er. "Der arbeitet ja alles selber mit seinen Herren Büben. Wohl, wohl, man muß sagen, Herren Büben! Sollen ja durch und durch studiert sein, hört man und zum Feiertag tuns Zeitung lesen. Der alte Herr soll einen ganzen Kasten voll Bücher haben. Und das wollen Bauern sein. Aber zugreifen tuns wie unsereins, das muß man gelten lassen. Man lennt sich nit aus. Reich sollens sein — tausend Gulden sollens haben, oder noch mehr. Was weiß ich, was ma halt so reden hört. Ich nit, wenn ich so viel Geld hätt! Da leget ich mich ins Heu und blieb den ganzen Tag liegen. I wurd auch bei denen nit lang dauern, haben d Leut zert gemeint. Jetzt treiben sie I aber doch schon den ganzen Sommer. In der Früh um vieri auf, abends um neuni ins Bett. Und rechtschaffen Knödel essen. Der Alt soll ganz glücklich sein und allemal sagen, so gesund wie jetzt wär er noch nie gewesen. Und die Stuben sollen ausschauen wie ein Herrschaftszimmer, so nett und rein. Schön wär's, schon, wer I so einrichten kunn. Hat auch I schönst Vieh und macht Milchwirtschaft. Kalben hat er — schon zum Büffel geben, sag ich dir! Ei ja, da kunn ma schon was lernen.

So plauderte der alte Hirt und wußte noch manches zu erzählen, wie es zugeht beim neuen Herrubauern, der auf dem Stammhause der alten Waldbacher saß.

Da wurde der Karl schier aufgeregt und stieg rascher an. Er kam zum alten Ahorn, der hohl war und einen Schah in sich bergen soll. Er kam zum Zauntor, wo das Wildstödel mit der geschuhten heiligen Katharina ist. Er kam am Feldrain zum Steinhausen, wo er als Knabe oft mit Ragen Silberblättchen gespielt hatte. Er kam zum Fiesenbrunnen. Aber das war nicht mehr der halbvermoderte Trog, in dem eine ganze Grünflucht auf dem Wasser geschwommen, das war ein neuer Behälter aus Lärchenholz, voll glasklaren Wassers und der Quell sprudelte doppelt so üppig als früher aus dem Rohr. Dort auf den weiten Feldhängen, wo früher Roggen oder Gerste aufgebaut war, weideten scheidige Kinder, vom Grase satt munter miteinander spielend. Nun sah er auch schon den Hof, der auf freier Höhe stand, mit der schönen Aussicht übers weite Land. Karl stand still und betrachtete die grünen Täler und die fernern duftblauen Berge. Das hatte er nie so schön gesehen als in dieser klaren Luft voll Morgensonnenschein. Sogar die Vögel singen noch auf diesem Berg, und ist doch schon Herbstzeit. Das Haus dort hatte ein neues laubengraues Schindeldach bekommen und größere Fenster, mit denen es den Ankömmling gleichsam mit großen erstaunten Augen ansah. — Was will denn der jetzt da? — Im Hofe schlug ein Hund an. Sonnseitig am Gehöfte hin, wo früher der Schafanger gewesen, war es jetzt auch ganz anders. Dort waren vier Männer beschäftigt, Obstbaumsehlänge an Stäbe zu binden. Drei junge Männer und ein älterer. Das werden sie sein,

dachte Karl und blieb stehen. Soll er doch zu ihnen hintreten und sein Vorhaben ausführen? Oder soll er vorübergehen? Ja — wohin denn? Mit dem Vater ist er fertig, das hat er gestern wohl gemerkt. Einen reisenden Schneidergesellen behandelt man so; zu essen geben und das Fleh als Bett! — Er hat schon den Morgen Hunger und soll erst arbeiten, um sich das Essen zu verdienen und er weiß noch gar nicht, ob er Arbeit bekommt. Nun ist er entschlossen, anzufangen. Denn just hier, bei diesem Hause will er arbeiten; hier, meint er, wisse er Bescheid, hier ist es schön jugendfrisch. Aber soll er's sagen, daß er ein Sohn vom Hause ist? Vielleicht wird er dann sicherer aufgenommen, vielleicht aber wird er gerade deswegen abgelehnt. Er will es einstweilen nicht sagen. Er will nur allen Fleiß versprechen und auch halten. Genügend zu essen wird er ja haben, und etwas für ein Lobengeld; im übrigen will er keine großen Forderungen stellen, will sich verwenden lassen zu allem, was er kann, will verträglich sein und sich nach und nach wieder einheimen in diesem lieben Hause. Wer weiß! Man kann nicht wissen, was geschieht . . . Wenn einer klug wäre, man könnte da ein rechtes Meisterstück ausführen . . . Herrenleute sind ja dumm auf der Bänerei.

Mit einem Blick prüfte er noch seinen zweifelhaften Anzug, strich sich mit der Hand den wuchernden Bart zurecht und trat rasch hin zu den vier Männern im Baumgarten.

Der Ältere, er war in Wollenhemdbärmeln, ließ von der Arbeit ab und trat ihm ein paar Schritte entgegen. Karl zog seinen Hut und wollte sprechen. Aber er kam nicht dazu. — Dieser Mann — dieser Herr — den muß

er ja kennen. Den soll er ja schon irgendwo gesehen haben. Wo war denn das? — Karl Waltenbacher, das war zu Franzenshütte in der Fabrik. — Es ist der Herr von Glotter, der Fabriksherr, den die Streiks und Forderungen der Arbeiter ruiniert haben, dem ein gewisser Maschiner einmal was Arges ins Gesicht getan hat und der nun Landwirt geworden ist.

Langsam drehte Karl sich um, sehte den Hut auf und dachte: So sauber! Das ist der! Da ist's nur für mich. — Und wendete den Schritt wieder der kalten Fremde zu.

„Sie! Mann!“ rief ihm Herr Glotter scharf nach, „was suchen Sie hier?“

Nun lehrte Karl sich noch einmal um.

„Was suchen Sie hier?“ fragte Glotter noch einmal.

„A, nix. Schau nur bissel so herum. Schön ist's da.“

„Gefällt's Ihnen? Nun, so sehen Sie sich's nur an.“

Aber da stuchte der Herr schon. Er schaute dem Mann fest ins Gesicht. „Ist das nicht ein Bekannter? Etwa gar der Waltenbacher Karl! Na, dann wird Sie's freilich interessieren da herum. Habe schon mehrmals an Sie gedacht. Ihres Vaters Name. Sind ja bei mir Maschiner gewesen, in Franzenshütte. Ei freilich erinnere ich mich.“

Jetzt kommt's, dachte Karl. Ist auch des Teufels, daß einer just den um ein Frühstück angehen muß, dem man einmal ins Gesicht gespuckt hat. Aber Herr Glotter sagte nichts davon. Vergessen kann er's nicht haben. So was vergißt kein Mensch, sein Lebtag nicht. Aber den Mann kann er vergessen haben, der's getan hat. Drausbringen werd ich ihn nicht.

„Mich laß's nur streuen“, sagte er höflich, „daß

ich meinen guten Herrn da heroben wieder stuh, in meinem Heimathshaus. Tut gleich nit so weh, wenn man weiß, s hats ein braver Mann." Und dachte während dieser Worte: Lump, schlechter, wie du jetzt heucheln und schmeicheln mußt um einen Löffel Suppe. — Ei was, machens andere auch so. S geht nit anders auf der Welt.

„Sehen Sie doch auf, Waldenbacher. Haben sich also auch wieder in die Bauernschaft geschlagen. Na sehen Sie, das ist vernünftig.“

„Aber zu spät, Herr Glotter!“ lachte Karl. „Oder können Sie einen Knecht brauchen?“

Der Herr blidde ihn forschend an. „Knecht? Wenn ich auch einen brauchen könnte. Das möchte ich Ihnen nicht antun. Dort, wo man Herr sein könnte, Knecht sein müssen, das dürfte sauer sein.“

„Sauer ist es schon. Aber süß ist auch der Hunger nit, Herr von Glotter. Ich sagß wies ist. Wenn Sie mich brauchen können, ich bleib da.“

„Das ist gescheit!“ rief einer der jungen Männer von seinem Pfümlein her. Alle drei hatten ihre Arbeit unterbrochen, um dieser Verhandlung zu folgen, die ihnen möglicherweise Entlastung, wenn nicht gar Erlösung bringen konnte. Der es gesagt, war ein hängelseliger, langbeiniger junger Mensch, den man sich besser an einem Kaffeehausbillard denken konnte, als am Pfluge.

Karl war aufgenommen als Knecht.

„Ich will fleißige und kluge Leute im Hof haben“, sagt Herr von Glotter, „und das gefällt mir gleich einmal nicht an dir, daß du garnicht nach deinem Lohn fragst. Du mußt wissen, was du wert bist.“

„So viel werden Sie mir kaum geben wollen, als wie in Franzenshütte?“

„Zwei und einen halben Gulden des Tages? Nein, mein Lieber, für so viel muß man hier zwei Wochen lang arbeiten. Hingegen brauchen Sie sich nicht zu kümmern um Wohnung, Kost und Pflege. Den alten Brauch werden Sie ohnehin kennen, ich behalte ihn einstweilen bei. Einen Wollenanzug, zwei Hemden und zwei Paar Schuh bekommen Sie noch dazu, falls Sie ein Jahr bleiben.“

„Wenn Sie aber jetzt, eh das Jahr ausgeht, einen Fehler bei mir finden und mich fortschicken?“

„Aha! Sie scheinen Praxis zu haben in der Sache“, lachte Herr von Glotter, „nein, Waldebacher, so wollen wir Neubauern nicht wirtschaften. Arbeiter, die uns zufriedenstellen, wollen wir, wie's recht ist, behandeln und lohnen.“

„Tut mich g'reuen, Herr von Glotter.“

„Ich will Ihnen was sagen, Waldebacher. Herr von Glotter, das höre ich nicht gern. Ich bin jetzt höher oben. Aristokrat durchaus! Bin Ihnen nicht böse, wenn Sie mich Hausvater nennen.“

Der neue Hochgrathofer war mit dem neuen Knecht zufrieden. Den modernen Einrichtungen, als der Dreschmaschine, der Säe- und Nähmaschine, der Dungart, der Milch- und Käseerei und anderem stand er zwar unbeholfen gegenüber, hingegen in der Behandlung des Viehes, in der Holz- und Obgartarbeit, bei der Hausmühle und Haus schmiede, bei der Leinölpreß und Rodenwalche, bei der Gerbe, bei der winterlichen Verwahrung

des Hauses wußte Karl als Eingeborener und Angestammter wohl Bescheid und war überall mit Rat und Schick zur Hand. Er fand sich aber auch bald in die Neuerungen und fiel es ihm einmal ein, wie viel Geschicktheit doch in einem dicken Bauernschädel Platz haben muß, während der Mensch in der Fabrik, wo die Maschine für ihn denkt, vertrottelt. Oder wenn er nicht vertrottelt, so wird er unzufrieden und giftig. Weil die Arbeit an den Fabrikarbeiter manchmal zu wenig Ansprüche macht, so macht er sie um so mehr an die Fabrik, vor allem ans Leben. Die Arbeit — die von Natur aus doch auch ein Genießen und ein Vergnügen ist — befriedigt ihn nicht, so plangt er nach anderen Genüssen und Vergnügungen, von denen sich wieder zu erholen, seine Arbeit gerade noch gut genug ist. — Gedacht wird der Waldbacher kaum so klar haben, wohl aber ungefähr geahnt, daß es so ist. Aber das wußte er, daß er jetzt einen guten Herrn hatte, der sich Hausvater nennen lassen will. Also doch wieder ein Vater. Und er nahm sich vor, nach aller Möglichkeit arbeitsam, brav und klug zu sein. Es gibt allerhand Veränderungen auf der Welt. Nur aufpassen. Ausnützen. Bescheiden sein!

Der fleißigste, emsigste und glücklichste Mensch auf dem Hochgrathhof war Glotter — trotz seiner fünfzig. Oft war ihm, als wäre diese Arbeit, die er, außer theils in seinen Gärten, doch niemals betrieb, ihm in die Hand gewachsen. Als sei er in früheren Zeiten Bauer und nichts als Bauer gewesen und habe nur eine lange Unterbrechung gemacht, um auch andere Lebensverhältnisse und Tätigkeiten kennen zu lernen. Sein nicht allzulanger Stammbaum ließ sich leicht verfolgen bis hinab zur Scholle. Das Geschlecht der Glotter hatte



gleichsam von der Scholle aus eine Studienreise gemacht in die Welt, um zurückgekehrt all die Erfahrungen nun auf der Scholle zu verwerten oder zu vermeiden. Nicht Wald, Wiese, Feld und Garten waren ihm fremd, nur die Übung mangelte hie und da und was er nicht wusste, das war ihm sozusagen nur aus der Erinnerung geschwunden. In der Vorlaube des Wohnhauses hatte er auf die Wand den Kaiser Josef malen lassen, wie er den Pflug führt. Nur wenige Monate auf dem Hof, sah er es schon ringsum gedeihen, und bei den Veränderungen, Zubauten, Neupflanzungen, die er für die nächsten Jahre plante, konnte er seine Söhne leicht auf bessere Zeiten vertrösten. Wenn das Rassenvieh eingestellt ist, die Milchwirtschaft geregelt, die Obstbaumnutzung im Gange, der Wald in Schonung, wenn in der Gegend das Genossenschafts- und Versicherungswesen eingeführt sein wird, besonders auch die menschenwürdige Altersversorgung; wenn für den Bauernstand die Militärbegünstigung eintritt, hingegen der Besuch landwirtschaftlicher Schulen obligat wird, wenn der Bauer gut bürgerlich wohnen und sich nähren kann, wenn er auch die gut bürgerliche Achtung genießt und vermöge seiner Ausbildung gesellschaftlich und politisch den gleichen Weg vor sich offen hat, wie der Bürger und Aristokrat — wenn solches und anderes sich noch vollzieht, daß sich naturgemäß vollziehen muß — dann wird auch die Dienstbotenfrage gelöst sein. Der Dienstbote soll aber nicht mehr Anrecht sein, vielmehr in einem gewissen Grade Mittheilhaber an dem Gewinn der Wirtschaft. Der Dienstgeber soll nicht Herr sein, sondern Vater. Das patriarchalische Leben in der freien Natur ist dem Deutschen seit altersher in der Seele vertraut, in diesem

Gottesfriedenskreis wird er, der durch zu rasches Fahren auf der Bahn des Fortschrittes aus dem Geleise Geworfene, wieder seine ruhige Kraft finden. Nur ist — so dachte der Mann weiter — im Menschen eine unsterbliche Torheit. Was die Vorfahren gebüßt, begehen die Nachkommen immer wieder, glauben damit ein ungeheures Glück zu gewinnen, und dann müssen es auch sie büßen. Der Bauer sollte auf seiner Scholle festgenagelt sein. Etwa so, daß er sein Gut nicht verkaufen, auf den Boden keine Schulden machen dürste, damit nicht jeder Wucherer ihn vom Halse jagen laun. Das waren so die Vorstellungen, in denen Glotter sich gerne schaukelte.

Der Gedanke vom Nichtschuldenmachenskönnen war seinem jüngsten Sohn Albrecht der schrecklichste. Nicht verkaufen dürfen! Für alle Ewigkeit angenagelt sein an diese Bauernbude! Er hatte studiert und auf seinem Haupte saß der Doktorhut. Kein Mensch hier sah ihn, kein Mensch wußte darum und kein Mensch nannte ihn Doktor! Dafür ochst man zwölf Jahre lang, damit man dann in einer Berghütte Jungbub geheißen wird. Wozu — so rasonierte Albrecht — ist denn die kulturelle Entwicklung, als daß der Mensch der rohen Natur entkomme und ein geselliges, behagliches, mit Geist und Kunst gesättigtes Städtelieben führe?

Seine älteren Brüder Ruprecht und Cölestin empfanden die Erniedrigung deshalb nicht so schlimm, weil sie fürs praktische Leben erzogen worden, daß in der Industrie viel schärfere Spitzen hatte, als auf dem Bauernhofe. Dem Cölestin war das Bauerngut recht, aber nur unter der Bedingung, daß es sich gut rentiere und Geld einbringe. Der älteste Sohn Glotters, Rup-

recht, aber war schmachvoll aus der Art geschlagen. Er hatte im Bureau oder auf Agenturreisen gearbeitet, so viel als unabweislich notwendig war, hier hielt er denselben Grundsatz — dabei war er stets seelenvergnügt. Denn unabweislich notwendig zu arbeiten gab es für den jungen Herrn hier fast nichts. Er betete jeden Tag zu seinen Heiligen, daß er nicht erwachen möge; weil dieses Landleben so göttlich schön war, daß er stets in der Versuchung schwamm, es für einen Traum zu halten. Das war die Idylle, die er in alten Büchern gelesen und die er nun selbst nachdichten will. — So hatte jeder der vier Männer sein Ideal; den Vater beglückte die ländliche Arbeit, den einen Sohn die ländliche Schönheit, den zweiten Sohn der ländliche Gewinn, und den dritten Sohn hielt noch die Hoffnung aufrecht, daß alles miteinander ehestens der Teufel holen werde.

Außer diesen Männern gab es auf dem Hochgrathhof noch eine ältliche Person, die aus Franzenshütte mitgekommen war und die Küchenwirtschaft besorgte, ferner noch zwei dralle Mägde, wovon eine schwerhörig und die andere kropsig war, und zwei Stalljungen. Der neue Knecht Karl wurde zum Großknecht ernannt.

\*     \*     \*

Glötter hatte irgendwo eine stattliche Frau. Die trug Seidenkleider, schwarze, taubengraue und sanarienfärbige. Und Ringe und Halsketten und Ohrgehänge aus Gold und Edelgestein und Perlen. Und Hüte! Hüte! Ich beschreibe sie nicht. Aber wie soll solch eine vornehme Frau — Bäurin werden! Als Franzenshütte umfiel und Glötter den Bauernhof kaufte, um als wahrhaftiger Bauer mit seinen Leuten persönlich darauf zu

arbeiten — da hat die stattliche Frau von Glotter vor Entsetzen aufgeschreiet und ist nach Wien abgereist zu einer Schwester. Diese war eine Beamtenfrau. Sie und ihr Mann waren schier erstaunt über den großen Glanz, der mit Frau von Glotter in ihr Haus gekommen. Denn alle waren von Haus aus dürrtlig und schlicht, und daß diese eine den reichen Mann geheiratet und stolz geworden war, hatte die schwesterliche Liebe etwas verbogen. Nun kam sie, war anfangs sehr liebenswürdig, um bald etwas anspruchsvoll zu werden, so daß ihr Kammerfräulein im Hause zu herrschen schien. Für die Länge mußte das nicht arg gut gellappt haben, denn eines Tages kam im Graithof ein Brief an, in welchem Frau von Glotter ihren Besuch ankündigte. Glotter, der Neubauer, glaubte in seinem unzersehbaren Idealismus, seine Frau sei vernünftig geworden und ließ ihr sogleich zwei Stuben einrichten, während er seine Sachen in eine Dachlammer schaffte.

Frau von Glotter kam mit ihrer Jose in einem neuen Mietwagen in Untergrath an und begann sich laut und ungefüß zu verwundern, als sie den steilen Berg zu Fuß bestiegen sollte. Aber sie greinte nicht lange, denn es versagte der Atem. Als sie endlich auf der Höhe war, hielt sie an einem langen Stäbchen Brillen und schaute sich den Hof an. Und als ihr die Söhne entgegenkamen, wollte sie ihre lichten Glacéhandschuhe nicht dem Gescheide eines Händedrucks anvertrauen. „So reinigt doch eure Prachen!“ rief sie lachend und ärgerlich zugleich, denn die Söhne kamen von der Prache und hatten Erdstaub an den Händen. Sie hatte vorgehabt, es mit dem Landgute zu versuchen; leben ja doch auch Grafen auf ihren Landgütern und bleiben

trotzdem Großen. Doch als sie das ruppige und teils läppische Gefinde sah und die kahlen Stuben und diese Art von Küche und Koft und vollends diese grobleinernen Betten, da wandte sich in der vornehmen Frau der Magen um. Glotter hatte ja das Beste und Schönste zusammengetragen, um der lieben Gemahlin ein behagliches Nest zu bauen, aber das tat nichts. „Das ganze Milieu!“ sprach sie klagend. „Nicht eine Woche lang. Ich müßte ersticken!“ Den Dunst-, Rauch- und Stadtbrodem gewohnt, war es ihr da in der reinen Bergluft zum Ersticken.

Am vierten Tage ist sie wieder fortgezogen und mit ihr der jüngste Sohn Doktor Albrecht.

„Ihr kommt uns auch noch nach“, hatte dieser beim Abschiede zu seinen Brüdern gesagt.

Glotter war schwer betrübt. Ja, er hätte nachgerade trostlos sein müssen, daß in seinem vorgerückten Alter nun die Familie von ihm abzufallen begann, wenn er nicht mit Leidenschaft an der Arbeit gehangen wäre, an diesen ländlichen Beschäftigungen, die seinem Körper zusagten und seinen Geist erfrischten. Er wollte gar nicht einmal ein Musterbauer werden, er wollte nur arbeitsam und ruhig leben und einen schlichten Gewinn ziehen aus Wiesen und Weiden. Dieser Gewinn war nicht ein Jahreseinkommen von hunderttausend Gulden, wie einst in Franzenshütte, sondern im günstigsten Falle ein Jahresersparnis von wenigen hundert Gulden. Aber es war ganz aus seiner persönlichen Arbeit hervorgewachsen, ohne Mittun Fremder — und das war sein Stolz. Zu tief hatte er sich früher oft gedemüthigt gefunden, wenn die Arbeiter ausriefen: „Wir, wir armen Leute haben dich zum reichen Mann gemacht.“

Du bist ein Herr von der Proletarier Gnaden!“ Nein, das war zu erniedrigend. Er konnte sich allerdings sagen: Ich habe auch gearbeitet und ohne meine Arbeit hättet ihr keine. Er konnte sagen: Ich lebe persönlich einfacher als mancher von euch. Aber er war ein „Herr“ und sollte mitbüßen für die Frevelhaftigkeit, mit der in früheren Zeiten und an anderen Orten die armen Leute und fleißigen Arbeiter von den Herrschaften behandelt wurden. Sind heute gleichwohl die Arbeiter nicht mehr so unschuldig und die Herren nicht mehr so übermütig als einst, so sind beide doch die Erben ihrer Vorfahren und jetzt vollzieht sich das Gericht. Glotter dankte Gott, dem Bannkreise des Reichthums und der Genußsucht entkommen zu sein und nun ein Leben führen zu können, das vor seinem Gewissen bestand, das ihn also freimachte. Aber dieses hohe Gut forderte von ihm Weib und Kind.

Die Frau und der Lieblingssohn waren wieder in die Großstadt gezogen, um sich zu verlieren unter den problematischen Existenzen.

Ruprecht war geblieben, aber auch der konnte den Vater nicht begreifen. Er wunderte sich, daß der abgeklärte, ins Greisenalter tretende Mann ob seiner ländlichen Tätigkeit und Sorgen das Größte, das Göttliche über sah — die Schönheit der Natur. Im Glähen der Morgenröthe die Kinder füttern, im Blähen des Flachses die Ernte berechnen, die Herrlichkeit der Hochgewitter scheuend, weil sie möglicherweise die Feld- und Wiesenfrucht schädigt — welch ein kleinlicher Standpunkt! — Ruprecht vergaß im Garten des Spatens und auf der Wiese der Sense, und genoß die Schönheit der Blumen, des Waldes, die Stimmungen der Tageszeiten in vollen,

löstlichen Zügen. Karl, der Knecht, beobachtete den Schwärmer, lobte es, daß er statt zu arbeiten die Natur anbetete und dachte: Somit geht es sicherer; der Hof wird schon ledig werden.

Cölestin war auch geblieben auf dem Hochgrath. Die Naturwonne des Bruders fand er lächerlich, aber auch den Kleinsinn des Vaters, der sich an körperlicher Arbeit und mit kläglichem Gewinn genug sein ließ. Er hatte überdacht, daß dieser hoch und frei gelegene Hof mit der dünnen Luft und mit dem klaren Wasser weit besser ausgenützt werden könnte als durch Ackerbau und Viehzucht. Eine Sommerfrische für Stadtleute! Denn solche Narren, wie sein Bruder einer war, Naturschönheits-Fexen, gibt es sehr viele. Eine Straße anlegen, ein Hotel, Dependancen, Spaziergänge, Telephon — dann kommen sie mit Sach und Pack, und das Kapital trägt anstatt drei Prozente, wie beim notigen Bauern, deren acht und zehn! — Der Knecht Karl wackelte bei solchen Plänen, die ihm Cölestin entwickelte, merklich mit dem Kopf auf und nieder: Das wäre ein Gedanke! Eine Sommerfrische! Ein Lustkurort wie der Semmering in Niederösterreich. Da laun's Geld geben! — Er lobte die Klugheit Cölestins und insgeheim dachte er: Der wird bald fertig sein. Der Hochgrathhof wird bald mein sein.

Nuten an der Maining stand ein alter, hohler Ahornbaum, in welchem der Sage nach ein Schatz verborgen sein sollte. Eines Abends spät untersuchte Karl daraufhin die Höhlung des Baumes, da schoß ein Fuchs hervor und davon. Sonst war nichts drin gewesen. Solches deutete sich der Knecht. Ein Fuchs! Gut, das will ich mir merken. Er bestärkte den Ruprecht in seiner

Absicht, über das Landleben ein großes schönes Gedicht zu schreiben, und bekräftigte den Cölestin in dem Plan, aus dem Gute eine Sommerfrische zu schaffen. Nur schlug er spaßeshalber einmal vor, die beiden Herren Brüder sollten ihre Namen austauschen. Den schönen Namen Cölestin sollte der Dichter tragen und der starke Name Ruprecht stünde dem tüchtigen Direktor der Kuranstalt gut.

Er selbst aber — der Rucht Karl — arbeitete vom Morgen bis zum Abend jeglichen Tages mit Fleiß und Klugheit und war bald dem Hausvater Glotter zur rechten Hand geworden. Sein Jahrlohn war gut, wenn auch immer noch nicht im Vergleich mit seinem Verdienst in der Fabrik; hingegen machte er jetzt statt Schulden Ersparnisse.

Als es eine Weile nach dieser Richtung hin fortgegangen war, starb in seiner Kammer zu Untergraith der alte Hochgraithhofer. Bei dem Begräbniß war auch Herr Glotter mit seinem Sohne Ruprecht anwesend, um seinen Vorsahren auf dem Hofe geziemend zu ehren. Bei dieser Gelegenheit beobachtete Ruprecht die Tochter Susi, die trotz ihrer Trauer so ruhig und würdig und rührend lieblich da stand, daß er dachte, dieses Mädel gehöre eigentlich in sein großes Gedicht vom Landleben. Zuerst wollte er es nur als Staffage verwenden mitsamt der holden einfachen Betrübniß, die ringsum mit Ranken und Rosen der Lebensfreude überwuchert wurde. Nach einigen Tagen näheren Überlegens fand er, daß dieses schöne Naturkind nicht als Staffage verwendet werden dürfe, sondern der Mittelpunkt des Gedichtes sein müsse.

Für diesen Fall mußte sie aber näher studiert wer-



den. So fand er an Sonntagen Gelegenheit, am Wege zu stehen, wo sie mit ihrem Gebetbuch vorbeiging; oder in der Kirche neben der Bank, in der sie kniete. Und einmal nach dem Gottesdienste fand er eine seiner Ansicht nach glückliche Anrede und begleitete sie bis zur Thür ihrer Wohnung. Was sie da plauderte, war nicht allzu poetisch. Sie wollte jetzt, da ihr Vater dahin sei, einen Dienst suchen, etwa als Stallmagd in einem Bauernhause oder als was anderes. Sie wisse überall ein wenig Bescheid und scheue sich vor keiner Arbeit.

Ob sie nicht im Hochgrathhof in den Dienst treten wolle!

„Mit uns Kopsabhaden. Überall will ich dienen, nur nit im Hochgrathhof.“

Das gefiel dem Ruprecht. In diesem Hofe will sie herrschen. Im Heimathaus. Welcher Stolz in der Schlichtheit! Das muß ins Gedicht.

Zur Zeit brütete Gölestin über dem Niesenpapierbogen. Es war der Grundriß des zu gründenden Kurortes. Alle natürlichen Dinge waren aufs glänzendste befunden worden. Nebst köstlicher Lust und ausgezeichnetem Wasser mildes Klima, Windstille; die besten Bedingungen für Moor-, Sand- und Sonnenbäder. Mittelpunkt für schöne Ausflüge, würzige Waldpartien und sonnenreiche Almflächen. Von Verkehrszentren nicht schwer zu erreichen und doch wieder so weit abseits, um ländliche Ruhe zu haben. Kurz, alle Bedingungen eines großen Kurorts waren vorhanden, so daß es schien, als habe der Herrgott schon bei der Welterschaffung an so etwas gedacht.

Aber Vater Glotter wurde unwirsch, so oft er von

solchem Plane hörte. Er, der sein Vebtag gearbeitet hatte, konnte nichts weniger leiden, als Faulenzerei. Und die Kurorte waren in seinen Augen nichts anderes als Faulenzeranstalten, und noch gefährliche dazu. Beim Nichtstun wird der Mensch nicht gesund, sondern krank! war sein Spruch.

„Aber leichte Beschäftigung, mäßige Bewegung, Geselligkeit, Spiel?“ meinte Cölestin.

„Dabei wird der Mensch leichtsinnig.“

Das war alles. Wortkarg war der Alte geworden und mit Spaten, Axt und Sense suchte er seinen Unmut zu verschenken. Sein beständigster Arbeitsgenosse war Karl. Aber anstrengend war's neben dem starken, stetig arbeitenden und ausdauernden Burschen. Und nun allmählich begann es sich herauszustellen, daß Herr Blotter nicht immer Bauer gewesen, daß er in der Jugend nicht für derlei körperliche Arbeit abgehärtet worden. Im vierten Jahre seiner Bauernschaft ließen die Kräfte nach, und zwar so auffallend, daß bisweilen mitten in der Arbeit ein Ohnmachtsanfall kam.

„Nur mit nachgeben!“ sagte da einmal Karl der Knecht, „jahrelang braucht's, bis man's ganz gewohnt wird.“ Und bei sich: Brauch dich nur auf. —

Mit seiner Schwester hatte Karl kein gutes Zusammensehen. Entweder sie hatte es ihm noch nicht verziehen, daß er einst das Heimatshaus und die Seinen so leichtfertig verlassen konnte, während sein Daheimbleiben und Arbeiten den Hof gerettet hätte. Vielleicht auch war sie mit seiner jehigen Art nicht zufrieden. Als Fremdenknecht läßt sich kein Bauer brauchen im eigenen Haus. Oder spikt er auf was anderes? Das wär schlecht! „Sie sollen mit dem Hof machen, was sie

wollen, wir tun nichts dafür und nir dagegen.“ Das sagte sie ihm einmal.

Und er zur Antwort: „Schwester, sei gescheit. Haben die Herren uns Bauern umbracht, so dürfen wir jetzt auch die Herren umbringen.“

Darauf sie: „Du bleibst der gleiche. Gewissen hast nit um einen Kreuzer.“

\* \* \*

Vater Glotter war bettlägerig geworden und konnte nur durch Thür und Fenster die Wirtschaft überwachen und Befehle geben. Aber vor Thür und Fenster blieben sie nicht stehen, sondern thaten, was sie wollten. Ruprecht hatte seine Baumgartenarbeiten ganz geändert. Anstatt die Erde zu düngen, die Schlinge zu begießen, die wuchernden Äste zu beschneiden, das Ungeziefer abzuhalten, saß er im Schatten und dichtete die Bäume an, die grünenenden Schößlinge, die blühenden Stämme und auch die dorrenden, unfruchtbaren Apfel- und Birnbäume, denn wunderschön und ergreifend — so fand er — ist auch das Vergehen in der Natur. Aber es vergeht nichts. Die unfruchtbaren Bäume werden gefällt und der Tischler kann Betten und Wiegen aus ihnen machen. So schön gipfelte diese Abteilung des Gedichtes. Und schloß sinnig damit, daß der Tischler an der Kopfseite der aus dem Apfelbaume gebauten Bettstatt den Namen „Susanna“ einschnitt.

An der rückwärtigen Seite des Hofes, wo die Matte flach gegen den Wald hin liegt, arbeiteten an dreißig Erdgraber und an zwanzig Maurer. Dort kommt das Hotel zu stehen. Gleichzeitig begann der Straßenbau und Lasten um Lasten waren in Untergraitth abgelagert,

Dinge aller Art, die, sobald es der Weg gestattete, auf den Berg mußten. In den Zeitungen hatte bereits die Kessame begonnen für den Kurort Hochgrath, der für alle Leiden zur Heilung, für alle Veresenden zur Erholung und für alle Gesunden zur Ergözung glänzendst empfohlen wurde. In Bahuhofshallen sah man sogar schon Bilder der großartigen Gebäude, zu denen oben erst die Grundfesten gegraben wurden. Auf diesen Kupfeln wurde dem P. T. Publikum auch zu wissen getan, daß es Reflektierenden geraten sei, für nächstes Jahr schon jezt Zimmer zu bestellen, da der Andrang ein außerordentlicher zu werden verspreche und jezt bereits mehrere Wohnungen an Engländer und Russen abgegeben wären.

Zur selben Zeit, da Hochgrath als der heilsamste Kurort ausgerufen wurde, verordnete der Arzt dem kranken Herrn Glotter ein milderes Klima. Als er zur Thür des Hauses hinausgelcitet wurde, gröhlte er, nicht hier als Bauer sterben zu können. Das würde ihn für spätere, hoffentlich noch recht ferne Zeiten vorbehalten sein, tröstete Celestin, der insgeheim froh war, nunmehr ganz nach eigener Lust auf dem Berge schalten und walten zu können.

Ein paar Nachbarn standen herum. Sie hatten den Herrn soweit leiden mögen, im Grunde aber war er ihnen jezt so fremd als am ersten Tage. Was er getan, hatten sie belächelt, was er gewollt, nicht verstanden. Genossenschaftswesen! Dummes Zeug; jeder soll auf sich allein schauen und sich nicht in anderer Sachen mischen. — Aber der arme alte Herr hat im Scheiden seinen Irrtum in der Vollkenntnis kaum erfahren.

Noch im Herbst desselben Jahres wurden ein paar

Zimmer des Hotels fertig und sind noch für ein paar Wochen an einen pensionierten Beamten samt Frau vermietet worden. Diese zwei Leute waren bei prachtvollem Nachsommer überglücklich, endlich einen Landaufenthalt gefunden zu haben, wo es billig und ruhig zu leben war, wo man nicht überall auf gepuhlte und fade Frischler stieß, wo die ganze Gegend gleichsam noch ihnen allein gehörte. Im nächsten Jahre kamen sie zeitlich wieder, zogen aber schon im Juni ab. Zu laut und wüst war es ihnen um das Hotel herum. Fremde waren noch wenige da, aber Handwerksleute aller Art gruben, hämmerten, sägten, pinselten überall herum, in fremden Sprachen lärmend, während einer sich ganz leise ins Zimmer schlich und der Frau Amtmännin die silberne Taschenuhr vom Wandnagel stahl.

Endlich am ersten August war feierliche Eröffnung der Kuranstalt und nicht alle Gäste, die vormittags angefahren kamen, fuhrten am Abende wieder davon. Es begann lebendig zu werden und Direktor Cölestin Glotter war voller Umsicht und Aufmerksamkeit nach allen Seiten hin. Sein Bruder Ruprecht aber war kaum zu sehen. Der war einfach unglücklich, daß durch diese „ganz und gar dumme“ Anstalt und deren nicht unzweifelhafte Gesellschaft ihm die ländliche Natur verdorben worden. Freilich waren viele aus Sehnsucht nach Einsamkeit auf diesen Berg gekommen, doch wo schließlich ein paar Duzend Einsiedler beisammenwohnen, dort gibt es keinen. Das ist sehr natürlich und hatte doch jeden überrascht. Ruprecht gönnte jedem Kurgast von Herzen alle Enttäuschung, die sie erlebten, und trug, so viel in seiner Macht stand, bei, den Fremden diesen Aufenthalt ungemütlich zu machen. Er war wortkarg, unwirsch. An

neuangestrichenen Sitzbänken, wo der Spagat mit den Warnungspapierseken noch gespannt war, tat er dieses Warnungszeichen weg, um es über Bänke zu spannen, die schon trocken waren. „Das Beste, die Gäste zu verschrecken, wäre vielleicht, ihnen deine Dichtungen vorzulesen“, meinte der über solches Tun höchst ungehaltene Gölestin.

Der Wirtschaftshof war fast ganz dem Knechte Karl überlassen. Und der tat das Seine.

Im nächsten Jahre hielt es der Kurdirektor an der Zeit, die Preise entsprechend zu erhöhen, denn bisher hatte er drausgezahlt. Und nun ging es rasch. Die Leute meinten, wenn sie viel Geld ausgeben wollten, könnten sie auch in andere Kurorte gehen, wo weniger kalter Wind ginge, hingegen mehr Ergöhllichkeit herrsche. Wegen Lust und Wasser brauche man nicht auf das teure Hochgraitth zu gehen, das bekomme man anderswo umsonst. Im dritten Jahre stand es so mit dem berühmten Kurort, daß Gölestin sagte — er könne nicht mehr weiter. Sein Geld sei alle und er pfeife auf das ganze schöne Hochgraitth. Spottend und verspottet fuhr er davon, wahrscheinlich einer großen Stadt zu. Und Ruprecht, der Dichter, war nun Alleinherr all der ungeheimten Dinge, die hier angerichtet worden.

„Karl“, sprach eines Tages Ruprecht zu seinem Knechte, „wir wollen nicht mehr Sie sagen, wir wollen Du zueinander sagen. Du hast uns bisher brav und treu gedient. Aber von jezt ab bedarf ich deiner noch weit mehr als früher. Du bist wohl auch zufrieden mit deinem Dienst?“

Antwortete Karl: „Wie ich damals fort bin in die Fabrik, hält ich mir nit denken können, daß ich zur

Näuererei noch einmal so eine Freud sollt haben. Und das muß ich wohl auch sagen, eine so gute Herrschaft wird man nit bald finden, wie der Herr Vater gewesen und wie Sie — wie du bist. Und einen besseren Bruder luntt ich nit finden. Mir ist nur hart, daß aus der Wirtschaft so wenig Gewinn herauszuschlagen ist."

"Ich bitte dich, Gewinn! Das ist doch nicht die Hauptsache. Eine Freude muß der Mensch haben, das ist die Hauptsache. Siehst du, dich freut die Wirtschaft und mich freut die Landschaft, die Natur."

"Die Natur", sagte der Knecht nach, "wo ist denn eigentlich die Natur?" Er sagte es, um einfältig zu erscheinen.

"Die Natur!" belehrte Ruprecht. "Ich meine halt so, was da ist, ohne daß man's macht. Zum Beispiel am Landleben die Schönheit und die Sorglosigkeit. Du denkst auf der Wiese ans Heu, ich an die Blumen. Du siehst beim Ochsen das Fleisch, ich seinen stattlichen Bau. Du findest schädliches Insekt und Ungeziefer, ich freue mich an den schönen Würmlein, Käfern und Faltern. O Freund, was soll ich weiter reden? So klug du bist, das kannst du nicht verstehen, wie wunderbar die Welt ist. Die Mühen und Sorgen damit sollen dein sein, die Schönheit dran behalte ich für mich. Wirtschafte du auf Hochgrait so gut es geht, ich verlange nichts als eine gute Verpflegung und als sorglos, ruhig und froh hier leben, umhergehen und genießen zu können. Alles Unangenehme, das haste von mir fern, komme mir mit keiner wirtschaftlichen Angelegenheit; schaffe, als ob du der Herr wärst, und denke, ich sei ein seliger Mann, den man nicht stören darf. Will dir die Wirtschaft auch nicht viel tragen, achte nur, daß sie nicht gerade zurück-

geht. Was mich anlangt, ich habe mein Bißchen in der Bank liegen für alle Fälle. Und wie du weißt, brauche ich nicht viel."

"Wenn ich nur wüßte, was man mit dem Kasten da drüben anfangen soll!" sagte Karl und deutete gegen das Hotel hin, das über dünner, junger Anpflanzung hoch und kahl anfragte.

Ruprecht zuckte die Achseln. "Ruhig stehen lassen, bis es eine Ruine ist. Dann haben wir auch Romantik da."

"Ganz gescheit. Die Ruine wird sehr gut stehen."

Übrigens lag dem Dichter jetzt etwas anderes im Kopfe als Ruinen. Es war schon einmal gar zu frisch, dieses Mädel. Und es war so schneidig, nicht ein bißchen sentimental, ganz wie ein Wildröschen am Heckenstrauch, das nicht weiß, wie schön es ist.

Standen sie zusammen am blühenden Kartoffelfeld und Ruprecht bewunderte eine Blüte. "So sich doch einmal her, Susanna! Diese schöne violette Krone mit den Goldfäden, die sich nach der Sonne ausstrecken, als wollten sie alles Licht und alle Himmelsglut in sich saugen!"

"Das sind Ripselerdäpfel", entgegnete Susi.

— Nun, warum nicht, dachte sich Ruprecht. Wenn eins so idealistisch ist, soll das andere ja praktisch sein. Das erhebt sich. Wenn sie den Hof regiert, kann ich König am Hofe der Poesie bleiben. Es ist ja ein Unsinn, wenn zwei gleichbefähigte und gleichgesinnte Leute zusammenheiraten. Die kommen nicht weiter. Eins in eins hebt sich. Zwei Ungleiche haben eine doppelte Größe. Und ein tüchtiges, kluges Bauernweib ist die einzige Möglichkeit für den Naturfreund. Bissel was



Besseres wird doch in ihr sein. Ein Pichtlein hat jeder Mensch, ist's keine Fadel, so ist's eine Ampel. —

So oft die beiden sich irgendwo begegneten, sprachen sie mitssammen und gingen endlich gar eine Strecke nebeneinander her. Sie mußte häufig lachen, wenn er über etwas sehr wichtig sprach, als handle es sich um eine Milchkuh, und er meinte eine Aneise oder einen Regenwurm. Ist halt ein großes Kind, dachte sie, und Kinder hat man lieb. Der Bengel war allerdings fast sechs Schuh hoch nach ihrer Schätzung und der junge schwarze Prophetenbart stimmte nicht zu den Knabenspielerereien, die er nach ihrer Meinung trieb, wenn er Schmetterlinge fing, Vogelnester beobachtete, am Bache saß und eine Stunde lang dem Halm zuschauen konnte, der, seine Nase ins Wasser neigend, immerfort hin und herwurpte. Da dachte sie nur: Du armer Mensch! Einen so schönen Bauernhof hast und verstehst nix davon und ein schlauer Fuchs bringt dich um allen Gewinn.

Weil sie wußte, daß er sich im Hochgrathofe eine Dachstube eingerichtet hatte, so fragte sie ihn einmal: „Was wohnens denn nit im neuen Herrenhaus, Herr Glotter, Bauer seins ja eh keiner.“

„Weil es poetischer ist in dem niedlichen Raum als in diesem schrecklichen Hotel, wo jetzt nur Mäuse Kirchtag halten und Spinnen ihre Brantschleier weben.“

„Was werdens denn ansangen mit diesem gspasigen Gschloß?“

Eine Ruine drauß werden lassen — er getraute sich's nicht zu sagen. Das möchte so einem einsältigen Dirndl doch zu sonderbar vorkommen.

„Was lätest denn du, wenn das schöne Haus dir gehörte?“

„Ich?“ lachte sie, da müßt ich wohl erst nachdenken. Bissel zu brauchen wird die Arazen doch sein. Schauuz, da in der Hochgrailhgegend herum gibts ein Laster Bauernhäuser und die Kinder sollen all nach Niedergrailh in die Schul gehen. Auch im Winter. Na? — Jetzt möchls Ihnen schon einfallen, was ich mein!“

„Das Hotel zu einem Schulhaus?!“ rief Ruprecht und spannte seine Arme aus. „Mädel, du bist ein Prachtler! Ein Mordsmädel!“

„Mein Gott, was hab ich denn lauter gesagt? Mir ist halt just ein Schulhaus eingefallen.“

„Aber mir ist das nicht eingefallen. Du hast recht, wahrhaftig, das ist keine Aupel, das ist eine Fodel. Mit der du die ganze Gegend beleuchten wirst. Und mir geht auch ein Licht auf. Jetzt weiß ich, was geschieht. Du bringst mich von dir nimmer weg. Du wirst auf dem Grailhof die Hausmutter!“

„Wär mir nit zuwider“, sagte Susi, „wenn der rechte Hausvater vorhanden ist.“

„Wäre dir der recht?“ fragte er leise und ernsthaft und stellte sich fast demütig vor sie hin.

„Der?“ antwortete sie fast erschrocken. „Der wär mir freilich wohl nit recht. Wenn ich einmal solll heiraten, so nehm ich nur einen Bauern.“

„Bin ich denn keiner?“

„Sie sind ein Herr. s Lodengwand und der grüne Gut tutz nit. Sie müssen ein Stadtfräulein nehmen, das ihr Gedichtets liest, das Sies nit umsonst machen müssen.“

Denn er war in der Gegend schon bekannt als einer, der „so dichten tut“. Die Leute lachten darüber und sagten: „Da hat er wenigstens Mist für den Arazader.“

„Der Mensch muß was arbeiten“, sagte Susi bei.  
„Arbeiten und beten.“

„Ja, und beten.“

„Ihr betet mit der Rosenkranzchnur, ich bete mit  
dem Weismas.“

Dazu schwieg sie. Es war ihr zu hoch.

Er stand ganz nahe an ihr, legte beide Hände auf  
ihre Achseln, schaute ihr inbrünstig ins frische Auge und  
lispelte: „Ein bißchen wirst mich doch lieb haben, Eu-  
fanna, ein klein bißchen?“

Sie schwieg. Jetzt war ihr bang.

Verstanden hat sie's endlich doch, aber fest zugebedt  
gehalten, was jetzt in ihrem Innern zu brodeln begann.  
Die Antwort war trotzdem wieder: „Wissens, ich will  
Ihnen was sagen: Ich heirat nur einen Bauern.“

„Aber Kind, ich bin ja einer.“

Da lachte sie auf, fast beleidigend grell. Und dann  
sprach sie ruhig und in ernster Weise: „Wenn das wirk-  
lich eine heilige Trag soll gewesen sein, so will ich schon  
danach antworten. Aber nit jetzt. Vielleicht, wenn wir  
am nächsten Sonntag wieder zusammenkommen.“

Ja, zusammenkommen taten sie freilich am nächsten  
Sonntag, weil er ihr stundenlang nachging, bis er sie  
am Kirchhofsrain einholte.

„Hast mir auf meine Frage was zu sagen?“

„Das schon.“ Und nachher ist sie hervorgerückt.

„Will Ihnen was erzählen. Von einem meiner Urgroß-  
väter auf dem Hochgrathhof, wie der fremde Sattler-  
gesell ist ins Haus kommen und sich in die Haustochter  
verliebt hat. Wie der um sie hat angehalten, da sagt  
der Urgroßvater: Meine Tochter will nur einen Bauern  
heiraten. Aber du bist ein Sattler. Und reiten tun wir nit

da auf dem Hochgrath. — So will ich Bauer werden, sagt der Sattler. — So mußt du ein Bauernmeisterstück ablegen, sagt der Urgroßvater. — So will ichs tun, sagt der Sattler. — So will ich dir eins aufgeben, sagt der Urgroßvater. Da hast einen Säckel voll Leinsamen, aus dem sollst du dir eine Bräutigamspsaid machen. Ein Jahr lang hast du Zeit dazu. — Aus diesem Leinsamen eine Brantpsaid? sagt der Sattler. In einem Jahr will ichs verrichten. Der ist kein dummer Kopf gewesen, hat seine Augen gut ausgemacht, und wenn einer eine gern hat, da soll ihm nir zu schwer sein. Auf dem Hochgrathhof hat er angefangen zu arbeiten. Das Leinseld geackert, den Leinsamen angefäh, den wachsenden Flachß vom Unkraut gejätet, den reifen Flachß ausgenommen, in Sonn und Regen gebleicht, eingehemt, gedörrt, gebrechelt, gestrählt, auf dem Spinnrabel gesponnen, im Webstuhl gewebert, die Leinwand genäht. Wiffel hat ihm die Nachbarschaft dabei geholfen und eh das Jahr aus ist, kommt der Sattler mit der Psaid am Leib und begehrt die Braut.

Das hatte Susi mit glänzenden Augen erzählt, gleichsam als begleite sie ihn mit Freuden bei seiner Arbeit, aus Leinsamen ein Bräutigamshemd zu machen.

Dem Ruprecht mochte fast bange werden vor solch einem Meisterstück, daher wollte er's in den Scherz ziehen: „Da will ich meiner Braut eine ganz andere Psaid weben, als die von grober Leinwand. In Poesie will ich dich kleiden, die feiner ist als Seiden. Ein Hemd will ich dir geben aus güldenen Sonnensäden, und weißen Mondenschleier sollst du zur Hochzeitfeier um deinen Busen legen.“

„Gehus seins nit sad!“ unterbrach ihn das Rädel,

„Ich hab eh ein Hemd und Sie werden auch eins haben. Ich werd Ihnen schon ein Meisterstück aufgeben, wartens nur!“

Nach solcher Rede ist dem Ruprecht wonnig worden, sie redet ja doch, als ob sie ihn ein bißchen lieb hätte. Aber sie verschob alles wieder auf eine ganze Woche. „Morgen in acht Tagen können's nach Untergraith kommen, beim Felberkreuz im Waldl wartens um fünf Uhr in der Früh.“

Also mußte er am genannten Tage sehr früh aufstehen, es war kalt und windig, aber er dachte nur eins, was es heute geben werde so früh beim Felberkreuz im Walde. Er kam genau zur Stunde, sie kam zu gleicher Zeit und brachte ein Bündel mit.

„So“, sagte sie, da hab ich Roggensamen und aus dem machens einen Brotstrigel für unsere Hochzeit. Aubauen, abernten, auskörnen, mahlen, baden, alles selber müßens tun, ein Jahr habens Zeit. Nachher wollen wir den Strigel miteinander essen.“

Ruprecht ging mit Freuden darauf ein. Wenn das, was sie verlangt, überhaupt möglich ist, warum soll er es nicht imstande sein?

„Aber schau, Susanna, du sagen sollst heut schon zu mir.“

„Du sagen tun wir erst beim Broteßsen, eher nit. Alsdann will ich Ihnen noch was sagen, Herr Glotter. Dem Karl sagen Sie weiter nichts. Nur soll er Ihnen anzeigen, wie die Perbstbrach hergerichtet werden muß, denn das im Sack ist Winterkorn, das muß hener noch in die Erden. Und nachher schickens ihn fort.“

„Wen soll ich fortschicken? Den Karl?“

„Den danken Sie ab.“

„Aber das ist ja dein Bruder.“

„Ist schon wahr. Ich hab noch einen Bruder, der wird besser tugen zum Großlueth auf Obergraith. Der ist Soldat gewesen und man kann sich auf ihn verlassen. Ich will ihn aus der Stadt heim haben, ihn gefrents eh nit dort.“

Er ging nicht weiter darauf ein, sondern sagte: „Wenn einmal ein Wagen zum Hof hinauffährt, dann sei so gut und lasse das Bündel Roggenkorn auslegen.“

Antwortete sie kurz: „Das müssen Sie schon selber tragen, das gehört dazu.“

Also trug Ruprecht das Kornbündel schauend den Berg hinauf und dachte: Das ist ganz klug, das gehört zum Meisterstück. Daraus mache ich ein wunderschönes Gedicht. Aber daß ich den Karl entlassen soll? Der ist ja meine rechte Hand. Und meine linke. Und mein Kopf. Was soll denn werden auf dem Hochgrathhof, wenn der Karl nicht ist. Ich kann mir's ja denken, daß die Susanna, diese Prachtbäurin, nachher ihren eigenen Kopf aufsetzen will und ist's mir auch recht, ich mag ja keine Sorgen. Aber so lange sie nicht auf dem Hofe ist, brauche ich diesen Knecht.

Er hatte den Karl also nicht fortgeschickt, sondern mit ihm besprochen, wie und warum die Herbstbrache bereitet werden muß. Und dann begann es. „Das Samenkorn will ich dir derweil aufheben, daß es frisch bleibt,“ hatte Karl gesagt. Ruprecht stellte sich selber hinter den Pflug, weniger von Demeter unterstützt, als von Amor. Anfangs ging es jämmerlich, der Pflug wollte nicht greifen, die Furche sich nicht legen und der Ochse nicht im Geleise bleiben. Allmählich ging es leidlich und in vier Tagen war die Brache umbrochen,

aber Ruprecht konnte vor Schwielen und Muskelschmerzen sich kaum gehoben. Dann mußten die frischen Furchen noch mit einer vielzähligen Egge geriffelt werden. Und dann das Säen. Karl hatte einstweilen das Kornbündel in seiner Kammer aufbewahrt und jetzt kam er damit herfür, trug es auf den Acker und zeigte seinem Herrn mit viel lustiger Redensart, wie man Korn sät. Dieses Säen fand Ruprecht sehr poetisch, man schritt dabei auch nur so in gerader Richtung hin, nahm immer wieder Samen aus dem vorgebundenen Sack und streute ihn mit geschwungenem Arm auf das dunstende Erdreich. Befruchten! Das ist doch das Feinste auf der Welt. Das ist nahezu göttlich, es ist Schöpfertat. Und das Zuadern nachher mit der Egge, das war wie eine leusche Einhüllung des geheimnißvollen Werdens, das nun beginnen sollte.

Dann hub es an zu wintern. Vom November bis April lag der Schnee meterhoch über dem Kornfeld und der ganzen Gegend.

Eusi, die zu Untergraitth im Dienste stand, wurde mit Ruprecht immer zukunlicher und hub an, ihn als ihren Bräutigam zu betrachten. Aber das Dufagen führte sie noch nicht ein. Er tat's ja, aber sie tat's nicht. Und im Spätwinter ereignete sich etwas, da wollte sie auch ihm das Du verbieten. Er wollte es ihr nämlich einmal beweisen, daß er außer Poet auch ein bißchen Mann sei — und nicht gewillt, sich ganz allen Wünschen der lieben Herrin unterzuordnen. Er sagte ihr daher einmal, den Karl wolle er nicht entlassen.

Und darauf ihre Antwort: „Wenn Ihnen der Karl lieber ist als ich, nachher ist's mir am liebsten, wir zwei werden uns wieder fremd. Ich weiß, was ich will.“

Eine Woche später war Karl abgekündigt. Darob war er sehr überrascht und wollte wissen, warum. Ob schon er es insgeheim recht gut wusste. Seine Schwester durchschaute ihn. Sie will Herr sein auf Hochgrath. Und diesmal ist das nützliche Weibsbild stärker als der feste Knecht. Sie nimmt den Fremden ins Ehestübel und seine ganze Klugheit ist zusehender geworden. Aber er blieb in jener würdigen Artigkeit, die schlaue Leute gerade dann hervorkehren, wenn sie vor Wuth lochen. Beim Abschied steckte Knaprecht dem braven Knecht noch eine Aufbesserung bei und sagte: „Ich habe jetzt Rücksichten zu erfüllen, aber vielleicht kommen wir wieder einmal zusammen.“

Ist schon möglich, aber anders als du meinst, dachte sich Karl und hatte diesmal eine ganz besondere Sehnsucht nach dem Sommer. Wenn das Korn reift! Ja, mein lieber Dichter, wenn dein Korn reift, das möchte ich mir beschauen, wie du nachher dastehen wirst vor der Deinigen!

Er nahm Dienst bei einem entfernteren Nachbar, um von dort aus die Entwicklung der Dinge zu beobachten.

Mittlerweile war Bruder Thomas heimgekommen von der weiten Welt und als Knecht eingestanden bei seinem künftigen Schwager auf Hochgrath. Der war dem Herrn Glotter aber kein bequemer Mensch. Arbeiten tat er zwar auch, wenngleich nicht mit derselben Lust wie sein Vorgänger. Aber bei jeder Verrichtung kam er herbei und fragte, was und wie? Er war noch ganz Soldat, der ohne Befehl keinen Schritt und keinen Griff tun konnte. Glotter wäre einestheils recht gern der Befehlende gewesen, wenn er nur immer auch gewußt



hätte, was zu befehlen sei. — Doch kommt nur erst Susanna, die versteht's, befehlt gern und der Bruder gehorcht gern, das gleicht sich schön und er — der Hausherr selbst — kann seinen poetischen Streben nachgehen.

Aber da kam das Jahr mit seinem Sommer. Und der Sommer mit seinem bestellten Roggenfeld — und das hatte keinen Roggen. Es hatte allerlei Unkraut mit schönen Blüten, Disteln voll wahrer Pracht, dazwischen stand manch ein Palm mit Dackerrispen — und Roggen nicht ein Stamm. Susanna ging hin und her am Feldrain, neben ihr Ruprecht, aber sie redeten nichts miteinander. Plötzlich wurde sie zornig und rief ihm zu, er solle schauen, daß er weiterkomme, sie wolle allein sein. Da schritt er dem Walde zu, wo unter drei großen Tannen seine Lieblingsbank war, setzte sich hin und schaukelte mit dem Kopf. Sie schaute von weitem hin auf ihn, und hub er an, ihr zu erbarmen. Hat er doch fleißig gedüngt, persönlich geackert, Unkrautwurzeln ausgerottet und Roggen samen gesät. Und jetzt wuchert dieses Unheil.

Nam der Knecht Karl vom Nachbar herüber und tröstete seinen früheren Herrn. Für schlechten Samen könne kein Mensch und die blühenden Aden und die Margarien und die hohen gekrünten Stämme der sogenannten Disteln; die Krone des Königs von Engelland habe nicht so viele Zaden wie diese Distelkrone! Und alle andere bunte Blumenzier auf weitem Feld! Doch viel schöner anzuschauen als so ein einförmiges graues Roggenfeld. So höhnte Karl. Ruprecht ward es gar nicht inne, sondern gab treuherzig zu, daß es schön sei! Wenn es nur auch der lieben Susanna gefiele.

Karl schritt weiter am Raine hin und traf seine Schwester.

„Das ist sein Meisterstück!“ sagte er und deutete auf das misstratene Geld.

Sie aber rief zornig: „Das hat ihm wer angetan!“

„Freilich hat ihm's wer angetan“, entgegnete der Bruder. „Aber es hätte ihm's niemand antun können, wenn das ein Bauer wär, der Roggen und Haser unterscheiden kann. Ich habe ihm ehrlichen Haser in den Sack getan. Den hat er für Roggen gesät. Der Haser ist zumeist verwintert, das Unkraut ist selber gewachsen. So ist's, Schwester Susi.“

Sie stand starr und vermochte vor Zut kein ordentliches Wort hervorzubringen.

Karl blieb ruhig und sagte nur: „Schau, ich bin dein Bruder. Und was ist er? Siehst es jetzt ein, daß das kein Bauer ist und auch keiner werden kann. Schlecht genug, daß so einer herrisch auferzogen ist; und noch dazu ein Schöngest. Und der soll Hochgrathhofer sein! Was brauchst ihn denn? Heiraten, den! Ist ja gar nit nötig. Laß nur Zeit. Von dem kriegen wir den Hof billiger. Nur geschickt sein.“

„Und wenn ich schon sonst nit wollt“, schrie sie nun auf, „so möcht ich Frau Blotter sein, daß ich diesen sumpfadenschlechten Ruchst jetzt von diesem grünen Hasen jagen kann! — Ich hab schon lang zugeguckt, wie du ihn hint und vorn betrügst und drauß auß bist, ihm den Hof abzuschwindeln mit deinem ekelhaften Schmeicheln und Feucheln. Wärst heimblieben auf dem Hof, könntst eh heut Besitzer sein. Daß du ihn nit jetzt verschleichen müßtest. Du falscher Judas, du!“ Rasch

eilte sie über die Matten hinab und schrie immer wieder zurück: „Tu falscher Judas!“

Am nächsten Tag schrieb er ihr einen Brief: „Tah! es doch höchst einsehen, liebe Schwester, ich hab's ja zu Teinem Besten tan, daß Dir die Augen ausgehen, wie dumm der Mensch ist. Weils mir leid tāt um dich, wenn Du zu Schand und Spott dem sein Weib taltst werden. Jetzt ist er ja fertig. Mit mein bissel Terspartem nehm ich ihm den Dof ab und wir sind wieder daheim auf dem Vatersgut und ich verbleib Tein liebender Bruder.“

Sie schrieb drunter hin: „Tu falscher Judas, Du!“ und ließ ihm den Brief zurücktragen.

Und dann ging sie mit sich ins Gewissen. — Hat er sich nicht abgemüht und gearbeitet wochenlang mit dem Kornfeld, daß er ganz wundte Hände bekam und abends vor Müdigkeit auf den Strohsack sank? Ist denn das kein Meisterstück? So einer mit seiner Bildung und seinem Geld hat im Deutschen eine große Wahl. Und er will keine als sie, die arme Bauerumagd, und er will ihr zuliebe sein Lebtag Bauer bleiben. Ist das kein Meisterstück? Was kann's denn so viel schaden, wenn er auf dem Berg herumgeht und sich freut, daß bei uns da die Welt so schön ist! Gibt genug Gutsbesitzer, die selber nicht arbeiten und nicht einmal anschaffen können. Muß halt wer anderer da sein, der's versteht. „Und“, so redete sie laut mit sich selber und pochte mit der Faust auf ihre Brust, „Gott sei Dank, daß unserins da ist! Ich will Bäuerin und Bauer sein. Und er soll mein Mann sein — das ist auch was.“

Das Meisterstück ist freilich mißlungen. Aber wem?

Dem Ruprecht Clotter nicht. Die Hochzeit findet dem-  
nächst statt. Der Schreiber dieser wahren Geschichte ist  
dazu eingeladen, und wenn das Gedränge nicht zu  
fürchten wäre, so würden gewiß auch die freundlichen  
Leser und Lesetinnen eingeladen worden sein. Um ihre  
begreifliche Neugierde zu stillen, werde ich weitere Nach-  
richt folgen lassen, falls sich etwas Besonderes zutragen  
sollte. Ich glaube übrigens, es wird sich einfach und  
gut machen, denn wie man gesehen, die beiden haben  
— trotz der Verschiedenheit der Naturen — aus dem  
allertörs üblichen Grunde geheiratet — aus Liebe.  
Will daraus nicht Roggen wachsen, so wächst Hafer.  
Und sollte auch der Hafer überwintern, so wächst aller-  
hand Krautwerk mit schönen Blumen.

---

## Die Brüder Stadlhofer.

In einer schlaflosen Nacht fiel mir der Johann Stadlhofer ein. Er war unweit meines Ortes daheim, in der Gegend von Wenigzell oder Strallegg — dort oben irgendwo. Kennen lernten wir uns in Graz, wo er an der Universität studierte, dieweilen ich — älter als er — in der Vorbereitungsclassse der Handels-academie saß. Aber ich war ihm nicht zu schlecht; an Sonntagen gingen wir gern miteinander auf's Land hinaus, am liebsten auf solche Höhen, wo man die fernem grauen Bergrücken unseres gemeinsamen Heimatlandes sehen konnte. Der Johann lachte immer, wenn wir von der Heimat sprachen, er erinnerte sich an die Karreleien, die er dort als Bauernjunge getrieben, doch manchmal blühte ein jäher Zorn auf, ohne merkbare Ursache. Dann ließ er sich wieder alles gefallen und bisweilen, wenn unser mehrere beisammen waren, trieben wir's wüß mit ihm. Er verband sich die Augen und stemmte in wagrecht gebückter Stellung den Kopf an den Baumstamm. Einer von uns anderen schnellte die Beine, hüpfte auf seinen Rücken: „Gsel, wer reiset?“ Und er antwortete: „Der Goldleitner Gsel!“ oder „Der Waldbauernhub, der Echelm!“ und erriet es allemal. „Der muß auch hinten Augen haben!“ riet einer der Spielgenossen. „Freilich“, lachte der Jo-

hau, „ich hab' sogar an deinen Ohren meine Finger.  
Merkt' du's?—

Jener merkte es. Aber nicht grob.

Noch mehr als seine rückwärtigen Augen bewunderte ich an ihm die Galanterie mit schönen Stadtdamen. Da war's wieder so, daß er seinen Mund an ihren Fingern hatte. Er küßte ihnen die Hand. Aber wie? Er nahm so ein weiches, schmales Händchen in seine Bauernpraxe, sogte die Fingerringen zusammen in seine Faust, so daß nur die rosigten Spitzen hervorstanden. Und diese Spitzen küßte er. Aber so nachdrücklich, daß man meinte, er wolle ihnen das süße Blut aussaugen. Und die Dame wurde gar nicht einmal so böse. Er war ein hübscher, frischer Junge, und ein solcher braucht sich an keinerlei Aufregeln zu halten.

Aber in diesen lichten Frühlingsmorgen fiel eine schwere Sonnenfinsterniß. Und das ist es, was ich erzählen will.

Eines Tages gegen Ende Mai erhielt mein Johann Stadthofer von seinem Bruder ein Schreiben, zypisch, er möge eilends heimkommen, es sei die Mutter schwer erkrankt. Kränzlich war sie schon seit lange gewesen. Er machte sich sofort auf den Weg, zu Wagen, so weit es ging, dann zu Fuß ins Gebirge. — Am fünften Tage ist er wieder zurückgekehrt, aber das war ein anderer, als der fortging. Ein herzwarmer Sohn war er immer gewesen, obschon er sich dessen eher zu schämen schien. Der leise Mollton, wenn er manchmal — selten geschah es — der Mutter Erwähnung tat, war mir aufgefallen. Daß ihn aber der Mutter Tod so betrieffen sollte, das hätte ich nicht denken können. Er kam zu mir, sagte, daß seine Mutter gestorben sei, und ging ohne weiteres

wieder davon. Fast hatte er ein anderes Gesicht bekommen, vergärrt und abgespannt. Man sah ihn nicht auf der Gasse, und wenn man an seine Hude klopfte, war er nicht zu Hause. Ich war schon in Sorge, ihm irgendwie weh getan zu haben, vielleicht durch mein Beileidsbrieflein, worin ich ihn auf ein Wiedersehen mit der Seligen im Jenseits verwies. Er hatte zwar das Knabenseminar durchgemacht, aber seit der siebenten Klasse glaubte er an nichts mehr.

So war's ein paar Wochen, da trafen wir uns eines Abends zufällig auf dem Glacié. Wir gingen miteinander wie früher und gingen in den stillen Wald von Mariagrün hinaus.

Ein gelbes Dackelhündchen hatte er bei sich, das früher nie mit ihm gewesen. Es watschelte jetzt kurzbeinig neben ihm her. Manchmal, wenn uns Leute begegneten, flüchtete sich das Tier an den Johann, hob das rechte Vorderbeinchen auf und winselte ein wenig. „Weil ihm einmal einer hart auf's Pfötel getreten ist“, sagte mein Begleiter. Ich hob ein Stückchen Holz auf und wollte dem Hunde „Appotel“ werfen. Der Johann nahm es mir aus der Hand: „Das wollen wir bleiben lassen.“ Im Walde, auf einem Holzblock, sind wir lange gesessen, bis in die Nacht hinein, und dort hat er mir's erzählt.

Unser Hans, so begann er, steht ganz oben auf einem Hochland. Weitum sieht man die Almten und Jellenberge, es ist schön dort. Mein Vater ist schon lange gestorben; mein Bruder führt die Wirtschaft, er ist um fünf Jahre älter als ich. Wir haben uns immer gut miteinander vertragen und er hat gegen den lustspieligen Studenten nie was einzuwenden gehabt. —

Wie ich nun hinaufgelangt bin und dem Hanse nahe, da kommt mir mein Bruder entgegen, über den Anger her. Rüstig reicht er mir die Hand und sagt: „Ja, mein lieber Bruder! Die Mutter werden wir halt nit mehr lang haben.“ Während wir ins Haus traten, erzählte er mir kurz die Krankengeschichte. Ihr Bett stand in der großen Stube an der Wand. Ihr Gesicht kam mir viel weißer vor als sonst, ihr Haar dunkler. Als sie mich sah, lächelte sie ein wenig und hob sachte die Hand. Vor der erschrak ich fast, sie war so schlank und zart und kühl. Sie hatte doch sonst meine Hand gehabt, die da. Sie sprach leise und nicht gar deutlich, fragte, wie die Reise gewesen sei, und bemerkte, daß meinem Tuchrock linksseits ein Knopf fehle. Den solle die Küchenmagd nur gleich einheften. Um meine Beklemmung zu verbergen, schälerte ich ein bißchen mit dem Zinnetel, dem kleinen Dachshund, der immer so gern bei ihr war, der jetzt am Fußende des Bettes lag und der trotz der neun Monate unserer Trennung mich nicht aus dem Gedächtnis verloren hatte. „Aber“, fuhr die Mutter fort, „ausschaun lannst mir besser, Hansel. Wieder so viel lernen wirst müssen, gelt?“ Diese Frage war mir unangenehm, denn ich lernte gar nichts, schon monatelang. Im ersten Jahr Jus, was gibt's denn da zu lernen! „Nein, Mutter“, beruhigte ich sie, „da geb' ich schon acht, daß ich mir mit Lernen die Gesundheit nicht verderbe. Wenn nur erst Ihr wieder auf der Hüh' wäret!“

Aber sie lenkte das Gespräch über ihren Zustand alsbald ab — lätschelte meine Wange und fand, daß ich ein Partrüpel wäre. „Morgen mußt dich halbieren lassen.“ Als ob ein hoher Feiertag bevorstände. Ober



bedachte sie daran, daß Geistliche keinen Bart tragen sollen? Am Ende wußte sie noch von nichts. Mir war bange gewesen, was sie sagen würde. Nun sagte sie gar nichts von der Sache. Plötzlich aber: „Für den Oftertag mußt du dich gar schön herrichten, Hans.“

„Für den Oftertag? Der ist ja schon vorbei, Mutter.“

„Hab' ich gesagt, Oftertag?“ fragte sie verloren. „Wie närrisch lauter, daß mir jetzt der Oftertag in den Kopf kommen ist. Jetzt aber schon, daß du was zu essen kriegst.“ Und ordnete an, daß mir Schöberl geboden und Kaffee gekocht werde.

Während des Essens in der Nebenlammer, war ich völlig beruhigt. Allzu bedenklich kam mir die Mutter nicht vor. „Auch hat sie keine Schmerzen, kein Fieber.“

Mein Bruder saß am Tisch, mir gegenüber, und schaute mir zu, wie ich mit dem großen Löffel voll Eierluchen in den Kaffee fuhr, um so beides gleichzeitig in den Mund zu bekommen. In der Stadt gibt es so was nicht und ist's doch das Beste auf der Welt. Ja — zur selbigen Stunde hat's noch geschmeckt.

„Daß sie kein Fieber hat, meinst du!“ sagte der Bruder. „Jetzt ist die Hand kalt; wart' eine halbe Stund'! Und wenn du um zwei Stunden früher gekommen wärst, hält'st schon auch von der schrecklichen Atemnot ein bißel was wahrnehmen können. Ich sag' dir's, es ist nicht zum Aushalten, nit einmal beim Zuschauen. Und die Schwächen! Geben und legen! Du laßt dir's gut sein in der schönen Stadt und weißt nit, was daheim für ein Kreuz ist.“

Jetzt fiel es mir erst ein, daß ich ihn hätte einladen müssen, beim Schmause mitzuhaltten. Bei den

vielen Stadthöflichkeit verliert man die Bauernhöflichkeit. Und gerade die sättigt. Am meisten aber dann, wenn man sie nicht hat und Schöberl mit Kaffee allein isst.

Es war finster geworden, da ging ich noch einmal zur Mutter hinein. ~~W~~ter sie schlief. Ganz leicht und ruhig. Da schlich ich hinauf in die Bodenkammer, wo mein Bett stand. Nach dem langen Marsch in der kühlen Vergluth und mit einer gewissermaßen gelösten Spannung hoffte ich bald und fest einzuschlummern. Aber das kam anders. Der ausgegangene Mond legte durch die Fenster zwei weiße Tücher auf den Fußboden. Ich konnte in der Kammer alle Gegenstände ausnehmen; den alten geschnittenen Kasten, das Spinntab und den Garnhaspel, den Vogelkäfig und das Glasbild der heiligen Dreifaltigkeit. Aus allem strömte mir Kindeserinnerung entgegen, und mitten in all den lieblichen Erinnerungen stand die Mutter. Da fing mir an bange zu werden, ganz leise zuerst, allmählich beklemmender, bis die Unruhe so groß ward, daß ich aufstand. Ich klebete mich an und wollte hinausgehen in die Mondnacht. Gar vorsichtig stieg ich die altbekannte Holztreppe hinab, trat noch leise in die Stube, um meinen Hut vom Wandnagel zu holen — und fällt jetzt hinter mir die Thür stark in den Hals. Als ich außen am Hause entlang gehe, kommt um die Ecke mein Bruder, der noch seinen Nachtgang durch den Hof gemacht hatte.

„Wenn du das Ausgehen bei Nacht schon nicht graden kannst“, sagte er, „so schlag wenigstens die Stubenthür nit so zu.“

„Ich habe nicht gedacht daran, daß sie so schwer zufällt“, war meine Entschuldigung.

„Du denkst an vieles nit. Weißt du, daß ich's nit

hab' mögen über's Herz bringen, der Mutter von deiner Schand' zu erzählen?"

„Von meiner Schand'?"

„Wie du der ganzen Familie Schand' bringst statt Ehr'!"

„Gidi!" Das hat sich aufgestrammt in mir, bis hart ans Dreinschlagen. Ich weiß nicht, woher ich im Augenblick die Überlegung hergenommen habe. Es kam zu unversenß. Es war laun zu verwinden. Aber drinnen schläft die Mutter. Und sagte ruhig zum Bruder: „Du meinst, weil ich nicht geistlich werden mag.“

„Und lieber ein Advokat wirst, ein Prozeßspinner, ein Bauernschinder!"

„Darüber", sage ich, „wollen wir ein ander'smal reden. Jetzt muß ich dir dankbar sein, daß du es der Mutter verschwiegen hast.“

Er stand ein paar Augenblicke ruhig vor mir, dann sagte er: „Was hast denn eigentlich zu tun gehabt, jetzt in der Stuben?"

„Das kannst du dir wohl eh denken, wenn die kranke Mutter drin liegt. — Natürlich erbschleichen.“

Es war da, das furchtbare Wort. Es war gesagt, ohne gedacht zu sein. Es war nimmer einzufangen. Aber mein Bruder fuhr nicht wild auf, wie etwa bei seiner Natur zu erwarten gewesen. Er tat nichts dergleichen, als ob er das Wort so verstanden hätte, daß das Erbschleichen um diesen Hof herum in der Luft läge. Er ging langsam gegen das Haustor. Ich kam mir schier händeltüftlerisch vor wie der Elmischbauer, der als Heher und Mausbold in der ganzen Gegend gefürchtet war. Dem Bruder ging ich nach und sagte: „Ich habe in der Stube meinen Pul geholt und nichts anderes.“

Dann habe ich mich gewandt und bin am Felsdrain dahingegangen.

Die Lust war kühl, das Gras seucht, die Fichtenbäume des Haines mit ihren kurzgeschneideten Nisten legten schwarze, schmale Schattenstreifen über die Matte hin. Aber von einer friedsam-stillen Nacht habe ich nichts gewahrt. In mir tobte ein grausam Ungerwitter, wie mein Lebtag noch nie. Wirre Empfindungen durchwirbelten mich, wie Blitze in der Sturmnacht durchzuckten Gedanken meinen Kopf — keiner ließ sich festhalten. Also das ist geschehen. Das hat müssen geschehen. An diesem Tage, da ich heimkomme nach so langer Zeit. Da hat's geheißen: Talent! Studieren! Auf was, danach wird der Junge gar nicht gefragt. Natürlich auf Geistlich. Und jetzt — ein Todfeind! Und es ist der Bruder. — Ich ging am Haine dahin bis zum Wald. Als ob dort was wäre, das mich zur Ruhe kommen lassen müßte. Aber die Unholde wütheten fort, im Wald wie am Haine und von jeder Empfindungswelle das letzte: Jetzt ist alles aus. — Born war's nicht mehr. Aber Entrüstung über mich selbst. Und über den wilden Schimpf, den ich ihm angetan. Und ist doch nicht so gemeint gewesen. Der Vorteile wegen, die nun verspielt waren — ich pfeife darauf. Aber mit der Mutter den Bruder verlieren, den einzigen Verwandten, kann ich sagen, und mit ihm die Heimat. Und mit der den Kindheithimmel — alles auf einmal.

Endlich lehrte ich wieder um gegen das Haus. Ich wollte zu Gidi gehen und ihm's abbitten. Ich habe viel gebraucht von unserem Elterngut, wollt' ich sagen. Ich bedarf nichts weiter. Nur das dumme Wort verzeihe mir! — Dieser Vorsatz war das einzige

Mittel, mir die Gemüthsqual zu erleichtern, daß ich nicht wahnsinnig wurde unter ihr. Jetzt war mir aber auch auf einmal wieder so leicht, daß ich merkte, wie nah meine Stiefel geworden. Morgen früh wird mich die Mutter auszaulen, weil sich der junge Leichtsinne den Schnupfen holt.

Daß ich stundenlang fortgewesen, denkt mir wohl möglich, es konnten auch Tage gewesen sein. Die Schlafkammer meines Bruders war offen und — leer. In der großen Stube war Licht. Natürlich! Er ist noch in der Nacht zur Schwerkranken gelaufen, um sich zu rächen. Um sie zu fragen, ob der Ausreißer und Bauernschinder von der Erbschaft auch so viel bekommen soll, als der — andere, der den Hof aufrecht hält und den Eltern die einzige und letzte Stütze gewesen ist! — Da wollen auch wir dabei sein. Es scheint, ich brauche ihm nichts abzubitten, und der christliche Born hat doch das richtige Wort gefunden. Es war doch das richtige! — Und so kam es neuerdings über mich.

In die große Stube tretend sah ich einen weißgedeckten Tisch und darauf zwischen brennenden Kerzen das alte Kreuzifix, das sonst im Wandwinkel steht. Die Leute des Hauses waren versammelt, knieten mitten auf dem Fleß und an den Wänden und beteten laut den Rosenkranz. „Der für uns mit Dornen gekrönt ist worden.“ — Am Bette stand ein Priester in Chorrock und Stola. Er hob eben die kleine weiße Hostie zu den blassen Lippen der Bewegungslosen. Ich drängte mich durch und wollte zu Häupten des Bettes. So viel sah ich gleich, es war keine Kranke, es war eine Sterbende. Ich will zu ihr, ihre Hand fassen, ihr ins

Gesicht schauen, zu ihr sprechen . . . Keine Mutter! — Sie drängten mich vom Bette weg. —

Johann Stablhofer hatte von einem Fichtenbaum ein Astlein abgebrochen, das zerriß er jetzt heftig mit beiden Händen und drehte die Zweige ineinander wie zu einem Strick. Dann ließ er das Keisig zu Boden gleiten. Das Bündlein lag zu seinen Füßen zusammengerundet. Man sah in der Flanke sein Atmen. Endlich knurrte es ein wenig. „Spricht im Traum“, sagte der Johann. Dann erzählte er weiter.

Am Fußende des Bettes ist mein Bruder gestanden. Nur die graue Hose an, sonst im Nachtleide, verwüstet, versteinert die Züge. Es war, als ob er dem kleinen Finetzerl zuschaute, der jetzt über die Bettdecke hin gegen ihr Haupt kroch. Dabei hat das Tier matt gewinselt. Er nimmt es mit einer Hand und wirft es auf den Fußboden hin. Da hat es nicht gewinselt, das ist nicht das ärgste. Auf den kurzen Beinchen watschelte es unter das Bett hinein. Die Leute beteten mit eintönigem Gesumme den Rosenkranz. „Der sür uns das schwere Kreuz getragen hat.“ — Ich drängte mich neuerdings zur Mutter vor, da stand der Priester ein wenig seitlings. Ich werde sie laut gerufen haben, sie lag bewegungslos mit halbgeschlossenen Augen. Manchmal hob sich ihre eingesallene Brust. Da schob der Priester mich sachte weg, er hatte ihr ja die letzte Stung zu geben. Aber mir war gewesen, als ob ich von ihren Lippen das Wort Hans hätte flüstern gehört. Dann ist ein großes Aufwimmern unter dem Bett — fast wie ein Mensch wimmert. Den Hund hatte jemand mit dem Stiefel auf die Pfote getreten. Der Priester stand nun zu ihren Füßen mit dem heiligen Öl. Wie ich

mich an ihm vorüber wieder hindrücke, sagt mein Bruder ganz laut: „So geh doch hinteri, du bist ja dem Geistler im Weg!“ Mich auf ihn stürzen, einen Faustschlag ins Gesicht? Aber die Arme bewegten sich nicht, sie waren lahm. — Ist es nicht auch so, wenn man träumt? Dierweisen fortwährend das Murmeln des Rosenkranzes bis zur Stelle: „Der für uns gekreuzigt ist worden.“ Und während eine alte Magd ihr eigenes Veten unterbrach, um auf mich deutend zu sagen: „Mit amal mißbeten tuat er!“ gab der Priester ein Zeichen, sie sollten aufhören. Da brachen sie mit dem Gebet ab und er sagte feierlich: „Der Herr geb’ ihr die ewige Ruh.“ —

In unserem Walde bei Mariagrün war es dunkel geworden, zwischen den Baumwipfeln flimmerten Sterne herab.

Und so, sagte der Johann Stadlhofser, ist meine Mutter gestorben. — Dann redete er weiter:

Ich habe nicht mehr hingeschaut und bin auf meine Bodenlammer gegangen. Dort im Wandwinkel bin ich gefessen in der stillen Morgendröte mutterselenallein. Nein, so nicht. Oder doch. Mir war fast leicht, fast als ob die abgeschiedene Mutterseele bei mir wäre in der Kammer. Dann habe ich vor der Thür das Hündlein wimmern gehört, das habe ich hereingelassen, und bis ist mein lieber Kamerad gewesen. Wir zwei Waisen. Das treue Tier, das in letzter Zeit immer bei ihr gewesen, hat mir alles ausgerichtet, was sie mir selber nicht hat sagen können.

In diesen Tagen, wenn der Bruder und ich aneinander vorübergingen — ich weiß nicht, ob wir uns begrüßt haben — gesprochen haben wir nicht ein Wort

miteinander. Nach dem Begräbniß, als ich ohne alles weitere fortgehen wollte, winkte er mich unter die Lindenhaut, er habe mir Mittheilungen zu machen. Alles auf einmal ab, das ist das Beste, dachte ich, setzte mich aber nicht nieder, sondern stand vor ihm. Und zeigte durch Gebärden, daß es nicht etwa aus Hochachtung geschähe vielmehr aus Stolz eines Mannes, der nicht neben jedermann sitzen mag.

Die Mutter hat mir aufgetragen, daß ich dich von ihr noch einmal grüßen soll“, so begann er leichtsin.

„Schön Dank“, sagte ich, „sie hat mir den Gruß schon durch wen andern übermittelt, der —“ mein Vertrauen hat, wollte ich beisehen.

„Wie du in der Nacht auf den Main gegangen bist, oder weiß Gott wohin es so nötig war, bin ich bald darauf gerufen worden. Da sehe ich's gleich, 's ist zum Sterben bei ihr. Nach dir hat sie verlangt, und weil wir dich nit haben erwarten können, hat sie mir's für dich aufgetragen. Du kriegst vom Elterngut das, was ich krieg'. Wirst über deine Studienkosten hinaus noch an fünfzehnhundert Gulden beim Hof gut haben. — Die Mutter läßt dir Glück wünschen zu dem Stand, den du dir selber gewählt hast.“

„So hast du ihr's doch gesagt?“

„Ich? Mich geht das weiter nix an. Seit einem halben Jahre redet die ganze Gegend davon. Anfangs hat's die Mutter hart genug genommen — was weißt du! Du weißt gar nix.“

„Aber sie hat doch kein Wort zu mir gesagt!“ rief ich aus.

„Du hast dich wohl schon auf ihren Nummer und die Vorwürfe gestreut, nit?“



Nun habe ich keine Bosheit mehr geachtet, hab' ihm beide Hände vorgehalten: „Bruder, jetzt ist mir leicht. Seit ich weiß, sie hat's mir verziehen und sie gibt mir den Segen. Auch mit dir will ich auf gleich sein, Gidi.“

„In kurzer Zeit hast dein Geld, nachher sind wir zwei auf gleich.“

„Ich verlang's nicht, Bruder, ich brauch's jetzt nicht. Nein, ich werde dich nie drängen, ich verspreche dir's.“

Er stand von der Bank auf. „Die Magd wird dir das Essen richten, eh' du gehst. Ich muß jetzt zum Pfarrer.“ Einen laun merkklichen Deuter mit der linken Hand — so ging er davon — mein Bruder, mein einziger Mutsfreund. —

Solches hat der Johann Stadthofer mir erzählt im nächtigen Wald bei Mariagrün. Dann ist er aufgestanden und wir sind stumm nebeneinander hergegangen über den Rosenbergs in die Stadt. Ich konnte mit der Sache nicht fertig werden. Wir war die Ursache nicht klar. Mir schien, als sei hier aus nichts etwas geworden, das nun nicht mehr aus der Welt zu bringen ist.

„Ich hab' zuerst gemeint“, sprach plötzlich mein Weggenosse, „es wäre jenes häßliche Wort, das ihn so sehr getroffen. O nein. Da lassen sie sich zehn Erbschleicher eher gefallen, als einen Advolaten, der einmal Geistlich hätte werden sollen.“

„Und das“, antwortete ich, „soll dir genug sein. Und ist's ein braves Stück von deinem Bruder, daß er dir's gleichwohl hat ausgerichtet.“

Wir gingen wieder still nebeneinander hin. Bis in die Stadt. Das Hündlein watschelte vor uns her im Straßenstaub. Wir kamen zur Stelle, wo unsere Wege

auseinandergingen. Da reichten wir uns schweigend die Hand. Und darauf sagte er es ganz leise und betrübt, als das letzte Wort: „Mir tut's halt leid.“ —

Wenn ich nicht damit schließe, sondern noch etwas erzähle, was noch zehn oder zwölf Jahren erst eingetreten ist, so mag man mich süglich einer gewissen Effektwilderei zeihen. Aber ich kann nichts dafür, daß es so-geschehen ist. Vielleicht will es ein gütiger Engel bekannt machen, daß für Menschenbrüder, die von einem unseligen Dämon auseinandergehalten werden und die doch wieder gerne beisammen wären, Rat zu finden ist.

Der Gidi Stadthofer hatte längst schon Weib und Kind und sein Anwesen stand in Ansehen, als er eines Tages seinen Nachbar totschlug. Im Wirtshaus am Wasser war's. Die Leuten hatten sehr viel getrunken. Der Elmischbauer, ein berühmter und vielbestrafter Raufbold, war da, schleuderte zuerst der Kellnerin ein unflätiges Schimpfwort zu und wiegelte alles auf, um dann mit dem Messer dreinzustechen. Da erfasste der Gidi in der Küche einen eisernen Kochtopf und mit einem Hieb streckte er den Unfriedstifter zu Boden. Aus war's. Der Gidi gönnte sich nicht ein einziges Wort der Rechtfertigung. Daß Weinen hörte man weitem, als er von seiner Familie Abschied nahm für mindestens acht Jahre. Aber nachher in der Kreisstadt die Herren meinten, so schlimm würde es nicht sein; wenn er Glück habe, so komme er mit zwei Jahren davon. Da kam auch der Advokat Dr. Johann Stadthofer und sagte: „Wenn ich Glück habe, so kriegt er auch die nicht!“ und erbot sich zum Verteidiger. Seine Rede bei der Verhandlung wußte so überzeugend den braven Charakter des Angeschlagten darzustellen und zu beweisen, daß gerade sein

Gerechtigkeitsinn und sein Abscheu vor jeder verbrecherischen Gewalttat die Ursache seines Werkes gewesen sei, ein Werk, das in der Gegend nur als Befreiungstat, nicht als Verbrechen empfunden werde. Und die ganze Glut der Bruderliebe kam bei seiner Verteidigungsrede zum Ausdruck. Die Geschworenen haben den Gidi Stadlhofer freigesprochen.

Und war es allerdings an der Zeit, daß dieser zum Bruder ging mit dem Bewußtsein, daß unter Umständen doch auch ein Advokat nicht zu verachten ist.

## Dirndl anbinden.

**I**ch muß doch erst erzählen, wie die dicke Gimpelpichlerin bittweise vor der Gamzmaierin stand, über den blaubeschürzten Bauch die fettstrohenden Finger ineinandergeschlungen: „Gelt du, Nachbarin, ich derf dich heut nm etwas anhalten?“

„Wenn's g'schehen kann. Tu's nur sagen.“ Also antwortete die Gamzmaierin. Denn die beiden Nachbarshöfe waren verträglich miteinander und aushefferisch, wie es auch sein muß in den unwirtlichen Bergen, wo die drohende Natur den Menschen zum Menschen jagt. „Also, wenn's g'schehen kann, Nachbarin, so tu's nur sagen.“

„Lachen wirst,“ lachte die Gimpelpichlerin, „was raitest dir denn, daß ich heut möcht?“

„Ah mei, was kunnt ich mir raiten?“

„Eine Rah', wenn du mir lätest leihen. Nur auf ein paar Tag'. Gelt, zum Lachen.“

Da lachten sie beide.

„Habt's denn so viel Mäuf'?“ fragte die Gamzmaierin.

„Frei auß der Weis ist's. Drei Spedtsallen schon hat er aufgestellt, mein Alter. Umasunst, 's sangt sich keine. Zur nachtschlafend' Stund', du glaubst mir's nit,

wie's in der Hinterkammer raspeln tut. Meine Mali sagt's auch — wie ich sie g'fragt han. Gest, liebebeste Gamsmaierin, du laßt mir sie a wengerl her, deine Mah'?"

„Was lauter, du Martl. Hast ein Korb bei dir oder was? Nit? Nachher bringst ihn nit in dein Haus. Der Kater — du glaubst es nit, wie der krahlt. Wart, einen Budellkorb tu ich dir her, ein Tuch drüber binden. — Nimm, Katerl meins, gehst ja auf die Jagd jezt, gelt!“

Das letzte Wort war schon zum Kater gesagt, und so kam der in den Gimpelpichlerhof.

Aber der Kater war zu fett und zu faul. Die Mäuse posterten wie vorher, es mußten auch Motten dabei sein. Vom Müdel war es zu loben, daß es sich nicht fürchtete so allein in der Kammer, und war doch als Kind so schreckig gewesen. Die Mali hätte sich doch vielleicht auch jezt noch gefürchtet, aber — sie hatte Weisstand. Einer der braven Nachbarsburschen war es. Der hielt Wache an ihrem Fenster. Zuerst draußen, nachher — wie's holt schon geht. Daß Bauersleute mit Licht sparen, das weiß man, nun, so bleibt es nicht aus, daß einer im Finstern wo auflöht — und deshalb waren die paar Mäuslein ihres Lebens nicht mehr sicher, und sind doch ganz unschuldig gewesen.

Es hätte nämlich, mit Verlaub zu sagen, die Gamsmaierin nicht bloß einen grünäugigen Kater, sondern auch einen braunäugigen Buben. Dieser hatte laum erwarten können auf daß Großwerden. Aber jezt! Jezt konnte er g'langen hinan zu jedem Fensterl und also auch der Gimpelpichlerischen Mali da drinnen in der hölzernen Kammer trostreichen Zuspruch spenden, wenn sie sich

in ihrer dunklen Einsamkeit vor Mäusen fürchtete. Und wenn sie sich trotzdem noch immer fürchtete, da schlug er vor, er wolle ihr fürchten helfen. Nach reiflicher Überlegung wurde das angenommen. Anfangs hatten die jungen Leuten sich selber ein wenig voreinander gefürchtet. Aber das dauerte nicht sehr lange, und sachte wurden sie miteinander so vertraut, daß der Bursch auf unerhörte Einfälle kam. Er sagte, er wolle sie heiraten. Er war's nämlich imstande, denn seine Mutter-Witib wollte ihm den Hof übergeben. Da wollte er fest stehen, am besten mit vier Füßen — ohne deshalb übrigens ein derartiges Geschöpf zu werden. Das Mädel war bereit, ihre zwei Füße zum Antreten der Wirtschaft beizusteuern. Der Form halber hatte er auch „a bissel a Liab“ von ihr verlangt. Nichts leichter als das; mit Liab war sie so reichlich versehen, daß sie einem halben Duzend Burschen damit anzuheffen konnte.

Bald hub die liebe Nachbarschaft in der Munde an zu munkeln und zu lichern, und die Leute begannen zu zerren an dem Mäntlein der christlichen Liebe. So trat in die Holzlaghütte des Gamsmaierhofes, wo der Bursche mit Werkzeug herumtat, sein Sprezzi, der kleine Franzl, und sagte: „Was tust denn da?“

„Nit gar viel.“ . . .

„Holzschneiden?“

„Bissel Holzschneiden. Aber die Hack soll erst g'schliffen werden.“

„Schneidel sie nit?“

„Will nit schneiden, der Saggra.“

Der Franzl tat sich eine Pfeifel an, schaute dem andern ein Weilschen zu und sagte:

„Du derbarmst mir, Steffel.“

„Was, ich!“ beehrte der junge Gamsmaier auf.  
„Gib acht, daß du mir nit derbarmst!“

„Oho, so ist's nit gemeint“, antwortete der Franzl, dann stieß er eifrig Rauch aus und setzte zögernd dazu:  
„Du bist mir alleweil der liebste Kamerad g'west. Mit der Meinigen bin ich fest, daß d' nit etwa glaubst, 's wär eine Eiferei oder so was.“

Da schaute ihn der Steffel scharf an und sagte:  
„Was willst denn, daß d' so umziehst?“

„Bei der Gimpelpichlerischen, mußt wissen, sind ihrer zu viel“, sagte der Franzl ganz leise. „Tätest höchstens alle vierzehn Täg einmal dran kommen.“

Da lag er aber auch schon im Wandwinkel und lachte: „Kleine Leut' fallen nit schwer.“ Dann stand er gelassen wieder auf, schüttelte die Sögespäne vom Rock und sagte in singendem Ton: „Nachher kunnt ich ja wieder gehen. W'sagt hab ich dir's.“

Aber der Steffel verstand ihm den Weg: „Jetzt red', wenn du was weißt!“

„Neden? Mir ist d' Holzhütten nit lamod genug zur Liegestatt. Überzeug' dich nit selber. Alle Mittwoch und Samstag, deucht mich, gehst zu ihrem Fenster. Sei so gut, geh einmal am Freitag oder am Montag. Vielleicht trifft Gleichgesinnte.“

Der Steffel stuhle, aber er antwortete ruhig und fest: „Freitag wär' just heut. Gut. Aber wenn's nit wahr ist, Franzl! Nachher mach dein Testament!“

Als der Franzl fort war, begann der Steffel unruhig zu werden. — Andere auch? — Schon einmal oder zweimal war ihm gewesen, als hätte er von irgendwoher ein solches Läten gehört. Mit dem Winde her, mit dem Winde weg. Indessen — jedoch — allein!

Das Fenster ist zwar vergittert. Aber so gut, als es ihm, kann's auch andern gelingen. Noch am selben Abend ging er und suchte den Franzl.

„Was tust denn da noch so spät auf dem Baumstiegel?“

„Sitzen und nachdenken.“

„Du sollst mir meine Gachheit nit für übel halten und sollst mir jezt helfen.“

Der Franzl stand rasch auf: „Da hast mich!“

„Geh jezt mit mir zu ihrem Fenster.“

„Allemaal!“

„Was hast denn nachdenkt?“

„Über einen alten Brauch. Weißt vom Anbandeln, vom Dirublanhängen. Mein Vetter, der Matthesel, hat's auch einmal g'macht. Weil die Seiuige zu jedem Buben an's Fenster kommen ist bei der Nacht, so hat er sich einmal für einen andern ausgeben und 's Radl mit ein Lederriemen schön fest ans Fenstergatter bunden. Daß nachher in der Früh' die Leut' g'sehen haben, was sie für eine ist. Sein Kamerad hat ihm dabei geholfen, und deiner hilfst dir. Ich weiß schon was, ich kann gut nachwischeln — auch dem Holzknecht Mirtl...“

Das interessierte dem Steffel, und die beiden begannen etwas auszuknobeln. Der Franzl hatte einen starken Ledergürtel um, der ihm die Hose festhielt. Den nahm er ab und prüfte, ob auch die Stahlschnalle stark wäre. Die Hose rutschte derweil zwar ein wenig hinab — aber doch nicht gar zu weit. Es war ganz finstler geworden, und sie schlichen dem Gimpelpichlerhof zu. Dort war alles still, der dicke Rater schlief, und die Mänslein, wenn ihrer überhaupt existierten, huschten in Soden.



„Vent' laß einmal mich voran,“ sagte der Franzl, „du launst zusehen.“ Und er lauerte sich zum Fenster. Es war nicht gar eng, hatte aber ein Gitterkreuz. Er klopfte leise an die Scheibe. Da ging das Fenster schon auf.

Drinnen ein molliger Hauch: „Wer ist's?“

„Ein guter Bekannter“, antwortete der Franz und ahnte die Stimme des Holzknechts Wirtl nach, den sie im Verdacht hatten.

„Uh!“ hauchte sie. „A Seltsamer!“

„Freilich, weil ich schon gar nimmer hab' kommen wollen. Aber nit zum Vergessen bist, Mali.“

„Nit so laut reden sollst!“

„Bin ich erst nähernd bei dir, ist's auch nicht vonnöten. Aber der Buckel luntt einem abbrehen bei dem verschweiften Fenster, zum Stehen zu nieder, zum Knien zu hoch. Und das dumme Gatter!“

Da kam sie drinnen ganz zum Fenster heran und schallte: „Leicht hältst es bei der Deinigen lamodter.“

„Weißt Schah, die eine ist einem nit allweil seltsam.“

„Gelt ja!“ gab sie bei.

„Wär' vielleicht's Türl offen?“ fragte er bescheiden — immer mit verstellter Stimme.

„Man kann sich ja auch durch's Fenster gern haben“, meinte sie.

„Du hast recht“, sagte er und langte mit einer Hand hinein, um sie näher heranzuziehen.

Es war ganz finster. Eins sah vom andern gar nichts, aber ihr Atemhauch ging ineinander.

„Lust du jetzt rauchen, Wirtl?“ fragte sie.

Da merkte der Franzl, der Rauchgeruch seines

Mundes könnte ihn verraten. „Seit ich Vorknecht worden bin,“ log er, „tragt's mir schon immer einmal a Pfeifen voll.“

„Necht hast eh,“ lispelte sie, „gunn dir nur was.“

„Gunn du mir auch was,“ sagte er und steckte auch die zweite Hand zum Fenster hinein, in der er den Leder-gurt hielt. Und während sie glaubte, er wolle sie um-armen, legte er sacht den Riemen um ihren Rücken, zog ihn an beiden Seiten leicht vor. Dieses mit süßer Gewalt Herangezogenwerden gefiel ihr. „Hühig bist,“ hauchte sie, „gleimer geht's nit mehr.“

Er zog fester an und schnallte heimlich ums Gitter.

„Aber Tschapperl, gleimer geht's ja nimmer,“ pfauchte sie nochmals. „Was fällt dir denn ein! Teuf, wenn der Steffel kommt!“

„Ob du den Steffel wirklich gern hast, das möcht ich wissen?“ fragte der falsche Holzknecht.

„Den werd' ich noch lang haben!“

„Ob du ihn gern hast, frag' ich.“

„Was denn! Sonst tät ich ihn doch nit heiraten.“

„Und mich?“

„Heut' hast mich noch einmal, nachher heist's Abschied nehmen. — Verraten,“ sehte sie etwas unsicher bei, „verraten tun wir einander eh nit, gelt?“

Er schwieg. Er hielt sie noch immer fest umschlungen, so meinte sie und schmiegte sich ihm entgegen, soweit es Gitter und Fensterrahmen möglich sein ließen. An der oberen Ecke hatte sie sogar den Kopf durchgezwängt. Mit zärtlichen Worten und Rosen wollte sie ihm süß die Zeit vertreiben, daß er sie nur recht lange in seinen Armen festhielte. Er schwieg aber, sie spürte nichts mehr von seinem Schnurrbart. Plötzlich tat sie

einen erschreckten Atemstoß — er war nicht mehr da. Nicht mehr da! Mit ihren Händen wollte sie hinaus- tasten, konnte dieselben aber nicht losbringen. Es hielt sie jemand fest. Fest hielt sie etwas — angebunden war sie, angebunden ans Fensterkreuz, so stramm, daß sie sich nicht rühren konnte; auch hatten die Haarsträhne sich wirr ins Gitter verschlochten. Und war allein in der Nacht und konnte nicht los.

Die beiden Burschen eilten schon weit über die Wiese hin. Der junge Stefan Steinhuber, vulgo Gamsmaier, war bei dem Vorgange knarr neben dem Fenster gestanden und hatte alles gehört. Er sagte kein Wort, auch über die Wiese hin noch keins. — Plötzlich blieb er stehen — er müsse noch einmal zurück, er habe noch was mit ihr zu reden.

Sie schnaufte schrecklich und plagte sich ab, um Bewegung zu bekommen und sich zu befreien. Aber der Riemen strammte fest. Der Steffel rieb sich an seinem Hinterteil ein Streichholz in Brand, da sah er, wie verworren das glühende Köpflein im Fenster stak.

„Du, Mali“, sagte er, „wem hast denn du heut bei der Nacht so brav stillgehalten, daß er dich hat anbinden mögen?“

Echluchzend stieß sie eine Rechtfertigung hervor, sie habe doch geglaubt, er selber sei es gewesen, wurde aber gleich überwiesen, daß sie den Holzknecht Mirkl genannt habe.

„Bind mich los!“ kreischte sie, aber so leise, daß es doch für die Hausgenossen nicht zu hören sein sollte.

„Na, Dirndl, ich denkl', wir warten, bis es Licht wird. Daß die Leut' sehen, wie du dich für den Holzknecht hast krenzigen lassen.“

„Bind mich los!“ stöhnte sie halb ohnmächtig vor Jörn und Schmerz. Da tat sie ihn erbarmen.

„Na, wegen meiner. Ich bind' dich los vom Fensterkreuz. Und auch vom Ehekreuz, verstehst? Eine solche, wie du, taugt nicht dazu.“

Dann löste er die Schnalle, zog den Gurt los, warf ihn nachher dem Franzl hin: „Daß dir d' Hosen nit ganz awi fällt!“ —

Dieses Dirndlanbinden soll in manchen Alpengegenden früher Sitte gewesen sein. Die Schlimmsten ließ man bis in den hellen Morgen auf diesem Pranger der Dorfbajaderen stehen. Der Brauch ist wahrscheinlich abgekommen, weil sich die Männer-Gürteln bei näherem Ermessen doch nicht als kompetent genug fühlen, um die Sünde der Dirndln so grausam zu richten. —

Von der Mali ist noch zu vermelden, daß sie am nächsten Sonntag in der Kirche zu den Männerbänken hinüberschielte, wo die Holzknechte zu sitzen pflegten. Mehrere Waldteufel lämmelten da, aber er, der Gewisse, war nicht anwesend. Am Nachmittag stieg sie in die Wälder hinauf zu der Holzknechthütte. Dort, auf seiner Schmalztruhe saß der Wirt und sticte sein Hemd.

Sie ging ihn scharf an: „Du, Wirt! Lehtens bei der Nacht — bist du's g'west oder nit!“

Auf solche Aneide machte er ein so dummes Gesicht, daß sie's gleich wußte — er war's nicht gewesen. Sie hatte es geahnt, daß sie von irgendeinem Bösewicht ganz schreckbar gesoppt worden war, hub jetzt an zu heulen und sagte dem Holzknecht alles. Hierauf warf er sein Hemd in die Truhe zum Schmalz, ging in der dunklen Hütte etlichemal auf und ab, die Arme auf dem Rücken. Dann blieb der stämmige Kerl in seiner zer-

fahreuen Muß vor ihr stehen und knurte was ganz Lächtiges. „So schaut's aus! Mali, röhr' nit und schau mich an. Bist schon in meinem Namen anbunden worden, so soll's dabei bleib'n. Du bist zwar ein hautschlechtes Mensch, aber weißt, ich bin auch nit viel besser. Wenn's mich bei jedem Dirndlfenster anbunden hätten — die Fenstergatter im Gai wären voller Holznecht Mirtln. Ich nimm dich. Den Amer (die Begierde) mit andern hab'n mer uns abg'stossen, leicht sein mer im Ehstand einander g'nug.“

Reunen taten sie sich ja schon lange, und so sind sie handelsweis geworden noch zu derselbigen Stunde.

Der Mirtl ist Meisterknecht geworden, hat sich ein Wirtschaftl erworben, und es hat eine krenzgütliche Ehe gegeben. —

Der Stefan Steinhuber und der kleine Franzl hatten noch lange herumprobiert an den Dirndlfenstern, bis es ihnen doch einmal einfiel, auch sie hätten kein Recht zum Dirndlanbinden.

## Abbandeln.

**E**in Bekannter von mir ging in Geschäften nach der Kreisstadt. Der Weg führte ihn über die Alpe. Vor einer verfallenen Schwaighütte setzte er sich ein wenig auf den Brunnentrog und aß sein Stück Brot. Da holte ihn ein Mann ein, der sehr eilig über die Höhen hergekommen war. Er erkannte in ihm einen Kleinbauern, dem er mehrmals Holz abgekauft hatte. Zuerst, als dieser Bauer den Händler sah, schien es, als wollte er ihm ausweichen und rasch hinter der Hütte gegen das Kar hinabeilen, dann wendete er sich und ging auf den Brunnen zu.

„Bist auch durstig worden, Elmsteiner?“ fragte der Geschäftsmann, den ich Ernest nenne. „Wo willst denn so schnell hin?“

„Ich geh in die Stadt“, sagte der Bauer.

„Nachher gehen wir miteinander.“

„So, gehst du auch? — An mir wirst halt keinen unterhaltlichen Kameraden haben. Laufen muß ich auch.“

„Hat's was? Gehst zum Arzt oder was?“

„Weißt, Ernest — wenn zuvorkommen will ich Schnurgrad zum Gericht.“

„Ist was geschehen?“ fragte der Geschäftsmann.

„Ja, mein Lieber, das glaub' ich, daß was ge-

sehen ist. Ich muß dir's schon sagen, ich muß es wem sagen — laun's nimmer aushalten. Wie ich jetzt drau bin!"

"Aber mein Gott, was hat's denn?"

"Ja, was wird's haben? — Heut' früh hab ich mein Weib derschlagen."

Dem Ernest fällt Brot und Messer zur Erde und er hebt's und steht auf. Der Elmsteiner hat's so unheimlich ruhig und gelassen herausgesagt, daß es wahr sein muß. Und doch spricht der Ernest: „Neb' keine Narheiten, Bauer!"

Dann sind sie miteinander gegangen. Schweigend zuerst und hastig. Dann fragte der Elmsteiner, wie jetzt der Holzpreis stehe und der Viehpreis. Er wolle verkaufen. Und kamen dann zu sprechen über das Unglück.

"Wir haben halt wieder gestritten", erzählte der Bauer. „Gut zusammengeschaut haben wir schon lang nicht mehr. 's ist halt eine dumme Heirat gewesen. Wenn sich zwei Leut' einmal nicht verstehen. Kann ja nicht sagen, daß sie ein schlechtes Weib wär' g'west. Jeder Mensch hat seine Fehler. — Jetzt", leise murmelte er es wie für sich, „jetzt liegt sie hinter dem Ofen — unter'm weißen Tischtuch“.

"Aber Elmsteiner, sag' mir doch gescheiterweise, wie das hergegangen ist."

"Ist halt wieder ein Unfried gewesen. Wie's angeht hat — ich weiß es nicht einmal genau. Ich bin noch im Bett gelegen, sie schon auf. Daß ich gestern so spät heimkommen wär', hat sie mir vorgehalten. Und mein Trinken und so. — In aller Früh hebt sie an, hab' ich mir gedacht und nachher dauert das Köppeln den ganzen Tag bis in die spät Nacht. Da laun eins

eine Freud haben zu so einem Weibsbild. Wo bleibt denn heut' wieder die Milchsuppen? — Noch' dir s' nur selber, wenn du eine haben willst, sagt sie. — Auf das komm' ich in Zorn, spring auf, derwisch den Milchsechter\*) und schmeiß ihn ihr an den Kopf.“

„Na und? Hast sie gejuchet?\*\*) Hast sie schlecht getroffen?“

„G'fahlt ist's! sagt sie noch, taumelt ein paar Schritt' hin. Bei der Thür fällt sie zusammen. Mausstot.“

Geiser ist seine Ned', aber ruhig, als erzähle er ein fremdes Geschehnis. Ernest verstand diese Art wohl und daß es tiefer sitzt, als wenn man es schreit.

„Elmsteiner“, sagt er und denkt nichts als an die Strafe, „daß wird nicht so schlimm. Daß ist nur ein Totschlag.“

„Ist es was der will. Mit mir ist's aus.“

„Beim Gericht wirst du gefragt werden, was du für eine Absicht gehabt hast.“

„Was hilft das Reden. Sollen machen mit mir, was sie wollen.“

„Ich versteh's, mein Mensch, daß du verzagt bist. Aber 's ist eh am gescheitesten, daß du selber zum Gericht gehst. Wenn du nicht ungeschickt aussagst, mehr als acht oder zehn Monate wird's dir nicht kosten.“

Der Bauer tat eine Bemerkung, als wäre es, daß ihn nicht die Trennung reue, vielmehr die Vereinigung. Er starrte vor sich auf den steinigen Weg und schüttelte fortwährend den Kopf. 's ist halt ein Unsinn gewesen, so eine Heirat ist ein Unsinn.“

„Wie lange list denn mit ihr verheiratet gewesen?“

\*) Kleiner Holzheber für Milch.

\*\*) verlegt.



„Der Schulmeister hat erst am letzten Sonntag von unserem siebenjährigen Krieg gesprochen. Hal's ja die ganze Nachbarschaft gewußt. Wir sind uns halt einmal nicht angestanden. — Keine Mutter, Gott tröst' ihre Seel! Wie oft hat sie gesagt: Michel, die hättest nit sollen nehmen! Wenn du nur die nit hättest genommen! — Keine Lieb' und keine Gutheit und kein Geld — nix ist dag'west.“

„Und warum hast du sie denn geheiratet?“

„Warum?“ wiederholte der Elmsteiner. „Aus lauter Hoffärtigkeit. Aus lauter Trutz. — Es geschieht mir schon recht. — Sauber ist sie ja gewesen, sauber. Wie die Fliegen beim Honigtopf, so sind nächtlich Stund die Nachbarsbuben bei ihrem Fenster herumgeschwänzelt. Und wie ich selber einmal hingeh', hat mich der Nadel-Frang mit seinen Kameraden gedroschen. — Na wart! hab' ich mir gedacht, Nadel-Lepp, du kriegst die Beva schon lang' nit. Die muß mein sein! Und just, weil sie der haben will und weil sie so viele haben wollen, werde ich ihnen zeigen, wer zuletzt der Stärkere ist. Wohl, wohl, der Stärkere bin ich gewesen und das Nadel ist mir in der Hand geblieben. — Ost genug hat sie mir's vorgehalten, daß ich sie nicht aus Lieb', nur aus Trutz geheiratet hätt' und so — hat sie sich auch für den Trutz eingerichtet. Ja, ja. — Wohl, wohl. — So ein Leben ist immer einmal wohl recht hart. Bin ich einmal zum Herrn Pfarrer gegangen und ob wir denn garnicht auseinandergehen dürften, ich und mein Weib. Um Gottes willen! hat der Pfarrer gesagt, Elmsteiner, tu' mir das nicht an! Mach mir kein Ärgerniß in der Gemeinde. Freilich wohl, den! ich und hab's halt doch wieder probiert mit ihr. Alles umsonst.

Kein gutes Wort, kein gutes Aug'. Kein Veruhaben und gar nix. Ist wohl eine Sünd', so eine Ehe. Aber daß es so weit sollt' kommen . . ."

Nach einer Wegbiegung sahen die beiden bedächtig hinschreitenden Männer ins Tal hinab und die Türme der alten Kreisgerichtsstadt. Der Elmsteiner stand still, schaute ins weite Bergland hinaus und sagte mit fast singender Stimme: „Wie wird's sein, bis ich wieder einmal da heroben steh'?"

Je näher sie der Stadt kamen, je zögernder wurde sein Gang. Aber als sie über den großen Platz schritten, fing Elmsteiner fast zu laufen an, gleichsam als wolle er mit Gewalt einen Widerwillen besiegen. Mit vorgebeugtem Oberkörper eilte er rasch durch das Tor des Gerichtsgebäudes. Ernst blickte ihm nach und dachte: Armer Teufel! Wie du noch jung bist. Wer weiß, wie es dir gehen wird! —

Es war eben Gerichtstag, die Beamten hatten zu tun. Der Torwart fragte den verstörten Ankömmling, was er wolle.

„Um meine Straf' tät ich bitten. Weil ich hent' früh mein Weib derschlagen han.“

Der Torwart übergab ihn einem Gerichtsdiener. Derselbe führte ihn vor Beamte, bei denen er sein Geständnis wiederholte. Sie blickten ihn scharf an, stellten dann ruhig und trocken ein paar Fragen wegen seines Namens und Standes und ließen ihn abführen in den Kötter. Da saß der Bauer und guckte einmal drein. Mit dem Gericht hatte er noch nie zu tun gehabt. So hatte er gemeint, sie würden derb auf ihn losfahren. Nicht viel anders als beim Steueramt war's gewesen. Oder sollte das doch die Gerichtsverhandlung gewesen

sein? Und wäre er am Ende schon verurtheilt? Der Mann, in dem er saß, kam ihm gar nicht so uneben vor. Ein ganz hübsches Zimmer soweit. Aber diese Fenstergitter. Er versuchte es einmal mit der Thür. Nein, da gab nichts nach. Nun setzte er sich auf eine Bank, stützte den Kopf auf die Hände und dachte: Wie ist es gestern gewesen um diese Stunde! Lustig beim Taubenwirt. Was ist seither geschehen? Wie wirds morgen sein? — Dann versank er in ein traumhaftes Hinbrüten.

Am selben Abend noch wurde Elmsteiner zum Verhör geführt. Das ging einfach vor sich. Wie er es unterwegs dem Ernest erzählt hatte, so sagte er vor Gericht aus und dabei blieb er. Kein Klagen, kein um Gnade bitten, dumpf und stumpf lauerte er da, ein gebrochener Mann. Da die Herren viel hin und her redeten und wiederum allerlei fragten und alles aufschrieben, so stand der Bauer von seiner Bank auf, legte die zwei Häufte aneinander und sagte: „Mit viel Umständ! Mir ist ja eh alles eins, bei mir ist's verspielt. Macht mit mir, was ihr wollt, nur unser Herrgott, wenn er mir luntt verzeihen!“

„Nicht so verzagt sein, Elmsteiner!“ sagt hierauf einer der Richter. „Wir haben Grund, anzunehmen, daß Ihre Aussage nicht auf Wahrheit beruht.“

„So wahr mir mein Gott helfen soll!“ rief der Angeklagte.

„Wir zweifeln ja nicht an Ihrer Wahrheitsliebe. Aber im Irrtum werden Sie sein. Denken Sie doch einmal nach, ob nicht auch andere Möglichkeiten sein können. Ich glaube, Sie sind kein Mörder, Elmsteiner, nicht einmal ein Totschläger. Es ist eine glaubwürdige

Zeugenschaft dagegen. Gut.“ Er winkte dem Vicar.  
„Man rufe sie herein.“

Ging eine Nebentür auf, stand sein Weib, die  
Reva, da.

“ . . .

Am jenem Morgen in der Elmsteigerhütte, als das  
Weib, vom Sechter getroffen, hingefallen war, dachte  
es: Jezt bleib' ich liegen und rühr' mich nicht. Das  
ihm der Staus aufsteigt. Das Blut soll nur recht  
herabströmen über das Gesicht. — Er sprang zu ihr hin  
und rief laut ihren Namen und schüttelte sie. Aber die  
Reva dachte: Bleib jezt nur maustot — und lag hin-  
gestreckt in ihrem Blute. Da ging der Mann langsam zur  
Tür hinaus und kam nicht wieder zurück. Sie wartete lange,  
er kam nicht. Dann riß sie sich die Schürze vom Leib,  
um die Kopfwunde zu verbinden. Dann lag sie wieder  
dahin, aber er kam nicht und das wurde ihr endlich  
langweilig. So stand sie auf, ballte die Faust: Na  
wart', dir will ich's zeigen! Aber laumelig war ihr  
wirklich und der linke Kopfteil so geschwollen, daß sie  
das Auge nicht öffnen konnte. Das ist ihr schon recht.  
Je schlimmer es ausschaut, je länger wird er sitzen!

Ihr Haupt mit Tüchern kreuzweise verbunden, einen  
Steden in der Hand, so machte sie sich auf den Weg  
zum Gericht. Wenn ihr jemand begegnete, ging sie gar  
schwankeud, kümmerlich gebückt und murmelte: „So  
schlagen! Aber so grob schlagen!“

So kam sie in die Kreisstadt und so torkelte sie in  
die Gerichtsstube, wo sie gleich ohnmächtig wurde. Doch  
war es bald wieder so weit, daß sie sprechen konnte und  
nun verklagte sie ihren Mann. Der habe sie totschlagen

wollen und sie verlange, daß er sieben Jahre lang eingesperrt werde. Während sie derlei vorbrachte, band sie die Fächer von ihrem Kopfe los, um das geschwollene Auge und die blutbefruchtete Wange zu zeigen.

„Wer seid Ihr denn? Und wie heißt Euer Mann?“

„Michel Elmsteiner in der Breißeichen.“

„Ah, da wissen wir schon von ihm“, sagte der Richter und blickte schwermüthig nach seinem Kollegen hin. „Sieben Jahre lang wollt Ihr ihn einsperren lassen. Na, werden halt leben, was sich machen läßt.“

„Oder wenn's möglich wär', zehn Jahr lang?“ meinte sie. „Denn er ist ein Minding. Wer ihn nicht kennt, der glaubt's nicht, er ist ein Minding! Wie er mich erschlagen hat, ist er fort und hält' mich mir nix dir nix versterben lassen. Nachher hat er sich geflüchtet, der hantschlechte Lump! Tāt wohl recht schön bitten, daß gleich die Schandarm ausgeschiedt werden, auf der Alm soll er gesehen worden sein. Jesses, wenn sie ihn nur töten derwischen!“

„Werden ihn bald haben“, sagte der Richter, „geht derweil da hinein ins Nebenzimmer, Frau. Wir werden's schon machen.“

Wie sie im Nebenzimmer ist, wird der Elmsteiner vorgeführt. Und wie sie mit dem so weit sind, als vorher erzählt worden, und wie der Richter sagt: „Elmsteiner, wir haben Grund anzunehmen, daß Ihre Aussage, als hätten Sie Ihr Weib erschlagen, nicht auf Wahrheit beruht; es ist eine glaubwürdige Zeugenschaft dagegen. Sie soll herinkommen!“ — Wie der Richter das sagt, wird das Weib in den Gerichtssaal geführt.

So sind sie sich nun gegenüber gestanden.

„Haben s' dich schon, du Rabenaas!“ kreischt sie

auf und es war, als wollte sie ihm mit der Fingerring ins Gesicht fahren. „Gaben s' dich derwischt?“

Darauf der Richter: „Wir haben ihn nicht erwischt. Er ist freiwillig gekommen, um seine Schuld zenuütig einzugestehen.“

„Das ist nur Komödie“, sagte sie. „Er hat recht gut gewußt, daß sie ihn so wie so derwischen und daß er besser draußkommt, wenn er sich selber angibt. Nur abstrafen! Nur scharf abstrafen! Ei, A, mein Kopf!“ Mit beiden Händen hielt sie ihn, als ob die Schmerzen sehr groß wären. Einer der Richter aber stand rasch auf und rief dem Weibe zu: „Jetzt macht, daß Ihr weiterkommt!“

Und der andere Richter sagte: „Euren Mann werden wir ein paar Tage dabehalten.“

Trat der Bauer, die Häuste bittweise aneinander gehalten, gegen den Tisch hin: „Ich bill', Herr Richter, so lang' als möglich!“

— — Jetzt ist die Geschichte eigentlich schon aus. Wie es weiter gehen wird, das kann man sich denken. Als nach einigen Tagen der Beamte den Elmssteiner heimgenhen hieß, legte er ihm die Ehescheidung nahe: „Abbaudeln, Elmssteiner, abbaudeln!“ Der Bauer schüttelte traurig den Kopf: „Das kann ich dem Psarrer nicht antun.“

## Wie die Magd um ihre Hand kommt.

**D**er junge Mann stand mitten auf der Straße und blickte ringsumher. Ob er noch weiter gehen soll an diesem Tage? Die blauen Schatten krochen schon bedenklich hoch hinauf an den gegenüberstehenden Steinbergen. Oder ob er in diesem Weiler übernachten soll? — Allzu einladend sah der Ort nicht aus. Das Haus dort mit den weilläufigen Stallungen mochte wohl einmal ein stattliches Hospiz gewesen sein, jetzt bröckelte die Mauer aus und etliche der Fensterbalken hingen lose und schiefedig an den Angeln. Aber der verborrte Ziehlenbesen über dem bogenförmigen Thor gab ein Wirthshaus kund. Es wäre noch ein frisches Wandern in der Abendkühle, allein der nächste Ort liegt weit hinter den Bergen.

So stand er mit Kauten und Steden und überlegte. Wenn er geahnt hätte, daß der nächste Schritt, den er macht, sein Geschick entscheidet!

Einen Marsch von neun Stunden schon hatte er zurückgelegt an diesem Tag; jetzt, da er die Beine neuerdings laufen lassen wollte, zeigte es sich, daß sie schon ein bißchen ungelent waren. Er trat in das Haus.

Daß man da nicht verhungert, sah er gleich. Die Wirtin war rundlich wie ein Faß und hatte ein drei-

*Meleguer, Laßt und von Liebe reden.*

sachtes Rinn, zwischen den hervorquellenden Wangen ein kleines Stumpfnäschen und über den Mundwinkeln Spuren eines Schurrbartes. Das bräunliche Haupthaar war an der breiten Stirn aufgestraufet, und ein paar Sträuchen davon entbedte das scharfe Auge an der grauen Küchenschürze liegend. Die Herberge wurde gerne zugesagt und im Obergeschoß zeigte die Wirtin dem Ankömmling ein vornehmes Zimmer. Es hatte größere Fenster, als die übrigen des alten Gebäudes waren, die Wandselbst zeigten Fliegenpunkte, hübsch unsymmetrisch, wie die Sterne des Himmels. Es gab einen breiten Wandspiegel, aber die Quecksilberbedeckung hatte blinde Flecken. Auf den wurmstichigen Möbeln lag gehäkeltes Fadenzeug herum, stauden Vasen mit papiernen Blumen und verstaubte Kerzenleuchter. Das Bett war mit doppelten Flaumsäcken berghoch geschichtet; nicht ganz unversehrt war das grüne Gefäß, das die Wirtin unauffällig mit der Schuhspitze in den Hintergrund schob. „Ei ja wohl“, sagte sie, „mit einer guten Stube können wir schon aufwarten. Da könnten sich die Wirte in der Reinau drüben schon verstecken, mitsamt dem neuen Hotel, das eh voller Wanzen sein soll.“

Dachte der Ankömmling, ob er nicht doch lieber weiter wandern sollte? Dieweilen hatte sie ihm schon den Wanzen abgenommen und an den Türnagel über das Abwischluch gehängt.

Sehr viele Reisende mochten wohl nicht einschren beim Taubenwirt in Windsitz, denn als unser Wanderer in der großen Stube saß, an einem der sechs braun angestrichenen Tische, standen ihrer drei oder vier Kinder mit schmutzigen Barfüßen umher, lauten an den Fingern und starrten ihn schreckig und neugierig an. Die Wirtin



setzte mit ihnen, was sie denn da herumständen und Affen feil hätten! Beim Essen habe sogar jeder Gnuß gern Ruh, geschweige ein so hoher Herr!

Denn der Fremde rüstete sich bereits, den vorgelegten Schinken zu mustern, was daran Ekbares wäre, und was Schimmel und ranziges Fett. Den Wein hatte man ihm auf einem roten Blechteller vorgelegt, eine Ehre, die man nur vornehmen Gästen erweist. Allerdings hatte unser Gast nicht Ehre bestellt, sondern echten Landwein.

Witterweile war auch der Wirt in die Stube gekommen, ein hagerer Mann mit vorgeneigtem, glattgeschorenem Haupt, das fortwährend auf- und abnickte. Mit verdrießlicher Miene siffelte er hin und her und ließ das Greinen der Wirtin gleichmütig über sich ergehen, wie der nasse Pudel einen Landregen.

„Du bist schon zu gar nichts!“ rief sie ihm zu, „man hätte doch den Weilstädter Doktor anreden können, wenn er von Bechnahelhof zurückkehrt, daß er 's Mensch anschaut!“

Nachdem sie das an drei- oder viermal gesagt hatte, brummte er: „Kannst ihn ja rufen, fährt eh vorbei.“

„Soll eins denn für alles Augen, Händ' und Füß' haben! Wird eh nur die ledige Faulheit sein, daß sie nit herfür geht, die alte Zetschen!“

„Begen meiner“, brummte der Wirt.

Dann langte er aus dem Winkellasten ein vergilbtes Papierheft, ebenso ein Tintengefäß mit Gänsefeder und richtete sich am Tische des Gastes mit großer Unständlichkeit zum Schreiben her.

„Wer sind mer denn?“ fragte er den Fremden. „Der Polizeiordnung wegen.“

„Mein Name ist Achaz Reilbacher.“

Der Wirt schrieb: „— Ach — Ach —“

„Achaz —“

„Der Teufel hol's, die Feder!“ lautete der Wirt.  
„Muß mir schon wieder so ein Hohnbub dabei gewesen sein.“

In diesem Augenblick wurde das Aufnahmecomité unterbrochen. Ein graubeharterter und grünausgeschlagener Herr trat ein, lästete vor der Wirtin seinen besetzten Put und fragte, ob hier herum nicht ein Schmied aufzutreiben wäre? es sei ihm am Wagen ein Madreifen losgesprungen.

„Schmied wohl keiner, aber ein krankes Mensch hätten wir, wenn's der Herr Doktor wollt' anschauen. Es ist halt g'wider. So viel eine böse Hand hat's. Kann schon länger als eine Woche nit arbeiten und ist jezt unser' einzige Dienstmagd. Verköstigt und verlohut will sie doch sein.“

Dieses Anliegen warf die Wirtin dem Ankömmling etwas gar fix an den Kopf. Der Doktor dachte indes, wäre er mit seinem kaputen Wagen denn schon einmal festgenagelt beim Taubenwirt zu Windfild, so wolle er seinen artigen Menschen hervorlehen. Nachdem das Nöcklein in den Stall gebracht war, ging der Doktor von Weilstadt mit der Taubenwirtin hinaus zu dem „kranken Mensch“.

Dieweilen hatte der Wirt mit dem Taschenweitel die Gansfeder geschnitten und setzte nun das Verhör fort.

„Ach — Achaz Reilbacher, na gut, gut. Und was sind mer?“

„Studierender an der Hochschule für Bodenkultur zu Leims.“

Da schüttelte der Wirt den Kopf und sagte: „Aber um Vergebung, Sie studieren ja mit, bester Herr!“

„In diesem Moment allerdings nicht. Weil Vasanzen sind und ich eine kleine Gebirgspartie mache.“

„Also derzeit beschäftigungslos!“ murmelte der Wirt und schrieb die Worte auf sein Blatt. Dann wendete er dem Gast den Rücken zu, an dem zwischen Weste und Hose das Hemd hervorquoll, streckte den Fuß aus und rief einen der Knaben, daß er ihm „den Stiefel herabreiste“.

In der Stube war es dunkel geworden. Die Wirtin kam mit einem Talgkerzenlicht herein, den Doktor hinter ihr aufmerksam machend, daß er sich den Kopf, mit Respekt zu vermelden, nicht am Türpfosten entzweistossen möge, wär' wohl schad um so einen Kopf! Denn sie konnte sehr artig sein. Der Doktor legte Hut und Rock ab, strahlte sich mit einem Rämmchen den Bart aus, sagte „Guten Abend!“ und setzte sich an den Tisch.

Der Wirt hob den Blechteller, hielt ihn hinter der Bank der Frau hin und murmelte: „Es ist nichts. Ein Bazierender.“

„Was gibt's zum Nachtmahl, Frau Wirtin?“ fragte der Doktor.

Ach, lieber Gott, was wird's geben! Allerhand. Rauchfleisch, Eier in Schmalz, Schafsläse, Specknudeln. Er ließ die Frage einstweilen offen. Dann sprachen sie vom Wagenrad, vom Ross, vom Pechnahel und seiner Krankheit, und endlich fragte der Taubenwirt, was es eigentlich mit dem Mensch sei? Ob es aufstehen dürfe?

„Mit eurer Magd“, sagte der Doktor, sich die Hände reibend, weil draußen die Finger etwas frostig geworden waren. „Aufstehen unter keiner Bedingung.“

Festig Fieber. Ich muß gestehen, sie gefällt mir nicht. Es wird der Arm müssen abgenommen werden."

"Was er mit sagt!" rief die Wirtin.

"Sonst tritt Blutvergiftung ein und die Person ist verloren."

"Aber Herr, den Arm! Nachher wird sie gar nichts mehr erheben können!"

"Doch, doch. Ein fleißiger Mensch richtet mit einem Arm mehr aus, als ein fauler mit zwei."

"O du armes Leut! Und was sie uns schon für Unkosten macht! Geld hat's kein's, gar kein's hat's. Wer soll's denn zahlen?"

"Wenn's halt sein muß", meinte der Wirt. "Kosten tut's so wie so was, auf alle Fäll!" "leicht kommen wir damit noch am wohlfeilsten daraus. So eine Hand ist leicht ab, was könnt's denn auch ausmachen?"

"Nun, bis alles wieder heil ist", sagte der Doktor, "an zwanzig Gulden schon."

Die Wirtsleute schwiegen, als könnten sie es nicht fassen. Endlich sagte der Mann: "Nachher werden wir's doch sein lassen. Mehr als zwanzig kostet das Begräbniß auch nit."

Seit die Beschäftigungslosigkeit an den Tag gekommen war, hatte sich um unsern Studierenden der Hochschule für Bodenkultur niemand mehr gekümmert. Nun wollte der Doktor mit ihm ein Gespräch anfangen, da kam die Wirtin mit Hanzen und Stod und rief drein: "Der Herr Student wird noch fortgehen wollen. Das Oberstübel ist jetzt halt doch nit frei."

Der Achaz war einer von denen, die alles auf die leichte Achsel legen und daher auch alles leicht tragen. Er fand es auch völlig in Ordnung, daß dem Herrn

Doktor das Vorrecht eingeräumt werde, nur war die Nacht pechtrabensduster geworden.

„Wenn er im Stabl schlafen will, auf dem Stroh?“ schlug die Wirtin vor.

Nun, ein Mensch der Bodenkultur ist schließlich auch für solche Betten geübt. Er beglich seine Fede, wobei die Wirtin das Stroh großmütig strich, unter der Bedingung, daß er sein Feuerzeug in der Stube lasse. So weit ganz höflich, doch etwas kurz angebunden gab der Student eine „gute Nacht“ und ließ sich durch weißläufige Schoppen und Scheunen auf den Stabl führen. Gasterstroh unter sich, eine alte Pferdebede über sich, schlafen gesunde Studenten besser, als kranke Fürsten auf Flaum und Seiden. Schon diese uralte Weisheit wirkt einschläfernd.

Aber der Achaz schlief nicht lange. Ein Wimmern und Weinen weckte ihn auf. Erst meinte er, es sei unter seinem Stroh jemand, der so klagte. Er stand auf und suchte. Vom Untergelaß kam's her, vom Ruhstall. Er stieg die Leiter hinab. Ah, das war wieder der bekannte würgige Stallbust, wie daheim im Hofe seines Vaters zu Bisambach. Er rief, wer denn da sei und was ihm wäre? Da war es still — mäusehenstill. Er wollte Licht machen und hatte kein Feuerzeug. Er griff sich an der Wand hin, von Barren zu Barren, von Ruh zu Ruh; die eine blieb sitzen und ließ sich nicht stören im Wiederlaufen, die andere stand auf und wedelte ihm den buschigen Schwanz an den Kopf. Und neuerdings hatte er das Wimmern vernommen. Er tastete eine Starrendeichsel, ein Rad, eine Spange, eine Wollendecke.

„Wer ist da?“ rief eine weibliche Stimme grell aus.

Jetzt war seine Verlegenheit nicht klein. Aber das richtige Wort hatte er doch beiläufig gefunden.

„Ich weiß nicht“, sagte er fast laut, „ich stehe jetzt ganz dumm da. Ich schlaf da oben im Stabl und hatte eine Stimme gehört. So, als ob wer ein Leiden hätte. Da möchte ich fragen, ob — ob man etwa dienen könnte.“

„Das ist am End' gar der Doktor!“ kreischte die Stimme im Dunkeln. „Nicht? Nicht? Wer denn?“

„Ich bin ein Durchreisender und bloß hier auf der Herberge. Der Doktor schläft im Herrenstübel drinnen.“

„Ist er noch im Haus!“ schrie sie angstvoll auf und weinte dann in ihre Lappen hinein. „Ich will auf und fort. Es ist nichts mehr, es ist schon gut, ich kann weit laufen. Wenn der noch im Haus ist — — die Hand will er mir abschneiden. Die rechte Hand will er mir wegschneiden. Aber sie tut gar nit mehr weh, da — langt nur her, sie ist bloß so eingebunden, weil ein Geschwür war am Daumen. Auch kein Fieber mehr. Jetzt ist's schon gut. Ich kann schon fort, ich kann schon.“

Arme alte Haut!

Er tastete an ihr Gesicht, die Wangen waren feucht, heiß — Fieber. Er tastete den Arm hin bis zur mit Wulsten umwickelten Hand, und sie weinte laut.

Um etwas zu sagen, sprach der junge Mann: „Alldings — im Hause ist er noch. Allein mit dem Abnehmen des Armes dürfte es gute Weile haben.“ — Den Bestien kostet es ja zu viel Geld, dachte er dazu, das Begräbniß kostet weniger. „Sie müssen ruhig liegen bleiben, Sie sind krank. Wie? Wasser trinken wollen Sie?“

Da hatte die Magd seine Hand erfaßt und begann zu bitten: „Ich weiß nit, wer Ihr seid. Wenn Ihr nur nit der Doktor seid. Nehmt mich in Schutz, um Leben und Sterben, ich bitt' euch! Keinen Menschen hab' ich auf der Welt. Helft mir, daß ich fort kann aus diesem Haus. Die Hand wollen sie mir wegnehmen. Diese liebe arme Hand. Was hab' ich denn? Was hab' ich denn sonst auf der Welt, als meine zwei Händ'!“

Beim aufgehenden Halbmond, der durch ein Fensterchen hereinschien, sah der Achaz die Umrisse der Gestalt, die auf einem Heularren lag, unter armseligen Lappen. Nicht einmal eine Bettstatt hatte man ihr gegeben. Wozu auch? Gesunde liegen überall gut, Kranke überall schlecht. Und fiel ihm nun ein: die gehört nicht hierher. Die gehört ins Spital nach Plankenwart.

„Trachten Sie jetzt, einzuschlafen“, sagte er und suchte sich von den klammernden Fingern ihrer Hand zu befreien. „Morgen werden wir sehen, was sich tun läßt.“

„Nit morgen! Nit morgen!“ winnerte sie. „Jetzt — jetzt auf der Stell' fort. Dieses Haus ist mein Unglück. Herr, ich weiß nit, wer Ihr seid, aber nein, ich laß' Euch nimmer aus. Tragt mich in den Wald hinaus und laßt mich dort liegen. Nur nit dableiben! Alleweil schon das groß' Messer tu' ich sehen. Meine Hand. Nur nit dableiben! Weg muß sie, hat er gesagt. Sonst mußst sterben, hat er gesagt. Mein fremder Mensch, und möcht' noch so gern leben. Oh, ich halt' mich fest an diesem Arm . . . . Gelt, Mensch, laßt mich nit verlassen . . . .“

Wie sie hernach wieder vor sich hin weinte, wie leises Wasserrieseln unter dem Natarast, da fragte er sie:

„Aut man hier mit Pferden das Heu einführen? Nicht mit Pferden? Mit Kühen?“

„Die Rötling dort beim Fenster. Freilich, mit der hab' ich noch vor ein paar Tagen Heu eingeführt“, gab sie zur Antwort. „Ist wohl meine einzige Freund' gewesen, die Rötling, in diesem Haus. Hab' sie schon selber wollen anspannen. Wo sie mir jetzt die Hand abschneiden wollen. Weh, weh, und lebt kein Vater und Mutter mehr . . .“

Der Studiosus auf der Hochschule für Bodenkultur sagte nichts mehr als: „Wollen Sie was mitnehmen?“ Und sie: „Ich hab mein Bündel schon unter dem Kopf.“

„Gut, wickeln Sie sich in die Decke. Aber lassen Sie mich doch aus, Sie Kette, Sie! Na, na, ich will mir nur vom Stabl etwas holen, bin sofort wieder da.“

Er tastete sich davon, kam mit seinem Ringel wieder zurück, öffnete das Tor in den Hof hinaus, ganz ohne Lärm. Hernach ging er aus Fenster, löste die Rötling von der Kette, warf ihr im Mondschein von der Wand ein Geschirr um, führte sie zum Karren, worauf die Kranke lag, und spannte sie an die Deichsel. Die Magd stöhnte vor Freude. Und nachher ist das Fuhrwerk sachte hinausgegangen aus dem dunstigen Stall, durch den breiten Hof auf die Straße und an der Straße dahin in der stillen Mondnacht.

Der Achaz hielt das Hind am Maulriemen und leitete es. Im Karren lag zusammengelauert die Magd, schaute mit großen Augen in den Mond hinein, der zwischen Baumwipfeln dahinglitt, und wimmerte leise. Sie wimmerte noch immer vor Freude, dann legte sie ihre Hände aneinander, die gesunde an die kranke, und



betete ein Vaterunser um das glückliche Gelingen der Flucht.

Wohin? Sie fragte nicht. Dieser Mensch kann nicht schlecht sein. Und wohin der fährt, da kann's nicht schlecht sein. Und die Rötling ist auch mit, da kann schon gar nichts geschehen. Etlichemal hob sie wohl den Kopf ein wenig, um auszulugen auf ihn, wenn ihm das Licht just ins Gesicht schien. Ein sauberer Mensch, noch so jung! Er kann nicht schlecht sein, dieser Mensch. Und die Hand nimmt er ihr schon gewiß nicht. Die Hand gibt sie niemandem! Niemandem! Diese zwei Hände, sonst hat sie nichts auf der weiten Welt.

Der Student trabte neben der Rötling ganz gemüthlich fürbass. Sie verstanden sich schon, die zwei. Er hatte nicht einmal eine Peitsche bei sich, und doch trottete sie munter voran, gleichsam, als wäre auch sie froh, dem Taubenwirthshause entkommen zu sein. Der Adhaz war insgeheim hochvergnügt über das Kriminalistische Verbrechen, dessen er sich gerade schuldig gemacht. Eine Entführung! — Am Wasser entlang, in welchem das Mondlicht silberne Rittlein zog, über Wiesen mit weißen Nebelstreifen, durch finsternen Wald und wieder über weite Matten mit Pappelbäumen — so ging die Reise. Manchmal ließ er das Fuhrwerk stille stehen und lauerte, ob die Magd wimmerte oder schlief. Sie hatte sich ganz eingehüllt, auch über das Gesicht. Und hernach, als wieder schwarzer Wald war, wußte sie sich im Karren aus ihrem Bündel anzukleiden, ohne daß er's merkte. Damit war eine Sorge dahin.

Endlich, als sie die Anhöhe von Pflanzenwart bergwärts fuhren, lichtete über den Weinbergen herauf der Morgen.

„Jetzt, meine liebe Rötting, werden wir bald Feiertag haben“, sagte der Achaz zur Ruh und sagte es absichtlich laut. Nun regte sich die Kranke.

Das Tensell — Das ist ja keine Magd? Das ist ja ein Mädel! Und ein sauberes noch dazu, wenn ihr auch das Haar noch so wild über das Gesicht sträubt. — Der Achaz wurde unruhig. Wenn es so ist, dann wird die Sache erschwert. Eine alte kranke Magd in das Spital zu bringen, das hätte seiner Nächstenliebe ein rechtes Ansehen verliehen. Ein hübsches Mädel durch Nacht und Nebel zu entführen, das ist keine Kunst. Das wird Mißverständnisse geben.

Zum Glück war der Vorsteher des Krankenhauses ein Bekannter von ihm, mit dem sich leicht redete, ob schon er ein paarmal verdächtig mit den Augen zwinlern tat.

Als die kranke Hand von den Wickeln befreit wurde, es waren deren nicht weniger als sieben, und jeder noch nach einer andern Salbe — da starrte das Mädchen mit Todesangst dem Arzte ins Gesicht. Wird er sagen: Es tut sich? Wird er sagen: Sie muß ab?

Der Arzt untersuchte den schwürigen Finger, die geröteten Gelenke und den geschwollenen Arm, dann wand er leicht ein reines Tuch darüber und sagte: „Na, wir werden sehen.“

Sonst sagte er nichts.

Der Achaz sprach ihr lachend Mut zu. Das tröstete sie überaus. Wenn der lachen kann, dieser gute Mensch, dann wird's doch nicht gefährlich sein. Aber — wie kommt jetzt die Rötting mit dem Geularren nach Windstiz? Das möchte sie sich nicht nachsagen lassen, daß ihrewegen die Taubenwirtsleute Schaden hätten.

„Es soll meine Sorge sein“, sagte der Achaz, „und jetzt leben Sie wohl und halten Sie sich brav.“

— Fort will er? Aber mein Gott, wie soll denn die Hand heilen, wenn dieser Mensch fortgeht? — Sie stand aufrecht und siebte, sie war hübsch schlank, sie reichte ihm mit ihrem quellenden Gelocke bis an die Schulter. So nahe stand sie an ihm, daß er ihren warmen Atem an der Wange fühlte. Wie zitterte ihr der Busen, als sie sagte: „Gott, das nit? Das gewiß nit? Wegschneiden?“

Er ergriß ihre rechte Hand und sagte: „Was das für Geschichten sind! Und auf einmal wirfst du sie freiwillig weggeben...“

Tu?! Hatte er nicht du zu ihr gesagt? Und dann war er fort.

In ihren zwei schwarzen Augen loderte es nur so. Und die roten Lippen — lirschröt, schwellend. Ein solches Fieber! Ein solches Fieber!

\*     \*     \*

Da der Achaz einer von jenen Leuten war, die nichts halb tun (die Radikalen nennt man sie zu deutsch), so stellte er fürs erste dem Taubenwirt das Fuhrwerk zurück und setzte fürs zweite seine Gebirgswanderung fort. Die Taubenwirtin machte ein ganz höllisches Wetter, als dieser beschäftigungslose Mensch sich jetzt frechlich als Entführer vorstellte. Der Achaz tröstete sie aber mit dem Hinweis, „das Mensch“ koste dem ehrengeachteten Taubenwirthaus nunmehr weder eine Operation, noch das Begräbniß.

Auf der weiteren Wanderung begegnete ihm manche unsaubere und zänfische Wirtin, aber an die vom Tauben-

wirtshaus in Windfäll reichte keine hinan. Begegnete ihm auch da und dort ein feines Dirndl, allein mit dem andern — dem gewissen war keines zu messen. Nicht der Schönheit wegen. Weiß der Ruckuck, er war ja sonst kein Schürzenjäger. Aber sein tut's halt so: Dem man was Gutes tut, den hat man lieber als andere. — Dummheiten! Er will niemanden lieber haben.

Dann kam noch ein Jahr Bodenkultur auf dem Papier und hierauf kam die Bodenkultur auf der Scholle seines väterlichen Großhofes zu Bisambach.

Und „das Mensch“? Frisch und gesund, Gott sei Dank! Darf man fragen, wie es mit ihrer Hand geht?

Die hat sie dem Achaz gegeben.

## Der Spaß des Holzhändlers.

**I**n einem Touristenhause war's, wo der Poet mit seinem alten Schulkameraden Stoffel Breihauser zusammenkam. Da gab's allemal des schallhaften Gepfanders eine Menge, wenn die beisammensaßen. Aus alter Zeit, aber auch aus neuer. Sie waren seit der Schulbank ziemlich verschieden ausgewachsen; der Stoffel nedte den Poeten damit, daß dieser ein „berufener Herr“ geworden, und der Poet schalt jenen, den Holzhändler, einen reichen Mann.

Der Holzhändler hatte ein paar Jahrgänge Realschule studiert, war dann Handelsmann geworden und nun, während der Poet im Gebirge herumstieg, um Geld anzubringen, ging er auf Handel aus. Den Wald, den der eine so überschwänglich pries, kaufte der andere um Bargeld, setzte natürlich, wie er den Bauern klagte, bei jedem Geschäfte zu, und das schon so lange und beständig, bis er durch solch schlechten Geschäftsgang ein steinreicher Mann geworden war. Wenn er die Holzhauer im Lohn drückte, so sagte er gerne, das Holz sei teuer und die Leute seien billig geworden. Das Holz geht unter Sturm und Schneedruck zugrunde, Leute wachsen immer — auch in größten Mißjahren. Dafür zahlte er, wo sie im Wirtshaus zusammenkamen, für

den alten Jugendkameraden immer die Beche, fragte gern, was der Poet für ein Büchel in der Arbeit hätte und spielte sich auf einen Dichterschulzherrn aus. Wenn es mit dem Holzhandel, meinte er, einmal gar nicht mehr ginge, dann werde er sich aufs Büchelschreiben verlegen, wenn's darauf anläme, ein bißel fabeln könne er auch. Das wußte man wohl. Nicht jaßt, daß die armen Waldbäuerlein sein Fabeln manchmal mit gutem Geld zu büßen hatten, unterhielt er mit seinen Schwänken oft ganze Gesellschaften.

Diesmal, im Touristenhause, waren sie recht ernsthaft, dem Poeten tat's um den Wald leid, dem in der ganzen Gegend der Schneeeindruck des vorigen Winters gebrochen hatte und der Stoffel Breihauser weinte fast über das Unglück, das die Bauern getroffen. Der Poet schaute ihm andächtig ins Gesicht und empfand allerlei Achtung vor dieser Verstellungskunst. Denn der Schneeeindruck war für diesen Holzwurm ein Glücksfall erster Güte.

Dem Stoffel Breihauser mochte daran gelegen sein, den Poetengeist vom Holze ab- und auf das Papier zu leiten. So fragte er den alten Schulkameraden wieder einmal, was er für Dichterarbeiten unter der Hand hätte? Im Augenblicke war dieser auch schon ganz der einfältige Poet, dem das Herz immer voll ist und immer ungebärdig pocht und immer ein wenig weh tut von dem, woran es schmiedet.

„Eingeseht ist etwas“, antwortete der Dichter, „was es wird, das weiß ich noch nicht. Wahrscheinlich ein Roman. Ein Bauernroman. Seit Jahren geht es mir schon nach, daß man nicht immer der Liebe, sondern auch einmal der ehelichen Treue ein hohes Lied singen müsse.“

„Der ehelichen Treue“, sagte der Holzhändler.  
„Der ehelichen Treue ein hohes Lied. So, so.“

„Dich geht das nichts an!“ rief der Post übermütig.

„Nein. Dich geht das nichts an“, antwortete  
jener sehr gelassen. „Aber — du weißt, ich verstehe  
nichts, nur wissen möchte ich, wasweg das just ein  
Bauernroman sein soll.“

„Weil gerade bei den Bauern die eheliche Treue  
noch so weit daheim ist.“

„Ei, ja richtig!“ sagte der Holzhändler, „die ist bei  
den Bauern daheim. Wird schon sein. Wird schon  
sein.“ — „Du!“ rief er plötzlich, „da tät' ich dir einen  
guten Stoff wissen, wenn du einen Bauernroman  
schreiben willst von der ehelichen Treue.“

„Gut ist's. Pack' aus.“

„Kellnerin! Oder Fräulein, wie man sagen muß  
auf der Alm. Füllen S' noch einmal nach!“ Er hielt  
ihr die leere Weinflasche hin. „Derweil stecken wir uns  
jeder eine ins Gesicht.“ Er reichte dem Kameraden  
die Zigarrentasche. „Du liebst geistlose, o bitte, nikotin-  
lose wollte ich sagen. Nimm eine lichte. Die tut nichts.“

Als er auch das Streichholz gerieben und das  
Glas frisch gefüllt hatte, rückte er dem Posten näher  
und sang mit ziemlich leiser Stimme an, diesem den  
Romanstoff mitzuteilen.

„Kennst du den Michel im Rain zu Altersbach?  
Den lustigen Alten mit dem schönen grauen Haar und  
dem trenherzigen Rundgesicht? Ei, du mußt ihn ja  
kennen. Der immer seine grauen Kniehosen an hat und  
die grünen Strümpf, weil er alten Steirerbrauch in  
Ehren halten will. Am Fronleichnamstag trägt er  
allemaal die große Fahne. Ja — der nämliche. Weißt.

Weswegen, Pöket und von Liebe reden.

der uns die Horellen immer hat ausgeweidet und gebraten, die wir beim Ochsenhalten aus dem Back haben gestohlen. Mensch, wie die Zeit vergeht! Jetzt hat der Michel schon einen erwachsenen Sohn. Der Hansel, ein Prachtbursch, wie die Tann im Wald. Merkt's auch schon und lauft auf allen Vieren im Heiraten um. Und denk' dir, er findet keine, die für ihn paßt. — Ob er so anspruchsvoll ist, fragst du. Na, die erste beste nimmt er freilich nicht, aber die beste will er haben. Der Häuterin ihre Tochter. Vermögen hat sie keines, aber sauber ist sie und die thut ihm gefallen. Jetzt, die Heirat duldet sein Vater nicht. Sein Vater ist ein sittenstrenger Mann. Die launzt nit nehmen, Hansel hat er gesagt. — Aber warum nit, Vater? Brav und fleißig ist sie und ich weiß keine Mütugenden und die gefällt mir. — Und er: Ist ja rechtschaffen von dir, daß du aus Heiraten denkst, daß alles sauber ablauft in Zucht und Ehren. Aber ich sag' dir's noch einmal, die Häuterische, die launzt nit nehmen, Hansel! — Ja, Vater, wegen was denn nit? Ihr seib doch sonst nit so, habt mit den Häuterischen alleweil ein gutes Zusammenschauen gehabt. — Das wohl, das wohl, Hansel! — Besser zu Willen, hab' ich gemeint, kumst ich euch's nit machen, als wenn ich die Häuterdirn nehm. — Hast schon mit ihrer Mutter geredet, Hansel? — Na, sagt der Bursch, mit der hab' ich noch nit geredet. Aber sie sagt ja, das weiß ich gewiß. — Hansel, sie sagt nein, das weiß ich noch gewisser. Weißt, Bub — der Michel am Main faßt seinen Sohn am Rockflügel, zerrt ihn hinter die Thür in den Winkel und zischelt ihm ins Ohr: Weißt, man sagt's nit gern, wenn man's nit sagen muß. Aber damit du weißt, wie du dran bist, die Häuterdirn,



die Mariel, ist —“. Und der Holzhändler sagte es ganz leise. „Kannst dir denken, daß der Hansel still geworden ist und nichts mehr gesagt hat.“

„Und daß“, begehrte der Poet auf gegen den Holzhändler, „das soll ein Stoff für meinen Roman über die eheliche Treue sein?“

„Ah beileib“, sagte der Stoffel Breihauser, „das möcht' wohl ein bißel zu mager ausschauen für einen Roman. So was soll ja drei Bände haben, glaub' ich. Bin mit meiner Geschichte auch noch nicht fertig. — Der Wollen sechs oder sieben und der Hansel kommt wieder zu seinem Vater, und jetzt hätte er halt die Rechte gefunden. Zu allen anderen Vorzügen wäre sie auch reich, bekäme einmal den ganzen Hof mit, weil sonst kein Geschwister da sei. — Die Ladenhofer-Tochter wäre es. — Wer, die Mariel? fragt der Vater. Wir haben uns schon versprochen, sagt der Bursche. — Wird doch das nit sein, Hansel! Ist doch aus der Weis', daß du allemal die Gefehlte findest. Da kann ich wieder nit ja sagen. Ich kann nit, es geht nit. — Ja, warum nit, Vater? — Lieb' mit der Mutter, Hansel! Nit mit deiner. Mit der Mariel ihrer. Mit der Ladenhoferin. Wenn sie ja sagt, dann wegen meiner. — Denkt sich der Hansel, das ist meine geringste Sorg, die Lachnermutter sagt ja. Sie hat mich alleweil gern gehabt. Und geht zu der Ladenhoferin. Und denke dir, die schlägt die Hände über den Kopf zusammen, wie sie sein Anfragen hört, und hebt an zu weinen und nimmt den Burschen mit beiden Armen um den Hals und fleunt so arg, daß seine Wangen nass werden und sagt endlich, sie könne nicht reden, sie dürfe nicht reden. Sein Vater würde ihm alles sagen. Gehst er wieder

zum Vater. Der hat nur einen Deuter gemacht, da wußte der Hansel alles, mit der Ladenhoserischen war's wie mit der Häuterischen. — „Mir scheint, Alter, du kannst nicht rauchen“, unterbrach sich der Holzhändler. „Dir lißt die Zigarre immer aus. Oder hat sie keinen Zug? Nimm eine andere. Zummere einmal werden sie mir seucht bei dem Umhergehen im schlechten Wetter.“ Er lachte, als ob seuchte Zigarren ein Spaß wären.

„Erzähle weiter“, sagte der Poet, aber zum Lachen war ihm nicht. „Möchte schon wissen, was der Hansel jetzt gesagt hat.“

„Freund! Der hat jetzt keinen schlechten Zorn entwickelt. Was hat ihm der Vater nicht alleweil für Sittenpredigten gehalten! Und jetzt schaut 's so aus! Schaut 's aus, als ob in der ganzen Gegend kein Dirndl wäre, das er heiraten dürfte! Gewohnt ist er, all seine Schmerzen immer zu seiner Mutter zu tragen, so geht er auch mit diesem Anliegen zu ihr.“

„Sei still!“ rief der Dichter, „das kann er der Mutter doch nicht sagen!“

„Sie macht sich nichts draus“, spricht der Holzhändler. „Wie ihr der Hansel erzählt, daß er erst die Häuterische habe heiraten wollen und nachher die Ladenhoserische, und wie der Vater gesagt hätte, das dürfe nicht sein und auch gesagt, warum nicht — da lacht die Mutter und sagt: Mein Bübel, mach' dir nix draus. Nimm von den zweien, welche du willst. — Aber Mutter, die Blutsfreundschaft! — Sagt sie ganz heimlich zu ihm: Er ist ja gar nit dein Vater.“

„Jetzt ist's aber genug, Holzhändler!“ ruft der Poet und wirft den Zigarrenstummel weg. „Es ist

nicht wahr, du verschandierst die Leute. Deine Geschichte ist erdichtet. So reden die Bauern nicht und so tun sie auch nicht. Ich gebe zu, daß es Nutrene gibt, aber dann geht's anders zu und so klar liegt's überhaupt nicht und so gewissenhaft sind sie auch nicht. Die Lumpen, die es einmal sind. Poch' nur ein mit deinem Wih, für Ernst darfst du ihn nicht austischen, sonst wird aus dem Spass eine Lüge. Erst beschummelst du die Leute um ihr Holz, dann, wenn's just leicht geht, um ihre Ehre."

"Aber, mein Gott", sagte der Stoffel Breihauer, „was du da für ein Wesen machst, wenn man einen Spass erzählt, eine alte Anekdote."

„Und sie auf den Michel am Main und sein Weib anwendet. Das ist's, mein Lieber. Wem angebichtet hast du den alten Schmar, das ist's!"

„Aber man hört ja von dieser Familie mancherlei“, verteidigte sich der Holzhändler, „und da habe ich gemeint, wäre die lustige Geschichte hübsch angebracht."

„Man hört von gar mancher Familie mancherlei und gewisse Leute bringen recht gerne solche Märchen auf, um ihre eigenen Unreinlichkeiten zu verdecken. Wenn man über dich solche Sachen ausbrächte, Stoffel!"

„Wen's freut! Ich mache mir nichts draus. Was gilt's, ich erzähl' nächstens dieselbe Geschichte in einem anderen Wirtshaus und wende sie auf mich selber an. Warum denn nicht? Weib und Kinder habe ich ja auch; hat man's mehr als einmal, um so besser. Der Mensch muß halt einen Spass verstehen. Übrigens wenn man bei einem Brautpaar allemal wollte nachforschen von wegen der Verwandtschaft, da möchte

wohl manches Hochzeitskalt umsonst geschlachtet worden sein."

"Herr Breihauser", sagte der Poet, „von dir kann ich mich nicht mehr weiter verköstigen lassen, nicht mit Wein und Zigarren und nicht mit Romanstoffen.“ Damit stand er auf, nahm Mantel und Stöcken, ging davon und dachte: Jetzt erst recht, daß ich es schreiben muß, das hohe Lied von der Treue.

---

## Die Einsiedler.

Vom alten Hofe des Plattenbauer auf der Höhe steigt ein junges Frauenzimmer talwärts gegen die Grazerstadt. 'S ist ihr schon seit etlichen Jahren vorgegangen, sie müßt' ins Kloster gehen. 'S ist nichts, weltlicher Weise, 's freut sie nichts mehr, so lustig sie früher einmal ist gewesen. Bauernweib' ist alleinweil arbeiten, aber der Mensch laun nicht genug beten. Zumeist ist ihr auch nicht so zu Mut gewesen. Aber — die lieben Leut' lausen davon oder sterben ab.

Abgestorben ist ihr Vater vor zwölf Wochen und jetzt hat sich's herausgestellt, daß sie ihrem Wunsch laun nachgehen. Zweihundert Gulden und noch was dazu hat sie Erbschaft. Jetzt hindert sie nichts mehr daran, sie laun ins Kloster gehen. Aber wie fängt man das lauter nur an? In der Grazerstadt gibt's ja Klöster genug, um den ganzen Schloßberg herum. Doch sie sagen, der Kaiser wollt' sie abstin. 'S wird nicht wahr sein, so grob wird er doch nicht sein. Wer schon einmal drin ist, wird ja sitzen bleiben dürfen. Aber halt aufnehmen werden sie niemand mehr wollen. Wie kommt sie nur in eins hinein — in ein Frauenkloster natürlich! Einen Bekannten wüßt' sie wohl, der sie könnt' weisen und der's gewiß auch gerne tät, weil er selber auch ist in die Buß' gegangen. Aber mein Eid, wo wird dieser Mensch zu finden sein. In einer Schloßberghöhle, hört man,

soß er Einsiedler sein. Aber Schloßberghöhlen gibt's viele und in etlichen, sagen sie, täten Räuber hausen. Da kann ein schwach Weibsbild doch nicht gehen suchen. Daheim die Knechte haben eh schon g'lacht. Daß man's nit tät wissen, ob der Markel ein Einsiedler sei worden oder ein Rauberhauptmann. 's ist nur G'spött, weiß doch jeder, daß es dem Markel um den Himmel geht und nit um die Höll. Wenn er die Höll hätt' wollen, hätt' er auch in Ninweg verbleiben können und ich hätt' leicht Ursach' sein können; nein, vor dem hätt' ih mich nit lang mögen derwehren. Aber jeso, wenn er in der haarenen Kutten steckt — und die Raben werden ihm mit dem täglichen Brot auch nit gar zñ rathlich (reichlich) sein — da wird er schon stumm Zampel worden sein. Der kommt mir freilich raten, der Markel. Wills halt doch probieren, ob ich ihn find.

Das waren der Maid trautsamer Gedanken, als sie herabstieg von der Plattenhöhe. Ein gesund Bröckel Weibsbild war's: wie alt, wie schön, das weiß man nicht genau. Sie hatte einen Stecken bei sich und um die Faust, in der sie ihn hielt, einen Rosenkranz gewunden, da war sie doch wehrhaft genug. Im Maria-grünerwald sah sie einen Hasen; er war vor ihr über den Weg gelaufen — von links nach rechts. Das hat was zu bedeuten. Bei den Elisabethinerinnen wird sie aufgenommen — sicherlich. Laus' nur, laus' Has', daß dich der Jäger nit derwischt! Um dich wär's schad. Oder gar bei den Ursulinerinnen! Wenn sie fromm ist und zweihundert Gulden mitbringt! Aber sie kennt sich nit auß in der großen Herrenleutstadt. Ein einziges mal ist sie drinnen geweest mit Milch. Hat ihr einer 's Geld herausgelogen. Seitdem nimmermehr. Ganz

schlechte Leut und ganz gute Leut sind bei einand in so einer Stadt. Achtgeben muß man.

Ein Obersteirer begegnet ihr, oder wer er ist. Just so gewandt mit der lebernen Kniehose und dem grünen Gut. Der lange schwarze Bart dazu, der steht nit gut. Da tät ehenter ein Schwartbartel gehören. — Wie er vorbei is, wendet die Maid sich um und schaut ihm nach. Der, wenn er nit so ein Raurungsgewand tät anhaben. Den möcht' einz für den Mariagrüner Waldbruder halten — so ähnlich is er ihm. Den lunt sie eigentlich auch auffuchen, den Waldbruder. Nein, da geht sie doch lieber zum Markel, mit dem is sie besser bekannt. Lachen wird er schon, der, das sie jetzt auch so was Heiliges will werden.

Wie sie über den Rücken des Rosenberges hinauszgeht, sieht sie schon den Schloßberg. Der steht mitten auf aus der Eben' — wie ein Heuschöber, vergleichsweise. Und um und um die Laster von Häusern. Hoch auf dem Berg steht ein großes Schloß, viel Spitztürme und graue Mauern. Der stelle Berg ist nadend über und über und lauter Steinwänd' und Löcher hinein. Dort, in einer solchen Höhl' wird er hocken, der Markel, und buswirken. Aber nirgends ein Weg hinauf, man sieht keinen. Die Straßen zum Schloß is auf der anderen Seiten. Jetzt läutet die Piefel.<sup>\*)</sup> — 's ist Mittag, die Maid steht still und betet den englischen Gruf.

Nachher steigt sie den Steig abwärts bis zu den Häusern. In einer Krämerei fragt sie an, ob man nichts wisse von einem Einsiedler Markel; am Schloßberg soll er seine Höhl' haben!

<sup>\*)</sup> Name der großen Glocke auf dem Grazer Schloßberg.

„Wird's halt derselbig sein, der Markarius heißt und den Leuten die Schwindsucht laun abbeten. Schau hinauf einmal, dort zwischen den zwei Steinwandeln, siehst das schwarze Loch? Dort is er drinnen.“

Denkt sie sich: Ist eh merkwürdig genug, daß ein Landmensch in die Stadt geht, um Einsiedler zu werden. Aber da oben, das glaub' ich, da bleibt er freilich hübsch allein. Möcht' schon wissen, wie ich da hinaufkomm'!

Zur selbigen Stund' ist es gewesen, daß der fromme Einsiedler Markarius seine Lobenkutte sich vom Leibe reißt und heftig in den Winkel schleudert: „Zeh! soll dich schon der Teufel holen — hätt' ich bald gesagt!“

Lodenhosen hat er noch an, die gehen ihm bis unter die Achseln hinauf. Gemed leins, mit nackten Armen steht er da, schier glatt und weiß. Ost scheint die Sonne nicht drauß. Ist's doch das allererstemal, daß er tagsüber seine Kutte wegschmeißt. Aber das Gesicht voller Haar. Der Kopf geschoren wie ein Schaf zu Micheli. Die Kapuze hängt an der weggeschmissenen Kutte.

Was ist denn das? Über dem Steinwall schaut ein Weiberkopf her. Auf allen Vieren ist sie emporgeklettert und ist rot im Gesichte und schnauft:

„Markel!“

„Kahl!“

„G'sunden hab' ich dich!“ lacht sie auf. „Aber seht mußst dein' Rock anlegen.“

„Die Kutten meinst. Die leg' ich nimmer an, mein liebes Kahl!“

„Wir dürfen ja kein Fleisch mehr anschau'n. Denk dir Markel, ich auch. Ich will ins Kloster!“

„Tu?“ sagt er. Dann patscht er mit den flachen



Händen auf seine Schenkel: „Du ins Kloster?!“ Und lacht hell heraus.

„Wenn du ein frommer Einsiedler bist worden!“ erinnerte sie vorsichtig

„Bin's ja nimmer!“ rief er und hob ein Papier auf, das im Schutte lag. „Da les'!“

„Mein Gott, wie kann denn ich lesen!“

„Der Kaiser hat mir schreiben lassen. Muß allen, uns Klosterleuten und Eremiten. Sollten schauen, daß wir weiterkommen, Janenzer kunn er nit brauchen. Alles aufgehoben. Nur die schulhaltenden und krankenwartenden Klöster hat er ausgenommen. Den Maria-grüner-Bruder sollen's auch schon abgesetzt haben. Ist aller Einsiedler um Graz Oberhaupt gewest.“

„Jesseß, ich hab' 's Haupt ja lausen sehen.“

„Was für ein Haupt?“

„Nau, euer Oberhaupt. Ist schon im Steirerg'wand g'west.“

„Wird mir auch nig anderes übrig bleiben. Wenn ich in drei Tagen nit weg bin von da, so kommt der Wachter. Les' nur, da steht's.“

„Was sagst denn, Marle!“ schrie sie auf. „Ja, nachher wär's bei mir auch nig. Schulhalten kann ich nit, krankenwarten mag ich nit.“

„Und mir geht's auch nit anders. Heut' steig' ih noch aufst, da ins Wschloß und red nit dem Guseer!“

„Red' für mich auch. Wenn ich nu wieder müßt' heimgehen zum Plattenbauer! Hab'ns dich nit brauchen können! möchtens sagen, und das W'lachter! — Na, heim geh ich nimmer. Ein bissel ein Kloster wird doch noch wo übrig bleiben für unsereins. Ich zahl' ja mein' Sach' und mein Beten und Fasten und

Stummsein wird doch niemand irren. Geh', Markel, tu' austragen. Im Kapuzinergraben wart' ich, bei der Kirchen."

So tat der Eremit Marklarius seine alle Bauernjoppen wieder an und den schwarzen Strohhut auf mit dem breiten Dach und ging hinaus ins Schloß, um sich zu beschweren. Bis zum „Gusferneer" kam er zwar nicht vor, aber der Schreiber in der Kanzlei hat ihn ins Gebet genommen. „Ja, mein Lieber," sagte der, „jezt ist eine andere Zeit, jezt heißt's arbeiten. Unser Kaiser Josef ist der erste Arbeiter im Reich, der kann die Müßiggänger schon einmal gar nicht leiden, und sollten sie noch so viel Rosenkranz beten."

„Herr Amtmann," antwortete der Bruder Marklarius, „wenn unsereiner einmal nit mehr beten und bußwirken darf, dann wird einer ein schlechter Mensch und tut Leut' austraben!"

„Und wenn einer Leut' austraben tut," antwortete der Schreiber in gleichem Ton, „dann lassen wir ihn henken."

„Beileib' nit," sagte der Einsiedler und zog sein bärtiges Gesicht ins Lachen, „kein schlechter Mensch, das mag ich dennoch wohl nit werden. 's ist nur so ein G'spaß geweest. Halt anfangen, wenn ich wüßte, was ich jezt sollt!"

Dat der Schreiber mit die Achseln gezuckt:

„Sollt' ich etwan dem Kaiser nach Wien nachlaufen und fragen, was alle die Leut', die er aus den Klöstern und Höhlen verjagt hat, jezt machen sollen? Arbeiten soll'us. Western hättet Ihr auf der Triesterstraße ganze Scharen von Klostergeistlichen wandern sehen können, etliche noch in der Kutte, die andern schon in ihrem weltlichen Gewand und auf dem Buckel Zegger und

Binkel. Die einen taten laut Rosenkranz beten, die anderen greinen und lachen, und geschwiegen haben ihrer auch ein paar, daß sie wieder in der lustigen Welt taten sein. So sind sie fort. Zoschament und Arbeit suchen, wo sie sie halt finden. Euch laun ich auch nichts anders raten. Fleißig arbeiten, vor der Arbeit eins beten, nach der Arbeit eins juchzen, so wirds dem Kaiser am liebsten sein und dem Herrgott auch."

Mit diesem Bescheid hat der Bruder Marlarinus wieder gehen können. Unterwegs in dem Kapuzinergraben wollte er bei dem Ed-Kramerstandel für das Katherl einen Weden kaufen. Etliche Pfennige hatte er noch in der Wüßingjacke gefunden. Aber das Sämdel war heute geschlossen und die Kramerin war gestorben ein Tag zuvor. Bleibt er stehen, denkt nach und geht weiter.

Vor der Kirche steht sie.

"Wißt da, Katherl?" ruft er ihr zu. "Ist dir recht, daß ich allweil noch Katherl zu dir sag'?"

"Wennst schon Katherl ganz und gar nit launst sagen, mußt es mir wohl recht sein. Magst 's Katherl derleiden, mußt auch 's Katherl derleiden."

"Will dich Katherl nennen. Ist eh ein schöner Nam! Weil wir zwei iho allein dastehen und zusamm'halten müssen."

"Was hat er denn gesagt, der Guseiner?" fragte die Waid.

"Nix. Bin nur bei seinem Schreiberkuchl geweest."

"Und was hat der gesagt?"

"So viel wie nix. Das hätt' ich selber auch gewußt, daß 's jezt arbeiten heißt. Wenn ich ein bißel Geld hätt! Da unten beim Wildkästenbaum ist eine Kramerin

g'west. Die ist gestorben. Das Staudel wöcht' ich gleich, da wollt' ich drauskommen. Kein schlecht's Pflahl beim Rästtenbaum, gehen drei Straßen j'amm!"

Da sagte sie ihm nahe aus Ohr: „Ein bissel Geld hält' ich“

Und ist's also geworden. Sie haben sich das Kramerstaudel erworben, haben gehandelt mit Weden, Rodschörndln und Feigen, mit heissamen Wurzeln und Kräutern und anderlei guten und nützlichen Dingen. Trüben in Geiborf haben sie sich zwei Wohnungen genommen; denn das stand fest, hatten sie auch das Geschäft gemeinsam, persönlich wollten sie Einsiedler sein und verbleiben. Und die zwei Wohnungen sind gleich nebeneinandergestanden. Die Thür dazwischen war fest zugesperrt. Hat sich also jedes in seiner Stuben ein Altar ausgerichtet an dieser Thür und hielt jedes für sich seine Vesper ab jeden Abend, so dast es war, als ständen zwei Klöster nebeneinander, ein Mannskloster und ein Frauenkloster. Und just an der Verbindungstür, damit sie nicht konnte aufgemacht werden, hatten sie ihr Altärlein errichtet, sie herüber, er drüber. Und wenn sie davor knieten bei der Vesper, so knieten sie eigentlich voreinander, und ob die Andacht just immer am Altar haften blieb und nicht bisweilen durch die hölzerne Thür ging, das getraue ich mir nicht zu entscheiden.

Beträchtlich Klostermäßig ging es auch im Kramerstaudel her. Das einmal saß der Markel drin, das anderemal die Kathel; beisammen nie, hätten auch schwer Platz gehabt. Die Preise waren nie christlich, massen sie sich mit wenigen Pfennigen Gewinn begnügten im Erden-tag. Ging ein armes Weibei vorbei, so erhielt es wohl

gar den Weiden umsonst; schnauste ein alter Mann daher, so schenkte ihm der Markel eine Gamswurzel, so für schweren Atem heilsam ist. Das alles sah sich gar erbaulich an für die Nachbarschaft, und dennoch ist der Spott laut geworden über das Einsiedlerpaar. Ein Schustergefelle erdreistete sich sogar, das alte Volkslied für den Markel umzubiegen:

„Der Mann auf dem Fwänd  
hat die Kutten verbrunt,  
hat die Ketten verkniffen,  
ist dem Teufel nachgezogen.“

Ob solcher Kränzung wollte der Märker sich doch einmal gründlich verteidigen bei der Kathel, und eines Abends begann er das Altarl wegzuräumen, das an der Verbindungstür stand. Sie aber räumte das ihre derweil noch nicht weg, versuchte vielmehr den Schlüssel, ob er wohl sicher umgedreht war. Er war nicht umgedreht, die Tür war nicht verschlossen, was die Kathel für ein Mirakel hielt, weil sie sich alle Abend von dem Gegenteil überzeugt hatte. Jetzt glaubte sie das erstemal noch nicht dran; aber wenn das Mirakel ein zweites und gar ein drittesmal geschehen sollte, dann müßte sie dem Altarl schon einen andern Platz anweisen. Aber wo ist der „Geißler“ dazu?

Zur Zeit war der Markel viel auswärts und stieg mit Krampen und Kränzen auf dem Plawutsch oder auf dem Weierkogel herum, oder gar auf dem hohen Schödelberg, um heissame Wurzeln und Kräuter zu sammeln, weil er sich bei derlei wohl auskante. Solche Waren wurden von den Käufern auch belobt. Aber der Pfarrer vom Kapuznergraben blieb eines Tages stehen

vor dem Standel und fragte deutham an, ob da nicht auch ein Kränzel für den Tod zu haben sei?

Bisher, antwortete der einsältige Marfel, hab' er so eins noch nit gefunden.

„Nun also, wenn du weißt, daß du sterben mußt, was lebst denn nachher mit dem Rebsweib? Kommst ja in die Höll' mit ihr!“

Der Kramer verstund die Lehr' nur zu halb und am Abend räumte er das zweitemal sein Altar weg, um die Rathel fragen zu gehen, wie des Hochwürden Ausspruch' wohl gemeint sein könne? Aber der Schlüssel war umgedreht. — Ihr alter Brauch; ganz nach dem Sprüchel: „Schmeden laßt sie, anbeissen nit.“

Und ereignete es sich dann, daß der Marfel von seinen Vergwanderungen einmal mehrere Tage lang nicht zurückkehrte. Zwei Tage war er öfter schon ausgewesen, aber drei Tage noch nie und sezt sich es der Maid aufs Herz, wie die wahrhaftige Einsiedelei ganz und gar nicht zu ertragen sei. Am vierten Tage kam er. Die Kränzen voller Krantwerk und den Mund voll wunderbarer Berichte. — Er sei weiter hinteri gegangen, ganz hinteri ins Gebirg. Was es da für Wildnis gibt überall! Wald soweit das Aug' tragt. Und mitten auf steht er. Das ist ein Steinberg! Da ist der Schloßberg wie ein Schotterhäusel dagegen. Wundershalber steigt er hinauf, schier einen ganzen Tag. Und oben Arnisa, ganze Wiesen voll zwischen den Steinen. Und Speil und Gamswurzeln und sonst Wurzelwerch allerhand. Und ist er über einem schaudervollen Gewänd gewest, wohl wie zwanzig Kirchtürm so hoch, und Kirchturmsteil nieder in den finstern Grund. Ist aber so ein Gamssteig zwischen den Wänden niedergangen und denkt er sich:

Vielleicht sogar Edelweiß! und hurtz hinab ins Gewand soweit er kann, und wo erst der schauderhaft Abgrund anhebt. Und findet unter der Wand ein eben Platzl und ein Wasserbründel, und darüber ein Bildnis: Unser' liebe Frau! — Fallts ihm ein: Hier ist das recht Ort für einen Einsiedler! In der Grazerstadt tun's eh alleweil spötteln. Was gills, er packt'samm, nimmt sein Rahl und geht hinauf in die Felsenwildnis! Ein Hüttel sei leicht gebaut, habe sich das Fallholz und die dicken Baumrinden schon ausgeschaut. Kein Mensch hält' ein' festere Burg.

So lang und so viel erzählt er und macht alles so wunderbar, daß die Kathel zulezt sagt: Ihr sei's schon bald recht auch. Hält' man sich das fromm Leben schon einmal vorgenommen — dort oben gibts keine spöttelnden Peut', und dem Kaiser seine Hand wird wohl auch nit so lang sein, daß er sie aus jenem Kloster reißt. — Ob sie nit vorher der Geißler sollt' zusammentun allzwei, fällt ihr ein; und lacht sich auch schon darüber auß: Verheiratete Einsiedler! Ein bißel ein' Aufsechtung macht ja nit. Wo wär' denn das Verdienst, wenn's kein' Aufsechtung nit hält! — Geht in ihre Kammer und versucht den Schlüssel, der ist in Nichtigkeit.

Nach eine Woche nachher: Die Waren haben sie teils verkauft, teils verschenkt und wie das Standel leer ist, rücken sie sich ihre Kränzen mit Gewand und Werkzeug auf den Buckel und wandern ab. Einen Tag lang auf der Straßen der Mur entlang ins Gebirg. Dann rechterhand in eine Schlucht, und bräuen die Wänd schon himmelhoch herab, daß der Maid ein Schauder durch den Leib geht. Negequet ihnen ein Daller, hat statt der

Bert eine Flinten und sagt, sollten sich inacht nehmen vor Wölfen und Bären.

„Hat mich keiner g'fressen, frisst mich keiner!“ ruft der Markel — und nachher halt anwärts, steil, durch Strupp, über Gefäll und Gestein. Mit chesfürchtiger Freud sieht es die Rathel, wie in der Wildnis überall der Tisch ist gedeckt. Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Pilze und Lierwerch zu fangen überall, wer geschickt ist. Und überall frisches Wasser, und ein Brunnenn ist, der fällt so dick wie ein Startinsafz viele Klaster hoch herab und ist's kein Rauschen mehr, ist's ein Krachen, daß man sein eigen Wort nicht versteht.

Mit harter Plag sind sie endlich oben auf der wüsten Höh'. Die Rathel muß sich die Augen verhalten, so packt sie der Schwindel, wie sie in die Tiefen will schauen. Da ins G'wänd soll sie hinab? Das Gamssteigjel, wo sie nachher nit weiter kommt und nit mehr zurüd! — Just einmal probieren! sagt der Markel und führt sie niederwärts in die schauderlich Felswand, bis zum Plakel, wo das Bildnis ist und das Brünzl in eine Steinschale tnl rinnen.

Gott wird's mit Willen gemacht haben, daß es zurzeit wochenlang ist schön geblieben und warm Tag und Nacht. Jedes in einer andern Felskluft hat geschlafen auf Moos und des Tags haben sie gesammelt und gebaut an der Klause bei dem Brünlein. Also, da lehnt die Hütte an der überhängenden Wand. Eine Kibentür hat sie und zwei Fensterlein und einen Steinblock zum Tisch und zwei Holzblöde zum Sitzen und eine Steingrube für das Herdfeuer und zwei Lager aus Berghen und Moos. Und an der Wand zwei Baumäste gequert zu einem Kreuz. Die Vorratskammer ist draußen



in einer Felspalte, und hätten sie denn alles beisammen, was der Mensch braucht, um so lang zu leben, bis er selig ist. — Seligwerden, das ist beider ernsthaftes Führen.

„Sie taten beten und arbeiten“, heißt es von den beiden Menschen in einer Chronik zu Breitenau. Und ist derselben zu entnehmen, daß sie allerlei wilde Früchte sammelten, daß sie aus Kraut und Wurzeln und manchen Weeren einen „Geist“ haben gebraunt, mit dem der Markarius zeitweilig in den umliegenden Tälern haufierten ging. Auch sollen sie Wallfahrern, die weit her zum Bildnisse Unserer lieben Frau auf den Berg gekommen, mancherlei Dienste geleistet und Stärkung gespendet haben. Manche Zeit der Einsiedler soll bitter hart gewesen sein. Es ist nicht gemeint die kalte Winterszeit, da sie monatelang eingemauert waren mit Schnee und den unbändigen Alpenstürmen preisgegeben. Es ist nicht gemeint der Mangel mancher Lebensmittel und es ist auch nicht gemeint die Verdrängnis, wenn eins krank war oder Steinlawinen sie bedrohten. Ein anderes Verdrängnis war's, das ihnen bisweilen bitterhart hat zugesetzt. Da ist der Markarius wohl aufgestanden in der Nacht und hinausgegangen zur Quelle, um kaltes Wasser zu trinken. Und wenn er, von Frost geschüttelt, in die Hütte zurückgekehrt und auf seinem Lager zur Ruhe gekommen war, stand die Rathel auf und ging auch hinaus, um zu trinken. Einsiedler sein, meint besagte Chronik, sei nicht das härteste, aber solane Zweifler sein und gleichwohl Einsiedler verbleiben wollen, das sei vergleichbar einem Fegfeuer, wo ein Mensch all' Sündhaftigkeit könnt' löschen. Und hätten es nicht erzwungen, wenn der heilige Brunn' nicht wär gewest,

also, daß der Gnadenquell sich geoffenbaret. So haben sie das Klosterleben, als davon sie vertrieben worden, auf hohem Birg streng geführt, als Zeugniß, was möglich ist an starkem Willen. Sind aber sonder Last gewesen und ist solchen Anachoreten das Fleisch abgefallen von den Knochen, und doch ein Augenlicht, brennend und begehrend, so daß sie angefangen, sich voreinander zu fürchten. Und ist dem Einsiedler die heilige Jungfrau erschienen und der Einsiedlerin der heilige Jüngling Moisius. Und haben die Anachoreten vor Verzückung einander mit Wachholbergerten gezeihelt bis auf's Blut.

Einer der Ortskundigen will aber dieser Schrift nicht Glauben schenken; sie sei aus einer alten spanischen Legende gezogen und zum Spott auf die Peultlein oben am Schlüsselbrunn angewandt worden. Wahrheit sei vielmehr solches: Eines Tages seien die zwei herabgekommen zum Ruraten von Saukt Erhard und hätten lachend erklärt, die Sach' tät ihnen auf die Läng zu dum werden. Gar jung seien sie freilich nicht mehr, aber auszahlen tät sich's vielleicht noch alleweil. Sie hätten einmal ernsthaftig Einsiedler werden wollen, jedes für sich, seien nachher der Umstände wegen Zweifelder worden. Und jeho möchten sie halt wiederum Einsiedler werden, ein einziger, aus zweien einer. Aus ihrer zwei eins machen, wenn er so gut wär'.

Der Rurat war schon einer von solchen, die man später Josefner genannt hat. Er sagte also: „Peultlein, daß ist gescheit. Eins in der Gesinnung und in der Lieb', daß ist eine gar heilsame Einsiedelei.“

Und lacht die Kathel auf: Was sie doch einsältig wär'! Solang' hält' sie sich vor dem Geißler gefürchtet

und jecho tät sich das so leicht! — Der Wochen zwei und sie sind eins gewesen.

Aus einem solchen Eins kommt gerne noch Eins. An drei Jahr' später ist's, an einem Hochsommertmorgen, hält der Markari ein blondhaarig Bäbel auf dem Arm. Das Bäbel juchzet und schlägt die Armelein auscinand, als wollt' es den Sonnenball auffangen, der dort hinter den Bergspitzen aufsteigt. Und sagt der Vater: „Kerl, kleiner! Schau sie nur an. Wo sie aufgeht, dort weit hinterwärts ist die Wienerstadt. Und dort ist der Kaiser daheim. Und wenn der nit wär g'west, tätest du jezt freilich laun juchzen auf derer G'öh!“

Zur Zeit ist anstatt der schlechten Mäusen schon ein besseres Hänslein fertig gewesen und daneben ein Ziegenstall und daneben eine Kapelle mit Turm und Glöckel. Und die Wallfahrer, wenn sie von Schüsserlbrunn heim sind gekommen, haben erzählt von den guten Leutlein, die mit gar Geringem so glücklich leben da oben auf wilhem Birg. Also daß wir ohn' Sorg und Kummerniß können von ihnen scheiden.

## Die Hungerkur.

Erzählung eines Schneiders.

Als ich vor fünfzehn Jahren bei dem Schneidermeister Johann Özl in die Lehre getreten war, wurde mir mitgeteilt, daß der Meister vor mir einen gar anstelligen, geschickten und braven Lehrjungen gehabt und daß er denselben — verjagt habe. Das ging mir nahe. Der Özl war als gerechter Mann bekannt. Wenn er schon die Geschickten und Tüchtigen verjagt, wie wird's erst mir ergehen? „Tröste dich“, sagte ein guter Bekannter, „vielleicht sind ihm die Ungeschickten und Dummten lieber.“ Mich hat er tatsächlich nicht verjagt. Indessen hat es mir damals keine Ruhe gelassen. So ging ich eines Sonntags ins Dorf Gassel hinüber, wo jener Lehrling bei einem andern Meister eingestanden war und fragte dreist, weshalb ihn der Johann Özl fortgeschickt habe.

Der Junge — Benzl hieß er, ein hübscher, helläugiger Bursche — machte ein pfiffiges Gesicht und antwortete: „Das will ich dir wohl sagen. Der Hungerkur wegen ist's hergegangen.“

„Was? der Hungerkur wegen? Beim Özl hat man doch allerweil genug zu essen!“

„Beim Özl schon. Aber beim Schusterprah nit“,

sagte der Junge. Jetzt, so weit verstand ich. Der Schusterprahhof in der Pfarre Mattau war den Handwerkern bekannt, daß bei ihm ein gewisser Schmalhaus Küchenmeister sei. Der hätte berichtigen können; erstens war in der ganzen Gegend kein Schmalhaus bekannt, zweitens war derselbe unbekannte Schmalhaus nie beim Schusterprah im Dienst gewesen, ja es war nachgewiesen, daß der Schusterprah nie einen Küchenmeister gehabt habe. Wohl aber eine sehr tugendhafte Bäuerin, deren Tugend in der Sparsamkeit bestand. Schöner kann man über eine Abwesende doch nicht mehr sprechen.

Nun war es einmal an einem Winterabend zwischen Lichten. Zwischen Lichten, so nennen die Handwerker jene halbe Stunde der Arbeitskraft zwischen dem Taglicht und dem Nachtlcht. Es dämmt schon, ist aber doch noch nicht dunkel genug, um die Lampe anzuzünden. Da legt sich denn der Handwerker ein wenig auf die Ofenbank, oder er geht ins Freie und schlenkert ein paarmal ums Haus herum. Ist er fromm, so betet er ein paar Vaterunser, ist er nicht fromm, so schäkert er in Stall und Scheune mit Dienstmägden herum; dabei vergeht die halbe Stunde schnell, bis es Zeit wird, beim Lampenlicht die Arbeit fortzusetzen. — In einer solchen Zwischenlichtenstunde nun war es damals beim Schusterprah, wo die Schneider auf der Ster saßen, dem Lehrlingen Benzl eingefallen, er wolle den Hausvater aufsuchen. Der Schusterprah-Vater war nämlich schon mehrere Tage lang im Hause nicht mehr gesehen worden. Es hieß, er sei schwer an der Herzgicht leidend und er müsse eine Hungerkur gebrauchen. Als die Bäuerin den Schneidern das mit Besorgnis mitgeteilt hatte, soll der Meister die Hände über den Kopf zu-

sammengeschlagen und ausgerufen haben: „Aber du liebster Gott, warum ist er denn nicht dageblieben? Da tüt ich ihm doch auf der ganzen Welt kein gesünderes Haus wissen, als den Schusterprahhof!“ Der Vater in Mattau hatte in Anbetracht der Kränklichkeit des alten Bauers von der Notwendigkeit einer strengen Hungerkur gesprochen und der Schusterprah-Vater war also fort. Es hieß, im Ausgedinghäusel, das oben am Waldrande stand, betriebe er seit drei Tagen mit großem Fleiß die Hungerkur. Und die Leute sagten, jezt werde das jaundürre Krüspel bald hin sein. So redet man höchstens von einem Tier und kann ich derlei grobe Reden überhaupt nicht leiden. Ging nun zwischen Lichten der Lehrling hinaus, um zu spähen, ob der Alte wohl auch im Häusel sei und ob ihm am Ende nicht etwas widerfahren wäre. Es kann bei so einem Jungen natürlich nur die reine christliche Liebe gewesen sein, nicht etwa Neugierde oder Vorwitz!

Als er hinauskam zum Ausgedinghäusel, sah er im Fenster schon den Lichtschein. Der Junge trat leise in das dunkle Vorgeläß. Da roch es wie beim Ochsenwirth zu Mattau am Sonntag. Er tastete nach einer Thür und klopfte höflich an; denn Schneider sind gebildete Leute. Er mußte ein zweitesmal klopfen, da rief drinnen eine rasselnde Stimme: „Man! Ist eh offen!“ Vor lauter Hungerkur mußte der Patient das Zusperrten ver-gessen haben.

Ist der Benzl bescheidenlich eingetreten und was hat er gefunden? Bei einer Ölfunzen am Tisch sitzt, die langen Ellbogen fast behaglich auseinandergespreizt, der alte Schusterprah. In der rechten Hand hat er die Gabel, in der linken das Messer — und ist, daß die

Wangen hauchen und die Lippen schmahen. Vor ihm stehen in Schüsseln und Töpfen Mehllöße mit Speckgrummeln, Rauchfleisch mit Sauerkraut, Weißbrot mit Butter. Und ein großer, braunglasierter Krug, der kleine Tröpflein schwigt.

„Oh, daß Schneidervübel ist's“, sagte der Alte. „Das ist brav, daß du mich einmal heimsuchst. Seid's alleweil noch nit fertig bei mir unten? Arm seids dran. Geh her, halt mit ein bißel. Wirst gewiß was mögen.“

„Mögen“, antwortete der Junge schüchtern, „mögen tu ich schon was.“

„Wart, wir tun noch ein paar Scheiter in den Ofen!“ Und als das Feuer frisch brüllte, bekam der Junge Gßzeug vorgelegt, doch bevor er anhub, schaute er dem schon wieder schmausenden Vatern mit Verwunderung zu.

„Na also, pack an, pack an, Kleiner! Wird dir auch gut tun, die Hungerkur.“

„Die Hungerkur?“ lachte der Junge.

„Da lachte auch der Alte und sprach: „Wenn das keine Hungerkur ist, Speckknödel, Rauchfleisch und Butter, nachher weiß ich nit, was eine Hungerkur ist.“

Nach seinem bisherigen Tasürhalten war dem Lehrlingen diese Auffassung neu, aber nicht dumm. Er begann zu essen.

„Gelt du, die Schusterprah-Mutter ist brav“, sagte der Alte plötzlich.

„Warum meint der Vater?“

Er rieb mit der umgekehrten Hand seine grauen Bartstoppeln und antwortete: „Weil sie dir einen so guten Appetit hergerichtet hat. Mir hat sie schon auch einen hergerichtet, schon lang alleweil. Bis der Mensch

die Herggicht kriegt. So hab ich mir's da heroben lamodt g'macht. Bei der Nacht geh ich immereinmal hinab, siehst du, da! — Mußt mich aber nicht verraten, Kleiner!" Aus der Pelztasche zog er, vorsichtig um sich blickend, einen großen, rostigen Schlüssel. „Ist lange verloren gewesen, der. Sie weiß nichts, daß ich ihn gefunden hab' und bei der Nacht die Vorratskammer aufsperrn tu! Was glaubst denn! Wenn ich auf das anstünd', was sie mir herausschickt, da wurd mein Hunger schwerlich luriert werden. Wenn's nit anderwärts gute Leute tät' geben! Der Ochsenwirt verlaßt mich ja auch nit. — Geh', Bübel, jezt pack einmal den Krug an!"

Der Jenzl würgte, um dem Wunsche des Schusterprag-Walers prompt nachzukommen, rasch den Brocken hinab, faßte den stattlichen Krug mit beiden Händen und nahm einen Schluck . . . Wasser war das nicht. So ein wenig herb und ein wenig zuckerig und schneidig auf der Zungen!

„Was ist denn das im Krug?“ fragte er.

„Das ist was Gutes, weist wohl. Ein Ungarischer. Schabet dir nit.“

So nahm der Junge einen ausgiebigeren Schluck, da „verlukte“ er sich, daß ihm der Alte auf den Buckel klopfen mußte.

„Starl ist's,“ stotterte er.

„Ist gesund. Brennt das Gefelchte und die Knödeln sauber zusammi im Magen, daß wieder was Platz hat. Schau nur dazu, is dich satt für die Wochen.“

Der Junge war ein sehr folgsamer Lehrbub. Als sein Eifer im Essen doch nachließ, guckte er einmal wissenschaftlicher in den Krug. Braun ist's. Und schmecken tut's alleweil besser. Lustig wird's! Das hat er sich



gar nit gedacht, daß es da heroben im einschichtigen Ausnahms-Häusel so lustig sein kann.

„Aber wenn du mich verraten tust, Bub!“ gab der alte Bauer mit ernsthaftem Kopfnicken zur Warnung.

„Ch' wenn ich euch verrat“, versicherte der Benzl, „ch' lass' ich mich vom Teufel bei den Füßen im Rauchfang aufhängen.“

„Nachher — hätten's in der Höll auch was Gefeldhtes“, licherle der Alte.

Wurde der Lehrjung ledlich: „So viel hungerleiden werden wir laum da drunten, als wie bei der Schusterprah-Mutter.“

„Welt? Welt ja! Ein gefcheit's Bübel bist! Und wenn ich nit eher verraten werd', so bleib ich da, bis die ganze Vorratskammer aufgegeffen ist. Die Butter ist ch' schon ranzig und der Schunken dorten beim Uhrlasten. Wegschmeißen muß man ihn, modeln (stinken) tut er. Sag, Bübel, was denkst du über die Schusterprah-Mutter? Ist es Sparsamkeit oder Reid?“

„Reid!“ schrie der Junge.

„Siegst es!“ rief der Alte und patschte beide Hände auf die Oberschenkel, „uns muß der gleiche Floh gebissen haben, weil wir die gleichen Gedanken haben! Trint!“

Zur Zeit schlug die Uhr.

„Schon fünf?“ fragte der Benzl.

„Ja und eins dazu.“

„Sechse? Nachher werd' ich schön stad gehn müssen“, sagte der Junge, während er schon eine ganze Stunde versäumt hatte. „Mein Meister wird nix sagen“, sekte er vergnüglich bei; in solchem Zustande ist beim Menschen ja alles so leicht geschlichtet. Darum ist der Zustand so beliebt; aber der Lehrjunge wußte nichts davon, er

meinte, die ganze Glückseligkeit läme davon, weil es beim Alten im Ausnahmestübel halt gar so gemüthlich sei. Als er lachend zur Thür hinausstolperte, trug ihm der Bauer auf, der Benzl möcht am Samstag, wenn er nach Mattau läme, dem Ochsenwirt sagen, er sellt' den mit der Hungerkur nicht vergessen.

Gelenkig wie ein Reh hüpfst der Benzl über das Schneefeld hinab in der Mondnacht. Jauchzen, so viel nur vom Munde geht! 's ist gar zu lustig auf der Welt! — Morgen abends wird er wieder hinausgehen zum alten Schusterprah, da oben ist's so viel gemüthlich! Er kommt herab zum Hof, er tritt ins Haus. Als er durch die Küche geht und sieht, wie die Schusterprah-Mutter just das Nachtmahl locht — in der großen Pfanne die Wassersuppe, da lacht er hell auf. So viel Spaß hat ihm eine Wassersuppe sein Lebtag nicht gemacht als heute. Er tritt in die Stube. Beim Tisch mit der Lampe sitzt der Meister Özl, näht am Boden und hat ein finsternes Gesicht.

„Ist der junge Herr endlich da?“ frägt er mit einer ausgehöhlten Geisterstimme.

„Ein bißel verweilt“, antwortet der Lehrjunge heiter, „das macht ja nig“.

Der Meister läßt die Nadel ruhen und starrt auf den Jungen.

„Ja, was ist denn daaaß?“ frägt er. Die Gegenred ist ihm was Neues.

„Gehns, gehns, Meister, tuns nit a so!“ lacht der Junge. „Wegen einer halben Stund da. Der Mensch lebt eh nur einmal. Wenn's beim Meister einmal so lustig ist, wird er auch um eine halbe Stund' länger ausbleiben. Mich g'freut's halt just einmal. Ist was

zum bügeln? So viel sehen hat der Meister g'näht derweil? Brav ist er g'west. Geltus, Meister, wir wollen nett sein miteinander, 's ist halt gar so viel lustig!"

Dieweilen er aus dem Küchenfeuer das Bügeleisen holt, kann sich der Meister Ölzl immer noch nicht fassen. — Ja, was hat er denn heut? Ist er verrndt worden? Oder gar b'ossen?

„Gut ist's gebraten!" sagt der Junge und hält das Bügeleisen hin, daß der Meister sehen soll, wie es fast glüht. „Wenn die Schusterprag-Mutter so gut Bratel braten kommt, wie Bügeleisen braten! Also her mit der Fofen!" Er spannte sie über die Tischdecke und in dem Augenblicke, als das munter hingestossene Bügeleisen den Boden berührte, stieg der blanc, brenzelige Rauch auf.

Jetzt sprang wie ein Löwe der Meister empor, riß ihm das Bügeleisen aus der Hand und schleuderte es in den Stubenwinkel hin, daß die Wand krachte.

Einen Augenblick Totenstille. Dann hob sich der Meister Johann Ölzl zu einer würdevollen Haltung und sprach leise aber nachdrücklich die Worte: „Vingenz, geh jetzt ins Nest. Morgen früh will ich dich aber nimmer sehen. Wir zwei sind fremd."

Als der Junge solches vernahm, war er plötzlich nüchtern geworden. „Beleidigt ist der Meister? Aufgeklündet hat er mich? Ja, warum denn? Wahrscheinlich hab ich was dummes gemacht. Um Verzeihung bitten? Ja freilich, ich werd um Verzeihung bitten, weil 's einmal lustig ist g'west!"

Er packte seine Sachen in den Ranzen und den Ranzen auf den Rücken. „Vhül Gott!" würgte er noch hervor und dann ging er davon.

Nicht ins Nest ist er gegangen. Im stillen Mond-

licht ist er dahingegangen über Berg und Thal, bis er um Mitternacht vor der Hütte seiner Mutter stand. Dort stieg er von außen die Leiter hinan und legte sich auf dem Überboden ins Heu. Am nächsten Tage guckte er durch eine Dachspalte und sah, wie sein hinkendes Mütterchen mit Korb und Stöcken ausging ins Tagewerk. Er zeigte sich nicht auf, sie braucht von nichts zu wissen, bis die Falte wieder ausgebügelt ist. Und zwar, ohne daß er den Loden versengt! Er wusch sich am Brunnen das Gesicht und ging hinaus ins Dorf Gassel, wo er bei dem ehrenwerten Schneidermeister Matthias Schredenberger eine neue Statt gefunden hat.

Ich hatte mich beim Zenzl dann noch erkundigt, welchen Verlauf beim alten Schusterprah die Hungerkur genommen hat. „Das kannst dir wohl denken“, war seine Antwort.

Ich kann mir 's aber nicht denken. Als ich beim Meister Johann Ölzl in die Lehre trat, war der Schusterprah nicht mehr vorhanden. Zu früh vom Ausgedinghäufel zurückgelehrt, soll er in Ermangelung anderer Nahrung ins Gras gebissen haben.

## Die Reise mit dem Großvater.

**I**n den ersten meiner Kindheitserinnerungen — so erzählt einer meiner Freunde — gehört ein altes, kleines, rühriges Männlein. Das hatte ein rotes Gesicht, runde blaue Augen, dichtes graues Haar und einen grauen kurzgestutzten Schnurrbart. War lieb anzuschauen war der kleine alte Herr. Er kam von Zeit zu Zeit zu uns, ohne daß es mir einmal einfiel, zu fragen, woher er komme, was er eigentlich sei und wolle. Er tat, als sei er bei uns daheim, blieb aber selten länger als eine Stunde, dann nahm er wieder seinen breiten Filzhut, seinen Stock und ging mit hastigen Schrittlein davon. Solange er aber da blieb, saßen wir ihm auf den Knien, mein Bruder auf dem linken, ich auf dem rechten. Er erzählte uns lustige oder grauenhafte Geschichten, machte mit dem gemüthlichen Mundgesicht allerhand Grimassen, so daß wir uns vor lauter Lachen krümmten, dann hopste er mit den Knien, anfangs ganz sanft: „So reiten die Damen!“ dann lebhafter: „So reiten die Herren!“ und endlich so heftig, daß wir empor schnellten: „So reiten die Bauern! So reiten die Bauern!“

Wenn hernach die Mutter den Kaffee brachte, brach er die Semmel mitten entzwei, gab die eine Hälfte meinem Bruder, die andere mir. Den Kaffee schlürfte er in kleinen

Zügen und dann zog er aus der Hosentasche sein gestricktes grünes Geldbeutelchen hervor. Meinem Bruder einen Silberzwanziger und mir einen Silberzwanziger! Wir hatten jeder eine eiserne Sparbüchse. In ersterer Zeit, so dünkt mich, hat es uns Spaß gemacht, die Münzen in die Spalte zu stecken, wir durften dann auch ein wenig damit reizeln. Später hätten wir uns um das Geld lieber Kirchen gekauft oder eine Mundharmonika oder ein Holzpferdlein. Aber unweigerlich mußten wir die Zwanziger in die eisernen Sparlaffen stecken, zu denen wir die Schlüssel nicht hatten. Endlich hielten wir das ganze, das Beschenktwerden und das Handlüssen und das in die Spalte schieben und das Reizeln für ein bedeutungsloses Verkommen.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Schuljahre angingen, hat uns eines Tages das grauköpfige Männlein gesagt, was die Zwanzigerspenden für eine Bedeutung hätten. „Ja freilich, Vuben, jekt hebt's an. Und nachher, wenn ihr vierzehn oder fünfzehn Jahre alt seid (mein Bruder war um ein Jahr jünger als ich), werdet ihr in den Balangen eine Reise machen, ihr zwei miteinander. Und in euren Sparlaffen, da ist das Reisegeld.“

Auch von jekt ab kam das Männlein — es war ja unser Großvater — zeitweilig ins Haus. Manchmal erwarteten wir ihn mit besonderem Verlangen, denn wenn es Schulmißgeschick gab oder andere Unannehmlichkeiten, war der Großvater die oberste Instanz, die allemal alles zu unserem Vortheile schlichtete. Im übrigen war er stets ein brauchbarer Spielgenosse, der sowohl als blinde Kuh denn auch als Reitpferd diente, und schließlich gab's allemal die zwei Zwanziger. Die Sparlaffen waren schon so voll geworden, daß sie nicht

mehr reizten, und einmal wog sie der Großvater in der Hand und schmunzelte. Das nächstemal waren sie plötzlich leicht und reizten stark. Die alte Befahrung war in die Postspartasse gewandert, wo sie — wie Großvater sagte — Junge bekämen, damit ihrer für die große Ferienreise recht viele wären.

Frizl und ich hatten auch schon ausgemacht, wohin wir reisen wollten. Ins Indianerland nämlich, zu den braven Rothhäutern und ihnen kämpfen helfen gegen die falschen Blafgesichter! Aber schon ein paar Jahre später wurde dieser Feldzugsplan zerstört. Wegen Lebens und Sterbens hatte der Großvater eine Schrift hinterlegt, die unsere Reise genau bestimmte und anordnete.

„Meine lieben Enkel Wasti und Frizl sollen in ihrem fünfzehnten und vierzehnten Lebensjahr zusammen eine Fußreise machen, und zwar in folgender Ordnung: Am 1. August 1901 (einem Donnerstag) von zu Hause ab über Würzburg und den Freinsattel bis Mariaszell. Dort einkehren im Gasthaus, das hinter der Kirche steht. Am 2. August morgens auf das Bürgeralpel, oben in der Schenke das Frühstück. Nachmittags zum Erlasseer, dort eine Rahnfahrt, aber mit einem verlässlichen Ruderer. Nach der Fahrt ein Glas Milch, oder Sauerwasser mit Himbeersaft beim Seewirt. Abends in der Wallfahrtskirche beten. Am 3. August über Wegscheid, den Karstriegel und Weichselboden (Mittagsstation im alten Wirtshaus) bis Wildalpen, dort nächtigen beim Zister. Unterwegs ein Fußbad in der Salza, immer achtgeben beim Wasser! Am 4. August Sonntagsgottesdienst in Wildalpen, dann weiter bis Gieslau. Dort beim Teubler übernachten. Für Durst Milch oder Wasser trinken, immer einen Bissen Brot dazu essen. Nachts immer

zwei Betten, in einem zusammen ist nicht gesund. Am 5. August durch das Gesäuse — zu Fuß natürlich, nie auf der Eisenbahn. In Admont Stiftskirche. In den Stiftsteich soll der Frühl Semmelstüdeln hineinwerfen, wird er sehen, wie sie schnappen.“

In ähnlicher Weise bestimmte diese Vorschrift die ganze Reise über Nussee, Hallstatt, Gosausee, Filzmoos, der Stadstättertauern (dort Seelarspiße besteigen), murabwärts bis Knittelfeld, über die Gleinalpe nach Graz, Weiz, Birkfeld und Fischbach zurück ins Mühlthal. Eine Fußreise von zwanzig Tagen. Mittwoch, den 21. August wieder zu Hause. „Sollen ihr Heimatland kennen lernen und das Reisegeld gesegne ihnen Gott.“ Dann noch als Nachsatz: „Auf der Gleinalpe, auf der höchsten Spitze, am 16. August, sollen sie denken: Dahier hat vor fünfzig Jahren an diesem Tag unser Großvater das erstemal ins weite Steirerland geschaut. Räumt ihn einmal leben lassen, auch wenn er schon gestorben ist. Beim Gleinalmwirt vorher ein Fläschl mitnehmen, ein kleines, aber nicht gäh hineintrinken, immer gescheit sein, Bubn!“

Als wir so weit zur Vernunft kamen, um zu begreifen, was das für ein liebereiches Testament war, wurden wir ganz begeistert für die Reise und zählten die Jahre bis dahin, hernach die Monate und endlich die Wochen. Großvater lebte zur Zeit noch, war sogar noch regsam, nur daß der Kopf stark nach vorne neigte und das Haar und Bart ganz weiß geworden waren. Und eine Schwerhörigkeit war gekommen, die es bewirkte, daß einem alles recht sein mußte, was er sagte, weil er etwaige Widerreden gar nicht hörte.

Die Tage der schönen Fußreise kamen immer näher. Vom Schulschluß hatten wir leidliche Zeugnisse nach



Hause gebracht. Nur mit der Arithmetik stand es so, daß mein Vater zu mir sagte: „Ja, mein Junge, wie soll denn das werden mit dem Reisegeld, wenn du nicht rechnen kannst!“ Sogleich schlug ich zum Säckelwart den FRIHL vor, erwägend, daß er bei seinem guten Appetit nicht kargen würde, daß es sonach seine Wissen und seine Verantwortlichkeit für mich gäbe — ein Beweis, daß ich doch rechnen konnte! Unter uns hatten wir die Reise bereits glänzend ausgemalt. Die Vorschrift des Großvaters wollten wir ja redlich befolgen, aber beim Erlasse auch schiffersfahren, baden und schwimmen, im Gebirge nach Hirschen und Gamsen jagen, den Hochschwab und den Tachstein besteigen und sonst allerlei Unternehmungen, und statt Milch Bier! FRIHL kann so viele Semmeln essen, als er mag, ich morgens so lange schlafen als ich will, in bloßen Hemdärmeln und ohne steifen Halskragen gehen nach Belieben. Niemand redet drein und meißtelt — ganz frei, frei, über jeden Stein kann man springen, auf jeden Baum klettern, die Schuhe kann man ausziehen und in der Unns fischen. Was wird das für ein Leben werden! Der Vater hatte jedem von uns einen grünverbräunten Touristenanzug machen lassen, mit gefedertem Steirerhut und Bundschuhen. Sogar Wollenheubden mit weichen Krügen und zwei dunkelgrüne Rucksäcke mit Tragrümen. Ich bekam ein lederneß Geldtäschchen mit Messingschnapper; die Mutter nähte mir doch zwei große Geldnoten in das Westensutler. In der letzten Nacht vor der Abreise konnte ich — der Sicken-schläfer — kein Auge mehr zutun und beneidete den FRIHL, der bewegungslos wie ein Sack Erbdäpfel in seinem Bette lag. Er soll, wie es sich später wies, mich

beneidet und die Augen mit aller Gewalt zugepreßt haben — ebenfalls vergebens. So groß war schon die Begier auf die Reise und ihre Burschenfreiheit.

Am Morgen mußten wir doch geweckt werden und war es der kleine alte Großvater, der uns an den Achseln rüttelte. In einem schlotternden Ledernanzug stand er da, frisch rasiert und am Rücken hängend einen dunkelgrünen gefüllten Sack. „Na, Buben!“ rief er freundlich, „was sagt ihr denn dazu? Der Großvater geht auch mit!“

Wir erhoben uns rasch und schauten uns verblüfft an. Der Großvater geht auch mit?

„Geht auch mit! Jawohl! Mit euch zwei jungen Kerlen will er's noch einmal erleben! — Siehst du, Mädel,“ wendete er sich zu unserer Mutter, „Steinstodstumm sind sie dir vor Freud!“ — Denn uns war jedes Wort in der Kehle verkeilt geblieben. So lieb wir ihn hatten . . .! Der unbegreiflichen Mutter war es sogar lieb, daß er mitging, sie hätte schon die größten Sorgen um uns gehabt. Sorgen! Als ob es uns nicht zehnmal besser gehen würde als zu Hause!

Eine Stunde später wanderten wir süßbäsig. So zog's uns fort, daß wir den Eltern gar flüchtig adieu sagten; am liebsten hätten wir uns auch vom Großvater und zwar recht herzlich verabschiedet. Aber er trabte munter neben uns her und stieß den Stecken fest auf die Straße. Er plauderte und scherzte und durch den langen Würzgraben hinein fragte er uns wiederholt, wie uns die Gegend gefalle.

„Ein langweiliger Graben ist's,“ antworteten wir.

„Nicht wahr!“ rief er froh, „oh, es wird noch schöner kommen, wartet nur!“

Beim Mittagsmahl in Würzsteg freute ich mich, meinen Beruf als Säckelwart zu beginnen, doch als ich nach der Tasche griff, sagte der Großvater: „Laß es sein, Wajti. Wir werden's schon noch brauchen. Heute zahl ich.“ Da fühlte ich schon eine Würde von mir fallen.

Bei den Wänden zum Toten Weib wollte es mein Bruder versuchen, ob nicht wo hinaufzukommen sei, denn wir hatten gehört, daß dort oben Edelweiß wachsen soll. Großvater gestattete es nicht, wir könnten stürzen. In der Frein wollten wir alsogleich Wasser trinken, Großvater gestattete es nicht, wir wären noch zu erhitzt. Auch nicht nach Belieben seillings laufen durften wir vom Wege, um seltene Steine zu suchen, wir würden schon noch müde werden. Zur Entschädigung nannte er uns die Schluchten und Wände und Bergspitzen, deren Namen uns aber ganz gleichgültig waren. Als wir auf dem Freinsattel angelangt, setzte er sich nieder und blickte ins Gebirge hin. „Ja, meine Kinder, so bin ich vor fünfzig Jahren auch geseßen hier und nachher auf den Studenten hinaus. Jener Jelsenberg dort heißt der Student. Wollt ihr's wagen?“

„Ach, ich möcht' eine Milch haben,“ sagte Trihl weinerlich.

„Aber natürlich darfst du auch mit!“ sagte der Großvater und legte ihm zärtlich die Hand aufs Haupt. „In deinem Alter steigt man am allerleichtesten. Ich dazumal war auch nicht viel über zwanzig. Stundenlang bin ich gelegen dort oben, ganz auf der Spitze, man sieht weit ins Österreicherland hinaus, gar bis zur Donau, denkt mich. Von der Donau ist eure Großmutter hergewesen, Gott laß sie ruhen!“ Derlei Er-

innerungen erzählte er uns immer wieder auf der Reise, wir wußten alles schon lange auswendig.

Nun, auf dem Freinsattel gelang's endlich doch, ihn talwärts zu bringen, so daß wir abends in Mariazell waren. Beim Wirt hinter der Kirche lehrten wir ein. Anfangs wunderte er sich, daß ganz andere Leute wären, dann gewahrte er doch wieder, daß ein halbes Jahrhundert dazwischen lag. Hernach führte er uns in die Kirche, wir mußten die große Weltkugel am Hochaltar bewundern und das Gold und Silber in der Schatzkammer und das Geläute auf dem Turm und er führte uns überall herum, wo er einst herumgestiegen war. Wir hätten auch gern den Christus mit dem wachsenden Bart gesehen, von dem daheim eine Magd erzählt. Da erinnerte sich Großvater, daß wohl wieder Zeit wäre, sich rasieren zu lassen. Am nächsten Tage waren wir lustig, Großvater war es nicht und wir mußten zu unserer Qual so langsam gehen als er. Auf dem Bürgeralpel fand er es gewagt, daß wir auf die Warte stiegen. „Man sieht auch herunter was und dazumal bin ich auch nicht hinaufgestiegen.“

„Aber Großvater, ist denn damals diese neue Warte schon gewesen?“

„Gelt ja! Wahrhaftig, mir scheint auch, sie wackelt. Oh, das ist nicht ratsam!“

Wir sollten aber schon hinan die Treppen.

Nachmittags beim Erlassée gab's die ersten Tränen. Der Frihl wollte baden und bettelte gar eindringlich beim Großvater um Erlaubnis.

„O mein liebes Kind, Schau doch das Schiff an und den Schlam. Das größte Malheur könnte ge-

schehen. In meiner Jugendzeit soll dahier auch einmal einer ertrunken sein.“

„So wollen wir schiffertsfahren!“ war unser Begehr, denn dort an der Bretterhütte schaukelten Rähne.

„Wenn einer rudern könnte, so wollte ich eine kleine Schifffahrt vorschlagen. Aber ihr habt recht, das hat später noch Zeit, wenn ihr groß seid. Gut, wir wollen einen Kaffee trinken gehen.“ Er gab uns viel Zucker hinein, aber der Fritzl salzte den seinen mit Augensalzwasser, da war er bitter.

Am nächsten Morgen mußten wir um vier Uhr aus dem Bette. „Man kann ja doch nimmer schlafen,“ sagte Großvater, „und Morgenstunde hat Gold im Munde!“

Als der Sonnenschein von den Wänden ins Thal herabgekommen, waren wir schon stundenlang marschirt in der feuchten Morgenfrische. Bei Wegscheid, wo die Straße nach Seewiesen und dem Mürztale abzweigt, fuhr ein Postwagen vor. Er war unbesezt. Fritzl hinkte, ihn drückte ein Schuh, er wäre müde, er wolle in den Postwagen und heimsfahren. „Oha, Brüderl!“ tröstete ich, „bei dir wird's schon besser werden, du wirst ja alle Tage stärker. Fahren sollten alle Leut'.“ War für den Großvater berechnet, aber er hörte es nicht. So sagte ich sehr laut: „Großvater! Wird's dir nicht zu stark werden? Solltest nicht lieber heimsfahren?“

„Hast recht, Bub“, antwortete er, „wir müssen uns schleunen, sonst dermachen wir's heut' nimmer bis Wildalpen.“

So gingen wir nun schweigend hinter ihm her, völlig gebrochen. Er mußte ein wenig schnaufen, wurde aber nicht müde, mit lebhaften Worten auf die Schön-

heiten der Gegend aufmerksam zu machen, besonders als wir jenseits des Karstriegelpasses niederstiegen in den wilden Felskessel, die Höll genannt. Aber uns war alles zuwider geworden, wir fühlten uns wie zwei Kälber am Strick dahingeführt, und der harte, unausweichliche Führer war unser lieber Großvater mit dem guten Willen. In Weichselboden angelangt, schaute er rund umher zu den Holzhütten; vor der einen war eine Linde und eine Bank, dort setzte er sich nieder und wir mußten es auch tun. „Unter diesem Horn bin ich einmal mit der Großmutter gegessen.“ Als er dann ins Haus gerufen hatte um einen Seidel Wein, „denselben wie das vorigemal“, und als niemand erschien, wurde er erst inne, daß die Hütte unbewohnt stand, daß die Leute mit dem Wein vergangen waren, der Horn gesürzt und die Linde gewachsen, seit er mit der Großmutter alhier gegessen.

An der Salza abwärts gab es manches Wieslein, wo Knaben Ziegen weideten. Wie gerne hätten wir mit ihnen Bekanntschaft gemacht und gefragt, wie man hierorts die Weisen fange oder die Forellen. Aber der Großvater, der selber schon recht halschig dahinsiffelte, ließ keine Zeit. „Nur vorwärts, Buben! Seht euch doch einmal das G'wänd an da oben. Schauerhaft, gelt! Ist der Hochschwab. Wenn ihr brav seid, wollen wir auch einmal hinauf miteinander.“

Als wir in Wildalpen einzogen, war es schon finster. Halb schlafend kamen wir an.

„Jetzt, Buben, wird der Braten schmecken!“

„Nein, nein, Großvater, nur ins Bett!“

Am nächsten Tage, als wir aufwachten, war's schon Mittagzeit; der Großvater war beim Gottesdienst ge-

wesen und hatte uns nicht geweckt. Jetzt saß er am Fenster und schaute auf unsere Betten her — ob wohl doch keinem was fehle. Der Frühl schrie gellend laut: „Essen! Hunger hab' ich!“ Großvater kam zu mir, fragend, was der Bruder gesagt habe, und hieß das Ohr her. Ich antwortete nur dem Auge, indem ich die Miene des Essens machte.

„Na, nachher ist's schon recht!“ so atmete er auf. „Wist wohl brav, Frühl, daß du mir nicht krank worden bist. Nach dem gestrigen Marsch. Mich hat's geworfen dazumal, g'rad in Wildalpen. Hab drei Tage lang Seitenstechen gehabt.“

Als wir fertig waren, gab's eine Mahlzeit. Eine richtige Großvatersmahlzeit, zum Magenverderben. Sie verdarb aber doch nichts. Wir wurden lustig dabei. Der Großvater war jetzt schweigsam und schier wehmüthig. Und auf einmal sagte er: „'s ist halt nimmer so, wie dazumal. 's ist alles anders. Die Leute sind auch nimmer so lustig. Sogar der Nach rauscht nicht und die Böglerln singen nicht. 's ist halt nimmer so. Frühere Zeit die schöne Straße; von einem Müdwerden weiß ich gar nichts. Jetzt bergauf und ab, daß einem die Länfeln weh tun. — Ich dent', Bubn, bis Hieslar: nehmen wir uns ein Wagerl.“

„Wir zwei gehen zu Fuß.“

„Seid eingeladen,“ sagte er.

Anfangs machte uns das Fahren Vergnügen, aber nicht lange. Wir empfanden so recht das Mißgeschick, von dem alten Großvater in allen unseren Absichten behindert zu sein.

„Wenn du müde bist, Großvater, so solltest du dich

in Pieslau doch lieber auf die Eisenbahn setzen und heimfahren!"

„Ja wohl, Jungen, durch's Gefäule heißt's wieder zu Fuß marschieren. Will euch den Heustadl zeigen, wo ich dazumal übernachtet bin. Ganz in der Wildnis. Da werdet ihr einmal schauen, im Gefäule!“

Ach, daß er gar nichts mehr hörte! In der zärtlichsten Weise redete er auf uns ein, machte Vorschläge und Anordnungen und da er von uns keinen Widerspruch vernahm, so freute er sich unseres Einverständnisses und so geschah immer, was er wollte, nie, was wir gerne gehabt hätten. Einmal legte der Frihl aber doch die hohlen Hände an den Mund und schrie ihm aus Leibeskräften ins Ohr: „Wir möchten lieber allein reisen!“

Der Großvater schaute ihn betroffen an und sprach: „Bin ich denn taub, daß du so schreist? Natürlich laß ich euch nicht allein reisen. Ich dermach's schon noch und habe ja selber meine Freude dran, daß ich mit euch alles noch einmal sehe. Na, da macht euch nur weiter keine Gedanken. Gute Nuben seid ihr.“

In Pieslau überzählte ich einmal den Geldvorrat, über den ich zum Hüter gestellt worden. Er war fast noch voll; immer, wenn's zum Zahlen kam, zog Großvater sein gestricktes Wollensäcklein hervor und da reizelten Silber- und Goldstücke. Aber mir war leid, mein Säckelwartamt nicht berufsmäßig ausüben zu können. Trotzdem hänselte ich den Frihl, wenn er bei einem Mahle fünf Semmeln aß. Beim Teubler in Pieslau, ach er hieß ja längst anders, bekamen wir zwei Schlafstuben, eine große mit zwei Betten für uns, daneben eine Kammer für den Großvater. Am Abend hatten wir

UNWIRTLICH  
BERLIN



von einem Nebentische her vernommen, daß der Leopoldsteinersee nicht fern sei. Das beunruhigte uns. Wir wären gern „Schiffertgefahren“ darauf, aber der See lag nicht an unserer Reiseschuur und da war kein Drandenken.

Am Morgen, als die Fenster anhuben blaß zu werden, sagte plötzlich der Fritzl: „Hörst du da drinnen? Wie der Alte schnarcht!“

Ich erschrak fast über den Ausdruck: der Alte. Die Studentenmanier, Vater oder Großvater den Alten zu heißen, mag ich nicht. Und besonders bei uns, wo sie so gut sind trotz mancherlei. Und doch war ich in drei Sekunden auf den Boden, als der Fritzl vorschlug, wir sollten schnell aufstehen und davongehen — zum Leopoldsteinersee!

Die Särge auf den Buckel, den Stecken her. Fluchtartig davon. Bei einem Ständler, der schon aufgerichtet hatte, kauften wir Birnen und Semmeln, ließen uns den Weg zum See angeben und dann vorwärts. In der Schlucht, am rauschenden Wasser hinauf — drei Stunden lang. Dann lag er vor uns, ganz dunkel; rechts der Waldhang, links die Felswand, im Hintergrund ein hoher spitziger Berg, ein Nebelsegen dran. Am Seensee ein Wirtshaus. Dafür war jetzt keine Zeit. Nicht einmal den Fritzl hungerte. Dort am Strand eine ganze Reihe rot angestrichener Rähne, die sackte auf und nieder wiegten. Die Wirtin wollte uns einen Ruderer mitgeben. Entschiedenste Ablehnung. Wir nahmen einen Rahn, sprangen hinein, torkelten hin und her, weil das Zeug schaukelte. Dann war es von der Kette losgelassen. Als die Wirtin sah, wie wir die Ruder handhabten, rief sie noch: „Nein, ich laß euch nicht

fahren! Wartet, bis der Knecht kommt! Umkehren, sag' ich!"

Aber wir waren schon draussen, schöne Wogen wälzten den Rahn. Wir ruderten, da begann er sich um sich selbst zu drehen; wir ruderten anders, da machte auch er es anders, aber nicht so, wie wir wollten. Er schauelte so stark, daß wir das Gleichgewicht verlieren wollten. Das Haus war schon weit weg, die Frau stand noch dort und winkte uns zur Umkehr. „Umkehren! Umkehren!“ riefen wir einander zu, waren endlich auch darauf gekommen, wie die Ruder geschlagen und gestemmt werden mußten, daß der Rahn gehorche. Aber jetzt konnte er nicht mehr gehorchen, die Wellen rollten in großen Wulsten hintereinander heran und spritzten über Bord herein, das Fahrzeug lag so schief, daß wir uns an die Höfseite klammern mußten, um nicht umzukippen. Dann schlug es wieder auf die andere Seite, glitt über lebendige Hügel und schoß in die Tiefen nieder, von allen Seiten mit Gischt begossen. Wir riefen um Hilfe, hörten aber unsere eigene Stimme kaum, waren so taub wie Großvater, denn der Sturm und das Wasser tosten schrecklich. Vom Hause her sahen wir ein Schiffchen kommen, aber es konnte uns nicht erreichen, zu rasch wurden wir über den wilden See dahingetragen, immer näher dem Felsen zu. Unsere Augen sahen nichts mehr, weil der Gischt wie ein Schleier über das Gesicht rann und auch der Regen, der niedergoß. Plötzlich warf der Frihl sich auf die Knie, faltete die Hände gegen Himmel und schrie: „Großvater, hilf uns! Lieber Großvater, verzeih' uns!“ — Dann war es wie auf dem hohen Meer, userlos, grenzenlos, denn ein dunkler Nebel deckte uns ein, der nur von roten Blihscheinen erhellt wurde.

Als ob Himmel und Erde, die Wasser und die Berge und die Douner durcheinandergerüttelt würden, so groß war das Brausen. Da habe ich auch zu Gott und den Großvater gerufen — zum fernem, tauben Großvater um Rettung. Mit einem gewaltigen Ruck wurden wir plötzlich hinausgeschleudert. Jene Augenblicke sind mir sehr dunkel — es war so traumhaft, weiß auch nicht, ob wir noch Angst hatten. Allmählich zu uns gekommen, merkten wir Sandboden unter uns, aber einen beweglichen, denn die Wasserzungen legten heran, wollten den Sand und uns wieder haben. Nachher lagen wir auf einer höheren Steinschicht hingeschweimmt und ich wusste nicht, wo meine Beine waren und Frißls Kopf war voller Blut.

An derselben Stelle haben sie zwei halb betäubte Knaben gefunden. Um den See wollte man sie tragen dem Hause zu, aber unterwegs wurden sie rege und verlangten zu Fuß zu gehen. Nachdem die Wirtin uns gereinigt, getrocknet, verbunden, gefüttert und sonst bemuttert hatte, sind wir ohne Rucksack und Gut — das alles liegt im See — mit der Eisenerzer Bahn nach Gießlau geschickt worden, auf unsere Ausgabe zum Lehrwirthshaus. Es war Nachmittag, es regnete, die Nebel hingen so tief, daß man keinen Berg sah. Im Wirthshause waren sie erschrocken über unsere Binden an den Händen, am Haupt.

„Wo ist unser Großvater?“

„Der alte Herr!“ riefen sie, „ach Gott, der arme alte Herr! Nach Admont hat er telegraphirt und nach Eisenerz und nach Kleinreifling und überall hin — und hell verzeifelt.“

„Wo ist unser Großvater?“

„Verungelassen wie nicht gescheit, der alle Mann, durchs ärgste Unwetter und nirgends befragen können. Nachher haben sie ihn da hinaufgehen gesehen, dem Gesäule zu. Wird ja wieder zurückkommen, seine Sachen sind noch da.“

Auf einem Steirerwägelein sind wir ihm nachgefahren, aber das konnte bald nicht weiter. Vom Damischbachthurn war eine Lawine niedergegangen, hatte den Weg verschüttet, war gerollt über den Gnußflus, fast bis auf die andere Seite, wo die Eisenbahn geht. Wir zu Fuß hin über den haushohen Schutt, auch über alle Lachen und Wildbäche, die vom Berge niederstürzen. Der Frihl hebt an zu weinen um den Großvater und aus Angst vor der Wildnis. Wenn er da herein ist, und die grabenden Bäche und die Lawinen! — In Gfatterboden, da ist es schon finster, regnet unaufhörlich und donnert heiser, daß es hoch in den Felsen hinrollt im Widerhall.

„Aber er ist ja gewiß schon in Piestlan“, tröstete der Frihl, da fuhren wir mit dem Abendzug nach diesem Orte zurück. Im Wirtshause wußte man noch immer nichts von ihm.

„Frihl! Werden wir unseren Großvater noch einmal sehen?“

„Weißt du was, Masti? Er wird gehört haben, daß wir zum See gegangen sind, und ist uns nachgegangen.“

„Morgen früh wollen wir gleich hinaus.“

„Ich gehe jetzt. Nicht eine Minute bleibe ich da und wenn wir ihn nicht mehr finden, sollst du sehen, was ich tue!“

Wir waren entschlossen, noch in der Nacht auszu-

brechen nach dem Leopoldsteinersee. Da hörten wir draußen von der Treppe her ein Geschrei. „Da sind's?! Da sind's, die Buben! Hab' sie schon gesehen am Fenster. Na, weil sie nur da sind.“ Der Großvater, hellauflachend, als er uns sah, und drohend: „Ihr Gallodri, ihr, wo seid ihr denn gewesen? Was hast denn im Kopf, Fritzl? Kopfweh? Ist morgen wieder gut.“ Der Wirt führte ihn am Arm, denn er — naß bis auf die Haut — schüttelte sich stark und noch als er im Bette lag, zitterten die Achseln und Lippen. Dabei tastete er mit den hageren Händen an uns herum, zankte sich noch selbst aus, daß er uns nicht gut gehütet hätte, und konnte sich an Härtslichkeiten nicht genug tun. Nach einer Schale heißen Thees wurde er ruhiger. Laut hatten wir ihn um Verzeihung gebeten, er schlug die Hände zusammen, lachte und sprach: „Aber da schau man her!“ Was er nur wieder verstanden haben mochte! Dann ist er bald eingeschlafen.

Am nächsten Morgen war keiner krank, aber keiner auch gesund — alle drei bereit — zur Heimfahrt.

„Wir machen sie im nächsten Jahr miteinander, die Reise, die schöne!“ versicherte der Großvater, um uns zu trösten, die wir jetzt freilich keines Trostes mehr bedürftig waren. Woher der Fritzl die Schramme an der Stirn genommen? fragte er, wartete aber keine Antwort ab. Ja, ja, das hat man vom Mäusen, Buben! Und die Rucksäcke vertun, alle zwei, und alles! Macker seid ihr! Nun, aus's Jahr wird's schon besser hergehen.“

Unser Abenteuer auf dem Leopoldsteinersee hat er nie erfahren. Vielleicht etwas ähnliches geahnt, aber nie ein Wort darüber gesprochen. Er trankelte einige Wochen nach dieser Reise, dann war's wieder wie früher.

Und so oft er zu uns kam, brachte er zwei Zwanziger mit. Nur noch drei Jahre lang, dann waren die Zwanziger alle. Und der liebe Großvater auch. Als er schön und freundlich auf der Bahre lag, baten wir ihn noch, maß um Vergebung all unserer Dummheit. Er tat, als wisse er von nichts. —

Mein Bruder und ich waren mittlerweile erwachsen und machten mitammen manche Vergwanderung. Und einmal, als wir auf einem Stein der Hohen Weitsch saßen und gerade erst noch hell gesaucht hatten, wurde mein Bruder Frih schweigsam und nachdenklich. Dort standen die Berge von Mariazell, lagen die Täler der Salza, dort ragte das wilde Gebirge des Hohen Schwab. Mein Bruder blickte lange hinaus. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sprach halbblaut zu mir: „Weist du, Wastil! Die Reise könnten wir wieder einmal tun, die wir mit dem Großvater gemacht haben.“

---

## Der Bahnwächter.

In Karnburg hielt der Eilzug an. Der Stationsvorstand eilte erschrocken herbei, denn der Eilzug hatte programmäßig nicht zu halten in Karnburg. Einem Abteil erster Klasse entstieg ein kleiner ältlicher Herr in dunklem Anzug; in seinem verwitterten Gesicht zuckten die Muskeln, und indem er dem Schaffner winkte, daß der Zug weiterfahre, rief er in kurzausgestoßenen Atemzügen dem Vorstande zu: „Wächterhaus Numero 180! Der Mann auf 180. Rufen Sie ihn sofort herbei!“

„Wir haben hier keine Telefonverbindung, Herr Generalinspektor. Ich will einen Arbeiter nach ihm schicken.“

Nach einer halben Stunde kam der Arbeiter von der Strecke zurück; schnaufend berichtete er: „Der Bahnwächter auf Numero 180 kann im Augenblick nicht ab, es fährt in wenigen Minuten der Postzug durch.“

„Er kann nicht ab?“ sagte der Generalinspektor scharf und rieb sich das glattrasierte Kinn. „Ei, ei, er kann nicht ab — der gewissenhafte Mann. Als aber der Schnellzug durchfuhr, da konnte er ab. Da konnte er ab! Ich sah es vom Fenster aus, wie der Mann den Zug Zug sein ließ und über die Wiese hin gegen die Weidenbüsche lief. Am Wächterhaus stand nicht

eine Kasse. Eine solche Gewissenlosigkeit ist mir seit dreißig Jahren nicht vorgekommen. So recht auffällig, wie aus reiner Bosheit, lief er vor dem durchfahrenden Zug davon in die Büsche hin. Und dann hat's die Direktion auf dem Buckel, wenn das Unglück geschieht. Ich werde kurzen Prozeß machen. Herr Vorstand, halten Sie einen provisorischen Wächter bereit."

Mit schnellen Schritten ging der Erzürrte den Platz vor dem Bahnhofs hin und her. Der Postzug fuhr ein und nach kurzer Zeit wieder ab, und wenige Minuten später leuchtete auf dem Bahnhofsperon der Gerufene heran. Sein Kleid war feucht und es schien, als liege es stellenweise noch am Leibe.

Der Generalinspektor ging ihm rasch entgegen: „Sie sind der vom Wächterhause Numero 180?"

„Ja wohl —"

„Der Herr Generalinspektor spricht mit Ihnen!" raunte ihm der ebenfalls herbeigeeilte Vorstand zu, worauf der Wächter eine ehrerbietige Verneigung machte.

„Wollen Sie mit ins Bureau kommen!" gebot der Inspektor und ging voraus. Und dort begann das Verhör.

„Wie heißen Sie?"

„Franz Baumgartner."

„Sagen Sie, Baumgartner, wann fährt der Gilzug Numero 5 an ihrem Wachposten vorüber?"

„Nachmittags 3 Uhr 24 Minuten, Herr Generalinspektor."

„Auch heute so?"

„Auch heute."

„Waren Sie auf dem Posten, als er vorüberfuhr?"

Der Wächter blieb ein Weilchen ohne Antwort zu



geben, aber nicht, weil er etwa nicht wußte, was zu sagen war, vielmehr um zu überlegen, wie das, was er vorzubringen hatte, gesagt werden müsse.

„Herr Generalinspektor,“ sprach er dann, „ich weiß wohl, daß ich schwer gefehlt habe. Aber es war nicht anders möglich!“

„Es war nicht anders möglich?“ wiederholte der Herr und deutete die Worte zum Zeichen höchster Verblüffung.

„Jeder würde es an meiner Stelle getan haben, tun haben müssen,“ sagte der Wächter.

„So! Na, da bin ich aber doch begierig zu erfahren, weshalb Sie davonlaufen mußten, als der Gitzung heran- kam und Sie vorschriftsmäßig auf Ihrem Posten zu stehen hatten?“

Der Franz Baumgartner zerrte ein wenig so an seiner Mähe herum, dann begann er: „Es ist ja leicht einzusehen. Ein Kind, das ins Wasser gefallen war.“

„Ein Kind ins Wasser gefallen?“

„Schon seit Mittag sah ich auf der Wiese, vom Wächterhaus hin, einige Kinder von umliegenden Bauernhöfen herumlaufen. In den Büschen versteckten sie sich, kletterten auf die Weide und schaukelten. Wenn nur keines ins Wasser fällt! habe ich mir gedacht, unter den Weiden rinnt ja der Fluß. — Weiter habe ich ihrer nicht geachtet, es ward der Gitzung signalisiert. Der rollte bald heran, und wie ich mit meinem Fährlein mich an die Strecke stelle, lauft vom Flusse her ein Junge und schreit: Ins Wasser gefallen! Ich springe über den Bohnkörper, über die Wiese hin, durch das Gebüsch zum Wasser und sehe, wie ein Kind mit dem Baumaß, an dem es sich noch gehalten, davonsinkt,

Bei so was schwimmt der Mensch, auch wenn er's nicht gelernt hat. Mich hat's nicht schlecht gewundert, daß ich's kann und wie ich den Knaben herausen auf dem Nasen habe. Er hat stark gefressen gehabt und es gibt zu tun, bis er so weit bei sich ist. Derweil sind Leute gekommen und ich denke an meinen Zug. Mein Gott, wo ist mein Zug! Verunglückt, das sah ich, ist er auf meiner Strecke nicht, — so war ich halt zufrieden."

Der Generalinspektor hatte aufmerksam zugehört und nun sagte er ganz schlicht: „Also zufrieden waren Sie! Ich bin es aber nicht, daß Sie's nur wissen, und ich denke, daß Sie gestern Ihren letzten Dienst versehen haben, wenn es der Fall war. Denn heute haben Sie ihn nicht mehr versehen."

„Aber eine Lebensrettung, Herr Generalinspektor!" wachte der Stationsvorstand einzuwenden.

Der Herr blickte diesen betroffen an. „Sie sagten: Eine Lebensrettung, Herr Stationsvorstand. Wissen Sie, wir nehmen auf unserer Strecke keine Beamten auf, damit sie allfälligen Mängeln auf Feld und Flur das Leben retten. Wir haben sie, damit sie über das Leben derer wachen, welche sich unserer Eisenbahn anvertrauen. Während das eine Leben gerettet wurde, konnten dreihundert andere auf der Strecke verunglücken — wie?"

„Au das habe ich wohl nicht gedacht," sagte der Bahnwächter.

„Es scheint! — Was haben Sie denn gedacht?"

„Ich habe nichts gedacht. Ich habe nur gedacht: Jesus Maria, das Kind ist ins Wasser gefallen."

„Ja sehen Sie. Wenn Sie in dem Augenblick, als ein vollbesetzter Zug heran kommt und Ihre ganze Aufmerksamkeit heischt, nicht an den Zug denken, sondern

an das, was draußen auf der Wiese fliegt und kriecht, da können wir Sie nicht brauchen. Das sehen Sie doch ein."

"Ich sehe es ein, Herr Inspektor, ich habe schwer geschlitt; möchte aber halt doch bitten —"

"Sie sehen es ein und bereuen es?"

"Ich möchte halt wohl bitten, Herr Generalinspektor. Ich habe ja sonst meinen Dienst immer gewissenhaft verrichtet. Der Herr Stationsvorstand wird's auch sagen."

"Er ist schon fünf Jahre auf dem Posten," bestätigte der Vorstand, "und hat nicht den geringsten Vermerk."

"Na, gut. Also Baumgartner, Sie bereuen es und versprechen heilig, daß dergleichen nicht mehr vorkommt?!"

Der Bahnwächter schwieg.

"Sie versprechen mir das, Baumgartner?"

Dieser zuckte die Achseln.

"Ich frage Sie, ob Sie das versprechen?"

"Mein Gott," sagte der Bahnwächter mit schwankender Stimme, "wie kann man denn so was versprechen! Wenn halt ein Mensch in Todesgefahr ist und man kann zugreifen, so denkt man nicht erst: Soll ich das? darf ich das? — Man tut's."

"So. Man tut's, sagen Sie. Und werden Sie mit eigener Lebensgefahr auch einen Eisenbahnzug retten?"

"So wird der Mensch auch nicht viel denken: Das ist meine Pflicht. Man tut's bloß. Und wenn ich ein Bauer bin auf dem Felde, oder ein Straßenwagabund, dem es strenge verboten ist, den Bahnkörper zu betreten; wenn ein Eisenbahnzug in Gefahr ist und ich kann

beispringen, die Weiche richtig zu stellen, oder so was, so tu' ich's."

Der Inspektor konnte schon nicht erwarten, bis der Wächter ausgerebet hatte. „Baumgartner," sagte er, „für die Strecke sind Sie nicht zu brauchen. Sie stellen sich gar großmütig in den Dienst der Menschheit, wir aber müssen von unseren Leuten verlangen, daß sie sich in den Dienst unserer Bahn stellen. Dafür werden sie bezahlt, und nicht dafür, daß sie eine Rettungsgeellschaft für alle Welt bilden sollen. Mit dem nächsten Postzuge erhalten Sie den Laufpaß. Basta!"

Der Franz Baumgartner dankte wieder die Achseln, verneigte sich und ging zur Thür hinaus.

Draußen stand ein alter, gebückter Mann, dem das weiße Haar auf die Schulter niederhing. „Ist er das?" fragte dieser einen Weanten und zeigte mit dem Finger auf Baumgartner. „Ihr seid es? Aber seid ihr's denn richtig Mensch? Seid ihr denn nicht noch naß? Ach, freilich seid ihr's!" so rief der alte Mann leidenschaftlich dem Bahnwächter zu und torfelte auf ihn hin, erhaschte seine Hand und drückte seinen Mund darauf und seine Wange. „O du Hand, du! O du liebe, brave Hand, du! Mein Huberl hast mir aus dem Wasser gezogen. Mein einzig's Herzenshuberl. Weg wär's! In den Fischehlhimmel wär' es gefahren! Nasen und Mund voller Schlamm, so hätten sie's herausgezogen morgen oder übermorgen. Hi, hi, hi, so laß' mir's doch, Bahnwächter, diese brave Hand, du, du!" — Und er hörte nicht auf, sie zu Herzen und zu küssen, und dabei lachte er laut.

„Aber Großvater!" rief hinter ihm ein jüngerer Mann, „seid nicht kindisch! — Ihr müßt ihm schon

verzeihen, Wahnwächter. Er ist halt ganz aus dem Häusel. Geht mir selber nicht viel besser. Verschleidenläuten läuten sie jetzt auf dem Kirchturm, wenn ihr nicht wäret gewesen. Wie dem Nachbarsbirndl wär's ihm ergangen, unserem Häusel. Das Mäd'el ist ertrunken vor zwei Jahren. Mein Gott, jetzt bin ich hergekommen und weiß nicht, was ich soll sagen. Mein bestes paar Ochsen — gern, gern. Für so was kann man ja nicht danken genug! Und die Milch sollt ihr haben, so lang ihr sein werdet auf dem Wächterhaus."

"Ich werd' nicht mehr lange d'rauf sein," sprach der Wahnwächter und lachte.

"Gelt nein! Gelt nein!" rief der junge Bauer. "Ihr tut jetzt avanzieren und das g'hört sich auch. Nur sagen tut es, was wir euch geben dürfen. 's ist unser erstes Kind — und leicht auch unser letztes. Der Donner noch einmal, jetzt wär' er manstetot, der Traß. Daß er immer so herum zu frenzen hat beim Wasser! Ist er nur erst gang trocken, der kriegt's! Der kriegt's von mir!" — In Horn hatte er sich geteibet und mit dem Arm machte er die Bewegung des Zuschlagens.

In demselben Augenblick kam die Mutter mit dem Knaben herbei. Der war schon trocken und hatte sein Sonntagsgewand an. Und hatte noch einen roten Hals, weil er daran gar heftig stottert worden war. Als der Bauer sein Söhnlein sah, sprang er d'rauf hin, riß es vom Boden empor an seine Brust mit Leidenschaft. Daß war wohl die ganze angebrochte Strafe dafür, daß der Junge auf den Weidenbüschen immer so „herumfranzte“ und uß Wasser siel. — Die Bauersfrau war gekommen, um in bewegendem Worten ihr dankbares Herz auszuschnitten vor dem Lebensretter. Nun stand

sie vor ihm und schluchzte in die Schürze und konnte kein Wort hervorbringen, und schämte sich, daß sie gekommen war, um ihm vorzuweinen. Plötzlich fuhr sie auf und schrie zornig dem Knaben zu: „Nan, wirst du gehen!? Bedank' dich bei ihm, daß d' lebst!“

Der Bahnwächter stand betroffen da und wusste nichts zu sagen. Da legte der Generalinspektor ihm die Hand auf die Achsel und schnarrte barsch: „Daß muß Sie ja freuen, Baumgartner! — Sagen Sie einmal, wollen Sie nicht nach Wien? Ein Mann mit der Rettungsmedaille findet leicht eine Stelle. Bei der Sicherheitswache, oder als Flußaufseher, oder in einem Bureau. Besser wie auf der Strecke geht's Ihnen überall, und was in meinen Kräften steht — —“

Der Baumgartner besann sich. Dann sagte er: „Schön' Dank, Herr Generalinspektor. Ist gut gemeint. Aber weil ich schon einmal zufällig frei geworden bin, so will ich ein bißel frei bleiben. Vielleicht läßt sich auch außer Dienst was schaffen!“

Der Generalinspektor hatte wieder begonnen auf dem Platz lebhaft hin und her zu gehen. Dabei knurrte er: „Außer Dienst, natürlich! Außer Dienst!“ Plötzlich blieb er stehen vor dem entlassenen Bahnwächter: „Sie haben recht. Die besten Dinge geschehen außer Dienst!“

## Die Reisetasche.

**M**eines Zeichens bin ich Gerber, so erzählte der Abgeordnete. Gerbermeister seit sechsundzwanzig Jahren. Seit sieben Jahren Gemeindevorsteher von Strausnigg. Zur Zeit, von der ich erzählen will, war ich Reichsratsabgeordneter. Da mußte ich manchmal nach Wien reisen, um regieren zu helfen. Wer einen guten Kopf hat, der nimmt ihn mit. Ich nahm eine große Handtasche mit, in der meine Sachen waren, die der Mensch täglich braucht. Auch meine Reichsratsreden pflegte ich in der großen Tasche zu haben. Ich durfte auf der Reise also wohl meinen Kopf verlieren, aber nicht diese Tasche. Und doch habe ich eines Tages beide verloren.

Auf dem Bahnhofe zu Glandorf war's. Ich saß in der Restauration, trank zwei Glas Bier und wartete auf den Schnellzug nach Wien. Abgeordnete fahren immer mit dem Schnellzug, sonst könnten sie was verkommen. Weil es so rasch vorwärts geht bei uns. Auf dem Bahnhofe verkehrten zur Stunde mehrerezüge. Lamen an und fuhren ab. Es ist der Kreuzungspunkt zwischen Mogensfurt, Villach und Wien. Man hörte, wie der Schaffner „einsteigen!“ rief. Als ich mein Bier ausgetrunken hatte, wollte ich mal nach meinem Zug schauen und nach meiner Handtasche, die ich im Warte-

saal stehen gelassen hatte. Und war jetzt die Tasche nicht da. Im dunklen Bankwinkel, wo ich sie hingestellt, war ein junger Mensch gesehen worden. Der blickte jetzt scheu um sich und eilte hinaus. Das kam mir gleich verdächtig vor, ich packte ihn an beiden Handgelenken und schrie ihn an: „Wo ist die Tasche?“

„Im — im Waggon!“ flatterte er.

„Augenblicklich holst du sie heraus! Auf der Stell' laß ich dich einsperren, du —!“

Er bekam keine, sprang in den Wagen. Da, gerade in diesem Augenblick setzte der Zug — es war der nach Villach — sich in Bewegung. Der junge Mensch schaute frech zum Fenster heraus. Ich sah auf dem Gepäckbrett auch die braune Tasche. Neben dem schon gehenden Zug lief ich her und schrie: „Meine Tasche! Meine Tasche!“ Und zum Schaffner, der just auf das Trittbrett gesprungen war: „In diesem Coupee ist meine Handtasche, eine große Ledertasche! Werfen Sie mir sie heraus! Sofort! Sofort!“

Da flog sie auch schon auf die Schienen und der Zug rollte davon. Noch sah ich an jenem Coupéfenster einen Kopf und zwei Arme, die heftig winkten. Ah, du Lump! Diesmal ist's dir mißlungen!

Nun hob ich die Tasche auf, eine große Ledertasche — aber es war nicht die meine. — Meinen Schreck könnt ihr euch denken. „Die ist es nicht! Die ist es nicht!“ rief ich herum. „Wo ist meine Tasche?“ Es war mir im Augenblick eingefallen, daß ich auch mein Reisegeld darin gelassen hatte. Ohne Geld und ohne Rede in den Reichsrat, das war mehr als Obstruktion. „Wo ist meine Tasche? Eine große lederne Handtasche? So hat sie doch der Gauner noch in seinem Waggon. Ich



bitte, lieber Herr Stationschef, hätten Sie die Gefälligkeit, sogleich nach Feldkirchen oder besser nach Villach zu telegraphieren, den Gauner festzunehmen, der mit meine Tasche gestohlen hat!" Ich war außer mir.

"Der Mann hat den Kopf verloren!" hörte ich hinter mir sagen.

"Nein, seine Tasche!" sprach ein anderer.

"Aber in der Tasche befand sich ja sein Kopf."

"Herr Abgeordneter, Sie suchen eine Tasche?" rief ein Bediensteter. "Ist es die?"

Und hatte der Mensch meine Ledertasche in der Hand. Er habe sie vorhin im Wartesaume stehen sehen, sie als die meine der Sicherheit halber in die Restauration getragen und neben mich hingestellt. — Nun, das war ja sehr schön, ich hatte meine Sachen, aber —

"Einstiegen nach Triefach, Leoben, Bruck, Wien!"

Aber was ist es jetzt mit der anderen Tasche, die mir auf mein Geschrei der Schaffner aus dem Zug geworfen hatte? Wem gehört sie? Am Ende dem jungen Menschen, den ich angefahren hatte, der dann einstieg und der —. Dem hatte der Schaffner seine Tasche weggenommen und mir zugeworfen.

"Einstiegen nach Triefach, Bruck, Wien!"

Aber mein Gott, jetzt brennt mir diese dumme Reisetasche in der Hand. Was soll ich denn machen?

"Herr Inspektor, was ist denn da zu machen?"

Der Bahninspektor wußte Rat. "Ich fahre bis Triefach mit. Da können wir unterwegs die Tasche visitieren. Einstweilen Dupeschen an die Bahnhöfe von Feldkirchen und Villach, daß die Tasche vorhanden ist und an beliebige Adresse nachgeschickt wird."

Das geschah. Und was haben wir in der Tasche gefunden? Einige sorgfältig gefaltete Wäsche, ein Lehrbuch der Geographie von Tirol, dann Seife und Bürste. Ein paar Zeugnisse aus einer Gewerbeschule in Steiermark, die ganz vorzüglich waren und auf den Namen Johann Spanbrudner, Tischlergehilfe, lauteten. Endlich ein schwarzes Ledermapplein mit etlichen Gulden Geld und einem Zettel mit mühsamer Schrift: „Leb wohl, mein liebes Kind. Vergiß nicht auf Gott und deine Mutter.“

Nun wußten wir sehr viel. Der Veraubte war ein armer braver Tischlerjunge namens Johann Spanbrudner, der in die Fremde ging nach Tirol. — Es ist nun telegraphirt worden nach vielen Stationen an den reisenden Tischlergehilfen Johann Spanbrudner. Stunde um Stunde erwartete ich Antwort, Tage um Tage wartete ich. Es kam keine und die Tasche blieb mir in der Hand. Jener Schaffner freilich, der war bald auffindig gemacht. Der gab an, daß er geglaubt, ich sei ausgestiegen und hätte jene Reisetasche im Waggon vergessen. So habe er sie, als der Zug schon ging, auf meinen Ruf mir zum Fenster hinausgeworfen. Dann habe ein junger Mensch gemurmelt, die Tasche hätte ihm gehört und es wären seine ganzen Habseligkeiten darin gewesen. Der Schaffner hätte ihn getröstet, die Tasche würde er wieder bekommen, aber der Junge sei sehr betrübt gewesen und in Feldkirch sei er nicht mehr im Zug gefunden worden. Er mußte an einer Zwischenstation ausgestiegen oder gar auf offener Straße abgesprungen sein.

Ihr könnt mir glauben, daß alles das mich sehr beunruhigt hat. Zu versäumen war ohnehin nicht viel

im Abgeordnetenhaus, so habe ich meine zwei Taschen zusammengepackt und bin nach Hause gefahren. Daß Suchen nach dem Johann Spanbrudner ist fortgesetzt worden, aber es war vergebens. Er hat sich nicht gemeldet, er hat beim Inspektorat die Tasche nicht geholt, die endlich wieder an mich fiel. So deutlich auch meine Adresse ihm nachdepeschirt worden, er hat nichts von sich hören lassen. Da hatte ich nun vielleicht einen großen Unglücksfall auf dem Gewissen. Die Lehranstalt, von der die Zeugnisse stammten, konnte mir nur schreiben, daß der Spanbrudner wohl ein paar Jahre lang an ihr gelernt habe, daß aber gegenwärtig weder sein noch seiner Familie Aufenthalt bekannt sei.

Und so vergingen Jahre. Für mich und mein Haus erglückte Jahre — wenn diese Reisetasche des Handwerksburschen nicht gewesen wäre. Die hat mich gereinigt. Zuerst hatte ich sie in einem Kasten meines Schlafzimmers aufbewahrt. Weil ich aber schlechte Nächte, unruhige Träume hatte, so schien mir, die Tasche wäre daran schuld, und ich gab sie in den Tachboden hinaus. Das war meinem Weibe und meiner Tochter nicht recht, da oben seien manchmal Mäuse und es könnten die Dinge, besonders die schöne Wäsche Schaden leiden. So ist die Tasche wieder in das Schlafzimmer gewandert und dort hat ihr mein Weib im Kasten den besten Platz angewiesen und oft nachgesehen, hat sie zeitweilig gelüftet und ihrer gepflegt, als wäre sie ein lebendiges, liebes Geschöpf gewesen. Vermeynt war es dem armen Jungen, der weiß Gott wo in der Welt kümmerlich herumtrachten werde oder noch wahrscheinlicher gar nicht mehr lebe. Wie es einer Mutter ums Herz sein müsse, hat mein Weib einmal gesagt, die da höre, daß ihr lieber Knabe

in der Fremde beraubt wurde und dann weiter gar nichts und gar nichts von ihm zu erfahren sei. Wenn die Meinige so redete, da habe ich geboten, sie solle still sein, ich könne solche Reden nicht ertragen. — Nun, lange hatte mein armes Weib sich ja nicht mehr künynern können. Am Nervenfieber ist sie mir gestorben und dann bin ich allein gewesen mit meinem Töchterlein, das noch kaum achtzehn Jahre war. Für die Tote hatten wir beinahe keinen Sarg bekommen können. Zu ganz Straußnigg ist kein Schreiner und der Zimmermann, der sonst solche Truhen macht, ist weit weg bei einem Hausbaue gewesen. Da hat meine gute Audla wohl recht arg geweint und ist suchen gegangen in die Nachbardörfer, bis der Schreiner in Marialeiten seinen Gefellen geschickt hat. Das war ein eifriger Bursche und hat das letzte Weik an einem Tage klipp und glatt fertig gebracht. Als er an der Leiche das Maß nahm, hat meine Tochter gesehen, wie seine Hand dabei ein wenig gezittert und wie er in Ehrfurcht dann stillgestanden ist und ein Vaterunser gebetet hat.

Später, wie wir die Habseligkeiten der Verstorbenen aufräumen, sehe ich wieder die Ledertasche und denke, die verfolgt mich bis zu meinem Versterben. Der Audla fällt es ein, daß die Wäsche wieder einmal aus dem Leder kommen und gewaschen werde müsse, sonst werde sie brüchig an den Bügen. Das hat sie auch getan. Hernach, eines Tages ist von der Bezirkshauptmannschaft eine Zuschrift an unsere Gemeinde gekommen, ob in Straußnigg oder Umgebung sich nicht ein Tischlergeselle namens Johann Spanbrudner aufhalte? Ein Junken kann nicht schärfer zünden im Pulver, als mich das hat angepackt. Der ist es ja, den ich suche. Warum fragen

sie ihm nach? Dann lebt er ja und ist vielleicht nicht weit. Eine kleine Erbschaft, hieß es, habe er gemacht und deshalb solle er sich melden bei der Behörde. Ja, du lieber Himmel, wenn er sich melden soll, dann lebt er ja. Ich hielt nun als Gemeindevorsteher Umfrage in den Dörfern und da meldete sich der Schreiner von Marialeiten, er habe seit fünf Monaten einen Gesellen, der heiße Johann Spanbrudner. Das laun vernommen und ich eile nach dem Dorfe und finde den Burschen, der uns den Sarg gezimmert hatte, gerade beim Polieren eines neuen Schrankes. Er kam mir viel größer vor als jener junge Mensch damals auf dem Bahnhofs zu Glandorf. Aber das ist ja ganz natürlich, er ist eben gewachsen und hat seither auch das braune Bärtlein bekommen.

Ich gehe strenge drauf los: „Gesell, wie heißt du?“

„Mein Name ist Johann Spanbrudner.“

„Dann gehe einmal mit mir. Komm' nur gleich.“

„Dein Meister soll nichts dagegen haben.“

Der Meister erschrak; der Bursche müsse etwas angestellt haben, weil ihn der Gemeindevorsteher so scharf zusammenpackt. Der Geselle erschrak gar nicht, sondern ging ganz ruhig neben mir her, wohl ein wenig begierig, was es da geben würde. Als wir ins Haus traten, stand er einen Augenblick vor der Küchentür still und läpfte leicht seinen grauen Hut. Am Herde stand Andla. Ich nahm ihn an der Hand, führte ihn in die Stube, ins Schlafzimmer, öffnete den Kasten, nahm die Tasche heraus, stellte sie vor dem Burschen auf den Tisch und sagte: „Johann Spanbrudner, kennst du diese Tasche?“

Da machte er ein gar verdutztes Gesicht, betastete die Tasche, hob sie an der Kaste auf und fragte endlich ganz leise: „Wie kommt denn diese Tasche daher?“

„Gehört sie dein?“

„Sie ist mir weggenommen worden, vor Jahren, als ich in die Fremde gegangen war. Es müssen meine Sachen drinnen sein.“

Da werde ich ganz zornig! „Aber dummer Junge, warum meldest du dich denn nicht?“

Ja freilich, nach und nach ist schon alles klar geworden. Er konnte sich nicht melden, weil er von nichts gewußt hatte. Damals, als der Schaffner ihm die Tasche weggenommen, sei er so viel desperat gewesen. Er habe immer gehört, in der Fremde müsse man aufpassen, da würden einem gern die Sachen gestohlen und dann habe man das Nachsehen. Nun könne er nimmer weiterreisen. So sei er auf einer kleinen Station ausgestiegen und ins Gebirge gegangen, habe bei einem Zimmerer Arbeit gefunden. Und soll dort jahrelang verblieben sein. Daß man ihn suchte, das habe er gar nicht geahnt, über seine Sachen, so leid es ihm darum gewesen, habe er das Kreuz gemacht und seiner Mutter nichts davon geschrieben, daß er darum gekommen. „'s hätt' ihr ja 's Herz abgedruckt und hätt' doch alles nichts genutzt.“ In einem Jahr habe er das Notwendige ja wieder beisammen gehabt.

Wie er das alles so erzählt, hätte ich den einfältigen Menschen am liebsten lüchtig ausgescholten. Als er nachher die Tasche aufgemacht und alle seine Sachen gefunden hat, sind ihm doch die Augen naß geworden. Jedes Stück hat er in die Hand genommen und betrachtet und nichts gesagt. Nur wie er das Mapplein mit der Schriftzeile sieht, sagte er in sich hinein: „Gott habe sie selig!“ — Seine Mutter ist halt schon unter der Erde gewesen.

Kann euch nicht sagen, wie ich ihn lieb gewonnen, weil er mich endlich von dem bösen Gewissen befreit hat. Aber er hat sich nicht weiter um uns gekümmert. Meine Tochter hat das Hauswesen versorgt und das Kochen gelernt, damit die zwei Gerbergehilfen, die ich habe, ihre Kost nicht im Wirtshause nehmen müssen. Hatte sie Zeit, so setzte sie sich gerne ein wenig an ihren Tisch unter dem Lindenbaum und der graubärtige Altgefell erheiterte sie mit seinen Späßen. Wenn sie den Junggesellen anschaute, der Blatternarben und rötliche Augenwimpern hatte, wird sie im Gedanken wohl manchmal einen Unterschied gezogen haben zwischen diesem und einem andern. Ich vermute das nur, weil sie im Schloß den andern ein paarmal laut gerufen hat. Ich denke, was das für ein Unglück ist, wenn die Mutter wegstirbt, mit dem Vater kann sich ein Mädel nicht so aussprechen. Eines Tages, wie sie wieder unter der Linde saßen, geht der Schreinermeister von Marialeiten mit seinem Gefellen vorbei. Die Andla grüßt freundlich hin, der Meister dankt, der Johann tut nichts dergleichen und schaut trübsig drein. Wieso wir ihn sollten beleidigt haben, denken wir nach. Und an einem der nächsten Sonntage hat der Johann Spanbrücker einen schlimmen Handel angefangen. Auf dem Kirchweg soll er vor meinen Junggesellen hingetreten sein, die Fäuste geballt und gesagt haben, einer von ihnen sei zu viel in der Straßnigger Gegeß. Man habe sie mit Gewalt auseinanderhalten müssen. Man weiß nicht, was dem sonst so ruhigen und gutmütigen Burschen angelogen ist. Ich hätte ihn gerade einmal fragen mögen, aber es ist nicht anders, er weicht mir und meinem Hause auffallend aus. Meine Tochter sagt, da hätte er ganz recht, sie

möge ihn gar nicht mehr sehen. Daß er heiraten wolle, hatte sie gehört. Natürlich, und da muß er mit anderen Mädeln unartig sein! Ein rechter Mann sagt's, warum, wenn er was gegen wen hat. Zur Zeit fällt es mir auf, daß meine Tochter Audla ganz ungewöhnlich lustig ist. Immer erhebt im Gesicht und überlaut im Neden und Lachen. Das ist sonst nicht ihre Art. Eines Tages kommt vom Straßenwirt in Draulend der Sohn, wirbt um Audla und sie nimmt ihn auf der Stelle an. Ich bin sehr betroffen. Den Straßenwirtsleuten kann man ja nichts nachsagen. Mir gefiele der klohige junge Mensch gar nicht, aber wenn er ihr gefällt — gut. Heiraten muß ja sie ihn. Wie es mir allein dann gehen wird, das weiß ich nicht. Vierzehn Tage nachher verkündet der Pfarrer das Brautpaar von der Kanzel. Am demselben Nachmittag kommt der Johann Spanbrucker in meinen Garten, wo die Audla Blumen begießt. Schnurgerade kommt er auf sie zu und fragt: „Audla, wie hast du mir das können entun?“

Zu verwundern, wie schnell sie ihn verstanden hat.

„Du gehst ja fort,“ antwortet sie.

„Wer sagt das, ich geh' fort?“

„Wenn du ja heiraten willst. Du wirst wohl in eine andere Gegend heiraten.“

„Heiraten werde ich, aber nicht in eine andere Gegend,“ gibt er kurz und stark zurück.

„Nun, das wirst schon machen, wie du willst.“

Da packt er sie fest an beiden Händen, schaut ihr mit flammenden Augen ins Gesicht und sagt: „Wenn du so zu mir bist, Audla, dann wirst was von mir hören!“

Darauf ist sie arg erschrocken.



„Aubla, wenn du mir nicht treu bleibst, so geschieht ein Unglück!“

Jetzt hat sie aufgelacht mitten in ihrem Schreck.

„Mürrischer Mensch, du tust ja, als ob wir uns versprochen hätten. Da müßt wohl ich auch was davon wissen.“

„Ja, weißt du denn nichts?“ fragt er leise, mit glühendem Atem. „Ja, spürst du denn nichts?“

Wenn ich sie nicht zwischen den Hollunderstrauch durch beobachtet hätte, könnte ich's freilich nicht wissen, wie dem Mädel jetzt die Tropfen über die Wangen rinnen und wie sie ihm an die Brust sinkt.

„Mensch, warum hast denn nichts gesagt?“ schluchzt sie.

Und er: „Seit wir uns das erstemal gesehen, ist es gewiß, daß wir zusammengehören. Was braucht's da reden?“

Sie sagt noch immer nicht: ja. Aber sie spricht das große Wort: „So frage doch meinen Vater!“

„Der ist nicht weit,“ sage ich und trete vor. — Er erschrak nicht im mindesten über mein plötzliches Erscheinen, er hielt sie nur an der Hand: „Vater, wir brauchen gar nicht zu reden.“

„Ach Gott, törichte Junge, wie kann ich dir meine Tochter geben! Du kümmerst dich nicht um die Reisetasche und nicht um die Braut, bis sie ein anderer hat. Du bist ja viel zu ungeschickt.“

Da zuckt er die Achseln, bleibt in seiner Stellung und schweigt. Sie aber sagt jetzt in einer so gelassenen Weise, als sei es das Gleichgültigste von der Welt: „Vater, wir werden es dem Herrn Pfarrer sagen lassen müssen, daß er mich nicht noch einmal verlobet mit dem Straßenwirtschen.“

Es ist allemal ein Ärgernis, wenn ein Aufgebot von der Kanzel abgesagt werden muß, aber auch allemal ein Zeichen, daß jemandem noch zu rechter Zeit die Augen ausgegangen sind.

Ein Vierteljahr nachher ist der dumme, brave, stolze Mensch, der seine Tasche und seine Frau bekommen hat, ohne auch nur den Mund aufzumachen, mein Schwieger-sohn. Und die Leuten passen so gut zusammen, daß sie auch ohne die Taschengeschichte zusammengekommen wären, daß sie sich auch gefunden hätten, wenn eins in Lappland und eins in Australien gelebt hätte. Und sie hätten sich erkannt, auch wenn beide blind und taubstumm gewesen wären.

---

## Das Mündel-Kindel.

**I**m Garten des Gasthauses zum „Rothem Herzen“, an einem Ecktiſche ſaß ein junger Mann. Er war der einzige Gaſt, die Mittagsleute hatten ſich ſchon verzogen und die Nachmittagszecher waren noch nicht angerückt. Die jungen Wildblasianen gaben wenig Schatten, auf den runden Tiſchen mit den unordentlich verſhobenen Tiſchtüchern, an denen hie und da Spuren der Bratenſauce ſichtbar waren, lag die grelle Aprilſonne. Trinnen in einem Winkel der Gaſtſtube lauerte der Keſſner, der einen Theil des süßen Schlafes, den in der Vornacht anhaltende Trinker ihm geſtohlen, einzubringen hatte. Der junge Gaſt, auf deſſen blaſſem Geſicht lohlschwarze Augenbrauen und ein ſchwarzes dünnes Schnurrbärtchen lagen, ſtühte ſein Haupt auf den Ellbogen, ſo daß der geprenkelte Strohhut auf dem Ohre lag. Er hatte vor ſich ein volles Glas Bier ſtehen, in dem der weiße Schaum bereits zerronnen war. Er blickte hinaus auf die Raſtanienallee, in welcher gelangweilte Spaziergänger hin und her ſiffelten oder auf den Bänken ſaßen. Am Alleeedamme balgten ein paar Gaſſenjungen, die grüne Geſichter und dunkle Ringe um die Augen hatten und die paar Lumpen, die ſie an den mageren und ſchmutzigen Gliedern trugen, ſich gegenseitig vollends

herabzureißen suchten. — Aus dem Sinnen über die Zukunft solcher verwahrloster Kinder wurde der junge Mann gewedt durch einen rasch in den Garten tretenden zweiten, der Überrock und Stock auf einen Sessel warf und sich bei dem Freunde entschuldigte, daß er ihn hatte warten lassen. Mit beiden Händen seinen braunen Vollbart streichend, setzte er sich an den Tisch, rief nach einem Glas Bier und auch der erstere ließ sein abgestandenes Glas gegen ein frisches umtauschen.

„Ich hatte zum Schluß noch eine Überstunde mit drei Prozeßsen,“ erzählte der Anklägling. „Eine Ehrenbeleidigung und zwei Paternitätsklagen.“

„Paternitätsklagen?“ fragte der junge Mann und hob jetzt seinen Kopf in die Höhe. „Das ist interessant.“

„Ach, was verstehst Du davon“, lachte der Bezirksrichter.

„Aber anhören kann man's doch.“

„Im Vertrauen gesagt, Alfons, Du siehst mir seit einiger Zeit gar nicht danach aus, als ob Dir mit Widerlichkeiten gedient wäre. Nein, für Kopfhänger sind Gerichtsangelegenheiten nicht die richtige Unterhaltung. Heil Dir!“

Er hob sein Glas zum Anstoßen, Alfons tat ihm verdroßen Bescheid und goß dann sein Bier auf einem Zug hinunter, während der Richter sich mit einem halben genug tat, den er mit Behagen vollführte, um dann seinen etwas geneigten Bart wieder in Ordnung zu bringen.

„Sage mir, Freund, was fehlt Dir? Hast Du Deine Lustigkeit in den Taschen des Winterrocks gelassen? Gibst Dir das Staatsexamen so viel zu schaffen oder hat Dir Dein Alter die Nationen beschnitten? Andere

Wissgeschick kann ich mir bei einem Studiosus nicht denken."

"Nicht?"

"Oder unglückliche Liebe? Doch dazu hast Du, so viel ich weiß, nie Talent gehabt."

"Nein, dazu habe ich nie Talent gehabt", sagte Alfons gelassen nach und schob auf dem Tisch das Salzgefäß beiseite, obschon es ihm nicht im Wege gewesen war. Und rief nach Bier. Aber als der Kellner um das Glas kam, wehrte er ab: "Ich danke. Ich trinke nicht mehr."

Mit einiger Bestrebung betrachtete nun der Verzichtstrichter seinen Freund darauf hin, ob er nicht etwa krank sei. Der andere hielt das nun nicht mehr lange aus. Diese Gelegenheit war ihm ja erwünscht. Für die Länge ist solch ein Anliegen nicht zu ertragen, ohne es mitteilen zu können. Und wem sollte er es mitteilen, als diesem Manne, der, um etliche Jahre älter, entfernt mit ihm verwandt und seit Kindheit vertraut, sich stets als verlässlicher und verschwiegener Freund erwiesen hatte.

"Gustav", sagte er plötzlich und rückte seinen Sessel. "Ich möchte Dir etwas sagen. Vielleicht kannst Du mir einen Rat geben. Aber sitzen bleiben möchte ich nicht hier. Machen wir einen Spaziergang."

Sie legten ihre Mützen hin und gingen. Durch die Allee hinauf schwieg Alfons, erst als sie in den Eichenwald kamen, wo der Kiesweg mit dem Schatten der treibenden Baumzweige besprenkelt war, bückte er sich nach einem Steinchen, warf es wieder fort und sagte: "Denke Dir, Gustav, ich habe Malheur gehabt. Mit der kleinen Blondin."

„Mit der Strohhutmamsell? Aber das ist doch wohl *tempi passati*. Du hast mir ja schon lange nichts mehr von ihr erzählt.“

„Nun eben dann hättest Du Dir's denken können. Sie ist tot und — das Kind lebt.“

Da blieb der Richter stehen, lehnte sich dem Freunde zu und sagte leise und gedehnt: „Na, hörst Du!“ —

Alfons schaute ihn unsicher an. „Dein Richterantlitz magst Du nur abseits lassen. Das kann ich jetzt nicht brauchen. Ich bin schwer abgestraft. So teuer ist Dir das sicher nie zu stehen gekommen. Sie starb in der Klinik. Das Kleine — heute sechs Tage alt — ist im Findelhaus.“

„Nun also!“ rief der Richter, aber Alfons fand den Auf nicht ganz harmlos. „Entweder“, sagte er, „glaubst Du, ich gebe mich mit dem Findelhaus zufrieden, oder — Sei versichert, daß mir die Sache verheißt nahe geht. Soll es nun ins Waisenhaus? Oder in eine andere Anstalt? Ich höre, man bringt so einen Wurm nirgends unter. Dann geben sie ihn aufs Land hinaus. Wo sie Engerl machen.“

„Aber, das wirst Du doch nicht zulassen!“

„Ja, glaubst Du denn, ich werde mich nennen und bekennen?“

„Mein lieber Alfons, das wirst Du allerdings müssen.“

„Du kennst doch meinen Alten. Der würde mich enterben. Was sage ich, enterben. Ermorden! Wenigstens treffe ihn der Schlag.“

„Dein Vater mag zwar ein bißchen so etwas sein, wie ein Moralphilister. — Du verzeihst schon. Aber ich halte ihn auch für einen anständigen Mann — Du

verzeihst abermals. Das Kind seines Sohnes wird er nicht verderben lassen. Ist es ein Knabe?"

"Natürlich! Aber daß ich den Alten in die Geschichte einweihe, das ist ganz ausgeschlossen. Wenn ich nur Geld hätte, dann ließe sich's leicht machen."

"Seht er Dir immer noch bloß zwanzig Kronen aus, monatlich?"

"Könnte ich mir ein Automobil halten oder wenigstens ein Reitspferd, wie andere unserer Sippe, ich hätte mich nie nach dieser Richtung hin so weit verloren. Ich habe schon gedacht, ob ich jezt nicht die Reise nach England machen sollte, wie es mein Alter wünscht. Natürlich hielte ich mich die Zeit über bei einem guten Freunde verborgen und mit dem Gelde wäre das Kind für eine Weile versorgt. Was meinst Du?"

Als die beiden Männer langsam weiter gingen, sagte der Richter in einem etwas singenden Tone: "Ja, ja. So machen sie's alle. Fast alle. Ist die eine Dummheit vollbracht, dann machen sie die zweite. Aber es ist ja gar nicht nötig, Alфонс, daß Du Deines Kindes wegen ein Spitzbube wirst. Es wird auch so gedeihen. Hat es schon einen Vormund?"

"Was weiß ich. Wenn's erst auf so einen Vormund ankommt — das sind mir auch die rechten. Die Waisen, die da auf dem Lande draußen verlaufen und versumpfen und endlich Trottel oder Lumpen werden — alle haben ihre Vormünder. Du siehst, daß ich mich schon unterrichtet habe."

"Also Deinem Vater willst Du nichts sagen?"

"Nein. Es würde das ganze Familienglück — was man so nennt — zerstören. Am meisten würde Mama darunter zu leiden haben. Nein, daheim in der

guten Stube breite ich meine Sache nicht aus. Niemals."

"Lieber verleugnest Du das arme Kind, lässest es verderben, zum Trottel oder Epigubben werden. Na, ich dank' schön."

Da sagte Alfons den Freund am Arm und sprach: "Ich habe Dir nicht vertraut, damit Du mich rasend machen sollst. Wenn Du keinen Mal weißt — ich habe Dich ja nicht verpflichtet dazu."

"Fousser! Fousser! Nachdem, wie Du jetzt geneigt bist, anderen Unrecht zu tun, sehe ich klar, daß Du unglücklich bist. Und das freut mich. Das Unglück kommt von Deinem Kummer und der Kummer kommt von der Liebe. Du liebst Deinen Knaben."

"Aber ja!" brauste Alfons auf, zornig erregt darüber, daß ihm eine fremde Hand so tief in den verstecktesten Herzwinkel griff. Die andere Liebe hatte er dem Freunde gern verraten, dieser hatte er sich geschämt. Sie war zu zart und wunderbar, er war ihrer zu ungewohnt. Dieses so sanft und so unwiderstehlich hinneigende wehe Gefühl, dieses Lustgefühl, dieses Angstgefühl — dieses abgrundtiefe Erbarmen — wenn das Vaterliebe war! — Dann erzählte er, wie er durch mancherlei Lüste ins Hündelhaus gekommen war und das Kind gesehen hatte. Für eine Verwandte in der Provinz sollte er ein kleines Kind ausfinden, eine lächerlichere Lüge fiel ihm nicht ein, doch sie war gut genug, um ihn vor das Bettchen zu bringen, über dem auf der Tafel der Name Richard Fächler und eine Nummer stand. Das war auch alles, was sein Kind besaß, und er — der junge Vater — sollte einmal drei Stadthäuser erben. Und konnte ihm nichts davon geben. So klein



lag es da und sein rotes Köpfschen war kaum größer wie ein Apfel. Den Mund und das Näschen hatte es, so dachte ihm, von seiner Mutter, dem guten armen Mädel, das sie am selben Tage in die Leichenkammer getragen. Die Augen des Kindes hatte er nicht gesehen, es schlief, es verjäumte den Augenblick, da sein Vater vor ihm stand, das erste und vielleicht das letztemal.

„Und seither“, sagte Alfons, „wohin ich blide, überall dieses Kindergeſicht. Vorhin im Gaſtgarten ſah ich Gaſſenjungen, verkommene Mägen, und einer hatte das Geſicht Richards, der Teufel hol's, und war doch eine Frage! — Freund, ich glaube, ich bin hysteriſch.“

„Weiſt Du, was man draußen im Volke ſagt?“ ſprach nun der Richter. „Wenn von den Eltern eines ſtirbt, erbt der andere Theil die Liebe deſſelben zum Kind, ſo daß er eine doppelte Liebe hat, die des Vaters und die der Mutter. Wörtlich weiß ich nicht, wie es lautet, ein Spruch iſt's.“

„Ja mein Gott, was ſinge denn ich mit dieſer doppelten Liebe an! Und kein Kind dazu. Nein doch, auf einmal ſo ein kleines, freichendes Kind haben, und doch wieder keines haben — etwas Komischeres gibt's nicht mehr.“ So der junge Mann, und dabei mußte er ſich heftig ſchneuzen.

„Regnet's denn?“ rief plötzlich der Richter; zwiſchen den Äſten der Eichen klatschten einige Tropfen nieder. „Es muß wohl, denn ich habe den neuen Überzieher an und keinen Schirm bei mir. Da regnet's immer. — Schon wieder vorüber. Aprilwetter. — Ja, Freund, Du haſt mich zwar nicht um Rat gefragt in Deiner Angelegenheit. Es gibt eigentlich weiter auch keinen. Aber ich biege das Tolument ein. Das heißt, es wird

berücksichtigt. Es ist ja nicht ganz unmöglich, daß sich etwas machen läßt."

Solches ist besprochen worden auf jenem Spaziergange. Am Abende, als die Freunde auseinandergingen, schlenderte Alfons noch eine Weile durch die Stadt, es tat ihm aber das elektrische Licht weh und er suchte die Gassen, wo nur noch einige der alten, trüben Gaslaternen brannten. Er kam auch zu dem Gebäude der Findelanstalt, ging einen recht langsamen Schritt und kam endlich doch vorüber. Nach dem Friedhofe führte diese schmale, winkelige Gasse hinaus. Aber er sagte sich: Nicht sentimental sein! Wenn Du was Warmes übrig hast, so gib es Lebenden. Er kehrte um und kam wieder am Findelhanse vorüber. Es war schon spät in der Nacht.

\*     \*     \*

Am Stadtplatz, links von der Rathhausdecke mit dem sechseckigen Turm, standen in geschlossener Reihe die Häuser des Kaufmannes Marand. Das letzte derselben, das Eckhaus an der Bürgerstraße, trug das Schild „zu den drei Schaufeln“. Es war vom Erdgeschoß bis zum dritten Stock mit Waren aller Art angestapelt; die Treppen, Hofbalkone und Gassen lurrten den ganzen Tag wie ein Bienschwarm von Kaufslustigen, die von zahlreichen Commis und Handlangern bedient wurden. Durch das Gedränge schritt manchmal, die Hände am Rücken, ein alter stattlicher Herr, mit weißem, halbkurzgesehnittenem Haar und grauem Spitzbart. Er machte vornehmeren Kunden die Honneurs, wer ihn aber nach einer Ware oder deren Preis fragte, den wies er mit einer leichten Handbewegung an die Bedienenden. Das war Herr Josef Marand, der Chef des Hauses.

Im vierten Stock hatte er eine geräumige Wohnung für sich, sein kleines Brautchen und seinen einzigen Sohn Alfons. So lebhaft es in den unteren Stockwerken herging, so still war es im obersten. Der Sohn, ein studiosus juris war selten zu Hause, und wenn doch, so war er in neuester Zeit schweigsam und schwermütiger Stimmung. Die Mutter suchte ihm seine Lieblings Speisen aufzudrängen, durchwärmte übermäßig sein Zimmer, wollte mehrmals schon den Arzt rufen, denn sie war überzeugt, daß eine innere Krankheit in ihm nage. Sein Vater war der Meinung, Alfons arbeite zu wenig und der Müßiggang mache mißlaunig.

Nun wurde der alte Herr selbst, obschon er stets thätig arbeitete, eines Tages in eine große Mißlaune versetzt. Kam er zum Mittagsmahl mit zorngeröteten Wangen, einen grauen Papierbogen in der Hand. „Da haben wir's!“ pollerte er auf seine erschrockene Frau los. „Diese Lumpen! Da sehen sie Kinder auf die Welt und lassen andere dafür sorgen. Sie können mich zwingen, sagt mein Rechtsanwalt, und ich sage, sie können mich nicht zwingen. Geht das Bezirksgericht kurzer Hand her und kommandiert mich zum Vormund eines Findelkindes. Oder so etwas. Den Herrn Papa kennt man nicht, natürlich, und die Mutter stirbt bei der Geburt. Diese Gewissenlosigkeit! Und jetzt drängen sie mir den Balg auf, es ist ja zum Todlachen! Aber ich resurriere! Zwingen! Ich glaube nicht, daß man zu so etwas gezwungen werden kann. Das ist doch eine Gewissenssache, und zu einer solchen kann kein Mensch gezwungen werden. Nein, was sie einem bei uns alles aufmucken wollen!“

Seine Frau war bald beruhigt und meinte, daß

Unglück sei ja nicht so groß. Er hätte doch öfter schon Vormundsstelle vertreten und wisse, daß außer ein bißchen Überwachung des Mündels nichts verlangt werde.

„Nichts verlangt, nichts verlangt? Schon morgen bin ich zu Gericht beschieden zur Pflichtgelobung, um neun Uhr. Gerade diese fatale Stunde, wo die erste Post abzufertigen ist. Und so geht's hernach fort mit den Laufereien, einmal zum Gericht, dann zum Kind, dann in den Stadtrat, dann zum Vater —“

„Aber wenn man den Vater gar nicht weiß“, lachte die kleine muntere Frau.

„Eben, der Vormund soll ihn suchen, das gehört zu seinen ersten Pflichten. Und wenn man so 'nen Kerl dann noch bei den Ohren nehmen dürfte! Hat der Vormund Rechte? niemals, nur Pflichten — ich pfeife darauf.“

Alfons saß bereits bei seinem Suppenteller und löffelte tüchtig darauf los.

„Du ißt schon wieder zu heiß, Kind!“ verwies ihm die Mutter, denn er war rot im Gesicht bis hinter die Ohren. Während des Essens stellte er sich dann gelangweilt, lugte aber doch heimlich auf das Veltre, das der Alte neben sich auf die Kommode geworfen hatte. Der Name des Enkels interessierte ihn ein bißchen. — Es war richtig. Richard Fackler. Sein Vater war Vormund des Enkels geworden.

An einem der nächsten Tage begegnete Alfons seinem Freunde Gustav auf der Promenade. Ganz flüchtig, denn beide gingen in Gesellschaft. „Zufrieden?“ rief ihm der Bezirksrichter zu.

Nun kam die Notwendigkeit heran, daß Warand im Findelhaus sich nach dem Kind erkundigte. Die Versuchsstunde traf sich gerade mit einer Handelskammer-

sikung, er hatte also nicht Zeit und schickte seine Frau. Die kam ganz erregt noch Hause. Ein so herziges Kind habe sie noch ihr Lebtag nicht gesehen. Dann begann sie, es zu beschreiben, während der Alte mit finsternem Gesicht den Courszettel durchsah und Alfons mit der Seidenbürste seinen Zylinder glättete. So ordentlich hatte er den Hut noch nie gebürstet; so lange die Mutter redete stand er am Fenster und bürstete den Hut. Sie hatte auch die Papiere der Kindesmutter mitgebracht, derer bemächtigte sich sofort der Student, um seinem vielbeschäftigten Vater die Durchsicht zu ersparen. Außer den gewöhnlichen Dokumenten war ein zierliches Notizbüchlein da, das er unterschlug und aus welchem er später ein paar Blätter entfernte.

In der nächsten Woche wurde Marand — und zwar zu sehr ungelegener Stunde, er hatte notwendig im Warenmagazine zu tun gehabt — zu Gerichte beschieden, um seine Unterschrift zur Verfolgung und Haftmachung des Kindesvaters zu leisten. Er tat ein übriges und bestimmte für die Auffindung dieses „Strolches“ ein Prämium von fünf Dukaten. Mittlerweile kündigte das Findelhaus dem Kinde den Aufenthalt, es sei eigentlich kein Findelkind, weil ja die Mutter bekannt war, es gehöre in ein Kinderasyl. Da gab es nun neuerliche Lausereien zu den Behörden, zu allerlei Anstalten und Persönlichkeiten und der Arzt verlangte, das Kind müsse eine Amme haben, es sei schwächlicher Natur und könne nur durch besondere Sorgfalt am Leben erhalten werden. Unter solchen Plagen nahm Marand eines Abends, als er mit seiner kleinen Familie beim Tee saß und eine vorzügliche Gavanna rauchte, Anlaß, über die Folgen eines Fehltrittes zu sprechen

und ganz ausdrücklich seinen Sohn davor zu warnen. „Wenn Du einmal so was anstelltest, Alfons! Ich weiß nicht! Ich möcht's nicht erleben! Merk' Dir's!“ — Darob war die Mutter etwas ungehalten und meinte, das sei wirklich ganz überflüssig, vor Alfons solche Sachen zu besprechen; wenn sie sonst keine Sorgen hätte; diese, daß ihr Sohn in fraglicher Beziehung etwa nicht musterhaft sei, wolle sie leicht ertragen. Man müsse ihn nur nicht mit der Nase darausstoßen.

Am nächsten Morgen, als Alfons auf die Universität ging, begegnete ihm auf der Treppe ein Weib vom Lande. Es hatte einen großen Handkorb bei sich, das runzelige Gesicht, das nur teilweise aus dem wulstigen Kopfstuche hervorguckte, war über der Nase mit einem Leinwandpflaster bedeckt. In ihren Füßen heulte plötzlich ein braunes Dachshündchen auf, dem sie auf die Pfote getreten. „Luder, verdamntes!“ kreischte die Alte und stach mit ihrem roten Regenschirm nach dem Thiere. Und dann erkundigte sie sich mit einer dünnen singenden Stimme, die aus zahllosem Munde kam, ob in dem Hause der Kaufmann Marand wohne. Sie habe gehört, er sei der Vormund eines Findelkindeß und da sie gerade beim Arzt in der Stadt zu tun gehabt habe, so wolle sie gleich ein kleines Kind mit nach Hause nehmen und da möchte sie halt auftragen, was dafür bezahlt würde.

Alfons antwortete, der Mann wohne allerdings im Hause, aber er würde sie, wenn sie in dieser Sache vor-spreche, unschlüssig über die Stiege herabwerfen. Darob ist die Alte umgekehrt und Alfons hat auf seinem Weg in die Vorlesung und während derselben den Gedanken weitergesponnen, wie, wenn der kleine Richard diese Pex zur Nähr- und Pflegemutter bekäme?

Bei einem Vorspruch im Findelhaus, um für das Kind die Bleibefrist zu verlängern, fand der alte Herr sich doch genötigt, sein Mündel anzusehen. Und als er nach Hause kam, war er unzufrieden und über sein Journal gebeugt rief er aus: „Der arme Wurm kann ja schließlich nichts dafür. Es ist ein armer Wurm. Anders kann man's nicht sagen.“ — Und abends beim Tee lauerte er die Stimmung seines Frauchens ab. Sie hatte viele gute Tage und er wollte nicht gerade einen der wenigen schlechten erwischen.

„Die Sache bin ich satt“, polterte er plötzlich hervor. „Ein Gelaufe hin und her, schon wochenlang. Eine Behörde schiebt's auf die andere, niemand will sich annehmen um's arme Wesen. Wenn ich — wie es beinahe aussieht, das Findelhaus bezahlen soll und die Amme verlohnen und für's weitere Fortkommen sorgen — ja zum Satan, da ist's einfacher, man nimmt das Kind ins Haus — —.“

Und nun forschte er, was sie dazu für ein Gesicht zog. Sie zog aber gar kein's, sondern behielt ihr natürliches bei, das gute freundliche, blasse und seixunzelige Gesicht. Gingegen hatte Alfons, der gerade eine Cigarette zu drehen im Begriffe war, mit einer plumpen Armbeziehung die Tabasschachtel über den Tischrand hinabgestoßen, nun konnte er sich den seinen Zärtlichen auf dem persischen Teppich zusammensetzen.

„Im Gartenzimmer“, setzte der alte Herr bei, „würde es wenig genieren. Natürlich eine Amme dazu, und die Sache hat sich gehoben. Selbstverständlich nur für die erste Zeit, bis das Geschöpf etwas kräftiger ist und ohne Bedenken aufs Land gebracht werden kann.“

Die Frau war über diesen Vorschlag verwundert.

Instinktiv regt es eine Frau auf, wenn der Mann plötzlich ein fremdes Kind unsicherer Herkunft ins Haus nehmen will.

„Was meint Ihr?“ fragte er.

„Mich geniert's nicht“, antwortete Alfons mit gleichgültiger Miene.

Die Mutter meinte, das müßte erst gut überlegt werden. Hätte man so etwas einmal im Hause, dann wäre schwer, es wieder fortzubringen. Es müsse extra dafür eine Magd gehalten werden und allerlei sonst. Die Männer hätten keine Ahnung, was das heißt, ein kleines Kind im Hause haben. Aber sie seien nachher doch die ersten, die sich über das Kindergeschrei beklagen.

„Mich geniert's gar nicht“, versicherte Alfons noch einmal.

„Ich glaube endlich auch dem Vater auf der Spur zu sein“, sagte der Alte. „Reißt das, positive Anhaltspunkte sind noch keine vorhanden, aber mancherlei stimmt auffallend. Ihr erinnert Euch noch an den Commis Steiner, den ich vor zwei Jahren entlassen mußte. Der soll in dem Hause des Strohhuthändlers Goll gewohnt haben. Beim Goll im Hause, dort ist ja auch die Kindsmutter gewesen.“

Das Tabakzusammensetzen auf dem Teppich erlitt eine Unterbrechung. Alfons war für zwei Augenblicke erstarrt.

„Der Steiner, meinst Du?“ fragte die Frau. „Wenn ich nicht irre, ist der damals ja nach Triest übersiedelt.“

„Ei richtig, Frau, Du hast recht. Man hörte sogar, daß er nach Südafrika ausgewandert sei, ich erinnere mich. Also der nicht. Dann ist's aber jedenfalls ein anderer. Ich werde ihm schon noch drauskommen.“



Die Tabaksammlung ging wieder ruhig von statten.

„Natürlich, in dieser Angelegenheit kommt's auf die Hausfrau an“, sagte der Kaufmann. „Wenn es Dir nicht recht ist, dann nicht.“

„Mein Gott, recht ist — recht ist!“ entgegnete sie gutmütig greinend. „Wenn ein gutes Werk geschieht, das muß einem wohl immer recht sein.“

Da klatschte Alfons die Hände zusammen und rief in aller Lustigkeit aus: „Die Mama! Jetzt hat sie ein kleines Kind bekommen!“ Und schon lange nicht mehr, wenn er des Abends auf sein Zimmer ging, klang's so warm und froh wie heute: „Gute Nacht, Vater! Gute Nacht, Mutter!“

Nun war der kleine Richard im Hause Marauds. Anfangs gab es Unebenheiten im Haushalte. Ein Kind, und es mag noch so klein sein, beherrscht das Haus. Aber sie ertugten es. Hatten sie sich's doch selbst eingebrockt. Der Vater hatte es im Hause haben wollen, die Mutter hatte ja gesagt. Alle vornehmlichen Laufereien des beschäftigten Kaufmannes hatten ein Ende, das Gericht sagte nichts weiter, denn es wußte die Waise in guter Gut. Alfons war jetzt fast immer zu Hause, er brachte manche Stunde im Gartenzimmer zu und spielte mit dem Knaben, der von Woche zu Woche prächtiger gedieh und ein sehr schönes Kind war. Und selbst zur Zeit, wenn andere Studenten in der Kneipe saßen, blieb Alfons daheim und herzte das Kind.

Nach ein paar Jahren war der Knabe ein gesundes, kräftiges Menschlein geworden. Ein lieber kleiner Kerl. Das Haar war nachgedunkelt, die langen Augenwimpern und Brauen waren pechschwarz und die großen runden

Augen schauten frisch und kindlich in die gute Welt hinaus, die liebevoll um ihn ausgerichtet worden war. Nun bekam er die erste Hose und das Übrige dazu — einen „Matrosenanzug“ mit den flotten Schulterklappen und den goldenen Aulern daran, und das Käppchen dazu, wie es ähnlich einst auch Alfons gehabt.

Zur Zeit fiel Josef Marands sechzigster Geburtstag. Am Vorabende lud der Jubilar seine Frau und seinen Sohn zu einer Besprechung ein.

„Ich hätte einen Wunsch“, sagte er „aber ich fürchte, Ihr werdet nicht damit einverstanden sein. Besonders Du nicht, Alfons. Denn für Dich bedeutet es eine Einbuße. Übrigens — Du könntest ja auch fünf Geschwister haben, oder acht, oder mehr. Einen Bruder verträgst Du spielend.“

Jetzt hob die Frau ihre Hand und wollte ihm den Mund zuhalten.

„Lasset mich bloß ausreden“, sagte er ernsthaft. — „Wenn wir den kleinen Richard ganz adoptieren wollten? Was denkt Ihr?“

Nun konnte Alfons sich nicht mehr halten. Laut lachend fiel er dem Alten um den Hals und umarmte die Mutter und küßte sie und lachte und rief endlich aus: „Papa! Mama! also Ihr wisset alles? Ihr wisset alles?“

Sie stukten und schauten ihn an. Nichts wußten sie. Aber als jetzt der kleine Richard zur Tür herein hüpfte, im neuen Kleidchen und hell lachend auf Mama zu, kreischte das Kaufmannsfrauchen auf: „Marand Josef! Das ist ja der Fousserl!“

Da wußten sie alles.

## Ich geh ins Amerika.

**D**er hatte was heute. So windschief war er noch selten heimgelommen. Er hielt nämlich immer die linke Achsel hochgezogen und den Kopf quer darüber hin, so oft ihm etwas über die Leber gelaufen war. Er sagte auch gar nicht „Guten Tag, Zina!“ als er eintrat, sondern stieß derb den Holzsessel beiseite, obschon der nicht im Wege stand.

Sein junges Weib schaute ihn an. Er sagte aber noch lange nichts, sondern stieß auch den Kleiderschragen heftig an die Wand, als er seinen Hut dran hing.

Da sprach sie: „Aber was hast denn heut, Stüdelmann?“

Er ließ sich hinfallen auf den Sessel, daß es krachte, und antwortete gedämpft: „Ich geh ins Amerika.“

„Wein Gott, Mann, was hats denn wieder gegeben?“

„Küageln wollen Sie mich!“

„Wer?“

„Meine Kameraden. Weil ich den Streik mit mitmachen will. Und ich will nit, weil der Direktor gesagt hat, alle die mit S anfangenden Namen werden entlassen. Und streiken, das tu ich nit.“

„Du hast ja ganz recht. Du bist ja eh brav.“

„Sei still!“ rief er unnützig, „ich brauch dein Loben nit und ich will die Prügel nit. In Fried lassen sollens mich.“

„So steh aus. Arbeit findet der Mensch überall.“

„Ich hab lang gesucht, bis ich eine gefunden in dieser kreuzweis verschweifelten Drahtfabrik.“

„Weil dir wunderselten eine recht ist. Beim Kesselbauern hättest dreimal dürfen in den Dienst stehen.“

„Und ich hab dreimal abgesagt. Weil ich kein Bauernloch fressen mag. Und mich nit von den Wangen mag fressen lassen bei der Nacht.“

„Beim Kanal hast auch nit ausgehalten.“

„Ja — schmeck, beim Kanal! Stell dich nur einmal hin mit deiner Nase, wirst es schon merken, warum keiner in den Kanal will.“

„Ihrer Ruhende sind unten. Verdienen ein gutes Geld und Sonntags kennst sie nit von den Hausheerensöhnen aneinander.“

„Eine Straßenmeisterstell möcht ich haben“, sagte er und strampfte mit dem Fuhr.

„Nan, und die kriegst nit“, entgegnete sie.

„Und deswegen geh ich stante pede ins Amerika. Mein Schwager hat mir eh immer schon geschrieben, ich sollt nachkommen. Wies dem gut geht.“

Nach einer Weile, während das Weib am eisernen Ofen sein Mittagessen bereitete, rief sie laut: „Ich möcht dirz wohl nit raten, Stückeljaun! Sein leht Schreiben ist gar nit so gut.“

„Dass auch in Amerika nit alles von Gold ist, was glänzt, weiß ich schon“, bemerkte er vernünftig. „Tausend Dollar hat er sich halt doch schon erspart. Da kann ich mich hier dreißig Jahr lang plagen und — zuletzt hat

man noch nie. Weiß einfach nit mehr, was ich machen soll."

"Folg meinem Rat, Julius. Probiers noch einmal mit deinem Handwerk!"

"Schneider!" schrie der Mann mit mäderender Stimme.

"Du bist kein schlechter Schneider gewest. Die Leut haben dich gelobt. Und mein Vater nimmt dich alle Tag auf."

"Da, ha! Gesell soll ich sein bei deinem Vater!"

"Na, Tina", sehte er gemüthlich bei, „das mag ich nit.“

„Und wenn dir mein Vater die Meisterei übergibt? Er ist eh nit mehr jung und kränklich ist er auch.“

„Geh, hör mir auf; ich mag nit Schneider sein. Ich geh ins Amerila.“

Da schwieg sie und brachte ihm seine Knäbeln mit Traut und einem Stück geräucherten Speck. Er schlang das Essen hastig hinab. Sie schaute ihm vom Ofen her zu und dachte: Dast er heut wieder so giftig ist. Freilich, wenn sie ihn haben schlagen wollen! Gutes hat er nit daheim, das ist ja wahr.

Dann sagte sie: „Du gehst ins Amerila und was soll denn mit mir geschehen?“

Er zuckte ab mit dem Essen und schaute groß auf sie hin. — „Was redest denn? Du gehst mit.“

„Da wirst dich wohl irren, mein lieber Julius. Ins Amerila möcht ich nit und wenn sie mich mit sechs Mössern ziehen täten.“

„Ich auch nit mit sechs Mössern, und bezweg seh ich mich auf ein großes Dampfsschiff.“

„Spöttel nit. Ich bleib bei meinen Eltern.“

„Und du gehst mit.“

„Solang meine Eltern leben, um kein Streich.“

„Dast halt schon vergessen, was er am Altar gesagt hat: Vater und Mutter verlassen, dem Mann folgen.“

„Ist alles eins, ich bleib daheim. Du kannst machen, was du willst.“

Damit war das Gespräch abgerissen. Wenn von ihr so harte Worte fielen, da verschlug's ihm die Rede, da brachte er vor Unmuth und Perzleid kein Wort mehr hervor. Das aber bedachte er nicht, wie hart seine Worte waren, daß sie auf einmal die liebe Heimat und alles verlassen soll und in ein stoßfremdes Land wandern. Wenn sie ihn auch lieb hat. Aber sich mit Gewalt, gleichsam am Strick davonführen lassen — das geht doch über die Kraft. — Und wenn er mich schleift, da hinüber bringt er mich mit.

Darauf vergingen Wochen und sie redeten nichts mehr davon. Er arbeitete in der Drahtfabrik; seine Kameraden begnügten sich damit, daß sie nichts mit ihm redeten und über ihn hinweg dreinschauten, als ob er Lust wäre. Für die Länge war das empfindlicher als eine mäßige Tracht Prügel. Der Stüdeljaun war trotz seines Eigensinns einer jener weichmütigen Leute, denen nicht wohl ist, wenn sie wissen, daß jemand böse auf sie ist. Und erst, wenn hundertfünfzig Leute, die man täglich um sich hat, böse sind! Er verlautele etwas von Amerika, das rührte sie nicht. Er ging an freien Tagen zu Bekannten umher und fragte um Rat, was sie wohl meinten? Wenn er erst fragen müsse, antwortete einer, dann solle er's bleiben lassen. Das Auswandern sei keine Vergnügungsreise, das gehe vielmehr auf Leben und Sterben und da müsse einer vorher gut mit sich einig sein. Andere wieder meinten, wenn sie so freizügig

wären, wie er, der Stüdeljaun., da gingen sie auch. Jeder ein Narr, der Gelegenheit habe, die weite Welt anzuschauen und tue es nicht. Und schon gar, wenn der Schwager in Amerika für ihn etwas tun wolle, da habe er's leicht, da werde ihm doch keine Noth wehe tun. Am possierlichsten war sein Freund Pexl, der dicke Sattlergehilfe. Der sicherte nur, als Stüdeljaun mit heiligem Ernst behauptete, er gehe stante pede nach Amerika.

„Wirft nasse Füß' kriegen“, sagte er, „möchst nit lieber fahren?“

Auf einen so albernen Witz hob Stüdeljaun wieder einmal die linke Achsel hoch. Von so einem windigen Sattlergesellen hätte er mehr Ehrerbietung für sein großes Vorhaben erwartet.

Dann ging er heim und las immer wieder die Briefe seines Schwagers. Im ersten seiner Amerika-jahre schrieb dieser Schwager — der Mann von Stüdeljauns verstorbenen Schwester — ganz leidenschaftlich dringend: Julius komme nach, hier läßt sich was machen! — Er war am Mississippi auf einer Farm. Im dritten Jahre schrieb er, daß er dort eine Art Statthalter in einer Sklavenkolonie geworden sei. Dann hatte Stüdeljaun ihm seine Absicht mitgeteilt: Ja, Schwager, ich komme dir nach; teile mir nur gleich mit, wie du gereist bist. Was ich vorher noch zu Hause zu tun habe, das weiß ich. Aber weiter brauche ich Rat. Unser Erspartes, samt meinem Weib ihrem, ist ungefähr 500 Gulden. Du hast, so viel ich weiß, dort mit noch weniger angefangen. Schreib mir nur über alles und bald, du glaubst nicht, wie roglich ich geworden bin in der alten Welt. — Derlei berichtete er an den Schwager und wartete nun auf Antwort.

Mit seiner Frau war er nach schmerzlichen Kämpfen eins geworden. Sie ist denn in Gottesnamen einverstanden. Wenn er sich schon in den Kopf setzt! Er würde daheim seine Ruhe doch nimmer finden und bei jedem Mißgeschick dem Weibe die Schuld geben, daß sie ihm hinderlich gewesen sei zu seinem Glück. Er soll also gehen, aber sie bleibt bei ihren alten mühseligen Eltern, solange sie leben. Und dann reißt sie dem Manne nach ins Amerika, wenn er bis hin noch dort ist. Echts ihm gut oder schlecht, sie kommt ihm nach und wird's mit ihm tragen. Aber erst, wenn Vater und Mutter einmal mit Tod abgegangen sein sollten. Den Mann wird sie gottswill doch länger haben, als die Eltern. — Freilich geht das Weib gar schweigsam und verloren um, seit es so beschlossen ist. Und immer wieder will es sie reuen, daß sie eingewilligt hat. Den Eltern darf sie gar nicht die ganze Wahrheit sagen, daß sie daheim nur wartet auf ihr Versterben. Da müßten sie sich ja berücken! Und je größer in ihr die Sehnsucht nach ihrem Manne würde, um so mehr müßten sie, um ihr Kind wieder einmal glücklich zu machen, sich schleunen mit dem Leuten. Also, die Eltern dürfen nicht wissen.

Stüdelmann hat endlich alles angeordnet und ist zur Abreise bereit. Er wartet nur noch auf den Brief vom Schwager. Frühere Briefe waren hin und zurück fast in einem Monat gegangen. Und jetzt ist schon der neununddreißigste Tag, seit Stüdelmann sein Schreiben nach Amerika abgeschickt hat. Antwortet der Schwager nicht, so kann das ja nur bedeuten: Gut, komm, es ist alles in Ordnung. — So amerilagerig war der Mann geworden. Was lockt, was zieht ihn denn so? Sein guter Stern. Die Ahnung, daß er's treffen wird, wie



es Tausende schon getroffen haben, die in wenigen Jahren drüben reich geworden sind. Seine Million begehrt er nicht. Wenn er hunderttausend Dollar hat, will er zufrieden sein und wieder nach Europa zurückkehren. Ten vornehm behaglichen Kentler spielen, das macht sich haben besser, als drüben.

Endlich war der zur Abreise bestimmte Tag gekommen. Die Nacht zuvor — die letzte Nacht — hatten die Eheleute miteinander gesprochen, bis der Morgen graute. Sie konnte es nicht oft genug sagen, wie er auf sich acht haben solle, wie die Kleider zu behandeln seien und daß er doch nicht vergesse, von der Leibjase das Geld herauszutun, bevor er es in die Wäsche gebe. Sie hatte ihm nämlich die eingewechselten englischen Banknoten in die wollene Leibjase genäht und ein Heiligenbildchen dazu, des besseren Schutzes halber. Er hatte sich ein neues Gewand machen lassen, von Tiroler Loden und in der inneren Hodtasche stak ein Revolver. Das hatte ihm der Schwager einmal geschrieben: In Amerika hat man im Sack statt der Tabakspfeife einen Revolver.

Aina war des Morgens zur Frühstückstafel gegangen und hatte sich an einem Nebentisch in die Bank gekniet. Dort konnte sie sich ausweinen. Vor ihm war sie die Ruhige, ja sogar ein wenig Trostige. Da es schon einmal so weit war, fand sie es zweckmäßiger, die Herzen zu härten, statt zu erweichen. Noch hatte sie ihm sein Leibgericht gekocht: Sprißtrauben mit Honig. Er sagte: „Weiß Gott, wann ich wieder einmal Sprißtrauben essen werde!“ und hieb tapfer darin. Sie aß wenig, sie habe schon in der Küche zu viel gekostet. Und dann gingen sie auf den Bahnhof. Eine große Ledertasche und ein kleiner Handkoffer, das war das Reise-

gewiß. Und ein graues „Schaltuch“ hatte sie ihm gekauft, zum Umnehmen. Denn auf dem Schiffe, hatte sie gehört, sei es kalt. Die Fahrkarte war bis Triest genommen. Von dort aus soll das weitere der Agent besorgen, der schon verständigt ist. Es wird alles glatt gehen. — Auf dem Bahnhof gab es schon Leute. Seine Freunde und Bekannten hatten sich eingefanden zum Abschied. „Schreib recht bald“, sagte mancher zu ihm, „und wenn dir gut anschlagt, komm ich auch nach.“ Die Eltern seiner Frau waren dahergeschumpelt; der Vater, der alte Schneidermeister, auf einer Krücke.

„Wir sehen uns das letztmal, Julius“, sagte der Alte ganz gelassen. Stüdeljaun schaute sie an, darauf hin — wie lange er sein Weib werde entbehren müssen.

„Fährst obenaus oder untenaus?“ fragte der Vater, nur um etwas zu sagen, denn er wußte lange, daß Stüdeljaun nicht über Bremen, sondern über Triest reisen wollte. Der Zug aus Wien war schon angemeldet. Die Gina stand nur so da und schwieg und war blaß bis über die Lippen.

„Dah d ja nig verliertst“, flüsterte sie ihm einmal zu, dann war sie wieder still. Er tat überlaut lustig, hatte aber auch nicht die frühe Gesichtsfarbe als sonst. Die alte Schneiderin redete leise, aber heftig mit einer Nachbarin. Sie war zornig. „Schß es nit, wie hart sie auseinandergehn? Aber sein muß es! Der Dickschädel! Ich wünsch ihm nit, dah es ihn rent. Aber ich wills noch देखen, dah er zurückkommt.“

Da der Zug immer noch nicht einfuhr, so wollte Stüdeljaun doch wieder einmal ein Wort sagen zu seinem Weib.

„Na also — verabredet ist alles. Vergiß halt nig.“

„Ah nein“, hauchte sie zutief.

• Dann redete er wieder mit anderen.

Jemand brachte auf hochgetragener Tasse eine große Glasche Wein.

„Ein Abschiedstun!“

Aber fast gleichzeitig kam auch der Zug in Sicht. Rasch stürzte Stüdelmann das ihm getrichte Glas in die Gurgel. Ein zweites sollte die Tina austrinken. Sie stieß mit ihm an — leicht und zitternd und tat einen kleinen Schluck.

Er hob nochmals nach allen Seiten die Hand. Die zwei Alten hielten sie lange fest, als der Zug schon stand. Er mußte sie ihnen fast mit Gewalt entreißen, um noch rasch zu seinem Weib zu sagen: „Also jetzt Alte! Gib mir noch einen Kuß.“

„Aussteigen!“ rief der Schaffner.

Stüdelmann packte rasch Tasche und Kofferchen, lief nach einem Wagen dritter Klasse und sprang auf das Trittbrett.

„Erst aussteigen lassen!“ rief der Schaffner, denn aus dem Waggon kam ein mit Gepäck beladener Mann, mit dem der hastende Stüdelmann in der Couperetür zusammenprallte.

„Achtgeben! Anhalten!“ schrie der Schaffner, denn der Zug begann schon zu schaukeln.

Und als der Ausgestiegene auf der Erde stand und der Eingestiegene im Koupee zum Fenster herausschaute, tat letzterer einen hellen Schrei: „Jeh Maria! Schwager! Tu bist ja der Schwager!“

„Freilich bin ich!“ antwortete der Ausgestiegene und sein abgebranntes Gesicht ging breit aufeinander. „Wohin fährst denn?“

„Nach Amerika! Ich will nach Amerika!“

„Aushalten!“ schrie jetzt auch der Schwager nach vorne. „Aussteigen!“ rief er dem Stüdelzaun zu.

Und Stüdelzaun kollerte, während schon die Räber gingen, mit Sack und Pack die zwei Stufen herab.

„Was ist denn, was ist denn, Schwager?“

„Abbleiben sollst!“ lachte der Schwager und breitete die Arme aus. „Ich sag dir's, die neue Welt stinkt!“

Während sie sich in der Freude des Wiedersehens umarmten, dampfte der Zug ab.

---

## In der Einsam.

Liebe Schwester!

Weil Du seit unserem Abschied, und das ist rund ein Jahr her, keine Nachricht von mir bekommen hast, so wirst Du wohl denken, daß ich nicht mehr am Leben bin. Und möchtest leicht recht haben. Wunder wäre es kein. Wenn ich Dir nur gefolgt hätt', wie Du abgeraten hast, jezt weiß ich erst, was ich trotz allem Unglück gehabt hab daheim. Zur selben Zeit hab ich's alleweil nur besser haben wollen, jezt möchte ich gar nichts mehr, wie sterben, und wie damals so lauu ich auch jezt meinen Wunsch nicht erreichen. Bei mir heißt's einzig nur warten und leiden, ewig wird's wohl nicht dauern und wenn's einen Himmel gibt, und ich komm einmal hinein, so verlang ich mir nicht mehr, als wie meine Heimat und meine Leut.

Das Land wo ich jezt bin, heißt Brasilien und ein Vergleich mit daheim ist wohl keiner zu machen. Ich mag garnicht anheben zu erzählen, wie anders es da ist. Ich tu in einer Sumpfsgegend Wassergräben graben seit einem halben Jahr und verdiene mir dabei mehr Geld, als ich brauch, weil die Arbeit mein Liebstes ist, daß ich nicht verzweifele, und nach Unterhaltung und Vergnügen frag ich nimmer. Denk' Dir, meine

gute Schwester, ich bin allein. Meine liebe kleine Angerl ist nimmer bei mir und das muß ich Dir erzählen, weil's mir noch immer 's Herz abdrucken will. Ich Schreib mich hart, aber wenn ich noch lange warten tu, so kann ich gar nicht mehr, weil man hier die deutsche Sprache vergißt. Perut dafür auch keine andere, wenn man mit keinem Menschen umgeht, wie sie da — aber nit von der besseren Gattung — aus allen Ländern zusammenkommen.

Aber das ist alles nichts. Das trifft andere auch so. Ich hab mein eigenes Unglück, das für einen einzigen Menschen zu schwer ist. Und doch hab ich schon tausendmal Gott gebaukt, daß mein Weib das nimmer erlebt hat. Freilich, wenn sie noch tät leben, kunnt vieles anders sein, kunnten vielleicht gar noch in der Heimat sein, allwei mit dem Kind. Das weißt ja alles, nur von unserem armen kleinen lieben Titudel weißt Du's nicht.

Ist es nicht gerade an ihrem achtem Geburtstog gewesen, wie wir von Triest abgereist sind? Du hättest sehen sollen, wie sie in ihrem blauen Rattwurödel gehüpft ist und die Handeln zusammengepackt hat vor Freud: Nach Amerika! nach Amerika! Wie sie in allem ihrer Mutter ähnlich gewesen ist, so hab ich ja immer gesagt, die wächst auf zu meinem Trost und ist's auch im fremden Land: wo dieses Kind bei mir ist, da bin ich daheim. Also unterwegs. Viele haben die Seerkrankheit bekommen, die kleine Angerl immer pumperl-gesund und voller Hagen, da oft ein Schod Matrosen umhergestanden ist auf dem Zwischendeck und sich mit dem lustigen Kind unterhalten. Grusthaft ist sie nur worden am Abend, eh wir auf unseren Bündeln ein-

geschlossen sind und sie ihr Gebettlein für die Mutter gehalten hat. Einmal, wie ich drei Tage lang im Fieber bin gelegen, ist sie mit von mir gewichen, hat mir alles so gut und so geschickt zugetragen und versorgt wie eine Stofie — ganz wie ihre Mutter, wenn ich krank gewesen bin — und hat mich mit ihrem lieben Plaudern aufgeheitert und hat mir das Haar gekämmt mit den zarten Fingertlein und hat immer einmal ein schnelles Nüssel getan auf meine Stirn. Oft sind die Offiziere stehen geblieben und haben uns betrachtet, und die kleine Angerl ist so der Liebling geworden von allen, daß uns eine eigene Kammer angewiesen worden ist, obschon ich nur für's Zwischenbede gezahlt gehabt hab.

Aber für so ein rühriges Wesen, wie ein gesundes achtjähriges Kind, ist ein Schiff viel zu klein, auf die Leitern aus Stridwerk, wie es überall aufgezant, ist sie hinaufgeklettert, bin oft in Angsten gewesen, es konnt ihr was geschehen, die Matrosen haben gelacht über den „kleinen tapferen Aertl“, und schad, daß es kein Bub wär. So sind wir schon vier Wochen auf dem Wasser gewesen, nichts als Wasser und nichts als Wasser. Immer einmal in weiter Fern ein Schiff, wunderfellen der klane Streifen einer Insel, der aber bald wieder vergangen ist. Die Stürme, die ich, wie Tu weißt, so gesürchtet, sind nicht arg gewesen und mein kleins Mädel hat immer hell gejauchzt, wenn sie Papierballen ins Meer geworfen hat, die nachher auf den Wellen lustig auf und nieder geschaufelt sind. Oder hat sich gefreut über die Seemöven, die unserm Schiff nachgeslogen, oder über die Delphine und andere Thier, die aus dem Wasser aufschuellen. Aber endlich, wenn alles ruhig ist gewesen und immer das Gleiche, immer das

Gleiche, da hat das Mädel doch aufgesaugen zu fragen: Vater, wann kommen wir denn nach Amerika?

Und da ist's gewesen, daß am Segelmast ein schweres Tau gespannt wird. Es dröhnt und summt, so scharf wird es gespannt. Da reißt es entzwei, schnellst auf das Deck nieder und trifft mein kleines Dirndl am Kopf. Das tut einen kurzen Schrei, taumelt hin, zu Boden — und vorbei ist's gewesen. Ich versteh's nit, wie ich das heut so ruhig aufschreiben kann.

Meine liebe Schwester! Unsere kleine Angerl hat's getroffen. Alles ist zusammengelaufen und der Schiffsarzt hat zwei Stunden lang gearbeitet. Es ist umsonst gewesen. Wie ein weißes Englein ist sie dagelegen auf einem großen Bündel Warrn, weiß bis in den Mund hinein zu den weißen Zähnelein und die Augen halb geschlossen und nichts mehr zu ihrem Vater, kein Hauch und kein Blick. Kühlt und immer kälter ist ihr Handl geworden in der meinen, bis sie mich endlich haben weggebracht — weiß nit, was dann gewesen ist.

So viel weiß ich wohl, daß ich noch einmal gestanden bin unter dem Mast und hingeseht hab auf das gerissene Tau, daß mein Dirndl erschlagen hat und jetzt wie eine tote Schlange dagelegen ist. Und hab umhergeseht, auch auf die Warrnbündel hin — und ist nit mehr dagewesen. Ins Meer habt Ihr mir's geworfen! soll ich geschrien haben und nachspringen wollen über Bord. Sie haben mich gehalten und gesagt, mein Kind tät in der Cabine liegen. Und ist's gelegen auf seinem Bett und blaß und kalt und das liebe Gesichtl ist schon fremd gewesen. Da hab ich wohl dran glauben müssen.

Und immer sind Leut um mich gestanden und all



auf dem großen Auswandererschiff haben mich gekannt und untereinander gesagt: Das ist der Vater von dem erschlagenen Kind.

Sonst ist es Brauch auf den Schiffen, daß man die Toten ins Meer senkt, weil wir aber nicht gar weit von einer Insel gewesen sind, hat der Kapitän angeordnet, daß dort mein Tirndel sollt begraben werden. Auf einem Boot sind wir ans Land gefahren, unser drei Mann mit der Angerl. Eingewickelt in Segeltuch ist es gewesen und mit einem weißen Band umbunden, und vorn an der Brust ein hölzernes Kreuz geheftet, das eine Auswandererfrau gespendet hat. So auf die fremde Insel. Es ist eine kleine unbewohnte Insel gewesen und aus dem Sand stehen ganz weiße Felszacken auf, die wir aus der Ferne für Segel gehalten haben, aber es sind turmhohe Steinriffe wie in unseren Alpen. Und hab ich auf der Insel eine Grabstatt gesucht für mein Tirndl. Am Ufer ist Sand — da nicht. Weiter hinten sind die wunderlichen Bäume und Sträucher, die in diesen Gegenden wachsen, auch schöne wilde Rosen — hab ich schon wollen den Spaten einhauen, und ringelt sich eine zischende Schlange an den Stiel, und hab ich mir gedacht, da nicht. Vor den Schlangen hat sie immer so arg Entsetzen gehabt. Bin ich weiter gegangen auf der Insel, über Sand und Wuschelboden und Steine und über das schreckliche Geschlinge der Pflangen. Wilde Vögel hab ich pfeifen und andere Tiere schreien gehört, oft ganz in der Nähe gröhlen wie Schweine, aber keines gesehen. Und die- weilien die zwei Kameraden bei der Angerl Wacht gehalten, bin ich die Felsen hinaufgestiegen und hab gesucht nach einem Plahl, wo wir rasten könnten. Zwischen

drei oder vier Steinzinken ist so eine enge Stelle und da hab ich angefangen zu graben in dem verwitterten Gestein. Ist einer von den Zweien heraufgekommen, hat mir wollen helfen. Nein, laßt mich, ich mach das allein. Ganz warm und heil ist mir worden bei dieser Arbeit, seit mein Weib in der Ewigkeit ist, hab ich ja das Welterrichten besorgt. Immer einmal hab ich mich ausgerichtet, meine Ellbogen an den Spatenstiel gestützt, hinauszgeseht auf das weite blaue Meer und gebacht: Ist doch das ein seltsames Geschöft, auf einer fremden Insel im Meer sein Kind eingraben! — Gegen Abend ist es fertig gewesen; schön ist das Ding nicht worden, aber tief. Sie haben das Angerl hinaufgetragen und hinabgelegt und hab ich ihnen die Schaufel aus der Hand genommen: zudecken wollt ich schon selber. Sie möchten zurückgehen auf das Schiff und ich tät mich bei ihnen und allen tausendmal bedanken für die christliche Lieb. Zum Angerl hab ich keinen Abschied hinabgerufen, weil ich mich daneben wollt niedersehen auf einen Stein und sitzen bleiben, so lang es Gottes Willen ist. Die zwei Rameraden sind aber nicht von mir gegangen und ich sollt schnell machen, weil das Schiff wollt weiterfahren. Auf mich bracht Ihr nicht zu warten, mein Verbleiben ist hier. Sie haben mir noch Zeit gelassen, haben ein paar Vaterunser gebetet, haben mich nachher an den Armen genommen, einer links und einer rechts, und haben mich fortgeschleppt von meinem kleinen Dirndel. Das ist in der Einsam zurückgeblieben. Am Strand hab ich noch einmal umgeseht auf die weißen Felsjaden; vom Schiff aus hab ich noch einmal zurückgeseht auf die Felsen, wo mein Kind ruht ganz allein zwischen den Steinen und wilden

Tieren und wie es der Vater, mit dem es so freudig ist ausgezogen, treulos verlassen hat — allein auf dem Weltmeer.

So, meine Schwester, hab ich's müssen erleben. Du bist ja selbst Mutter, denk, es wär Dein Kind. Denk's mit, Schwester, es ist wie sieben Messer in der Brust. Zehnmal habe ich mich hingesezt, um Dir's zu schreiben, aber vor lauter Jammer nit können. Jetzt klage ich nicht mehr, jetzt, wenn der Feiertag kommt, setze ich mich auf einer Berghöhe nieder und schau hinaus aufs Meer, nach jener Gegend, wo jene Insel liegt. Santa Maria haben sie die Matrosen geheissen, aber Du findest sie auf keiner Karte, sie ist zu klein. Und ich kann sie von meinem Berg aus nimmer und nimmer sehen, sie liegt viel hundert Meilen weit im Meer.

Von der Zeit nach dem Unglück weiß ich nicht viel zu sagen. Auf dem Schiff bin ich krank geworden, nach Wochen ins Südamerika gekommen. In der großen Stadt Rio de Janeiro, im Spital bin ich achtzehn Wochen krank gelegen. Ein deutscher Kaufmann hat sich um mich angenommen, bin nachher auf seiner Schiffsreise in Arbeit gewesen, bis ich mit einem Kameraden aus Böhmen in die Leichgräberei gekommen bin, wo jetzt mein Aufenthalt ist. Meine Adresse ist zu machen an den Herrn Wilhelm Rinde, Kaufherr in Rio de Janeiro, von dort bekomm ich den Brief schon, aber weiß nicht, wie lang's mit mir so fortgeht. Ich hab halt vor, bei einer guten Gelegenheit nach Santa Maria zu reisen, aber es ist kein Schiff, das dahin geht und wenn eins nicht zufällig dahin kommt, wie damals unser Auswandererschiff, so tun sie's überhaupt nicht. Also schläft unser Angerl dort weltverlassen und wenn

es am jüngsten Tag aufsteht, wird es wohl verwundert um sich schauen, daß es allein ist. Mein Gott, solche Gedanken sind hart. Vor etlichen Tagen sind es zweihundert Meter Länge gewesen, was ich gegraben hab. Ist mein Färnehmen gewesen, ich rast mich paar Tage aus. Aber es hat nicht sein können, so hab ich allerweil ihre Stimme gehört: Vater, Vater! Kommst denn gar nimmer zu mir, laßt mich ganz allein! Daß ich wieder zum Arbeiten hab müssen anheben, wenn ich nicht verrückt werden will. Denk mir oft, 's Beste wäre, so lange und ohne Aufhören arbeiten, bis du hinsallst und nichts mehr weißt von der ganzen Welt. Im Himmel wirst sie wohl finden. Aber, liebe Schwester, ich bin halt nicht genug Christ, und lann's nimmer aus dem Kopf bringen, daß das Angerl auf der Insel liegt mit Leib und Seel und auf den Vater wartet. Und tausendmal bereue ich, daß ich meines Kindes Grab verlassen hab.

Jetzt hab ich Dir mein Kreuz geschrieben, helfen lann mir wohl niemand. In andern Stücken geht's mir nit schlecht, aber das ist alles nichts. Mein einziger Trost, daß alles einmal ein Ende nimmt. Ich schließe mein Schreiben und sage: Gott zum Gruß, liebe Schwester. Ich wünsche, daß es Dir gut soll gehen in der lieben Heimat.

Dein getreuer Bruder

Matthias."

So lautet der Brief, der vor etwa drei Jahren eingelangt ist an die Frau Johanna Loregger, Beamtenfrau im großen Eisenwerke Donawitz bei Leoben. Was hat Frau Johanna bitterlich geweint um den armen Bruder und das liebe kleine Angerl. Dann

Schrieb sie ihm einen Brief, daß er heimkommen möchte. Im Eisenwerk sände er Arbeit gegen guten Lohn, und sie die Schwester wolle ihm sein Kreuz tragen helfen. Da auf diesen Brief keine Antwort kam, so schrieb sie ihm nach einem Jahre das zweitemal und schickte ihm Reisegeld. Daselbe kam nach fünf Monaten zurück, mit dem Bescheid, daß Adressat nicht auffindbar sei.

Da ließ Frau Johanna eine Messe lesen für seine arme Seele. Aber es war nicht das Ende, plötzlich kam von Bruder Mathias wieder ein Brief. Gut sah er nicht aus, dieser Brief. Er bestand aus verschiedenen zufälligen Papierstücken, wie man sie findet, oder lange im Sack umherträgt. Mit schlechtem Bleistift waren sie beschrieben und dann in einen gelben halbsteißen Bogen eingeschlagen und mit einem schwarzen Faden zusammengebunden. Eine Freimarke trug der Brief nicht, hingegen eine Menge Poststempel, weil der Name Steuermark zu unleserlich geschrieben war.

Und dieser Brief hat folgenden Wortlaut:

„Auf Santa Maria.

Gib' das Schiff abgeht, Schwester, will ich Dir noch paar Zeilen schreiben. Werden wohl die letzten sein auf dieser Welt, wollen uns nichts draus machen. Meinen Brief vorigen Jahrs wirst Du erhalten haben, wo ich Dir geschrieben, daß wir unser Angerl auf der Reise verunglückt ist. Jetzt ist mein Wunsch erfüllt. Ich bin bei meinem Dirndl. Mit dem Geld, was ich mir hab' verdient in Brasilien, hab ich ein Boot mit sechs Matrosen aufgenommen und sind zweiundzwanzig Tag gefahren. Gemeint hab ich schon, sie wär nimmer zu finden, die liebe Insel Santa Maria. Und weil auch schlechte Fahrt, so wollten die Matrosen umkehren. Bin

ich grob worden und sie müßten ihr Wort halten, da haben sie mich ins Meer werfen wollen. Ich bitt noch um Geduld für drei Tag. Es ist so um Weihnachten gewesen, aber die Tage sind hier ganz anders und zum Christabend wollt' ich bei meinem Kind sein. Und schau, dasmal hat mich Gott nit verlassen, endlich sind die weißen Felsen aufgetaucht an der Kimmung. Wie wenn ich auf die Heimatserden tät treten, so ist mir gewesen, wie ich auf den Sand gestiegen bin. Meine mancherlei Sachen auf dem Rücken, hab ich die Matrosen abgelohnt und gesagt, sie möchten zurückfahren, oder hin, wohin sie wollten, um mich hätten sie sich nimmer zu kümmern.

Liebe Schwester, und dann bin ich landwärts gegangen über Sand und Muscheln und über die Schlinggewächse hin den weißen Felsen zu. Ich glaub, seit wir dazumal fort sind, ist kein Mensch hier gewesen. Kein Menschensfuß, nur wilber Tiere Spur. Wie dazumal, als ich sie allein gelassen, so still und ewig weit ist der blaue Himmel. Ich steig schnell zwischen den Faden hinauf, als ob ich noch kommen müßt, eh sie aufwacht. Kann Dir nit sagen Schwester, wie glücklich mir ums Herz ist gewesen. Jetzt komm ich zum Plahl hinaus und seht siht auf dem Grab ein Tiger. Ein großer wilber, gefleckter Tiger siht auf dem Grab meiner Angerl. Zuerst hat er den Kopf hingelegt gehabt auf dem Boden, wie er mich wahrnimmt, hebt er ihn und gloht mich schreckbar an und seht langsam die Taze vor, als wollt er ausspringen und mich zerreißen. Meine Pistole hab ich im Bündel und kann sie nicht laden, weil mir Händ und Füß haben gezittert. Ein Glück, daß das Poot noch nicht fort ist, so lauf ich hinab und sie möchten kommen und das wilde Tier umbringen.

Alsdann sind sie hinauf, der Tiger ist immer noch gelegen auf dem Grab und einer hat den Revolver auf ihn dreimal abgeschossen. Das Tier ist aufgesprungen, ein paar mal um die Felszacke herumgeschlichen und dann jäh auf den Matrosen her. Der wäre verloren gewesen, wenn nicht der Zweite und der Dritte zuspringen und mit dem Tiger schaudernd ringen tät, daß ich gemeint, nimmer könnten wir uns erwehren. Selber aber und über blutend, haben sie ihn mit Messern endlich tot gestochen. Ist gelegen auf dem steinigen Grab, die Steine ganz rot, und hat seine Tazze hingelegt, als wollt er im Tod noch was beschützen. Und ist's mir zu Sinn gekommen: Jetzt hast du ihren getreuen Hüter umbringen lassen. Und hab ich ein grenzenloses Verzei-  
leid gehabt, daß dieses Tier wegen seiner getreuen Wacht hat sterben müssen. Unten im Sand wird es begraben, während ich an seiner Stell auf dem Grab Dir diese Zeilen schreibe. Die Matrosen werden den Brief mitnehmen und ich werd mich häuslich einrichten auf dieser Insel bei meinem lieben Tirudel. Wir ist so absonderlich, weiß nicht wie. Die Sachen, die ich mit hab, werden eine Weil reichen, nachher will ich auf der Insel Früchte suchen und Fische fangen und wie der Robinson, weißt Du, von dem wir als Kinder das Buch gelesen haben, haufen, so lang es Gott gefällt. Wie gut werd ich schon in der heutigen Nacht schlafen bei ihrem Bett und auf einmal wird sie das Pandertl ausstrecken, mir um den Hals legen und sagen: Vater, Vater! bist doch gekommen zu deinem Tirudel.

Leb' wohl, liebe Schwester, und wenn Du einmal auf den Kirchhof gehst, wo mein Weib ruht — wir lassen sie grüßen.

Mathias.

## Der verhängnisvolle Vorfall.

Über den Hafenplatz in Lissabon eilten schnellen Schrittes zwei junge Männer. Es war vor Abgang des Schiffes beinahe eine Stunde Zeit, da wollten sie in einem Weinhanse noch den Abschied feiern. Die Sachen des Abreisenden hatte der Hotelbedienter bereits aufs Schiff gebracht, dort auch den Fahrchein nach New-York gelöst, so konnten die beiden Freunde noch ruhig beim Weine sitzen und warten, bis vom Molo herüber, an dem mehrere große Dampfer lagen, das Blodensignal ertlang.

Der eine der beiden, ein schlanker stämmiger Bursche mit schwarzem Schnurrbärtchen und einer vernarbten Schramme über der Stirn, war der Elektrotechniker Richard Wisart aus Berlin. Er war ein Jahr vorher mehrere Monate lang auf einer Geschäftsreise für das Haus Siemens & Halske in Amerika gewesen und hatte in New-York ein wunderbar schönes Mädchen kennen gelernt, die einzige Tochter eines Rechtsanwaltes. Die jungen Leute hatten sich unmittelbar vor Wisarts Abreise nach Berlin verlobt und nun war er auf der Reise nach New-York, um Hochzeit zu halten und seine junge Frau nach Europa zu führen. Er war sehr heiter und schaute mit hellen, glücklichen Augen in die sonnige Zukunft.



Der andere der beiden Freunde war Herbert Krause, ein etwas kleinerer, untersehter junger Mann mit dunkel-blondem welligem Haar und einem glatten Gesicht, über dessen rechte Wange das schwarze Seidenbändchen des „Zwiders“ hing. Er besaß in Hamburg ein großes Export- und Geldgeschäft und war seit drei Jahren dort glücklich verheiratet. Er hatte weiche, fast kindliche Züge und sein blaues Auge hing mit Innigkeit an dem Freunde, den ihm schon die nächste Stunde entführen sollte.

Die beiden hatten auf der Berliner Technik zusammen studiert und waren Freunde geworden, die sich in schwärmerischen Stunden auch das zugeschworen, daß, wenn einer oder der andere einmal heiraten sollte, unsehbar der andere oder der eine mit bei der Hochzeit sein müsse. Richard hatte bei Herberts Hochzeit in Hamburg ohne jede Schwierigkeit seinen Schwur einlösen können. Anders war's bei Herbert, der den Freund nach New-York begleiten mußte, um an dessen Hochzeit teilzunehmen. Er würde es mit tausend Freunden getan haben, wenn er als Chef seines Hauses nicht gerade um diese Zeit wegen Handelsunternehmungen in Europa festgehalten worden wäre. Doch gestatteten es die Verhältnisse, den Freund eine Strecke zu begleiten. Denn die Reise ging nicht den glatten, geraden Seeweg Bremen-New-York, sondern über Frankreich und Spanien. In Frankreich hatte Herbert Geschäfte abzuwickeln und auch Richard wurde teils durch den Umstand zu diesem Umwege bewogen, als seine Firma wegen einer elektrischen Straßenbahn mit Madrid in Unterhandlung stand. Andererseits wollte er Verwandte in Granada besuchen.

Die Reise war nicht ohne Widerwärtigkeiten vor

sich gegangen. Eine Überschwemmung in den Pyrenäen hatte die Eisenbahnverbindungen unterbrochen, was jedoch wieder den Vorteil gab, durch eine Wagen- und Fußreise die Pyrenäen und einen Teil des nördlichen Spaniens näher kennen zu lernen. Das war jetzt alles hinter sich, die Gebirgsreise, die Verwandten waren abgetan, das Geschäftliche für Herbert war im besten Gang und an diesem Tage punkt zwölf Uhr sollte in Lissabon das Schiff nach New-York auslaufen.

Sie saßen nun bei einer Flasche köstlich feurigen Spaniers und rauchten Zigaretten. Sie waren in hochgemuter Stimmung, der aber ein Mollton des Abschiedes nicht ganz fehlte. Nach dieser gemeinsamen heiteren Reise, auf der sie manchmal ernsthafte Gespräche über die Zukunft geführt, dann wieder tolle Jugendschnaden getrieben hatten, sollte die nächste Stunde jeden allein finden.

Eine solche Trennung im fremden Lande hat etwas Beklemmendes. Richard würde in acht Tagen ja drüben bei seiner Braut sein und Herbert nach einigen Quertagen durch die romanischen Länder ungefähr um dieselbe Zeit in Hamburg. Jeder bei den Seinen, und in wenigen Wochen würden sie sich in Hamburg alle zusammenfinden.

Richard erhob sein Glas: „Freund, ich danke dir noch einmal, daß du mich bis an dieses Ende der Welt begleitet hast. Kehre mit Glück nach deiner geliebten Elbestadt zurück und von heute in zehn Tagen denke, daß ich mit meiner Luise am Altare stehe.“

„Und wenn du sie hast, so säume nicht allzulange, sie mir zu zeigen. Ich brenne, dein Weib kennen zu lernen und gedenke mich zu rächen für die Eifersucht,

die du bei meiner Susanna immer wieder in mir erweckt hast."

Sie lachten und stießen die Gläser an.

"Ich hoffe, daß ich rasend eifersüchtig sein werde," sagte Richard.

"Du hoffest das?"

"Keine Frage. Was wäre das für eine Suppe? Ohne Salz!"

"Das Salz der Ehe — ja. Aber eine versalzene Suppe — nein," sagte Herbert und drehte sich eine frische Zigarette.

"Und ich bleibe dabei," scherzte Richard, "daß wir beide uns die ausgiebigste Ursache zur Eifersucht geben müssen. Wir haben seit acht Jahren aneinander die Herzen und Nieren zu genau erforscht, um nicht zu wissen —"

"Laß das bloß gut sein, Richard. Wir waren zwei Salgenstricke, wenigstens in der Laune, doch als Ehemänner —"

"Kommt dort nicht der Hausdiener unseres Hotels?" unterbrach Richard. Zwischen den Tischreihen trippelte ein budliges Männlein heran und mit sehr kurzfristigem Auge guckte er jedem Anwesenden unsicher ins Gesicht, bis er unsere Freunde bemerkt hatte. Dann kam er heran und sagte in gutgewähltem Portugiesisch, daß er glaube, die Auszeichnung zu haben, Herrn Herbert Franke aus Hamburg vor sich zu sehen.

"Suchen Sie mich?" fragte Herbert.

"Ich wachte es ja gleich. O, ich erkenne alle meine Herren sofort wieder. War schon am Hafen, auf der Brück. Da denke ich, die Excellenzen werden im Weinhanse sein. Und siehe da!"

„Wünschen Sie etwas?“

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, eine Depesche ist angekommen.“

Er reichte sie hin, nahm die Bestätigung in Empfang und empfahl sich mit graziösen Bücklingen.

„Wenn ein deutscher Tanzmeister so viel Grazie hätte, als ein spanischer Stiefelpuher!“ lachte ihm Richard nach. — „Nun, wie stehen die Kurse auf der Hamburger Börse?“

Herbert hatte seinen Brunkzwider aufgeklemmt, doch der war wieder von der Nase gefallen. Er hatte hierauf die Depesche für sich gelesen, und Richard sah, daß er erblaßte.

„Was ist das?!“ sagte Herbert fast tonlos.

„Etwas Wichtiges?“

Der Hamburger hielt mit zitternder Hand das Blatt dem Freunde hin: „Herbert Franke aus Hamburg, Hotel Imperatore, Lissabon: Bitte mit möglichster Eile nach Hause zu reisen. Verhängnisvoller Vorfall. Mama.“

„Was ist geschehen?“ fragten beide zugleich und erhoben sich von ihren Sigen. Sie starrten sich an, einer bleicher wie der andere.

„Meine Frau!“ sagte Herbert. „Meiner Frau ist etwas widerfahren!“

„Ei nein, davon steht doch kein Wort. Diese verdaumte Unklarheit der Depeschen! Man denkt gleich an das Allerschlimmste. Ein paar Worte mehr —“

„O mein Freund, wer weiß, wie schrecklich sie wären, diese paar Worte mehr! Gewiß, meiner Ensauna ist etwas widerfahren. Dem kleinen Siegfried ist etwas zugestoßen. Ich reise sofort. Mit dem internationalen Expresszug.“

„Das geht nicht; denke doch, daß die Verbindungen unterbrochen sind.“

Herbert schlug sich die Faust an die Stirn. Dann laß er wieder das Telegramm: „Bitte mit möglichster Eile nach Hause zu reisen. Verhängnisvoller Vorfall. Mama. — Warum depeeschirt Mama? Warum nicht meine Frau?“

„Weil sie im Augenblick nicht zur Stelle war. Hast du doch — glaube ich — auch in Madrid eine Depesche von Mama erhalten, über etwas Geschäftliches. Und nun — du kennst ja die alten Frauen. Wenn eine Spiegelscheibe zer schlagen wird, posannen sie es in alle Winde; wenn ein Schornsteinbrand ist: Verhängnisvoller Vorfall.“

„Laß das, Richard. Du siehst ja, daß ich ruhig bin. Ich muß eben nach Hause. Mit dem nächsten Zug.“ Er verlangte vom Kellner den Eisenbahn-Kurier.

„Das hilft dir nichts,“ sagte Richard, „du kannst nicht weiter. Du mußt den Seeweg nehmen.“

„Gut, also den Seeweg.“

Herbert sah im Schiffsfahrplan nach, der an der Wand hing. „Eildampfer nach New-York.“

„Der geht dich nichts an.“

„Eildampfer nach Southampton.“

„Nichts für dich.“

„Dampfer nach Genua.“

„Zu großer Umweg.“

„Eildampfer nach Vrest.“

„Das ist der deinige,“ sagte Richard. „Von Vrest mit Eisenbahn nach Hamburg.“

„Nach Vrest also. Abfahrt jeden Mittwoch mittags zwölf Uhr. — Mittwoch, das ist ja heute!“

„Und zwölf Uhr ist es in zwanzig Minuten. Unsere Schiffe gehen im gleichen Augenblicke ab.“

„Das ist ja ausgezeichnet!“ rief Herbert. Er lief ins nahegelegene Hotel Imperatore, um seine Sachen zu holen, seine Rechnung zu begleichen, und eine Viertelstunde später trafen sich die beiden Freunde am Molo. In demselben Augenblick schrillten die Schiffsglocken.

„Vrest!“ rief Herbert zum Gepäckträger, und dieser eilte dem großen schwarzen Dampfer zu, der links am Molo lag und schwarze Rauchdrübel aus dem Raminrohrte stieß. Gerade gegenüber rechts am Molo lag der Dampfer „New-York“. Es rasselten schon die Ketten, um die Brücke anzuziehen.

„Leb' wohl, Herbert. Es wird nicht so schlimm sein. Gib mir gute Nachricht.“

„Leb' wohl, grüße mir deine Brant.“

„Auf Wiedersehen!“

Ein flüchtiger Händedruck, denn es schrillten die Dampfsfeifen. In großen Sprüngen eilte jeder zu seinem Schiffe. Kaum war Herbert, die Hand eines Matrosen mußte ihn fassen, auf seinem Dampfer, da rollte es, der Koloss zitterte und begann sich sachte zu bewegen.

Sie standen am Bord, jener drüben, dieser hüten, und winkten sich mit den Taschentüchern zu. Die letzten Lebwohlrufe haben den gellenden Hakenlärm nicht mehr durchbringen können.

Eine plötzliche Wandlung. Wer hätte das vor einer halben Stunde gedacht! Herbert schaute auf Lissabon. Je mehr es zurückwich, je höher schien es aufzusteigen. Jetzt fiel ihm ein, was er noch alles hätte tun sollen. Besonders nach Hamburg deveschieren, daß er auf der Heimreise sei. Was hätte er dem Freunde noch

alles zu sagen gehabt, dem Glücklichen, der jetzt schnurgerade, ohne Aufenthalt und Unterbrechung, seiner Braut entgegenkam, während ihm nach umständlicher See- und Landfahrt zu Hause ein außerordentliches Glück erwartete.

Noch in der Bucht waren die beiden Schiffe in einer gewissen Entfernung nebeneinander hingefahren und die Freunde hatten mit den weißen Fähnchen ihrer Taschentücher ohne Unterlaß sich zugewinkt. Nun die hohe See erreicht, sah Herbert, wie der Dampfer „New-York“ sich immer weiter von dem seinen entfernte und wie er als kleiner schwarzer Punkt unweit der Küste gegen Norden eingebogen hatte, während sein Schiff schnurgeraden Lauf gegen Westen nahm.

Herbert hatte seinen Handkoffer auf dem Deck unter eine Bank geschoben und suchte nun den Kapitän auf, um ihm zu sagen, daß er noch keine Fahrkarte lösen konnte, weil er sich erst im letzten Augenblick zur Reise entschlossen habe. Er wolle eine nach Brest.

Der Kapitän starrte ihn an von oben bis unten. „Sie wollen nach Brest?“

„Nach Brest eine Karte erster Klasse.“

Darauf mit hankemäßiger Gelassenheit der Kapitän: „Dieses Schiff geht nach New-York.“

„Was sagen Sie?“

„Dieses Schiff geht nach New-York.“

„Um Gotteswillen! Aber um Gotteswillen!“ rief Herbert mit wildstöhnendem Atem. „Ich bin doch auf dem Dampfer, der nach Brest geht! Man hat mir's doch gesagt. Das ist doch der Dampfer Brest.“

„Es ist allerdings der Dampfer Brest, aber er geht nach New-York. Der nach Brest läuft — sehen Sie! —

der schwarze Punkt dort an der Küste, die alle New-York, die geht nach Brest."

"Aber Gott! Aber mein Gott im Himmel! Ich fahre ja nach Brest! Ich muß nach Brest!" schrie Herbert grell auf. "Ich muß — ich muß!"

"Also ein Billet nach New-York," sagte der Kapitän gelassen und nannte den Preis.

Herbert stampfte wütend mit den Füßen und verlangte in seinem wahnsinnigen Schreck, daß der Dampfer umkehre. Darauf schaute ihn der Kapitän mit kühlem Blick neuerdings an und suchte die Achseln.

Herbert tobte über das Deck hin und fluchte und flehte und bat den Kapitän auf den Knien, ihn wenigstens auf einem der Rettungsbote nach Lissabon zurückbringen zu lassen oder irgendwie das bereits entweichende Brest'er Schiff zur Umkehr, zum Warten zu verständigen.

Der Kapitän suchte schweigend die Achseln. Endlich gewann der Hamburger doch so viel Vernunft, um einzusehen, daß hier alles Rasen nichts helfe. Der Dampfer schnitt mit brausender Energie die Wellen des Ozeans — dem Westen zu. Herbert setzte sich hinter den Mast auf einen Ballen und starrte zu Boden. Die Mitreisenden, die ihn mit Theilnahme beobachteten, konnten sehen, wie große Tränen über seine Wangen liefen.

Die portugiesische Küste war nur mehr ein ferner blauer Streifen und allmählich verschwand sie ganz. So fuhr er nun von Europa davon und zwar zu einer Zeit, wo er's am wenigsten durfte, wo er daheim am notwendigsten war, wo er von den Seinen zu Hilfe gerufen wurde in einer großen Noth. Wenn er nur eine Ahnung hätte, was geschehen ist! Ein verhängnisvoller Vorfall! War ein Brand ausgebrochen? War Frau



Eufauua extrakt oder der kleine Siegfried, welcher erst wenige Wochen zuvor den Scharlach überstanden hatte? Oder gar jemand plötzlich gestorben? O heiliger Gott, wie das qualvoll ist! Und mit jedem Augenblick entführt das Schiff ihn weiter und weiter von seinen Lieben, die in Sehnsucht auf ihn warten. — Sollte bei der Berliner Firma Schwippe & Sohn, bei der er stark engagiert war, etwas los sein? Nein, hatte ihm doch sein Bureau-director Maischuster erst nach Madrid mitgeteilt, daß Ultimo die hundertachtzigtausend Mark bar bezahlt worden waren. Oder wäre ein Einbruch in die Kasse vorgekommen? Unmöglich, Maischuster ist der vorsichtigste Mensch, ist imstande, sein Nachtlager auf der harten Eisenkasse zu nehmen, um sie zu bewachen. Ein öffentliches Unglück mußte man ja in den Blättern gelesen haben. Also was ist geschehen? — Ringsum war nichts mehr als die grünen Wässer des Atlantischen und der Tampfer, der den unglücklichen Namen „Brest“ trug, schnitt seine schnurgerade Straße nach Westen.

Dann dachte Herbert auch an seinen Freund, der auf der „New-York“ nordwärts der fernern französischen Küste zufuhr, ohne Gepäc, vielleicht auch ohne Geld, ins Ungewisse hinein. Wie mochte dem zumute sein, der seine Braut wartend weiß in New-York, und er kann nicht eintreffen zu dem für die Hochzeit bestimmten Tage und kann ihr keine Nachricht geben. Sein unglücklicher Freund Herbert, ja der wird dem Schiffe entsteigen, mit dem Luise den Bräutigam erwartet, aber sie erkennen sich nicht, gehen fremd aneinander vorüber.

Herbert hat nun allerdings in seinem Taschenbuch die Adresse der Familie Luise's, und zu ihr soll auch der erste und wohl auch einzige Weg sein in New-York.

Hat er doch Richards Koffer, der auf diesem Schiffe ist, dort abzugeben. Und dann mit dem nächsten Schiffe nach Hamburg! Aber welche Ewigkeit liegt dazwischen! Der erste Tag wollte kein Ende nehmen; wie sollten die neun Tage vergehen, ohne daß er vor Ungeduld stirbt? — Auf ein aus dem Westen entgegenkommendes Schiff hatte Herbert noch gerechnet, das ihn aufnehmen und nach Europa bringen konnte. Aber außer ein paar kleinen kreuzenden Segelschiffen war kein Fahrzeug zu sehen. Am zweiten Tage kam von Norden her ein großer englischer Dampfer, ein Ostindienfahrer, dann nichts mehr auf den öden, unendlichen Wässern. Kein Schiff, das ihn erlöst und in die Heimat gebracht hätte. Nichts und nichts. Er mußte eine Bente der „Vrest“ bleiben, sich in Geduld fassen und tallos warten auf das, was das Schicksal über ihn verhängt haben mochte. So saß er denn auf dem Deck, stets allein, und brütete. Mancher der Mitreisenden, es waren auch ein paar Deutsche darunter, wollte sich ihm nähern, um ihn zu zerstreuen; er ging nicht darauf ein. Er brütete vor sich hin in dem Gedanken: Immer weiter fort, immer noch weiter fort! Wäre er auf irgend einer Stelle der Erde festgehalten für die Länge der Zeit! Aber dieses immer noch weiter fort, immer noch weiter der Heimat entrückt werden — es war nicht zu ertragen. Es war eine unsägliche Qual. Herbert nahm sich vor, wenn er seine Lieben wiedersehen sollte, so wird er sie nicht mehr verlassen, nicht auf zwei Tage lang. Aber — er wird sie ja nicht wiedersehen, sicher nicht alle wieder. Tag und Nacht waren seine Gedanken zu Hamburg in seinem Hause, er sah nichts als Brandstätten, Totenbahnen, gesprengte Kassen und fallierte Geschäftsfirmen.

Am fünften, sechsten Tage wurde er etwas gefasster. Die Nahrung, wovon er sonst mit Widerwillen genossen, begann ihm zu munden, der Schlaf wurde ruhiger und erquickender. Je mehr man sich der amerikanischen Küste näherte, je klarer ward es ihm, daß er dort etwas erfahren müsse. Und mit dem ersten Schritt, den er auf das nach Deutschland abgehende Schiff setzen wird, ist er so viel als zu Hause, denn jede Sekunde bringt ihn dann im Fluge näher der Stelle, wo er aufzurichten und zu trösten haben wird. Er ist nun gefaßt, so schlimm kann es unter seinen Umständen sein, als er es in der Vorstellung durchlebt hat. Denn er hat alle denkbaren Unglücksfälle durchlitten, und in der That wird es doch nur einer sein. „Verhängnisvoller Vorfall“. Der Ausdruck imponierte ihm nicht mehr ganz so. Was ist verhängnisvoll? Alles Mögliche. Alle Frauen lieben in Hyperbeln zu sprechen. Vielleicht war es sogar im scherzhaften Sinne gemeint, um den Sohn, der sonst mit der Rückreise manchmal arg zu säumen pflegte, ein wenig zu peitschen. Vielleicht ist bei der ganzen Sache verhängnisvoll nur die Verwechslung der Schiffe auf dem Hafen zu Lissabon. Aber — wer weiß es?! Gott allein, dem er nun alles anheimgibt. Ja, das ist der Anker. Dem Allmächtigen will er's anheimgeben. — Ach, wie eine solche Seereise herrlich wäre bei ruhigem Gemüthe! Und wie peinvoll sie gewesen ist, wie so schrecklich nichts vorher in seinem Leben war. Richard, der mag zusehen, wie er herüberkommt. Hochzeiten lassen sich verschieben. Wenn sich alles so verschieben ließe? — Ei doch, wir haben den „Verhängnisvollen Vorfall“ ja Gott anheimgestellt.

Am zehnten Tage um fünf Uhr früh war die Frei-

heitsgöttin in Sicht, im Hafen von New-York. In der aufgehenden Sonne glühte sie rot, wie Eisen in der Gasse. Und dann tauchte die abenteuerlich herrliche Stadt auf. Um sieben Uhr betrat Herbert den Boden von Amerika. Da war im Augenblick sein Anliegen völlig vergessen, so lebhaft stürmte die neue Welt und ihr Treiben auf seine Sinne ein. Er kam sich vor wie ein dreister Abenteuerer und wollte es sein. Wollte es denn in Gottes Namen einmal sein! Er war völlig berauscht. — Den Koffer seines Freundes bekam er nicht ausgefolgt, um ihn an dessen Brant zu überschicken; er wurde ins Magazin gestellt, bis der Eigentümer selbst sich um ihn ausweisen konnte. Das erste, was Herbert suchte, war eine Auskunftsstelle wegen Abfahrt der Schiffe und ein Telegraphenamt. In seiner größte Freude sollte an demselben Tage, abends zehn Uhr, ein deutscher Plostdampfer nach Southampton und Bremen abgehen. So ist er in sechsseinhalb Tagen zu Hause. — Und nun wollen wir frühstücken. Er ging in das nahe dem Hafen gelegene Hotel „Grodin“. Aber es schwankte noch der Boden unter den Füßen, er hatte auf schwankelem Boden das Gehen verlernt. Im großen Hotel trat er in eines der Speiselabünette. Da war's behaglich ruhig; ein einziger Herr saß in der Ecke und sprach mit Eifer seinem Imbiß zu. Er blickte nicht vom Teller auf, bemerkte den Eintretenden kaum, dieser aber tat einen Schrei. „Maischuster!“

Ja, es war sein Burcaudirektor aus Hamburg. Im ersten Augenblick glaubte er, der Direktor sei ihm nachgereist, doch schon im zweiten Augenblick glaubte er etwas anderes. Denn Maischuster, als er plötzlich vor sich seinen Chef sah, zuckte heftig ein und wurde blaß.

Dann sprang er auf, riss vom Nagel Hut und Überrock; Herbert aber stand an der Thür, packte den Mann fest am Arm und sagte gedämpft:

„Maischuster, was ist das?“

Der Direktor ergab sich wehrlos, denn er glaubte, Herbert sei aus Hamburg nachgereist, um ihn festzunehmen und vor der Thür ständen die Wäscher, denn durch die Fenster sah man Nachleute.

Herbert hatte den Zusammenhang nun durchschaut. „Sie haben sich etwas zu schulden kommen lassen, Maischuster!“

„Da haben Sie's, da haben Sie's! Ich gebe ja alles zurück!“ stammelte der Pateaudirektor und zog aus dem Westenlak ein Palet. „Ich hätte es ja ohnehin zurückgegeben, ich wollte nur — — Lassen Sie mich bloß los. Lassen Sie mich los, oder — —“ Er suchte mit einer Hand in die Rocktasche zu kommen. Die beiden Männer rangen, stießen Stuhl und Tisch um, bis Kellner herbeieilten, Hoteldiener und Nachleute, mittels welcher der Desfraudent festgenommen und gebunden werden konnte.

Herbert öffnete das wohlverschnüerte Palet und fand in Noten und Papieren eine Summe von 230 000 Mark. — Und nun wußte er's. Nun glaubte er es zu wissen, was die Depesche „Verhängnisvoller Vorfall“ bedeutete. Sein Herr Maischuster war ihm in Hamburg mit der Kasse durchgegangen. Und nun sah er auch, wie es kommen kann, wenn man in eigener Ohnmacht sein Anliegen dem Herrgott anheimgibt, der in diesem Falle schon vorher für die Sache gesorgt hatte. Herbert mußte in Lissabon das unrichtige Schiff besteigen, um in Amerika den Dieb zu erwischen.

Dem Maischuster wurde noch eine Tasche mit Goldstücken und ein Revolver abgenommen und dann ist er in behördliches Gewahrsam gebracht worden.

Als Herbert das auf so wunderliche Art wieder-gewonnene Vermögen wohlverwahrt hatte, ging er daran, das Haus der Braut seines Freundes aufzusuchen. — O wie war das jetzt anders, wie war dieses New-York jetzt schön! Nur die Betrübniß der Miß Luise fürchtete er noch, wenn anstatt des heißerwarteten Bräutigams ein fremder Mensch kommt, um zu sagen, der Bräutigam sei auf ein unrechtes Schiff gestiegen und könne kaum vor einer Woche eintreffen. Im Wildpark, dem Lärme ein wenig entrückt, stand ein stattliches Haus. Hohe Tannen, wie er sie seit den Pyrenäen nicht mehr gesehen hatte, überragten mächtig die Giebel und auf den Wipfeln sangen zu hunderten die Vögel. Herbert drückte mit Vellemmung am Taster, das Thor öffnete sich und vor ihm stand — Richard. Er war eben vor einer Stunde angekommen. Ein amerikanischer Gildampfer, mit dem sein nach Vrest fahrendes Schiff gekreuzt, hatte ihn aufgenommen und hierher gebracht. Laut lachend fielen sich die beiden Freunde in die Arme und Herbert erzählte mit kurzen Worten lustig, daß er in den wenigen Stunden seines Aufenthaltes in New-York schon ein großes und gutes Geschäft gemacht habe. Dann, gleich im Stiegenhaus, wurde die Braut vorgestellt — ein frisches, rund- und schwarzäugiges Mädchen, das ohne viel Förmlichkeit dem Freunde ihres Richard derb die Hand schüttelte.

Gegen Abend desselben Tages kam die erbetene Depesche aus Hamburg mit dem Berichte, der verhängnisvolle Vorfall bestehe darin, daß der Bureau-

direktor eine große Defraudation verübt habe, flüchtig geworden sei und bis zur Stunde noch keine Spur von ihm zu entdecken wäre. Dann hieß es: „Sonst alles wohl. Deine Susanna.“

„Nun also!“ rief Richard. „Das wäre geschlichtet. — Und nun wirst du bei unserer Hochzeit sein!“

„Das versteht sich. Ich eile nur, meiner Familie zu berichten, daß wir ihn haben.“

## Das Recht der Persönlichkeit.

Seit ungefähr einem Jahrhundert sind wir nothhalber im Besitze der langerschuten Freiheit. Diese Freiheit nützen wir weder dahin aus, so recht nach Vergessenschaft — unfrei zu werden. Denn das allernueste Ideal heist nicht mehr Freiheit, sondern Gleichheit. Unsere Kultur ist ein großer Hobel, der über alles dahinsfährt, alle Kanten und Ecken abstoßt, um alles hübsch glatt und gleich zu machen. Die Sondercharaktere, die Persönlichkeiten, die merkwürdigerweise gerade in den Zeiten politischer Unfreiheit gedeihen, kann man nicht mehr brauchen, man will nur „Peute“, gesellschaftliche Durchschnittsware; die Menschenseelen sind nicht mehr fleisige Pandarbeit des Geschides, vielmehr Fabrikarbeit der Schule, des Drills, der Konuenienz. In dem Augenblicke, als die errungene Freiheit den Menschen gestattete, so recht persönlich sein zu dürfen, wollten sie es nicht mehr sein, wollten sich dem Niveau der Gesellschaft anpassen. Das war schid und gab Vorteile. Nun wird der einzelne als Bruchstück betrachtet und soll in irgend ein Ganzes ausgehen, in die Partei, in den Staat, in die Kirche, in die Nation. Es wäre ja schön, wenn der einzelne der Gattung lebe, aber das ist doch wieder



nicht, er lebt bloß dem Prinzip, aber auch dem nur scheinbar; hinter dem Prinzip verbirgt er seine eigentlichen Bestrebungen. So daß zwar das Selbst zugrunde gegangen ist, nicht aber die Selbstsucht. So wird das Prinzip der Gemeinsamkeit niemals zum Siege kommen, ja das kann's auch gar nicht, weil der Mensch als Person der Stärkere ist, der als Tiermensch dem Prinzip voraus das Recht der Erstgeburt hat. Er war Individuum, ehe es eine Gesellschaft gab, eine Persönlichkeit, ehe es ein Prinzip gab. Es kann in großen Gefahren geschehen, daß auf kurze Zeit das Prinzip des Zusammenhaltens herrscht, daß aus tausend Individuen ein starker Körper wird, so bei Elementarereignissen, im Kriege, unter Innunendruck. Aber der einzelne gibt sich in solchen Zeitläuften dem Ganzen hin, weil es sich um den Bestand seiner selbst handelt. Ist die Gefahr vorüber, fällt die Einheit wieder auseinander. Also das Sonderwesen opfern und die gesellschaftliche Einheit doch nicht erreichen, das ist ein schlechtes Geschäft.

Man hört lehren, das Menschentum liege in der Gesamtheit. Mich dünkt, es liegt in der Persönlichkeit. Die Nation hat als Nation gar keinen Wert, sie hat ihn nur, weil sie viele Persönlichkeiten umfaßt, die durch sie gleiche Anlagen und Bedürfnisse befriedigen wollen. Allerlei Gründe wegen tun Gleichartige sich zusammen, nicht aber des Prinzips der Gemeinsamkeit willen. Das ist der natürliche Vorgang. In diesem Sinne — zum Wohle jedes einzelnen Menschen — muß jeder dem Ganzen opfern, müssen unter Umständen einzelne sogar dem Ganzen geopfert werden dürfen. So zum Beispiel, wenn Verbrecher auszuscheiden sind. Im übrigen soll Gesellschaft und Gesetz nicht eingreifen in

das Recht des Einzelnen. Jeder soll, so weit es anderen nicht schadet, sich nach seiner Weise ausleben dürfen. Das ist natürliches Recht. Je kräftiger ein Mensch sich aus sich selbst entwickelt, je verschiedener wird er von anderen. Diese Mannigfaltigkeit ist dem deutschen Volke zwar zeitweise politisch schlecht bekommen, ist aber doch die Ursache seines unerschöpflichen Gehaltes.

Wie steht es mit der Persönlichkeit im geistigen Leben? Die liegt im argen. Die Gedankenfreiheit ist nicht genug, man sollte die Gedanken auch frei aussprechen dürfen. Man sollte seiner persönlichen Überzeugung und Artung, so weit sie nicht schadet, ungehindert nachleben dürfen, man sollte zur Zeit, wo alles auf den Kopf gestellt ist, auf den Füßen stehen bleiben dürfen. Nie ist die Betschmuckerei ärger getrieben worden, als heute. Jeder wirbt Anhänger für seine Prinzipien, denen er selber nicht nachlebt. Reichtthaberische Köpfe, aber kein Charakter. Man ist so frei, dem andern die Freiheit zu nehmen. In Kunst und Literatur will man immer Originale. Aber lebendige Menschenoriginale will man nicht. Da die Leute alle schablonenhaft sein sollen, so nimmt man sich nicht mehr die Mühe, die Sonderartung, wo sie noch vorkommt, zu studieren; wer nicht so denkt wie du, den bist du geneigt für einen Dummkopf zu halten. Daß seinem Standpunkt etwa eine Naturnotwendigkeit zugrunde liegen könnte, fällt dir gar nicht ein. Wer nicht selbst ein Charakter ist, dem ist jeder Charakter zuwider; in Gesellschaft von Schablonenleuten ist die Persönlichkeit störend, ja selbst dem Staate ist die starke Persönlichkeit unbequem. Je mehr Persönlichkeit in einem Menschen ist, je verbotener wird er sein. In den unteren Volksklassen, die näher der Natur stehen,

gibt es noch starke, eigenartige Menschen, dort gelten sie noch etwas, dort läßt man sie ruhig sein, wie sie sind. So vorurtheilslos sind die höheren Klassen eben nicht. Auf dieser Wiese wird die Wunderblume wie die Stachel-distel hingemäht zu Heu für die Herde.

Es muß ein Prophet kommen, der das Recht der Persönlichkeit ausruft; der das Lied in Erinnerung bringt, das uns an der Wiege gesungen wurde: Sei wie du bist.

Bei diesen Gedanken über das Recht der Persönlichkeit fällt mir eine Geschichte ein, die sich vor einiger Zeit in unserem Lande zugetragen hat. Das war ein Kampf um die Persönlichkeit im engen Kreise des Hauses. Und da ist dieser Kampf am furchtbarsten, denn in einem Hause hat nur ein ganzer Mensch Raum.

Da war einmal ein Ehepaar. Wie das oft so geht, verlobt hatten sie sich als Mann und Weib, dann waren sie — Herr und Frau geworden. Er war ein forscher Norddeutscher, voll Lebenslust und Tatkraft und voll Rücksichtslosigkeit in Durchführung seiner Absichten und Erlangung seiner Genüsse. Von Veruss wegen war er Bauunternehmer; aus seinen Federstrichen entstanden Eisenbahnen, Paläste und Großwerkstätten; seine Energie riß auch andere zum zuversichtlichen Schaffen mit sich fort. Seine Genüsse theilte er froh mit anderen, am liebsten mit seiner Ehefrau Adele. Das war ein schönes Weib, er liebte es leidenschaftlich. Schaffen und sinnlich genießen, das war sein Leben, und dazu wollte er auch seine Frau erziehen; denn sie war von Natur wegen anders geartet.

Seine Frau Adele, eine Süddeutsche, war eine reichmütige, innige Natur, die beschauliche Heiterkeit

liebend, häßlicher Zurückgezogenheit hold. Wie er seine äußere Welt lebte, so sie ihre innere.

Diese zwei Menschen, die sich anfangs so herrlich ersetzten zu einem Ganzen, hatten ein Kind. Es war ein Knabe, schön, gesund und mit reichen Anlagen. Sie liebten es unbändig, jedes in seiner Art. Die Mutter erzählte dem Kleinen Mädchen von Himmeln und Engeln; der Vater bildete ihn mit körperlichen Übungen aus, erzog ihn früh zum Reiten, Schießen und anderem Sport. Er bildete den Körper, wie sie die Seele — konnte es eine glücklichere Vollenbung geben? Für die Sommer- und Herbstmonate bewohnten sie ihr Landhaus in einem schönen, entlegenen Tale Tirols. Und dort war es, wo der Knabe in seinem ersten Lebensjahre auf der Jagd verunglückte. Einem Wilde nachjagend, war er vom Pferde gestürzt; tot und entstellt brachten ihn Bauern ins Landhaus. Was da über die Eltern kam, das war nicht Trauer, das war Verzweiflung. Die wurde ins Dämonische gesteigert durch die Vorwürfe, die sie einander machten. Sie behauptete, daß ihres Mannes Anzierung zum Jagdsport das Kind bis zum Tode verführt habe; er war davon überzeugt, daß einzig nur ihre Verweichlichung und Unselbstständigkeit seines Lebens die Ursache an dem Sturze gewesen. So grüßte sich plötzlich die ungeheure Kluft, die zwischen beiden schon lange bestanden haben mußte, weil zur offenen Entzweiung der Gatten so unhaltbare Anlagen genigten. Die Frau wurde aber bald milder des Jauers, sie gab sich mit einer Art stiller Wollust der betäubenden Wucht des Schmerzes hin. Das brachte den Gatten neuerlings gegen sie auf. Kopfhängerei, Sentimentalität! War es nicht genug an dem Verluße des Knaben? Mußte auch

andere Lebensglück geübt werden? Kestnow fand, der Majerei wider grung getan und die Natur verlange Ruhe zum Leben. Der Knabe war auf dem lieblichsten Plätzchen des schön gelegenen Vorfriedhofes bestattet worden. Er sollte absterben sein. Das Landhaus wurde gesperrt. Kestnow führte seine Frau aus der Gegend und in die große Welt. In Berlin wurde ein Haus herrlich eingerichtet. Alles, was an Vergangenheit mahnen konnte, an das Kind, wurde fortgeschafft oder eckigt unter Verputz und Pracht. Frau Adele war ganz ruhig geworden. Das schwarze Kleid und das blass Gesicht waren die einzigen Zeugen dessen, was in ihrem Mutterherzen noch lebte. Dem verlorenen Kinde durfte kein Wort gesprochen werden, er wollte sein Bild von ihm sehen, es sollte nicht einmal eine Grabstätte bekommen; das Landhaus sollte nicht mehr bezogen werden. Was tot ist, ist tot; es lebe das Leben!

Adele kannte den harten, weltbuckigen Willen ihres Mannes und fügte sich ihm schweigend. Sie hatte es geübt lassen, als er die Gräber des Knaben, die Wälder, das Jochrad, das Schiefgewehr, an ferne Orte verschickte. Als er aber die Hand aufstreckte nach dem Küsschen, worin das erste Spielzeug des Kindes aufbewahrt war, da warf sie sich ihm entgegen und rang mit ihm grimmig. Als ob er ihr den Knaben wehrte, entsichern wollte, so rang sie. Von seinen ehernen Armen wurde sie zu Boden gedrückt, in die Erde, wo sie stumm und blick.

Von diesem Tage an hat Frau Adele sich in nichts mehr gegen ihn aufgelegt, nicht mit einer einzigen Beschwerde. Mit seinem Worte wurde des Knaben mehr erwähnt, und Kestnow war nun völlig überzeugt, daß

diese radikale Umkehr zum Leben die richtige gewesen, auch für sie. Er begann wieder pörtlich zu werden, er besuchte glänzende Gesellschaften, gab Feste und wendete sich mit großer Energie der Arbeit zu, die ihm Tag für Tag neue Erfolge und Ehren brachte. Er hatte die Einheit und Gewissenstruhe eines durchaus vernünftigen Lebens. Mit großer Befriedigung sah er auch, wie seine liebe Frau sich allmählich den Verhältnissen fügte, dem Verlust zu vergessen schien und im Glanze des Hauses ruhig dahinsah. Sie war sanft und gütig gegen jedermann, doch blieb sie außer den mit ihrem Manne gemeinsamen Mahlzeiten zurückgezogen in ihren Gemächern. Wenn der Gemahl sie dort begrüßen wollte, fand er die Thür verschlossen. Er machte sich nicht viel daraus, sondern dachte: in der Geduld des Mannes erfinden die Muden der Frau. Endlich muß die Frau dem Manne sich anbequemen in Leben, Denken und Empfinden. Sie muß, dafür ist die Frau biegsam und bittsam. Die Frau wird vom Manne geleitet, der Mann vom Prinzip. Vernünftig und stark, so baut der Mensch sich sein Werk. Das war seine Überzeugung. Sie schwieg, es war ihr alles recht.

Das hat längere Zeit so gedauert. Da begann es aufzufallen, wie bloß und schwächlich Frau Adele geworden war. In ihrem lichten Kleide, das sie auf des Oberherrn Wunsch mit dem schwarzen vertauscht hatte, erinnerte sie an die „weiße Frau“, so schattenhaft, fast gespenstlich war sie geworden. Nachdem die Hausärzte mancherlei Verordnungen getroffen hatten, die Frau Adele mit allem Gleichmut über sich ergehen ließ, ohne daß dem Verfall der Kraft Einhalt getan werden konnte, wurde beschlossen, sie nach dem Süden zu schicken.

Nach das war ihr recht. Zur Gesellschaft nahm sie eine Jugendfreundin mit und ein Diener begleitete sie. Herr von Kostenow — der mittlerweile Ritter geworden war — nahm von seiner Frau zärtlichen Abschied. Sie hat ihm wie geistesabweisend ins Gesicht geblickt. Auf Lussin im Adriatischen Meere hatte er alles bereiten lassen, um ihren Aufenthalt dort denkbarst behaglich und angenehm zu machen. Sie mußte ihm ja wieder geizig heißen, um eine lebenslustige Genossin zu sein.

Nach einigen Tagen kam der Diener zurück; die Damen hätten ihn verabschiedet und wollten sich allein befehlen. Nun, das war wieder eine „Mausen“. Im weissen Lande, wo keine der Damen der Landessprache mächtig war, würde dieses Gezücht schon vergehen. Nur Konsequenz. Er schickte dem alten Diener neuerdings nach mit einem Schreiben: Sie habe sich seinen Anordnungen auch in der Ferne zu fügen, sie möge ihn nicht zwingen, daß er sie in eine Heilanstalt für Unmündige gehen müsse! — Nun kam vom Diener eine Depesche, die Damen wären nicht zu finden. In Lussin wären sie gar nicht angekommen, und die ihnen dort bereiteten Appartements ständen leer.

Da stuhlte er ein wenig, der Herr von Kostenow. Tröstete sich aber damit, daß, da auch aus Titel auf seine Anfrage kein Bescheid kam, sie wahrscheinlich in Abbazia weilen würden oder sich gar nach Genua oder der Riviera begeben hätten. Dann begann ein großes Suchen nach der Frau. Als jedoch die Nachforschungen ergaben, daß sie an keinem dieser Orte eingetroffen wären — auch in Venedig, in Ragusa, gar in Cairo wurde gesucht —, da hing dem Herrn Gemuth zu Berlin an, unbehaglich zu werden. In einer dunklen

und prunkvollen Nacht ging ihm ein Licht auf, aber es erhellte nicht, es brannte nur. Hatte er sie nicht behandelt, als ob sie ein widerspenstiger Teil von ihm selbst wäre, und sonst nichts? War nicht auch sie möglicherweise eine Person für sich, die ihr eigenes Seelenleben führte? Die ihr persönliches Recht hatte, zu sein, wie sie war? Aber als um ihn das Tageslicht schien über die gewohnte Umgebung, da verengte sich sein Gesichtskreis sofort wieder, er sah und anerkannte nur sich selbst und seine Vernunft. „Das fehlte gerade noch, daß ein kluger Mann einem törichten Weibe folge!“

Er folgte ihm aber doch. Gegen seinen Willen, gewalttham wurde er hingegriffen, ließ alles im Stiche, ärgerte sich, daß er's that, ging auf die Reise wie ein Abenteuerer und suchte seine Frau. Er war in Angst um sie und wütete gegen sie und ahnte — sie wäre nun von beiden der Stärkere. Er durchforstete Ägrien und Palästina, Italien und das südliche Frankreich. In allen Hafenstädten des Mitteländischen Meeres war die Polizei tätig, den Aufenthalt der beiden Frauen auszuforschen. Vergebens. Was ist da geschehen? Ach, diese Träume, die ihn in den Nächten verfolgten! Und plötzlich empfand er, daß er seine Ahele liehe, aber mit einer ganz anderen Liebe, als er bisher gekannt. Nicht mit der Lustliebe, nein, mit einer Leidliebe, die so qualvoll war, daß er wahnsinnig werden wollte. Der nüchterne Mann begann Gesichte zu haben. Er sah sein Weib an der Bahre des Kindes, und wie sie dann verzweifelt mit ihm grungen um das Spielzeug. — Hatte er ihr vielleicht gar unrecht gethan?

Gutlich war ihm so viel als sicher, sie hätte sich



das Leben genommen. Also vorbei. — Was gab es da anderes als zurückzulehren nach Berlin und, so gut es ging, ein neues Leben zu beginnen. Auf der Rückreise erkrankte er an einer Lungenentzündung. In einem Bauernbette Savoyens mußte er wochenlang dahinsiegen. Und da begann es in ihm heller zu werden. Was er bisher nur dumpf empfunden, es flärte sich zur Gewissheit — er hatte ihr tiefengroß unrecht getan. Er hatte sie wie eine Sklavin gehalten. Schlimmer noch, er war in ihr innerstes Heiligtum gedrungen, um ihr das Gedenken an Kind zu vernichten. Das einzige, was von ihrem Glücke noch geblieben war. Und hatte gar geglaubt, das sei vernünftig von ihm gehandelt. Vergangenes vergessen, die Gegenwart genießen; sich nicht sentimental in Träumen überlassen, sondern tüchtig schaffen und leben! War das nicht durchaus vernünftig? — Nein, was er an ihr getan, war klipp und klar das Allerunvernünftigste gewesen, was er hatte tun können. Er hatte sie nicht erlöst. Er hatte ihr unveräußerliches Recht, zu sein, wie sie war, mit Füßen getreten. — Jetzt will er heimkehren und weiterleben und weitergenießen, als ob nichts gewesen wäre! Wie kann er denn das? — Dann hieb er sich die Faust an den Kopf: Tiefes Weib hat mich weislich gemacht! Was du von ihr verlangtest, tue es nun selbst! Vergiß! Vergiß deine Ehe, wenn du kannst! Vergiß deine Schuld, wenn du kannst. Lebe!

Aus langen Fiebernächten war er anders aufgestanden, als er sich hingelegt hatte. Der antike Kraftwusch war zum modernen Herrenmenschen geworden. Anstatt handeln hieß es nun leiden.

Als er nach der Krankheit das erstemal ins Jüdic

traf und die weißen Berggäupter niederschauten ins Rosenparadies des Tales, überkam ihn ein kramphastiges Weinen. Ach, wie das weh tat, wie das weh tat! Es war etwas ganz Neues, dieses rasende Weinen. Hatte nicht auch sie einmal so geweint?

Die Heimreise nach erfolgter Genesung war planlos. Wohin wollte er denn nur? Das erstemal stieg es ihn an: Daheim! Wo war denn sein Daheim? Er schauerte vor den Gindden des Palastes. Ein Haus ohne Weib und Kind . . . Wo waren die Gräber? Seine Ahele ruht vielleicht auf dem Meeresgrunde. Aber das Kind. War ihm nicht das Grab des Kindes noch geblieben? Plötzlich erinnerte er sich, und die Erinnerung war süß. Merkwürdig, daß Erinnerungen an Tote so süß sein können. Sein Weg führte ihn durch Titol. Der Eisenbahnzug hielt in jener Station, wo er so oft ausgestiegen war. Er stieg aus, um einen Blick in die Gegend zu werfen. In der nächsten Minute war der Zug abgedampft und er stand da mitten in den stillen Bergen. Er mußte nicht genau, ob er das gewollt oder eigentlich nicht gewollt hatte. Er mußte noch krank sein. Nun, so war's auch gut, so konnte er einmal nach seinem Landhause sehen. Unterwegs dahin kam er am Friedhof vorüber, er hatte zufällig diesen Weg eingeschlagen. Da wollte er doch einmal hingehen, vielleicht war das kleine Grab noch zu finden, trotzdem keine Inschrift an Verlorenes mahnen sollte. Er fand es leicht unter den zwei Weiden, es war mit frischen Rosen geschmückt, es war mit einem lebendigen Kranz von Bergfameinridhten umgeben. Die guten Leute hier, sie hatten ihn lieb gehabt. Schlaf wohl, mein Junge, es ist alles vorüber. Dann ging er weiter, durch ein

Büldchen hinauf, über eine Heide, auf der zwischen Grilkraut weiße Steine lagen. Ein hohes, rotange-  
strichenes Kreuz stand hier, das früher nicht gestanden  
war. Sollte es nicht hier gewesen sein, wo der Knabe,  
vom Pferde gestürzt, gefunden worden? . . . Wer hat  
dieses Kreuz aufgestellt? Es grante ihm vor dem Kreuze,  
daß so schweigend da stand in der Einsamkeit, und doch  
so laut und vorwurfsvoll seinen Namen rief . . . aus  
der Ewigkeit herüber. Verwirrt eilte er auf unge-  
pflügtem Pfade den Hügel hinan, wo das Landhaus  
stand. Wohnt den jemand drinn, daß die Fenster offen  
sind? Er ging durch das Thor, er öffnete seitlings im  
Hofe die kleine Thür. Da stand er an der Schwelle  
eines dunklen Gemaches, in welchem eine rote Angel  
brannte. Rasch wollte er sich wenden, da standen sie  
sich gegenüber . . . Kostnow und sein Weib Adele. Sie  
war schwarz gekleidet, hatte rufrote Wangen und ein  
helles, frohes Auge.

„Ruht nicht,“ sagte sie, ihn leicht am Arme fassend,  
als wolle sie verhindern, daß er hier etwas zerstört  
„Ruht nicht, lieber Mann. Es ist mein Leben.“

Daß Gemach, in dem einst das Kind aufgewacht  
gewesen, hatte sie zur Kapelle umgewandelt und darin  
alle Gegenstände zusammengetragen, die von dem Kinde  
erzählten. Daß war ihr Heiligtum, das war ihr Leben . . .  
Und so hatte Frau Adele, von ihrer Freundin gefolgt,  
sich gesüßet in diese Berge, um hier, dem Grabe nahe,  
den Kultus des Schmerzes zu pflegen, wie es das Mutter-  
herz verlangt. Sie beschäftigte sich mit dem Kinde, also  
hatte sie es wieder. Und in der Ausübung dieses Er-  
innerungsrituals war sie gewesen.

So hatte es sich wieder gezeigt: Wenn Frauen der

Natur folgen, sind sie gewöhnlich stärker als der Mann, der auf dem Prinzip reitet.

Er schämte sich zwar, vor ihr niederzustauen, aber zwei Tropfen rannen herab über seine rauhen Wangen und in den ungepflegten Bart hinein. Jetzt erst haben sie sich gefunden, als der harte Weltmensch ein sah. „Vernunft“ allein sei nicht genug dem Nächsten gegenüber, es gehöre auch Güte und Weisheit dazu, um seiner Persönlichkeit gerecht zu werden.

## Meister Sani und sein Schatz.

Er war Maler, aber ich rede nicht von seinen Bildern. Er war Geizhals und ich rede von seinem Gelde. Er verdiente sich sehr viel Geld, buchstäblich mit Geld aufgewogen wurden seine bemalten Feinwandblätter. Aber ich interessierte mich nicht für Kunstwerke, ich interessierte mich für Tasolen. Dem Meister mußten ja auch die letzteren lieber gewesen sein als die ersteren, sonst hätte er seine Gemälde nicht verkauft. Denn er benötigte es nicht, das viele Geld. Er war aus ganz einfachen Verhältnissen emporgelommen und bedurfte für sich sehr wenig. Er war Junggeselle, was schon an sich eine Ursache des Geizs ist; wer für die Familie immer Geld ausgeben muß, der kann sich keinen Geiz angewöhnen.

Meister Sani lebte so weit anständig und stets abseit; wie er auf der Gasse einherging, merkte man ihm das Tasler nicht viel an. Auch hat ihn damals niemand unter seinen Geldböden sitzen gesehen und wie er etwa mit dünnen Fingern im Hängesack gewühlt hätte. Er hatte weder dünne Finger noch Geldböden. Seine Ersparnisse waren in mehreren Sparkassbücheln verbucht, die er in einem eisernen Kästchen unter seinem Kissenversteckte. Jetzt kann man ja alles sagen. Nicht seiner künstlerischen Tätigkeit hatte der Meister die

größte Freude am Sparen und in der Vorstellung, was er um sein gutes Geld alles haben könnte. In der ersten Zeit dachte er, jetzt — wenn ich wollte — könnte ich schon zehn Jahre saulenzen und naturbummeln, zu leben hätte ich. Bald war so viel da, daß er ans Reisen denken konnte, und er reiste in Gedanken ein zweitesmal nach Italien, denn ein erstesmal war er wirklich schon dort gewesen. Diesmal konnte er bis Sizilien gehen und über Spanien und Frankreich zurück. Später wäre er schon in der Lage, sich eine Villa zu bauen, unweit der Stadt, die täglich nach den Atelierstunden leicht zu erreichen. Wenige Jahre später war er so weit, daß er sich ein größeres Landgut kaufen könnte mit Garten-, Feld-, Vieh- und Waldwirtschaft und er ginge umher und sähe, wie die Arbeit des Gesindes schlemmt und die Früchte gedeihen und die Schweine und Hühner heranwachsen für die Festtafel. Alles das und mancherlei anderes könnte er haben, wenn er wollte. Er konnte sich gleichsam als den heimlichen Herrn betrachten über so vieles. Aber es konnte noch besser kommen und deshalb ließ er das Geld ruhig in der Sparkasse liegen; es kam immer noch reichlicher Zuzug und üppigeres Wachstum, und eines Tages war er Schlossherr. Ein großes Schloß mit Lustgärten, Meierhöfen, Waldungen, Jagden und sonstigen vornehmen Ergötzlichkeiten — konnte er haben, wenn er wollte. Und da er es haben konnte, so war es just so viel, als er hätte es. Diese Gedanken an seine Güter hatten sich in seinen Kopf festgeschlochten wie ein Spinnwebgewebe, in welchem Spinnen gaukeln und Mäden hängen. Er malte noch fleißig, aber er malte nicht mehr so gut als früher, sein Herz war bei den Gütern. In der Nacht schlief er unruhig, die Sorge um das Ver-

mögen und daß es sich ja nicht verminderte, verwüsteten seine Träume, die einst so schön gewesen waren. Zimmer hatte er die Wirtschaften, Schlösser und Fabriken zu verwalten, die doch nur erst festgeplättet — in den Sparkassenebüchern existierten.

Da sagte Meister Sani zu sich: Das ist nichts, Meister Sani, das ist nichts. So in die Gefangenschaft zu geraten! Das muß wieder anders werden. Und befreite sich mit Jugendkraft. Dann ging er hin, nahm die Gelder aus der Sparkasse und — verschenkte sie. Wo er Mangel und Not sah, da gab er hin, aber ungenannt. Er wollte nicht, daß die Leute wußten, wie dumm reich er geworden war. Auf einem Spaziergange kam er zu einer rauchenden Brandstätte. Er wählte in der Nähe, zog eine Blechkapsel hervor und sagte zu den jammernden Abbrandlern: „Das wird euch gehören, es war wohl im Hause und ist nicht mitverbrannt.“ In der Blechkapsel war so viel Geld, daß sie ihr Haus wieder aufbauen konnten. — Ein anderesmal mischte er sich unter einen Trupp Zigeuner und verlangte von einem braunen Mädchen, daß es ihm wahr sage.

Sie laß in seiner hohlen Hand und sprach: „Dem edlen Herrn steht viel Geld bevor.“

„Da ist es auch schon“, lachte er und ließ aus dem Rockärmel die darin versteckte Rolle von Silberlingen hervorgleiten. „Da nimm! Tu hast es wahr gesagt, so gehört's auch dir.“

Einer Schullehrers Familie steckte er nächtlich als Nikolo Geld zum Fenster hinein und lief nachher davon, als ob er etwas gestohlen hätte.

Von einem Knaben verlangte er einen Krug Wasser; als derselbe es vom Brunnen geholt und Meister Sani

es getrunken, da gab dieser den Krug zurück: „Ein andermal, Junge, mußt du den Krug besser auswaschen; siehe, was er für einen Bodensatz hat!“ Da lag ein Dulsaten drinnen.

In der Zeitung stand, daß eine arme Frau auf dem Wege zum Markte ihr ganzes Geld verloren hätte. Meister Sani „sah“ es und ließ ihr den gleichen Betrag schicken. Die Frau hatte mittlerweile aber selbst ihr Geld wieder gefunden und wußte nicht, an wen jener irtümliche Fund zurückzuschicken sei. Noch heute brennt ihr das unrechtmäßige Geld auf der Hand und ich mag nichts verraten.

So wurde er sein Geld auf die bequemste Weise los. Endlich hatte er noch hundert Gulden.

Die gab er nicht weg, die behielt er. Und an diesen hatte er eine Freude. Dann begann er neuerdings zu sparen und sammelte Gulden. Jetzt im Kleinen machte ihm das Sammeln wieder Vergnügen; in der geringen Anzahl waren die Dinge so leicht zu übersehen, war so leicht Ordnung mit ihnen zu halten. Das war alles wieder so einfach, wie zur Zeit, als er seine Laufbahn begann und ungefähr so viel einnahm, als was er für sich nötig hatte. Er freute sich wieder an jedem Guldenstücke, an jeder kleinen Ziffer. Die Träume waren weg und die eingebildeten Sorgen, die schier so wirklich sind als die wirklichen. Er hatte ein leichtes Herz bekommen, ganz jugendlich war ihm zumute. Er gab sich mit frischer Liebe wieder seiner Kunst hin. Sein Lebensbedarf war höchst einfach und manchmal, wenn es ihm nach etwas gelüstete, dachte er: Nein, 's ist nicht vonnöten, da mache ich mir lieber einen größeren Genuß und lege das Geld zu dem andern. Und in stiller



Abendsfrühe, da holte er sein Taschenrechner hervor und sein Sparfassenbüchel und streute sich des kleinen glatten Besizes.

Aber die Idylle sollte nicht immer so dauern. Seine Bilder trugen Geld; selbst die, so er nicht verkaufte, brachten in den Ausstellungen, in den Vervielfältigungen Geld ein. Er besaß schon wieder große Summen und die Berechnungen wurden kompliziert. Die Willen und Schlösser, die er sich wieder kaufen konnte, machten ihm zwar keine Sorgen, denn er dachte sie nicht mehr, seine Phantasie hatte den Schwung verloren, er war älter geworden. Träume wie einst hatte er auch nicht mehr, weil er wenig schlief. Wachend dachte er an sein Vermögen, ob es wohl auch gut angelegt sei, ob es nicht mehr Jinsen tragen könnte, als es bisher getragen? Ob es bei einer großen Krisis nicht gar verloren gehen könnte? — Auch von Seite des Steueramtes war eine Gefahr nicht unmöglich. Er hatte nämlich in letzterer Zeit gefunden, daß die Steuer horrend ist, und hatte etwelches verschwiegen. Wenn man draußläme! Die Angedenken von der unterschlagenen Steuer ein gutes Teil, da kann sich leicht einer finden. Und die Strafe ist furchtbar. Das Häufigste! — Oder soll er sein Geld verstecken, daß kein Mensch was davon weiß? Kann finden sie es am Ende auch nach seinem Tode nicht. Wie schade das wäre! Aber wer soll denn erben? Nur auslachen wird man einen, der so ärmlich gelebt und so viel Geld gehabt hat. Da könnte man am Ende gar noch einen Nachruf als Weizhals bekommen. — Solcherlei Gedanken quälten ihn die halben Nächte lang. Und einmal, als es schon gegen Morgen ging und die Selbstsorgen ihn immer noch nicht hatten schlafen lassen, sprang er

jornig auf, stürzte zum Schrank, riß die Sparkassbücheln hervor und wollte sie in die noch glühende Ofenglut schleudern. Aber die Bücheln wollten nicht aus seiner Hand. Als ob die Finger einen Krampf hätten, so hielten sie fest und in diesem Augenblicke fiel es ihm ein: So viel man in den Blättern liest, wird jezt gesammelt zur Errichtung einer Heilstätte für kranke Frauen. Dorthin mit diesem Luderzeld.

Doch am nächsten Morgen bettete er die Urkunden seines Vermögens wieder sorglich in den Wäschekasten. Waren sie ihm doch liebe Hausfreunde geworden — die einzigen, die er hatte. Geselligkeit und Freude an seinem Künstlerthum waren ihm völlig abhanden gekommen, seit er sein Geld gar so lieb gewonnen hatte. Aber — war es denn sein Geld, das da im Kasten lag? Das waren nichtige Scheine. Nach der Persönlichkeit des Geldes begann er sich zu sehnen. Er wollte es bei sich in seiner Wohnung haben, selbst um den Preis der Zinsen. Nur dem baren Gelde in der Nähe sein! Der Schrank nah' dem Bette, dann wollte er Ruh' haben. Monatslang mußte er warten, bis die Sparkassen ihm seine großen Guthaben zurückgeben konnten. Dann aber schloß er sich oft stundenlang in sein Schlafzimmer ein, betrachtete die Goldmünzen, die Reichsnoten, die Banknoten und zählte und ordnete sie und legte sie zärtlich wie liebe kleine Kindlein in die Wiegen der Kistchen. Und war der Schrank wohl verschlossen, so sehte er sich zu seinem Kassencubue und rechnete und rechnete, bis er wieder den Schrank aufschloß, das Geld herausnahm und prüfte, ob wohl noch alles stimme. Die Thür zur Wohnung im vierten Stock hatte er mit Eisenblech beschlagen und mit Wehrschlössern versehen lassen. Aber trotzdem wagte er die

Wohnung kaum zu verlassen und in den Nächten fürchtete er sich vor Räubern und Mördern. Er wagerte ab, er fühlte sich krank und in seinem Atelier, das zwei Häuser weit von der Wohnung entfernt war, sah er selten und überhaupt nicht mehr, um schöne Bilder zu malen, sondern um Geld zu verdienen. Er verzichtete auch auf neue Kleider, weil die alten noch gut waren; er begnügte sich mit der einfachsten Kost, weil sie am gesündesten sei. Sein Gemeisinn war pädagogisch geworden, er gab kein Almosen mehr, weil das die Bettelci züchte, er verleugnete dem Steueramt sein Einkommen, weil jeder ein dummer Kerl sei, der das nicht tut. Er sperrte sich gegen fällige Posten, die von ihm zu zahlen waren, weil es nobel ist, warten zu lassen. Und überhaupt, was nützt das liebe Geld, wenn man es wieder ausgeben soll!

Manchmal aber brach in ihm die Mut los gegen das Ungeheuer, das ihn zum elendesten Sklaven gemacht hatte. In solcher Verzweiflung nahm er sich vor, alles wieder zu verschleusen; aber das Veeß hatte sich so fest an seine Natur geklammert, mit widerhässigen Zähnen in sein Herz gebissen, daß er nicht einen Gulden losbrachte. Er konnte sich von dieser Qual nicht mehr befreien. Er ahnte, daß er daran zugrunde gehen würde, und doch sah er wieder bei seinen Kistchen und zählte und ordnete.

Eines Tages ging er auf den Gemüßemarkt, um einzukaufen. Denn er hatte sich entschlossen, die häuslichen Angelegenheiten persönlich zu besorgen. Man kann sich auf fremde Leute ja nicht verlassen. Erstens kaufen sie viel zu teuer ein, zweitens betrügen sie noch oben-dreiu, drittens fordern sie alles mögliche und viertens hat man überhaupt nicht gern unverläßliche Leute im

Pause. Er hatte seinen Landkorb schon ziemlich gefüllt, denn er pflegte gleich für die ganze Woche einzulassen, und feilschte eben noch um zwei Kilo Erdäpfel, als mit ihren schmetternden Signalen einige Wagen der Feuerwehr vorbeirasselten. Erst fragte Meister Sani erschrocken, wo es denn wohl brennen könne? niemand mußte es. Die Stadt ist groß. So ging er ruhig nach Hause. Je näher er kam, je erregter war heute das Straßenleben, und als er um die letzte Ecke bog, sah er, wie aus den Fenstern seiner Wohnung Qualm und Flammen wirbelten und darüber gerade der Dachstuhl zusammenstürzte.

„Ist die Einrichtung gerettet?“ schrie er dem Feuerwehrtauptmann zu.

„I was! Wie soll denn das gerettet sein, wenn alles steifste versperrt ist. Aber die Nachbarswohnungen intact.“

„Danke schön!“ antwortete Meister Sani. Ganz ruhig, fast mit Behagen sagte er es.

Nun war er wieder frei.

Er schaute den Flammen zu, die über seiner dachlos gewordenen Wohnung aufstiegen. Glühende Sterne und Böglein flogen empor — Funken und losgelöste Zechen. Hlog da nicht sein Geld gegen Himmel? ... Es war ordentlich sein zum Ansehen, er hatte seine Freude daran, wie dieses höllische Geld so schön und fromm geworden war.

Als endlich das Feuer gedämpft war und Meister Sani gesehen hatte, daß alles reinlich vertilgt worden, ging er in sein Atelier. Zu Arbeit hatte er Schwarzbrot und einige Äpfel, davon aß er. Dann legte er sich auf die hölzerne Bank und schlief — wie von einer

schweren Last befreit — ununterbrochen neun Stunden lang und gut, wie ein leichtsinniger König.

Nachdem das Geld so mit Gotteshilfe überwunden war, erwachte in dem Künstler wieder der göttliche Leichtsin, der von Anfang an in seiner Natur gelegen. Gerade die herrlich auslobernden Flammen hatten seinen Schönheitsinn wieder erweckt und das Farbenleuchten übertrug er auf seine Bilder. Diese stiegen noch einmal im Werte und begannen neuerdings Geld ins Haus zu bringen. Aber er ging nicht mehr darauf ein. Zweimal war's ihm gelungen — ein drittesmal könnte es schief gehen. Meister Sami gibt alles aus, was er einnimmt, und erst in seinen alten Tagen, wenn sie überhaupt kommen, will er, seiner alten Passion fröhlich, wieder anfangen zu sammeln — auf öffentlichem Plage mit gezogenem Gule — kleine Münzen.

Ob es seine Verehrer zu einer solchen Münzensammelerei kommen lassen werden, weiß man noch nicht. Wahrscheinlich.

## Der falsche Himmelsträger.

**Z**ehn Sekunden lang hatte ich — um im Volle Ärgernis zu vermeiden — mich mit vorgeneigten Körper auf ein Knie gestützt. Als das Sanctissimum vorüber war, richtete ich mich rasch auf und sagte zum Professor, der hinter mir stand: „Na kurios, wie man das Knien verlernen kann! Noch zehn Sekunden lang und ich wäre ohnmächtig geworden auf diesem Sandlohn, daß sich so bereitwillig unter's Knie geschoben hat, um mir die Sünden abbüßen zu helfen. Und einst hielt ich so was stundenlang aus, mit Leichtigkeit. Du weißt ja, die untere Volksschichte steht sich besser beim Knien als beim Stehen. Merkwürdig genug, daß gerade kleine Leute sich so sehr büßen müssen, um durchzukommen.“

„Ja, lieber Freund,“ antwortete der Professor, „davon müßte ich auch ein erbauliches Kapitel zu erzählen. Vom Büden und Knien. Wenn dem Künstler nicht ohnehin alles erlaubt wäre und er beliebig alle möglichen Sünden haben könnte, damals hätte ich sie alle bezahlt. Ja, der liebe Herrgott hätte mir noch was herausgeben müssen.“

Wir gingen am Fußsteige dem Bache entlang spazieren und er erzählte das Erlebnis.

Tu weißt, daß ich für das Frauenkloster die Altarstatue geschaffen habe. Vor Jahren schon. Seither war mein Künstlerherz oft in jener Klosterkirche bei den reichen Kunstschätzen, bei dem prunkvollen Kultus und bei den anmutigen Gestalten der Schwestern und Novizinnen. Diese bekam man aber selten zu sehen, da dem profanen Erdenpilger die heiligen Mysterien eines Frauenklosters möglichst verborgen bleiben müssen. Nun kam aber der hohe Gedächtnistag der Gründung dieses Klosters und der sollte durch ein großes Kirchenfest begangen werden. Aller Glanz sollte aufgeboten werden, alle Schwestern in ihrer Pier, und Jungfrauen sollten im weißen Festgewande unverschleiert den Einzug halten und in vielen Reihen sich um den Hochaltar gruppieren. Tu kannst dir denken, daß ich diesen Aufzug sehen wollte. So habe ich mich bei der Oberin angemeldet und ersucht, dem Feste mit beizuwohnen zu dürfen.

„Je, mein geschätzter Herr,“ sagte die Matrone, „das wird wohl nicht gehen, da nach unseren Regeln kein fremdes männliches Wesen an unseren Gottesdiensten teilnehmen darf.“

„Aber ehrwürdige Mutter,“ sagte ich, „ich bin ja kein fremdes männliches Wesen. Ich bin der Künstler, der von Ihrer Gottseligkeit gewürdigt worden war, die Altarstatue zu verfertigen. Und sollte nicht die Gnade haben können, bei der hohen Feier, die diesen erhabenen Gegenstand betrifft, dabei sein zu dürfen?“

„Aber mein Gott, Herr Professor, wenn Sie so reden! Was machen wir denn da? Sie sehen doch ein, daß ich eine unserer wichtigsten Ordensregeln unmöglich übertreten kann.“

„Gaben euer Ehrwürden in Ihrer Soust so voll

kommenen Anstalt kein Hintertürchen, das zufällig offen bleibt und durch das ein frommes Christenherz sich ungesehen hineinschleichen könnte?" So sagte ich halb scherzend, denn die Oberin — das war mir schon von früher her bekannt — versteht auch einen Spaß. Sie lächelte denn auch zu meinem Vorschlage, drohte aber mit dem Finger; von einem, der so redet, müsse man sich erst recht in acht nehmen. Indes sollte ihr ein Ausweg ein, der ihr ermögliche, den Eintritt zum Festgottesdienst zu gestatten.

„Und der ist?"

„Sie müssen dafür etwas leisten.“

„Herzlich gern. Wieviel denn?"

„Nein, in Geld nicht," rief sie fast fröhlich. „Aber an der Feier mitwirken, wenn Sie das wollten. Können Sie an der Orgel den Blasebalg treten?"

„Das Blasebalgtreten, ehrwürdige Mutter, wäre keine Kunst, wenn der Blasebalg nicht gerade im Winkel hinter der Orgel wäre, wo man nichts sieht.“

„Ach ja," sagte die Äbtissin, „das ist wahr, da sehen Sie nichts.“

„Natürlich," glaubte ich sogleich beisehen zu müssen, „geht es mir nicht bloß ums Sehen. Wohl auch der Erbauung wegen —.“

„Na na," unterbrach sie mich, „das wissen wir uns schon zu reimen. Die Künstler sind ja alle mehr oder weniger Heiden. Nun — fällt mir was ein. Wollen Sie Himmel tragen? Da wären Sie mitten im Singzug und könnten alles gut sehen.“

„Himmel tragen? Das wäre schön, Euer Ehrwürden," stotterte ich, „allein, da werden gewiß andere sein, Bestimmte, Würdigere.“



„Es sind ihrer. Aber einer ist krank. Eine Stange ist augenblicklich vakant. Dann hätte es weiter sein Bedenken.“

„Meinen ehrerbietigen Dank, aber ich muß mir's doch erst überlegen, ob — ob ich zu diesem ehrenvollen Aute nicht etwas — zu ungeschickt bin.“

„So überlegen Sie sich's. Und lassen mir's bis morgen sagen. Gott der Herr mit Ihnen.“

So die Unterredung mit der Oberin. Dann überlegte ich. Eine Stange des vieredigen Baldachins tragen, unter dem ein wohlgenährter Prälat einherschreitet. Ob sich das mit dem akademischen Künstler und dem kaiserlich-königlichen Professor wohl verträgt? Aber das glänzende Gepränge. Meiner Hände Bildwerk in einem Meere von Lichtern und Rosen. Und dann die weißen Jungfrauen. Besonders die eine mit dem länglichen Angesichte, die großen blauen Augen drin und die Wangengrübchen . . .

Am nächsten Morgen, als ich auf dem Bette saß, während meine Frau mit einem entsprungnen Knopf an die Weste heftete, begann ich über die Sache mit ihr zu sprechen.

Sie blidte mich befremdet an und sagte endlich: „Mann, das soll wohl nur ein Witz sein? Mit drei Vanusen Himmel tragen — du!“

„Das einzige Mittel, um diesen interessanten Aufzug mit ansehen zu können.“

Sie lachte laut, sehr laut und grell — fast widerwärtig.

„So ein Künstler hat seine Sachen,“ sagte ich. „Man bedarf Anregung.“

„Die du zu Hause natürlich entbehren mußt!“

„Und gerade will ich diesen Auszug sehen.“

„So th's eben.“

„Ist verboten, wie gesagt. Ist nur erlaubt, wenn ich etwas zu der Begehung leiste. Wir haben beraten, die Oberin und ich; es gibt kein anderes Mittel, als daß ich eine Stange des Valdarhins übernehme.“

„Im roten Radmantel natürlich!“ lachte sie.

„Was es da nur so dreist zu lachen gibt. Von einem roten Mantel ist ja keine Rede. Ob man nun so an einem Einzug teilnimmt oder ob man pro forma eine rote Stange in der Hand hat. Sind stets nur die würdigsten Männer dazu außersehen.“

„Und das Gerüchte der Leute, daß Professor Hertner bei den Marienschwestern Himmelträger geworden ist?“

„Aber es erzählt's ja kein Mensch. In so einem Kloster, das ist ja eine geschlossene Gesellschaft.“

„Ich sage dir, in allen Wihblättern bist du nächstens mit deiner Himmelstange. Nein, so was könnte einem doch im Traum nicht einfallen! Herr Jesses, wenn der Jaruzel draufkäme!“

Sie legte die Weste hin und ging etwas lebhaft ins Nebenzimmer. Ich mußte sehr den Kopf schütteln. Wie die Frauen gleich alles auf die Spitze treiben! Wo sie doch sonst so viel Verständnis für meine künstlerischen Interessen hat! — Der Jaruzel, meinte sie, dieser Karikaturenschmierer! In die Wihblätter! Na, das wäre so was! — Aber all diese Vorstellungen und Bedenken verblaßten vor den weißen Jungfrauen, die ich just einmal sehen wollte. Der Oberin wurde angezeigt, daß ich mich zum Feste rechtzeitig einfinden würde.

Meiner Frau sagte ich nichts mehr davon und auf ihre Frage, weshalb ich mich so feierlich schwarz an-

kleide, schüßte ich dreist eine Aufwartung beim Statthalter vor. Du kannst dir denken, daß ich an diesem Tage nicht auf geradem Wege dem Kloster zugin, sondern durch die Gassen und Gäßchen hinterwärts, wo man durch ein Pfortlein in den Klostergarten gelangen kann. Das Pfortlein war natürlich versperrt. Auf mein Läuten erschien der alte Gärtner, der mich auf meine Versicherung, ein Himmelskrieger zu sein, mit einiger Säumnis passieren ließ. Im großen Klosterhof wurde der Festzug zusammengestellt. Meine drei Berufsgeoffen waren alte Männer mit Glähen und grauen Bärten, die sich über den fremden vierten, der statt des erkrankten Schusters da war, ein wenig zu wundern schienen. Wir bekamen scharlachrote Mäntel; eiskalt ging es mir durchs Gebein, als ich den meinen über die Achsel legte. Doch für alle Fälle war das eine willkommenere Vermummung. Wir holten aus der Kirche den rotseidenen, goldbesetzten Baldachin mit den vier Tragstangen. Der Hof füllte sich mit ornatierten Priestern, dunkelgekleideten Nonnen und den weißen Jungfrauen. Nachdem der Patriarch in golddurchwirktem Weßkleide unter dem Himmel stand, bewegte sich der Zug um die Kirche und zum Hauptportal hinein. Ich sage dir, es war eine Pracht! Dieses Lichtspiel, diese bunte Gestaltenreihe. Die weißen Jungfrauen, eine lange Reihe, waren geschmückt mit roten und blauen Schleifen; ihre Locken, schwarz und gold und bis zum lichtesten Flach, wallten über den Nacken; ihre Augen, ganz entwellt, möchte ich sagen, schauten groß und unschuldig gleichsam in die himmlischen Räume auf; andere senkten die Lider oder schlossen sie ganz. In den Händen trugen sie brennende Kerzen. Und dieses Singen, Freund! Man hört manchmal das

Wort Engelsgefang und denkt sich nichts dabei. Ganz himmlische Stimmen sind es gewesen, auf Erden gibt es keine solchen. Die rote Stange in meiner Hand und der rote Mantel über mir waren rein vergessen über dieses wunderschöne Bild, über diesen bezaubernden Gesang. Nun in der Kirche angelangt, stellten die Jungfrauen sich am Altare auf in Reihen, die rückwärtigen höher als die vorderen, so daß es ein wunderbares Mosaik aus Engelsgesichtern ward — ein unbeschreiblicher Liebreiz. Der Himmel, umdrängt von andächtigen Frauen, hatte mitten in der Kirche angehalten, der Prälat stieg zwischen den Jungfrauen zum Altar hinauf. Es begann das Hochamt. Die Priester knieten nieder, die Nonnen knieten nieder, die Jungfrauen knieten nieder. Alles kniete in großer Demuth nieder auf beide Knie. Auch meine drei Himmelsträgergenossen. Und auch ich. Aber die Minute, die der erste Segen dauerte, war schmerzlich lang, denn die feinen Sandlörchen des Steinbodens bißen durch das Beinleid in das verweichlichte Knie, das seit meiner Knabenzeit nicht mehr geübt worden war. O Freund! Ich ahnte nicht, daß es erst der Anfang einer qualvollen Stunde sein sollte. Unmittelbar nach dem Segen wollte ich mich aufrichten, aber — alles blieb knien. Auch meine Vanausen knieten so fest, als ob sie in den Steinboden hineingewachsen wären. Ich allein aufstehen und stehen bleiben neben der Stange? Unmöglich. Abgesehen von dem unsähnbaren Ärger, daß damit gegeben worden wäre, hätte ich mich unberufenen Blicken ausgesetzt — der akademische Bildhauer Professor Hertner als Himmelsträger hätte alles übertragt. Ich blieb knien, aber frage nicht wie und in welchem Jammer. Es war eine wahre Folter. Ein wenig ge-

schah mir wohler, daß ich mich fest an die Stange klammern konnte, erst mit der einen Hand, dann mit beiden Händen. Aber diese Stütze wurde bald belanglos und die Last des Körpers lag auf den armen Knien, die auf dem unbarmherzigen Stein laut geächzt hätten, wenn Knie ächzen könnten. Ich konnte es, durfte es aber nicht. Mußte in schweigender Frommheit bewegungslos daliegen. Die anderen, soweit ich sie beobachten konnte, knieten ganz behaglich, dem regen Mundgebete, den weidenden Augen sah man an, daß sie alles eher als an ihre Knie dachten. Keiner ahnte den Rührer in ihrer Mitte, der seinen Vorwitz so blutig sühnen mußte. Ich hatte es ja versucht, mich in die Schönheit des Wildes zu versenken, das gerade vor mir so lieblich und licht entfaltet war, dem Gesang zu lauschen, dessen Klang in die Hallen aufstieg, aber ich empfand nichts, als den Schmerz an den Knien. Das Ovalgesicht suchte ich, das mit den runden Blauaugen und den Wangengrübchen; dort hinten, zwischen zwei brünetten Lärvochen guckte es hervor, schielte himmlisch verzückt und ein bißchen schalkisch. Allerlei liebliche Gedanken und Vorstellungen wollte ich anspinnen an dieses Engelsbild, aber es gelang nichts — mein Knie, mein Knie! Da gedachte ich der Warnung meiner Frau, doch es war zu spät. Ich fühlte mich als Verdammter unter den Seligen. In meinem Leben nie hatte ich mich so heiß dem Evangelium entgegengekehrt als in dieser Stunde. Du weißt es, beim Evangelium steht man auf. Es kam endlich, alles erhob sich, ich mich fast zu früh, und atmete auf. Eine kleine Hoffnung leuchtete, als würde man von nun ab stehen dürfen, doch als das Evangelium vorüber war, kniete alles wieder nieder. In Gottesnamen, fest an die Stange geklammert

lauerte ich da und war entschlossen, luken zu bleiben, bis sie mich ohnmächtig hinaustragen würden. Aber so weit kam es nicht. Als die Not wieder sehr groß geworden war, entdeckte ich eine Kunst, die, auf den Waden zu sitzen. Was die anderen darüber dächten, das kümmerte mich nicht mehr, in dieser Selbsterniedrigung sahen mich ja auch nur die nächsten der dichtgebrängten Nachbarn und sie waren mitleidig. Die Knie waren sanft entlastet, ich saß auf meinen Beinen. Jetzt dachte ich wieder an das Gesicht mit den Wangengrübchen, aber ich konnte über die Köpfe nicht mehr hinwegsehen, der breite Buckel meines Vormannes begrenzte meinen Horizont. Doch nun war es leicht standzuhalten und als es endlich vorüber, richtete ich mich mit Hilfe der Himmelsstange krampfhast und schier ungern empor.

Gesehen hatte ich's also. Dann den Mantel los, das Beinleid an den Knien mit dem Taschentuch entstaubt, durch das Gartenpfortchen wieder hinaus und mit der unschuldigsten Miene die Gasse entlang. Rief mich eine bekannte Stimme an: „Professorlein, he! Ich dachte, wer einmal im Himmel gewesen, der käme nicht wieder zurück.“

Und war's der kleine Zaruzel, der berühmte Raritätenzeichner für Witzblätter.

„Woher des Weges?“ fragte ich mit kühn gespielter Harmlosigkeit.

„Von der Kirche der Marienschwestern, wo es heute so schön gewesen ist!“ antwortete er mit widerlicher Süßlichkeit. „Du kennst ja den gelbhaarigen Teufelszwerg.“

„Von der Klosterkirche?“ tat ich überrascht, „aber da darf ja kein Mannsbild hinein.“

„Doch, doch,“ antwortete er. „Entweder es geht hinten durch das Gartenspörichen oder es geht durch ein Dachfenster der Sakristei. Ersteren Weg pflegen die Bildhauer zu wählen; der letztere, beschwerlichere, bleibt für arme Wihblattzeichner übrig. Ich sage dir, Freund, löstlich warst du im roten Mantel an der Himmelsstange, unbezahlbar. An fünf Wihblätter verschide ich.“

Gab ich an stark zu leugnen. Da sagte er ganz gütig: „Mühe dich nicht, es hilft dir nichts,“ und zog seinen photographischen Momentapparat aus der Tasche.

Der schneidigste Wut kommt allemal, wenn nichts mehr zu verlieren ist. Ich blieb stehen und sagte leise: „Also Bahn um Bahn. Gut. An dem Tag, als das Bild im Blatt steht, wirst du umgearbeitet. Ich bin Bildhauer in Stein und Wein!“ — — „Das hat er verstanden. — Seitdem sind Jahre vorüber, es hat niemand etwas erfahren. —

So erzählte mir der Professor am Fußsteig entlang. Da wunderte ich mich laut, daß er es selbst ausplaudere, was ein so tiefes Geheimnis hätte bleiben sollen.

„Jetzt ist alles verzährt,“ entgegnete er. „Wenn's die Leute nun auch erfahren, sie glauben es nicht. Und wenn sie es glauben, so macht's mir nichts mehr. Ubrigens geschah es doch nur aus Liebe zur Kunst und das vorzeitige Eindringen unter den Himmel habe ich an Ort und Stelle ja gründlich gebüßt.“

## Das heimliche Leid des Kammerdieners.

„Glauben Sie ja nicht,“ sagte die Königin zur Gesellschaft, die nach dem Diner im Zerkle sich um sie versammelt hatte, „glauben Sie ja nicht, meine Herrschaften, daß unsereins so mächtig sei und alles nach Herzenswunsch schlichten könne. In vielen Fällen können wir das weit weniger als andere Leute; oft nicht einmal das Selbstverständlichste vermögen wir durchzusetzen. Ach allzuoft war ich schon in heller Verzweiflung darüber, wie uns die Hände gefesselt sind, und das Herz, und ich sage sogar, auch der Kopf. Soll ich Ihnen eine Geschichte erzählen? Die Geschichte hat sich vor etwa einem halben Jahre im Schloß zugetragen und ist sehr tragisch. — Wollen die Damen und Herren nicht rauchen? Schön, ich will, wie es Pflicht der Fürsten ist, mit gutem Beispiele vorangehen.“

Bei dieser launigen Bemerkung nahm sie aus der Rupferschale eine Zigarette und der Lakai hielt ihr das Flämmchen vor. Die Königin sog es mit einem Atemzug in die „Ägypter Spezial“ und winkte dem Diener mit einem gütigen Blick, daß er sich entfernen könne.

Der General strich seinen langen weißen Schnurrbart und horchte schmunzelnd der tragischen Geschichte



entgegen, die im phantastischen Lodenhaupf Ihrer Majestät sich wieder zugetragen haben mochte.

„Die Herrschaften erwarten jetzt den Vortrag einer Romanze oder dergleichen,“ lächelte die Königin, weil sie zum schwarzen Kaffee manchmal ein ~~ganz neues~~ anderen Poesien zum besten zu geben pflegte. „Diesmal werden Sie irren. Die unerhörtesten Geschichten macht nicht der Dichter, macht das Leben. Und Sie, mein General, dürften der Tragödie wohl etwas weniger skeptisch entgegensehen, als es offenbar der Fall ist. Vielleicht werden die kommenden Dinge sogar Ihr Herz engagieren!“

„Mein Herz wird nicht mehr engagiert,“ lachte der alte Weißbart, „außer Majestät geruhen zu gestatten, daß ich mir Roggen einschenke.“

„Der König,“ so begann die Königin zu erzählen, „hatte einen Kammerdiener aufgenommen. Ein junger Magyar war's, ein hübscher sympathischer Bursche mit braunen Augen und schneeweißen Zähnen. Die blaue Violette mit den weißen Seidenschnüren stand ganz prächtig zu seinem frischen, glattrasierten Rundgesicht. Sehr bald wußte er sich in seine Stellung zu finden, bei seiner ruhigen und stillen Art. Dabei hatte er einen heimlichen Humor, der sich allerdings nur in den Mienen ausdrückte, trotzdem aber nicht weniger sprechend war. Anfangs war er zum Laufburschen aufgenommen worden, allein, nachdem unser alter Onkel Tom gestorben, machte ihn der König zu seinem Kammerdiener. Obschon der Bursche einige Jahre Soldat gewesen, hatte er von seiner Einsalt, die er aus der Pusta mitgebracht, noch den Löwenanteil bei sich behalten. Es war ein guter braver Junge, der sich selbst die Stiefel putzte, weil er es für unbegreiflich hielt, daß der Kammerdiener wieder einen

Kammerdiener hätte. Wenn er dann im Vorzimmer nach dem Takte eines Czardas drauß losbüßlete, oder wenn er schwermütige Pustalieder sang, da habe ich manchmal ein wenig an der Türe gehorcht. Das Liebchen und die Mutter, diese zwei Frauen rangen in den Liedern um sein Herz — es war ganz rührend. Der kleine Prinz stand oft bei ihm und hatte seinen Spaß, wenn Lajosch sang und die Melodie manchmal lustig mit ein paar hupfenden Sprüngen mittanzte, in der einen Hand die Bürste, über die andere den Stiefel gestreift — es war furchtbar komisch. Einmal machte er dem Prinzen den Vorschlag, ob sie nicht miteinander Sprachstudien treiben wollten. Er möchte von dem Prinzen französisch lernen und würde hingegen diesem das Ungarische beibringen. Der Prinz ging darauf ein und ich glaube, er hat bei dieser philologischen Gegenseitigkeit mehr profitiert als der andere. Doch glaubte der Prinz eine Klage verstanden zu haben, die Lajosch in seiner Sprache ausdrückte: Nichts sei ihm furchtbarer als die drei Tage in der Woche! — Was sind das nur für drei Tage in der Woche? Wir verstanden es nicht. Wenn durch den Schlosshof die härtigen Husaren in ihrer schmutzen Uniform ritten, und hinaus ins Weite, da konnte Lajosch ganz melancholisch werden. Da vergaß er sein Singen und Tanzen, ging schwermütig umher und versah mürrisch seinen Dienst. Oft, wenn der König vorüber ging, blickte er ihm verstohlen nach und einmal will die Kammerfrau ihn murmelnd gehört haben: Wie beneide ich ihn! Werde ich's auch einmal erreichen? Da soll ihr schrecklich unheimlich geworden sein. Mit der übrigen Dienerschaft hat er gar nicht verkehren wollen. Diese Vollmondgesichter! Diese Vollmondgesichter! So soll er bei sich

geknirscht haben, und es hätte ihn der Ekel geschüttelt. Dann hat er die braune Gesichtsfarbe verloren und das Feuer in den Augen und ist abgemagert und ist immer trauriger geworden. Da fragte ich ihn eines Tages: Lajosch, hast du noch eine Mutter? Er antwortete auf ungarisch. Hast du Heimweh? Was ist dir, Lajosch? Er brummte etwas und wendete sich ab. Gerne hätte ich ihm noch wegen einer unglücklichen Liebe auf den Zahn gefühlt, denn nach meiner Überzeugung konnte es nur die Liebe sein. Mein Gott, vielleicht wäre dem Braven zu helfen. Warum sollte er sein Maggarenmädchen nicht an den Hof bringen? Es ist gewiß sehr hübsch. Ich liebe Naturlinder und brauche ein Kammermädchen. Aber es war nichts herauszukriegen vom armen Lajosch. Wieder einmal hörte man eine Klage über die drei Tage in der Woche. Dann versank er ganz in eine stumme Schwermut. Der König sagte, er würde den Lajosch weggeben müssen, der Arme müsse krank sein. Dem Arzt, der ihn konsultieren wollte, rief er ein ungarisches Fluchwort zu. Dann ging er auf sein Zimmer und zertrümmerte den Toilettespiegel. Nun dachten wir allen Ernstes an eine Geisteskrankheit. Der arme junge Mensch! Es war furchtbar traurig. Tobei war eine so weiche, ich möchte sagen, um Hilfe stehende Melancholie in ihm, daß uns allen betrübt zu Mute ward und wir uns entschlossen, doch noch eine Weile mit dem Burschen Geduld zu haben und recht gütig mit ihm zu sein. Wäre es irgend ein Anliegen gewesen, gewiß — hatten wir gedacht — ließe es sich erfüllen. Aber eine solche Krankheit — das ist schrecklich. Auch weinen soll man ihn einmal gesehen haben, und bei sich jammern, daß es ein Unglück sei, wenn er einen solchen

Posten verlassen müsse. Aber es sei gräßlich, es sei zu gräßlich, das zu ertragen! Die Kammerfrau glaubte nicht an Krankheit. Sie meinte, da sei ein Geheimniß dahinter. Mein Himmel, ein dunkles, wenn nicht gar blutiges Geheimniß! Ich habe ihn gar nicht mehr sehen können, ohne daß mich Grauen anwandelte. Die Entlassung wird notwendig werden. Doch habe ich mir vorgenommen, ihn erst noch einmal ernstlich zur Rede zu stellen. Da findet sich eines Tages unter den eingelaufenen Bittschriften auch ein Gesuch von unserem Kammerdiener Vajosch. — Ich merke, die Herrschaften werden aufmerksam," unterbrach sich die Königin. „Sehen Sie, das war ganz mein Fall. Neugierde kann man es nicht mehr nennen. Ein Taumel höchster Spannung, unter dem ich die unbehilfliche Schrift entzifferte, die schlechte Behandlung der Landessprache nicht achtete, um das Geheimniß endlich zu enthüllen. — Ich könnte die Herren nun raten lassen. Doch abgesehen davon, daß Sie es kaum erraten würden, ist es nicht danach. Ich habe ja gesagt, daß es eine tragische Geschichte ist, vielleicht eine tragisch komische — ich finde es geradezu passend und das Herz seiner Erzählung wird am Ende doch soweit engagiert —"

Denn der General lehnte nachlässig und ziemlich teilnahmslos in seinem Fauteuil und drehte seine Schnurrbartspitze.

„Wir brennen, Majestät!" sagte der Graf.

„Meine Herren, nur Geduld! Es wird episch erzählt," entgegnete die Königin. „Man sollte das Schriftstück ja eigentlich vorlesen. Aber es ist besser, ich ziehe bloß den Inhalt heraus. Es ist zu rührend. Vajosch dankt für die Auszeichnung, ins Schloß aufgenommen

worden zu sein. Er sagt, so gut wie jetzt ihm, sei es in seinem Heimatskomitat noch keinem Menschen ergangen, seit die Welt steht. Nur ein Anliegen trage er, es sei vielleicht dumm, aber er sei es einmal gewohnt und er könne sonst nicht leben. Beim Militär sei er es so arg gewohnt worden und bei ihm zu Hause sei ein Mannsbild gar nicht anders denkbar. Gut und Blut wolle er mit Freunden opfern für den König, nur um die eine Gnade bitte er; wenn er schon bei Hof bleiben dürfe, so bitte er um einen Schnurrbart. Daß er nicht wöchentlich dreimal unter das schreckliche Messer kommen müsse, daß er einen Schnurrbart tragen dürfe, das sei ein untertäniges Bitten."

"Einen Schnurrbart?!" Die Gesellschaft brach in ein unbändiges Gelächter aus.

Die Königin machte eine Gebärde des Misguntes: „Ich wußte ja, daß Sie lachen würden. Mir war nun aber gar nicht ums Lachen. Der arme Bursche bittet ja um gar nichts anderes, als um seine Persönlichkeit, um das Selbstbestimmungsrecht über sich selbst. Kann man in unserer Zeit der Freiheit und der Menschenrechte um weniger bitten? Kann man um etwas Selbstverständlicheres bitten, als um sich selber? Um seinen Schnurrbart bittet er, der aus seiner eigenen Haut hervormächst — und siehe, ich kann ihm den Schnurrbart nicht bewilligen. Ich bin Königin und habe nicht einmal die Macht, zu sagen: Ja, mein Junge, deinen Schnurrbart sollst du haben. Ist das nicht tragisch? Ist es nicht lächerlich tragisch? Wir regieren die Völker, und den Sitten unseres Hauses gegenüber sind wir ohnmächtig. Hofetikette! Die Diener haben stets in vorgeschriebener Livree und glatt rasirt zu er-

scheinen — punktum. Welche Palastrevolution, wenn der König entschieden hätte: Lajosch, dir ist gestattet, den Schnurrbart zu tragen! Nach einem Monat prangten alle Diener in Schnurr-, Backen-, Spitz- und weißer Himmel was für Bärten. Was bliebe dem König übrig, als sich den Bart — rasieren zu lassen! Es ist ja ein Nudling und man kann's nicht ändern, man kann nicht. Wahrscheinlich, diese Bartgeschichte des armen Lajosch hat mich sehr demütigt gemacht. Wir, die sogenannten Mächtigen, in welchen Fesseln wir liegen! Spinnengewebe und doch unzerreißbar, so lange wir der Vorurteile nicht Herr werden können."

"Wenn ich mir eine Bemerkung gestatten dürfte," sagte mit einer Verneigung der Professor.

"Die kann ich nicht zulassen!" rief halb ernsthaft, halb humoristisch erregt die Königin. „Um höfische Torheiten zu schützen, muß ich die Zensur verhängen. Denn ich weiß, was sie sagen wollen, Professor. Sie wollen sagen, der König habe gottlob doch noch andere Eigenschaften, um sich von den Palaien zu unterscheiden, so daß er für sich wie für jeden andern die Bartfreiheit unbedenklich gestatten könnte. Dem Könige eines freien Staates gezieme es, von freien Männern umgeben zu sein, selbst in seinem eigenen Hause, so daß das Volk sehe: im persönlichen Dienste des Königs zu stehen sei Rittersart, aber nicht Palaienart. Das wollten Sie sagen!"

"Ei doch nein, Majestät, so weit hätte ich mich nicht erdreißet —"

"Ich bitte Sie, Professor, Sie sind zufällig glücklicher Besitzer Ihres Schnurrbartes — behalten Sie ihn oben und gestehen Sie offen Ihre Meinung."

„Nun allerdings, wenn auch nicht ganz so gerade-  
weg, ungefähr allerdings hatte ich mir so gedacht. Mir  
fällt nur noch ein, daß man — anstatt den Schnurr-  
bart bis auf das „Es ist erreicht“ auszustreunen —  
auch sagen könnte: Wenn einer, so sollte der König bart-  
los gehen, weil er der erste — Diener des Staates ist.“

„Das nenne ich Schnurrbart!“ lachte die Königin.

Die Königin-Mutter hatte diesem Gespräche anfangs  
mit freundlichem Kopfnicken, nun aber mit einiger Un-  
behaglichkeit zugehört. Sie war auf Besuch im Schlosse  
und der freie Ton, der hier herrschte, war ihr neu und  
befremdlich. Sie warf nun die ablenkende Frage ein,  
ob der arme Lajosch sich getröstet habe.

„Nein, teuere Mama,“ antwortete die Königin,  
„der hat sich nicht getröstet. Wir haben uns trösten  
müssen. Als er merkte, daß sein Bittgesuch unberück-  
sichtigt bleibe, hat er kurz und höflich den Dienst ge-  
kündigt. Noch nie habe ich einen Diener so ungeru-  
zigen sehen als diesen, der seine Existenz dem Schnurr-  
bart opferle.“

„Dem Manne kann geholfen werden,“ sagte nun  
der General. „Ich rekrutiere ihn neuerdings zum Heere.  
Dort muß der Mann — sozusagen — zwar auch manch-  
mal Haare lassen, doch der Schnurrbart bleibt ihm  
stehen.“

„Ich wußte es ja, General, daß Ihr Herz engagiert  
wird. Und Sie werden ihn doch gleich wenigstens beim  
Hauptmann anfangen lassen?“

„Das allerdings, Majestät, dürfte sich schwer machen  
lassen. Es rückt alles nach der Rangordnung.“

„Auch im Fall, daß einmal Verdienst und Tüch-  
tigkeit —?“

„Alles stets nach der Rangordnung, Majestät.“ —

Als der Bertle aufgehoben war, die Gäste vor der Königin ihre gebührende Reverenz gemacht hatten und davongegangen waren, trällerte der Professor, auf der Straße dahinschlendernd: „Trallala, trallala! Rangordnung! Stehen die Haare vorne, so heißen sie Schnurrbart, stehen sie hinten, so heißen sie Bopf — trallala, trallala!“

Dass aber der General die Allerhöchste Protektion unberücksichtigt ließ, das war nicht Bopf, sondern — Schnurrbart.



## Die Ofternacht unter'm Alhornbaum.

**D**ie Ofterfeiertage wollte ich auf meinem Dorfe zu-  
bringen. Und dort alle frommen Sitten der Alten  
und alle lustigen Streiche der Jungen mitmachen.

Beim Ofterfeuer auf dem Hochlozel war alles bei-  
sammen, das Sittsame und das — andere. Wir haben  
siebenhundert Scheiter zusammengeschleppt, wir haben  
einen Stoß geschichtet, so stattlich wie ein Schloss, wir  
haben untergezündet und auslobern lassen, daß von der  
Feuersäule aus jeder Baum und jeder Kirchthurm der  
Umgebung seinen Schatten geworfen hat. Dann haben  
wir gebetet, haben gesungen, haben getrunken, haben  
gelauzt mit munteren Dirnlein und sind mit ihnen über  
Feuerbrände gesprungen. Ich besonders mit einem, das  
mit mir so nett gleichen Schritt und Sprung halten konnte,  
daß jemand sagte, wir zwei wären ein Tier mit vier  
Fäßen.

Darüber wurde es so spät nachts, daß es faste  
anhub, früh morgens zu werden. Es stand schon der  
große Stern über dem Sengengebirg in der Ferne. Die  
Gesellschaft flaute allmählich ab und verlor sich nach  
verschiedenen Abstiegen hin. Auch sie — dieselbige —  
hatte sich verlaufen. Ich war allein und ging langsam

über die Höhe hinaus, dem Josefibüchel zu, wo das Haus meiner Eltern steht. Da kam ich zu dem großen Ahornbaum, der auf der hohen Höhe ragt und unter dem eine Sitzbank ist. In der lauen, stillen Luft — kein Ästchen rührte sich, kein Vogel war noch wach — überkam mich die Lust, auf der Bank mich ein wenig hinzulegen. Das Hügelland unten lag so weit und dunkel festgebreitet, das konnte nicht gestohlen werden, auch wenn ich auf etliche Augenblicke einschlafen sollte.

Zu meinem Haupte hallte noch leise das Knistern des Feuers, das Töhlen der Menge, das Singen der Dirnlein und das Schreien eines alten Hausfrierjeden, dem das Osterfeuer gerade gut genug war, um dabei seine verstaubten Süßfrüchte, verdorrten Backwerke und schlechten Streichhölzer auszuseilen. Alles das verdröste langsam in meinem Kopfe. Ein bißchen Osterstimmung war auch angeflogen, aber nicht just von der erfreulichsten Gattung. —

Lange mochte ich nicht geruht haben, da kamen den Hohlweg herauf Leute, wie es ist, wenn sie von der Kirche heimgehen: Männer, Weiber, Mütterlein, Burschen und Dirndeln, Kinder. Ich glaubte zuerst, es wären welche vom Osterfeuer. Aber es waren ganz andere. Sie kamen auf den Anger und an mir vorüber. Ich sah, wie viele weilschrittig austraten, andere trippelten, aber ich hörte keinen Schall der Tritte, so daß es doch wieder wie ein Schweben war. Sie schauten auf mich her, ein paar winkten mir zu. Ein junges Mädel zwinkerte mit den Augen: Mitkommen sollte ich. — Wer nur wüßte, wohin sie gehen!

Manchen aus ihnen kannte ich. Den alten Grablerbauern, den Schmiedhofer, den Pollgraber, die Blaserin,

den Schusterfestl und den Janoz Plausel, der einmal ein halbes Jahr gefessen war — warum, das weiß ich nicht. Alle waren in dem langen Zuge, alle die längst Verstorbeneu der Gemeinde in ihrem Festtagsgewande, auf gut steirisch die Männer in Lederhosen und Lodenjoppen, auf dem Gute Federn, die Weiber rote Blümlein am Nieder. Es war ja Ostersonntag. Alle waren ernst, auch Bursche, die einst so übermütig gejauchzt hatten auf dieser Höhe oder so still wonnig dahingeschlichen waren in der süßen Frühlingsnacht. Eines der jungen Dirnlein, das wenige Wochen vorher gestorben, weinte schweigend vor sich hin. Denn die Eltern und Geschwister unten im Dorfe schreien ihm in Verzweiflung nach; und so lang die Hinterbliebenen trostlos weinen, muß auch die arme Seele weinen. Glücke aber waren doch im Zuge, die verzückten Blicks gen Himmel schauten.

Wer kommt denn noch hintendrein? Ein kleines hinkendes Greislein mit einer grauen Schildmütze und einem großen Bündel am Rücken. Ist das nicht der Samuel, der bei seiner ersten Erscheinung in der Gegend sich für einen Engländer ausgab und der uns immer die feuersicheren Bündelhölzchen verlaust hat? Als er mich sieht, verläßt er den Zug und hastet gebückt auf mich zu.

„O, Mister Samuel!“ grüßte ich ihn, „wie geht’s?“

„Ma lebt“, antwortete er in seinem weichen polnischen Baumenlaute.

„Und läßt wohl auch andere leben — he!“

„Wie haist? wer lebt, der lebt; wer ist gegangen pleite, der ist gegangen pleite.“

„Aber ist Mister Samuel ja auch gegangen pleite!“

„Was werd iach niz sein gegangen pleite, wenn ich habe gehabt Herzkrampf und der Herr Doktor hat mir verordnet kaltes Wasser!“

„Mein Bedauern. Aber sagen Sie mir doch, Mister Smuel, wohin reisen die vielen Leute, die eben vorübergegangen sind?“

„Gott der Gerechte, was haben Se mit dem Mister Smuel? Bin ich doch getauft auf den Namen Michel!“

„O pardon, mein Gedächtnis. Und wohin, mit Erlaubnis, geht denn Ihre Prozeßion, Herr Michel? Die sie übrigens schwerlich mehr einholen, wenn Sie nicht schnell fortmachen.“

„Wer sagt einholen? Die Gojen gehen nach Emaus. Was hab iach zu tun in Emaus?“

„Sie werden doch nicht gerade mir die Ehre Ihres Besuches zugebracht haben?“

„Iach muß gehen hinab in die Dörfer, um zurückzuertstaten die Tuchstreifen, um die iach habe geirrt in Handel und Wandel. § hat immer so gerutscht die Elle.“

„A damals, als Mister Smuel noch Tuchhändler war. Na, da werden morgen alle Häuser voll Tuchstreifen sein.“

„Gehn Se mer! Daß Se alleweil tun aufziehen den armen Jü—, ne, daß ich sag, den guten Christen.“

„Sagen Sie mir, bitte, woher kommt ihr denn alle heute so früh?“

„Woher solln mer kommen? Aus dem Jegjeuer tun mer kommen.“

„Sie auch?“

„Leider Gottes, iach auch. A trauriger Aufenthalt, Herr, Se können mers glauben.“

„Gi, da müssen Sie mir erzählen.“

„Püh, de Neugier! Haben Se doch Geduld noch ä bissel, bis Se selber siche im Gluthausen. Rälten leidt ma wenig. Ist da emal s Wasser zu kalt, ist dort s Wasser zu heiß. Werst nix gesotten, so werst gebraten. Zach hab mer eingericht n Handel mit Minimaren und Ölpflaster. Schlechtes Geschäft. Indolentes Volk. Wollen sich alle krumm breunen lassen, damit sie eher werden fertig. Das ist lä Publikum. Was haben se getrieben auf der Welt? Arme Jüden haben se gespottet. Ä bissel habn se gegessen, ä bissel habn se gefastet. Ä bissel habn se gehurrt, ä bissel habn se Wallfahrten gemacht. Ä bissel haben se gestohlen, ä bissel haben se nix gestohlen. Was heist Fegfeuer? Schwitzbad für halbe Sünder. Halbheiten, bin nix lä Freund dafür. Püh, da gibt's in der Höll interessantere Werks.“

„Muß mich verwundern, daß der Samuel nicht — bei den Interessanten ist.“

„Gehs mer weg. Anstatt zu froheln das Alter, tuns lieber kaufen ä Tuch. Solide War, saine War — gestatten!“

Er wollte gleich sein Bündel anspacken, ich hinderte ihn daran mit sanfter Gewalt.

„Sie könnten jezt was Geschiters tun, lieber Alter, als neuerdings ein Geschäft zu eröffnen, wobei es doch ohne Irrtum mit Tuchstreifen nicht abgeht. Ihre Reisegenossen dürsten wohl bald wieder zurück sein.“

„Das kommt auf Emaus an. Ob se werden heimgeschickt oder wiederum hinab. Etliche werden nix mehr zurückkommen. Die mehreren werden wieder müssen hinab.“

„Mit diesen wird wohl auch Mister Samuel wieder zurück müssen ins Fegfeuer.“

„Davor behüte mich der Gott Abrahams, Isaks und Jakobs!“ rief er aus und hob die Arme. „Zach werd

nig mehr gehen zurück ins Fegfeuer. Nach werd gehen in die Vorhölle zu äusere Zeit."

"Sollte es dort bessere Konjunktur geben? Ich glaube laun. Dort ist die Konkurrenz zu groß. Ferner wäre zu bedenken, daß die Propheten daselbst wohnen, die sehr streng sind und alles kontrollieren. Dort dürste es nichts sein mit der rutschigen Elle und den feuer-sicheren Bündhölzern."

"Was Se nit sagen! Gottsleben, wenn die Zeiten sein so schlecht, wohin soll sich wenden ein alter armer Mann?"

Den Weg, den vorher die Leute gegangen, kam jezt das Mädcl zurück, das mir früher mit den Augen gewinkt hatte. Es war ganz allein. Es war nicht mehr traurig, wie die anderen vorher gewesen, es war zornig, es schlug mit beiden Armen in die Luft hinein.

"Wo sind denn die andern?" fragte ich es.

"Von Eman's schnurgerade in den Himmel hinein!" rief das Mädcl.

Wendete ich mich zum Alten: "Da haben Sie's jezt. Wären Sie mitgegangen, Emuel, so könnten Sie jezt auch im Himmel sein."

"Ja, wens wahr wär!" sagte das schöne Dirndl. "Mit jeder. Diese Engel haben Mucken. Mich haben sie nit mitgenommen und der Jud muß ins Fegfeuer zurück. Oder gar in — na, will's nicht sagen, wohin."

"Was Se nit sagen!" rief der Alte gereizt. "Haben se mich in der Höll' behalten? Nix haben se mich behalten. Was wollen Se! Hab iach emal zwe Liebskitt zusamm-gebracht. Vorgestreckt de Kaution für einen Hauptmann, daß er hat können nehmen die seinige. Zu sechs pro Hundert! Offizier! Welches Risiko, Gott der Väter! Hat

er gezahlt? Nix hat er gezahlt. Gestorben is er und laßt die Wittib zurück mit fünf Kindern. Mit fünf! Hab iach gesagt: Iach bin en armer Jüd. Du hast sechs Männer und iach nur eins. Soll dir der Bettel geschenkt sein. — Dero-wegen haben se mich nix behalten in der Höll’."

"Also," sagte ich, "für den Himmel zu schlecht, für die Hölle zu gut; fürs Fegfeuer soust nicht zu brauchen. So sind Sie ganz und gar heimatlos?"

Da richtete er sich starr auf, hob die Arme und rief: "O Herr der Auserwählten, was werd' iach jist tun? Iach werd bleiben leben auf Erden!" Dann schwang er sein Bündel auf den Buckel und trippelte eilends hinab gegen die Dörfer.

"Und ich muß auch eilen, ehe die Frühglocken läuten", sagte das Mädel.

"Bist denn du wirklich schon im Fegfeuer gewesen?"

"Hundert Jahr lang."

"Das Klima muß nicht schlecht sein. Da auf der Welt bringt's selten eins so hoch. Und was hast du denn gemacht unten?"

"Aschen austragen."

"Aber das Aschenbrödel wird doch in den Himmel kommen?" Ich wollte sie an der Hand fassen: "So möchte ich doch wissen, warum man die schönen Dirnelein nicht in den Himmel lassen will."

"Kann mirs auch nicht denken."

"Vielleicht, weil die Engel eifersüchtig sind."

"Es müßt nur sein, weil ich einmal in der Oesternacht mit einem Ruben übers Feuer gesprungen bin und nachher —"

"Was denn, mein Kind?"

"Hassen lassen hab ich mich."

„Na stehst es. Da bist ja so schon im Himmel gewesen. Und daß du jetzt nicht hast mitdürfen, dafür muß man dich entschädigen. — Komm —“

Ich griff immer nach ihrer weißen Hand und sie war immer nicht dort.

„Da kannst lang greifen!“ lachte sie. „Ich bin ja ein Geist.“

„So, ich habe mir's wohl gedacht. Aber — zum Geist muß sich ein Leib finden. Komm an meine grüne Seite.“

Schon wollte sie entschweben, da läutete unten im Dorf die Glocke. Und sie läutete im zweiten Dorf und sie läutete auf allen Türmen. Die Gebetglocken des Ostermorgens.

Das Dirndl stolperte auf den Erdboden hin und sagte: „Aus ist's! Jetzt kann ich nicht mehr zurück.“

„Das ist ein Unglück!“ rief ich. „Jetzt wirst halt anstatt mit dem Fegfeuer mit einem Kanzleischreiber süßlieb nehmen müssen.“

Denn als sie gestolpert, merkte ich, daß mit dem Glockenläuten alle irdische Wesenheit wieder in sie zurückgekehrt war. —

So ungefähr muß es gewesen sein. Kurz und gut, als ich unter dem Ahornbaum aufwachte, saß mein Dirndl bei mir und rosig glühten ihre Wangen von der aufgehenden Ostersonne.

Für die Frau eines Kanzleischreibers gibt's zwar manche Widerwärtigkeit und doch! daß sie um das Fegfeuer einen jungen, gesunden Burschen eingetauscht hat, war meiner Meinung nach ein Geschäft, wie selbst Mister Samuel sein Lebtag kein so gutes machen wird, und sollte er auch auf Erden bleiben bis zum jüngsten Tage.



## Die Hosen des Herrn von Götting.

**D**er Herr von Götting war ein widerhaariger Herr. Er wollte nicht in die Messe gehen, obschon der Erzherzog ihm hatte sagen lassen: Jeglichen Ungehorsam in der Religion werden Wir ahnden! Auch den Nachbarn, die ringsum auf den Felsenburgen wohnten, war er Ursach, daß sie der Messe fern blieben. Und fern zu bleiben den katholischen Gotteshäusern überhaupt; denn diese Herren waren eigens durch sein Betreiben lutherisch worden samt und sonderß.

Anfangs war der Erzherzog unsicher gewesen, was mit solchen Abtrünnigen anzufangen sei, denn der Fall war neu und als frommer Christ schlug er in der Bibel nach, ob zur Befolgung der wahren Lehre wohl ein Zwang angewendet werden dürfe. Seiner Nase dünkte fast, die Verfolger der Lutheraner röchen nach Diokletian. Aber indem der Erzherzog in der Bibel blätterte, trat er selber schon einen Schritt näher den Lutheranern, was der Hofkaplan Aining bellommenen Gemüthes wahrnahm. Deshalb sagte der Hofkaplan zum Erzherzog: „Eure kaiserliche Hoheit! Lasset das Buch, greifet lieber —“

„Zum Kreuz?“ unterbrach der Fürst lachend.

„Zum Schwert, kaiserliche Hoheit.“

„Was sagt Ihr, Pfaff? Wer nach dem Schwerte

langt, der kommt durch das Schwert um, heißt es da drinnen."

Der Kaplan griff sachte nach der Bibel und barg sie während des weiteren Gespräches unauffällig in seine Kutte. „Es wird wohl so heißen, mein gnädigster Herr. Nur flehe ich, sich zu erinnern, daß es auch heißt: Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert."

„Das wird zum Schutze des Glaubens des Heiligen Vaters Angelegenheit sein."

„Zu Gnaden, Hoheit, es ist vor allem Angelegenheit der weltlichen Fürsten." Dann hob der greise Kaplan seine Stimme und rief: „Wenn dem ruchlosen Luthertum nicht bald gesteuert wird, so fällt das deutsche Volk auseinander wie ein am Felsen gestrandetes Schiff, das mitten entzweibricht."

„Erläut mir das."

„Die Glaubenseinheit allein hält ein Volk zusammen", sagte der Kaplan. „Die Papsttum, die Luthertum, das scheidet die Deutschen. Und nicht darum ist's, daß die zwei Teile getrennt sind. Vielmehr darum, mein kaiserlicher Herr, daß die beiden getrennten Teile des deutschen Volkes sich gegenseitig zerfleischen werden mit Feuer und Schwert. Ein Krieg wird entstehen in diesem Volke, dessen Schrecken und Dauer beispiellos sein werden. Jetzt erstickt Ihr das wilde Feuer kaum noch mit Eurer kaiserlichen Schilde. Ein Schwertstreich jetzt verhindert viel tausend Schwertstrieche eines unerhörten Bruderkrieges."

Also sprach der Hoskaplan zu Ferdinand, dem Erzherzog. Da ward dieser schweigsam.

Aber in kurzer Zeit nachher wurde auf den Ver-

sammlungsplätzen des Volkes, vor den Hütten der Landleute und vor den Burgen der Edlen ein fürstlicher Wille kundgetan: „Wer an den Sonntagen nicht in seiner rechtmäßigen Pfarrkirche Amt und Predigt besucht, der wird an Gab und Gut gebüßt. Außer kleinen Kindern und Kranken gibt's kein' Ausnahm' und keinen Pardon!“

Jedoch als am nächsten Sonntag in der Pfarrkirche zu Sankt Veit in Gegenwart von Landesbütteln die Namen der Pfarrkinder laut verlesen wurden, fehlten ihrer viele, darunter auch der Herr von Gösting. Dieser widerhaarige Herr streifte mit lustigem Gefolge durch seine Wälder und jagte nach Hirschen. In der Wildnis des Frauenkogels — während aus dem zackigen Kirchlein von Straßengel das Wefglöcklein heraufklang — erlegte er einen prächtigen Sechzehnder. Und auf der Burg Gösting wurde der Tag beschlossen mit fröhlichem Gelage.

Es währte danach der Tage drei, so erschien auf dieser Burg ein erzherzogliches Jähulein und der Fürst ließ künden: Da der Herr von Gösting ansonsten löblichen Betragens und mit seinen Reifigen schon unterweilen kaiserlichen Diensten genuggetan, solle ihm dieses einermal noch der Ungehorsam von wegen des Kirchenbesuches nachgesehen werden. Derentgegen die Truhjagd just an diesem Tage bleibe scharf angemerkt und für den während der heiligen Messe geschossenen Hirschen habe der Schütze allsogleich an die landesfürstliche Kasse einhundert Tufaten abzuliefern.

Einhundert Tufaten, das war in jenen Tagen viel. Das war grausam viel. Der widerhaarige Herr von Gösting fluchte gotteslästerlich, als er den Rentel dem Hauptmanne in die Hände warf. Aber als der Hauptmann nach artig verabsfolgter Empfangsbestätigung noch

um einen Krug Wein bat, weil ihm am steilen Berge die Gurgel trocken geworden, setzte der von Gösting sich zu ihm. Es hub — während die Leute im Hofe geacht wurden — im Burgsaale ein scharfes Jechen an, wobei aber die Göstinger manchen krummen Blick auf den Dufatenbeutel zuwerfen ließen. Den hielt aber der Hauptmann mit einem Doppelstricke gewahrsam an den Leib gebunden und blutenden Herzens mußte endlich der Burgherr den vollen Hauptmann mit dem vollen Beutel ziehen lassen.

Am nächsten Sonntage ritt der von Gösting zur Kirche von Sankt Veit. Als dort vor dem Tore die Namen der Pfarrkinder verlesen wurden, rief der Göstinger bei dem seinen schmetternd wie ein Waldhorn: „Da bin ich!“. Dann wandte er sein Ross, sprengte nach seiner Burg zurück, versammelte die Sassen und las ein Stück aus der Lutherbibel.

Der Erzherzog hörte von der sonntägigen Anwesenheit in der Pfarrkirche und freute sich der Belehrung des wackeren Kämpen. Als der Fürst eine Weile nachher auf seiner hohen Felsenburg zu Grätz ein kirchliches Hoffest veranstaltete, um den Steiermärkern unter großem Glanze die Herrlichkeit des mit der römischen Kirche vereinigten deutschen Kaisertums wieder einmal vor Augen zu rücken, ließ er hiezu alle Edlen und Großen des Landes laden, insonderheit auch den edlen Herrn von Gösting. Der fürstlichen Einladung ward mit Nachdruck beigelegt, daß zu diesem außerordentlichen Feste die Herrschaften in ihren teuersten Gewändern erscheinen sollten.

Da ströhten denn die engen Plätze und Gassen zu Grätz vor Glanz und Pracht. Die Reiter und die Pferde

prangten schwer in Samt und Seiden, in Gold und Silber und seltenen Steinen. Das Gefolge mit funkelnden Gewaffen, mit fliegenden Fähnlein trabte durch die Straßen und das Volk in fröhlicher Bunttheit erfüllte alle Plätze und Lauben, Erker und Fenster. Unter schmetternder Musik und vielstimmigem Glockengeläute zogen die Edlen zum Dome und dann die Bergstraße hinan von Thor zu Thor in die kaiserliche Burg.

Aud nun brauste und flirte es von Degen, Säbeln und Sporen im Festsaale und die bunten Federbüsche auf den Helmen wehten wie blühendes Strauchwerk im Winde. Alles gehüllt in goldgestickte Wämser und samte Weinleider, silberbeschnallt. Da erblickte Seine kaiserliche Hoheit auch den von Götting. Der trug ein braunes Wollenwams und am schwarzglänzenden Ledergürtel hing ein langer Säbel. Und — aber was sah da der Erzherzog? Eine salbe, lederne Kniehose hatte der Mann an den Beinen, wie sie die Bauern und Waidmänner im Gebirge am Werkstage tragen.

„Herr Götting!“ rief er aus, „habt Ihr unsere Einladung nicht erhalten?“

„So wäre ich nicht hier, gnädigster Herr!“

„So habt Ihr auch unseren Willen vernommen, daß jeder bei dieſem Feste in seiner teuersten Gewandung zu erscheinen habe?“

„Nichtig vernommen, gnädigster Herr! Auch gehorsamst befolgt.“

„Und diese Lederhosen?!“

„Diese Lederhosen, gnädigster Herr, die liebe ich sehr! In dem ganzen weiten Reiche, über das Eure kaiserliche Hoheit mit Weisheit und Macht gebieten, gibt es kein Weinleider, das teurer ist, als diese Hosen. Sie kommen mir zu

stehen auf hundert schwere Tufaten. Sie stammen von der Haut des Hirschen, um den ich gebüßt worden bin."

Jetzt mußte der Erzherzog lächeln und er sprach: „Wie es Euch beliebt. Doch Wir dulden es nicht, daß einer Unserer Untertanen ein teureres Beinleid trägt, als der Herr des Reiches. Wollet Ihr uns die Hosen verkaufen? Wir bieten hundert Tufaten."

Solchem antwortete der Ritter: „Gnädigster Herr! Dem schuldigen Untertanengehorsam treu, will ich die Hirschlederne hier auf der Stelle ausziehen. Aber verkaufen wird einer derer von Götting seine Hosen nie."

Dieweilen sah er aber schon, daß die schwarzen Augenbrauen des Fürsten sich finster zusammenzogen. Desh war er vorsehen. Aus Besorgniß, Seine Hoheit könnten diese kostbaren Hosen wollen ausklopfen lassen, ehe er sie noch vom Leibe gebracht, eilte er in den Hof hinab, sprang auf sein Pferd und sprengte spornstreichs der Burg seiner Väter zu.

## Der Stammbaum.

**E**r war Speerhalter des Germanenherzogs Rabolf und hieß Wulffing. Sein Sohn Rabang war Bärenjäger. Dessen Sohn Ham war Hautgärber. Dessen Sohn Bonifazius war Schollenbrecher. Dessen Sohn Josua war Rosselreiber. Sein Sohn Christmann war Landwirt. Sein Sohn Karl war Landwirt. Sein Sohn Gotthart war Wegelagerer und wurde am Pfahl erdrosselt. Sein Sohn Wolf war Wildrober. Dessen Sohn Gutram war Handelsmann. Dessen Sohn Rodolf war Führer einer Freischar. Sein Sohn Titus war Burgherr auf Runstein. Sein Sohn Aghel, das Kind einer Hirtin, war Eseltreiber. Sein Sohn Leonhart war Grobschmied. Sein Sohn Fridol war Pfaffe. Sein Sohn Ulrich war Schafottmeister und richtete über dreihundert Übeltäter. Sein Sohn Petrus war Landsknecht und zog gegen die Türken. Sein Sohn Wahnfried war Wundarzt. Sein Sohn Dironi war Postillon. Sein Sohn Zidibus war Priester und wurde Erzabt zu Fulda. Sein Sohn Aladar, das Kind einer Zigeunerin, war Hofnarr am Hofe zu Prag. Sein Sohn Presh war fürstlicher Vorreiter zu Prag. Sein Sohn Hermann, das heimliche Kind einer Prinzessin, war Gutsherr auf Rabenstein. Dessen Sohn Gotthart war Gutsherr auf Rabenstein.

stein. Dessen Sohn Franziskus war Kaufmann und fiel zu Paris durch das Fallbrett. Dessen Sohn Otto war Advokat und königlich bayerischer Gesandter zu Wien. Dessen Sohn Josef war Revolutionär und floh in die Schweiz. Dessen Sohn Gottfried war Landammann im Kanton Zürich. Dessen Sohn Anton war Hausierer mit Wanduhren, Vogelbauern und Mausefallen in den Ländern Tirol und Kärnten. Und der Sohn Antons heisst Nochele und ist Schriftgelehrter und Steinklopfer auf der Landstrasse zwischen Stadt Steyr und Gieslau.

Den Namen Schriftgelehrter konnte Nochele sich mit Zug und Recht selber beilegen, denn wie könnte er sonst die Dokumente lesen, die er in einer grossen, einmal rot gewesenen Briestafche immer am Leibe trägt. In dieser Briestafche hatte er sein Vermögen und dasselbe bestand eben in den Dokumenten oder Bruchstücken von alten Schriften, auf Grund derer sein oben dargetaner Stamm-  
baum zusammengeschrieben war. Wieso er zu den Ur-  
kunden gekommen, das war sein Geheimniß, aber mit seiner langen Ahnenreihe hielt er nicht zurück; prahlte sich aber auch nicht damit. Was ist da viel dran? Jeder Mensch hat eine lange Ahnenreihe, nur daß sie die meisten nicht herzusagen wissen. Und wenn sein Großvater, der Landammann, sich den Spass gemacht hat, den Vorfahren nachzuforschen und ihre Reihenfolge auf ein Blatt Papier zu bringen, so war das für einen Bürger der freien Schweiz ein recht kindliches Vergnügen. Der erste bekannte Ahn war Speerhalter eines Herzogs gewesen; der letzte ist Steinklopfer an einer herzoglichen Landstrasse, das ist in Ordnung.

Weil er aber doch seinen stattlichen Stamm-  
baum mit den verschiedenerei Vätern manchmal herzeigte, so



zogen ihn die Leute damit auf und er solle doch seinen alten Adel besser ausnützen. Nun war in der Reihe nur einer, auf den er sich etwas zu gute tat, und das war Gottfried, der Landammann, nachdem er sich auch schrieb. Rochele Landammann, ohne viel nach dem zusammensassenden Geschlechtsnamen der Alten zu fragen. Denn Grübler und Schnüffler ist der Rochele keiner; wenn er's linder hätte auf der Welt, wäre es ihm recht, doch wer einen guten Schlaf hat, für den ist auch der Steinhausen ein Federbett. Eines Sonntagnachmittags, als er in heiterer Wirtshausgesellschaft saß, redete ihm der vorwitzige Modelbauh von Sankt Gallen zu, er solle doch geschickt sein und auf Grund seines Stammbaumes um den Adel einkommen. Er bekäme ihn gewiß auf der Stelle; dann wäre er ein gemachter Mann und könne den künftigen Jahrhunderten ein großes Geschlecht von Edelleuten erzeugen. Seine Vorfahren seien ja knapp an Herzögen und Königen vorbeigerutscht, aber seine Nachkommen würden es mitten hinein treffen.

Der Steinklopfer klopste an dem Spitzchen seines kalben Schnurrbartes, wackelte einiges mit dem Kopfe und meinte bescheidenlich, es sei ein zu großes Durcheinander: neben dem herzoglichen Speerhalter der Hofstreiber, neben dem Handelsmann der Wegelagerer, neben dem Prälaten der Zigeuner, neben dem Schlossherrn der Schafottmeister, neben dem Sauhirten der Hofnarr. Diese Mischkulan, es wäre eigentlich zum Lachen.

„Ja denk' einmal, Rochele“, sagte der Modelbauh, „geht's den übrigen Edelleuten viel anders? Wenn die in ihren Blutstropfen einmal genau wollten nachgucken! Herr Jesseles!“

„Ihre Alten sind zeitweise wenigstens Erträuber

gewesen oder so was", antwortete der Rochete. „Meine Leute aber — so vielerlei sie auch getrieben — haben nicht viel Großartiges aufzuweisen.“

„So. Nichts aufzuweisen!" rief der Modelbauß lustig. „Ich wollte, einer meiner Ahnen wäre nachweisbar herzoglicher Speerhalter gewesen in der Hermannschlacht; da möchten mir die Leute mein heldenhaftes Soldatenherz schon lieber glauben. Oder ein Vorfahre wäre Hofnarr gewesen, da hätte ich Aussicht, am Ende noch Hofrat oder gar Minister zu werden. Und wenn dein Schafottmeister dreihundert Spießbuben gehängt hat — ja, was willst denn noch mehr! Allen Respekt, das nenne ich was geleistet! Ja, ja, Landammann, du mußt einkommen um den Adel. Du bekommst ihn, ich wette.“ Halb zum Scherz hatte es der Modelbauß gesagt, halb glaubte er selbst dran, daß des Steinklopfers Stammbaum bei seinen reichen und vielartigen Früchten dem Kaiser nur vorgezeigt zu werden brauchte, um zum mindesten das Wörtlein „von“ zu bekommen. Steht man mal auf der ersten Stufe, dann trappelt sich's mit einiger Klugheit schon hinan. Dem guten Kerl möchte er's wünschen.

So ging der Rochete eines Tages richtig zum Bürgermeister, um anzufragen, was in solcher Sache zu machen sei. Der Bürgermeister durchlas mit schwerfälliger Umständlichkeit die Schrift des Stammbaumes, zeigte aber dafür kein richtiges Verständnis. Besonders gegen zwei der Ahnen fand er etwas einzuwenden. Nicht zwar gegen den Schafottmeister, der die Leute gehangen hatte, wohl aber gegen den Wegelagerer, der gehangen worden, und gegen den Prälaten, der mit der Zigeunerin den Stammbaum fortgepflanzt hatte. Anderseits dachte er

doch wieder, daß dergleichen bisweilen adeliger Brauch wäre. Er rief dem Steinklopfer, höherenorts, etwa bei der löblichen Bezirkshauptmannschaft, vorzusprechen, da würde er schon nähere Er:schläge erfahren können. Der Bezirkshauptmann war selbst ein Baron, war's erst vor kurzem geworden. Der würde schon Ratschläge erteilen können, wie man das mache, und gewiß dem beflissenen neuen Standesgenossen gerne die Hand reichen.

Aber dieser Bezirkshauptmann, als er die Stammtafel las, lächelte etwas unverschämt. Auf solche Weise, meinte er, wäre es freilich leicht, zu Ahnen zu kommen. Übrigens, wenn auch alles auf gut legitimem Wege vor sich gegangen wäre, so hätte nach seinem Ermessen ein solcher Stammbaum wenig Wert. Er selbst habe keinen Stammbaum aufzuweisen und den Adel, der ihm durch die Güte Seiner Majestät geworden, glaube er persönlich verdient zu haben. Solches rath er jedem, der hinauf wolle. — Derlei Aussprüche waren für Rochete von keinem Belang. Er wußte mit ihnen nichts anzufangen, nur daß ihm leise eine Ahnung kam, er stünde mit seiner Adelsfache hart an dem Punkte, wo der Mensch ausgelacht werde. Er ließ es daher gut sein. Er benützte wie bisher seine Stammtafel nur dazu, um über die einzelnen Väter Betrachtungen anzustellen und zu bedenken, was der Mensch — und wäre es auch nur ein Steinklopfer — eigentlich für ein merkwürdiges Wesen sei, indem es eine Sammlung von Mutstropfen der verschiedenartigsten Vorfahren in sich hat. Alle guten und bösen Eigenschaften, alle möglichen Neigungen und Fähigkeiten sind im Keime vorhanden, den Edelmann wie den Pumpen trägt jeder in sich. Und daß es eigentlich gut sei so. Wenn der Mensch nicht von allem etwas in sich

hätte, stünde er ganz dumm da, könnte sich in keinen anderen hineinsetzen, niemanden verstehen. Dabei kam ihm aber nicht zu Sinne, daß er etwas anderes sein möchte, als Steinklopfer. Keiner der Vorfahren war Steinklopfer gewesen, aber in einer Welt, wo Fahrer und Reiter gute Straßen haben wollen, müssen doch auch Steinklopfer sein. Wer weiß, ob ein blut eigener Nachkomme nicht als hoher Herr des Weges fahren wird, dem muß man eine schöne Straße bauen.

Ja, Nachkomme! Wie soll der Nochele Landammann denn Nachkommen erwarten können? Da müßte er wohl Näheres mit jenem Wirtstöchterlein zu Mooswiesen ausmachen. Es ist doch wahr, wer von jemandem hergegeben wird, der muß sich auch wieder weitergeben. Er darf sich nicht veruntreuen und wie ein schnöder Flüchtling sich nicht mit seinen tausend kostbaren Blutstropfen in die tote Grube verfrachten. Da hat der Nochele sich vorgenommen, an die schöne Wirtstochter einmal eine Frage zu stellen. Schotterhausen, wie sie der Steinklopfer macht, sind zwar kein sehr begehrtes Heiratsgut, am wenigsten bei verwöhnten Wirtstöchtern. Andererseits wußte er von mancher Maid, die heimlich nach ihm ausgeguckt, die er jedoch allemal wie zufällig übersehen hat, weil sie ihm nicht gefiel. Gerade entzückend schön, das wußte er, war auch er nicht, aber vom Stammbaume erhoffte er etwas, jetzt bei der stolzen Wirtstochter.

Mittlerweile war es geschehen, daß nach einem Vollenbruche die Ortschaft Mooswiesen von der Überschwemmung verwüstet worden. Ein eigentliches Unglück gab es nicht, aber eine recht unangenehme Mißlichkeit. Da gab es nämlich einen gemauerten Kanal, der aus

dem Dorfe die Abfallwässer und allen Murrat in den Bach hinausleitete. Dieser Kanal war nun durch das Hochwasser so gründlich verstopft worden, daß er anfang, oben allerorts überzugehen. Es war nötig, daß jemand hinein stiege, aber keiner wollte sich dazu hergeben. Wie nun der Steinklopfer Nochele von der wunderlichen Not hörte, in der das schöne Mooswiesen sich befand, überlegte er, daß sich irgend einer doch finden müsse, der mit einer festen Stange dem Unheil steuerte, die Wege des Ortes sowie die Leute und besonders die lieben Wirtstöchter von der Plage befreie. „Will's kein anderer tun, so tu' ich's.“ Fröhlich bot er sich an und stieg in den Kanal.

Nach kurzer Zeit war der Durchlaß frei. Die Rauchen gungelten wieder durch und der Nochele sprang in den Teich, um sich von dem Unwesen zu reinigen. Das tat er drei Tage nacheinander. Dann zog er sein Festgewand an und ging in das Wirtshaus. Lachend rückten die Leute von ihm seitab und ließen ihn allein sitzen und die schöne Wirtstochter hielt sich die Nase zu.

Mehr brauchte er nicht zu wissen. Was hilft der Stammbaum, wenn man im üblen Geruche steht. Lachend ging er zu seinen Steinhausen an der Straße.

Von dieser kleinen Geschichte hatte auch der Bezirkshauptmann vernommen. Und der soll folgendes gesagt haben: „Wenn ich jezt Landesfürst wäre, diesen Mann erhöbe ich in den Adelsstand. Aber nicht auf Grund seines Stammbaumes, vielmehr auf Grund seiner vornehmen Gesinnung, die auch den geringsten Stand und die niedrigste Arbeit zu adeln vermag.“ Ich weiß nicht, ob der Steinklopfer von diesem Ausspruche etwas erfahren hat. Wenn auch nicht, er spann Zukunftspläne wegen einer Lebensgefährtin und erfreute sich heiterer

Träume. In einer Nacht sah er eine Tafel aus Marmelstein vor sich stehen, darauf zu lesen stand wie folgt: Der Sohn Nocheles, des Stinklopfers, hieß Gottfried und war Kanalräumer. Dessen Sohn Michel war Dachdecker. Dessen Sohn Johann war Holzhändler. Dessen Sohn Julius war Automobilsabrikant. Und dem sein Sohn Adolf war gar nichts. Er erfand bloß das harmlose, lebensfreudige Menschentum. Von da ab begann eine neue Zeitrechnung und die Stammbäume blühten und reiften wild weiter, ohne daß sich jemand um sie kümmerte.

---

## Schneeweisse Blümelein.

Lieblicher und friedlicher ist es nie über Land zu gehen, als an sonnigen Spätherbstnachmittagen. Wie ist der zarteste Frühlingslag noch unster und leidenschaftlich im Vergleiche mit solch einem Novembertage da man den Pulsschlag der Zeit kaum mehr spürt. Nie so groß dünkt sich das fünf Schuh hohe Menschenlein, als wenn es über die kahl gegrastten Matten schreitet, und sein Schatten reicht weithin wie ein gleitender Riesbaum über Feld und Wiese. Und nie so frei und ungebunden fühlt es sich, als wenn ihm alle Baumgatter und Feldschranken offen stehen und es über das weite Feld mag schreiten, schrankenlos.

So habe ich an jenem Tag, um vielleicht meine Wanderstrecke nach Krimstein etwas abzukürzen, von der weissen Straße ausgebogen und bin hineingegangen in die Wiese, die weiterhin zur Heide ward und die eben und glatt und fast unendlich vor mir dalag wie ein stilles, blaßgrünes Meer. Kein Baum und kein Strauch, nur bisweilen die Furchen einer Rainung, an der abgewellte Grasbüschel standen. Stellenweise Pfoten Spuren von Rindern, die hier geweidet haben mochten. Bisweilen tänzelte mir ein geringeltes Buchenblatt entgegen, das sich aus fernem Walde hierher verloren hatte. Dann

war mir ein Mann begegnet, der ebenso planlos als ich, aber in entgegengesetzter Richtung über die Ebene gegangen sein mochte. Wir sagten zueinander: „Guten Nachmittag!“ und gingen vorüber. Nach einiger Zeit sah ich zwei Männer herankommen. Wir grüßten flüchtig und gingen aneinander vorüber. Die Sonne hinter mir war nahe einer schnurgeraden Wollenbank, die über dem fernem Gebirge lag; ich konnte gerade in dem schwarzen Streifen meines Schattens entlang gehen — immer voran.

Endlich kam ich wieder zu einem Menschen und der war mit einer Erdarbeit beschäftigt. Mitten auf der Heide war eine Grube geworfen und die schaufelte er eben zu. Ich stand still und fragte den Arbeiter, was er da vergrabe. Er ließ ab vom Schaufeln, glockte her und gröhlte etwas. Das war ein heiseres Gröhlen, wie es Kretins zu tun pflegen und das man nicht versteht. Dann grinste er mich gutmütig an und begann wieder zu schaufeln. Ich ging fürbass.

Die Sonne war verschwunden, über die Heide strich scharfe Abendluft. Ich schlüpfte in meinen Überrock, beschleunigte meine Schritte und wunderte mich, daß ich nicht längst schon wieder an die Straße gestoßen war, deren sachte Biegung diese Gegend durchqueren mußte. Am Himmel flimmerten schon Sterne und sie flimmerten so lebhaft wie Lampenlichter, wenn der Wind dreingeht. Und wenn ich stillstand und sie lange anblickte, da funkelten sie blau und grün und schienen größer zu werden und noch lebhafter zu flackern, als ob sie näher und näher kämen.

Endlich sah ich vor mir finstere Zaden aufragen; das war Wald und nun lag auch die Straße da. Nach



der Mattenwander ging sich das glatt und hart, doch nun konnte mein Ziel nicht mehr weit sein und als der Waldfchaden zurückgelegt war, grüßten mich die Lichter von Krimsstein. Ich suchte mein gewohntes Gasthaus auf. Das führt im Schilde den Kaiser Josef, weil dieser Fürst auf seiner Reise durchs Land einmal hier übernachtet haben soll. Mir wurde sogar wieder „sein Zimmer“ aufgesperrt, wo ich manche Freie- und Waldgeschichte geschrieben hatte. Als ich dann in der großen Gaststube froh bei Bekannten meinen üblichen Pfannensuchen mit dem Glase Rotwein genoß, kam noch der alte Bezirkshauptmann von seiner Behausung herüber, setzte sich zu uns und zog aus der Brusttasche eine Depesche. Zum Hauswirt wandte er sich und sagte: „Sie werden heute noch Gäste bekommen. Eben habe ich aus Budapest dieses Telegramm erhalten mit der Bitte, in Krimsstein für zwei Personen Unterkunft zu schaffen; sie dürften noch vor Mitternacht mit Wagen einlangen. „Es ist doch Platz bei Ihnen, Kaiserwirt?“

„Wenn es noble Herrschaften sind?“ entgegnete der Wirt und schaute auf mich her.

„Ja, ja,“ sagte ich, „das Kaiserzimmer sollen sie haben. Ich bleibe ja nur eine Nacht und nehme diesmal mit dem blauen Stübel gerne färtlich.“

„Oha, oder was zwickt mich!“ lachte die dralle Kellnerin auf, da lachten alle. Denn das blaue Stübel war ihre Schlafkammer. Und solche Späße macht man im Dorfwirtshause bloß des Späses halber. Schließlich wurde mir die „Wallfahrerstuben“ zugesprochen, in der ich zu jeder Stunde der Nacht in einem anderen Bett liegen könne, falls nicht noch in dieser Nacht Wallfahrer einlangten.

Die Herrschaften aus Budapest waren nun Gegenstand von Vermutungen. Wohl von der Eisenbahnstation Großpatting mußten sie kommen; da konnten sie in einer Stunde eintreffen.

Um solche Jahreszeit noch Fremde?

„Ich vermute, daß es Verwandte des Selbstmörders sind,“ sagte der Bezirkshauptmann. Das leuchtete allen ein, nur mir nicht. Ich wußte nichts von einem Selbstmörder. So ward mir erzählt, daß sich zwei Tage vorher auf der Heide ein fremder Mann erschossen habe. Er sei früher noch in Krimstein gesehen worden, ein junger schöner Mensch, habe dem Anscheine nach besseren Ständen angehört, sonst wisse man nichts. An der Leiche sei nichts gefunden worden als der Revolver und ein goldener Ring und in beiden seien die drei Buchstaben „A. M. Z.“ eingegraben. Diese Tatsachen habe man in die Zeitung gegeben und so — meinte der Bezirkshauptmann — stehe zu vermuten, daß die angesagten Fremden mit dem Unglücklichen in irgend einem Zusammenhang ständen.

„Und die Leiche des Selbstmörders?“ fragte ich ein wenig erregt.

„Wie du weißt,“ sagte nun der Wirt zu mir, „ist es hier Sitte, daß Selbstmörder am Orte ihrer Tat verscharrt werden. Gestern oder heute muß er auf der Heide begraben worden sein.“

„Die Beerdigung,“ berichtete der Bezirkshauptmann, „hat an diesem Nachmittage stattgefunden. Der Beamte kam eben vorhin mit den Sachen zurück.“

Dann stand er auf, grüßte würdig und ging nach Hause, um der etwa bei ihm zuerst vorsprechenden An-  
sömmlinge gewärtig zu sein.

Auf der Ofenbank saß ein alter Knecht. Der hatte gekochte Erdäpfel in Milchsuppe gebröckelt und löffelte sie jetzt aus. Als er den Löffel an seinem Armel abgewischt und neben auf die Bank gelegt hatte, begann er sich in Betrachtungen zu ergehen. „Den wird's brennen!“ murmelte er mit Behagen. „Den wird's brennen da unten! Selbstmord! Ist ja eine Sünde gegen den heiligen Geist. Vess's nur nach. Den werden wir noch oft winseln hören. Schauderlich, so ein Mensch! Schauderlich!“

„Magst nicht noch Erdäpfel essen, Pipp?“ redete die Wirtin hin, in der Absicht, ihm so auf gute Art den Mund zu stopfen.

„Mag nit meh', Fran Mnatter!“ antwortete der Alte. „In der ewigen Pein sitzen, 's ist kein Spaß, meine Peul! Den werden wir noch oft winseln hören auf der Heiden!“ — Also in einem fast wollüstigen Jammer versunken, erhob er sich endlich und torkelte zur Thür hinaus.

Gegen Mitternacht kam der Wagen angefahren. Die Fremden. Ein alter Mann mit langem weißen Bart und eine junge schöne Dame. Sie traten nicht in die Gaststube, sondern gingen gleich auf ihr Zimmer. Ich sah noch, wie die Dame ihr weißes Tuch vor das Gesicht hielt und heftig schluchzte. Sie hatten eben vorher bei dem Bezirkshauptmann den Ring und den Revolver in Augenschein genommen. Als der Wirt nach einer Weile von ihrem Zimmer zurückkam, sagte er zu uns: „Ja, das müssen Verwandte sein, Sie wollen morgen auf die Heide, an die Stelle, wo er liegt. Sie wünschen einen Führer, aber der Adjunkt ist amtlich verhindert und sonst ist niemand, der sie weisen könnte.“

„Wenn es das ist,“ sagte ich, „die Stelle wüßte ich. Bin heute über die Heide hergegangen und sah, wie ein Mann das Grab verscharrte. Wenn sonst niemand ist, so will ich die Herrschaften begleiten.“

Das ward verabredet und dann gingen wir zur Ruhe. In der großen Stube, die mir angewiesen wurde, stand mehr als ein Dutzend Betten, jedes mit dem Kopfe gegen die Wand gestellt wie in einem Spital. Sie waren hoch aufgeschichtet, hatten blaue Leinwanddecken und warteten auf Wallfahrer. Heute kam keiner mehr. An der Stubecke hing ein großes Kreuzifix, ganz mittelalterlich, mit sehr langen Armen, scharfgebogenen Ästen, reichlich mit Blut überströmt der sterbende Christus. Vor diesem Kreuzifix brannte eine rote Ampel, deren Schein an der Zimmerdecke unruhig hin- und herglitt. Ich wählte mir ein Bett, legte mich hinein, stand aber wieder auf, um die Ampel auszulöschen. Trotzdem konnte ich lange nicht einschlafen. Immer sah ich noch das verzerrte Gesicht des Kreuzifixes. In den Dachbrettern polterte der Wind. An den Selbstmörder mußte ich denken. Was das für ein Schicksal gewesen sein mochte! Dann war mir, als ob in den Betten neben mir fremde Leute lägen, solche, die sich bewegten und seufzten, solche, die reglos dalagen und an den Schläfen Schußwunden hatten. Hinter einem dieser letzteren tauchte eine Gestalt auf, ich sah sie deutlich, denn es ging ein glühender Schein von ihr aus. Sie streckte den langen, dünnen Arm, der wie ein dünner Ast war, nach dem Toten aus, rüttelte ihn und führte ihn vor den Richterstuhl Gottes. Da oben saß Christus mit dem Kreuze in furchtbarer Majestät. Der rote Teufel zerrte die arme Seele bis an seine Stufen heran

und rief dreist: „Herr, das ist der Selbstmörder. Sprich mir ihn zu!“

Dieser sank auf sein Angesicht und wimmerte um Gnade. Das Leben sei zu hart gewesen. Die Schuld wäre zu groß geworden. Da habe er ein Ende gemacht.

„Richter!“ rief der Teufel. „Du hast den Selbstmord als die Sünde genannt, die nimmer verziehen werden kann. Bleib' bei deinem Wort! Gnadenzeit hast du ihm übergewogen gegeben.“

Da sagte der Richter zum Sünder: „Du hast an meiner Erbarmung verzweifelt, als du daran glauben solltest, und willst jetzt an sie glauben, da du dich selbst verworfen hast. — Ich muß dich verdammen zu den grausen Hölleflammen auf ewig!“

Auf einer weißen Wolke schwebten die Heiligen heran, unschuldige Kinder und Gerechte. Sie falteten ihre Hände zum Richter: „Herr! Uns hat deine Gnade gehütet und geführt und wir hatten kein Verdienst. Wir opfern dir unsere Unschuld und unsere Tugend auf für den armen Sünder, der vergeblich nach deiner Liebe gesucht hat. Verzeih' ihm und nimm ihn an!“ — Und der Schuldige flehte um Erbarmen.

„Bleib' bei deinem Wort!“ kreischte der Teufel dem Richter zu. Und der Herr blieb strenge und sagte: „Auf Erden hat er der Gerechten nicht gedacht und die Unschuldigen verführt, so soll er jetzt von ihnen keinen Anteil haben. Ich muß ihn verdammen zu den grausen Hölleflammen auf ewig!“

Auf einer rosigen Wolke kamen Büßer und Märtyrer herangeschwebt. Auch sie hoben ihre gefalteten Hände bittend zum Richter: „Herr! Uns warst du gnädig, da

wir doch auch Sünder gewesen. Wir haben unsere Missetaten mit Blut und Tod gebüßt. Herr, nimm es so, daß auch dieser Arme freiwillig in den Tod gegangen ist wegen seiner Sünden. Er ist geflohen aus dem Lande der Schuld, um zu dir zu kommen. Wir bitten, wir bitten, nimm ihn barmherzig auf!"

Und der arme Sünder wimmerte um Gnade.

Da zischte der Teufel gegen den Richterstuhl hinan: „Bleib' bei deinem Wort!"

Und der Herr sprach: „Er hat sich nicht getötet, um zu mir zu kommen, er hat sich getötet, um mir zu entfliehen. Er hasste meine Werke und fürchtete sich vor meiner Ewigkeit. Anstatt durch Taten der Liebe und der Sühne zu mir heranzuklettern, hat er sich aller Pflicht und Verantwortung entziehen und sich ins ewige Nichts stürzen wollen. Nun ihm das nicht gelungen ist, will er mich zum Freunde haben und es ist zu spät. Ich will ihn verdammen zu den grausen Hölleflammen auf ewig!"

Aus den Höhen nieder flogen nun die Chöre der Engel und flehten um Gnade für den Selbstmörder. Sie sangen ein Lied von dem Erlöser, der gestorben ist für die Sünden der Welt. Der Selbstmörder lag auf den Ellbogen kniend und weinte: o du Lamm Gottes . . . !

„Bleib' bei deinem Worte!" pfauchte der Teufel.

Der Herr blieb in seiner furchtbaren Majestät und sagte: „Ich bin gestorben für die Sünder, aber nicht für die Unbußfertigen. Der Selbstmörder ist der einzige, der alle Möglichkeit, seine Tat zu büßen, strevelnd von sich geworfen hat. Er hat sich ausgeschlossen aus meinem Reiche und den Schlüssel in die ewigen Abgründe

geworfen. Ich will ihn verdammen zu den grauen Hölleflammen!

Und als alle Fürbittenden betrübt zurückwichen und der Teufel sein Opfer fassen wollte, da stand vor den Stufen des Thrones Maria, die Mutter des Herrn. In dunkelblauem Gewand, wie sie auf Erden gewandelt, mit kummervollem Gesichte, so stand sie da und faltete in Demut die Hände vor ihrem herrlichen Sohne: „Jesus, mein Kind! Weise mich Bittende nicht von dir. Bedenke, was ich habe gelitten an deiner Krippe und an deinem Kreuze. Um der sieben Schwerter willen, die mein Herz durchbohrt haben, sei ihm gnädig und laß' ihn nicht verloren sein! Der vom Vater Erschaffene, dem von Anbeginn sein Loos bestimmt gewesen, er kann nichts dafür! Du Gies mit dem Vater — du bist sein Vater. Du des Vaters ewiger Sohn bist sein Bruder —“

„Höre sie nicht!“ schmetterte der Teufel auf. „Höre sie nicht, o Gerechter. Bleib' bei deinem Worte!“

Maria aber fuhr fort zu bitten: „Siehe, mein Sohn, er lebt wie alle das ewige Leben. Er hat sich nicht getödtet und nicht töten können. Er wollte heim zu dir. Er liegt vor dir in Reue und Buße. Er weint in Sehnsucht zu dir. Von den Ängsten der Sünde, des Verderbens gejagt wollt er sich flüchten in deine Arme. O verstoß' ihn nicht. — O mein Sohn, du Heiligster, du Göttlicher, der du mich erkoren hast zur Mutter aller Menschen, siehe, auch dieser Unglückliche hier, er ist mein Kind. O Allerbarmer! Wegen deiner Dornenkrone und deiner Wunden, wegen deiner Nägel und deines Kreuzes, wegen deines Sterbens und Auferstehens flehe ich dich an: Verzeih' ihm. Nimm ihn auf zu deinen Vätern!“

Der Herr saß auf dem Thron in furchtbarer Majestät. Er sprach nichts mehr, seine Blicke waren verzerrt. Er winkte mit der linken Hand. Der Teufel faßte den Unseligen und führte ihn hinab in die flammenben Abgründe der Hölle.

Und siehe, da stiegen die Unschuldigen und Gerechten zur Erde nieder und folgten dem Sünder in einer langen Reihe. Es stiegen die Büßer und Märtyrer herab und folgten dem Sünder zur Hölle hin. Mit Palmen säckelten sie, um den Qualm zu lindern, Tränenkrüge gossen sie aus, um die Flammen zu dämpfen. Und in den Lüften kamen herangeschwebt die Chöre der Engel und streuten schneeweiße Blümlein hinab, um den Verdammten zu erquicken. In einer rothigen Wolke schwebten sie über dem dämmernden Abgrund und streuten schneeweiße Blümlein hinab. Maria saß auf grauem Stein und weinte . . .

Nach dem Erwachen fand ich mich in Schweiß gebadet. Es war schon Morgen. Ein blasser matter Tag dämmerte in der großen Stube und die Betten mit den blauen Leinwanddecken standen nach der Reihe wie gestern. Mich fröstelte. Mir graute vor dem Traume, vor der Gotteslästerung, die in diesem Traume war. Dieser rachgierige Gotttrichter! Der das Ende eines armen Verirrten mit der denkbar größten unaufhörlichen Pein strafen kann. Ich fluchte dem frevelhaften Traum und betete zum gütigen Gott, daß er mir ihn vergeihe.

Dann stand ich rasch auf und sah, daß draußen die Dächer und die Bäume weiß waren und daß es schneite. Der Winter war da. Als ich in die Gaststube kam, saß dort schon der alte fremde Herr und die schöne junge Dame. Sie waren schwarz gekleidet, hatten sich Kaffee



und Eier bestellt, genossen davon ein wenig, sagten  
 zueinander manchmal ein kurzes Wort, so leise, daß ich's  
 nicht verstand. Meinen Gruß entgegnete der alte Herr  
 kurz und kühl wie dem eines Bedienten; dann winkte  
 er der Kellnerin, sie möge mir das Frühstück bringen.  
 Ich fand es zweckmäßig, zu erklären, daß ich — ohnehin  
 den gleichen Rückweg nehmend — sie aus freiem gerne  
 begleiten wolle. Der Hauswirt kam herein, lästete sein  
 grünes Samtläppchen und ersuchte um ein bißchen Ge-  
 duld. Die Herrschaft hatte nämlich einen Wagen auf-  
 genommen; statt eines solchen mußte nun aber vom  
 Übergeschoß des Geräteschuppens der Schlitten herab-  
 geholt und dann dem Pferde ein Schellkranz umgehungen  
 werden. Die Lust pridelte frisch an der Wange. Der  
 Schnee war schon so hoch, daß er den rotwangigen Schul-  
 linderu, die auf der Straße heranwateten, bis über die  
 Schuhe ging, und das Schneien war so nebeldicht, daß  
 der nahe Kirchturm wie ein unbestimmter grauer Niesen-  
 block dastand. Die Ammerlinge flogen in kreuz und  
 krumm, ob aus Wintersfreude oder aus Halslosigkeit? Die  
 Herrschaft setzte sich in den Schlitten, der Wirt bedeckte sie  
 mit Kohen zu. Ich saß schon neben dem Pferdeknecht,  
 rief noch zurück: „Lebt wohl all'samt, um Weihnachten  
 so Gott will auf Wiedersehen!“

Dann glitt es glatt dahin auf der noch pfadlosen  
 Straße und der Schellenkranz war das einzige Geräusch,  
 während der Glockenschleier lautlos und ununterbrochen  
 vom Himmel saul. Ich horchte manchmal ein wenig  
 hin, ob die Schlitteninsassen etwas miteinander redeten.  
 Aber sie waren in ihre Wollentücher und Kohen ge-  
 mummelt und schwiegen. Wir fuhren durch den Wald,  
 die Fichtenäste hingen nieder unter dem Schnee und ein

leichter Wind stäubte ihn in weißen Wölkchen auf und herab. Hinter dem Walde, wo die Straße sachte sich nach rechts biegt, überfah ich das Brücklein nicht, das über den Graben ins Feld führt. Wir fuhren darüber hin und nun ging es schnurgerade in die Weide hinein. Der Fuhrmann ließ das Pferd langsamer gehen, obgleich es eben und glatt war. Ringsum schneieender Nebel, so daß wir nicht hundert Schritte weit sahen.

Ich berechnete bei mir die Strecke, wie lange ich gestern etwa von jenem Mann, der die Grube zuschauelte, bis zur Straße gegangen sein konnte und wie lange jetzt der Schlitten bis hin zu fahren haben mochte. Es war eine gleichmäßige ununterbrochene Fläche, über die wir schnurgerade ausfahren, aber es hatte sich schon gezeigt, daß wir das Grab nicht finden würden. Ungefähr nach einer Stunde ließ ich den Schlitten halten, stieg ab und forschte umher.

Über alles lag das glatte weiße Wintertuch — kein Hügelchen war zu sehen und der Fuß stieß an keine lockere Scholle. Weiter ließen wir den Schlitten gehen, mehr nach links und mehr nach rechts, in einem Kreise fuhren wir herum und ich watete im Schnee und tastete mit den Füßen nach einem Schutthügel, nach einer Scholle. — Wir haben das Grab nicht gefunden.

Der Greis und die junge Frau, die im Schlitten selbst fast unter Schnee begraben waren, schauten mich fragend an. Ich sagte, weit könne die Stelle nicht sein von hier. Sie stiegen ab und gingen schweigend im Schnee herum. Er zog den Hut vom Kopf, als ob er still betete; sie nahm etwas, das an ihrer Brust verborgen gewesen, beugte sich zu Boden und legte es in den Schnee. Und wie sie so da stand in der Schnee-

wirbelnden Einsamkeit und ihr Gesicht wieder mit dem Taschentuch verdeckte und wie ihre Achseln schütterten, da war es mir, als klinge leise in den Lüften ein heiliger Gesang. Veständig sanken vom Himmel die Flocken — wie weiße Mäulein, von den Engeln gestrent . . .

Der Wind war heftiger geworden und wirbelte den Schnee auf, so daß ich zur Umkehr mahnen mußte, wenn die Schlittenspuuren nicht eher verweht werden und wir nicht planlos auf der Heide herumirren sollten. Mußten wir doch jetzt schon den Spuren der Kreuz- und Quersahrt nachgehen, bis wir zur Not noch die schnurgerade Furche fanden, die uns endlich der Straße wieder zugeführt hat. Dort an der Straße stieg ich vom Schlittenboad und verabschiedete mich von den Fremden.

„Der Schnee,“ sagte ich noch, „liegt in dieser Gegend bis in den April. Dann werden wir das Grab finden und einen Merkstab stecken.“ Sie sagten kein Wort. Dann glitt ihr Schlitten weglos hin und ich hörte noch eine Weile das zarte Riefeln der Schellen.

Ich habe hernach einen dreistündigen Straßenmarsch getan bis zu meinem Wohnorte. Noch ehe er erreicht war, hörte das Schneien auf, der Nebel stieg zur Höhe und vor mir lag die stille weite Schneefläche der Heide. Da dachte ich bei mir: So schön und feierlich hat die Ewigkeit noch kein Grab in Empfang genommen als dieses müden Erdenpilgers Ruhestatt. Sie hat ihn entrußt aller Liebe, allem Wahne . . .

Die Fremden sind in der Ferne so schweigsam geblieben, als sie es in dieser Gegend gewesen. Und von dem armen Lebensmüden, der sich dieses stille weltferne Land für seinen ewigen Schlaf ausgewählt hat,

kann nicht um ein Wort mehr berichtet werden, als in diesen Blättern geschehen ist.

Ein halbes Jahr später, als die Erde wieder grün geworden, ging ich über die Freide, um das Grab zu suchen. Kein Hügel war zu finden und keine gelockerte Erde. Überall zartes Moos und junges Gras und Blümlein drin. Schneeweisse Blümlein — wie sie die Engel streuen.

## Die verkaufte Seele.

(Nach einer Mär, die meine Mutter erzählt hat.)

**D**ie merkwürdige Geschichte, die hier erzählt werden soll, hat sich zugetragen in jenen alten Zeiten, als das Land, durch das die Mur fließt, noch nicht wie heute die grüne Mark genannt wurde, und als die Täler, durch die sie rinnt, noch Wildniß waren.

Auf einer weiten Ebene, die mit Urwald und wilden Büschen bewuchert und von Sandbalden durchzogen war, ragte ein steiler, felsiger Berghügel auf, an dem der klare, tiefe Alpenfluß langsam vorüberzog. Am Fuße dieses Bergleins, knapp an die Felswand gerückt, standen Hütten und etliche Fischerhütten und ein Hirtenhaus, dessen Bewohner seine Rinderherde auf der Matte weiden ließ, die er sich am Rande des Flusses hin selbst gerodet hatte. Auf der Höhe des Felsenberges aber stand eine feste Ritterburg, deren weiße Thürme wie ein Sternbild hinausleuchteten über den dunklen, unendlichen Wald, der über die Ebene hin wie ein schwarzer See dalag und der weiter hin an den Hügeln und Berghängen hinaufstieg, über denselben in andere Täler kroch und Berg und Schlucht und das ganze Land übergoß mit Urwald und mit schwarzblauer, grenzenloser Wildniß.

Auf der Ritterburg lebte ein Edelmann. Seine

Vorfahren waren aus den Ländern der Sonne gekommen und hatten sich, theils um grimmigen Feinden zu entfliehen, theils um freier Weidmannslust zu pflegen, auf diesem Felskegel angesiedelt. Der Edelmann war noch jung, lebte aber, von wenigen Reissigen beschirmt, einsam auf seinem Schlosse. Nur sein Söhnlein war um ihn, das er, seit dessen Mutter auf der Jagd von einem Eber getödtet worden, in blutiger, seliger Liebe hegte und erzog. Seit dem Jagdunglücke war ihm das Weidwerk verhaßt und die nur von reißenden Tieren benötigte Wildnis ein Grauel. Er rief aus fernem Gegenden heimlose Leute herbei, die den Jagd roden sollten, und Hütten bauen und Feldwirtschaft betreiben. So entstand um dem steinigen Berg eine freundliche Pflanzung, durch die der helle Fluß zog und auf der Haus um Haus entstand, so daß nach wenigen Jahren an den Fels ein lebhaftes Städtchen sich schmiegte.

Über dem ersten Einfahrtstore der Burg, zwischen den Ketten, an denen die Zugbrücke hing, war in Stein das Bildniß des heiligen Thomas eingemeißelt, des Schutzpatrons dieser kleinen Feste, die nach ihm den Namen Thomasburg trug. Über dem höchstgelegenen, stolzen Erker des Gebäudes ragte eine Turmzinne himmelan.

Der Edelmann stand gerne auf dieser Zinne und schaute hinab auf das fleißige Treiben der Ansiedler, die die Wildnis von Jahr zu Jahr ein wenig weiter zurücktrieben, so wie tapfere Soldaten einen zähen Feind. Oft, wenn er dasaß und hinauschaute über das dunkle Land, hielt er seinen Knaben auf dem Schoß und wie gerne wollte er zu ihm sprechen darüber, daß es die Aufgabe seines Lebens sei, diese wilde Gegend allmählich ähnlich

zu machen neuen Paradiesen, aus denen die Ahnen gekommen waren. Aber der Knabe verstand das noch nicht. Der hatte ein anderes Vergnügen im Sinn, als solches, Paradiese zu schaffen. Das kommt erst später. Wenn der Vater den Kleinen so recht herzhaft an seine Brust zog, knabbelte sich dieser los, stellte sich mit den winzigen Füßen auf des Ritters Oberschenkel und sagte mit seinem weichen Stimmchen: „Vater, laß mich den Valdar anschauen.“ Da hielt ihn der Vater mit beiden Händen um die Mitte, machte die Augen weit auf und der Knabe schaute andächtig in diese Augen hinein und sah das winzige Köpflein des Valdar, denn das war er selbst.

„Wenn du so eitel bist und dich immer sehen willst“, sagte der Vater, „so launst du in den Wassertrog schauen.“

„Nein“, antwortete Valdar, „ich schaue da hinein.“ Und er blickte voll inniger Andacht in das Auge des Vaters.

„Hast du mich lieb, Valdar?“

„Ein großes Pferd, ein großer Reiter und ein großer Federbuschen, der bis zum Mond reicht — so groß habe ich dich lieb.“

Wenn der Edelmann sein Kind auf den roten Mund küßte, da schaute es ernsthaft drein. Es wußte nicht, warum man das tut. Um so fester schlang es sein Armchen um den Hals des Vaters. Erst, wenn es auf seinem Schoße eingeschlummert war, küßte er es mit aller Glut und dann legte er das braunlodige Köpfchen an seine Brust, so in den Achselwinkel hinein, daß es bequem konnte ruhen. Und er schaute von der Finne aus ins Land. Es ist so wunderbar still in der weiten Welt. War es nun der dunkle Wald, der wie ein uermessliches Meer das Eiland umgab; war es die Sonne, die ihr

grünes Gold niederlachte auf die Ebene und auf die Berge; waren es die feuchten Bläschen des Nebels, die alles — Wald und Himmel — mit dem gleichen Grau verhüllte; waren es die blendenden Lichtspiele des Winters oder die Hochgewitterschauer des Sommers, oder die großen heiligen Sternennächte, da aus dem Schweigen nur das Raunen des Wassers herausdrang — der Edelmann schaute hinaus und alle Wonnen der Einsamkeit und der Liebe waren in ihm. Wenn dann der Knabe erwachte, hob er das Haupt und schaute in das Auge des Vaters, in dem die weiche, die heiße, die sinnende Seele stand.

Aber allmählich ward es so, daß die süße Wehmut sich löste, wie Nebelbläschen in der Sonne, daß im Auge des jugendlichen Edelmannes ein unruhiges Feuer flackerte und daß die Einsamkeit auf dem Bergschlosse anfang, fachte wehzutun. So übergab er eines Tages den Knaben der Obhut des Verwalters, stieg auf seinen Rappen und ritt davon. Baldar war in den ersten Tagen überall umhergegangen im Schloß und in den Weiten, wo sein Vater sonst zu sehen gewesen, und als er ihn nirgends fand, setzte er sich im Baumgarten auf die Erde hin und war betrübt. Und als ihm das Betrübte sein zu langweilig ward, ging er in die Mulde und baute aus grauem Lehm eine Gestalt auf. Als der Verwalter einmal vorüber kam und fragte, was das sei, antwortete der Knabe nicht. Denn die Gestalt war sein Vater, und darüber brauchte nicht gesprochen zu werden. Aber dieser Vater stand starr da, bewegte sich nicht, sagte nichts und seine Augen waren zwei Löcher und kein Baldar schaute heraus, so lang und so scharf man auch hineinblicken mochte.



Der Knabe vertiefte mit seinem Holzmeißel noch den Mund, aber die Gestalt blieb stumm. Einmal hatte er einen Fischerjungen gesehen, der einer Forelle, die aus dem Wasser geschleudert bewegungslos auf dem Nasen lag, scharf in das Maul blies, worauf das Tier wieder lebendig wurde. So stellte er sich nun an den Lehmann hin, legte ihm die Arme um den Hals und blies in den Mund. Aber die Gestalt blieb tot und starrte mit ihren Löchern in das Nichts. Da wurde der Knabe sehr traurig, kniete vor einen blühenden Hollunderbusch hin und betete zu Gott, daß sein Vater lebendig werde.

Und da war es zur Zeit, daß der lang abwesend gewesene Vater auf seinem Rappen wieder in den Schloßhof einritt. Neben ihm aber ritt auf einem Schimmel eine junge, schöne Frau. Ihr Paar war schwarz wie gelochtes Pech, ihr Kleid war von himmelblauem Samte und hatte goldene Spangen. An den feinen Füßchen trug sie rotseidene Schuhe, und als der Edelmann ihr die Hand reichte, daß sie vom Pferd auf den Boden steige, that sie das nicht, sondern ritt in die Halle. Denn der Boden des Hofes war nicht mit Quadern gepflastert, sondern aus rauher, staubiger Erde. Der Edelmann hob seinen janzend herbeigeeilten Knaben zu sich an die Brust und stellte ihn der neuen Mutter vor. Sie war freundlich und gab dem Jungen einen Kuß, worauf sie bieder verblüfft ansah.

Dem Edelmann fiel es nun auf, daß seine Thomburg nicht so stolz und glanzvoll war, wie die Schlösser im fremden Lande, und war doch hier — so dünkte ihm — mehr gearbeitet worden als dort. Er dachte, notwendiger als die Wildnis roden, wäre noch, die Burg schöner auszubauen. Dieser geheimen Neigung kam nun

auch die der neuen Herrin entgegen und bald begann es im Schloß lebendig zu werden. Allerlei Dienerschaft zog ein, neue Gemächer wurden angelegt und glänzend ausgestattet, aber als die schöne Frau auch einen großen Tanzsaal verlangte und ein Bad aus Marmor gebaut, da gestand der Edelmann, es gebreche ihm an Geld. Darob wurde die Schloßherrin mißmütig und bedauerte laut, daß sie ihre schöne Heimat verlassen hatte und ihm gefolgt war in dieses Barbarenland. Der Edelmann war des betrübt und er suchte auf alle Wege Mittel aufzutreiben, um der Ehegenossin den Aufenthalt fein und ergötzlich zu machen. Aber die Wildnis war unergiebig, lieferte das, was Barbaren brauchen, und die Gewerbsleute des Städtchens waren ungeschickt und konnten den Ansprüchen der italischen Frau nicht genügen. Der Edelmann war bisweilen in die Keller hinabgestiegen, wo die Vorräthe ihren Notpfennig aufbewahrt, aber die eiserne Truhe war leer und der Schloßherr sann Tag und Nacht, was er anfangen solle, um den Wünschen seiner prachtliebenden Frau zu entsprechen. Fleißige Arbeit in der Wildnis würde ja Mittel schaffen, aber erst nach vielen Jahren. Und eines Abends, da er wieder in die Keller niedergestiegen war, entdeckte er eine halbverschüttete Steintreppe, die noch tiefer hinabführte in das Innere des Berges.

Der Knabe Baldar hatte lange nicht einschlafen können an jenem Abende, er wollte den Vater erwarten. Als der Schlaf endlich kam, war er unruhig und ein Traumgesicht schreckte ihn wieder auf. Es war Mitternacht, aber sein Vater war noch nicht da.

Am nächsten Morgen war er da. Doch schien er ihm anders als sonst. Der Edelmann war übermütig

und laut; er umarmte seine Frau. Er trug lebhaft und herrisch allerlei Anordnungen und sandte Boten aus nach dem Sonnenlande, um Kostbarkeiten einzukaufen und Künstler herbeizurufen. Dann begann auf demselben Berge, etwas niedriger gelegen, als das alte Schloß, der Bau einer stattlichen Burg. Der Edelmann hatte nicht mehr Zeit, seinen Knaben auf dem Schloß, von der Zinne aus hinzuschauen ins weite Leben und Weben der Natur. Er hatte nicht mehr Zeit, sich hohen Gedanken und seligen Träumen hinzugeben, er mußte befehlen und schaffen, ohne Unterlaß schaffen und sorgen, bis nach Jahr und Tag das Werk vollendet war.

Stolz wie ein Königsschloß ragte die Burg, mit allem Prunkle eingerichtet. Gewaltige Festungsmauern wurden aufgeführt, breite Straßen angelegt talwärts und eine Schar von Knappen angestellt, um zu wachen und zu erhalten. Als das alles fertig war, hatte der Edelmann sahle Wangen und ein müdes Auge. Er hatte erwartet, seine schöne Frau nun zufrieden und froh zu sehen. Aber das war sie nicht. Nun klagte sie über die feuchten Nebel und die rauhen Lüfte, und es fehlte nicht viel, daß sie ihren Mann verantwortlich gemacht hätte dafür, daß an den Hängen des Schloßberges nicht der Lorbeer grünte und die Zitronen blühten. In ihm selber war die Sorge und die Unruhe, das Geschaffene instand zu halten, den Wohlstand zu vermehren, die Macht zu vergrößern. Denn was nicht steigt, das sinkt, und arm geworden sein ist unvergleichlich schrecklicher, als arm geblieben sein. Wieder dachte er an das Roden der Wildnis, aber nicht mehr aus dem Grunde, um vielen Menschen ein Fruchthland zu schaffen, als vielmehr um der Pracht seines Hauses zu genügen. Und doch

machte ihm dieses Haus keine Freude. Er wußte nicht wie, es war sein Vertrauen dahin. Wenn er nach den Geschäften des Abends in die Wohngemächer kam, war er abgeheft und abgespannt, war gefühllos für einen heiteren Frieden des häuslichen Lebens, der freilich auch von der stets unruhigen und unzufriedenen Genossin nicht gefördert wurde. Wenn der blinde Lautenspieler, dem der Schloßherr früher oft gelauscht hatte, vor der Thür sein Ständchen brachte, winkte er ab — er könne das klägliche Gesumme nicht hören. Vor dem Glanze, der ihn überall umgab, begann ihm zu ekeln. Das kindliche Geplauder des Knaben, das ihn früher selbst zum glücklichen Kinde gemacht, verursachte ihm Kopfweh. Sein Liebstes war der Schlaf — und der wich ihm aus. Und allmählich versank der Mann in eine grenzenlose Traurigkeit.

Wenn Valdar den Vater begleiten wollte auf seinen planlosen Gängen in den Wildgärten und im Walde, wies er ihn barsch zurück, er wolle allein sein. Da überkam auch den Valdar, der zu einem schlanken sinnigen Knaben heranwuchs, eine schwere Kümmerniß. Je mürrischer ihn der Vater von sich wies, je unermüdlicher und eifriger folgte er ihm von ferne auf den unstillen Wanderungen. Eines Tages holte er ihn ein beim schwarzen Tümpel, der in der Ausmündung einer finsternen Schlucht stand. Heute war der Tümpel nicht schwarz, denn drei herbstrote Ahorne standen am Rande und spiegelten ihre Feuer im stillen, tiefen Wasser. Der Edelmann stand zwischen stumpf kantigen Steinen und starrte in den Tümpel. Da trat der Knabe hin, schaute zu ihm auf und sagte: „Vater!“ — Leise und voll tiefer Betrübniß war das Wort gesprochen.

Der Vater warf einen unruhigen Blick auf ihn und wendete sich ab.

Baldar nahm seine Hand und sagte: „Vater, du bist krank. Was fehlt dir?“

Den Knaben fuhr er unwirsch an: „Was weißt du! Was soll mir denn fehlen?“

„Lieber Vater!“ sagte der Knabe innig.

„Laß das dumme Wort sein. Lieb, was heißt lieb? Ich weiß nichts von lieb, alles ist erlogen, will nichts davon hören. Geh, und laß mich allein.“

Da sagte der Knabe mit fester Entschiedenheit: „Nein, Vater. Allein lasse ich dich nicht mehr länger. Ich gehe nicht fort, bis du mir gesagt hast, was dir ist.“

Da senkte der Mann sein Haupt und schaute den Knaben an. Es war wieder das Auge wie in früheren Zeiten — aber erfüllt von einer grenzenlosen Traurigkeit. Fast stehend sagte er: „Frage mich nicht, mein Kind.“

Doch Baldar ging nicht davon und fragte immer wieder, bis der Mann ausrief: „So heb dich weg. Ich will kein Menschengesicht mehr sehen!“

Da erfaßte den Knaben ein Grauen und er sagte: „Vater, was hast du vor? Denke an deine Seele!“

Und jetzt lachte der Edelmann laut auf! „Ich habe keine Seele!“

Nun klammerte sich der Knabe an den Vater und sprach: „O mein Vater, was hast du für eine gute Seele, ich weiß es. Was hast du für eine treue, für eine große Seele!“

„Ich besitze sie nicht mehr, Kind. Ich habe meine Seele verkauft!“

— — Er hat seine Seele verkauft.

Da dieses Geständnis gefallen, erschraf er selbst davor. Aber dann begann er stockend und erzählte, wie es hat sein können. Er blickte dabei den Knaben nicht an, er starrte leer in die Luft hinaus und die Worte waren kalt und lassend, als wären sie im Traum gesprochen. — In jener Nacht, als er hinabgestiegen war in die Keller, um Nester des Notpfennigs zu suchen, hatte er die halbversallene Steintreppe entdeckt, die noch tiefer in das Innere des Berges führte. Da war er in eine Höhle gekommen, deren Wände einen blauen Schimmer hatten wie morsches Holz. Dieser Schimmer stieg fort und fort aus der Wand hervor wie ein Häuchlein, und dieses Häuchlein gestaltete sich zu einem übergroßen Mann mit Fledermausflügeln, und er war fast durchsichtig, so daß man hinter ihm noch die schründige Felswand sehen konnte. Dieser Mann schaute auf den Edelmann her und sprach mit einer glodenhellen Stimme: „Freund, du suchest Geld. Deiner Vorfahren blutige Münzen sind alle vertan, ihrer suchest du vergeblich. Es war ein Fluch daran, sie entstammten dem Raube. Ich weiß, dir behagt das nicht, denn du bist ein tugendhafter Mann. Du gibst dich lieber selbst, als daß du anderen etwas nimmst. Du willst mit dem Gelde nur glücklich machen, dich und dein schönes Weib. Das ist ein löblicher Voratz und ich kann dir Geld verschaffen auf viel arglosere Art, als es deine Ahnen getan. Wie viel willst du haben? Da meinte der Edelmann, ein Fäßchen Goldstücke möchte wohl taugen. Hierauf der blaue Riese: Sage nicht ein Fäßchen, sage ein Faß. Und plötzlich vor seinen Augen stand ein großes bauchiges Faß, das ihm bis zu den Achseln reichte — und als er versuchte, ob es auch wirklich sei und sich schieben lasse,

stand es wie eingemauert, denn es war von unten bis oben voll von Goldstücken. — Es gehört mein? fragte der Edelmann freudig überrascht. — Es gehört dein, sagte der Blaue mit einer sehr liebenswürdigen Gelassenheit, nur mußt du mir dafür ein kleines Vergnügen bereiten. Ich habe nämlich eine Schwäche für Handschriften. Ich besitze eine Handschriftensammlung und möchte die Handzeichnung eines so wohlledten und tugendhaften Herrn durchaus nicht missen. Hierauf zog er aus sich ein handgroßes Häutchen hervor, das sehr zart und fein war, und eine spitze Feder, die er dem Edelmann in die Hand gab: Wir machen keine Umstände. Du ritze dich mit der Feder ein klein wenig am Arm und schreibst mit der roten Tinte hierher den geehrten Namen. Der Edelmann konnte von dem Fasse Auge und Herz nicht mehr wenden, ohne weiters schrieb er mit seinem Blut den Namen auf das Häutchen. Schön Dank! sagte der Blaue, das Häutchen hastig hinter seine Ohren verbergend, die plötzlich in zwei langen spitzen Lappen ausgewachsen waren. Unterhalte dich gut. In zwanzig Jahren sehen wir uns wieder. Deine Seele nehme ich in Empfang. — Meine Seele! stammelte der Edelmann erschrocken. — Du brauchst sie doch nicht mehr, Freund, du hast Geld. Ich stärke dir hingegen die Sinne, um wacker zu genießen, das ist in deinem Falle mehr wert als eine windige Seele. Es hat mich gestreut, deine Bekanntschaft zu machen. Wir werden noch viel miteinander zu tun haben. Du kannst dich auf mich verlassen. Leb wohl. — So unheimlich fremd war das, dieser Mann und sein Verlangen. Fernsten und nächsten Zeiten waren die Worte entnommen, als ob er Herr wäre der Ewigkeit, aus deren geheimen Faden er einmal dies, einmal

das hervorzog, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in tollen Schnörkeln miteinander verquidend. — Als der Edelmann hierauf in seinem Keller erwacht war, griff er sich an die pochenenden Schläfe und dachte: Gottlob, daß es ein Traum gewesen. Aber es war kein Traum gewesen. Prickelnd schmerzte ihn noch die Wunde am Arm, die er sich mit der Feder geritzt. Und was war das für ein bauchiges Ungetüm, an dem er lehnte? Es war das Faß mit den Goldstücken. — Und dann kam die Zeit ohne Gemüth. So lange die Schaffenslust und die Glückshoffnung währte, wurde der Mangel nicht empfunden, aber als die Müdigkeit folgte und die Enttäuschung, da besann der arme Mann sich seiner Seele — und fand sie nicht mehr.

„Sie ist in Ewigkeit dahin“, murmelte er und sprang einen Schritt gegen den Tümpel.

Der Knabe hielt ihn zurück und sagte: „Vater, geh' heim und warte. Ich will dir die Seele zurückbringen.“

Das war so fest und zuversichtlich gesprochen, daß der Edelmann das Haupt hob. Schlanke und stramm wie ein kleiner Held stand Valdar auf dem Nasen und seine Wangen und seine Augen glühten so lebhaft, daß dem Vater flüchtig ahnte, es könnte vielleicht doch noch einmal warm werden auch in seiner Brust.

Er ging mit dem Knaben zurück aufs Schloß. Unterwegs schwiegen sie. Aber als der Vater in sein Gemach trat, blieb Valdar an der Thür zurück und sagte: „Warte, ich bringe dir die Seele.“

Da war es eines Tages, daß Valdar, als nach der lateinischen Lehrstunde der Lehrer ihn verlassen hatte, heimlich in die Keller hinabstieg. Zuerst war es um ihn ganz dunkel, allmählich sah er die hoch oben an-



gebrachten blassen Fensterlein, in deren unsicherem Schein er die halbversallene Steintreppe suchte. Er ging durch mehrere Gewölbe und fand sie nicht. Er kam zu großen Kässern, die ihn zuerst erschreckten, weil er glaubte, sie wären voller Goldstücke. Aber sie standen nicht aufrecht sondern lagen in Gestellen auf dem Bauch. Und weit hinten in einem Winkel glühte ein rotes Lichtlein. Dem ging er zu und fand hinter dem lehten Faß einen alten Mann liegen. Der lehnte das Haupt an die Mauer, streckte die Beine gabelförmig von sich, hielt die Arme kreuzweise hingelegt und hatte in jeder Hand einen Becher. Einer derselben war so schief gehalten daß die lehten Tropfen auf die Erde sickerten, den anderen leitete der Alte gegen sein Gesicht und fand den Mund nicht. So goß er den Wein über die Wangen und knurrte dabei über die Unhandlichkeit dieser römischen Trinkbecher. Es war der Kellermeister.

Als er den Knaben sah, wollte er sich aufrichten; aber es gelang nicht und so ließ er sich liegen. Baldar fragte ihn, wo denn die halbversallene Steintreppe sei, die in das Innere des Berges führe.

„Zwatsch“, antwortete der Alte.

Oder ob er ihm die Ampel leihen wolle, um die Treppe zu suchen.

„Zwatsch“, sagte der Alte. Und setzte mit schwerer Zunge die Frage bei: „Junger Herr, wollt ihr es euerem gnädigen Urheber nachmachen? Ja? — Ich weiß es wohl. Ich sage euch, es ist blauer Dunst.“

„Ich will dorthin, wo mein Vater war,“ sprach der Knabe.

„Ach, dort seid ihr ja. Euer Vater war im Weinkeller und nirgendwo anders.“

„Mein Vater trinkt nicht.“

„Wer spricht vom Trinken. Hier säuft man.“

„Mein Vater hat Größeres zu tun. Und ich gehe seine Seele zu suchen?“

„Junger Herr, euer Vater ist krank. Im Keller wird man immer krank. Ich bin auch krank. Aber so viel weiß ich wohl, seit sechsundzwanzig Jahren bin ich hier Kellermeister und kenne alle Spundlöcher und alle anderen und alle Winkel im ganzen Schloß. Aber von einer Steintreppe, die in die Unterwelt führt, weiß ich nichts, das ist blauer Dunst. Ich sage euch, euer Vater ist krank. Ich bin sehr betrübt darüber, daß unser gnädiger Herr so krank ist. Ihr sagt, er trinkt nicht. Eben deshalb. Er leidet an dickem Blut. Ihr müßt zum Magister gehen.“

Nach diesen Worten war der Kellermeister eingeschlafen. Und Baldar wurde nun nachdenklich. Krank? Dickes Blut? Magister? Das leuchtete ihm fast ein. Der Magister, das war ein hochgelehrter Doktor drüben auf dem Grat, wo eingewanderte Bajuwaren gerodet hatten. Er verstand aus den Wurzeln und Kräutern des Gebirges Lebenssäfte zu brauen und durch Schlagen der Ader krankes Blut abzuführen. Einen Knappen des Schlosses hatte er vor kurzem von der Fallsucht geheilt. Von einem beseffenen Fischerweibe hatte er den bösen Geist ausgeschworen. Vielleicht kann dieser Mann dem Teufel doch auch die Seele des Vaters wieder entwenden. Denn der Vater ist nur krank, weil er die Seele verloren hat. — Der Knabe ging zum Magister.

Es war ein harter Weg durch Strupp und Gegräbe, über Stein und Gefälle, aber am Abend war er auf dem Grat. Im Hause des Magisters war ein betäu-

bender Geruch von all dem trockenen Gewürze und Kräutern, daß da an den Wänden aufgestapelt war oder niederhing. Darunter auch Grasbüscheln für die Ziegen, die an dem gelehrten Doktor, seiner alten Frau und seinem jungen Gehilfen die Nährmutterwürde vertraten. Als der Knabe sich dem Doktor vertraut hatte — nicht verschwiegen des Vaters schwere Müdigkeit und tiefe Traurigkeit, hob der schlanke hagere Greis die Arme gegen Himmel und sprach lateinische Worte. Dann schlug er feierlich, wie der Priester bei der Messe, ein Buch mit uralten heiligen Zeichen auf und las in tiefer, oft wie vor Staunen stotternder Stimme. Dann hob er mit derselben Würde eine Schale und einen Mörser vom Gestelle, nahm ein Büschel dünner Kräuter, schlug seine Arme kreuzweise über die Brust und redete in lateinischer Sprache. Endlich schritt er langsam zur Thür hinaus und zog den Saum seines schwarzen Mantels hinter sich her.

Baldar wendete sich zum jungen Gehilfen, der mit einem breiten Messer Wurzeln in einen Trog schnitt, und sprach mit fragendem Blick: „Ich weiß nicht, was er gesagt hat.“

„Du brauchst es auch nicht zu wissen“, antwortete der Gehilfe. „Der Meister wird nun Salben rühren und Tränke brauen und Pulver mischen, wird sie deinem Vater schicken, schwere Goldstücke dafür verlangen und versichern, daß der Kranke gesund werden würde. Dein Vater wird aber nicht gesund werden von diesen Medicinen, denn ihm fehlt zum Leben die Seele.“

Da erschrak Baldar, denn von der verkauften Seele hatte er nichts gesagt.

„Ich habe“, fuhr der Gehilfe fort zu sprechen,

„deinen Vater vor kurzem im Walde begegnet. Er saß auf dem Pferde und ließ dieses gehen, wohin es wollte. Er saß wie ein Leichnam oben und das Ross ging langsam über Stock und Stein und so gewogen, daß er nicht herabfiel. Aber wie eine Bremsen an seine Waden flog, da zuckte er doch mit der Hand danach, weiter nichts, sein Auge blieb gestockt wie Eis.“

Nun mußte Baldar wohl bekennen, der Vater habe seine Seele dem Teufel verschrieben.

„Das habe ich mir gedacht“, sagte der Gehilfe ganz ruhig. „Er hat gewiß des Geldes bedurft. Aber siehe, das ist kein ärztlicher Fall, das ist ein Rechtsfall. Du mußt du zu einem Rechtswalter gehen, daß er den Prozeß übernehme. Es ist ein schwieriger Fall, aber so ein Rechtswalter ist oft schlauer wie der Teufel. Ich wüßte dir auch einen. Er lebt im oberen Tale der Mur, wo es heißt Sankt Marcin. Er ist mein Meister gewesen früher, denn wisse, ich bin ein Studiosus, der alle Fakultäten durchprobieren will. Bei der, wo es mir am besten geht, bleibe ich stehen. Wenn du in Sankt Marcin zum Rechtswalter kommst, so sage einen Gruß vom Jünger Alarbold, und er möge sich deiner Sache annehmen.“

Nun hat Baldar nicht gewartet, bis der Magister zurückkehrte von seiner lateinischen Küche, sondern ist unter schönem Dank fortgegangen und hat sich auf die Wanderschaft begeben ins obere Tal der Mur. Aber dahin war es weit und unheimlich. Dem Flusse entlang führte kein Steig; da hingen links und rechts von den Hängen herab die gebrochenen Waldstämme in das Wasser und an den Felsen sizten sich grünliche Flechten nieder und legten ihre langen Härte wiegend auf die

Wellen. Balbar mußte über das Gebirge. Je höher die Berge, je lichter und freier der Boden, und auf den Hochrücken und Kuppen war es glatt zu wandern, daß sein Fuß leicht und sein Sinn noch leichter wurde. Der Gedanke, daß er von daheim ohne alles so fortgegangen war, belastete ihn nicht. Mutter vermißt ihn nicht, und dem Vater ist alles eins. Vor wilden Tieren bangte er auch nicht, ebensowenig vor bösen Menschen, denn Furcht hatte er nicht kennen gelernt. Sein hochgemuter Vater hatte in jenen glücklichen Jahren stets nur von Sieg und Glück erzählt, niemals von Unterliegen und Elend. Er sah im Gebiete seiner rauhen Pfade den fletschenden Bären und den grimmen Wolf und den Adler, der mit schwerem Flügelschlag über seinem Haupte kreiste, immer näher, immer tiefer herab, um dann auf irgend ein Tier sich zu stürzen. Sein Bündel am Rücken schritt er mit dem leichten Haselstock munter aus. Auf den Almjöchern wollte ihn manchmal der Sturm zurückjagen, indem er ihm Sand und Eiskörner ins Gesicht warf, er drang durch. Aus fliegenden Nebeln sprangen Blitze auf und ab, hin und her und beschreiben ungeheurere Trudenkrenze — Balbar drang durch und fürchtete nichts. Einmal in der Nacht eines solchen Wettersturmes flüchtete er in ein dichtes Gewebe von jungen Fichten und legte sich auf zerknülltes und zerwühltes Moos. Da knisterte es in den Zweigen und unter Blitzschein sah er zwei riesige Bären, die plump tastend hereinlamen zu ihrem Lager. Als sie den Eindringling merkten, größten sie, stießen ein paarmal ihre Schnauzen an seinen Kopf. Dann legten sie sich hin und die drei Wesen schliefen friedlich nebeneinander die ganze Nacht. Gegen Morgen allerdings bedachte Balbar, wie das werden könnte, wenn

die Bettgenossen mit gutem Appetit auf ein Frühstück erwachten. Er wollte heimlich unterhalb des Gestrüppes davontkriechen, da brüllten die Bären und erhoben sich rascher, als es sonst ihre Art ist. Baldar hatte sich ausgerichtet, so standen sie da und schauten sich an. Die wilden Tiere schienen von seinem Auge gebannt zu sein, sie rührten sich nicht. Endlich senkten sie ihre borstigen Köpfe, tappten durch das Dickicht hinaus und trotteten knurrend davon.

Baldar war gar nicht erstaunt über das Wunder, das geschehen. Er wußte auch nicht, daß die Macht seines Auges die Bestien gebändigt hatte. Er dachte immer nur an die verkaufte Seele.

Am dritten Tage seiner Wanderschaft kam er in ein breites, von Menschen bewohntes Thal und in den Weiler, genannt Sankt Marcin. Der Rechtswalter bewohnte ein stattliches Blochhaus. Er hatte einen großen Kahlkopf, aber seine Gestalt ragte nicht höher als die des Knaben Baldar. Über die tränenden Augen hatte er eine grüne Blende gebunden, so stand er schiefschulterig da und studierte in Pergamenten, die ausgerollt an der Wand niederhingen. Die Sache des fremden Knaben, der die Seele seines Vaters wieder zurückgewinnen wollte, hörte er mit Gelassenheit an. Dann drang er darauf ein, ob der Edelmann mit eigener Hand und mit eigenem Blute seinen Namen unterschrieben, und ob der blaue Niese die Schrift auch sicher zu sich gesteckt habe. Als dieses Baldar nach der Erzählung seines Vaters bejaht hatte, schob der kleine Herr seine breiten Achseln in die Höhe und sprach: „Mein lieber Junge, da wird sich schwer etwas machen lassen. Es sind alle Punkte beobachtet, der Vertrag ist rechtsgiltig.“

„Aber der Vater hatte doch nicht geschrieben, daß er seine Seele verschreibe“, wagte Baldar zu bemerken.

„Das tut nichts. Unter dieser Form würde niemand ins Garn gehen“, antwortete der Rechtswalter. „Wer den Schatz an sich genommen, der hat sich verpflichtet.“ Als Beispiel erzählte er gesprächig, daß unweit von Sankt Marein ein kluges Bäuerlein gelebt, das sich dem Teufel um einen Hut voll Silberlinge verschrieben habe. „Er schrieb nichts als seinen Namen, aber um den Teufel zu überlisten, setzte er mündlich hinzu: Mit diesem Namenszug verschreibe ich dir meinen Nachbarn Gamsold, der mir immer meinen Grenzstein verrückt. Was geschah? Nach sieben Jahren kam ein grünes Männlein, forderte dem Bauern die Seele ab. Und der andere, der Nachbar Gamsold, lebt heute noch. Ja leider, wer mit dem Teufel zu tun hat, der verliert gewöhnlich. Ich könnte ja den Prozeß übernehmen, aber die Sache ist kostspielig, sie kann bis zum jüngsten Tage währen. Und schließlich, um aufrichtig zu sein: Was bliebe euch übrig? Weder Geld noch Seele.“

Weil Baldar auf solchen Bescheid tief niedergeschlagen war, so setzte der Rechtswalter bei: „Ob es in diesem Falle nicht klüger ist, mein Junge, du gehst zu einem Priester? Diese Herren können mit dem Teufel besser umgehen. Es ist ja eines Versuches wert. Vielleicht könnte ich dir den Abt des Klosters Taubenhäusen empfehlen. Das ist nur wenige Stunden von hier entfernt und der Abt ist ein sehr angesehener Prälat bei Großen und Kleinen. Sollte mich wundernehmen, wenn nicht auch der Teufel vor ihm Respekt hätte. Wenn Einer die Seele deines Vaters zurückbekommt, so ist es der hochwürdige Abt von Taubenhäusen.“

So verließ der Knabe den kleinen alten Mann und ging talaufwärts, so lange, bis ihm die weißen Mauern des Klosters entgegenleuchteten. Und er hatte gute Hoffnung, daß der hochgeweihte Herr ihm helfen werde, die verkaufte Seele seines Vaters zu retten.

Das Kloster lag in einem weiten Talleßel, der von kahlen Bergen umgeben war, in dem aber fleißiger Landbau Wiesen bewässert und weite Felder fruchtbar gemacht hatte. Zwei hohe Thürme ragten aus dem weitläufigen Gebäude hervor, das umgeben war von einer Schutzmauer aus unbehauenen Steinen. An der Eintrittspforte standen Heiligengestalten aus Sandstein und ein Mönch in langem Rock aus weißer Wolle, der am Nacken eine niederhängende Kapuze hatte. Das Gesicht des Mönches war bartlos, der Kopf kurz geschoren. Da dieser Psörtner mitten im Eingange stand, so sprach ihn der Knabe höflich an, ob er eintreten dürfe, er suche den Abt.

„Was willst du von Seiner Gnaden?“

Walbar blickte ihn zagend an, er konnte es nicht sagen. Da kam über den Hof ein anderer Klosterbruder und berichtete, der Herr sei jetzt nicht in seinen Gemächern, wer mit ihm zu sprechen habe, der möge ihn suchen. Der Knabe wurde durch das Tor gelassen und nun sah er, daß ihm das Kloster und der Garten und die Kirche freigegeben waren, um den Abt zu suchen. Er ging durch den Kreuzgang, an dessen Wänden die dunkelnden Bilder verstorbener Äbte hingen. Er ging durch die Kastanienalleen des weiten Gartens, vorüber an Rosensträuchern und Glashäusern, er ging bis zu dem Fischweiher und zu dem Lusthause. Mancher Priester begegnete ihm, der wie eine weiße wandelnde Säule war



und in seinem Breviere las; aber den Abt sah er nicht. Er kam zu dem weiten Sandplaze zurück, trat in das Münster, das rötliche Marmorpfeiler hatte und in den schmalen hohen Fenstern dunkelglühende Glasmalereien, und neun Altäre, an deren einem der Küster eben zwei Kerzen auslöschte. Noch wehte vor den vergoldeten Bildnissen der Weihrauch von der Messe, die eben zu Ende gegangen. Auch in der Kirche fand der Knabe den Prälaten nicht. Er ging wieder in den lichten Tag hinaus und auf dem Wege dahin, der gegen die Wirtschaftsgebäude führte. Unterwegs sah er abseits den kleinen Friedhof, der auf dem grünen Rasen eine Menge schwarzer schiefstehender Holzkreuzlein hatte, und rückwärts einen kleinen Bau, der zum Theil Kapelle und zum Theil Weinhaus war. Und dort, mitten unter den Totenschädeln saß ein gebückter Greis, der eben dasselbe weiße Kleid trug und das kahle Haupt, doch über der Brust an goldener Kette ein Kreuz hängen hatte. Das war der Mann, den Balbar suchte. Als der Knabe sein Hüttlein abziehend heraustrat, stand er auf und ging ihm tief gebückt und am Stock gestützt ein paar Schritte entgegen. In seinem hageren rötlichen Gesichte war ein gütiges Auge, so daß Balbar Mut faßte und ihm sofort seine Geschichte und sein Anliegen vortrug.

Der Greis hörte ihn an, ernsthaft und freundlich, und dann fragte er: „Hat dein Vater sich seinem Reichtvater vertraut?“

Davon wußte der Knabe nichts.

„Wie ist dein Vater gegen seine Untergebenen?“

„Früher war er gut und hat sie nicht gedrückt und den Armen alles geschenkt. Seither aber, als er sich verschrieben, ist er anders.“

Der Abt nahm auf einer Steinbank Platz und bedeutete dem Knaben, daß er sich neben ihn setze. Dann sagte er: „Mein Sohn! Dein Vater hat dir also erzählt, daß er seine Seele an den Teufel verloren hätte. Sollte diese Vorstellung nicht von einem bösen Gewissen kommen? Der Schatz, zu dem er gekommen, ist wohl auf unedlichem Wege erworben worden, das hat seine Seele belastet. Vom Gelde besessen, hat er sich ganz dem Irdischen hingegeben. Die Sorgen, die ihn um Erhaltung und Vermehrung der zeitlichen Güter hegen und verfolgen, haben sein Herz betäubt. Er hat kein inneres Leben mehr als das, nach Schätzen zu jagen. Er kann sich nicht mehr freuen an unschuldigen Menschen, nicht mehr an der Schönheit der Schöpfung, er hat kein Verlangen nach Gott und Unsterblichkeit, alles in ihm ist wüst geworden, leer und kalt. Aber er hat die Erkenntnis, daß ihn ein gieriger Wille verleitet, und nun kommt es ihm vor, er habe seine Seele dem Teufel verschrieben. Ich meine, liebes Kind, so ist es und du solltest heimkehren und deinen Vater zu bewegen trachten, daß er die höllische Last von sich werfe, sich von den Ketten des Satans befreie und sich wieder dem Guten und Schönen des Lebens zuwende. Daß er so seine Seele wieder finde, will ich für ihn beten. Und du, sein Kind, das er einst so innig geliebt hat und das ihn noch jezt so rührend liebt, du sollst deinen Vater erlösen helfen.“

Als der greise Priester noch so sprach, begann auf dem Turm eine Glocke zu dröhnen. In langsamen Schlägen sang sie ein ernstes und doch so sanftes Lied. Der Abt erhob sich, faltete über der Brust die Hände und betete schweigend. Auch Baldar versuchte zu beten, aber ihm war zu wehe im Herzen. Es war ja so schön

und fromm gewesen, was der hohe Herr gesprochen, und doch konnte er es nicht verstehen. Was ihm der Vater erzählt, das hatte er klar verstanden und deutlich gesehen, das konnte nicht anders als wahr sein, weil es der Vater gesagt. Der geistliche Herr, meinte er in Kindes-einfalt, könne nicht so wissen, wie es der böse Feind treibt.

Als die Glocke ausgeklungen hatte, bog der Prälat den Arm des Knaben in den seinen und sagte. „Und jetzt wollen wir sehen, daß wir eine Suppe bekommen.“

Der junge Edelmann war eingeladen zum Mittagstisch und der Prälat führte ihn unter kleinen hastigen Schritten die weiße Marmortreppe hinauf in den Speisesaal, der schneeweiß getäfelt und an den Gefirnfen mit roten Figuren geziert war. Da gab's Gottessegen, da ging's heiter zu und der zunächstsitzende Mönch suchte auch den Knaben zu ermuntern. Dieser aß wenig und blieb schweigsam.

„Dir gefällt es doch bei uns, junger Prinz?“ fragte der launige Mönch.

„Wenn ich meinen Vater erlösen soll, so müßte ich etwas anderes sehen,“ antwortete der Knabe. „Ich wollte fasten und mich mit Geißeln schlagen, wenn ich meinen Vater erlösen könnte.“

„Es ist ein guter Standpunkt. Aber dann mußt du zum Einsiedler in die Mauhlos gehen, da laußt du fasten genug.“

„Was ist das, der Einsiedler in der Mauhlos?“ fragte der Knabe.

„Das ist ein frommer Mann. Er ist so fromm, daß er nichts Irdisches genießt, daß ihm jeden Tag der Engel die Speise vom Himmel bringt.“

Balbar blieb auch noch den Rest des Tages im Kloster und für die Nacht wurde ihm ein freundliches Gemach angewiesen. Aber er konnte nicht schlafen. Tausend Gedanken peinigten sein Gehirn, wie er es denn anfangen sollte, die Seele seines Vaters zu retten. Ein Einsiedler, der alles Weltliche von sich geworfen hat, der alles Geld und jede Lockung des Teufels verachtet und der so fromm ist, daß ihm der Engel die Speise vom Himmel bringt! Das ist der rechte Mann für meinen Vater.

Und am nächsten Morgen, als die schmale Mond-  
sichel über dem dunklen Streifen des Waldbandes nieder-  
ging, nahm Balbar sein Bündel und seinen Gabelstob  
und wanderte. Man hatte ihm gesagt, dem Monde müsse  
er immer nachgehen, da würde er in die Gegend kommen,  
genannt: In der Raublos. Er wanderte einen Tag  
und noch einen. Ohne Mond und Sonnenlauf hätte er  
den Weg nicht gefunden, weil keiner war. Aller Feld-  
bau war zurückgeblieben, die üppigen Wiesen waren  
zurückgeblieben, und der wuchernde Wald. In eine  
baum- und strauchlose Heide war er gekommen, die doch  
wieder keine Heide war. Der Rasen zitterte unter seinen  
Füßen, und war es auch grüne Oberfläche, so sank der  
Knabe doch tief in den Morast mit jedem Schritt, und wenn  
er den Fuß herauszog, schmahte das Loch zähe zusammen  
und der Rasen zitterte weithin. Farrensäcker und  
Büscheln von hohen Binsen, an denen weiße Wollstöckchen  
prangten, sonst war nichts auf dem weiten Moore, aber  
mancher fremde Vogel schoß kreischend dahin, ohne daß  
man sah, wo er aufzog und wo er sich verbarg. Ein dünner  
Nebelschleier verhüllte alle Ferne und verhüllte beinahe  
den Himmel; und es war so furchtbar öde und traurig,

daß es dem Knaben einfiel: So muß es im Laube der verlorenen Seelen sein.

Gegen Abend des zweiten Tages, als der erschöpfte Knabe sich hinlegen und sterben wollte, wurde der Boden fest und trocken und es begann eine feine Heide. Zwischen weißen Felsrücken, die ein wenig aus der Erde ragten, wuchs Wachholdergesträuch und dort und da stand eine blaue Enziane. Und plötzlich hörte Baldar etwas Klappern, als ob in regelmäßigem Takte zwei harte Holzstücke aneinanderschlugen. Dieser Schall kam von einer Steingruppe her, wo wuchtige Felsplatten schräge aneinandergelehnt waren, so daß zwischen ihnen sich ein hohler Raum ergab. Was mußten das für Wesen gewesen sein, die einst von ferner Felswand diese Niesenblöcke losgerissen, um damit hier ein steinernes Zelt zu bauen! An einer der Platten waren schlecht hingemalt große Buchstabenzeichen. Im Halbdunkel des Raumes stand ein Mensch, der an einem Stricklein zog und damit über den Steinen zwei Brettchen aneinanderschlug. Als Baldar nahelam, sah er, daß der Mann in der Steinzelle das Gesicht voller Haare hatte und eine Tierhaut um den Leib trug, der die Wolle nach innen lehrte. Es war der Einsiedler in der Rauhloß. Er läutete seine Holzglocke nun noch eifriger, aber als der Knabe ungeschickt dastand, ließ er los und sagte mit einer lehlhohlen Stimme: „Wer bist du, daß du nicht beatest? Bist du ein Heide? Du siehst doch, daß ich die Vesper läute?“

Darauf antwortete der Knabe, er möchte am liebsten immer beten, denn er habe ein großes Anliegen und das trage er schwer herbei zu dem frommen Mann, daß er ihm helfe.

„Ach“, sagte der Einsiedler, „du hältst mich wohl auch, wie so viele, für einen Zauberer, der auch Krankheiten abbelen oder wohl gar Liebestränke bereiten soll. Weist du, bei wem du bist? Was steht hier geschrieben?“ Er zeigte an die Buchstaben auf dem Stein.

„Rette die Seele!“ las Balbar und sagte dann: „So bin ich doch beim Nechten. Mein Vater hat sich an den bösen Feind verloren und ich bin weit hergekommen, um euch zu bitten, daß ihr uns rätet und helfet, wie wir die Seele wieder zurückretten könnten.“

Darauf antwortete der Einsiedler: „Was geht mich dein Vater an. Meine Seele rette ich.“

Aber der Knabe ließ sich nicht damit abweisen, sondern erzählte die Geschichte seines Vaters. Nun wurde der Einsiedler zornig und sprach: „Wer hat dir denn die Torheit gesagt, daß du mit dieser Teufelsgeschichte zu mir kommen sollst? Wisse, ich habe mit dem Teufel nichts zu tun, ich lebe nur mit Gott, der mir die Speise vom Himmel schickt.“

Weil der Knabe auf diesen Bescheid sehr betrübt und ratlos war, so fuhr der Einsiedler fort zu sprechen: „Wenn du einen Teufelsbeschwörer suchst, so mußt du zu Leuten gehen, die mit dem Teufel vertraut sind. Gehe doch zum Häuberhauptmann Schwarzblut, der ist gut Freund mit dem Luzifer und dreihundert Teufel müssen ihm dienen Tag und Nacht. Der Schwarzblut hat der Hölle schon so viele arme Seelen zugeführt, daß er wohl das Recht hat, eine zurückzubegehren. Die Häuberbande findest du in den Dustergräben, durch die der Weg in die Donaulande geht. Du darfst es wagen, du bist stärker als ein König mit allem Gefolge, denn — wie mich dünkt — dir können sie nichts nehmen. Und

gegen den Hauptmann mußt du recht artig sein. Er hat die artigen Knaben gerne. Wenn's je einer kann, dieser Gefelle ist schlecht genug, den Teufel zu überlisten. Gehe zu."

Nun faßte Baldar wieder Mut und er wollte am liebsten gleich weiterziehen gegen die Dustergräben. Aber es dunkelte schon der Abend und er mußte bitten, in der Grotte übernachten zu dürfen. Der Einsiedler war noch hinausgegangen in den matten Sonnenschein, um — wie er sagte — sein himmlisches Mahl zu sich zu nehmen. Baldar laute an einer Krume Brot, die er noch in seinem Bündel fand und legte sich dann auf das Winsenstroh. Gegen Morgen, als ihn fröstelte, versuchte er schüchtern einen Zipfel des großen Pelzmantels über sich zu ziehen, mit dem der neben ihm liegende Einsiedler zwiefach zugebedt war. Aber der Einsiedler knurrte und riß den Lappen wieder an sich.

Am nächsten Morgen schaute Baldar über die Heide hin. Sie war gespreckelt mit kleinen Schneestreifen und Schneeflecken — das waren die weißen Steine, die aus dem Boden hervorschimmerten. Weiterhin dämmerte der Nebel wie gestern.

Und Baldar wanderte. Fand er schon bei weisen und frommen Männern keinen Erlöser für seinen Vater, so wollte er es mit Toren und Sündern versuchen.

Noch in der Niedernung der Raubloß hatte er einen reisenden Knappen begegnet, der aus heimatllicher Gegend kam und zu sagen wußte, daß der gnädige Herr auf der Thomaburg sehr krank geworden sei. Er wandte auf einsamen Wegen unheimlich dahin und seit Tagen hätte kein Mensch ein Wort von ihm gehört. Man könne nicht mehr sagen, daß er traurig sei, ganz stumpf

und dumpf sei er geworden. Er lebe von rohen Früchten, reiße sich manchmal das Gewand vom Leibe und sei gierig wie ein Tier; aber kein Lachen und kein Weinen mehr. So habe es auch sein Ehegespons nicht länger bei ihm ausgehalten, sondern sei den Weg geritten, den es gekommen.

Diese Nachrichten waren wie Peitschenhiebe, die den armen Jungen weiterjagten, um irgendwie und irgendwo Rettung zu finden. Ein Gebirge hatte er zu übersteigen, das hin und hin mit stacheligem Strupp und scharfem lockeren Gestein bewuchert war. Seine Kleider und seine Haut hatten Risse bekommen in den widerhaltigen Nässen. In einem lahlen Kar stand ein Wassertümpel, eines jener Augen, mit denen das wilde Gebirge himmelwärts starrt, wie ein Toter, dem keine liebende Hand die Lider zugebrückt. Hier rastete Walbar und zog seine Schuhe aus, um die wunden Füße im kühlen Wasser zu baden. Da stand hinter ihm, so plötzlich, daß er erschrak, ein Jüngling, dem hingen lange Haarsträhne über die Achseln herab und an der Seite hatte er eine Ledertasche hängen. Bekleidet war er spärlich. Er blickte lächelnd auf Walbar und dieser fragte, ob es durch das Kar hinauf recht sei in die Dustergräben. Der Jüngling war erstaunt und fragte: „Was willst du in den Dustergräben? Dort wirst du ja abgeschlachtet. Dort reist kein Kaufmann mehr ohne Soldaten. Und gar mitsamt den Soldaten werden sie erschlagen. Weißt du denn nicht, daß in den Dustergräben der Schwarzblut sein Unwesen treibt?“

„Zum Schwarzblut will ich ja“, antwortete Walbar. Der Jüngling schaute ihn an, schüttelte den Kopf und sprach mit leiser, fast ängstlicher Stimme: „Das



sollte man dir nicht ansehen. Führe uns nicht in Versuchung! Hast du dich wohl schon versucht im Handwerk? Ein bißel heimlich wegnehmen, das ist keine Kunst, aber rauben und morden, mein Lieber! Gott schütze dich vor dem Henker!"

Was? Dieser Mensch glaubt doch nicht, ich wolle mich zur Bande schlagen? dachte Baldar und blickte hinter sich. Der Jüngling war nicht mehr da. Plötzlich erschienen und plötzlich verschwunden. Baldar erschrak. Am Ende ist das der Engel des Einsiedlers gewesen. Der Knabe trocknete die Füße mit Steinflechten und wollte die Schuhe anziehen. Und siehe, die waren auch nicht mehr da, waren mit dem „Engel“ verschwunden.

Nun mußte der Knabe barfuß weiter über das rauhe Gestein. Aber rasch ging es dahin. Ein heftiger Nordwind stieß ihn nach vorwärts. Er schute sich ordentlich nach Räubern und Mördern. Bei diesen Tugendhaften mit dem kalten Herzen war kein Erbarmen. Da wollte er schier lieber mit dem leidigen Teufel anbinden. Er wollte in Mördergruben steigen und wenn es sein müsse, in die Hölle hinab.

Als er auf dem Grate stand, ging etwas Sonderbares vor, er blickte in ein Land seltsamer Dämmerung. Eine Dämmerung, wie er sie noch nie gesehen. Schwarz lag die Niederung bis hinaus zum Gesichtskreis, wo die Rinden der Waldbäume den Himmel schnitten. Der Himmel war ein dunkles sternloses Blau. Und nach einer Seite hin stand hinter den Waldjochen ein fernes Gebirge, das war rot wie matte Blut. Es hauchte fast einen rothigen Widerschein über den finsternen, unendlichen Wald. Die Luft war schwül und still — reglos und klanglos alles.

Ohne daß es ihm jemand gesagt, wußte Balbar, da müsse er hinab. Und dann ging eine breite Straße durch den Wald. Nur weil sie weiß war, schimmerte sie in der Dunkelheit. Ein Zug von Männern kam darüber. Sie hatten zwischen sich eine Truhe mit Kostbarkeiten, die sie auf wagrechten Balken trugen. Sie gingen eilig und suchten jedes Geräusch zu vermeiden auf dem Wege. Sie hatten die Laternen ausgelöscht. Da war ein greller Pfiff, von mehreren Seiten schossen Gestalten herbei, Blendlaternen zuckten auf, Beile krachten dumpf an den Köpfen. Nach kurzem Kampf waren die Reisenden besiegt und die Straßenräuber brachten wild johlend ihre Beute in Sicherheit.

Balbar schloß sich heimlich dem Zuge der Räuber an und kam glücklich durch zwei riesige Eisentore, die eine ungeheure Felsenhöhle bewachten. Als er in einem hohen Raume war, der von mehreren Pechfadeln beleuchtet wurde, so daß an den feuchten Wänden bestäubender Rauch niederwirbelte, stellte der Knabe sich fest auf den Fuß und verlangte vor den Hauptmann geführt zu werden.

Da schaute ein ruhiger Rode zu ihm nieder und sagte lachend: „O kleine Kröte du! Willst du uns den Hauptmann gefangennehmen! Dann mußt du ein wenig warten, er hat eben Besuch.“

Eine dritte eiserne Türe war da, hoch und schmal und verrostet. Hinter derselben hörte man eine volle zornige Bruststimme und ein näselndes Geleise und Gekammer, das ununterbrochen bald laut klagte, bald leise wimmerte, als geschehe jemandem ein fürchterliches Unrecht.

„Mir scheint, heute seht er ihm verurteilt zu“, sagte einer der Räuber zum anderen.

„Ich fürchte nichts“, sagte der andere, „er klopft sich wieder heraus. Wir wollen dem Schwanzkerl auch weidlich den Kragen einbiegen, und wenn er neun Leben in sich hätte.“

Der eine sehte aber bedenklich bei: „Wenn der Hauptmann marschirt, dann marschieren wir alle. Ich bin nicht neugierig.“

Und sie drückten sich durch die Höhlen weiter.

Baldar wartete, aber das Gezänke drinnen wollte kein Ende nehmen. Das ward ihm langweilig und er versuchte, ob die eiserne Lüre kein Schlüsselloch habe. Als er, um zu gucken, sich daranlehnte, wich sie ein wenig zurück, er sah, daß sie offen war und schlüpfte hinein. Im dunklen Winkel blieb er unbemerkt stehen und sah und hörte alles. Ein derber Mann stand da mit rotem und wüstem Haar und Bart. Er trug ein Ritterwams und hatte an der Seite ein breites Schwert, nach dessen Griff er wiederholt fuhr während seiner heftigen Rede. Es war der mit dem Brustton. Vor ihm war ein zierliches Männlein, das immer hin- und hertrippelte und mit seinen grünen Glühaugen flackerte, wie zwei Lichtlein, in die der Nachtwind bläst. Es hatte kein Kleid an, sein Leib war grünlich beschuppt und der Schwanz am Steißbein schnellte ringelnd hin und her, während es jammerte und leiste. In dem Augenblicke schien das Männlein von etwas Besonderem beunruhigt zu sein, so daß es mehrmals ängstlich erregt gegen den dunklen Winkel glurrte, in dem sich Baldar geborgen hielt. Drüben dort im Hintergrunde stiegen schwefelgrüne Nebel auf, die durcheinandervogten und allerlei ungeheuerliche Gestalten bildeten, welche immer aus dem Schwefeldunst hervorzustreben schienen gegen

den verben Mann, und die doch nicht vom Fleck kamen.

„So weiche endlich von mir, in drei Teufels Namen!“ fluchte der Räuberhauptmann und stieß mit dem Fuße zornig in das Steinpflaster. Da grinste der Grüne, kam ihm nur noch näher, legte seine Laxe an die Hand des Ritters und wollte sie streicheln. Der Mann zog sie zögernd zurück, er wurde seiner Sache immer unsicher, wenn der Grüne ihn berührte.

Dieser rollte mit lundigem Griff einen Schein auseinander und sagte sehr tief geneigt und demüthig: „Es ist richtig, Herr Ritter, sich dir doch nur einmal deinen Schriftzug an und den Tag. Genau launst du's sehen. Zweimal haben wir den Termin schon verlängert, doch auf weiteres kann ich mich bei dem besten Willen nicht einlassen, ohne mich selbst zugrunde zu richten.“

„Ohne dich zugrunde zu richten!“ lachte der Hauptmann wild auf. „Teufel, sei kein dummes Schaf! Und erinnere dich daran, wie viele hundert Seelen ich dir schon zugeschickt habe seit fünfundzwanzig Jahren — männliche und weibliche. Lasse mich das einträgliche Geschäft für dich doch wenigstens zehn Jahre noch besorgen.“

„Ich will nicht schmeicheln, Hauptmann, aber es ist so. Deine einzige Seele ist mir mehr wert, als tausend Philisterseelen. Dazu stehst du im Verdachte des Fluchtversuches und schmiedest heimlich Mänke, um mir zu entkommen. Das ist undenkbar. Ich habe es, seit du dich meiner bedienst, an nichts fehlen lassen. Ich habe deine Schatzkammern gefüllt, habe dir immer wieder Mark in die Knochen gegossen, habe dir handfeste Kameraden zugeführt, und ergötzliche Genossinnen, und

habe — ach wie oft — deine Feinde geblendet, wenn sie dich halb schon hatten. Bald ist die Zeit aus und verlängert wird nicht mehr. Du, du bist mein!”

Aus der winselnden leisenden Stimme war ein schmetterndes Schreien geworden. „Bereite dich, du bist mein!” Die schwefelgrünen Nebel qualmten dicht heran, allerlei Augen, Klauen und Mäuler streckten sich aus demselben hervor, das Männlein schnellte den Schwanz und holte aus zu einem Sprung auf den Hauptmann — in diesem Augenblicke schoss Baldar wie ein Pfeil zwischen beide, so daß der Grüne mit einem abscheulichen Gekreisch zurücksuhr und mit seinem Gefolge verschwand.

Sprachlos und blaß stand der Hauptmann da und blickte auf den freunden Knaben, der ruhig vor ihm stand.

Und so waren sie zusammengekommen, der grimme Schwarzblut und der fromme Knabe aus der Thomasburg. Und als der Räuberhauptmann das Kind befragte, woher es komme und wohin es wolle, bekannte Baldar seinen Kummer. Er erzählte die Geschichte seines Vaters, erzählte von der weiten Wanderung und den Gefahren derselben, von allen mißlungenen Versuchen, die verkaufte Seele zurückzubekommen und sagte, daß er entschlossen sei, bis ans Ende der Welt zu wandern, ja in die tiefste Hölle hinabzusteigen, um seines Vaters Seele zu retten.

Der Hauptmann stand völlig starr vor solchem Aekenntnisse. Endlich sagte er: „Kind, wie mußt du deinen Vater lieben! Gibt es denn das noch auf dieser Welt?”

Und nun begann Baldar einzugestehen, daß er geradewegs hergekommen sei zum Ritter Schwarzblut,

weil er wisse, daß der ihm bei seinem Werke helfen könne und werde.

„O Knabe!“ rief der Hauptmann, „weißt du denn nicht, wer ich bin? Ich bin ein großer Missetäter, bin selber dem Teufel verfallen und kann dir nicht helfen, deinen Vater zu retten.“

„Und du wirst mir doch helfen“, sagte der Knabe treuherzig, „du bist mit dem Teufel gut bekannt, er ist dein Knecht, du kannst ihn zwingen und ich weiß gewiß, daß du es tun wirst.“

Da faltete der Räuberhauptmann bewegt die Hände und rief: „Ein solches Vertrauen ist mir noch nicht vorgekommen. Diese Liebe und dieses Vertrauen!“ — Und dachte bei sich: Nun erst weiß ich, weshalb der Teufel hat abfahren müssen, als der Knabe dazwischen trat. Diese Unschuld und diese Liebe!

„Mein Sohn“, sagte er. „Wenn jemand die Seele deines Vaters zurückgewinnen kann, so bist du es selbst. Ich will dir dazu nach meiner schwachen Kraft behilflich sein, denn in diesem Augenblick herrsche ich noch über die Hölle. Einstweilen erfrische dich und ruhe dich aus.“

Dann wurde der Knabe in ein Gemach geführt, wo auf einem goldenen Tische Speise und Trank bereitstand, und daneben ein Ruhebett aus Seide und seinem Pelzwerk. Aber eine rote Ampel, die vom Gewölbe niederhing, spielte so, als ob alles mit Blut übergossen wäre. In den ersten Stunden der Nacht schlief er friedsam und träumte, wie er als Kind auf dem Schoß seines Vaters sitze, sein Köpflein an dessen Brust gelehnt . . . Dann wachte er auf und hörte leise eine arme Seele weinen.

Am nächsten Tage — es war immer die blauende

Dämmerung und auf den schwarzen Walbwipfeln lag der leichte Widerschein, wie von einer fernem Feuersbrunst — führte der Hauptmann Schwarzblut den Knaben hinaus. Diesem fiel es auf, daß der Ritter in seinem Armwinkel ein röthliches Tier trug mit einer Art von Menschenantlitz, das Grimassen schnitt. Es hatte auch eine haarige Hand, die ein graues Stäbchen trug und mit demselben manchmal ungebührlich gegen das Gesicht des Hauptmannes stach, der es sich gefallen ließ. Zwischen den hohen Stämmen des Waldes schritten sie dahin, der Boden war so glatt, daß man kaum den Schritt hörte. Es war ein großes Schweigen und nichts regte sich weitem. Endlich kamen sie hinaus in eine Richtung kahler steiniger Boden, der in eine Schlucht niederging. Er war ganz rot beleuchtet von einem glühenden Gebirge, das im Hintergrunde der Hochebene zackig zerissen aufragte. Sie stiegen den Hang hinab und kamen in der Schlucht zu einer trichterförmigen Einsenkung, in der ein schwarzer Tümpel lag, ähnlich jenem Gebirgsauge, an dem Baldar auf seiner Wanderung die Hüfe gebadet hatte. Aber an diesem Tümpel standen blasse halbverwitterte Steinsäulen auf, die wie Menschengestalten aussahen. Und da war es, als ob von diesen Säulen her manchmal ganz leise ein klagender Ton läme, der sogar einmal wie Menschensprache klang. — Nimmer — nimmer! so schien es zu klagen: Der da hinabsteigt, nimmer kehrt er zurück!

Ritter Schwarzblut streckte seinen Arm aus, da sprang das Tier zu Boden und hüpfte, sich mehrmals über das Stäbchen schwingend, übers Gellüste hinab zum Tümpel. Dort begann der Affe mit dem Stab, der — wie es Baldar schien — immer länger und

länger wurde, im Wasser zu plätschern, zu bohren und zu rühren, wobei das Tier sich dehnte in die Länge, in die Breite, daß es endlich war wie ein Riesenungeheuer, so mit einem Mastbaum im Tümpel wühlte. Wie in einem Kessel quirkte und strubelte das Wasser ringsumher und schäumte übers Ufer hinaus. Auf dem ganzen Tümpel lochten die Schäume, gelbliche Dämpfe brachen hervor und tanzten über den brodelnden Wellen und es zischte und winselte und es kam ein betäubender Gestank und es krubelte immer wilder und heftiger aus dem Tümpel auf.

Ritter Schwarzblood ergriff die Hand Baldars und sagte: „Was du nun auch sehen und erfahren wirst, me'n Rind — dir laun nichts geschehen.“

Die gelben, immer auseinanderquellenden und immer sich ineinander verballenden Dunstwolken verdichteten sich zu Gestalten. Pausige Trachen, ringelnde Schlangen, flatterndes Gewögel mit sprechenden Mäulern und glohenden Augen quollen auf und aus ihnen hervor wuchs ein dünnes Männlein mit einem grünlichen Schuppenleib und gelber Schaum bildete auf seinem Haupt ein Diadem. Als dieser Aufgetauchte den Mäuerhauptmann herrisch über sich stehen sah, krümmte er sich demütig zu einem Halbringe; doch konnte sein schielender Falkenblick die Tüde nicht verleugnen, die er gegen diesen Mann hegte, der ihm gestern Schande entschlüpft war, den er aber doch in allernächster Zeit auf seine Fleischbank zu bekommen hoffte. Vielleicht heute schon — wenn das Rind nicht bei ihm wäre. Nun legte er die Hände — sie waren wie Froschpsolen — über der Brust zusammen und fragte mit wimmerndem Stimmlein, womit er dem gnädigen Herrn zu Diensten sein könne.



„Kennst du den Edelmann auf der Thomashurg?“  
fragte der Hauptmann.

„Gnädiger Herr, den kenn' ich gut.“

„So hast du ihn verführt, daß er dir seine Seele  
verkauft?“

„Gnädiger Herr, das habe ich nicht.“

„Ich befehle dir, daß du den Schein herausgibst.  
Der Mann wollte nie etwas mit dir zu tun haben. Er  
ist überlistet worden. Gib den Schein heraus!“

Da wimmerte das Männlein erbärmlich, er habe  
es nicht getan und wisse nicht, wer den Schein bräute.

Der Räuberhauptmann streckte sich und nahm eine  
grimmige Miene an: „Bisdranch! Meine Herrschaft  
währe noch kurz oder lang, aber so lange sie dauert,  
wirst du mir ohne Tug gehorchen, oder ich —“ Er  
entriß dem Rauben den Randaßstab, brach ihn mitten  
entzwei, legte ihn in Kreuzesform und hielt diese vor  
dem Gräuen hin. Tiefer barg sich jämmerlich ächzend  
in die Dampfswollen und winselte daraus hervor: „Ich  
hab' ihn nicht, ich hab' ihn nicht. Aber ich rufe den,  
der ihn hat.“

Dann gellte ein schriller Pfiff und bald hernach  
erstickte dem Qualm des lodenden Tämpels ein Schoß  
schwefelgelber Teufelchen, halb Menschen, halb Tiere.

„Hat einer von euch den Schein des Edelmannes  
von der Thomashurg?“

„Nein!“ pfiffen sie und verwirbelten im Qualm.

Nach einem zweiten Pfiff kam ein Schoß tödtlich  
schillernder Teufel, bei welchen sich immer einer hinter  
dem andern zu ducken versuchte.

„Hat einer von euch den Seelenschein des Edel-  
mannes von der Thomashurg?“

„Nein!“ kreischten sie und lösten sich in Dunst.

Ein dritter Pfiff. Der Lärm löschte wild und warf Blasen auf. Und wie sie barsten, züngelte aus jeder eine blaue Flamme, die in phosphorschimmerndem Qualm erstickte; und aus dem Qualm grinsten Larven gegen den Hauptmann und Balbar, die im Geflüste standen.

„Hat einer von euch den Schein des Edelmannes von der Thomashurg?“

Schweigen. Nur das Wasser brodelte unter dem Qualme.

„Wer ihn hat, der steige herauf!“

Jetzt Pfauchen, Gröhlen und Stöhnen. Da stand aus dem Dunstbrodem hervor ein übergroßer bläulicher Mann mit Fledermausflügeln, und er war durchscheinend, so daß hinter ihm das Quirren der Rauch- und Dunstwolken zu sehen war.

„Sunn, du hast den Schein! Gib ihn herauf!“

Mit grellem Gelächter lachte der Teufel auf.

„Ich beschwöre dich, gib ihn herauf!“

Das Gelächter wiederholte sich hundertfältig im schäumenden Kessel.

„O nein!“ rief der Hauptmann, „nicht bei mir und meiner Seele beschwöre ich dich, verfluchter Höllehund!“ Mit der einen Hand hob er den gekreuzten Stab, mit der anderen faßte er den Arm des Knaben: „Bei diesem Zeichen und bei diesem Kinde beschwöre ich dich!“

Als sei der Erde Bauch geplatzt, so flog das Wasser jetzt in einer ungeheuren Springbrunne gegen Himmel, und dann sah man nieder in den Nischen, aus dem träger Rauch stieg.

Der blaue Riese kanerte im Geklüfte, mit den Aedermansflügeln angstvoll flatternd — so hilflos wie ein unflügges Vöglein, das aus dem Nest gefallen. Mit diesen Flügeln, mit den Armen, mit der Wange sich ans Gestein schmiegend, legelte er das eine Auge hervor und stotterte die Worte: „Wohl besitze ich den Schein, aber ich habe ihn nicht bei mir. Tief unten in der Hölle ist er verwahrt und es liegt nicht in meiner Macht, ihn herauf zu holen. Willst du mitgehen mit mir hinab, so werde ich dir den Schein ausliefern.“

Jetzt stuchte der Räuberhauptmann. — Mitgehen hinab? Wie konnte er das, er, der in der Hölle die Heimat hat! Er würde nie wieder die Erdoberfläche betreten, sondern mitsamt dem Edelmann der Themasburg dahin sein. Kleinlaut wollte er dem Teufel antworten, mitgehen werde er nicht, da rief Valdar laut und hell: „Ich will mit hinab und den Seelenschein meines Vaters holen!“

Der blaue Riese tat mit den Flügeln zwei zornige Schläge aufs Gestein. Wenn das Kind mit ihm geht, dann ist alles verloren. Dem Kinde, das sich so für seinen Vater einsetzt, muß er sonder Haß und Trug den wertvollen Schein ausfolgen.

„So komm ein andermal“, sagte der Blaue.

„Ich gehe jetzt mit dir!“

Der Blaue gröhnte in tiefem Anmut einen Stuch.

Valdar nahm den zerbrochenen Stab an sich, dankte dem Ritter Schwarzblut und verabschiedete sich, um in Begleitung des Riesen niederzusteigen in die Schreden der ewigen Unterwelt.

Der Hauptmann hielt noch seine Hand und wollte ihn laun lassen.

„Lebt wohl, Ritter“, sagte der Knabe, „ich komme wieder zurück.“

„Dann melde dich bei mir, du tapferer Knabe.“

Durch unterirdische Höhlen dahin und immer dahin. Dem Knaben einige Klafter voran ging der Niese mit den spreitenden Fledermausflügeln, die er manchmal weit und heftig ausschlang, daß es knatterte. In der Hand trug er eine Laterne, in welcher ein geflügeltes Tier flatterte. Es war wie ein zadenflügeliger Schmetterling, der bläulich leuchtete, so daß ein matter zuckender Schein die Wanderer begleitete durch die Nacht. Aber plötzlich war dieser Schmetterling ausgelöscht und da trat aus der Dunkelheit allmählich eine ungeheurere Stadt hervor, die ins Unermeßliche sich dehnte. Ihre Zinnen und Thürme standen in dunkler Glut, aus der ein roter, erstickender Qualm strömte und die unabsehbare Gegend überslutete. Das Stadttor war königlich hoch und breit und hatte goldene Niesensäulen an beiden Seiten und auf seiner Zinne wehten zwei Flammensahnen. Auf breiter Straße diesem Tore zu wogte lachend und tanzend eine unabsehbare Menschenmenge, und sie drängte sich zum Tore hinein.

Baldar war hinter seinem Führer wohlgenut eingeherschritten und den Niesen, der manchmal Miene machte, abseits zu verschwinden, ließ er nicht aus den Augen.

Ein altes Weib begegnete ihnen, mit seinen dürren Reinen und Armen griff es zähe und spinnenartig aus. Der blaue Niese flüsternte ihm verzweifelt sein Mißgeschick zu, diesen Menschenknaben durch die Hölle führen, ihm den Schein seines Vaters ausfolgen und ihn dann wieder auf die Erde bringen zu müssen. Er sei dazu

genötigt ohne Wahl, denn das Kind habe eine unbezwingbare Gewalt.

Dem entgegenete zischelnd das alte Weib: „Auch da weiß sich der Lämmel wieder einmal nicht zu helfen. Ein wenig Kenntniß, wie man Menschenkinder behandelt, hättest du dir, mein Sohn Sams, die tausende von Jahren her schon aneignen dürfen. Du bist und bleibst der alte Stämper. Wer wird einen solchen Gast den Weg durchs Feuer führen? Es gibt ja einen viel angenehmeren. Lasse mich vorausgehen, ich wette mit dir Großbritannien, die unbezwingbare Gewalt deines Schützlings wird bald gebrochen sein.“

Scitlings am Weg stand ein salbes munteres Ferklein mit glattem Sattel und goldenen Steigbügeln.

„Heiner Knabe Valdar, willst du nicht deine wundren Füße schonen und das schöne Reitpferd besteigen, das für dich bereitet ist?“

Der Knabe tat, als höre er es nicht und schritt gerade aus, der glühenden Stadt zu. In ihm mochte eine Stimme: der gerade Weg zum Ziele geht durch das Feuer.

Ein wenig später tat sich rechts hin ein lühler Dain auf, aus dem eine liebliche, eine wunderbar süße Musik erklang.

„Willst du noch so langer, beschwerlicher Pilgersfahrt hier nicht ein wenig rasten?“

Der Knabe schritt geradeaus.

Am großen Stadttore, wo das Volkgedränge war, flüsterle die Alte etwas zum Blauen.

Da wurde dieser besonders freundlich und wollte den Knaben durch ein Nebenspörtlein geleiten. Hier war ein stilles dämmerndes Gemach, mit prickelnden

Wohlgerüchen erfüllt. Auf seidnem Ruhelissen lehnte eine schöne junge Frau, und ihr weißer Leib war verhüllt mit einem zarten Schleier. Ihre Arme breitete sie aus, daß der Knabe, der keine Braut hat, an ihrem Busen ruhen möchte.

Baldar stieß seinen Wanderstab vert in den Boden und ging vorüber.

Jetzt begann der blaue Niese flüchtig zu wimmern, da er sah, daß alles umsonst war. Und nun kam der Gang durch die feurige Stadt. Zwischen schwarzen Palästen stand und rann das Feuer wie geschmolzenes weißglühendes Eisen und auf diesen Kanälen ruderten schraubende Teufel kleine Schifflein mit den verdammten Seelen, die erbärmlich stöhnten und ächzten. Nicht die Glut, die an seinen Leib schlugen, taten dem Knaben so wehe, als das Winseln dieser armen Seelen. Ein vieltausendstimmiges Wehklagen war's aus diesem unermesslichen Psuhl; Baldar sah, wie die Verdammten die Teufel ansahen um Schonung, um einen Augenblick der Ruhe. Aber die Ungethume in den widerlichsten Gestalten peinigten mit allen erdenklichen Werkzeugen die Seelen, die jeden Augenblick in Stücke zerrissen, zu Aschen verbrannt und jeden Augenblick wieder zusammengewachsen und lebendig waren. Und Baldar sah, wie in Gnost und Qualm die Verdammten miteinander rangen in Verzweiflung. Männer und Weiber, Eltern und Kinder, Vorgesetzte und Untergebene, Arme und Reiche, Priester und Laien, klagten einander der Schuld an und der Verführung zur Hölle. Wie ein Sturmwind, einmal in dumpferen Senkungen, einmal in furchtbaren Stößen, dann in unbändigen Schallstuten fortwiegend, so brauste der verlorenen Menschheit Jammer ununterbrochen da-

hin — grenzenlos und endlos. An Marteranstalten unbeschreiblich und ohne Zahl führte der Weg vorüber. Baldar hielt sein Herz fest eingeschlossen in seinen Willen, es sollte nur an den Vater denken. Aber als er zu einer großen glühenden Fleischbank kam, neben welcher zwei Teufel mit feurigen Halsen standen, ohne daß ein Opfer zu sehen war, mußte der Knabe doch denken: für wen kann das bereitet sein?

„Das will ich dir sagen“, sprach, ohne befragt zu sein, der blaue Begleiter. „Auf dieser Bank wird Ritter Schwarzblut, der Räuberhauptmann, durch alle Ewigkeit in Stücke zerhauen werden.“

Schaudernd eilte Baldar vorüber. Weiter unten sah er einen Kessel, unter welchem drei Teufel mit dreizackigen Gabeln das Feuer schürten und in welchem Schwefel und Pech kochte. Der Knabe getraute sich kaum zu denken: für wen wird das bereit stehen? Da kam der Blaue so nahe, daß sein übelriechender Atem dem Knaben ins Gesicht schlug: „Wenn du es nicht verräthst, so will ich es dir sagen. Dieser Kessel wartet auf einen heiligen Mann. Der ist so heilig, daß ihm der Engel die Speise vom Himmel bringt. Es ist der Einsiedler von der Naublos. Er wird bald kommen.“

An alldem und anderem, das so schaudervoll ist, daß es kein Mensch beschreiben könnte, und wären auch alle Eichenblätter Papier und alle Fichtennadeln des Waldes Federn — war der Knabe Baldar unverzehrt vorübergekommen. Immer weiter wanderte er durch die Hölle, und immer weiter. Da änderte sich die Gegend. Das Feuer erstickte in Rauch, der Rauch stockte zu Nebel und der Nebel zu Eis. Gewaltige Eissäulen ragten auf, stülten in ungeheurer Höhe ein Gewölbe von Eis,

aus dem eisigen Vorhänge und Faden und Fäden niederhingen. Von solchen Gebilden ging ein wässriges Licht aus. Ein Urwald von Eis war, aber wie in der feurigen Stadt die Flammen aufwärts gestiegen, so wuchsen hier die eisigen Stämme von oben herab. Die Wärme strebt zur Höhe, die Kälte zur Tiefe. Und hier in dieser starren eisigen Dunkelheit, so dünte es dem Knaben, hier erst war der Ort der trostlosesten Verdammnis. Da wurde ihm sehr bange. Er blieb stehen vor dem blauen Riesen, stieß seinen Stab heftig in den Boden und rief: „Wohin führst du mich?“

„Willst du nicht dahin, wo der Seelenschein deines Vaters aufbewahrt liegt?“ entgegnete der Teufel mit dünnem Stimmlein.

„Warum hast du den Schein so tief herabgetragen?“

„Weil dein Vater so tief wohnen wird.“

Da ging ein Schauer des Entsetzens durch das Herz des Knaben und er rief: „Zum Vater!“

Und wieder wanderten sie dahin — dahin. Stellenweise rasselten von der Höhe Eiskörner nieder und schlugen hart an die Schollen des Bodens. Was ist das? dachte der Knabe und da sagte der Blaue: „Das sind die heißen Tränen, die auf Erden geweint werden um die ewig Toten.“

Endlich stand Baldar vor einem Eishügel. Er war hoch wie ein Haus und ein kalter Dämmererschein lag über ihm. „Lege deine Hand hin“, sagte der Teufel.

Der Knabe tat es. Das Eis war hart wie Stein und die kalten Schauer gingen ihm durch Mark und Bein. Aber als er die Hand zurückzog, hing ein Wassertropfen daran. Und nun sagte der blaue Riese: „Außer



gestrenger Herr, der Ritter Schwarzblut, hat mir befohlen, dir den Schein beizustellen, auf dem uns dein Vater seine Seele verschrieben hat. Das soll des Räuberhauptmanns letzter Befehl gewesen sein, von nun an tut er keinen mehr. — Nun Knabe, siehe diesen Eisberg. In seiner Tiefe begraben ist der Schein deines Vaters. Hole ihn heraus, wenn du kannst.“ Mit hämischem Grinsen sagte er das, denn er hatte an Balbars warmer Hand den Wassertropfen nicht gesehen.

Da der Knabe sich endlich an der Stelle wußte, erwachte in ihm aller Mut. Mit den Fingern begann er zu graben im Eise. Er gedachte seines Vaters, den er nun oder nimmer aus ewigem Grabe hervorscharren soll, den er dem Leben, dem Glücke, der Seligkeit wiedergeben will. Glühend heiß wurde ihm in der Brust, er grub und grub und als aus seinen Fingern das warme Blut zu rieseln begann, da schmolz das Eis, daß die Pöche tannen. Es krachte und es sprang in Stücken auseinander, unter Strömen saul es in sich zusammen und plötzlich fühlte Balbar, daß etwas an seiner Hand liege. Als er hinblickte, was das wäre, sah er ein zähes Häutchen, auf dem in blassem Rot der Name seines Vaters stand.

In diesem Augenblicke quoll der blaue Niese auf wie eine Dampfbuse, tat ein häßliches Gekreisch und zerplatzte. Da begann in den Tiefen ein Beben und Rollen, da hub ein großes Wirbeln an. Balbar fühlte sich hingeschleudert, emporgestoßen — und er lag am Felsentümpel zwischen den Steinen. Als er das Auge auftat, sah er über sich die lieben Himmelssternlein. Und in seiner krampfhaft geballten Faust lag der Schein seines Vaters.

Als hätte es die Flügel der Lerche bekommen, so leicht, frei und hoch schwang sich nun des Knaben wonniges Herz. Kein Sturmwind war ihm zu wild, der ihn heimtrage nach der Thomaßburg. Aber er hatte dem Ritter Schwarzblood versprochen, daß er auf der Rückkehr sich bei ihm melde.

Der Räuberhauptmann saß allein in seinem Gewölbe unter den Truhen der Schätze. Die Pechlunte war herabgebrannt, er zündete eine neue an. Seine Diener hatte er fortgeschickt, seine Raub- und Mordgesellen hatte er entlassen. Er brütete starr vor sich hin und sein roter Bart war sahl geworden.

Als er den Knaben sah, stand er auf und rief: „Balbar! Bist du es? Bist du wirklich zurück?“

„Und habe den Schein meines Vaters da!“ sprach der Knabe und schlug die Hand aus Herz, wo die kostbare Perle verborgen war.

„So setze dich auf diesen Teppich“, sagte der Ritter und ging, um ihm Speise und Trank zu holen, dem der Knabe mit irdischer Tapferkeit zusprach. Und als er sich genährt und ausgeruht hatte, rüdte Schwarzblood an ihn heran und bat ihn, zu erzählen, was er auf seiner Wanderung durch die Hölle gesehen und erfahren habe. So erzählte nun Balbar von den langen, finsternen Höhlen, von den lodenden Jirwegen, von der glühenden Stadt und der durch das Höllentor strömenden Menge. Erzählte von den Feuerströmen, auf denen die Schifflein verlorener Seelen schaukeln, von den schaudervollen Eismächten, dem Tränenhagel und dem Eisberge, aus dem er den Seelenschein seines Vaters gegraben hatte. Als er dann schwieg, fragte der Ritter: „Und sonst weist du nichts mehr?“

Da sprach Valdar auch von den göttlichen Reinen und dem unermesslichen Jammer der Verdammten, und als er von den Marterwerkzeugen erzählte, und von den Vorbereitungen für solche, die erst kommen sollten, auch von dem brodelnden Kessel für den Einsiedler, da brach er stockend ab. Aber der Ritter drang in ihn, er ahnte, der Knabe wisse noch etwas, das er nicht sagen wolle. Er müsse es aber sagen, sei es was immer.

Und nun gestand der Knabe, eine glühende Fleischbauf habe er gesehen, an der zwei Teufel mit feurigen Fälen stünden.

„Für wen ist das bereitet?“

„Er war nicht da, sie warten noch auf ihn.“

„Auf wen warten sie?“

„Mein Führer kann mich belogen haben“, sprach der Knabe zögernd. „Der sagte, für den Ritter Schwarzblood?“

Da saß der Ritter lange unbeweglich da und schwieg. Endlich sagte er ganz leise: „Also, das hast du gesehen.“ Dann versank er in sich. Dem Knaben war bange geworden.

Wie aus einem Traum aufschreckend, rief plötzlich der Hauptmann: „Junger Mensch! Du gehst durch Himmel und Hölle und es kann dir nichts geschehen. Deine Schutzengel sind Unschuld, Liebe und Vertrauen Einmal — aber es ist lange her — haben diese Engel auch mich geleitet. Sie haben mich frühzeitig verlassen, denn ich habe nur Schlechtes erfahren von den Menschen. Der Vater hat mich verleugnet, der Freund verraten, das Weib betrogen. Länger als zwanzig Jahre treibe ich seither das blutige Handwerk. Nur aus Hohn und Mache. So habe ich mich dem Teufel ergeben. Im

Bunde mit der Hölle habe ich mich an der Menschheit gerächt und der Hölle habe ich hunderte von Seelen, die durch Mörder in der Sünde starben, vorgeworfen. So haben mir die bösen Geister gedient. Die Leute, die ihre Schuld immer mit fremder decken wollen, meinen, ich sei Missethäter des Goldes wegen. Ja, hier in diesen Truhen habe ich Gold gesammelt. Sieh einmal, Knabe, wie viel ich davon besitze." Er öffnete die Truhen, eine nach der andern. Sie waren leer. „Alles habe ich — als sie fortzogen, den Kameraden zur Beute gegeben. Das Gold wird ihr Gericht sein. Ich besitze aber einen anderen Schatz und den will ich dir zeigen."

Als der Räuberhauptmann so gesprochen hatte, führte er den Knaben aus der Höhle und hin in den grünen Wald. Einen Spaten nahm er mit sich und unter uralten Riesenbäumen begann er zu graben. Mit Emsigkeit grub er, bis ihm der Schweiß vom Gesichte rann. Dann war die Grube offen, in der eine eiserne Kiste stand. „Hier ist mein Schatz verborgen", sagte er und öffnete mit drei Schlüsseln die Kiste. Sie war von unten bis oben voll mit scharfen Messern. Den Knaben schüttelte ein Schauer.

Der Räuber sagte: „Mit jedem dieser Messer habe ich einen Menschen umgebracht." Dann sagte er langsam die Hand des Knaben: „Mein Kind! Ich habe dir einen Gefallen getan, habe dir geholfen, daß du den Schein deines Vaters wieder zurückerlangen konntest. Und nun mußt du mir auch einen Gefallen tun."

„Mit tausend Freuden!" rief der Knabe aus.

„Balduar, du mußt mich erlösen!"

Troh und mutig leuchteten die Augen des Knaben.

Der Hauptmann sprach: „Von all den Messern, die

in dieser Riste sind, mußt du jedes in die Hand nehmen und mit jedem mußt du mir ein Stück Fleisch aus dem Leibe schneiden."

"Herr, das kann ich nicht, davor bewahre mich Gott!" sagte der Knabe entsezt.

"Und du mußt es doch tun", sprach der Räuberhauptmann ruhig und feierlich. "Ich habe die Schuld zu büßen, soweit es dem Menschen möglich ist."

"Ich soll meinen Wohltäter zu Tode martern? Nein, ich tue es nicht!"

"Du sollst ihn zum ewigen Leben führen. — Du frommes, treues Kind!" Er sank vor dem Knaben auf beide Knie, er rang zu ihm die Hände: "Bette mich! Du hast es selbst gehört, wie nahe mein Verderben ist. Noch in dieser Stunde können sie erscheinen, um mich abzuholen. Bette mich!"

Was nun in dem Herzen des armen Knaben vorging, das ist nie ausgesprochen worden. Noch in derselben Stunde hat sich unter den uralten Fichten das beispiellose Blutopfer vollzogen. Als der letzte Messerschnitt aus Herz gekommen war, hat dieses noch gezuckt. Und dann entstieg diesem Herzen ein schneeweißes Täublein, das emporflatterte zwischen den schwarzen Ästen und Wipfeln, und leicht und frei zum blauen Himmel hinschwebte. — Jetzt noch ein schimmerndes Blättchen, jetzt ein funkelndes Sternlein — und dann dem irdischen Auge entschwunden.

Was zurückgeblieben, das begrub Baldar unter den Fichten und dann machte er sich auf die Heimreise. Er wanderte über das Gebirge und die Beschwerden und Drangsale der Reise fühlte er kaum. Als er in die

Gegend der Nautilus kam, ging ein schweres Gewitter nieder und er suchte Schutz im steinernen Zelte des frommen Einsiedlers. Dieser war nicht zu Hause.

Schon tags zuvor war der Einsiedler bei seinen Pfalterandachten unruhig geworden, denn er hatte Hunger. Es zögerte diesmal der Engel mit der Himmelspeise. Oft hatte der Einsiedler Ärger genommen an Leuten, die den immerwährenden Gottesdienst außeracht ließen und weltlichem Erwerb nachgingen. Jetzt fand er sich selbst fast in die Lage versetzt, Nahrung zu erwerben, sei es, daß er Wurzeln grabe, sei es, daß er ein Tier erlege. Die nächtliche Mette wollte schon gar nicht mehr anschlagen. Und als an diesem Morgen der Engel auch noch nicht erschien, nahm er einen Knüttel und ging aus, um Nahrung zu suchen. Wilde Früchte gab es nicht auf der Heide, aber weiterhin im Moor hatte er manchmal Hasen gesehen. Dahin ging er nun, und wenn er bis aufs Ruie in den Morast versank, so schoß manchmal aus seiner Brust ein Fluch, den er wohl rasch mit einem Stoßgebete gutzumachen suchte: Herrgott, strafe diesen pflichtvergessenen Engel!

Doch siehe, plötzlich stand der Engel vor ihm mit dem Speiseforb.

„Warum bist du gestern nicht gekommen?“ herrschte ihn der Einsiedler an, während er bis über die Knöchel im Sumpfe stand.

„Gestern habe ich keine Zeit gehabt“, antwortete der Cherub mit den weißen Fittichen bescheidenlich.

„Keine Zeit gehabt? Da möchte ich schon wissen, was einem Boten wichtiger ist, als der Dienst seines Herrn!“

„Und das sollst du auch wissen“, sprach der Engel.

„Gestern ist bei uns oben ein großes Fest gewesen. Es ist der Räuberhauptmann Schwarzblut in den Himmel gefahren. Da ist großer Einzug gewesen und haben wir Engel alle beisammen sein müssen.“

„Der Räuberhauptmann Schwarzblut in den Himmel gefahren?“ fragte der Einsiedler verblüfft und entrüstet. „Dieser Räuber und Brandstifter, dieser Schänder und Mörder, diese Ausgeburt der Hölle in den Himmel gefahren?“

„So ist es. Er kam als Räuber.“

Anfangs konnte sich der Einsiedler nicht fassen. So erregt war er, daß er nicht merkte, wie seine Beine immer tiefer in den Morast sanken. Dann faltete er die Hände über der Brust und sagte mit weichevoller Würde: „Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, daß ein solch gottloser Mensch in den Himmel kommt und so festlich empfangen wird. Wenn es schon bei so Einem so hoch hergeht, welch ein großes Fest wird es erst sein, wenn der fromme Einsiedler, der viel Jahr und Tag ein heiligmäßiges Leben geführt hat, in den Himmel einzieht. Da werden alle Heiligen in Reihen stehen an der Straße, da werden die neun Chöre der Engel nicht genügen.“

Darauf antwortete der Engel: „Bei dir gedenke ich es allein zu richten.“

Der Einsiedler wütete bei diesem Wort und kreischend schrie er es heraus: „Ghe ich mit nur einem Engel in den Himmel fahre, will ich mit neunundneunzigtausend Teufeln in die Hölle fahren!“

Raum dieses Wort gesprochen, begann der Erdboden des Moores sich in Wellen zu bewegen. Aus den Löchern

pfiff und sprudelte Mocrast hervor, der Einsiedler versank im Sumpfe.

Run wanderte Balbar noch der Tage drei oder vier, da glänzte über der dunklen Waldebene her im Abendsonnenschein die Thomasburg.

Dort war es mittlerweile still und öde geworden. Der Burgherr wandelte planlos umher, gleichgültig für alles. Überall Einsamkeit, seitdem sein Sohn verschwunden war und seine Frau ihn verlassen hatte. Er trauerte nicht und freute sich nicht, war tatlos und willenlos, stumpf und verloren. Die Leute wichen ihm aus und sagten, er sei ein wandelnder Leichnam. Schon seit langem war er nicht mehr auf der Burgzinne gesessen, aber nun stieg er einmal hinauf, um noch mehr allein zu sein, denn die mitleidigen Blicke seiner noch übrigen Dienerschaft waren ihm zuwider. Er legte sich auf die steinerne Bank. Dieses kalte, lichtlose Leben wollte er am liebsten verschlafen.

So war es, als plötzlich sein Sohn Balbar vor ihm stand. Anfangs erkannte er ihn nicht, denn der Knabe hatte sich unerhört verändert. Das Gewand zerfahren und zerrissen, das Haar verzaust und rötlich versengt, die Hände verschwielt und verschrämmt, die nackten Füße voller Wunden. Die ganze Gestalt abgehegt und erschöpft. Aber das Gesicht! Dieses schöne, freudenvorklärte Gesicht, diese leuchtenden Augen, deren warmer Strahl das welcke Wesen des Edelmannes ein wenig belebte. Er erinnerte sich an die Zeiten, da er, dieses Kind am Arm, auf derselben Steinbank gesessen und selig hinausgeblickt hatte in die große Natur Gottes.



Baldar breitete die Arme aus, sprang ihm an die Brust und rief: „Vater, jezt habe ich dich wieder!“

Und dann erzählte er die Reise und die Abenteuer, wie sie in diesen Blättern mitgeteilt worden sind. Während er davon sprach, wie der Schein aus dem Eisberg geholt worden, zog er das an seiner Brust geborgene Pergament hervor. Als der Edelmann dieses Blättchen mit seiner Blutschrift sah, sprang er auf und rief gellend laut: „Kind! Kind! Und das hast du für mich getan? O du armes, du tapferes, du liebeudes Kind!“ Er weinte vor Mitleid, er lachte vor Wonne.

Er hatte seine Seele wieder.

Peter Rosegger, Alpenommer. 15. Tausend. Brosch.

M. 4.—, gebd. M. 5.—, Halbf. M. 5.50.

„... „Alpenommer“ war heist das Buch, doch ist es viel reicher als der Titel verspricht, denn die Steiermark grüßt uns darin auch in Frühjahrs-, Herbst- und Winterstimmungen anheimelnder Art. Mag der Sommer für die Touristil und den serialen Landaufenthalt die angenehmste und bequemste Jahreszeit sein — die interessanteste ist sie sicher nicht. Im Hochsommer, wenn Wälder und Matten grünen, der Schnee nur auf den höchsten Höhen schimmert, hat das Gebirge keine konventionelle Physiognomie, die von seiner Beschaffenheit am wenigsten verrät, so recht für die Fremden gepuzt, die ins Land kommen. Wenn aber die Herbststürme den Laubschmutz von den Bäumen schütteln und der Wald durchsichtig wird wie ein Schleier, der Winterschnee mit weissen leuchtenden Linien jede Schlucht, jeden Felseneinknick, jede Rinne in die isolierten Gebirgshänge zeichnet — dann tritt das Antlitz der Landschaft unverhüllt hervor, dann erkennen wir Abgründe und Tiefen, von denen wir früher nichts geahnt, erkennen, wo immergrünes Nadelholz sich von dem Laubwald sondert, wo die Wasserläden ihren Lauf nehmen, wo die Lawinengänge ihre verheerenden Spuren gelassen. Und wo der bewegliche See seine Wellen unermüdet ans Ufer warf, da bracht ihn der Frost unterm Eis zur Ruh in unberrädbaren Konturen! Von solchen Wandlungen weiß uns auch das neueste Roseggersche Buch zu erzählen, und sein Titel „Alpenommer“ soll vielleicht nur an die frohbewegte Ferienstimmung mahnen, die fast alle Mütter jugendlich durchzieht, so ganz charakteristisch für den Autor. Denn er ist jung geblieben in seiner jubelnden Naturbegeisterung, jung in seinem unverwundlichen Optimismus, in seiner durch nichts zu beirrenden Menschenliebe .... Wohlthätig wirkt in allem, was immer er uns bescheren mag, sein gesunder, reiner, starker Sinn, dem krankhaft zerlegenden Zug gegenüber, der unserer modernen Kunst jetzt anhaftet ...“

Neue Freie Presse, Wien.

„... Im ganzen aber bewundere ich auch in diesem Werk die Meisterschaft vollständiger Erzählung, die unerschöpfliche Kenntnis des bäuerlichen Volkstums, den herzlichen Humor und die liebenswürdige Lebhaftigkeit. Wir treten hier dem Dichter persönlich recht nah und sehen die reiche Volks-, Menschen- und Naturkenntnis, die gewissermaßen den Rohstoff seines Dichtens bildet.“

Christliche Welt, Marburg.

**Peter Rosegger Schriften.** Volksausgabe. III. Serie.  
10 Bände gebunden in eleganter Kassette M. 38.—. (Einzel-  
bände werden nicht abgegeben) oder auch in 80 Lieferungen  
von durchschnittlich 4 Bogen zu 35 Pf. (42 Heller).

---

**Inhalt:**

---

Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Wald-  
pfarrers.

Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimat.

Erbsen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechts.

Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Tal.

Idyllen aus einer untergehenden Welt.

Mein Weltleben oder: Wie es dem Waldbauernbuben bei den  
Stadtleuten erging.

Das Sünderglöckel.

Sonnenschein.

Weltgift. Roman.

Mein Himmelreich. Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen  
aus dem religiösen Leben.

---

Die dritte Serie schließt sich den früher erschienenen Lieferungs-  
und Serienausgaben von Roseggers Schriften: der Oktavaus-  
gabe in 180 Lieferungen à 50 Pf., sowie den Serienausgaben  
zu je 100 Lieferungen unmittelbar an. Sie bietet daher den  
vielen Tausenden von Subskribten und Inhabern der ersten  
30 Bände des Dichters die bequemste und angenehmste  
Art, sich in den Besitz der neueren Werke Roseggers zu setzen,  
welche in der vorliegenden Ausgabe fast um ein Drittel wohl-  
feiler geboten werden als beim Einzelbezug.

• • • • Ein prächtiger Geschenkartikel • • • •

Emil Ertl, Freiheit, die ich meine. Roman aus dem Sturmjahre. 582 S. 5. Tausend. Brosch. M. 6.—, gebd. M. 7.50.

„Wir haben es hier mit einem Werke zu tun, das nicht mit den laubläufigen Nebenarten abgetan werden darf und kann. Ich will nur sagen, daß es weitans die bedeutendste Festschrift zum Kaiserjubiläum ist, und es will doch nichts weniger als eine solche sein. Es ist ganz zufällig, daß das Werk in diesem Jahre erschien, das uns mit dem Jahre 1848 wieder in besondere Fühlung gebracht hat. Emil Ertls Roman „Freiheit, die ich meine“ schildert uns die Revolution, und zwar so einzigartig, klar und passend, als sie bisher nie geschildert worden. Die widerlichsten, schauderhaftesten Dinge werden dargestellt, ohne die Schönheitslinien irgendwo zu überschreiten. Das Außerste an Festlichkeit und Tragik wird oft geschickt umgangen, während die geschilderten Lebensumstände des Lesers Phantasie in einer Weise anregen, daß er auch das Außerste sieht. Und die Stimmungsmalerei! Und die leise Ironie und endlich der goldene Humor, der wie Mondlichtschimmer über der finsternen Nacht liegt! Emil Ertls Roman „Freiheit, die ich meine“ ist in seiner Anlage ein gewaltiges, in seinem Inhalte ein tiefes Werk.“ Heimgarten.

Emil Ertl, Gesprengte Ketten. Novellen. 355 S. Brosch. M. 4.—, gebd. M. 5.—.

„Dieser österreichische Dichter ist zum Meister geworden, und man wird daher nur mit gespannten Erwartungen an alles Neue aus seiner Feder gehen. Hier sind neue Novellen. „Gesprengte Ketten“; der Dichter zeigt, wie diese Ketten der Leidenschaft vom Mann zum Weib fallen müssen, dem Leben zuliebe, das keine gefesselten Seelen wänkt. Die Geschichten entsprechen durchaus dem Range des Dichters, den sie zugleich von einer neuen Seele zeigen; denn zum erstenmal behandelt hier Ertl das Liebesmotiv an sich. Man wird ihn nach dem Buche nur noch wärmer schätzen als bisher.“

Die Woche, Wien.

**Rudolf Hans Bartsch, Zwölf aus der Steiermark.**

Roman. 20. Tausend. 383 S. Brosch. M. 4.50, gebd. M. 6.—. Die Haindlkinder. Roman. 16. Tausend. 334 S. Brosch. M. 4.—, gebd. M. 5.—. Vom sterbenden Rokoko. Novellen. 10. Tausend. 251 S. Brosch. M. 3.50, gebd. M. 4.50.

„Wer Liebe liest, wird Liebe ernten, und Bartsch hat eine Liebe, wie sie nur Dichter haben. . . . Ich trage das Buch von den Zwölfen mit mir herum, „wie eine Aneide ihr Ei“, dieses sprudelnde und gärende, dieses hymnische und verführerische Erstlingsbuch eines Lebensverkünders, eines Jugendbesingers, eines neuen österreichischen Poeten: Mich hat er mit aufgenommen in den gänzlich statutenlosen Verein des Geheimnisses vom Glück. Ave poëta!“

Ernst Decsey in „Die Zeit“.

„Das kann man heute schon sagen, daß mit diesem Österreicher ein ganz neuer Klang in das Orchester deutscher Dichtung hineingekommen ist, der Klang eines Geigers, der vielleicht bald die erste Violine darin spielen wird! . . .“

A. De Nora in der „Augsburger Abendzeitung“.

---

**Franz Karl Ginzkey, Jakobus und die Frauen.**

Eine Jugend. 5. Tausend. Brosch. M. 3.50, gebd. M. 4.50.

„Aus Büchern wie ‚Jakobus‘ sollte man in Deutschland die Österreicher kennen lernen. Viele Mißstimmungen und Vorurteile würden damit wie von selbst versiegen. Ein brüderliches Herz hört man schlagen, ein deutsches dazu, und eine unendlich wohlthuende, milde und nachdenkliche Liebenswürdigkeit umfängt uns. Diese gute und reine Lust ist's, warum einem vor allem das Buch so wertvoll wird. Noch monatelang, nachdem man's gelesen hat, wird einem, indem man daran zurückdenkt, warm und wohlig zu Sinne. Und gern nimmt man's wieder her, blättert und erinnert sich und läßt den holden Frauenreigen, der den Jakobus beglückte, visionär an sich vorbeischieben.“

Der Tag.

## Neuigkeiten 1909.

- Rudolf Hans Bartsch, Vom Sterbenden Rokoko.  
 Novellen. Brosch. M. 3.50, gebd. M. 4.50. Elisabeth  
 Röhl. Roman. Brosch. M. 4.—, gebd. M. 5.—.
- Willrath Dreesen, Ebba Büsing. Roman. Broschiert  
 M. 4.—, gebd. M. 5.—.
- Otto Ernst, Tartuff als Patriot. Ein satirisch. Schwanl.  
 Brosch. M. 2.—, gebd. M. 3.—. Vom grüngoldenen  
 Baum. Humor. Plauderei. Brosch. M. 2.50, gebd. M. 3.50.
- Emil Ertl, Gesprenge Ketten. Novellen. Brosch. M. 4.—,  
 gebd. M. 5.—.
- Max Geißler, Soldaten-Balladen. Kart. M. 1.—,  
 Die Rose von Schottland. Eine Dichtung, illustr.  
 Gebd. M. 6.50.
- Franz Karl Ginzkey, Geschichte einer stillen Frau.  
 Roman. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.
- Rudolf Greinz, Das Haus Michael Senn. Roman.  
 Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.
- Hans Hart, Das heilige Feuer. Ein Hochschultroman.  
 Brosch. M. 4.50, gebd. M. 6.—.
- Hans Henning, Friedrich Spielhagen. Biographie.  
 Brosch. ca. M. 3.50, geb. M. 4.50.
- Peter Rosegger, Lasset uns von Liebe reden. Letzte  
 Geschichten. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfz. M. 5.50.
- Carl Conte Scapinelli, Prater. Roman. Brosch. M. 4.—,  
 gebd. M. 5.—.
- Paul Schreckenbach, Der getreue Kleist. Ein Roman  
 aus der Zeit des großen Königs. Brosch. ca. M. 4.50,  
 gebd. ca. M. 6.—.
- Illustrierte Weihnachtsprospekte gratis und franko.







Peter Rosegger



L. Staackmann / Verlag / Leipzig.



Peter Rosegger  
Das lichte Land



718, 2769

# Das lichte Land

und allerhand

Eine späte Nachlese aus Friedenszeiten

von

Peter Rosegger

Erstes bis zehntes Tausend



Leipzig / Verlag von L. Staackmann / 1917



Alle Rechte vorbehalten.  
Copyright 1916 by L. Staackmann, Leipzig.

Druck von C. Grunbach in Leipzig.

## Das lichte Land.

Das ist nun die Geschichte, die ich einst erlebt habe und meiner Erinnerung treu erzählen will\*) Sie hebt an mit jenem Abend zu Sollenau in Niederösterreich.

In weiter Welt bin ich auf Wanderschaft gewesen, das Felleisen am Rücken, die Stiefel auf dem Felleisen, mit nackenden Füßen. So bin ich eines Abends nach Sollenau gekommen, müd und matt und hungerig. Sie haben mich einen Landstreicher geheissen, was wohl wahr ist, weil ich seit Wochen keine Arbeit gefunden. Sie haben mich nicht unter Dach nehmen wollen, so in etlichen Häusern. Bin ich traurig worden, daß es mir noch in den letzten Tagen meiner Heimwärtswanderung so schlecht muß gehen. Seit achtzehn Monaten habe ich Vater und Mutter nicht mehr gesehen gehabt; jetzt im Elend verlangt's mich nach heim. Aber ich bin zu müd und matt, und im feuchten Straßengraben soll ich jetzt schlafen. — Da denke ich auf, was mir die Großmutter hat mitgegeben und ich um den Hals trag an einem blauen Bandel. Und liegt es mir auf der Brust, das kleine viereckige Täselein, mit weißer Seiden umhüllt. An der Seiden ist das Bildnis des heiligen Vaters Josef, und innen ist etwas Kleines, Hartes. „Das laß drinnen,“ hat die Großmutter gesagt beim Abschied, „wenn es dir einmal schlecht geht, recht schlecht, so ist das der Notpfennig.“ — Und habe nun nachgedacht, ob es mir jetzt vielleicht doch schon schlecht genug ginge, daß ich das

---

\*) Der Entwurf stammt aus dem 20. Lebensjahre des Verfassers.

Täselein dürfte ausmachen. Zwei lange Tage wandern, das kann ich nimmer. Dort liegt die eiserne Straßen hin, wie wäre es gut rasten im Wagen — und morgen früh daheim! —

Das Täselein habe ich auseinandergetan, recht sichtlich, daß dem heiligen Vater Josef nichts geschieht. Und ist ein gulbener Dukaten drinnen gewesen. Dem Bahnhof bin ich zugegangen und habe die Karte gelöst. Der nächste Zug nach Steiermark kommt in einer Stunde. Auf der Feldseite des Bahnhofes ist eine Bank gewesen an der Mauer. Dort habe ich mich hingesezt und habe in die stille Sommernacht hinausgeschaut und über das Feld hin, das schier wie im weißen Reis dargelegen ist, und die schwarzen Schattenstreifen drauß, weil dort am Rand Bäume sind. Denn es steht über ihren Wipfeln der volle Mond, so schneeweiß und licht und freundlich schaut er her, so still und friedsam. An mein Felleisen gelehnt sitze ich da und betrachte den Mond am Himmel. Ist es so, wie mein Vater gesagt hat, daß aus dem Mond ein Gesicht herauschaut mit Augen, Nase und Mund? Oder ist es so, wie die Großmutter gesagt hat, daß unsere liebe Frau drinnen sitzt und tut spinnen? Was kann ich nicht genau sehen, eher deucht mich, es ist eine Landkarte mit Land, Insel und Meer, wie sie die Studenten haben. Und sind mir jetzt so Gedanken gekommen: Wie es dort ausschauen mag, im Mond? Ob auch Menschen drauß sind wie auf der Erden, und wie es ihnen wohl gehen mag? Ob es auch elendlich ist dort, daß mancher Mensch gern arbeiten täte und nichts finden kann und in allen Häusern abgewiesen wird. Und ist mütterseelenallein in der Fremden. — Höher und höher steht der Mond und schaut mich immer freundlich an, und wir



schauen einander ins Gesicht wie alte Bekannte. Ist es doch mein lieber Bekannter aus der Heimat her. Und just so, wie jetzt auf mich schaut er auch auf das Haus im Waldland, wo sie wohl schon schlafen werden.

So lange bin ich dageessen und habe geschaut, bis auf dem Bahnhof die Glocke anschlägt und der Eisenbahnzug mit seinen zwei glühenden Augen daherbraust. So — da darf ich einsteigen, da weist mich niemand zurück. Der Schaffner besichtigt nur die Fahrkarte, sie lautet nach Krieglach in Steiermark. Dann steigt er wieder hinaus und schlägt die Thür zu, und ist mir, als hätte ich jetzt endlich einmal eine heimliche Statt. Das kleine Gefäß ist ganz leer gewesen, so daß ich mir mein Felleisen als Kopfkissen legen kann, mein Ködel über den Leib. Im Fenster ist wieder mein lieber Mond. Er fliegt nicht vorüber wie die dunklen Gestalten der Häuser und der Bäume, er schaut immer freundlich zu mir herein und reißt mit mir heimwärts. — Friedsam und immer friedsamter ist es mir geworden und ich glaube, daß ich schon ein wenig eingeschlafen habe, als ganz plötzlich die Holzwand meines Gefäßes krachend auf mich herfliegt...

Der Zug ist entgleist. Aber er ist nicht gestürzt. Erst holpert's noch, dann ist's, als hebe er sich. Ganz glatt und lind gleitet er über die Luft hinweg, über die Wipfel des Kiefernwaldes hin, sanfte anwärts, dem Mond entgegen. Meine Liegestatt wird weich und zart. Der Zug löst sich in ein Wölklein auf und darauf liege ich wie ein Kind in der Wiegen, und von sanftem Wind getragen schwebe ich dem Mond entgegen, der größer und größer wird. Ich habe noch gedacht: Mir scheint, es geht in den Mond hinein. Derweil ich ganz bequem dasitz auf

der kleinen baumwollweichen Wolke, ist die erst wie ein Rörblein mit gälbenen Rändern und dann wie ein Schifflein, das still über ein ruhiges Meer hingleitet. Und ich sitze im Schifflein ganz allein und vornehm, wie ein Königssohn. In der Ferne hebt es sich aus der Dunkelheit wie ein heller Streifen und ist es ein Land mit marmor- und silberweißen Gebirgen, und darüber ist ein Regenbogen, so wunderschön, wie ich mein Lebtag keinen gesehen habe. Aus diesem Regenbogen strahlt ein rosenzartes Licht herab und die Berge glühen wie die Wangen eines Kindes, das vom Schlaf aufwacht. Mein Rahn schwebt mit geschwelltem Segel der Landschaft zu, ein weites Thal, aus dem sich die Thürme einer großen Stadt erheben. In den Lüften höre ich das feine Summen vieler Gloden, am Landungsplatz stehen unabsehbar viele Menschen, und in ihren bunten Festgewändern sind sie zu sehen wie eine blumige Wiese. Da kommen mir Schiffe entgegen, groß und hochwogend und wie aus Elfenbein gebaut; ihrer dreizehn sind. Sie legen einen Kreis um meinen Rahn, und das eine größte fährt auf mich zu, und vom Bord steigen drei Männer in weißen Mänteln zu mir herab und laden mich ein, auf ihr Schiff zu kommen, damit sie mich feierlich zur Landung bringen könnten.

Und als wir unter MusikschaU gelandet sind, tritt ein Jüngling zu mir vor, in einen roten, mit Gold verbrämten Mantel gehüllt. Der Jüngling hat weiße Roden, die wie Seidenflaum über Achseln und Racken niederhängeln. Siebenundsiebzig Jünglinge sind rings umhergestellt, in langen, weißen Kleidern und dünne lange Stäbchen halten sie in Händen, aus denen kleine Röslein sprießen. Diese Stäbe heben sie hoch in die Luft, als der

eine im roten Mantel sich an mich wendet und antwortet, so zu sprechen:

„Erdenpilger, sei begrüßt!

Sei begrüßt im lichten Lande! — Und muß ich dir bei deinem Eintritt in das Reich folgendes zu wissen tun: Du bist auf Erden der Sohn armer Leute im Waldgebirge gewesen, deines Reichens ein Handwerksmann. Deine große Armut hast du nicht gesehen und alles Elend und Leiden hast du mit Gleichmut ertragen und bist heiter gewesen. Als Bursche bist du viel in der Welt herumgekommen und auf der Heimreise bist du in einer Nacht auf dem Steinsfeld in Oesterreich bei einem Eisenbahnunglück gestorben. Auf dem Friedhof zu Wiener-Neustadt wird dein Leib begraben. Du selber bist zu uns in das lichte Land gekommen, nach dem du immer hast ausgeschaut. Alle, die gelitten haben und nach dem Lichte getrachtet, kommen zu uns herauf. Dich heißen wir besonders und in Ehrerbietung willkommen, denn du sollst unser König sein. Der König des lichten Landes für ewig, ewig, ewig. — Wundere dich nicht darüber. Du warst vor allen erniedrigt, du sollst vor allen erhöht werden. Seit Adams Zeiten sind fünf Könige gekommen und gegangen, du sollst König Adam der Sechste sein. Aber ehe, erhabener Herr, als du Gesetze gibst, sollst du ein Gesetz nehmen, das ich dir jetzt kündige. Es ist leicht zu erfüllen. Was auf Erden Sünde gewesen, das ist hier Tugend. Die Tugend aller Tugenden bei uns ist die Freude. Wer sich nicht freuen kann, ist für unser Reich nicht geeignet. Dein Gebot, o König, aber heißt: Du sollst nicht leiden! — Sobald du leidest, mußt du das lichte Land verlassen und wieder hinab auf Erden, um zu leiden und zu sterben. — So

richte ich nun an dich im Namen des Reiches die feierliche Frage: Hast du den ernstlichen Willen, das Gesetz, nicht zu leiden, zu erfüllen?"

Ich habe ruhig „ja“ gesagt.

„Gewesener Erdenbürger, überlege dir's wohl!“ spricht der Jüngling, und sein Ernst ist groß, wie der eines Richters der Lebendigen und der Toten, „ich sage es dir, deine Vorfahren, die Könige, sind alle gefallen. Adam der Erste ist in seiner blühenden Jugend vertrieben worden, weil er mit Eva das Leiden erzeugt hat. Adam der Zweite hat achthundertseven Jahre geherrscht, dann ist er gefallen. Sein Nachfolger hat nur sechzehn Jahre regiert. Adam der Vierte hat tausendundneununddreißig Jahre regiert. Adam der Fünfte ist viertausendeinhundertunddrei Jahre König des lichten Landes gewesen. Wir haben schon gejubelt über seinen ewigen Sieg, da hat er sich — der immerwährenden Freuden satt — ein Leid getan. — Willst du es darauf ankommen lassen, Erdenbürger, und die ewige Freudenkrone nehmen? Oder willst du dich auf eine ruhige Statt des Reiches niederlassen und als einer der Bürger seelenlos und ohne Gefahr dahingleben?“

Da ich sonst nichts zu sagen weiß, so ist mein Wort: „Ich bin herausgekommen, um nicht mehr zu leiden.“

„So erhebe nun deine linke Hand zum unwiderruflichen Versprechen: „Das hochheilige Königsgesetz, nicht zu leiden, ich werde es erfüllen!““

Freudlich auf hebe ich meine linke Hand und sage es laut: „Das hochheilige Königsgesetz, nicht zu leiden, ich werde es erfüllen!“

In diesem Augenblick ist über das weite Reich ein

Donnerrollen dahingezogen; auf allen Höhen sind Freudenmörser abgeschossen worden, neuntausendneunhundertneunundneunzig Schüsse, wie es seit alters her Sitte ist, den neuen König zu begrüßen. Im Volke lauter heitere Gesichter, aber es hat nicht geschrien, es hat geschwiegen aus Ehrfurcht vor dem neuen König. — Da ich jetzt so erzähle, wundert es mich nur, daß ich mich über diese plötzlichen Ereignisse nicht eigentlich verwundert habe. Es ist mir gewesen, als verstände sich alles von selbst. Ohne alle Vorbereitung und Umständlichkeit hat es sich gefügt, daß jetzt ein Mann aus dem Volke hervortritt, der auf himmelblauen Seidenklissen eine Krone trägt. Als ob sie mit den schönsten Sternen des Firmaments besetzt wäre, so strahlt und funkelt sie; ich habe sie mit freiem Auge nur allmählich ansehen können; der ganze weite Platz mit seinen Palästen steht in der blendenden Helle, die von dieser Krone ausstrahlt. Der Jüngling im Purpur, der mich vorher zum König ausgerufen, sie nennen ihn den Patriarchen, er nimmt die Krone, sie hoch mit beiden Händen gehoben tritt er an mich heran und setzt sie mir auf das Haupt. Hinter ihm liegt ein langer, schmaler Schatten über das Marmorpflaster hin und alles Licht, das über der Stadt und dem ganzen Königreiche leuchtet, kommt jetzt von meinem Haupte.

Und als dieses alles geschehen ist, nähern sich mir zwölf Diener, und einer von ihnen fragt mich, welche Wünsche ich hätte?

So sage ich die Worte, die mir gewohnheitsmäßig auf der Zunge gelegen sind: „Wilt' gar schön um ein Stüdel Brot!“

Da haben sie mich auf einen goldenen Tragsessel ge-

hoben und hinaufgetragen zur Höhe, wo das Königsschloß steht. Und in einem weiten Saale steht eine Tafel bereit, überladen mit köstlichem Schmause, das Feinste und Seltenste aus allen Vereichen der Natur und Übernatur, eine Lust, es anzusehen. Ich schreite um die Tafel und lasse meine Augen schweifen, aber was sie suchen, das ist nicht da: das Butterbrot. Das Stüd Schwarzbrot, mit Butter belegt, wie es meine Mutter an Festtagen gegeben und wie ich es in der Fremde nur ein einzigmal bekommen, und zwar von der Frau Meisterin Giehl in Baden — hier an der königlichen Tafel hat es gekostet. Schon will mir darob ein wenig leid sein, wenn mir nicht die goldene Inschrift an der Wand ins Auge gefallen wäre: Jegliches Leid ist hier streng verboten! — Nun, es werden auch die gerösteten Fische und die gebadenen Vögel und die gezuckerten Torten und die Früchte zu genießen sein. Der Wein ist ganz absonderlich gewesen. Was ihm denn fehlt? frage ich meinen Beisitzer. „Herr König,“ sagt der, „du merkst schon, der Wein des lichten Landes hat keinen Geist.“

„Warum denn nicht? Der Geist im Wein erfreut doch?“

„Anfangs ja, Herr König. Nachher macht er Leid und das —“ An die Inschrift auf der Wand hat er geendet.

Soll ich nun sagen von meinem neuen Leben im lichten Lande? Es ist alles wie auf Erden gewesen und doch ganz anders, umgekehrt und doch aufrecht. Es ist eine Schönheit und Ebenheit und Gleichwage in allem ge-

wesen, die man in irdischer Sprache nicht darstellen kann. Ich weiß nicht, ist man wunschlos, oder sind alle Wünsche schon vorneweg erfüllt. Nirgends eine Beschwerlichkeit und nirgends ein heftiges Trachten. Alles ist in Licht gelöst und so geschmiegiß, daß nichts mehr miteinander zu kämpfen hat, weil sich alles leicht ineinander fügt.

Jener Jüngling in weißen Roden und in Purpur, der mich gekrönt hat, ist der Patriarch. Er ist nicht er, er ist die Seele des Volkes, er stünde höher als der König, wenn der König nicht höher als er täte stehen. Anders, als mit diesem ungereimten Wort kann man's nicht sagen. Der Patriarch ist der Genius des lichten Landes, wer ihn glaubt, dem ist er alles, wer ihn nicht glaubt, dem ist er nichts. Aber sie glauben ihn alle.

In gewöhnlichen Zeitläufen ist der Patriarch unsichtbar. Er wohnt außerhalb der Stadt in einem Palast, der im Mittelbau eine Kuppel hat, die mit ihrem goldenen Dach hoch in den Himmel aufragt, und diese Kuppel ist mit zwölf schlanken Thürmen, wie mit hohen, spizen Silberlanzen umgeben. Der Bau ragt empor mitten aus einem Hain von Palmen- und Lorbeerbäumen, der die geheimnisvolle Stätte in weitem Rund umgibt.

Der Patriarch hat mir einen weisen Mann zur Seite gegeben, der mich überallhin begleitet und mich einführt in alle Zustände meines Reiches.

Es ist eine Stelle, wo aus dem Meer eine Felswand aufsteigt und auf der Höhe dieser Wand steht ein Turm. Er ist anfangs nicht hoch, der Weise führt mich leicht auf seine Binne. Das Meer ist bewegt, die Wellen steigen und fallen, aber nicht so, als ob sie miteinander ringen müßten, vielmehr so, als ob sie einen lieblichen Tanz

reigen möchten. Und wie am Strande die weißen Gischten aufspringen, das hat nichts Horniges und Gewaltthames, es ist, wie wenn muntere Knaben an die Felsen Klettern und dann wieder lustig ins Meer springen. Wie ich noch so schaue, da ist es, als ob der Strand und der Boden und das Meer in die Tiefe sinken wollten, weitem aber steigt die Stadt auf, die stolze Königsstadt, und dehnt sich immer mehr aus über die Ebene, und im Hintergrunde steigen die weißen Gebirge auf, höher und inmer höher. Und hinter ihnen steigen wieder andere Gebirge auf, und in dritter und vierter Reihe wieder andere und andere Gebirge, bis in die fernsten Fernen. Ich bin in größtem Erstaunen darüber, daß alles, was sonst feststeht, ringsum lebt und sich bewegt. Da hat es der Weise mir gezeigt, was daran die Ursache ist: Unser Turm, auf dessen Rinne wir stehen, hat angefangen sich zu bauen und streckt sich höher und immer höher mit uns in die Lüfte. Das ist mir gescheit vorgekommen. Anstatt, daß die Leute sich anstrengend auf den Turm steigen müssen, kann doch der Turm mit den Leuten steigen und sie bequem hinauftragen, so hoch sie oben sein wollen.

Run wir haben den Turm sich so hoch strecken lassen, bis ich mein ganzes weites Reich überschauen kann. Die Berge und die Täler und die Flüsse und die Seen und die Städte und die Lustschlösser, die Hunderte von Meilen ferner liegen, sehe ich mit derselben Klarheit und Deutlichkeit als die Gegend, die nahe um den Turm sich breitet. Aber alle Maßen herrlich ist das Reich. Nur wenig gestaltlich und hervorstehend habe ich die Berge und die Bäume und die Gebäude gefunden. Mein Weiser sagt mir, warum: Weil die Schatten fehlen. In diesem



Reiche ist alles im gleichen Licht, da gibt es keine Schatten-seiten. Ich habe in meinem Königreiche auch nie eine Nacht gesehen und nie eine Sonne. Als ob das Licht nicht von außen käme, sondern aus den Dingen selbst hervorginge.

Und eines Tages ist es, daß ich von einer außerordentlichen Himmelserscheinung so heftig überrascht werde, daß mein Weiser lächelnd sagt: „Herr König, verzeihe mir's gnädig. Du bist noch nicht lange genug hier, um all die Dinge und Zustände zu kennen und gewohnt zu sein, die dieses Land auszeichnen.“

Ich hatte bisher nämlich gemeint, mich auf dem Monde zu befinden, und da sehe ich an diesem Abend, als ich etwas länger als sonst wach bleibe und am Mercetrande spazieren gehe, daß im Osten — etwas wie der Mond aufgeht, aber riesengroß. Ja, wie ein Niesenmond. Eine ungeheure Scheibe, maltrot und mit viel deutlicheren Bildnissen, als sie sonst im Monde zu sehen gewesen sind.

„Was ist das?“ frage ich meinen Begleiter, den Weisen.

„Kennst du es denn nicht, Herr König?“ antwortet er. „So geruhe doch, die Bildnisse dieser Scheibe zu betrachten, ob du nicht bekannte Landschaften darin findest. Was da aus der Tiefe aufsteigt und du, großer König, vielleicht für den ausgehenden Mond halten wirst, das ist dein einstiges Vaterland, die Erde. Du kannst sie jeden Abend, wenn dir beliebt, so lange wach zu bleiben, aufgehen sehen, und wenn du die Reizung haben solltest, diesem Gegenstande deine nähere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so werde ich glücklich sein, dir dabei in tieffster Untertänigkeit zu dienen. — Einstweilen, erhabener Herrscher, habe ich, deinen Befehlen gemäß, mit den

Eigenschaften deines Königreiches und seiner Bewohner dich bekannt zu machen. Ich bitte untertänig, Herr König, in Gnaden zu bestimmen, wann das beginnen soll."

Schon am nächsten Tage habe ich mich von dem weisen Manne auf den Markt führen lassen. Da ist nicht das sonst übliche Gedränge und Geschrei, alles geht gemessen und rücksichtsvoll her und die Leute überbieten sich in Aufmerksamkeiten. Ich bin unerkannt und beobachte einen Handel, den zwei Männer miteinander machen. Der eine hält Kalber feil, der andere Korn- und Mehlbündel.

Der Bündelmann fragt: „Was kostet dieses schöne Kalb?"

Der Kalbmann antwortet: „Gib mir dafür einen Sack Weizenmehl."

Der Bündelmann: „Das ist wohl zu wenig, mein Freund. Der Sack Weizenmehl wiegt kaum fünfzig Pfund und das Mehl ist zwar gut, aber nicht ganz fein."

Der Kalbmann: „Ich bitte dich, zu erwägen, Feuerster, daß auch mein Kalb kein sehr großes Gewicht hat. Dazu sind noch die Knochen und dergleichen abzurechnen, während dein Mehl bis auf das letzte Stäubchen zu genieszen ist."

Der Bündelmann: „Aber bedenke, Geliebter, daß Fleisch weit vorteilhafter ist als Mehl. Ich biete dir für das gute und fette Kalb zwei Säcke an."

Der Kalbmann: „Erlaube, das müßte man erst untersuchen, was nahrhafter ist, Kalbfleisch oder Weizenmehl. Indes, damit wir uns einigen: Gib mir für das Tier einen und einen halben Sack."

„Gut. Wegen ein anderes Mal. Du sollst für dein

Kapitalkorb also bloß einen und einen halben Sack Weizenmehl haben."

Sie sind einig und küssen einander gerührt die Wangen.

Dieses Erlebnis hat mich fast noch mehr staunen gemacht als der wachsende Turm und die ausgehende Erde.

"Mit Vergunst, Herr König, wie kann denn das anders sein?" sagt der Weise. "Jeder kennt doch die Mängel seiner Ware am besten. Das übervorteilen würde nur Unannehmlichkeiten hervorrufen. Wenn du, mein großmächtiger Gebieter, den ganzen Markt dahin zu beschauen die Gewogenheit haben willst, so wirst du sehen, daß es alle Häuser und Verkäufer so halten wie diese Bürger, die du beobachtet hast."

Ich habe hernach Lust bekommen, in eine der Erhöhungshallen zu treten, wie sie auf dem Markte mit ihren großen Toren zum Eintritt einladen. Da gibt es Schaustellungen, ähnlich wie man sie auf Erden sehen kann, nur alles gemäßigter und lieblicher, die Darstellung von Leidenschaften und verwegenen Taten fehlt beinahe ganz. Zum Schlusse ist ein neues Phantasiestück von einem jungen, noch unbekannten Dichter aufgeführt worden, das seiner unerhörten Eigenart wegen bei den Zuschauern zuerst ein fast lebhaftes Für und Wider hervorruft. Es wird dargestellt, wie ein Mensch nach einer giftigen Freude gestürzt auf dem Krankenbette liegt. Der Arzt steht ratlos da, die Anverwandten stehen da und klagen, und so vor ihren Augen ist es, daß der Kranke allmählich stirbt. Mit Widerwillen wenden sich die Zuschauer ab und es wird das Begehren laut, daß solche abgeschmackte, ja naturwidrige Stücke verboten werden sollten, sie seien geradezu sittenlos und dazu angetan, schwache Persönlichkeiten zu

sündigen Gefühlen zu verleiten. Bald nach diesem Tage ist bei mir die Forderung des Patriarchen eingelaufen, alle Schausstellungen menschlichen Elends und Leidens in meinem Reiche zu unterdrücken.

So bin ich von meinem Weisen geleitet worden durch das Reich, jeden Tag ein anderes Erlebnis, ein anderer Genuß, ein anderes Recht zum Glückseligsein. Überall, wohin ich komme, entfaltet das Reich seine Freuden, und mein, des Königs, ist das Recht, die außerlesensten zu genießen. Also sage ich einmal zu meinem Begleiter: „Überall und überall königliche Rechte. Wo bleiben denn nur die königlichen Pflichten?“

Mein Weiser verneigt sich und schweigt.

Da ist mir fast einmal bange geworden. Wenn in diesem Reiche die Pflicht fehlen sollte! Wenn der König alle Rechte haben sollte, nur nicht das zur Pflicht?! — Wäre es auszuhalten? —

Und nun kommt der merkwürdige Hochzeitstag. Schon lange vorher ist davon gesprochen worden und die Stadtvertretung hat dreißig Millionen Adamb'ors bewilligt, um das Fest würdig zu feiern und die seltene Freude im lichten Lande zu verbreiten. Ein Ehepaar begeht den tausendsten Jahrestag seiner Vermählung. Ich habe mich unerkannt an dieser Hochzeit beteiligt. Als zwei Gärtnerburschen, die Anordnungen der Kränze- und Blumenzier zu überwachen haben, sind wir, ich und mein Weiser, mitten im Feste gewesen. Ich beschreibe es nicht. Das glänzendste Hochzeitsfest auf Erden, hundertfach vergrößert, könnte noch kaum einen Begriff geben von der Pracht und Schönheit dieses Volkstages. Überall Freude, aber nirgends Lust. Mir ist aufgefallen, daß von den Nachkom-

men dieses tausendjährigen Paares, das da im Festzuge nahen wird, nirgends die Rede ist. Mein weiser Begleiter muß mich erinnern, daß es Nachkommen in diesem Reiche nicht gibt. Die Schmerzen des Gebärens wie das Leid des Sterbens sind die am schwersten verbotenen Sünden. Um so höhere Tugenden sind die Freuden der Ehe, die keinen Sündenkeim in sich tragen. — Der Festzug wallt heran, er ist in Ruhe, kein Singen und kein Jauchzen, nur lächelnde Gesichter. Anfangs kommt, gleichsam als Vortrab, ein junges Menschenpaar, der Jüngling ist schlank und schön wie der junge Gott, das Mädchen —. Ich schweige... All mein Lebtag, weder auf Erden noch in diesem Himmel, habe ich ein Weib gesehen, das mein Blut so hätte aufgeweckt. Aber die beiden Menschenkinder gehen vorüber, ich will achten, daß greise Hochzeitspaar nicht zu übersehen. Und das kommt nicht.

Als der Zug nach zwei Stunden sein Ende erreicht hat, sehe ich zu meinem Weisen hinab und frage, wo denn das Hochzeitspaar geblieben?

Und der Weise spricht ganz leise zu mir, daß uns sein Wort nicht verrate: „Weil über dein erhabenes Haupt, mein König! Soll denn das schöne Hochzeitspaar nicht die Gnade gehabt haben, von dir gesehen worden zu sein? Glaube ich doch selber bemerkt zu haben, wie dein königliches Auge mit Wohlgefallen auf dem unmutigen Paare geruht hat!“

So habe ich erst wieder müssen erinnert werden, daß die Menschen des lichten Landes in ewiger Jugend leben, daß das Brautpaar nach tausend Jahren auf der gleichen Höhe des ewigen Lebens steht wie an jedem Tage.

Aus dem Palaste der Zehntausend herüber rufen die

Ärmer zum Festmahl. Ich habe fliehen wollen vor einer Gefahr, die ich in meinem Innern auswoogen fühle, aber mein Weiser zerrt mich mit sich, ohne alle Ehrerbietung, so wie ein Gärtnerbursche den anderen zerrt, und nicht lange, so sitzen wir im Festsaale bei der Tafel, gerade gegenüber dem tausendjährigen Jubelpaare. Ich muß die Braut ansehen und immer die Braut ansehen. Ich kann nicht essen und nicht sprechen und nicht hören. Endlich nehme ich aus dem Alabaſterkrug, der vor mir steht, eine rote Rose und reiche sie über den Tisch der Braut, die sie mit entzückendem Lächeln annimmt. In diesem Augenblick ist der Bräutigam aufgestanden, der schlanke, blühende Mensch, und freundlich spricht er zu mir: „Herr Gärtner! Es scheint, daß du ein besonderer Verehrer meiner Braut bist. Und ich lese in dem Blicke meiner Vielgeliebten, daß du Erhöhung sindest. Es gereicht mir zur Freude, einem teuren Festgenossen die Gastfreundschaft erweisen zu können, die er wünscht.“

Wie soll man sich das anders denken, als daß es Hohn ist, dem vielleicht der Dolchstoß folgt! Aber die Tafelgesellschaft bleibt arglos und hat ein beifälliges Murmeln. Der Bräutigam verläßt seinen Platz, geht um die Tafel herum, kommt zu mir, nimmt mich freundlich am Arm und führt mich zu seinem Sitz neben der Braut. Wir führen während des Mahles ein nettlich-vertrauliches Gespräch, und als das Fest sein Ende gefunden, kummert sich niemand darum, wie die Braut mit dem Gärtnerburschen davonfährt. —

Am nächsten Tage, da ich wieder König bin, kann ich dem Weisen meine Verwunderung nicht verbergen darüber, wie leicht es einem in diesem Lande gemacht wird, glück-

lich zu sein. Aber ist denn das Glüd frisch? Nicht die tausend Jahre machen es, was ändern die an ewiger Jugend? Nur gegen den Apfel ist man mißtrauisch, der bei dem ersten leichten Schütteln schon vom Baume fällt. Ich habe meinem Begleiter nicht den sittlichen Mißmut verhehlen können, falls das der allgemeine Brauch des Landes sein sollte.

Hierauf spricht der Weise: „Wenn diese Gesinnung meines glorreichen Königs um eine Nacht früher zum Ausdruck gekommen wäre, so könnte es wohl sein, daß sie im ganzen Reiche mit bewundernder Ehrfurcht vernommen sein würde. Wisse, was gestern dem Gärtnerburschen Gutes getan wurde, das tut in deinem edlen Volke eins dem andern, wie es Wahl und Neigung heischen.“

In meinem Gesichte mag es der Weise gelesen haben, daß der König nicht gutheißt, was dem Gärtnerburschen wohlthat. „Die schönen Sitten der Freude dieses Landes sind so, daß sie unter Umständen abgeschmact werden können,“ sage ich nicht ohne Mißmut. „Bei mir zu Hause gibt es Gewohnheiten, die natürlicher und ritterlicher sind.“

Mein Weiser verneigt sich, was mir stets ein Zeichen ist, daß er mir beipflichtet. —

„Herr König!“ spricht er dann. „Du hast vor einiger Zeit huldvoll gestattet, deine erlauchte Aufmerksamkeit einmal auf dein gelobtes Vaterland, den Erdball, lenken zu dürfen, wenn er am Himmel steht.“

„Ich werden dir verbunden sein.“

Nach derlei Höflichkeiten ist beschloffen worden, daß wir an einem der nächsten Tage auf den Turm steigen, der

uns wieder emporheben soll, um das lichte Land anzuschauen, aber auch die Wunder der Himmel zu betrachten.

Die Wunder der Himmel! — Da ist sie wieder heraufgestiegen am Firmament, die rostbraune Riesenscheibe, in welcher — wie auf dem Schulatlas jenes Meistersöhnleins in Krems — genau die Erdteile zu erkennen sind, besonders das große afrikanische Herz und das Fledelpatschenmuster von Europa. Wie gezackelte Kupferplatten liegen sie da, die Länder, auf dem dunklen Gewässer, und ich denke noch: Was geht in diesen Kupferplatten alles vor!

Mein Weiser trägt mich in musterhafter Höflichkeit, ob ich mich nicht des Fernrohrs bedienen wolle, das — wie ich jetzt sehe — in einer Scharte der Turmzinne angebracht ist. Ich tue das, unschwer findet sich mein Auge zurecht. Eine gute Weile mag ich herumgelugt haben auf die dunklen Kulturländer der Erde. In das Getriebe der Städte habe ich geschaut, in das Innere der Wohnräume, in die Tiefen der Herzen. Neues habe ich nichts gefunden, es ist noch der alte Wirrwarr, der alte wütende Streit, das alte Elend, der alte Jammer überall. Einzelnes habe ich näher betrachten wollen, es ist mir nicht möglich gewesen, so hat mich der Ekel geschüttelt. Wie ich ablasse von dem widerlichen Rohr und mein Gesicht wieder hinwende auf das lichte Land, wo der ewig verbürgte Friede ist und die weise abgemessene Freude, da segne ich dieses Land und segne mich, der sein erster Bürger ist, und lehre wohlgenut zurück in das Königsschloß.

Erst als ich ganz allein bin mit mir, hat sich alles, was das Fernrohr nur flüchtig gezeigt, in mir entwickelt



vieltausendfach, jede Qual, die dort die Natur den Menschen antut, jede Bosheit, Falschheit und Haßgier, mit der sie einander verfolgen, jeder Schmutz, mit dem sie das wenige an Schönheit, was sie haben, verunreinigen. Aber schließlich habe ich nichts empfunden für diesen Pfühl der Verdammnis, als harte, kalte Verachtung.

Wie ist in meinem lichten Lande hingegen doch alles so bequem. Da gibt es keine Überschwenglichkeit, keinen Schlechtling und keinen Gutling, keinen Dummkopf und kein Genie.

Noch an diesem Tage habe ich eine Besprechung mit dem Patriarchen gehabt. Wir einigen uns auf eine verschärfte Wachsamkeit, daß im lichten Lande niemals ein anderer Geist Platz greife, daß aller Überschwang ferngehalten werde und daß die kühle, leidlose Ruhe für immer erbleibe. Der Patriarch lobt mich wegen meiner königlichen Fürsorge und sagt, er glaube in mir den Mann zu erblicken, der auserwählt sei, in Ewigkeit zu herrschen über das lichte Land.

Demnach trachte ich, mich nun völlig den Einrichtungen und Eigenschaften meines Reiches anzupassen. Tag für Tag die leichten Genüsse, die nie eine Begier zeitigen und nie übersättigen. Alle Sinne werden mit immer denselben hohen Schönheiten und Süßigkeiten ergötzt, und in der Harmonie allgemeiner, vollkommener Vernunft rinnt die Zeit dahin wie ein stiller, seichter Strom. Wir haben die Sicherheit, daß uns keine Veränderung stören, keine Überraschung treffen wird. Wenn mir unterweilen ist, als wolle mich in solchem Frieden eine sanfte Lähmung erschleichen, so verführe ich mich auf den Turm, um durch das Fernrohr auf den Erdball hinzusehen und seine Vor-

gänge zu betrachten. Das macht mich immer wieder dankbar empfänglich für mein liches Land.

Einmal, als mein Auge wieder durch das Rohr schaut, höre ich ein Jauchzen. Das kommt von einem steirischen Dorfwirtshause herauf und das Fernrohr hat die Eigenschaft, mitsamt den Bildern auch die Töne herbeizuziehen aus den unmeßbaren Fernen. Im Dorfwirtshause ist ein Volksball und unter dem Schalle von Klarinetten und Trompeten wirbeln die Burschen mit ihren Dirnen auf dem Tanzboden dahin; der eine schwingt seinen Schap hoch in die Luft und stößt ein gellendes Jauchzen aus, der andere singt mit der Seinigen ein Liebeslied, mit einer heißen Lust, wie sie in meinem ganzen Reiche nicht zu finden ist. Jugendfreunde von mir sind es, die dort in dem leidenschaftlichen Erdenglück schwelgen. Keiner hat an seinem mit Sträußen und Federn geschmückten Hut ein schwarzes Flotchen, wie es sich wohl schiden möchte, wenn erst vor kurzem der Freund bei einem Eisenbahnunglück zugrunde gegangen ist.

Und dann habe ich noch wen gesehen, dem ich mein Fernrohr mit besonderem Bedachte nachschiebe. Sie trägt noch das blaue Band mit dem silbernen Herzlein um den Hals, das ich ihr einstmals um meinen Monatslohn gekauft habe. Das ist die einzige Treue! — Aber ein starrer Bursch ist da, der legt den Arm um ihren Leib und läßt sie mit glühendem Blick ein, mit ihm zu gehen.

„Ach na,“ sagt sie, „ich kann halt meinen Schneider nit vergessen.“

„Der ist nimmer z'brauchen,“ flüstert der Bursche, „komm mit und laß dich von mir gern haben.“ — Dann sind sie beide zugleich aus der Menge verschwunden.

In diesem Augenblick hat mein weiser Begleiter mich das Fernrohr abseits rücken wollen. Ich schiebe ihn fast unsanft vom Platz und blide neuerdings ins Rohr. Mir ist, als könnte der Glaube doch nicht ganz aufgegeben werden. Als müßte doch noch irgendwo auf Erden ein bißchen Treue zu finden sein.

Das Fernrohr gleitet über weite, dunkle Flächen, Waldwipfel, nichts als Waldbaumwipfel. Eine fast seierliche Dämmerung ist über allem. So dunkel ist das, so heimlich unheimlich. Mitten im Wald ist ein Acker, liegen Steine drauf. Und ist ein alter, gebrochener Mann, der gräbt zwischen den Steinen mit einer Erdhau. Er setzt aus, stützt sich auf den Stiel, trocknet sich mit dem Armel die Stirn, schaut halbverloren bodenwärts und gräbt wieder. Dort drüben am Waldrand ist eine Hütte, vor mehreren hundert Jahren aus Urwaldstämmen gezimmert. Ewigkeitsstill ist es, aber eines höre ich aus der Hütte, ein Weinen, ein halbverhaltenes, ein über alle Massen trauriges Weinen. Am feuerlosen Herd lauert ein Weib, lehnt das greise Haupt an die Steine und weint. — Gestern erst ist die Nachricht gekommen. Ihr Sohn, dessen endliche Heimkehr sie so sehnsuchtsvoll erwartet, ist in Niederösterreich bei einem Eisenbahnunglück zugrunde gegangen.

. . .

O welch eine Nacht ist das gewesen! In meinem Königschloß bin ich gewandelt von einem prachtprunken Gemach zum andern, von einem Festsaal zum andern. Und nichts als das Weinen. Aus allen Marmorwänden das Weinen meiner Mutter.

Erschrocken frägt mich am Morgen mein weiser Freund, was denn die Versallenheit meines Antlitzes bedeute?

„Ich will zum Patriarchen!“ ist meine Antwort gewesen.

Mein Weiser verneigt sich noch tiefer als sonst — und schweigt. Mir ist gewesen, als hege er einen verborgenen Gedanken.

Der Palast des Patriarchen ist so weiß, als wäre er aus reinstem Schnee gebaut. Seine Innenwände sind mit purpurchellen Seiden bekleidet und der Estrich ist mit kirschrotem Samt belegt. Flaumigschwellende Kuschelissen laden zum Schlummer ein. Mitten in dem hochragenden Rundsaale, gehüllt in den roten, sich weit über den Estrich hin ergießenden Mantel steht der Jüngling im weißen Lockenhaar. Der Patriarch. In weitem Halbkreise umstehen ihn dreizehn Jungfrauen. Jede von ihnen ist zart umflossen von einem Silberschleier, der die Formen mehr verrät als verhüllt. Zu jeder anderen Zeit würden mich diese reizenden Mädchen zu einem süßen Wahnsinn entbraunt haben. Da der Patriarch es merkt, daß meine Augen mit stiller Bewunderung an diesen Gestalten ruhen, sagt er mit leiser Stimme: „Mächtiger König, warum geruhst du nicht, auch dein fürstliches Haus also einzurichten?“

Das berührt mich jetzt nicht und spreche ich zum Patriarchen: „Ehrwürdiger Vater! Ich komme heute zu dir mit einem großen Anliegen. — Meine Eltern —“

„Sind sie erschienen?“ unterbricht mich der Patriarch.

„Nein, sie leiden noch auf Erden.“

„Dann, mein König, geziemt es dir nicht, an sie zu denken.“

Ich aber spreche: „Meine Eltern sind in schwerem Kummer. Wie ich ihrer nur so lange habe vergessen können! Sie haben die Nachricht meines Todes erfahren und sind trostlos. So frage ich dich, Patriarch, welche Mittel es gibt, von diesem Reiche aus meine Eltern zu benachrichtigen, daß es mir wohlhergeht.“

„Wozu das?“ fragt der Patriarch fast strenge.

„Ich beschwöre dich, allgroßer Vater, mir zu raten, wie ich den Armen ihren Kummer lindern könnte. Meine Mutter weint — ich vergehe vor Erbarmen! — Ich vergehe vor Mitleid!“

„König, was ist das?!“ Diesen lauten Ruf hat der Patriarch ausgeflohen, der jetzt hochaufgerichtet in zorniger Gewalt vor mir steht.

Ich sinke vor ihm gebrochen auf mein Knie: „Erbarmen! Mitleid!“

Da vernehme ich noch eine feierliche, kalte, steinharte Stimme:

„Abam der Sechste ist nicht mehr. Er ist unwürdig des Königtumes im Lande des Lichtes und der Freude. Er ist unwürdig, dieses Landes Bürger zu sein. Er ist zurückgefallen in die Erbsünde der Menschheit, in das Leid. Er muß wieder der Erde zu, wohin er gehört, um zu leiden und zu sterben!“

\*     \*     \*

Der Schaffner rüttelt mich und ruft: „Station Kriegslach!“

## Kli-Klo.

Lieber Volksdichter!

**U**nser sind zwei. Am 10. Juli nachmittags haben wir Dich eine Stunde lang beobachtet. Wenn Du uns 1000 Gulden gibst, werden wir Dich nicht verraten. Das Geld ist in barem binnen acht Tagen im Postamt Falkenstein bei Fischbach wohlversiegelt zu hinterlegen unter der Adresse: poste restante Kli-Klo. Bei dem geringsten Versuch, unsern Vorteil zu vereiteln, bist Du öffentlich gebrandmarkt für alle Tage.

So lautete ein Briefchen, das ich eines Tages erhielt.

Was war nun das wieder einmal? Am zehnten Juli mich beobachtet! Wo denn? Wobei denn? Ich erschrak natürlich sehr. Was hatte ich nur an jenem Tage gemacht? Ich wußte mich nicht mehr zu erinnern. Jedemfalls etwas Schlimmes, was mich brandmarken muß für alle Zeiten. Brandmarken, wenn ich nicht binnen acht Tagen 1000 Gulden erlege. Ein Erpressungsversuch. Kli-Klo, wer ist das? Ihrer zwei sind's, daß sie sich gegenseitig Zeugnenschaft leisten können. Am zehnten Juli! Damals bin ich ja mit einem Bekannten in die Stadt gefahren, um in der Druckerei das nächste Heft des Heimgartens vorzubereiten. Nein, das war zwei Tage früher. Am zehnten muß ich wieder zu Hause gewesen sein. Habe ich nicht eine Bergpartie auf die hohe Weitsch gemacht? Das war ja wieder später. Im Tagebuch steht am zehnten Juli nichts als: den Bart ruhen lassen. Ein armseliges

Ergebnis für einen langen Sommertag. Warum steht sonst nichts eingetragen? Am Nachmittag? Da pflegte ich in die Wälder zu gehen. Niemand konnte mir sagen, wie an jenem Tage das Wetter war. Dem Stegelbauer bin ich einmal über das Kleefeld gelaufen; es kam ein Wettersturm, und ich wollte den Weg bis zur nächsten Hütte abkürzen. Sollte das am zehnten gewesen sein? Die Hütte war versperrt; ich mußte sie erbrechen, denn das Unwetter stürmte wild herein. Ein Einbruch, aber das war doch nicht am zehnten Juli. Einmal habe ich im Meiselschlag Erdbeeren gepflückt. Wenn man's streng nehmen will, es ist eine Art Diebstahl. Auch das Pilzesammeln. Man sollte doch kein so scharfer Sittenrichter sein, wenn man selbst jeden Tag solche Sachen macht. Habe ich wohl auch die Torschranken immer sorgfältig geschlossen? Bei derlei Fahrlässigkeiten verläuft sich das Vieh, und der Bauer hat oft einen großen Schaden. Doch sind das auf keinen Fall Sünden, die man mit 1000 Gulden Schweigegeßel büßt. Im Raubwald habe ich einmal ein Feuer angemacht; es ist ja kein Waldbrand entstanden; ich wollte daran nur mein Weinleid trocknen, weil ich beim Krebsen in einen Lämpel gefallen war. Krebsen? Das ist ja eigentlich verboten; ich wollte nur meiner Frau ein paar Zwicker fangen, die ißt sie so gern. Es war verabredet worden, daß wir sie gleich beim Waldfeuer kochen wollten; aber dazu kam es nicht. Es war auch nicht am zehnten Juli, es war noch im Juni. Als ich das Nibbignest mit den sieben schönen Eiern fand; das war auch nicht im Juli. Halt! Nach einem Reh hab' ich geschossen, im Stamforst oben. Aber das Gewehr war gar nicht geladen; es ist also auch nicht losgegangen. Es war nur ein Spazier-

stoch, mit dem ich nach dem schönen Tier gezielt, das arglos im Tann grasste. „Puß!“ habe ich gesagt; es ist nicht einmal davongelaufen. Sollte es diese Wilderei sein? — Man treibt in der That alle möglichen Allotria an solchen schönen Sommertagen im Wald und auf der Heide. Wenn man im Moose auf dem Kopf steht und die Beine wie die Schnecke ihre zwei Hörner gegen Himmel reckt, kostet das 1000 Gulden? Und wenn der alte Kräuterer Seppel sein Bündel mit Arnika zwischen die Hörner wirft, so daß die Schnecke einen Purzelbaum macht und ums Handumdrehen wieder ein Mensch ist, der gemetnsam mit dem Kräuterer brav lacht, kostet das 1000 Gulden? — Eine Stunde lang beobachtet . . . Auf einmal fiel mir der Ebele ein, der Jägerburische. Im Fossilgraben war's, aus einer Felspalte stieg Rauch hervor. Da kletterte ich hinan und kroch hinein, zu sehen, wer wohl drinnen hause. Hodte in der Höhle vor einem Feuer der Ebele und tat Bleifugeln gießen. Ein Weilschen hatte ich ihn unbemerkt beobachtet, wie er Kräuterwerk ins Feuer warf, den Meißel unter murmelnden Gebeten mit dem Daumen bestrich und sonst allerhand Hofuspokus trieb. Als ich vortrat und ihn zur Rede stellte, was er da treibe, gestand er im ersten Schreck, daß er Suchlugeln gieße. Suchlugeln, die, losgeschossen, das Ziel suchen und treffen, welches der Schütze sich denkt. Für das Reh und den Hirsch und die Gemse werden solche Kugeln nicht gegossen; das wäre ein schlechter Weidmannsspaß, ohne Anblick, ohne das Wild fallen zu sehen! Die Suchlugeln sind für die Feinde, auf die der Mensch in gerader Linie nicht zielen darf. „Aber Ebele!“ rief ich aus, „sonst so ein kluger Junge, was treibst du denn da? Suchlugeln! Was hast du denn für Feinde?“



Etwa einen armen Teufel, der sich für seine darben-  
de Familie heimlich einen Mehbraten geholt hat? Oder einen  
Kameraden, der dich am vorigen Sonntag beim Raugeln  
gepusht hat? Oder einen herlebigen Burschen, der deinem  
Schäpel schön getan hat? Nu?"

„Was hat er ihr schön zu tun?“ brauste der Edele auf.

„Es ist schon gut,“ sagte ich, „mein Lieber, da möchte  
das Mei schwerlich langen auf der Welt, wenn man es nach  
allen Burschen ausschiden wollte, die den Mädeln schön  
tun. Mir tāt's leid um dich, wenn dich so ein Stüdel  
kräse.“

„Ich tu der meinigen schön. Sonst keiner!“

„Ach, Lappert! Ein solcher Flegel bist du nicht, der  
den sauberen Dirndeln Grobheiten sagt oder gar mit ihnen  
kruht.“ Und dann habe ich ihm die Abscheulichkeit der  
Nachsicht, die Verwerflichkeit des Aberglaubens vorgehal-  
ten. Der Aberglaube ist mir ja auf das äußerste verhaßt,  
bei jeder Gelegenheit suche ich ihn zu bekämpfen. Denn  
er ist schlimmer als die pure Finsternis, er ist das Ir-  
licht. Und so ist's eine förmliche Höhlenpredigt geworden,  
die ich dem Edele hielt, bis er mit den Worten: „Meinet-  
wegen, hol's der Teufel!“ das heiße Mei auf die kalten  
Steine goß, daß es zischte. Dann sind wir selbander  
aus der Höhle gegangen, und der Jägerbursche kam mir  
noch einmal so hübsch vor wie sonst. Dem, wenn er will,  
macht keiner das Schäpel abwendig, der behauptet sein  
gutes Teil auch ohne Suchflugeln. — Aber alles das war  
nichts Schlechtes. Und es war auch nicht am zehnten  
Juli gewesen.

Hatte kaum weiter mehr nachgesonnen, was ich am  
zehnten Juli nachmittags Niederträchtiges begangen haben

sollte, der anonymen Zuschrist war ohnehin schon viel zu viel Ehre geschehen. Da kam ein neues Briefchen:

Im Namen der öffentlichen Sittlichkeit wird der heuchlerische Moralprediger in vier Tagen entlarvt, wenn er das Lösegeld nicht binnen drei Tagen bewußten Orts erlegt.  
 Kli-Klo.

Mein Gewissen hatte ich genügend erforscht, außer den angegebenen mehr oder weniger bedenklichen Erlebnissen und Taten fand sich schlechterdings nichts vor. Und doch konnte ich einer gewissen Unruhe nicht Herr werden. Es war ja nicht das erstemal, daß einer auf das Dämmele angegriffen und verdächtigt wird. Ein Freund, dem ich die Zuschristen des Kli-Klo mittheilte, erhob lautes Gelächter. „Und das beunruhigt dich?“ rief er aus. „Na, da mußt du ein schönes Gewissen haben! Lach' doch auch! Bei einem guten Spaß muß man lachen. Der Kli-Klo-Spaß ist an und für sich zwar ganz jammervoll, aber du hast ihn erst gut gemacht, du mit deiner Besorgnis! Oder solltest du doch lieber die 1000 Gulden gutwillig hinterlegen auf dem Postamte zu Falkenstein?“

Dieser Hohn war arg. Dem Freund sagte ich dreist, er könne schon fortgehen, worauf er wieder lachte, weil ich bei ihm und nicht er bei mir war. Als ich nach Hause kam, war der Gerichtsbote da mit einer Vorladung. Es betreffe den Fall mit der Zigeunerin am zehnten Juli.

Da haben wir's: am zehnten Juli! Sollte das nicht schon viel länger her sein mit der Zigeunerin? Wen aber ging es was an? Wen, als das Gericht! Doch nun begann ich, etwas zu ahnen. Es war, von halber Ferne gesehen, eine Annahme möglich gewesen. Bestätigte sich

diese Annahme und würde sie an die große Glocke gehängt, dann wäre ich freilich verloren.

Die Sache verhielt sich so. Am Rande des Areschwaldes ist ein Brunnen; er strömt aus dem Ständer in schönem Bogen in den ausgehöhlten Baumstamm, der den Trog bildet. Am Kopf des Troges pflegte ich, wenn mein Weg dahin führte, ein wenig zu rasten, hinauszuschauen in das weite Thal, in die Wolkenspiele des Sommerhimmels und bei dem Nieseln des Wassers in phantastischen Träumen der Welt den Guss aufzusetzen. So auch an jenem Nachmittag. — Piepste mich plötzlich von hinten ein dünnes Stimmlein an, und wie ich mich umwende, flattert eine fremde Weibsperson in buntem, wehendem Gewand heran. Wenigstens in vier Flügeln bleddern die Fesen, und das große strohgelbe Umhängeluch baucht sich wie ein Segel, in das der Gegenwind fährt. Ein braunes Gesicht und ein glänzend schwarzes Haar und ein großes glühendes Auge, wie Kohlen auf schneeweisser Asche. Zigeunerinnen sind immer romantisch, auch wenn die liebe Jugend dahin ist. Und dahin war sie diesmal, gründlich dahin. — Erst blickte sie mich forschend an. Mit meinem Gesicht glaubte sie es wagen zu können. War ich schon keiner, der mit flacher Hand und einem frommen Spruch Wasser hinter sich gießt, um die Hexereien der „Ägypter“, wie man die Zigeuner bei uns nennt, zu vereiteln, so war ich doch vielleicht einer, dem es gefiel, wenn man ihm aus der Hand lesend einen Glücksfall voraussagt: „Viel Geld“ oder „ein süßes Weib“ oder „eine große Freud“? — Ich wollte erst einmal wissen, für wie dumm sie mich hielt und bin aufs Wahrsagen eingegangen. Aus der rechten Hand prophezeite sie mir, daß ich mich in „unlanger Zeit glück-

lich beweiben“ würde; darauf zeigte ich ihr die linke Hand mit dem Ehering. Dann kündete sie mir aus einer Linie, die vom Zeigefinger gegen die hohle Hand ging, daß ich demnächst einen großen Treffer machen würde; ich gestand ihr, gar kein Los zu besitzen. Endlich sagte sie mir ein sehr langes Leben voraus; das war nicht übel, denn gerade etliche Tage früher hatte mich eine Lebensversicherungsgesellschaft abgelehnt. — Sie machte eine Schwenkung und sagte, ich sei auf fremdes Glück nicht angewiesen, ich hätte alles gute Zeug in mir selber. Die Schätze müßten nur geschickt gehoben werden, das könne aber einer nicht allein, es gehöre „eine Wissenschaft“ dazu und sie wolle mir helfen. Ob ich Geld bei mir hätte?

Jetzt war ich aber doch neugierig, wie weit sie es mit mir treiben wollte. Ich zog also das Leberbeutelschen hervor, da waren drei Silbergulden drin. Das sei nichts, Silbergeld könne sie nicht brauchen, es müsse Papiergeld sein, je größer je besser. Das lehtere leuchtete mir ein; ich griff nach der Brieftasche, da war ein Fünfguldenschein drin. Der war recht. Mit meinem Gesichtsausdruck mußte sie immer noch zufrieden sein. Sie erklärte mir, was getan werden müsse, damit ich in drei Tagen ein feintreicher Mann sei. Ich täte des Glückes wert sein, ich hätte ein so — gutes Gesicht. Ich müsse nun den Lobentod ausziehen und auch die Weste. Dann würde sie mir am Rücken den Fünfguldenschein ins Hemd nähen; dann dürfe ich das Hemd drei Tage und drei Nächte lang nicht vom Leibe ziehen, auch nicht nachschauen, was das Geld macht; nach drei Tagen aber könne ich die Naht aufschneiden, und es würde das eingenähte Geld so vielfach sich vermehrt haben, als von der Zeit des Einnähens bis

dahin Minuten vergangen wären. Man rechne sich's aus, was das für eine Summe gibt. — Ich mache ein möglichst — gutes Gesicht und bin mit allem einverstanden. Ich entkleide mich nach der Vorschrift, die geheimnisvolle Frau nimmt den Fünfguldenschein und näht ihn unter frommen Gebeten hinter der Schulter mit großer Sorgfalt in das Hemd.

Und seht, diese Schulter ist meine Achillesferse, hier bin ich zu packen, zu vernichten. — Da predigt er anderen gegen den Aberglauben, und für Geld verleugnet er seine eigenen Grundsätze, sobald es sich um Geld handelt, wird der aufgeklärte Volksschriftsteller abergläubisch wie ein altes Weib. — Ist dieses Geheimnis für 1000 Gulden zu teuer zurückerkauft? Ich glaube nicht. Was wird das für ein Wandium sein im Lande, wenn das nächste Wochenblatt, etwa unter dem Titel: „Wie eine Hexe aus dem Volksdichter ein altes Weib macht,“ den ganzen Vergang am Brunnen haarscharf erzählt! Der Ali-Alo wird es auf das Genaueste besorgen.

Nur schade, daß der Ali-Alo seine Beobachtung am Brunnen aus irgendeinem Grunde plötzlich abgebrochen hat. Er würde sonst noch das folgende beobachtet haben. Als die Zigeunerin mit ihrer Näherei hübsch fertig war und Nadel und Zwirn in den Saal steckte, saßte ich sie an der Hand, oben hinter dem Kniehaken, und sprach: „Meine liebe Hexenmeisterin! Du konnst sehr gut hexen und hast schon eine große Übung darin, hast gewiß schon sehr viele Leute glücklich gemacht.“

„Das wohl, mein schöner Herr.“

„Danke, danke. Doch, daß auch ich ein wenig hexen kann, das wirst du mir nicht glauben wollen.“

Sie suchte ihren Arm aus meiner Hand zu winden, daraus wurde nichts. „Meisterin,“ sagte ich, „wir wollen eine kleine Probe machen von meiner Gegenkunst. Paß jetzt einmal auf. Ich mache mit dem Daumen auf der Rückenfläche deiner schönen Hand ein Andreaskreuz, und am Ellbogen auch eins, und hinter dem Ohr noch ein. So. Und nun sage ich: Fodibus, Fodibus, Fodibus, und jetzt wird der Fänsguldenstein, den du mir ins Hemd genäht hast, in deinem Kittelsack sein.“

„Versuch's, schöner Herr,“ entgegnete sie leise. Und es mißlang. Im Kittelsack war der Zwirn, in dem ich mich mit den Fingern verwickelte, die Nadel, an der ich mich Rack, aber kein Geldschein. Nun murmelte ich noch einmal, aber verkehrt: „Fidibus, Fodibus, Fodibus“, suchte in ihrem Rockärmel, und dort fand ich ihn.

„Siehst du, Meisterin,“ so sprach ich munter, „da ist er. „Und im Hemde wird ein anderes Papier eingenäht sein, ich merke so etwas knistern. Wir wollen es aber drin lassen und erst dem Herrn Bezirksrichter zeigen, damit er sieht, wie schön wir hegen können.“

Beim „Herrn Bezirksrichter“ machte sie einen Sprung, ich habe sie aber festgehalten und bis zum Sedelhofser herabgeführt. Der Sedelhofser hat sie in den leeren Schafstall getan, dessen Thür von außen zuzuhängen ist. Am nächsten Frühmorgen hat sie der Wundarzt geholt.

Das war die Geschichte vom zehnten Juli, die sich dann beim Bezirksgericht auch also aufgeklärt hat. In meinem Hemde befand sich — trotzdem die drei Tage reichlich vergangen waren — nichts als ein alter Papierschen, worauf die Bigeunerin mir den Vorwurf machte, die Vorschrift nicht befolgt zu haben. Hätte ich die Nacht nur genau nach

drei Tagen aufgetrennt, ich würde schon gesehen haben! Nun sei das Vermögen versallen.

„Mich verdrießt ja gar nichts, Meisterin,“ ruf ich ihr zu, „als daß du mich für so — für so — gut gehalten hast.“

„Du siehst eben so aus,“ schluchzte sie, „du böser, falscher Herr!“ Bald darauf ist sie in den Arrest geführt worden.

Nun hatte der Gendarm aber noch eine andere Aufgabe. Es war eine zweite Zelle unbefetzt und dafür sollte er den geheimnisvollen Herrn Ali-Alo suchen. Er ging nach Falkenstein bei Fischbach, wo auf dem Postamte Ali-Alo ja die 1000 Gulden in Empfang nehmen wollte. Und siehe, zu Falkenstein bei Fischbach gibt es gar kein Postamt. So gibt es wohl auch keinen Ali-Alo. Und ich werde froh sein müssen, wenn mir diese schöne und erbauliche Geschichte nicht für null und nichtig erklärt wird.

---

## Der Welchenwächter.

**B**ernhard saß vor dem Richterstuhl. Er hatte die Erlaubnis erhalten, sich zu setzen, denn die Anklage, das Zeugenverhör und die Verteidigung hatten lange gedauert. Im Auditorium lichteten sich einzelne Reihen, denn es würde an diesem Tage kaum zum Urteilspruch kommen. Mehrere der Geschworenen hatten schon auf ihre Uhr gesehen.

Nun sagte der Präsident: „Bernhard Stellingner! Sie können nun sprechen, wenn Sie etwas zu sagen haben.“

Da war die Stimmung neu wach, und im Saal herrschte große Erwartung. Aber der Angeklagte sprach leise, besangen, ungeschickt. Wann und wo in aller Welt hätte er je eine Rede gehalten! Und über einen so furchtbar ernstern Gegenstand! Der Präsident unterbrach sein sich immer überstürzendes Stottern und sagte in freundlichem Tone: „Nehmen Sie sich Zeit. Sprechen Sie wie zu alten Bekannten, denen Sie alles mitteilen wollen, wie es gekommen ist. Wollen Sie vorher eine Erfrischung zu sich nehmen?“

„Ich danke, nein!“ rief der Angeklagte heraus. Die gütigen Worte des Richters schienen ihn nachgerade erschüttelt zu haben.

„Nicht' wohl reden, hält' viel zu reden!“ sagte er. „'s ist halt hart. Was geschehen ist, tun die Herren ja eh schon wissen. Das mit mir ist freilich anders, wird mir halt nit viel helfen, wenn ich noch was sag'.“

„Sagen Sie, was Sie aus dem Herzen haben,“ sprach



der Präsident. Und nun war der Angeklagte ganz still, er wußte nicht, wo und wie anfangen.

„Sie sind vorher bei Ihren Eltern in Nettenbach gewesen?“ half der Richter drein.

„Nein. Ja schon. Das heißt, seit lang nimmer,“ sagte der Angeklagte. „Seit dem Militär nimmer. Wie ich halt zu den Soldaten hab' müssen.“

„Also etwa seit Ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre sind Sie nicht mehr zu Hause gewesen.“

„Was meine Mutter gereht (geweint) hat, dazumal, wie ich fort hab' müssen,“ sprach der Angeklagte. Er wurde schon traulicher. „Der Vater hat gesagt, mitummer und Nöten, hat er gesagt, tut man sie aufzuchten, nachher werden sie einem weggenommen. Und ich hab' gesagt: Vaterleut', ist die Zeit aus, komm' ich wieder heim. — Du kommst nimmer! hat die Mutter gesagt, ich hör' sie noch heut'! wie sie beim Uhrkasten gestanden ist, das Tücherl am Gesicht: Du kommst nimmer, Hartell . . .“

„Sie sind ja glücklich wieder zurückgekehrt vom Militär!“

Der Angeklagte schüttelte den Kopf — „Heim nimmer!“ Und fuhr dann fort: „Viel gesehen hab' ich in der Welt. Ein bißel was gelernt hab' ich. Und gedacht: Jetzt brauchst nit mehr notiger Bauer sein. Ist eh alles verschuldet daheim. Und so viel ein langweilliger Graben, dieses Nettenbach. Jetzt bringst dich deines selber besser fort, bei der Eisenbahn oder wo. Nachher drauf — ich bitt', ich — ich mücht' lieber nichts mehr sagen . . .“

„Sie verzichten auß Wort?“

„Ich weiß nit, es wird gescheiter sein —“ er schaute

unschlüssig auf den Verteidiger hin. Dieser winkte ihm zu, weiterzusprechen.

Der Angeklagte tat schlichtern einen Schritt nach vorne. Die Geschworenen legten ihre hohlen Hände an die Ohren, um etwas zu verstehen.

„Hat mir mein Vater sagen lassen,“ fuhr er fort, „doch nur heimkommen sollt' ich. Er wäre nit mehr jung und kunnt's nit bermachen in der Wirtschaft. Dienstaboten wären gar nit mehr zu kriegen und die Arbeit hart. Gut tät's wohl nit gehen, aber zum Leben wär's doch. Da hab' ich darauf Antwort geben, jeder Mensch tät's, wenn er sich's besser machen löunt'. Mit dem Bauernleben wär's nix mehr, überall besser, als auf der Bauernschaft. Sollt'n halt den Hof verkaufen. Derweil hab' ich mich schon um den Bahndienst umgesehen, den ich nachher auch bekommen hab'!“

„Wie lange Zeit waren Sie Bahnwächter?“

„Is eh schon geschrieben worden. Fünf Jahr auf der Neuhofnerstrecke. Dann bin ich Weichenwächter worden in Balzing. Dort zwei Jahr und sieben Monat.“

„Und Ihre Eltern?“

„Meine Mutter, die hat mich einmal besucht. Weil sie über Nacht in meiner Stub' ist geblieben und nicht schlafen hat mögen und den Dienst hat gesehen, sagt sie: Partel, daß du so was kannst aushalten! Die Verantwortung und die ganzen Nacht' keine Ruh'! — An die Ned' von der Mutter muß ich wohl oft denken. — Da hättest es ja daheim um zehnmal leichter, sagt sie, wenigstens bei der Nacht schlafen. Mutter, hab' ich gesagt, man wird alles gewohnt, und Inftiger ist's halt doch alleweil noch bei der Bahn, wie in der Hinters bei den Bauern. — Na, wenn's dich g'reut,

Hartel, hat sie gesagt, wollen deinem Glück ja nit im Weg sein. Nur bersparen, schau, daß d' dir ein bißel was tußt. — Gibt ja Pension! sag' ich. Wie die Mutter fortgeht, schaut sie noch im Zimmer so herum: Platz hättest eh für mehrere. Wenn's uns einmal recht schlecht geht in Mettenbach, nachher kommen wir zu dir heraus. — Ist mir wohl zuerst öbweilig worden, wie die Mutter fort ist gewesen. Und ist mir gewesen: Warum gehst denn nit heim? Ist sie ganz allein davongehaspelt, das alte Weibsel."

"Zur Zeit waren Sie also noch nicht verheiratet?" fragte der Richter.

"Bald darauf hab' ich's getan. Damit's ein wenig heimlicher wird. Ganz recht ist mir halt doch allerweil nit gewesen, daß ich die alten Eltern so verlassen hab'. Immer einmal Geld wollt' ich ihnen schicken, das ist auch beim Färnchmen geblieben. 's hat geplagt, und schon gar wie alsdann die Kinder anruden, eins nach dem andern. Wie nachher die Post ist kommen, daß die Eltern gestorben sind, ganz schnell nacheinander, da hat's mich das erstemal angerebet: Geseht ist's gewesen, daß du dein Vaterhaus hast verlassen. Hat verkauft werden müssen, so viel Schulden. Bei der Bahn kommt man auch nit vorwärts. Und bin ich nimmer zufrieden gewesen mit dem Bahndienst. Und wenn man zu was keine Freud' hat, hat man auch kein Glück."

Nun sagte der Präsident: „Uns würde besonders interessieren, wenn Sie uns von dem Tage, als das Unglück geschah, alles recht genau erzählen wollten. Alles, was Sie getan und was Sie gedacht haben?"

"Hohes Gericht!" antwortete der Angeklagte und rang die Hände. „Wenn ich das täi' wissent! Es ist alles so ausgelöscht — so ausgelöscht!"

„Sie hatten ja nicht geschlafen?“ wendete der Vertheidiger ein.

„Ja, ich habe seit zwölf Uhr mitternachts Dienst gehabt.“

„Also standen Sie um halb acht Uhr abends, als das Unglück geschah, neunundneinhalb Stunden ununterbrochen im Dienst?“

„Jetzt fällt's mir ein, der Wärstner ist auf die Hochzeit von seiner Schwester gegangen. Will's schon tun, sag' ich, statt seiner.“

„Wer ist der Wärstner?“

„Na halt der andere, der Stationswächter.“

„Wann war zu Recht Ihre Ablösungsstunde?“ fragte der Staatsanwalt.

„Um zwölf Uhr mittags.“

„Also haben Sie die Zeit von Mittag bis abends freiwillig Dienst gehalten.“

„Ja, weil mich der Wärstner hat bitten lassen.“

„Und waren Sie nicht schon müde?“ fragte der Richter.

„Wirft es schon aushalten, hab' ich gedacht. Bin ja öfter zwanzig Stunden lang im Dienst gestanden. Diesmal bin ich wohl schon taumelig gewesen, weil ich schon in den früheren Nächten schlecht geschlafen hab'.“

„Wacuum haben Sie in den vorhergehenden Nächten schlecht geschlafen?“

„Zwei Kinder sind mir krank gewesen, im Scharlach. Die Frau hat's auch schon so hergenommen gehabt. Steht man halt auf und tut mit.“

„Dann war's aber doch sehr leichtsinnig, Stellinger, daß Sie noch für den Wärstner eingesprungen sind.“

„Mein Gott, hab' mir halt gedacht, 's ist seine Schwester, die hat auch nit alle Tag' Ehrentag.“

„Waren Sie an demselben Tage immer auf dem Bahnhose?“

„Von halb vier bis sechs Uhr hat der Weichenwächter nichts zu tun. Da hab' ich in meinem Bett ein wenig schlafen wollen, und das Weib sollt' mich um halb sechs wecken. 's ist nichts drauß worden, die Kinder so unruhig. Um sechs Uhr bin ich auf den Bahnhof und zünde die Laternen an. Dann kommt der Postzug aus Reichstein. Um sieben Uhr dreizehn Minuten kreuzen der Värnthaler Personenzug und der Eilzug. Ja, jetzt weiß ich's schon: Heißt es, der Eilzug hätte eine Verspätung von fünfzehn Minuten. Ich stelle die Weichen und sehe gerade, daß in der obern Latern' das Licht ausgegangen ist. Der Wind. Die grüne Scheibe ist hin. Es ist noch Zeit, sagt der Herr Vorstand und ruft einen Auslader vom Frachtzug, der in der Station steht. Derweil schon die roten Lichter in Sicht, der Eilzug fährt ein. Denk' ich: was der heut' rast! Dem wär's nit gut in den Weg stehen! Herrgott, denk' ich, 's ist ja die Weiche nicht gestellt! stürze zum Hebel und zieh' ihn mit aller Macht um. Und zittere an Händen und Füßen, was da häß' geschehen können, und weiß ich nit — Jes Maria! ist schon der Krach — der schreckbare Krach!“

Ohren und Augen verhielt er sich mit den Händen und wimmerte laut.

Nach einem Weilschen fragte der Richter: „Und wie war es weiter?“

„Meine lieben Herren!“ antwortete der Angeklagte,

„weiter weiß ich nichts mehr. Ganz finster. Nur rote Jackeln, und da tragen sie's hin — tragen sie's hin —“

„Was tragen sie hin?“

„Die Verwundeten, die Sterbenden, die Toten. Auf Brettern, auf Bahren, in Lächern tragen sie's hin, tragen sie's hin — und immerfort und immerfort. Fegenweis, die Menschen! Grausig! Grausig! Grausig!“ ...

Er warf sich auf die Banklehne, es schütterte sein ganzer Leib und dabei das durchdringende Wimmern: „Vater! Mutter!“

Der ganze Saal mit den Hunderten von Menschen war jetzt still wie eine Totenkammer. Endlich dort und da ein halbverhaltenes Schluchzen. Der Präsident sagte nun: „Ermannen Sie sich, Stellingner. Die meisten der Verwundeten werden mit Gottes Hilfe genesen. — Ich hätte nur noch gern gewußt, weshalb Sie im entscheidenden Moment den Wechsel gestellt haben?“

„Weil das sein muß, wenn der Fülzug durchfährt.“

„Das war also in Ordnung. Wie erklären Sie sich aber das Unglück?“

Der Angeklagte erhob sich anscheinend ruhig und sagte: „Wenn ich immer so gefragt werde! Ich weiß es nit anders, ich weiß es nit. Sie sagen, ich mäht' den Wechsel schon früher richtig gestellt haben — und darauf vergessen — und nachher in der Verwirrung gemeint haben, es wär' nit geschehen — und falsch gestellt haben.“

„Kann es so gewesen sein?“

„Gott hat mich verlassen! Es mag so gewesen sein, ich weiß nichts!“

„Sie wissen es also nicht, ob Sie das erstemal —

also vor der voraussichtlichen Kreuzung der beiden Züge — den Wechsel gestellt haben?"

„Werd's wohl getan haben. Sonst könnt's ja nit möglich sein!"

„Konnte der Wechsel nicht schadhast gewesen sein? Konnte nicht jemand anderer eingegriffen haben?"

„Mein Gott, ich weiß nichts!" stöhnte der Angeklagte, „ich bin ganz — ich bin ganz —" seine Finger krallte er sich in die Stirn ein.

„Haben Sie sonst noch was zu sagen, Stellingner?"

„Nacht's mit mir, was ihr wollt's," das war sein letztes Wort.

Der Präsident erklärte das Verfahren für geschlossen, und die Geschworenen zogen sich zurück zum Verdikt. Aber der Zwiespalt hatte sich fortgepflanzt vom Gerichtsaal bis ins Geschworenenzimmer.

„Was soll man denn da machen?" hieß es. „Jede böse Absicht ist ausgeschlossen. Der Mann ist nicht schlecht, nicht einmal leichtsinnig. Die Verhältnisse. Jedem von uns könnte dasselbe passieren. Die Überstunden müßten verboten sein. Nach neunzehn Arbeitsstunden fordert die Natur ihr Recht. Sein Unglück war die Gutmütigkeit. Er leidet furchtbar, er ist gebrochen. Wie können Menschen einen solchen Unglücklichen schuldig sprechen?"

Dem stand entgegen: Durch sein Verscheu waren fünf Menschenleben zugrunde gegangen, und dreimal so viele liegen an schweren Wunden danieder. Wer soll sich auf Eisenbahnen noch auch nur einen Augenblick sicher fühlen, wenn über das Dienstpersonal nicht die allgeröste Strenge herrscht? Geben wir den Mann frei, so passiert nächsten anderen Angestellten auch wieder was Menschliches. Er ist

unschuldig, gut, aber jene, die man gestern begraben hat, waren auch unschuldig. Jeder, der einen solchen Posten annimmt in Industrie und Verkehr, muß wissen, was es bedeutet, und kann — wenn das Unglück geschehen ist, nicht auf menschliche Barmherzigkeit rechnen. Nicht einmal auf Billigkeit. Das Menschenherz wird sagen: Der Mann ist unschuldig, und das Gesetz wird ihn verurteilen, und beide werden recht haben.

Die Geschworenen verkündeten zur Schuldfrage ein überwiegendes Ja.

Die Richter verurteilten den Weichenwächter Bernhard Strellinger zu Kerker auf drei Monate.

Philosophen stritten sich darüber, ihnen war der Effekt zu gering. Was soll das heißen, drei Monate Arrest? Wo es sich um so viel Tote handelt! Hat's das Jatum getan, dann Freispruch, hat's der Weichenwächter getan, dann Kerker auf mindestens zehn Jahre.

Ein Schönggeist sagte dreißt: Die Herren haben sich eben selbst freigesprochen. Dieser banale Kompromiß zwischen Frei- und Schuldspruch wird gewiß keinem das Gewissen beschweren.

Der Bernhard Strellinger schrieb in der dritten Woche seiner Haft an das Eheweib den folgenden Brief:

Liebe Christine!

Gleichzeitig schreibe ich an die Wahn. Will nichts mehr zu tun haben damit. Mit nichts, wo Näder sind. So oft ich durchs hohe Fensterle einen Eisenbahnpfiff höre, wird mir übel. Wir werden eine Bauernhütten pachten, wo immer. Hätt' ich meinem Vater gefolgt, so könnt's anders sein. Müssen halt noch wieder an-



saugen, tu mir die Kinder küssen, sie werden auch gesünder sein in der frischen Landluft, als bei Dampf und Rauch, und du bist eh eine halbe Bäuerin. Vielleicht wird's doch noch einmal besser. Die Strafzeit kommt mir schon jetzt lang vor, aber zu lind. Immer einmal, wenn mir recht hart ist, lege ich die Holzbank um und knie auf die Kante.

Dein getreuer Bernhard.“

---

## Der flüchtige Mediziner.

Die Balenzen waren noch lange nicht da, und er kam schon nach Hause. Die Stiefel bis oben mit Kot bespritzt, den Hut bis ins Futter vom Regen durchnäßt und im Auge zornige Blitze und ängstliches Zuden zugleich. So stand er vor dem Vater.

„Wer ist denn das?“ fragte dieser, sah den Gipf seines langen Bartes, um sich damit die Augen auszureiben. „Das wird doch mein Albalbert nicht sein?“

„Er ist es, Vater, er ist es leider.“

„Dann ist die Universität abgebrannt,“ sagte der Vater.

„Nein, die Universität steht. Abgebrannt bin ich.“

Der Greis sah den Burschen mit beiden Händen fest an den Achseln und rüttelte ihn. Da sich der junge Mann aber äußerst wenig bewegte, so sprach er: „Das ist doch nicht Asche, das da, durchaus nicht; das ist einer, der festes Gerüst im Leibe hat. Vielleicht im Geldbeutel, daß ein Unglück passiert ist — han?“

Der Bursche hatte den schwammigen Hut in einen Winkel geworfen und sich selbst auf das Sofa.

„Du kannst ein Kalb stechen lassen, Papa. Ein verlorenener Sohn, wenn du willst, und ich werde es wohl bleiben. Von Reue keine Rede, lasse es lieber nicht stechen, das Kalb. Aber Bier, wenn du mir schenken willst.“

Der Alte starrte ihn an: „Was hast du denn, Junge?“ — auf die Stirne deutend — „ist da etwas nicht richtig?“

Der junge Mann schlug an die Herzgegend: „Da Alimms nicht.“

„Ah, ja so!“, lachte der Alte, „verliebt also, und deswegen den weiten Weg in diesem Hundewetter um des Vaters Segen. Brav bist, daß du ihn so ästimmierst.“

„Der Segen wird ranzig werden, bis ich zu einer Braut komme. Ich denke nicht daran.“

„Also nicht? Ein zwanzigjähriger Adonis und nicht verliebt? Geh, plausch' nicht. Ein gesunder Mediziner und nicht verliebt? Junge, du studierst doch Therapie, Anatomie usw.!“

„Nein, Vater, nein, das ist es ja. Ich bin kein Mediziner, ich studieren nicht Anatomie, just deshalb bin ich da und zerstöre deinen Lieblingswunsch, armer guter Vater.“

Der Greis stopfte sich eine Pfeife. Dieselbe hatte ein so langes Rohr, daß er dem Sohn das Bündholz in die Hand gab: „Habe die Güte und heize mir ein.“ Als er mehrerezüge gemacht hatte und die blauen Rauchringlein sein ganzes Haupt umgaukelten, sagte er: „Also nicht Medizin? Na, warum denn nicht?“

„Ganz kurz gesagt, ich kann den verfluchten Seziersaal nicht vertragen.“

„Du kannst den ver...“

„... fluchten Seziersaal nicht vertragen, es ekelt mich zu Tode.“

„O liebliches Kindlein du, das verliert sich in ein paar Tagen.“

„Vier Wochen lang habe ich ihn besucht, dann noch einmal vier Wochen lang. Der letzte Tag war noch schlimmer als der erste.“

Der Alte ging langsam im Zimmer auf und ab, immer gleichmütig, dann fragte er: „Soll ich das glauben? Du

Hofrager, Das lichte Baul.

hast mir zu Hause doch so oft tapfer geholfen bei Operationen, keine Blutscheu, keine Wundangst. Und ein Rababer ist erst recht nichts."

"Gott bewahre, daß mich etwa vor einem Rababer ekelte," rief der Bursche und sprang vom Sofa auf. „Vor der verdamnten Trivialität ekelst mich. Sage, Vater, bin ich sentimental? War ich es je?"

"Wie einen Lederapfel im September, ungefähr so denke ich mir dein Herz. Sentimental... nein, Junge, das bist du wahrlich nie gewesen."

"Ober ist man ein — ich weiß nicht was," rief der junge Mann und stieß den Fuß auf den Boden. „Zum Tollwerden ist das! Wenn schon doch alles des Menschen wegen ist, des Menschen wegen sein soll, was wir da machen! Jeder Beruf, jede Wissenschaft — oder nicht? Was das für ein Arzt ist, der vor den Menschen keine Achtung hat. Wenn ich ihn achte, in mir, in andern, so kann ich doch nicht ganz und gar Stumpfsinnig sein gegen den toten Menschenleib. Weiß Gott, ich kann nicht, ich kann nicht! Sobald ich's könnte, wäre ich's auch gegen den Lebendigen. Diese diabolische Pietätslosigkeit ist es, die mich aus dem Sezierraum treibt, ja, Vater, ja! So entsage ich der Medizin und werde Feldweibel oder Eremit oder Bänkelsänger oder irgendeine andere Arabeske in der Welt."

Der Greis sog aus der Pfeife und blickte schmunzelnd auf seinen Sohn, nickte ein wenig mit dem Kopf: „Jetzt erst sehe ich sehr klar, Adalbert, daß du zum Arzt geboren bist."

"Lauter schrei'n kann ich nicht," sagte der Bursche gedämpft, „wenn du mich so nicht verstehst..."

"Und wie ich dich verstehe, Sohn, ich leb' dich ja

mit. Ich weiß, wie es zugeht. Man schreibt an ein Spital: Ersuchen um drei Exemplare. Gut, die Rißen kommen. Auspachen. Der Diener schupst den nackten, starren Körper auf die Achsel, wie der Mehger das tote Schwein trägt, und auf's Eis damit. Die Extremitäten auf den Schragen für den ersten Jahrgang, den Rumpf für . . .“

„Ich muß dich bitten, Vater, mir graust.“

„Ja, poetisch ist das nicht, mein Kind, aber notwendig ist es. Sollen die jungen Leute an Pappendeckelabavern Anatomie studieren, oder ist, meinst du, diese Wissenschaft überflüssig? Dient sie nur zur Befriedigung roher Neugierde, im besten Fall zur Vervollständigung theoretischer Kenntnisse? Und in der Praxis wüßte der Arzt, der seinen Kranken doch nicht auseinandernehmen kann wie ein Uhrwerk, mit der gelernten Anatomie nichts anzufangen? Solltest auch du ein Anhänger so läppischer Phrasen geworden sein?“

„Ganz gewiß nicht. Das gründlichste Studium des menschlichen Körpers, praktisch an ihm selbst, ist das Erste eines Arztes, das ist doch klar.“

„Nun also, junger Herr, was wollen Sie denn?“

„Einen andern Beruf.“

Da setzte sich der Alte an den Tisch und sprach: „Also einen andern Beruf. Einen, der mehr Menschlichkeit und Menschenwürde hat und mehr Pietät, mehr Liebe! Welchen Beruf meinst du da? Etwa die Politik? Oder das Börsengeschäft? Oder die Kunst? Nenne mir doch einen Beruf, der Menschen zuliebe größere Opfer verlangt als der ärztliche. Schon das erste dieser Opfer ist so groß, daß mein junger Mediziner darob fahnenstüchtig werden will. Weil

er zwar den Menschenkörper studieren will, weil ihn aber anwidert, es an Kadavern zu tun. Ubrigens, mein Junge," der Alte legte seine Pfeife auf den Tisch, „mir ist es vor fünfundsiebzig Jahren gerade so gegangen, wie es dir heute ergeht. Mein Gefühl, als ich das erstemal in den Seziersaal trat, war das der Empörung. Wohl sagte ich mir: Die Seele macht den Menschen aus. Und die ist fort. Aber ich vertrug auch die Unerblichkeit gegen die Gestalt nicht, in der sie gewohnt hat. Auch das Gefäß ist heilig, in dem ein Göttliches lebte. Enttäuscht hat mich im Leichensaale die Brutalität, mit der manchmal hantiert wurde; dazu mancher Schabernack mutwilliger Jungen mit den Toten. Das Vanaische dabei, reine Neugier. Und diese Exemplare Nummer so und so viel! Waren es nicht Menschen, die noch vor wenigen Tagen gleich uns gelebt, gelitten hatten, gleich uns von demselben Hochglauben beseelt, von denselben Dämonen gehebt! Dieser Tote, an den ich jetzt das Messer lege — weint nicht eine Mutter um ihn oder ein trostloser Gatte oder eine verlassene Waise? Wie liebevoll mochte dieser Leib gepflegt worden sein, wie leusch verhüllt und gehütet! Und jetzt? Auf allen Straßen entblößen die hastenden Menschen für einen Augenblick ihr Haupt, wenn ein Leichenzug vorbeigeht, der Friedhof bleibt ein heiliger Ort für alle Welt, auch wenn es lauter Unbekannte sind, die dort ruhen. Überall genießen die Toten Achtung, nur oft nicht im Seziersaal. So schien es mir. Ein frohes Ah geht durch die Reihen der Ärzte und Studierenden, wenn am Kadaver eine Abnormität entdeckt wird, unter welcher ein Mensch unsäglich gelitten hat und zugrunde gegangen war. Und als ich sah, wie sie in den Eingeweiden wühlten,

Adalbert, ich fühlte ihr Messer in meiner eigenen Brust. Wenn das mein Vater wäre oder mein Bruder oder mein Sohn! So habe ich manchem Toten zugebacht. Und eines Tages haben sie mich ohnmächtig aus dem Saale getragen.“

„Und du bist doch wieder hineingegangen?“ rief der Purtsche.

„Ich bin doch wieder hineingegangen,“ antwortete der Alte gelassen. „Ich habe endlich doch eingesehen, daß dieses berbe Anpacken nichts andres ist als Kampflust gegen das Unheil. Und da habe ich mir so gedacht: Schau, wenn du sindest, daß im Seziersaale zu wenig Pietät ist, so mußt du eben welche hineintragen, wenigstens für deinen persönlichen Gebrauch. Ist doch mancher Beruf arg profan, und der Mensch versteht, ihn zu weihen. Er heiligt sich seine Arbeit selbst. Durch reines Denken und Empfinden kann er jeder Sache einen edlen Inhalt geben. Der Knappe, wenn er in den Berg fährt, sagt: Glück auf! — der Matrose, wenn er in die See sieht: Santa Maria! — sie haben ihre Sprüche, ihre Gebete, mit denen sie sich vor der Gemeinheit oder Verzagtheit schützen. Der junge Arzt am allerwenigsten wird im Ernste sich sein Gemüt verkümmern lassen; er bedarf es zu sehr für die Leidenden, deren Heil er sich gewidmet hat. Und so habe auch ich mir einen Spruch für den Seziersaal ersonnen, der mir gute Dienste geleistet hat.“

„Darf man ihn wissen?“ fragte der Sohn, der bei des Vaters Rede ein wenig ruhiger geworden war, ohne übrigens sein Hin- und Herwandeln einzustellen.

„Freilich sollst du ihn wissen, mein Adalbert. Aber du hättest eigentlich selber darauskommen sollen. Du kannst deine Fußreisen für einen Augenblick unterbrechen und mir

ruhig zuhören. Es ist ein sehr kurzer Unterricht. Wenn ich in den Saal trat und vor mir auf dem Tisch die Gestalt lag mit dem mattgelblichen Wachsglanz, splitternackt, kalt wie Lehm, die Haare rasiert, starr das zerronnene Auge, ausdruckslos die Züge, aller Menschheit beraubt —, da habe ich mir gedacht: Du lieber, du glücklicher Toter, während die meisten deinesgleichen sofort der Erde übergeben werden müssen, bist du auserwählt, auch im Tode noch der Menschheit zu nützen. An deinen Resten, bevor sie zur Asche werden, entzündeten sich die Flammen der Erkenntnis, des Könnens und Wirkens für das Wohl der Kommenden, so daß aus dir, du toter Leib, gleichsam neues Leben fließt in die Glieder der Kranken. Leblose Menschengestalt, du bist ein Heiland geworden — ich ehre dich! Sieh, mein Sohn, dieser Gedanke hat mich starr gemacht. Unter dem Schutze dieses Gedankens fand ich Trost und entrann der Gefahr einer Verwilderung im Sezierraum, unter seiner Führung glaube ich, mein bißchen Idealismus hinübergerettet zu haben in die Krankenstube.“

Da sagte der Student: „Das hört sich anders an. Vielleicht besinne ich mich noch. Warum aber spricht der Professor nicht davon?“

„Mancher wird schon davon sprechen. Indes muß auch dem Vater etwas zu sagen übrig bleiben.“

Nach längerem Schweigen sprach der Student: „Vielleicht, daß ich es doch noch einmal versuche.“



## Aus der Spitzbubenschule.

**I**ch möchte gerne einmal in den Arrest kommen," sagte ich zum Gemeinbediener.

Der guckte mich durchdringend an: „In den Arrest? Ed! Das wird auch noch keine Hegererei sein. Ed müssen halt was tun.“

„Höflich ersuchen —“

„Na na, das lassens sein. Mit der Höflichkeit richtens da nig aus. Dem Bürgermeister müssen die Fenster einschmeißen. Danach werns bald sizen.“

„Nein, Freund, so meine ich's nicht. Der Studien halber möchte ich gern einmal so Spitzbuben, Stromersleute oder ähnliches beobachten, wenn Sie einmal ein paar richtige Exemplare im Kottel haben.“

„Ed san so a Dedektiver?“

„Ach nein. Aus künstlerischen Gründen, wissens, interessieren mich so Leut.“

„Aus künstlerischen —? Hörens, wann Ed an solchen Saubartln was Echöns finden! Ich nit.“

„Wenn Sie einmal ein paar haben, seien Sie so gut!“

Die Gemeinbeartmee schmunzelte, daß das Antlip ganz schief wurde: Ein Aug' gekniffen, das andere kugelrund offen, der eine Dartschnauzet über die Nase herabgezerrt, der andere über die Wange hinausgezogen. „Herr, ich hätt schon a Paar. Frisch eingfangen, den lekt'n heut bei der Nacht. Bis sie das Gericht holt, gebns Ihna valeicht Abienz. Ich laß Ihna schon eini.“

„Damit würde man nichts erreichen. So etwas muß man heimlich beobachten. Von einem Versteck aus etwa.“

„Sö, da wär mein Stübel recht,“ sagte er. „Das is knapp danebn an der Wand und hat ein heimlichs Schubel. Ich schau den Lndern oft a Weil zu, was se treibn. Und a jedß Wort hört ma. Viel lerna kann ma.“

„Ich bitt' Sie, das wäre was für mich. Will schon erkenntlich dafür sein.“

„Waas!“ rief die Gemeindepolizei, „bestechen wollens mich! Sö, so anet bin ih nit! Da kummens noch am sichersten eini.“

Mit drei Fingern trommelte ich ein wenig auf seiner Achsel. „Geh'n Sie, was reden Sie denn da? Wer sagt denn was vom Bestechen! Ein Trinkgeld meine ich.“

„Ah sooo!“ rief er gedehnt, „das is was anders. Wann d Leut nur deutsch reden taten! — Wanns wollen, in a Stund, oder was. Jetzt schlafn die Herrschafft. Die habns besser, wie unsereins. Ich möcht auch schlafn.“

Und dann saß ich in der Kammer des Gemeinbedieners am geheimen „Schubel“. Es war ein vier-eckiges Loch in der Wand, das im Klotter nicht bemerkt wurde, weil davor lose ein aus Glas gemaltes Heiligenbild hing, zwischen dessen Farbflächen man von der Nebenkammer aus recht gut die Vorgänge im Arrestraum beobachten konnte, auch die Gespräche hören, durch die Spalte zwischen Bild und Wand. Ein gepolsterter Holzschuber in der Kammer konnte je nach Belieben geräuschlos auf- und zugemacht werden. Dieses „Gugerl“ war eine Erfindung des unbestechlichen Gemeinbedieners, der mir den Platz daran bequem gemacht hatte.

„Schnupsn habns kein?“ fragte er mit schöner Fürsorge. „Wanns merkn, daß's nießn oder hustn müßn,

nur gschwind a Schubert zumachn. Wanns d Lumpn wahrnehmen — an Strawall kunnts gebn.“

Dann verließ mich der Wadere, um anderseits für den Schutz der Gemeinde Sorge zu tragen.

Die zwei Exemplare waren in ihren Strohtrogen gelegen und hatten sich allmählich unter Ausstößung unbestimmter Laute zum Leben entwickelt. Es waren, von außen gesehen, ganz gewöhnliche Straßengestalten, die man im Begegnen entweder mit einem argwöhnischen Gedanken grüßt oder mit einem Kreuzer beschenkt. Der eine hatte Haar und Bart von charakterloser Farbe, was keine Verdächtigung bedeuten soll — aschenfarbig, könnte man vielleicht sagen — und ein paar kleine, wassergraue Schweinsäuglein, dann ein rundes Kinn, das sorgfältig ausrasiert war. Der richtete sich jetzt aus seinem Stroh empor und war verblüfft, im andern Trog einen Zimmergenossen zu sehen, von dem er nichts gewußt hatte. Während er den Schlaf des Gerechten schlief, war der kleine, schwarzängige, bartstruppige Kerl in der Nacht eingebracht worden. Das erste war, daß der Aschenmann — ich nenne ihn lediglich wegen seiner Farbe so — in seine Hosentasche griff. Gut. Was ihm am Vortage bei seiner Ankunft nicht der Gemeindediener und Prosos weggenommen hatte, war noch drinnen.

„Wegn was habns denn dich so gut aufgehobn?“ fragte er den andern, als wären es alte Bekannte. Der kleine Schwarze war auch nicht spröde und antwortete ruhig, aber mit nur halb verbissenem Arger: „Weil ih allerweil Unglück han.“

„Was haßt? Ah ich versteh schon — Unglück haßt,“ sagte der Aschenmann mit Teilnahme, aber ich möchte

diese Teilnahme nicht geschenkt, sie noch penetrant nach Hohn.

„Bei der Nacht auf der Straßen hat er mich betrachtet, dieser rothaarete Teufel,“ erzählte der Schwarze. „Liegt draußen vor dem Stadtl neben dem Weg, mitten im Mondschein, einer und schläft. Ist gottsträflicher Leichtsinns, denk ich mir, wie es schlechte Leute gibt auf der Straßen bei der Nacht. Wer etwa was im Säckel hat. Will dich lieber aufheben, denk ich mir, daß dich nit gestohlen wird, und such in seinem Zanter umeinander. Da wird der Teufel munter, packt mich am Arm und hat mich. Und isst der Gemeinbediener. — Du verschwammelte Wildsau! Wo ich barmherzig han sein wölln.“

„Ha, ha, ha, ha,“ lachte der Aschenmann, „geh, mach mir nig vor. Mit mir kannst schon deutsch reden, bin eh vom Handwerk.“

„Ein Schuster?“

„Wer red't jezt vom Schuster? Weißt eh!“ Und der Aschenmann machte mit der Hand nach rückwärts die Geste des flinken Zugriffs.

„Ich bin ein gelernter Schuster,“ plauderte der Schwarze treuhäßig weiter. „Hat mich aber nit gestrent. Astu treib ich halt das. Hab aber kein Glück, hoch die längst Zeit im Kottler. Wenn d einmal den Gemeinbediener selber derwischt beim Krapsn, das ist zu dumm! Drum sag ichs, wenn der Mensch sein Beruf verfehlt! Ich taug zu kein Schelm. Nein zum Verhungern, wenn man auf das angewiesn wär, was man stiehlt. Was bleibt ein über, als wie ehrlich werden, psui Teufel!“

„Anschiden wirst dich nit können,“ sagte der Aschen-

mann leise und ließ sich wieder aufs Stroh nieder. „In der Einsicht krapfn, wo einer allein is. Da mußt derwisch wern. Und der Gemeindevachter bleibt auch im Schlaf Gemeindevachter, und im Rausch — weißt das nit? Unter die Leut muß ma gehn, in die Menge, ins Gedräng, da gibts z fischn.“

„Herr Jессeles, im Gedräng! Da bin ich ja allemal z erst derwisch worn. Ehe ih n richtign Säckel sind!“

„Ja, Schaserl, braves, weißt denn nit, in welign Sack d Leut ihner Geld habn?“

„Wie soll einer das wissn kinna?“

Der Aschenmann stützte sich halb ausgerichtet auf den Ellbogen und redete noch leiser — ich hinter der heiligen Elisabeth nahm meinen Zwider vor, um besser zu hören —: „Weißt, Freund, da hilf ich mir halt so, wenn ihs wissen will, wo sies drinnen habn: Auf Bahnhöfn oder auf Jahrmärkten, ober wo halt sonst ein Leutgedräng is, da red ich miß auf und ruf: Meine Herrschaften! Vor Taschendieben wird gewarnt! Gleich greift jeder an die Stell und ich weiß, wo ers hat. Was sag ich dir denn? Hat am Neustädter Bahnhof, wie ich von Taschendieben schrei, ein feister Wirthändler nit gleich auf sein linken Wadl abi griffn? — Aha, denkt ich — der hats im Strumpf. Er lauft sih a Kartl nach Aspang, ih mir ah a solchte und eini in sein Wagn. Mir sein unter uns; d Leut habn ja überall Vertrauen zu mir wegn mein Kaiserbart. Mir wern gsprachlich und trinken ein Brantwein, verstehst? Und wie er schläft, nim ich mei Zwidmesserl. Wie ein Saubarm schärf ich n Strumpf auf und fallts mir gleich in d Hand. A Lebernes mit wenigstens zwei Paar Schlachtochsn. Wie der gute Mann in Aspang munter wird, ist

sein lieber Fahrkamerad schon weiß Gott wo. Wirdn load gwest sein um eahm. — Wohl, mein Lieber, so muß mas machn!“

„Ja, wenn d so gscheit bist, was hodst denn jezt im Kotter?“

„Wegu keiner Zuderei hod ih nit da, verstandn!“ be-  
gehrte der Aschenmann auf. „Dein Handwerk han ih  
mih mei Lebtag nit aufhalten lassn. Ehrlich bin ih worn  
und das is mein Verberbn gwest. — Den! dir, los qua!  
Gefiert, wia ih in däs Nest kumm, siach ih gleich, da  
wirds nit viel tragn. Wo d Häuser amal la Fenster-  
gatter habn, da graust mir eh scho, da is nig z holn. Is  
ah recht, den! ih ma, wirst auf ein Tag ein anständiger  
Mensch und bettelst. Da kann dir nig gschehn. Ja,  
schneuz di! Is nit scho bei der drittln Tür der Not-  
haarete dagwest? s Betteln verboten und ih muach m i t.  
So schön! sag ih, weil ih scho suchti bin, so schön! D Epib-  
budn rumlaufen lassn und die ehrlichn Lent einspiern!  
Alldann, hiahter is d Ehrnbileidigung firli gwest. Kar-  
schier mer in Kotter. — Aber weißt, was ih tua morgn  
beim Gericht? Niederkuian tua ih auf all zwoa Rnia,  
d Händ zsom: Ich bitt g o r schön, Herr Gerichtskrat, der  
Winter ruckt an, ghaltns mihi da. Toans mihi in Arrest  
lassn, hiahter. Kan Arbat kriagt ma, s Betteln is verboten  
und stehn will ma nit. Der Winter is kalt, Herr Richter,  
toans mihi in Arrest lassn! — Wann ihs a so mach, auf  
der Stell lassns mihi frei, wirst es sehn! — — Du, mir  
scheint —!“ Er reckte den aschensalben Kopf vor und  
starrte auf das Bild her, das vor meinem Horschloch hing,  
„mir scheint, unsere Schuppatronin hat sich gräht, die  
heiligh Elisabeth durtn! — —“

„Wer hat sich —? Is wer da?“ zischte der andere und fuhr aus dem Trog.

Da sagte der Aschenmann in fast feierlichem Ton: „Mein Kopf reiß ich mir abar und schmeiß'n beim Fenster auffi, wann hinterm selbn Bildnis d Wand nit ein Ohr waschl hat!“

Um besser zu verstehen, hatte ich nämlich das Bild ein wenig mit dem Zwider wandab brücken wollen. Und jetzt, da mein Hockwinkel entdeckt war, hatte ich eilig zu tun, um mich davonzumachen. Mit der Ausbeute konnte ich soweit zufrieden sein. Wenn der kleine Schwarze vom Meister-Epibuben so viel gelernt hat, als ich, dann steht ihm eine interessante Zukunft bevor, vielleicht sogar bis zu jener bewußten — höchsten Stelle.

Auf der Gasse dann bemerkte ich, daß mir mein goldener Zwider abhanden gekommen war. Ich schickte den Gemeinbediener nachsehen, ob der Zwider nicht etwa auf der Schubert-Leiste liege. Aber er fand nichts... Ja, ja, man kann viel lernen in einer solchen Anstalt.

## Die schwar Henn.

**D**er Doktor Jochschlager zu Abelsberg kann's nicht leiden, wenn die Leute allzu verträglich sind. Wobon sollen denn die Friedenslister leben, wenn niemand streiten will? Der Mann hat sich im allgemeinen ja nicht zu beklagen, dafür sind auch noch unsere braven Bauern-Didschäbel da, fleißig trachtend, daß die Advokaten nicht verhungern.

Der Doktor Jochschlager hatte Bauernbesuche nicht ungern. Es klärte sich daher sein ernstes Gesicht, als der alte Schachner an seinem Fenster vorbeibudelte und im nächsten Augenblicke an die Thür klopfte. Nach dem ersten „Herein“ noch einmal klopfte, der doppelten Höflichkeit wegen. Denn wenn der Bauer einmal höflich ist, so ist er's zweifach, was besser hält.

„Nau, was bringt mir heut der Schachner Schönes?“ fragte der Doktor. „Tu dich der Schachner niedersehen. Nig müd geworden vom Graben heraus?“

„Dank schön. Bin holt gleich ja grob und seß miß. Ah — do sißt ma hirsch woach, do steht ma hort auf — he, he.“ So der Bauer, dann hub er an, sein frisch rasirtes Kinn zu reiben. — „A zwiwers Soß is s, doß miß herjogg. Mit n Gricht hon ih holt wieder ztoan, mit n Gricht — jo.“

„Daß ihr Bauern euch aber doch alles vom Gericht richten lassen müßt!“ tabelte der Doktor, um zu zeigen, daß er nicht an sich und seinen Vorteil denkt, nur an das Wohl des Volkes. „Könnt ihr euch denn selber gar nix



richten? Beim Gericht richtet man auch nicht allemal was aus, immer einmal wär's richtiger ohne Gericht. Meint ihr nicht?"

„Von ih denn ongsongg?“ rief der Schachner. „Rei Nothbar hot miß verklogg, da Pechbartl.“

„Was hat denn der Schachner angestellt?“

„Ich hon nig ongsstellt, ih nit!“ lachte der Alte bitter auf. „In Pechbartl seiñi Sau, seiñi zwoa Sau hobnß ongsstellt, de mar ollaweil über mein Krautgortn, über mein Erdäpfelgortn sein lema, die zaundürren Quadern, bis s gedsoast sein gwen. Olli Tog seiñs übra lemen überß Grabl und olli Tog hon ihs hoamgjoab mit der Watschtu. Und wie de zwoa Sau sa long gtreßn hobn va mein Kraut, va meini Erdäpfel, bis s soast sein gwen, do hon ih eahms neama hoamgjoab, mein Nothbaru in Pechbartl, do hon ih die Wutscherln (Schweine) in mein Hof eina triebn und honß ohgstochn. Nit? Hon ih nit recht ghobb? — Do geht da Todt her und verklogg miß van Gericht.“

„Der Pechbartl? Na das glaub ich, daß er klaghaft wird, wenn ihm der Schachner seine Säue schlachtet und am Ende sogar Haut, Fleisch und Speck für sich behalten will!“

„Was denn? Freilih Fleisch und Speck! Wanns auf mein Gortn soast wordn sein, seiñi Sau, so wern die soastn Sau wol mei ghörn — nit? Haut und Knochn konn er jo hufn, de ghörn sein. Däs is mei Stondpunkt, däs gib ih van Gericht zu Bradakull — und Recht muas ih kriagn!“

„Meint der Schachner?“

„Freilih wol, an Doktorn brauch ih, der ma däs

mocht und der vorm Gericht s Gsch auslegg, daß ih Recht kriag. Und derawegn tat ih hiaz do sei, wann der Herr Doktor sa guat war und übernahm mein Prozeß."

Der Doktor schritt, beide Hände in den Hosentaschen, im Zimmer auf und ab. „Übernehmen will ich dem Schachner seine Sach schon," sagte er nachher, „aber viel wird nit zu machen sein bei dieser Geschichte. Der Schachner hätt' die Schweine, die in seinen Garten gekommen, psänden können und ein Lösegeld, eine Entschädigung dafür zu verlangen das Recht gehabt, aber gleich schlachten und das Fleisch behalten — na, das wird schwerlich gehen. Probieren können wir's ja."

„Wos war's denn, wenn" — murmelte der Schachner vertraulich und blinzelte dem Doktor verschmüht zu. „I hät a schwari Henn. A morbs, a lostigs Fleischert wurds hobn, fogg mein Olli. — De liaß ih ma losn."

„Die Alte?"

„Oba na. Der Herr Doktor tuat gsposeln. D Henn liaß ih ma losn. Wenn ih s in Herrn Bezirksrichter tat schidn, a so zan ar Ausmirklichkeit, zan a Präsentl. Wos moant denn der Herr Doktor?"

„Eine fette Henne will der Schachner dem Richter schiden? Na, besser könnte er seine Sache nit zu Grund richten, als mit einem solchen Bestechungsversuch."

„War nit aus!"

„Wenn der Herr just nit gut aufgelegt wär, könnt's dem Schachner leicht vierundzwanzig Stunden im Spitzbebenlastel eintragen."

Der Alte glurte jezt schweigend ins Leere.

„Wonn ma na wissad, wos ma n ontoan lunt, dem sikraments Toisel, dem tredign!"

„Nau, nau, Schachner! So spricht man von keinem Richter, auch nicht wenn man sachfällig wird.“

„u Pechbartl moan ih! Der steig ma hiaz scha bis do auffa!“ Er legte die Hand wagrecht an den Hals. „Zoad mir der Lauskerl feini Sau auf mein Wortn und geht her und verklogg mi. Und ih sul verpieln? — Na, na, Herr Dokter, Se san a gscheiter Mann, auf Eahna seh ih mei Vertrau. Biar Eahner nit z klug sein, werns es sehn.“

„Wollen wir halt sehen, was sich machen läßt. Gut stehe ich für nichts, Schachner, das sag ich ihm im voraus.“

„Dass z gor so groß ohgsahlt war mit da schwarn Penn, moans?“

„Das laß der Schachner bleiben, ich sag ihm's!“

„Jo, jo, jo, jo. Ih loß z scha bleibn, ih.“

Als der Bauer fort war, reute es den Doktor Zochschlager, die dumme Geschichte übernommen zu haben. Er blamiert sich ja damit! Aber wer läßt sich den Verdienst entgehen bei den schlechten Zeiten. Ob die Sporteln der Pechbartl zahlt oder der Schachner, das ist ihm gleich. Und die Verteidigungsrede kann man ja danach einrichten.

Drei Wochen lang dauerte es, da kam die Tagsatzung. Vor Gericht stand der Schachner mit seinem Doktor Zochschlager, und der didt Pechbartl. Der saß auf seiner Bank halbverschlafen da und klammte über dem Bauch die Finger zusammen. Er hatte nicht einmal einen Rechtsfreund mitgebracht, die Sache ist ja sicher.

Der Richter, ein strenger Herr mit grauem Schnurrbartsehen, rief den Schachner auf, der solle sich gegen die schwere Anklage verantworten. Der Schachner brachte

ungefähr dasselbe vor, wie früher bei dem Advokaten. Dann bat dieser ums Wort.

„Hoher Gerichtshof! Was läßt sich zu diesem Falle viel sagen? Mein Klient hat einfach vom Rechte der Notwehr Gebrauch gemacht. Die Notwehr ist ein urewiges Menschenrecht, überall dort anwendbar, wo Gott hoch und das Gericht weit ist. Wohl an zehnmal, sagt mein Klient, dem — man braucht ihm nur in sein arbeitsverwittertes ehrliches Gesicht zu sehen — die Rechtlichkeit auf der Stirn steht, der sagt, wohl an zehnmal habe er die Schweine des Nachbarn aus seinen Fruchtgärten gejagt und auch dem vulgo Pechbartl sagen lassen, er solle seine Säue hüten. Als sie jedoch immer wieder kamen und die kümmerlichen Früchte seines Fleisches und Schweisses vernichteten, da hat er sie eben eingefangen und geschlachtet und ist somit vielleicht um einen Schritt zu weit gegangen. Aber, mein hoher Gerichtshof, Pechbartls Schweine sind um tausend Schritte zu weit gegangen mit ihren acht Klauen und zwei Rüsseln! Ich glaube, es kann kein Zweifel obwalten, an welcher Seite das Recht ist. Ich ergreife keine Partei, ich verlange nur ein gerechtes Urtheil!“

So hatte der Advokat schlaue gesprochen, ohne sich was zu vergeben und doch in den Ohren seines Klienten schön zu klingen. Daß dieser wegen eigenmächtigen Schlachtens fremder Schweine und wegen Vorenthalte des Fleisches und Spedes sachfällig werden mußte, war ihm klar.

„Hat der Kläger etwas zu sagen?“ fragte der Richter scharf auf den Pechbartl hin.

Dieser knurrte träge: „Der hot mir la Sau zan derstehn.“ —

„Wenn Sie mit dem Richter sprechen, haben Sie aufzustehen!“ schauzte ihn der Richter an.

Schwerfällig hob sich der Pechbartl in die Höhe: „Meini Sau seins gwesen und nit feini! Hät miß jo klogn gehn kinna, wenn eahm um die por Blutschn Kraut so viel loab is.“ —

„Mir scheint, Pechbartl, Sie haben aus Bosheit Ihre Schweine in des Nachbars Garten laufen lassen. Eine besonders vornehme Gesinnungsart möchte ich Ihnen nicht zutrauen, Sie verzeihen schon.“

Und dann sprach der Richter das Urteil: „Der angeklagte Schachner-Bauer hat von den zwei geschlachteten Schweinen Haut und Knochen dem Pechbart-Bauern zurückzugeben, denn das gehört diesem. Fleisch und Speck haben die Schweine sich in des Angeklagten Kraut- und Kartoffelgärten angestressen, folglich gehören diese Dinge dem angeklagten Schachner. Die Gerichtskosten wird der Pechbartl-Bauer bezahlen.“

Also freigesprochen.

Der Doktor Zochschlager verwunderte sich nicht gering.

„Gelnß, Herr Doktor!“ lachte ihm der alte Schachner zu, als sie die Treppe herabstiegen, „die schwar Henn hot holt doß wos außgrich!“

„Was, Sie haben es gewagt, dem Richter die Henna zu schiden?“

„Freitlich wul, freitlich wul, Herr Dokter. Ober nit in mein Nom. In Pechbartl sein Nom hon ihs geschidt, die schwar Henn.“

## Die verträglichen Nachbarn.

Das ist die Geschichte, wie ein blinder Auerhahn den Fischdorfserwirt von einem abscheulichen Tode gerettet hat.

In der Hirtengebirgsgemeinde Stiegeßloß waren zwischen abgestifteten Höfen und jungsprossendem Walde zwei arme Bäuerelein übriggeblieben, die als die letzten der Gegend natürlich fest zusammenhielten und sich lieb hatten. Sie hielten stets zusammen, waren gar verträglich und neckten einander gern, in harmloser Weise natürlich. Nur bestrebte sich jeder, beim Waldherrs, der alle Nachbargründe zusammengekauft hatte, in besserem Dichte zu stehen, als der andere, weil sie von ihm Holz und Streu bezogen und jeder den besseren Teil haben wollte. Die beiden verträglichen Nachbarn hießen der vordere Rempel und der hintere Rempel. Sagte eines Tages der hintere zum vorderen: „Weißt, Rempel, unserem guten Waldherrs sollten wir doch immer einmal eine kleine Freude machen. Und da hat er's gern, wenn bei der Nacht, zwischen zwölf und ein Uhr, jemand in seinen Schloßhof geht und mit lauter Stimme ruft: Feuerjo! Feuerjo — ist keines da! Der Hammer hat Zwölfs g'schlagen! — Denn der Waldherr, weißt du, hat keinen Nachtwächter, und deswegen freut's ihn, wenn andere Leut' wachsam sind. In der nächsten Woche werd' ich's selber tun, weißt du, bis mein Gichtfuß besser ist.“

Der vordere Rempel war in früherer Zeit geradeso schlau gewesen, wie der hintere; da fiel er einmal vom

Dachboden herab auf den Kopf. Er fiel zwar auf einen Strohschaub, aber es mußte doch im Kopf dabei etwas in Unordnung gekommen sein, denn er war seither sehr vertrauenselig geworden — sogar seinem Nachbar gegenüber. Er dachte sich nun auf die Rede desselben: Wart', Hinterer, du willst dich erst in der nächsten Woche einschmeicheln, da komme ich dir zuvor. Schon in der folgenden Nacht stand er im Schloßhof und schrie mit aller Macht: „Feuerjol Feuerjol!“ Im Augenblick, als ob der Ruf ein „Sesam öffne dich!“ gewesen wäre, sprangen Fenster und Türen auf, und der Waldbherr rief von seinem Zimmer herab: „Wo brennt's denn?“

„Ist keines do. Der Hammer hot Zwölf g'schlogen!“ schrie der Rempel.

„Wer schreit da unten?“

„Ich, Euer Gnaden, der vordere Rempel!“

„Jagt den besoffenen Kerl davon!“ befahl der Waldbherr den Knechten, die schon mit Leitern und Wassereimern herbeikamen. Da hat's der Rempel erfahren, daß die Peine des Menschen bester Bestandtheil sind, und froh war er, der Zutunlichkeit der Knechte glücklich zu entkommen.

Zum Nachbar hat der Rempel weiter nichts verlaulen lassen von der nächtlichen Artigkeit, wohl aber nun die Spitzbüberei durchschaut und sich vorgenommen, die Bosheit heimlich wettzumachen.

Eines Tages ging er zum hinteren Rempel hinauf, zog den Nachbar in einen verschwiegene Winkel, tat aus seinem Wettermantel ein zerlegtes Schußgewehr hervor und sagte: „Freunderl, das wär' was für dich. Ich hab' da eine Büchsen, aber ich hab' keinen Schid zum

Schießen. Wie du die Gicht in den Füßen hast, hab' ich sie im Arm und kann nicht zielen. Da oben im Lärchsachen ist ein Auerhahn, mußt ihn ja balzen hören in der Früh'. Ein prächtiger Vogel. Er muß blind sein, weil er alleweil nur so herumflattert, bei den Baumwipfeln überall anstoßt und nit davonsfliegt. Der ist leicht zu kriegen. Den Herren Jägern möcht' ich ihn nicht gunnen. Für den Schwanz weiß ich dir einen Kaufmann. Kannst dir oftmal ein Seidel Wein zulegen um das Geld. Aber gib Achtung, daß dich der Jäger nicht räumt! Die Büchsen versted' ich dir da unter dem Dachladen. Im Ledersackel dabei ist das Schußzeug. So!"

Der hintere Rampel war natürlich sehr gewissenhaft, weil er Unannehmlichkeiten befürchtete. Anfangs meinte er also: Na, den Hahn schieß' ich nit! Es kunnt nit recht sein. — Am nächsten Morgen, als er in sein Holz hinaushinkte, hörte er den Vogel richtig balzen, da dachte er: Eine Passion war's schon! Und wie sollt's denn auskommen! Der Jäger ist jetzt alleweil drüben in den Osserschlügen, der weiß gar nichts davon, daß im Schachen da einer lodt. — Am dritten Tage stand er noch früher auf, schlich in den Schachen und schoß den Hahn. — Eher, als das von Ast zu Ast fallende Tier auf die Erde kam, standen wie aus dem Boden gesprungen zwei Jägerburschen da, singen den Rampel ab und trieben ihn nach Froschau zum Gericht.

„Ihr Hölisaggra!“ sprach er unterwegs zu den Jägern. „Habt ihr's denn geschmeckt, daß ich im Lärchsachen den Hahn aberpfeif?“

„Dafür kannst dich bei deinem Nachbar bedanken,“ sagte einer der Jäger.



Da dachte sich der hintere Rampel: O du falscher Judas! Wenn es wahr sollte sein, daß du mich verraten hättest! Wenn das wahr sollte sein! Um den Tanz wollt' ich dich nicht beneiden! Das wär' ein schlechter Spaß.

Sechs Wochen Arrest bekam er für den Auerhahn.

Darüber wurde er zornig über die Kassen ob der Ungerechtigkeit, die in der Welt herrscht. Er begehrte auf: „Meine Herren, was ist das für eine Gerechtigkeit! Ich Krieg' für einen lumpigen Hahn sechs Wochen, und mein Nachbar, der vordere Rampel, hat für seinen martialischen Hirschen nichts gekriegt.“

Hirschen! Für einen Hirschen? Für seinen martialischen Hirschen? — Die Jäger belamen nachgerade Bauchschneiden. Die Schlacht bei Königgrätz kann ein gutes Jägerherz nicht so unbarbarisch erschüttert haben, als jetzt die Nachricht, daß der vordere Rampel im Revier einen Hirschen gewildert hätte. — Am nächsten Tage brachten die Gendarmen den vorderen Rampel und stellten ihn bei Gericht dem hinteren gegenüber.

„Wer sagt es, daß ich einen Hirschen geschossen hätte?“ fragte er in heimlicher Zuversicht, daß man ihm keinen Zeugen werde stellen können.

„Der da,“ versetzte der Richter und wies auf den hinteren Rampel.

„Der da?“ fragte der vordere langsamlich. „Der kann nichts sagen, gar nichts. Er hat nichts gesehen und nichts gehört, er ist nit dabeigewesen.“

„Wo war er denn?“ fragte der Richter.

„Er hat in derselben Nacht in der Schramsmühl' den Kassen ausgeraubt.“

„Wer sagt das?“ begehrte jetzt der hintere auf.

„Ich,“ antwortete der vordere und stellte sich stramm vor den Nachbar hin.

„Du? Schau du lieber, daß du dem Pollhofer das Silbergeld zurückstellst, das du ihm gestohlen hast. Anstatt brave Leut' verdächtigen! Ist gescheiter.“

„Brave Leut'? Daß ich nicht lach', Nachbar. Brave Leut', die ihren eigenen Heustabl niederbrennen, damit sie von der Versicherung was kriegen sollen.“

„Wen meinst du damit?“

„Dich.“

„Ich dank' schön. Sag' einmal, Nachbar, warum brennst denn du deinen Heustabl nit nieder? Gelt, weil er ein guter Unterschlupf ist für die Schwärzer, und weil du drin alleweil Zusammenverlaß machst mit der Holzmeisterischen. Im Haus verlaubt's die deinige nit. Gelt?“

„Dir erlaubt die deinige freilich mehr, und sie weiß auch, warum.“

„Und du wirst es auch wissen, du schlechter Lotterer. Ist eh gescheiter, wie ihr euch's jetzt einrichtet, als früher, wo deine Kindsmenschen ihre Brut bei der Nacht verdruckt haben.“

„Wer hat verdruckt?“

„Du nit. Du hast freilich nit Zeit zum Kinderdrucken, du mußt bei der Nacht auf der Straßen Leute aufpassen und Reisende kalt machen, verstehst?“

„Geh', plausch nit! Ohne deiner mücht' ich nit viel Reisende kalt gemacht haben. Du hast angefangen in jener Jakobnacht, wie du den Handler verstoßen hast—“

„Verstoßen hast, natürlich! Wie kunnt' ich ihn denn verstoßen haben, wenn du ihn nit festgehalten hättest. Tolpatsch, du!“

So hatten sich die beiden Waldnachbarn ihr Sündenregister vorgehalten, die grauenhaftesten Verbrechen in leicht hingeworfenen Worten, wie man im Wirtshause wartelt beim Kartenspiel und Kugelschieben.

Der Richter hatte der wunderlichen Unterhaltung sehr aufmerksam zugehört. Und als die beiden Nachbarn sich nichts mehr an die Köpfe warfen, sondern sachte begannen, das in Wut und Haß Verrathene wieder zu verschleiern — sagte der Bezirksrichter: „Diese beiden Männer gehören nicht hierher. Man lege ihnen Eisen an und führe sie in das Landesgericht.“

Beim Landesgericht kamen die beiden Spitzbuben sehr gelegen. Dort war seit Tagen die Verhandlung gegen den Fischdorferwirt, der im Wald hinter seinem Hause einen Viehhändler hätte ermordet haben sollen. Die Beweise häuften sich, die Zufälle spitzten sich dahin zusammen, daß die Verurteilung des Wirtes wahrscheinlich war. Nun kamen die Nachbarn, die sich selbst hinausgesteigert hatten vom Auerhahn bis zum Viehhändler. Wahnsinnig arbeiteten die beiden verträglichen Nachbarn, das Netz wieder zu zerreißen, das sie sich in der Hitze gestochten hatten. Es half ihnen nichts. Die Fälle lagen nun sonnenklar, und der Fischdorferwirt durfte heimgehen.

Dem hinteren Kumpel wurde der Hahn nachgesehen und dem vorderen der Hirsch. Auch der Heustadl, das Silbergeld und anderes wurde ihnen geschenkt. Sie waren ganz und gar im Besitze des ermordeten Viehhändlers, der führte sie — am Strick davon.

---

## Das genußsüchtige Weiblein.

In ein Postamt, das zugleich die Lottokollektur führt, kam bisweilen ein kleines altes Weiblein und fragte, ob die Nummern 3, 20 und 51 herausgekommen wären. Als man das stets verneinte, huschte sie still wieder davon. Dann saß sie in ihrer ärmlichen Kleidung draußen im großen Volksgarten auf einer Bank. Sie bettelte die Vorübergehenden weder mit Worten noch mit Gebärden an, denn das ist verboten, wohl aber mit ihren guten, blöden Augen. Die kleinen Gaben, die sie erhielt, nahm sie mit Dankesworten an, blieb sitzen und richtete ihre guten, blöden Augen auf andere der Vorübergehenden. Dann risselte sie wieder einmal in die Lottokollektur und fragte bescheidenlich an, ob nicht etwa die Nummern 3, 20 und 51 herausgekommen wären? Und da es nicht war, saß sie wieder im großen Volksgarten, blickte in die dunklen Räume und blühenden Gebüsch hinaus und schaute den Vorübergehenden an die Kleider und ins Gesicht mit ihren guten, blöden Augen.

In demselben Volksgarten gehen gerne alle Herren umher, um sich von ihrem angestrengten Lebenswerke, sei es im Soldaten-, sei es im Lehr-, sei es im Beamten-dienste gewesen, auszuruhen und noch ein wenig von dem freien sorglosen Dasein zu genießen, das sie in jüngeren Jahren der Menschheit opfern mußten. Ein solcher Mann stand eines Tages vor dem alten Mütterlein still und fragte sie, was es mit ihr sei und wie es ihr gehe. Dem antwortete sie unter beständigem Kopfnicken, daß es ihr sehr gut gehe. Sie sei in einem Armenhause

untergebracht und habe dort alles was sie brauche, das heisst, wenn sie drinnen bleiben wolle. Aber sie wolle nicht drinnen bleiben, weil die Stuben so dunkel seien und der Garten so enge und mit der hohen Mauer umgeben, vor allem aber, weil die Mitbewohner so kläglich wären und man immer nur das Elend sehe und höre und sonst gar nichts mehr. Darum gehe sie halt oft hinaus in den freien Volksgarten, um eine weite Lust zu haben und geschmückte, fröhliche Leute zu sehen und zu warten, bis ihr einer oder der andere etwas schenke. Denn weil sie das Armenhaus also mehrmals verlassen habe, dürfe sie endlich nicht mehr zurück und ihr Platz in demselben sei einer anderen Armen überwiesen worden.

Der alte Offizier reichte ihr eine Gabe und sagte, so möge sie einstweilen nur sitzen im Volksgarten, die weite Lust genießen und die geschmückten fröhlichen Leute ansehen und warten, bis einer oder der andere ihr etwas schenke.

Das Weiblein sagte Dankesworte, blieb sitzen und richtete die guten, blöden Augen auf die Vorübergehenden.

Eines Tages hatte derselbe alte Offizier im Postamt zu tun, um sich nach einem neuen Tarif zu erkundigen. Als er den Schalter verlassen wollte, drängte sich ein altes, armseliges Frauchen hinzu, es war das vom Volksgarten, und fragte beim Beamten bescheidenlich an, ob nicht etwa die Nummern 3, 20 und 51 herausgekommen wären?

Nein, die wären nicht herausgekommen.

Das Weiblein stand an der Mauer noch ein Weilchen da, wackelte mit dem kleinen Haupte, als grübe es darüber

nach, warum denn gerade die Nummern 3, 20 und 51 nicht herauskommen wollen?

Da trat der Offizier an sie hin und sagte, sie solle doch nicht ihre wenigen Kreuzer in die Lotterie tragen.

Sie antwortete, daß sie solches auch nicht tue.

„Aber Ihr habt doch auf die vorhin genannten Nummern gesetzt?“

„Nein, das habe ich nicht getan. Sie habe nur gefragt, ob dieselben nicht etwa gezogen worden wären.“

„Aber das hilft Euch ja nichts, wenn Ihr nicht auf sie gesetzt habt.“

„Helfen tät' es schon nichts. Aber sie sei halt gerade neugierig, ob denn nicht einmal auch diese Nummern herauskommen würden. Es seien ihr immer just diese eingefallen, und weil sie sonst auch nicht viel zu besorgen habe, so kümmerge sie sich bisweilen um Lotterienummern. Geld auf so etwas hintun, dazu lange es nicht. Sie würden wohl einmal auch so gezogen werden.“

„Ja, liebe Frau, davon habt Ihr doch nichts.“

Daran hätte sie nie gedacht, daß sie davon was haben wolle; das wisse sie schon, daß man dafür erst in die Lotterie setzen müsse. Sie wolle bloß einmal wissen, wann die Nummern 3, 20 und 51 kommen würden.

Der Offizier reichte der Alten eine kleine Gabe, sie sagte ihr gewöhnliches Dankeswort und trippelte zur Türe hinaus. Er blieb noch am Schalter stehen und wartete, bis der Beamte mit einigen Eintragungen fertig war und das Buch von sich schob. Dann fragte er, ob die Frau, die sich vorhin um die Nummern erkundigt habe, bekannt sei. Nein, sie sei nicht weiter bekannt, nur daß sie von Zeit zu Zeit komme, um nach den drei Nummern zu fragen.

Der Offizier zog seine Geldtasche hervor und sagte, er wolle für die nächste Ziehung auf die Nummern 3, 20 und 51 setzen. Der Beamte schrieb die Ziffern ins Buch, fertigte den Schein aus und nahm das Geld in Empfang.

Weiter war nichts. Der alte Offizier ging durch seine Tage und dachte nicht mehr daran. Einmal oder vielleicht zweimal hatte er das Weiblein noch auf der Bank sitzen gesehen im großen Volksgarten. Sehr klein und eingemummt in ihr gelblich gestreiftes Tuch saß sie da, denn es gylbten in der scharfen Lust schon die Bäume, einige Sträucher wurden rot wie die hellsten Rosen und andere bekamen ein so leuchtendes Laub, wie das lauterste Gold und in solcher Zeit ist der Garten am allerschönsten. Der Offizier erging sich mit seinesgleichen im Garten und sie plauderten wohl von den Feldzügen in Italien oder in Schleswig-Holstein, oder aus anderen Erinnerungen.

Als unser alter Herr wieder einmal ins Postamt kam, um einen Brief einschreiben zu lassen, blickte ihn der Beamte lange an und lächelte. Es sei recht gut, sagte er, daß der Herr endlich einmal vorspreche, er — der Beamte — wisse weder seinen Namen noch einen Aufenthaltsort, erinnere sich nur, daß er die Nummern gesetzt habe. Nun werde er wohl den Terno beheben wollen!

Die drei Nummern, die das arme Weiblein so lange gesehen hatte, sie waren getreulich erschienen, als auf sie gesetzt wurde. Der Offizier kam in Erregung und fragte, ob die alte Frau nicht wieder einmal da gewesen sei, um nach den Nummern zu fragen. Nein, sie sei schon einige Zeit nicht mehr da gewesen.

„Darf man wissen, wie viel sie bekommt?“ fragte der Offizier.

„Sie bekommt gar nichts,“ antwortete der Beamte, „wenigstens bei uns hat sie nicht gefest.“

„Der Terno gehört der Allen. Wie viel macht er denn?“

„Ein Geringes über zwölfhundert Kronen,“ sagte der Beamte und schlug in den Büchern nach, während der Herr den Sepschein aus seiner Briestafche hervorsuchte. Der war zufällig noch vorhanden, es wunderte ihn beinahe, denn er hatte die Sache ganz und gar vergessen gehabt. Also war alles in Ordnung. Nun ging der Offizier in den Volksgarten, gerade der Bank zu, auf der das Weiblein gerne gegessen war. Sie saß aber nicht dort. Er fragte den Gartenaufseher, ob er sich nicht erinnere, daß hier oft ein kleines altes Frauchen gegessen sei, dem mancher eine Gabe gereicht habe.

„Die Alte sitzt nicht mehr da.“

„Das sehe ich. Ist sie abgeschafft worden?“

„Es mag sein. Es mag aber auch sein, daß sie so ausgeblieben ist. Ich erinnere mich nicht, daß sie seit kurzem da war. Eine Bekannte gewesen?“

Nun ging der Offizier in jenes Armenhaus, das die Alte ihm bezeichnet hatte als ihren Aufenthaltsort, solange sie es ohne die weite Lust und ohne die geschmäckten und fröhlichen Leute dort ausgehalten habe. Im Armenhause fragte man den Offizier, weshalb er nach dieser Person frage?

„Weil ich für sie etwas habe.“

Er möge es vielleicht sagen.

„Ich will es ihr persönlich übergeben.“

Darauf die Auskunft, daß er das nicht könne, weil sie gestorben sei. Die Vorsteherin der Anstalt war beinahe zornig



geworden, als von dieser Person die Rede. Die sei ein gar hochmütiges und genussüchtiges Geschöpf gewesen. An Nahrung und Pflege habe sie nie was ausgekehrt, aber das Jammern und Achzen der brennenden armen Leute sei ihr zuwider gewesen, in der Freiheit habe sie immer sein wollen und gepunktete Leute sehen. So arg genussüchtig sei sie gewesen! Und weil sie ohne Erlaubnis immer fortgegangen aus der Anstalt, so sei ihr Platz versallen. Dann habe man sie eines Morgens im Walde gefunden und in den Sezierraum getragen.

Der Offizier wollte aber noch mehr wissen. Er ging zu den Herren, die sie sezirt hatten, um zu fragen, an welchem Uebel sie denn gestorben sein könne?

„An leerem Magen,“ antwortete der Professor.

Jetzt ging er nicht mehr umher zu fragen, denn nun wußte er reichlich genug. Der gewonnene Terno brannte ihm an den Fingern und er sann lange nach, welcher wohlthätigen Anstalt das Geld zu widmen sei. Und dann dachte er nach darüber, daß bei Armen eigentlich nicht die eigene Armut das schlimmste sei, sondern die Umgebung mit Armut ringsum. Und wie es etwa zu machen wäre, daß den Armen in ihrem Elende wenigstens das allgemeine Gut nicht entzogen werde — die weite Luft und der Anblick glücklicherer Menschen.

Wieso es kam, daß das „hochmütige und genussüchtige“ Weiblein immer jenen drei Nummern nachfragte, die förmlich mit Schmerzen warteten, bis auf sie geseht wurde — das ist freilich nicht zu ergründen, wie vieles nicht zu ergründen ist, was um uns geschieht und über das wir nichts anderes zu sagen wissen als das hochweise Wort: Zufall.

## Die freimütigen Freunde.

**I**m Eisenbahnzug zwischen Graz und Wien machte ich vor kurzem eine interessante Bekanntschaft. Ich kannte den Mann schon seit vierzig Jahren, aber eigentlich kennen gelernt hatte ich ihn doch erst auf dieser Fahrt. Einst waren wir, einer so nichtsnutzig wie der andere, auf derselben Schulbank gesessen, dann hatten wir uns jahrzehntelang nicht mehr gesehen, voneinander aber dieselbe Meinung gehabt, die man von allen Bekannten hat, mit denen man selten zusammenkommt, nämlich die beste. Nun trafen wir uns zufällig auf der Fahrt und stupten. Denn einer sah an dem andern, daß er alt geworden. Wir waren gegeneinander sehr zuvorkommend und liebenswürdig, dann machten wir uns einige Lebensmitteilungen, dann Jugenderinnerungen und dann — waren wir erst im Bruch.

So begannen wir zu philosophieren, denn jeder von uns hatte Welt und Leute bisher nicht bloß gesehen und erlebt, sondern sich auch Gedanken darüber gemacht. Die menschlichen Vorzüge geben keinen besonders guten Reiseplauderstoff, so wirft man sich auf die Fehler. Gewöhnlich auf solche, gemeinsamer, doch abwesender Bekannten. Nachdem wir deren anderer eine Reihe durchgehechelt hatten, tat einer von uns die Bemerkung, es sei eigentlich nicht besonders anständig, stets über Abwesende Gerücht zu halten, die sich nicht verteidigen können. Manche „Rissetat“ stünde in anderem Lichte vor uns, wenn wir ihre Ursachen und Gründe wüßten. Der Angeklagte sollte sich stets aussprechen können.

„Sich aussprechen!“ sagte der andere, „sich rechtfertigen! Da müßte man erst beschuldigt werden, öffentlich oder Aug um Aug. Aber das tut kein guter Freund. Wir sind des Freundes nur so lange sicher, als wir ihn im Auge haben, hinter unserem Rücken wird er oft gefährlicher als der Feind. Und wer die Anklage nicht hört, wie soll er sich verteidigen?“

„Du denkst etwas allzu schlimm von den Abwesenden“, sagte ich. „Es fehlt uns nichts, als der unbedingte Freimut. Wenn der Freund gegen uns stets so freimütig wäre, als der Feind —“

„Dann wäre er eben auch der Feind,“ unterbrach mich mein Reisegenosse.

„Das glaube ich doch nicht. Sollte denn so viel Hinterhalt liegen im Menschen, daß er weitaus anders und schlimmer denkt, als er spricht? Nein, ich glaube es nicht.“

„Es läme auf einen Versuch an.“

„Zwischen uns? Zwischen uns, die wir stets mit gegenseitigem Wohlwollen einhergegangen sind? Gut. Wir haben noch vier Stunden Fahrzeit bis Wien. Wir riefen uns das Abteil und geloben uns, in diesen vier Stunden einander die Wahrheit zu sagen.“

„Genau das zu sagen, was einer über den andern sich denkt,“ sprach mein Gefährte. „Ich bin auf Schlimmes gefaßt, will aber standhalten.“

„Ich will es ebenfalls. Was einer dem andern sagen mag, keiner soll beleidigt sein. Die Hand d'rauf. Aber es soll keine Rederei werden, es soll die aufrichtige Wahrheit sein, in freundlicher Form, aber genau die Wahrheit.“

Denkst du etwas über mich, so sage es ohne Rückhalt. Ich werde es auch tun."

"Und du wirst mir nicht böse werden?" fragte er.

"So wenig, als du mir."

"Abgemacht. — Du scheinst deiner Vollkommenheit sehr sicher zu sein, ich bin bescheidener."

Im Augenblick sah ich zum Fenster hinaus, denn wir rollten am Kriegslach vorbei.

"Ah, deine Sommerresidenz!" sagte er. "Siehe, in dieser Hinsicht bist du wieder bescheidener, als ich. Ein so langweiliges Nest würde ich mir nicht gewählt haben. Dort steht ja dein Haus."

"Dort ja, hinter der Baumgruppe im Garten."

"Das nennt er einen Garten?" lachte mein Freund. "Das ist ein verwildertes Gestrüpp. Ein Mensch, der angeblich so viel auf Ordnung hält, sollte auch seinen Besitz in Ordnung halten, besonders wenn es solch' eine Miniatúrausgabe von Besitz ist. Ich glaube, du bist zu geizig, als daß du das Ding in einen anständigen Zustand brächtest."

"Beinahe," sagte ich. "Für die paar Monate Landaufenthalt kann man sich keinen großen Luxus erlauben."

"Was kann der Bettel denn kosten?"

"Willst du ihn kaufen?"

"Nein, mein Lieber," entgegnete der Reisegesährte mit sehr freundlicher Stimme, wie es der Verabredung entsprach. "Ich habe es noch nicht so weit gebracht, mir Häuser kaufen zu können."

"Du scheinst deine Sache zu vertrinken," lachte ich, ebenfalls sehr freundlich. "deinem aufgedunsenen Gesichte nach zu schließen mußt du viel Bier schlampfen. Du hättest

so hübsche Nchangen. Kannst du dich erinnern, wie ich als Schulknabe in deine Augen verliebt war? Jetzt hast du Schweinsgugerln bekommen, die dir nicht gut stehen. Auch hast du so ein unangenehmes Nälpsen. Das kommt vom Trinken. Aber du mußt nicht böse sein.“

„Fällt mir gar nicht ein!“ rief er, drückte mir fest die Hand und hatte ein sehr rotes Gesicht bekommen. „Du kannst nichts dafür. Doch mir sind an dir deine Bahnlücken unangenehm, wenn du lachst. Entweder du solltest nicht lachen oder du solltest dir neue Bähne einsehen lassen. Nüdsichte, die man den Witmenschen beinahe schuldig wäre.“

„Von diesem Standpunkte aus möchte es vielleicht auch angezeigt sein, wenn du täglich Fußbäder gebrauchtest und recht oft Sodenwechsel vornähmest.“

Er schwieg, blickte zum Fenster hinaus und machte ein verdrießliches Gesicht. Ich grollte mit mir, ihm das gesagt zu haben. Er kann ja nichts dafür. Körperliche Mängel rügen, das ist nicht nobel! — Wir kamen nach Nürzangshlag.

„Das ist ja der Ort, wo du deine Hofegger-Gesellschaft gegründet hast,“ sagte er.

„Ich habe diese Gesellschaft nicht gegründet, ich habe sie vielmehr aufgelöst, weil sie mich zuviel gelobt hat. Begreiffst du es nicht, daß einem solches unangenehm sein muß? Dann bist du selbst von der Gattung.“

„Ich denke nur, daß du sehr eitel bist,“ sagte er in äußerst sanftem Tone.

„Bleiben wir beim Denken!“ rief ich und schüttelte seine Hände. Genug hatte ich von dieser Gattung Ausdrücklichkeit. „Nehmen wir unser Vorhaben, alles, was wir

voneinander denken, heranzusagen, ziehen wir es zurück. Bleiben wir bei der guten Gepsflogenheit. Nicht alles, was wahr ist, müssen wir sagen, aber alles, was wir sagen, soll wahr sein.“

Dann begann ein gleichgültiges Gespräch, aber es war nur ein Zungenspiel, die Seelen waren nicht dabei. Die Seelen waren gekränkt. Wir hatten uns versprochen, des Treimutes wegen nicht aufeinander böse zu werden und waren trotzdem verletzt. Das steht nicht in des Menschen Macht, nach heftigem Schlage zu sagen: „Es tat nicht weh.“ Ja, es tat wehe und es tut lange wehe und ich weiß nicht, ob mein Jugendfreund und ich uns je wieder harmlos freundlich werden ins Gesicht sehen können, seitdem einer weiß, was der andere von ihm für eine Meinung hat.

## Daselbige Spiel.

Die kleine, durchaus nicht an allzu auffallender Sonderart leidende Geschichte habe ich angegriffen bei einer Wagensahrt von Graz nach Wirtfeld. Nach dieser Richtung zieht's mich ja so leicht zur Frühlingszeit — durch ein sonniges Paradies in die schattendunkleren heimischen Berge.

Bei einem Straßenwirthshause zwischen Weiz und Anger ließ ich Kaffee halten. Im Obstgarten stand ein langer Tisch, an den setzte ich mich, um Kaffee zu trinken und bei einer Zigarre die liebliche Gegend zu betrachten: ein mit weißblühenden Obstbäumen überschleiertes Hügel land, aus dem der Kulm ragt, mit seinem schimmernden Kirchlein und Touristenhause auf der Höhe. In der Stube meines Straßenwirthshauses drinnen saß ein tischvoll Becher beim Kartenspiel; die Stimmen in der bekannten Wirthshausresonanz drangen hervor. Mein Kutscher stand, sein Bierglas in der Hand, im Hausthor und schaute durch die offene Thür in die Stube hinein, im Verlaufe des Spieles, das einmal den Mund verzerrend, das anderemal den Kopf vordrudend. Ich rief ihn an, er möge zu meinem Tische kommen, wenn er sitzen wolle. Er sah nach den angespannten Pferden, wie die beim Troge mit ihrem Hafer fertig würden, dann kam er heran und mit einem höflichen: „Wann ich Verlaub han?“ setzte er sich an die untere Ecke.

„Sie möchten wohl auch von der Partie sein?“ fragte ich, auf die Spieler zielend.

„Na,“ antwortete er gedämpft, „ih spiel nit. Ih mag nit mehr spielen.“

„Aber früher einmal, wie?“

„Früher scho.“ Er trank sein Glas aus und ließ es auf den Tisch, damit die Kellnerin komme, um nachzufüllen. „Wann ma nit scho fahren?“ fragte er mich.

„Wir haben noch Zeit.“ Denn mir begann es sonderbar vorzukommen, daß ein Spieler nicht mehr spielt. Ist doch der Spielteufel einer der Starrknaigsten, der keines seiner Opfer loslassen will.

„Sie haben recht. s ist schad um die Zeit, die man bei den Karten spilt.“

„Nit derowegn,“ sagte der Rutscher. „Zeit hätt ich immere einmal scho. — Passiert is mir einmal was. Das selbige Spiel, bazumal! Und seither mag ih nimmer.“

Jetzt war er mir zuwege. Die Kellnerin brachte das Bier, ich wartete ihm mein Zigarentäschchen auf und so begann er etwas zu erzählen. Er erzählte wortkarg. Langsam, mit Pausen, als besinne er sich bei jedem Sage, ob er ihn sagen solle oder nicht. Die Sache schien hochdeutsch gemeint zu sein, aber in der Aufregung fiel er manchmal heillos tief in die Bauernmundart zurück. Er schaute mir beim Reden auch nicht ins Gesicht, starrte vor sich auf das verwaschene Tischbrett hin — die Zigarre hatte er abgelehnt. Unterwegs beim Fahren hatte ich ihn für vierzig Jahre geschätzt, jetzt konnte er süßzig sein. — Das ist ein Falschspieler und deshalb einmal gefessen! fiel es mir ein. Seine Erzählung aber lautete so:

„Gspielt han ih gern. Was han ih in meiner Jungheit kartenspielt! Anfangen die Klein Wuben mit Bohnen. Nachher kommen die Ruffen — zehn ein Kreuzer. Na,



und endlich — kommen die Kreuzer selber. Um nig is s nit lustig. Immereinmal, wann ein paar Feiertäg san und man is angewachsen auf der Wirtshausbank, da han ih meine paar Gulden verspielt. Ein anderesmal wieder den Kametaden abgewonnen. Wie s halt geht. B' Fleiß Schaden tan han ih keinem nig. B' Fleiß nit."

Jetzt tat er einen Zug aus dem Glase. Und da er sah, daß ich ihn gespannt anblickte, so redete er weiter: „Dahem bin ih in Stubegg, hinten im Gebirgsgraben. Mein Vaterhaus steht hoch oben auf der Leitn, ein alte Kaluppn. Selu bin ih noch hübsch jung gwest, wie miß mein Vater mit der Kragen ins Dorf abi schickt um den Salzstock, den der Fuhrmann ins Wirtshaus bringen soll. „Kusst schon ein Eischl wart'n', sagt die Wirtin, der Wagen is noch nit da; wird leicht was lema? Därf ih dir was einschenken derweil?" — „Na," sag ih, „Frau Wuater, Werktags trink ih nig," und seh miß im Hof auf ein Leiterkarrn. Nimmt dir nit der Zimmermeister daher? Jochert hat er gheißn. — „Wartst auf was?" fragt er. — „Auf mein Salzstock wart ih," sag ih, „der Fuhrmann solln bringen." — „Du," sagt er, „da machn ma derweil a Prestanzl oder was." Und sißt scho s Kartnbüschl aus n Sack außer. — „Wegn meiner," sag ih, „zum Zeitvertreib." — „Zum Tisch gehn mar eini," sagt er und is scho d Wirtin wieder da mit ihrem: „Därf ih was einschenken?" — Und sißen in der Stubn und trinln Schilcher und spieln Danazwoanzg. A Spielrag is er sei Lebtag gwest, der Meister Jochert, und ih bin der Unterhaltung ah nit feind gwest, wann ih Zeit han ghabt. — Drei Vol (Partien) wag ih, so viel Geld han ih im Sack, denk ih mir und spiel drauf los. Beim erstn

verspiel ih, die andern zwei gwinu ih. Werdu allzwoa  
 hipig. — Nachher noch oans, das gwinu ih ah. Noch drei,  
 davon verspiel ih oans und gwinu zwoa. Teufl, den!  
 ih ma, heint tuats ma s gern. Schreit d Wirtin bei  
 der Tür einer: „Friedl, der Salzstod is da!“ — Wie ih  
 mei Jech will zahlu, schaut mi der Jocherl an und  
 sagt: „Hoamgehn willst hiaz, weil d ma Geld hast ab-  
 gwonna? Das wär doh tredi vo dir!“ — Das wärs ah!  
 den!  
 ih ma. Der Mensch is la Hundsfott, sei Geld laß  
 ih n zrudgwinne, nachher geh ih. So han ih s im  
 Sinn ghabt. Und spielen weiter. Der Jocherl muos  
 gmoant habn, er hät Stärkung nötig und trinkt ein  
 Seidl ums andere und verschaut si allerweil im Malt  
 und verspielt. Z erst han ih gmoant, s kunn ih ah schlecht  
 spielen, z Fleiß (mit Absicht), daß der Alt wieder zu  
 seiner Sach möcht kema, hat si ah z hart Kräftn ver-  
 deant, und dahoam Weib und Kind. — Ganz richti is  
 s ma sürganga. „Solls der Teufel holn!“ schreit er, „morgn  
 wär der Bettel so wia so hin.“ — Weil er ja um und  
 um schuldig is gwest. Und wie ih s Geld anschau, das  
 vor mir liegt aufm Tisch und aus an Häusl a Hausen  
 is worn, da den!  
 ih: So a Sau hast nit alle Tag, greif  
 zu. Aber jach gehts ma wieder für: Hör auf, heint,  
 Friedl! s Spiel is ungleich, er is betrunkn. Im selbn  
 Augenblick macht der Zimmermeister ein guaten Stich und  
 giacht s Geld ein. Hau, den!  
 ih, er schenkt dir ah nig,  
 a Narr müasht einer sein, wann ma nit so guat spielt,  
 als ma kann. Spiel leunt la Freundschaft. — Wanns  
 eppa glaubb, Herr Doktor,“ so unterbrach sich jezt mein  
 Autscher, „wanns eppa glaubb, ih hätt ma sein Lampas  
 z nuzen gmacht und gsälcht? Nit um ein Aug (nicht

um einen Grad), Herr, bei meiner Seel und Gott! Aber  
 zammgnommen han ih miß; nimmi eahn du s Geld  
 mit ab, deni ih mir, so tuats ein anderer. Hätt er Glück,  
 tat er dir's. — Na, und so han ih n Meister halt aus-  
 gadeelt. — Vrechter Weiss, wie ma moant. — Wie er  
 endligh sagt, er hätt nix mehr im Sad und ih möcht eahn  
 Kredit geben. — „Anshörn toan ma!“ sag ih, s is ja scho  
 finster worn. „Voamgehn toan ma!“ Mei Geld han ih  
 eingesteelt — a gastnvoll (zwei aneinandergehaltene Hände  
 voll); Kupfer, Silber und Papier. Wohl über dreißig  
 Guldn wird's gewesen sein. Er — ein Schmenter (Fluch)  
 hat er tan, sonst nig — is sein Weg gangen, still wie  
 a Raß zu sein Häusel umi, das hinter der Kirchn steht.  
 Ih bin mit mein Salzstock bergangliegn. Piaz, han ih  
 ma denkt, schaff ih mar a Streitergwand und särn grean  
 Quat an Gamsbart dazua. Ja — oder was!“ —

Der Rutscher trank sein Glas aus, griff in den Hosensack: „Wirtin, was habn ma ghabt, ih und meine  
 Bräundln?“

Ih war sätlich enttäuscht.

„Solches kommt alle Tage vor,“ sagte ich. „Wie Sie  
 sich haben angestellt bei Ihrer Erzählung, hätte ich ge-  
 weckt, daß die Geschichte wenigstens mit einem großen  
 Rausen ausgehen wird.“

Er stand von seiner Tischede auf, aber anstatt zu den  
 Pferden zu gehen, setzte er sich wieder her, just mir gegen-  
 über. Und mit hochrotem Gesicht zischte er mir über den  
 Tisch zu: „Nachst Morgn geht's um im Dorf: Der Zimmer-  
 meister Jochehl hat sih aufgehängt.“ — Damit sprang er  
 auf und ging schnell dem Wagen zu. — Aufgehängt?!  
 — War mir das auch nicht genug?

„Fahrt mer, Euer Gnaden?“ fragte der Kutscher. Ich meine, er hatte die Absicht, mit diesem wienerischen Fiacerrufe die Stimmung abzuschütteln, die er über uns gebracht hatte.

„Also voran!“

Er stieg auf den Poß, ich in den Wagen und die Köhlein trabten flink die weiße Straße dahin zwischen blumigen Matten und Obstbäumen. Es ging leicht bergan, da stieg der Mann ab und schritt neben dem Wagen einher. Bei einer Auslehre hielt er an, um die Pferde verschmausen zu lassen.

„Sollte er der dreißig Gulden wegen sich's angetan haben?“ fragte ich.

„Reicht wohl,“ sagte der Kutscher, „wie er heimkommt, soll der Amtmann mit dem Schandarm da gewesen sein. Sein lept' Geld verspielt, der Lump! habns' gesagt. Pfändt habns' u. Ein schön Kasten und ein alte Stoduhr. Und s' andere verpfändet. Weib und Kinder solln jammert habn, daß ma s' bis ins Wirtshaus hat ghört. Verpfändt und verschändt, wie ma sagt. Nachher is er halt ausn Heustadt gangen. Dort hat n der Bauer am andern Tag gefunden. — Hial!“

Die Pferde zogen an, es ging weiter.

Bei der nächsten Auslehre setzte er bei: „s' Geld, verfleht sich, han ich g'rad'schickt in der ersten Stund. Ruht nix, s' hat mich nieamer ausglassn, hat mich nieamer glitt'n dahoam. ‚Schau du auf die Reischn,‘ han ich gesagt zu mein Bruadern, ‚mih' g'streut's neamer s' Stuebegg.‘ Bin auf Graz, als Stallknecht eingestanden bei ein Fiacier. Seit drei Jahren fahrt ih. Fohln tat mir nix. Wan nur

das mit tat sein, daß ich mit alleweil denken müßte auf selbige Spiel.“

Wir fuhren durch die freundliche Ortschaft Anger, wir kamen ins Engtal zwischen höhere Berge, es war abendlich kühl geworden. Als die Pferde behäbig die Höhlung hinanzogen, auf der Birkfeld liegt, läutete die Glocke zum Ave Maria. Mein Kutscher nahm den Hut vom Kopfe. Im Gasthose zog er sich bald in den Stall zurück; ich genoß in der Gaststube mein Abendbrot. Am Nebentische war eine Gesellschaft von Ortsbürgern — sie spielte Karten.

**S**och im wüsten Gebirg, in einer entlegenen Hütte hatten sie sich versammelt, der Sandwirth Anderl, der rotbärtige Kapuziner, der adlernasige Seppel vom Rinn und Peter, der stramme Wirthwirt. Noch andere Bauern und Hirten, auch ein paar rege Dorfsparrer dabei, Lehrer, Gerichtsschreiber, Holzer und Pferdehändler. Sie pflogen schweren Rates. Die Bayernherrschaft war nicht mehr auszuhalten; in alten Brauch mischten sie sich ein, in Religion. In der Kirche konnten die Tiroler nicht mehr die Hände fallen, die krampten sich immer zur Faust. Diese „Boarn-Klacheln! 's wird nig andres über bleib'n, man wird's ihnen müssen zeigen, das Loch hinten aus dem Landl!“. Heimlich war schon alles hergerichtet, ein Netz von Vertrauensmännern über Berg und Thal, vom Inn bis zur Etz, von der Trisana bis zur Drau. Die Post- und Wirthshäuser waren zu diplomatischen Kammern geworden; auf entlegenen Almen hatten sie unter dem Vorwande des Scheibenschießens Kampfabungen abgehalten, in den Heuschauern die Waffen verborgen, in den Felshöhlen das Pulver versteckt. Sie konnten nun herausfordernd auftreten gegen diese „fremden Bodeln“, die als Richter und Steuerreingieher und sonstige Herren unter starker Soldatenbesatzung sich eingenistet hatten, um das von Bonaparte den Bayern zugespilte Land Tirol zu beherrschen und „wälsch“ zu machen, oder gar lutherisch! Schon ward auch in den Kirchen Ausrucht gepredigt; da wurden die Pfarrer be-

höflich abgesetzt und die Kirchthüren bewacht, und neue ausländische Soldateregimenter waren im Anzug.

„Soll'n nur koma!“ sagte der Wirth nun in der Almhütte.

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, wir wag'n's!“ grollte der Sandwirt.

Ein alter Kohlenbrenner war da, der wackelte mit dem Kopf: „A zwidere Sach! Nischt wohl zu überleg'n! Mir arme Verglent', was wern mir ausricht'n geg'n die Franzos'n! Hab'us nit die ganz' Welt niederkriegt?“

„Ein feiges Luder bißst!“ schrie dem ein Hlobiger Hirte zu. „Weh du zu dein' Kohl'nhaus'n. Da sein Männer beisam', hast du nix g'tun dabei!“

„Ah na,“ sagte der Alte gemüthlich, „aufschmeiß'n laß' ih miß nit. Bißt a Tiroler bin ih decht wol ah noh. Zwen Stup'n findst in meiner Hütt'n leicht wol. Wer ein' davon hab'n will! 'n andern brauch ih selber.“

Zur Thür polterte ein Bauer aus dem untern Jnnthal herein, hastig, erregt. Neuigkeiten wußte er. — Bei Ausfließen und durch den Paß Strub seien bairische und französische Truppen eingebrochen, täten sengen und brennen. Sein Haus und sein Mensch sei sicher. Aus den Kirchen täten sie die guldnen Kelche rauben, die Tabernakel erschrecken. Bei Rißbüchel auf der Straße stehe ein Muttergottesbild — auf das hätten sie geschossen, wie auf eine Scheibe.

„Was sagst? Was sagst?“ zischte der alte Kohlenbrenner, „auf die Muttergottes sagst?“ Ein langes Messer riß er aus der Scheide, seine dicken Zähne krachten vor Wut. Fortrasen wollte er — „Boarnderstech'n!“

„O du narrischer Wasl!“ lachte ihm der Sandwirt

zu. „Wenn mir's so wollt'n mach'n, taten mir freilich  
nig ausricht'n.“

„Wann's um unser' lieb Frau geht, hat er doch  
Kuratsch, der Kohl'nbrenner!“ sagte der Kapuziner und  
klatschte dem Alten anerkennend die Hand auf den Buckel.

„Kuratsch allein ischt halt g'weni,“ sagte der Sand-  
wirt. „G'scheit sein heist's!“

„Sell denk ih wol ah!“ meinte der vom Rinn. „Weiter  
ins Gebirg müß'n mir s' hereinlass'n, die boaisch'n  
Schwäng'. In d' Schluchten herein. Aus Wald und  
Wand versteckt Kugeln abi pfeif'n, Steiner abi lass'n.  
In den Klauen die Wasserwehr'n brech'n, daß sie der-  
saut'n wie d' Nag'n. Bei uns ischt's leicht, uns helf'n  
die Berg' Krieg führ'n; sauteufelbumm müßt ma sein,  
wenn mir s' nit auss'i bringen taten!“

„Und unsere liebe Frau wird uns nit verlass'n,“  
sagte der Kapuziner.

„Verhoffs!“ meinte der Mahrtwirt, „aber verlass'n  
ders'n ah mir uns nit auf sie! Die Voarn rus'n s'  
ah an.“

„Wol wol, zu den Tapfersten wird sih die liebe Frau  
halt schlag'n. Ich Pulver beieinand?“

„Das wird sih nit fahl'n,“ setzte der Sandwirt bei,  
„Pulver so viel der Will. In der Jausenhöhl und aus dem  
Brenner, in der Bannertalshüt'n ischt Pulver!“

„Ich brauch' leins, ich schieß' die Berg' los,“ knurrte  
der Mahrtwirt.

„Wie ischt das g'meint, Peter?“

„Wirst es schon sehen.“

So taten sie reden und raten. Ob sie im obern Inn-  
tal fertig wären? „Im Puschteltal gehts nit vorwärts.“



„Stade Locherln sein's, die Puschtertaler!“ rügte der Sandwirt.

„Die Bissertaler sein bereit.“

„Die Stubayer warten ah scho mit Schmerz'n aufs Losschlag'n.“

„Im Eisfaktal greacht'ln sih schon die Weiberleut' mit Harken und Mistgabeln zum Tanz!“

„Die meine laß ich auf kein' Franzosen los!“ versicherte ein alter Steinschlager.

„Fürcht' dih nit, Herbl, deiner Alt'n tut keiner was.“

„Nit so! Nit so!“ eiferte der Steinschlager.

„Nachts keine Dummheiten, Männer!“ verwies der Sandwirt, „die Weiberleut' wern mir nit veracht'n därf'n. Zum Butrag'n im Gebirg. Zum Viehsen lad'n. Zum Steiner roglih (locker) mach'n. All's lönnma ma brauch'n, was helf'n will.“

„Und all's muß helf'n!“ rief der Seppel Spedbacher vom Rinn.

„Tuts hiazt amal auspass'n,“ sagte der Sandwirt und breitete auf dem Tisch eine Landkarte aus, die so groß war, daß sie über den Rand hinabhing. Die Angriffspunkte wurden bestimmt. Allerlei Vorschläge wurden gemacht. „Das kunt ma probier'n,“ sagte der Sandwirt zum einen. „Das ischt zu dumm!“ zum andern.

„Männer!“ rief plötzlich ein knochiger Holzknecht, „redt's nit so lang und gehts gleich mit. 's Pulver despartn mir für's Gamselschies'n. Die Hoarn derschlag'n mir mit dem Stup'nkolb'n!“

„Zum Lachen ischts!“ entgegnete der Sandwirt ärgerlich. „Was glaubst denn, Qua? Handgefecht! Ih dank schöön. Mit zwei abgerichteten Armeen. Vor Augen lenna

„därf'n mir ihna nit! Von hinterwärtz, von seitwärtz, von oben abi. Merkt's ent das.“

Sie fanden, daß es ziemlich in Richtigkeit sei mit den Vorbereitungen.

„Fuhrwerk, wenn mir mehr hätten,“ meinte einer.

„Was nit kann g'fahren, muß trag'n werd'n. Und noch was, Leutl. Wer z'ruck muß, nur nit ins Tal; nur ins wilbe Birg. Und dort gleich wieder z'sammensieh'n und wieder von einer andern Seit'n auf den Feind her. — Habt's Vieh auf der Alm? Isch Weib und Kind in der Sicher?“

„'s ischt wol ein' harte Zeit,“ senzte ein Waldbäuerlein und schneuzte sich mit dem blauen Sacktuch.

„Zum Dunner!“ drauf ein anderer, „wenn's miß trifft, so rait' ihs sür's Sterb'n.“

„Dumme Rederei!“ drauf der Sandwirt, „'s Sterb'n überlass'n mir den Boarn und Franzos'n. Rösser, wenn noch auß'treib'n wär'n und Verglarten. Und beim Pulver, daß ihr mir auß' Fuier Achtling gibts, ih sag' ent's!“

„Und mei hülzerne Kanon' wär nit zu brauch'n?“ fragte der Wagenmeister von Sterzing, der aus Ahornholz eine Kanone versfertigt und mit wuchtigen Eisenreifen beschlagen hatte.

„All's ischt z' brauch'n!“ rief der Sandwirt. — „Weiß noch einer was? Nit? Also, die Kart'n habi's ang'schaut, ausgrebt ischts. So wölln ma hiazt noch einen dazua einladen.“

Sie verstanden ihn. Ihre schweren, breiten Hüte zogen sie vom Kopf und beteten laut ein Vaterunser.

Wenige Tage später ist Tirol in hellem Ausruhr ge-

standen. Vom Großglockner bis zum Ortler brannte das Land lichterloh. Es begann ein beispielloser Kampf, heldenhaft und schlau; betend und jauchzend haben sie die Feinde erschlagen und vertrieben. Auf dem Berge Isel am 15. August 1809! Es war Napoleons Geburtstag, an dem ein armes Volk von Hirten dem kaiserlichen Welteroberer die Grenze seiner Macht zeigte. Und dann saß zu Innsbruck in der Kaiserburg einer, der unterschrieb die neuen Verordnungen und Landesgesetze mit schwerfälliger Hand: „Andreas Hosfer, Kommandant von Tirol.“ Der Sandwirt und Pferdehändler von Passeier!

Kaiser Franz war in schwerer Lage. Die Tiroler begünstigte er heimlich zum Freiheitskampf, dem „Kommandanten“ schickte er die schwere, goldene Kette; und anderseits durfte er es mit Napoleon nicht verderben. Es sollten den Tirolern wohl österreichische Truppen zu Hilfe kommen, aber sie kamen nicht. Immer, von Woche zu Woche, sagten sie sich an und kamen nicht. Und ließen die armen Gebirgler in der Not vor dem neuerdings von allen Seiten anrückenden Feind allein.

Wenige Monate nach dem Siege auf dem Berge Isel — mitten im Winter, da sah es anders aus! Da saß in einer tiefverschneiten Berghütte der Passeier Alpen ein verhehlter, verlassenener Flüchtling. Andreas Hosfer, nicht mehr „Kommandant von Tirol“. Aber sein Kopf stand hoch im Werte. Zehntausend Gulden, sagen sie, wäre der Preis gewesen für den, der diesen schwarzbärtigen Kopf lebendig oder tot den Franzosen überbracht hätte. Bayerische und welsche Truppen überfluteten Tirol, plündernd und brandschatzend. Über den Brenner zogen sie in das sonnige Tal von Vigen hinab, wo Peter, der Wahr-

wirt, hauste. Aber der ist nicht daheim. Der steigt mit einer Bauernrotte im Gebirge herum und will etwas ausführen, das er in sorgenschweren Nächten geplant hatte. In Wien, in Preßburg verhandeln die Diplomaten. Was schert das die Tiroler. Man hört vom Frieden. Aber von was für einem!

Durch die wilden Eisalpschluchten, wo einst auf enger Straße Kaufherren, Könige und Kardinäle gezogen, wo auch Wolfgang Goethe gewandert gegen sein geliebtes Italien — durch jene schattendunklen Schluchten marschierten die französischen Truppen. Und dort war es, wo Peter, der Mahrwirt, mit seinen Männern hoch auf steiler Bergwand die unerhörte That vollführte. Am Hang, der nach unten von Buschwerk verdeckt war, baute er mittels aneinandergebundener Baumstämme wagrecht eine Art von hängendem Steg, der sich an der Felswand hinstieg. Diesen Steg belastete er mit Gestein und Gerölle bis hoch die steile Lehne hinan. Es waren gewaltige Massen, die da oben hingen. Und als unten in der Schlucht die Franzosen heranmarschierten, arglos, mit klingendem Spiele, da ließ der Mahrwirt auf ein gegebenes Zeichen hoch oben die Stegbänder abhauen. Die ungeheure Lawine fuhr zur Tiefe und begrub an fünfzehnhundert Soldaten. Der Eisal, so erzählt die bauende Sage, staute sich bis gegen Sterzing hinauf, und als er den Schuttwall durchbrach, wälzte er die Leichen hinaus in die süblichen Gelände.

Diese Gewaltthat des Mahrwirtes war geschehen nach dem Wiener Friedensschlusse, der die Bayern zu endgültigen Herren von Tirol gemacht hatte. Peter wurde gefangen und zu Bozen als Rebelle gerichtet. Sein Rich-

ter, der französische General Baraguay, wollte den Mann, der sein Heimatland so übermenschlich verteidigt hatte, vor der Hinrichtung bewahren; er ließ ihm nahelegen, daß Peter durch eine Angabe, als habe er zur Zeit der That vom Friedensschluß keine Kenntniß gehabt, sein Leben retten könne. Da antwortete Peter: „Ich hab' vom Friedensschluß gewußt und mit einer Lüg' laufe ich mein Leben nit.“ — Dann ist er erschossen worden. In derselben Zeit, als zu Mantua auch Andreas Hofer auf der Nichtstatt fiel — in Treue zum Heimatland.

Dröhnt uns diese Geschichte nicht wie antiker Helden-  
sang? Nimmer kann man daran denken, ohne daß einem  
warm wird hinter dem Bruststeck. Ich habe die herr-  
lichen Männer in meinem Buche vom Währwirt poetisch  
zu fassen gesucht, aber sie sind dem Dichter ebenso schwer  
faßbar, als sie es dem Feinde gewesen. Trotz der herben  
Schönheit, die in ihnen und ihrer Zeit liegt. Und was  
zu lebhaft Geschichte ist, das wird nicht leicht Roman.

---

## „Zum wunderbar geretteten Jäger“.

**D**er Gemsjäger Bernhard steigt dem Gebirge zu. Die höchste Spitze steht kaum dreitausend Meter hoch, und er hätte Kraft für sechstausend in den Gliedern. Wenn er nur erst über den Wald hinaus wäre, da geht sich der Boden so kindisch flach und lind, wie in einer Krankenstube. Treppen will er haben unter den Füßen, der Bernhard, steinerne Treppen, wovon jede Stufe mit allen Bierern erklettert werden muß; der Genssen Tanzboden ist sein Tummelplatz.

Weil er schon einmal im Walde ist, so will er nach den Schlingen sehen, die er gestern gestellt; hängt ein Hase drin, gut, hängt ein Fuchs, um so besser. Den Fuchs verzehrt man nicht. Der Mensch bildet sich's ein und ißt nur Fleisch vom Tiere, das keines ißt. Trotzdem bleibt der Fuchs das netteste Tier, es ißt halt gescheiter wie die anderen. — So denkt sich der Bernhard, da sieht er im Dickicht etwas zuden. Hätte er nur den Hund mit, den wollte er einmal drauflaffen. Aber es ist ja ein Reh in der Schlinge! Rehe haben doch kein blaues Busentuch um! Ist's ein Mädel? Mädels wieder haben keine Hörnlein auf dem Kopf. — Als er das Astwerk auseinanderbog, sah der Jäger, es wäre ein Reh da und ein Dirndel. Dieses hielt das zudenbe Tier beim Hintersfuß und war damit beschäftigt, es von der Schnellschlinge loszulösen. Der Jäger schaute ihr durch den Busch heimlich zu. Die kleine Ziegenhirtin aus dem Schrambachgrund, ein troziges Ding, mit dem nichts anzufangen war. Braun und herb wie eine Brombeere,

aber den Holznächten im Schramsbachgrund waren die roten süßen Himbeeren lieber, und so blieb dem bethen Naturkinde nur die Biege und das Reh übrig, wenn es etwas gern haben wollte.

„Schau doch ein andermal besser, worauf du trittst,“ sagte sie zum Tiere, „weißt ja eh, daß die Jäger so falsch sind. Aber so halt' doch dein Fußertl still, daß ich's losmachen kann. Der verdammte Draht schneidet dir ja die Klauen weg, wenn du so anreißt. Den Jäger, wenn er da wär', wollt' ich mir gunnen!“

Das Reh war los und schloß durch den Jungwald davon. Der Bernhard aber tauchte das Astwerk und sagte geschmeidig zum Dirndel: „Der Jäger ist da, und jeht kannst dir ihn gunnen.“

Die Hirtin war gar erschrocken. Mit ihren runden braunen Augen schaute sie ihn finster an und antwortete: „Der Mensch weiß auch keine Stund', wo er nicht in eine Schlinge tappt; er sollt' schon nicht so grausam sein gegen das arme Gethier.“

„Freilich tappt der Mensch auch hinein. Aber der Schlingen gibt es unterschiedliche, jede tut nicht weh. Die zum Beispiel.“ So der Jäger, und wollte sie mit den Armen umschlingen. Sie duckte rasch unter und huschte zwischen den jungen Fichtenbäumen davon.

Der Bernhard hatte ihr ein Weilschen nachgeblidt und dann den Kopf geschüttelt. — Eigentlich schade um das Windspiel, daß es so wild ist. Man muß sich's erst abrichten. Wenn es nur erst abliegt, wird das herbste Wildobst das beste. Morgen werde ich in den Schramsbachgrund gehen und sagen, daß sie eingesperrt wird. Wir wollen ihr das Rehauslassen abgewöhnen. Oder sie soll

sich auslaufen. — Er spannte die Schlinge wieder stramm, schupfte sein Gewehr hinter die Achsel und ging weiter. Als es steil wurde, stieg er trotz der jugendlich-elastischen Gestalt sehr gemächlich an. Stadtleute gehen auf die Berge erst langsam, wenn sie müde sind, Gebirgsleute schon vorher, und sie werden dann gar nicht müde. Im Knieholz begegnete er zweien Touristen, denen hätte er am liebsten mögen die Beine abschießen, weil sie zwischen den Wänden gejauchzt hatten. Die Genssen verschrecken! Dieses Umlaufergesindel. Die Toren steigen hinauf, um Berge und Täler anzuschauen. Der Genssen achten sie nicht und versprengen sie doch. Dumme Kerle! — Wenigstens werden die Gerichte vernünftiger. — Mit septerem meinte er zwei Gerichtsverhandlungen, die kurz vorher in dem Kreisbezirke stattgefunden und wobei ein Hasendieb auf dreizehn Monate, ein Menschentotschläger auf acht Monate Arrest erhielt. — Die Touristen boten dem Jäger einen fröhlichen guten Tag! Hol' euch der Teufel! brummte er. Der Teufel blieb zum Glück an seinem Schnurrbart hängen. Höher oben stieg er an ein vorspringendes Wändlein hinaus und horchte nach beiden Seiten hin in die Käre. Kein Wind pfiff über die Risse, kein Steinchen rieselte nieder, alles tot in den Wänden, und die verdammten Bergsegen, so die Genssen verjagt hatten, soll doch der — derjenige holen! — Er ging quer über ein Schneefeld; die Mittagssonne hatte den Schnee nicht so weit gebracht, daß die scharfbenagelten Schuhe Tapsen treten konnten. Wenn sich hier erst noch Gletscher bilden! Was wäre das neuerdings für ein Gelaufe! Ist es doch schon bald, als hätte der Herrgott das Gebirge für die Touristen gebaut, und nicht für Genssen und Jäger!



Der Bernhard setzte sich unter eine Felswand, zog aus seiner Weidtasche Brot und Speck und würzte das Mittagmahl mit Arger. Ein altes Weib könnte ihm begegnet sein, so überquer geht ihm heute alles wieder. Es sind übrigens die jungen auch nicht besser. Eher schlechter. Der Oberförster Eustach habe immer gesagt: vor alten Weibern schützt jeder Weibbrunn, aber die jungen sind Hegen! Erst als er den Fluß vornahm und Bachholdernen trank, wurde ihm anmutiger ums Herz. Darauf legte er sich auf ein Kissen von Sand und Edelweiß, schloß ein und sah im Traume den Himmel offen. Und was für einen Himmel! Im grünen Fichtenwald wimmelte es vor Rehböden und Hirschen, an den Wänden klebten so viele Gemen, wie Fliegen am Fenster im August. Um die Vergspiken kreisten Adler so zahlreich wie Krähen um die Kornschöber, und in der Fuchschlinge saß ein schwarzbraunes Mägdelein gefangen.

Als der Bernhard erwachte, stand die Sonne schon hinter dem Gebirge und die Wände waren grau und feucht. Aus den Klüften krochen weiße Nebelschen heraus, über der Waldgegend unten lagen langgestreckte Nebelbänke. Geregnet hatte es, während er im Himmel war, seine Felswand hatte ihm Dach geboten. Hätte es von seinem Himmel nur auch die Gemen herabgeregnet. Es waren immer noch keine zu sehen. Der Bernhard mußte in die Trachöfen hinüber, die waren wohl etwas wüß, aber dort gab's ihrer gewiß. In den Trachöfen hatten die Gemen ihre sichere Burg, und einmal mußte der Bernhard, der noch nicht lange mit der Wächse ging, doch diese Hochschule der Gemenjäger vornehmen, damit er mitsprechen könne, wenn im Forsthaus von den Wänden der Trachöfen erzählt

werde. Sein Griesbeil klang hell im Gestein, als er an den Felsen hinstieg, immer höher hinaus. Da gab's kein Anieholz mehr, nur kurzes, zartes Gras auf schwarzer Erde zwischen den Steinen. Um ein Felsriff kletternd sah er plötzlich hinab in das Osenkar. Da unten gab's ihrer. Aber er war viel zu hoch, er konnte sie nicht zählen, noch weniger schießen. Das Gewehr hielt er krampfhaft zitternd in der Hand. Schießen? Darf er denn? Steigt er nicht als Jäger umher? Er hat die Tiere nur auszuforschen, zu bewahren. — Er begann niederwärts zu klettern, es ging prächtig, er sprang von Stein zu Stein, und in den Schuttrinnen ließ er sich hinabrutschen. Er geriet an eine Wand, darüber kam er so hinab, daß er sich am Alpenrosengesträuch festhielt, welches aus den Spalten hervortauchte. Gut, daß ich da nicht wieder empor muß, dachte er, das schrofte Gehänge betrachtend, das über ihm aufragte. Hingegen vom Kar aus geht's lustig zu den Almen hinab. — Aber zwischen ihm und dem Kar war jetzt eine hohe, kahle senkrechte Wand. Die Gemsen hoben, von rieselnden Steinen erschreckt, ihre scharfbehörnten Köpfe und setzten in Rudeln über Fels und Schnee davon. Bernhard mußte sich einen Augenblick niederlassen und die Hand vor das Gesicht halten! Der Schwindel! Über sich die Wand, unter sich die Wand, so kauerte er auf einem schmalen Vorsprung, der sich nach rechts und links einige Klafter lang hinzog und dann in dem grauen Gewände verlief.

Bernhard sah, daß er sich verfliegen hatte. Sein erster Gedanke war: jetzt den Kopf nicht verlieren. Aber der Kopf half ihm nicht viel. Mit Hilfe der Alpenrosensträucher versuchte er das Emporklettern, sie loderten sich,

rissen aus, und er stürzte auf seine Terrasse zurück, noch glücklich, daß er dort liegen blieb. Nach einer Weile hub er an zu rufen. Seine Stimme schlug grell in das umstehende Gewände, unten sah er niemand, der ihn hören könnte. Er ließ Schüsse los, sie verhallten ebenfalls. In die Ofenlücke kam außer den Jägern und Wildheuern selten ein Mensch, es war ja auch verboten. Standen unten doch die Tafeln: Das Betreten der Trachöfenlücke ist aus jagdlichen Gründen strengstens untersagt. — Nun kam der Abend. Für die sereblauen und violetten Schattendämmerungen in den Tiefen, für die tintenschwarz in den Himmel aufragenden Zinnen hinter ihm, für das Alpenglühen auf den ferneren Gebirgen hatte er kein Auge. Eine große Angst übersiel ihn. Sein Gaumen war so trocken, daß die Zunge drau kleben blieb. Ein Branntweinischluck machte es nicht besser — nach Wasser lechzte er. Quer hin an dem Gewände war ein Felsblock niedergestürzt und zwischen Faden hängen geblieben, unter sich eine Höhlung bildend. Da hinüber kletterte er mit Anstrengung und Gefahr, um sich die Nacht über unter dem hängenden Felsblock zu bergen. Feuer wollte er machen, denn die liebe Flamme tröstet in der Einsamkeit wunderbar; er hatte auch Bändzeug bei sich, aber kein Brennholz war zu erreichen; die wenigen Äste des Alpentosenstrauchs waren in Lebenssäften, sie glossen ein wenig, verloschen bald und ließen den Jäger in der kalten öden Finsternis zurück. Vor Erschöpfung schloß er ein, die ganze Nacht kletterte er hinan und fiel hinab, an den Wänden redten sich steinerne Gamsen, Hirsche und Rehköpfe hervor, sie mederten und lachten ihn aus.

Als er unter seinem Steine wieder zu sich kam, rau-

den die Berge im dämmernden Maß des anbrechenden Morgens. Ein Schüttelfrost rüttelte an ihm so heftig, daß die Zähne klapperten, er raffte sich auf und begann zu schreien. Anfangs war er heiser, er schrie so lange, bis die Stimme hell klang und er schrie fort, bis sie wieder heiser wurde. Aber in den Felsen blieb es leblos und in den Wänden zeigte sich kein Retter. Neuerdings versuchte er es mit dem Klettern und fiel ohnmächtig zurück auf seinen Felsvorsprung. Dann lag er ruhig und dachte nach, ob er nicht eines seiner Kleidungsstücke zerschneiden und die Stücke zu einem Bande zusammenknüpfen sollte, um mit solcher Strickleiter das Hinabgleiten zu versuchen. Wenn er aber die Tiefe des Abgrundes betrachtete, ward ihm klar, daß derlei umsonst sei.

Vor einigen Monaten war sein Vater gestorben. Die Leichnanlegerin hatte ihm den neuen Todentod angezogen. Da hatte sich der Bernhard gedacht, es wäre schade um das teure Gewandstück, daß es so vermodern sollte. Die Mutter hatte auch gemeint, wie schwer man sich's verdienen, der Tote ruhe auch in bloßen Hemdbärmeln gut. Und sie hatten den Todentod wieder zu sich genommen. Nun trug ihn der Bernhard am Leibe und da fiel ihm ein: 's ist der Totentod, mir ist's aufgesetzt. — Das Pulver hatte er gestern schon verschossen und nicht an das äußerste gedacht. Es wäre schöner die Kugel als der Sprung . . . Nun fiel ihm noch was ein. Sein Vater, in dessen Totenjoppe er saß, war Holzlnechtmeister gewesen, der — bei den Bäumen des Waldes aufgewachsen — sich aus Himmel und Hölle sein Lebtag nicht viel gemacht hatte. Auf dem Sterbebett aber fragte er plötzlich, sich in der dunklen Kammer starr umsehend: Ist Gott nicht

da? — Denselben Seelenschrei tat nun auch Bernhard: Ist Gott nicht da? — In Christenlehren, erinnerte er sich gehört zu haben, daß Gott der starke Helfer in Not und Gefahr sei, wenn man zu ihm bete. Aber der trotzigste Mann schämte sich jetzt, zu dem zu beten, den er immer so sehr vernachlässigt hatte, ja, den er am liebsten kurzer Hand abgelehnet hätte, wenn seine Mutter dem jungen selbstsüchtigen Sohn mit dem gestrengen Richter gedroht. — Als aber auch an diesem zweiten Tage die Sonne überging, als Durst und Fieber ihn verzehren wollten und kein Retter sich zeigte — da hub er an, die Hände gegen Himmel zu ringen und laut zu weinen. Und dieses wilde, erschütternde Weinen war eine Bitte zu Gott um sein junges Leben...

Der Abend dunkelte früher als sonst, denn der Himmel hatte sich schwer überzogen und an den Wänden saulen bleigraue Nebel herab. Die Klare lagen tief und finster unten, und wie aus den Vorbergen auch der frische lebendige Wald herausblaute, es lag eine Ewigkeit dazwischen. Mechanisch tastete der Bernhard wieder einmal nach dem Gewehr, da rollte selbst über den Stein und fiel in die Tiefe, wo es lautlos zerscheitete. — Bernhards Zustand war traumhaft geworden. Und als aus der Tiefe ein roter Stern herausleuchtete, sagte er daß nicht mehr, hielt es vielmehr gleichgültig für den aufgehenden roten Mond. Das Feuer wurde größer und rötete den wirbelnden Rauch.

Die Ziegenhirtin Rosel war in den unteren Trachöfenhängen wildheuen gewesen. Das war zwar auch nicht gestattet, aber sie meinte, wenn der arme Mensch alles meiden wolle, was „aus jagdlichen Gründen“ verboten ist,

so müsse er verhungern mit samt den Ziegen. Zwischen Stein und Strupp schnitt sie eifrig mit der Sichel das Gras und tat es in den Korb. Bei dieser Arbeit hatte sie mehrmals rufen gehört. Anfangs beachtete sie das nicht, als es ihr doch auffiel, wußte sie erst nicht, woher die Stimme kam. Da mußten wohl Jäger in den Wänden sein, denn auch Schüsse fielen. Sie trachtete mit ihrem Futterkorbe weiterzukommen. Am anderen Morgen war sie wieder da und schnitt wieder Gras und hörte wieder das Rufen. Jetzt erschrak sie. Das war wie kläglicher Hilferuf. Sie wußte nur nicht, kam er aus den hinteren Kären oder aus den Felshängen. Von der senkrechten Wand schien er zu kommen, das war aber sicher nur der Wiederhall, denn daß da oben sich ein Mensch befände, war unmöglich. Weil der Schall zeitweilig sich wiederholte, so kam der Rosel das Entsetzen und sie lief hinab in die Walschläge und erzählte den Holzhauern, daß in den Trachöfenwänden schon seit gestern jemand um Hilfe rufe. Darauf erinnerte sich einer, daß am Abende zuvor im Forsthaufe der Jäger Bernhard nicht gesehen worden sei. Der Vorarbeiter rief den Feierabend aus und verordnete, daß die Männer mit Steigeisen, Haken und langen Striden ins Gemägebirge hinauf sollten. Es ward finster. In den Kären zündeten sie fürs erste ein großes Feuer an, damit der Mensch, der sich etwa verfliegen hatte, das Zeichen sehe, es seien Leute zu seiner Rettung aus. — Als der Bernhard unten immer wieder das Feuer sah, erwachte er endlich aus seiner Betäubung und hub neuerdings an zu rufen. Die Holzhauer im Kar drehten aus Baumrinden ein Riesensprachrohr und riefen ins Grotte hinauf, wer oben sei, der solle aushalten, mit dem ersten

Morgengrauen beginne das Rettungswerk. Der Jäger hörte die Stimme, ohne sie zu verstehen. Neuer Mut, neue Lebenskraft war in ihm, die bewölkte Nacht war nicht kalt gewesen, er sieberte wohl noch, aber vor Freude. Er kroch aus seiner Höhle, mußte sich aber mit Fingern und Zehen an den Felskanten festklammern, um nicht etwa noch jezt im Freudentaumel abzustürzen. Als es tagte, entdeckten sie von unten die Stelle, wo er lebte. Von unten hinauf ihm beizukommen, war undenkbar. Also von oben herab. Spät am Vormittage war's, daß von der Zinne der Wand ein Strid niederbaumelte, allein er war viel zu kurz. Nach mehreren Stunden konnte ein längeres Seil mit Knoten und einem Endringe herabgelassen werden, das war lang genug, ging jedoch über den Felsvorsprung viel zu weit in die Lüfte hinaus, als daß der Jäger es mit den Händen fassen konnte. Als demnach das mißlungen war, suchte ein angeseilter Holzsnecht niederzugelangen. Derselbe hatte noch vorher zu den Kameraden gesagt: „Wenn mir was passiert, tuet auf meine zwei Kindelein nit vergessen!“

Mitterweile war die Ziegenhirtin unten, wo der Fußsteig über den Paß geht, vor einem Bärchbaum gekniet. Da oben hing ein Muttergottesbild, es war halb verwittert und beemoost, aber es war noch Gnade in ihm. „Jesu-Mutter Maria! Tu' ihm's nicht gedenken, daß er die Schlingen aufstellt nach den unschuldigen Tieren. Er ist Jäger, es ist seine Schuldigkeit, er muß leben davon. Er ist kein böser Mensch. Er ist ein junger Mensch und tut noch so viel gern leben. Hilf ihm herab von der schreckbaren Wand. Heut' ist ein heiliger Sonntag. Ich will fasten zu deiner Ehr', alle Sonntag', solange ich lebe. Hilf

ihm herab.“ So betete sie und umspannte den Baumstamm mit beiden Armen. Sie drückte das Holz krampfhaft fest an ihre Brust, sie küßte es, sie herzte es, sie meinte, es wäre die reine Liebe zur Mutter Gottes, sie wußte es noch nicht...

Der Mann, den sie mit dem Seile hinabgelassen hatten in die Wand, kam leer zurück. Es sei vergebens, man könne nicht an die Stelle kommen, wo der Unglückliche in der Nische lauerte. Es sei unsagbar, wie er dorthin gelangt ist. Da meinte ein anderer Holzknecht, dorthin gelangt wäre er ja doch, und so weit der Jäger Bernhard komme, würde wohl auch der Holzknecht Kilian kommen können. — So wurde nun dieser hinabgelassen an dem starken langen Seile, das oben an eingetriebenen Blöcken befestigt war. Er blieb lange aus, das Seil wurde immer weiter hinabgezogen. Die Leute oben vergaßen fast des Aemtholens — so gespannt waren sie in Angst und Hoffnung. Plötzlich warf das locker gewordene Seil von unten herauf drei Schlängungen, zum Zeichen, daß sie oben anziehen sollten.

„Sie kommen alle zweit“ rief der Holzmeister mit-anziehend, denn die Last war schwer. Endlich schleisten sie über die Felsausbauchung herauf, beide, der Kilian und der Bernhard, fest aneinander gebunden.

Als sie auf der Holzplatte losgelöst wurden, trocknete der Holzknecht sich den Schweiß am Haupte, der Jäger sank ohnmächtig auf die Knie.

Sie labten ihn mit Wacholdergeist, sie stößten ihm Milch ein, Ziegenmilch, die ihnen aus einer Talhütte nachgeschickt worden war, sie legten ihn auf eine Bahre, die sie aus Birngeäste geflochten hatten, und sie trugen



ihn auf mühsamem Wege zu Tale ins Forsthaus. Er war gerettet.

Als der Bernhardt zu sich kam, theilte er an die Männer alles aus, was er hatte: die Sackuhr, die Silberkette, das Taschenmesser, den Ring am Finger, er habe sich vorgenommen, sein Lebtag keinen Schmuck mehr am Leibe zu tragen, sie möchten die Dinge nehmen zum Andenken.

„Bedanken kannst du dich auch noch bei jemand anderem,“ sagte nun zu ihm der Holzmeister, „die Ziegenhirtin vom Schramsbachgraben, wenn sie uns nicht hätte verständigt! Dem schwarzbraunen Mädel bist du dein Leben schuldig worden.“

Die Leute wollten für dieses Leben vorläufig noch keinen Heller geben, denn der Jäger hatte ein schweres Nervenfieber durchzumachen. Da schlich manchmal in den Abenddämmerstunden jemand aus Försterhaus heran und guckte zum Fenster hinein. Seine Mutter war um ihn, somit huschte der Jemand beruhigt in seine Ziegenhütte zurück.

Nachdem der Wochen sechs verflossen, war es so weit, daß der Jäger ohne Stütze schlank aufrecht den Waldbweg entlang gehen konnte, dem Schramsbachtale zu. Sein Gesicht war blasser und feiner als es früher gewesen, das Schnurrbärtchen und die Augenbrauen schatteten tiefer, sein Auge war größer und hatte einen feuchteren, absonderlichen Glanz. Vor der Ziegenhütte blieb er wie unentschlossen stehen. Das flache Dach war mit Steinen beschwert und stand weit vor über der bemoosten Holzwand, aber in den dunklen Fensterlein leuchteten flammendrot die Petargonien. — Als er endlich mit fester Hand die

hölzerne Türklinke ergriff und über die morschende Schwelle trat, dachte er wohl nicht daran, mit welchen Absichten unter dieses arme Dach zu treten er einmal gesonnen gewesen war. — In der kleinen Stube lauerte ein alter, blinder Mann, der, des Eintretenden nicht weiter achtend, mit seinem Tabaktiegel beschäftigt war. Das Dirndl, welches wir schon kennen, stand an dem Butterkübel und rührte eifrig mit dem Stabe.

„Ist das 'leicht dein Vater?“ redete er sie an, auf den Altenweisend.

„Das ist mein Kind,“ antwortete sie. Sie sagte das schallhafte Wort, um ihr inneres Zittern zu verbergen. Es war auch soweit richtig, als der hilflose und kindische Greis in ihrer Hut und Pflege stand. Die Eltern waren heimgegangen, des Vaters Bruder war noch geblieben von den Vorfahren dieser Hütte.

Der Jäger hielt ihr so leichtweg die Hand vor, falls sie dieselbe drücken wollte, und sprach: „Wissen wirst es eh, Rosa, wegen was ich heut' zu dir komm'?“

„Denken kann ich mir's,“ antwortete sie ganz gelassen. „Will's auch nicht leugnen. Bin ja doch verraten worden beim Wildheuen. Laß mich halt einsperren, antragst schon lang genug damit.“

Er stuchte einen Augenblick, dann sagte er sehr ernsthaft: „Sollst nicht so reden, Rosa. — Ohne deiner wär's nicht so gut ausgegangen mit mir. Mir hat's der Obere furios heimgezahlt, wie ich gegen dich bin gewesen. Mücht' jezt frei niederknien vor deiner — und abbitten...“

Als sie solche Worte vernahm von diesem Menschen, ließ sie den Rührstab stehen und ging hinaus. Ganz ruhig



ist sie hinausgegangen in den Ziegenstall. Und weil sie nicht mehr zurückkam, so schritt auch der Jäger nach und horchte. Und hörte hinter der Wand ein zuckendes Schluchzen. Er ging in den Stall, riß sie an sich und bedeckte ihre Wangen, ihre Augen, ihren Mund mit stürmischen Küssen. Sie entwand sich ihm heftig ringend; mit hochgerötetem Gesichte, verworrenem Haar, das Ausentuch aufgelodert, so stand sie vor ihm, verblüßt, zornig.

„Weißt du es jetzt?“ sprach er in gedämpftem Tone. „Weißt du es noch nicht, dann will ich dir's deutlicher sagen.“

In diesem Augenblicke hörte man aus der Stube die krächzende, jammernde Stimme des Alten: „Auweh, auweh, auweh!“ Die Kofel eilte hinein. Er lag auf dem Boden und suchte mit tastenden Händen die ihm entfallene Pfeife, deren Rohr er noch im zahlosen Munde stecken hatte. Dabei wimmerte er. Das Dirndl hob das Zeug auf, ordnete es ihm und schlichtete seine Lage. Der Bernhard stand eine Weile unchlüssig an der Thür und ging endlich davon.

Die Kofel blieb glühend im Gesichte den ganzen Tag. Das Herz war ihr stillgestanden vor Schreck, als er so plötzlich vor ihr gestanden, durch Marx und Wein ging's ihr wie ein brennender Strom, als er sie so wild gelost hatte. Wehrhaft war ihr zumute gewesen. Sie hatte ihn zurückgelassen mit der Faust, da er doch erst so kraul gewesen... Als sie am Abende die Ziegen moll, lastete sie ab, vertraute es den Tieren, wie glückselig sie sei. Jetzt erst, als sie es gesagt, wußte sie es auch selber — lieb hatte sie ihn!

Zwei Tage hatte sie Zeit, sich zu verzittern, am  
Hofenax, Das lichte Land.

dritten fand sie ihn im Hen. Im Hen auf der Waldwiese, das sie früher geschichtet und nun mit einem Korb in die Hütte schaffen wollte, lag er schlank hingestreckt, so daß das Futter stellenweise über ihn zusammenschlug. Er hatte die Augen geschlossen, sie stand ganz still da und schaute ihn an. — Was ist das für ein schöner, herziger Mensch! Aber wissen darf er's nicht, daß sie ihn so heimlich anschaut. Sie wollte davonhuschen, da tat er plötzlich die Augen auf und lachte. Jetzt mußte sie stehenbleiben und sogar etwas sagen. „Gast früh Feierabend gemacht!“ war ihre Ansprache.

„Weil ich müde geworden bin vom Siedeln,“ antwortete er.

„Was hast du denn gesiedelt?“

„Meine Sachen. Vom Försterhaus zu meiner Mutter.“

Dann fragte sie: „Wie ist denn das, Jager?“

„Ich bin kein Jager mehr,“ war seine Antwort, bieweil er sich halb aufrichtete. „Du denkst dir's wohl warum. In denselben Tagen hab' ich mir's vorgenommen auf der Wand. Ich stecke nichts mehr. Will mir das Brot anderswo suchen.“

Sie blickte betroffen drein. Am Ende geht er fort aus der Gegend.

„Was willst denn tun, nachher?“

„Wie sich's halt schiden wird. Bretterschneiden kann ich. Vielleicht in der Eschau draußen. In Untersteintal haben sie auch Holzfägen.“

„Und magst deine Mutter allein lassen?“

„Gern tu' ich's nicht. Lieber wär's mir schon, wenn ich dableiben könnt. Im Wald oder im Schramsbach.“

grund, oder wo. So ein Häufel, wenn ich halt hält'! Wollt' schon wirtschaften, hält' eine Freud' dazu."

Jetzt sagte sie nichts und fing mit ihrem Rechen an, das im Umkreis verstreute Heu zusammenzufassen. — Ein Häufel, wenn er hält'! Sie hält' eins. —

„Rosel," sagte er jäh, „laß das Rechen sein."

Sie hörte es nicht und arbeitete.

Er noch einmal: „Du, Rosel! Laß das Rechen sein und geh' her."

Da sagte sie: „Maß' dich nur aus, mit dem Einfassen hat's Zeit," und fuhr fort, auf der Wiese umher-zurechen.

„Beim Einfassen will ich dir schon helfen," sprach er, „aber du sollst mir jetzt rasen helfen."

Sie hörte es wieder nicht, sondern stellte den Korb und begann Heu einzufassen. Er sprang auf, nahm große Buschen Heu in die Arme und steckte sie in den Korb. Fest presste er das Futter hinein, immer noch mehr und mehr. Dann begann er den Korb zu gupfen, band die Schichten mit dem Stricke fest und gupfte immer noch drauf.

„Bernhard," sagte sie, „du wirst zu schwer aufladen. So viel kann ich halt nicht dertragen."

Als der Korb so vollgepackt war, daß er mit seinem Gupf wie ein Henschobel dastand, setzte sich der Bernhard davor hin, streifte die Tragbänder an seine Achseln, stand zuerst mit einem Knie auf, dann mit dem zweiten Fuß und trug die Last davon, hinab in den Schramsbachgrund. Die Rosel setzte sich, mit dem Rechen leer hinten nachzugehen, sie nahm noch ein Bündel Heu in ihre Schürze und so ernteten sie heimwärts. Er kam zur

Hütte, sie ihm nach, er ging in den kühlen Füllerschuppen hinein, sie ihm nach...

Der blinde Greis sah in der Stube und brummte ein altes Lied.

Die Wanderschaft, die der Bernhard nun in der Gegend antrat, um Arbeit zu suchen, wurde zu einer wahren Vergnügungstreise. Er hatte nicht gewußt, wie sehr verdienstlich es sei, sich ungeschickt im Gewände zu verstricken und von braven Leuten gerettet zu werden. Nun bewunderte und feierte man ihn dazob, wohin er kam. Der Jäger Bernhard, der zwei Tage und zwei Nächte hoch in den Felsen der Trachöfen gestanden, wie einst Kaiser Max auf der Martinswand! — In den Wirtshäusern, wo er von selbst nicht erkannt wurde, gab er sich zu erkennen; da drängten sich die Leute an ihn, er mußte erzählen, und trinken konnte er nach Belieben, er war Gast des ganzen Tales. Bei dem häufigen Erzählen war allmählich die Felswand, an welcher er sich verstricken, doppelt und dreifach so hoch geworden, als sie von Natur gewesen. In den Nächten seines Aufenthaltes auf der Wand hatte es furchtbare Gewitter gegeben, die Wlke hatten links und rechts um ihn eingeschlagen, endlich waren Steinadler gekommen, vor denen er sich nur vermöge seiner Gewandtheit erwehren konnte. — Mit einem Handelsreisenden traf er zusammen, das war ein kluger Mann, der meinte, was sollte sich der Mann noch mit körperlicher Arbeit plagen, trage er sein Kapital doch in seinem abenteuerlichen Geschick, das weit und breit bekannt sei. Er solle „Aunstreifen“ machen und als der „wunderbar Gerettete“ sich für Geld zeigen.

Wer weiß, ob der Bernhard diesem „besseren Lohse“ nicht zugestrichelt haben würde, es war im ganzen sehr nach seinem Sinne, wenn er nicht eines Abends auf der Wanderschaft in Untersteintal ein Stöcklein gehört hätte. Das kam nicht von dem spitzen Wichturme des Alpenborjes, das am Rande der Schlucht über dem Wasser lag, sondern von dem Dachreitertürmchen eines stattlichen Wirthshauses, welches sein Gefinde und wohl auch müde Straßenwanderer zum Abendessen rief. Da lehnte er zu und wurde von zwei Holzknechten, die am Esentisch ihre Schnäpse tranken, sogleich erkannt als der wunderbar getretete Jäger. Im Laufe des Abends setzte sich auch die Traubenwirthin zum Tisch und hielt dem Bernhard die breite Hand hin, es gestreute sie recht, einen Menschen kennen zu lernen, den der Herrgott besonders gern haben müsse, da er ihn auf so unglaubliche Weise beschützt und von der Felswand herabholen hat lassen. Wer weiß, wozu er noch bestimmt sei auf dieser Welt. Bretter schneiden wolle er? Da solle er sich doch einmal ihre Holzhäge ansehen unten an der Ach. Die Baumblöcke lägen schon seit längerer Zeit aufgeschichtet wie die Krapfen. Wenn er die Arbeit übernehmen wolle? Lohns halber würden sie sich nicht streiten.

Der Bernhard blieb im Traubenwirthshaus, die Traubenwirthin aber war eine junge, rundliche Wittve.

Am nächsten oder übernächsten Tage hub unten an der Ach die Bretterhäge an zu scharten, daß die weißen Späne flogen und die weißen Läden federnd an den Balken hinabrutschten. Die Wirthin stand mit ihren verschränkten Armen manchmal wohlgefällig da und sah der Arbeit zu. Die Bretter waren so fein und glatt, daß der Wirthin

muntere Augen an denselben allzurast hinglitten bis zum Rande, wo schlank und stramm, die blaue Schürze um die Mitte gewunden, der Sägemeister stand. — Etwas später, als das Kirchweihfest nahte, war die Wirtin der Meinung, die Säge könne einstweilen stehenbleiben, der Bernhard solle ausgehen, um Kälber einzukaufen. Sie gab ihm leichtsinnigen Unterricht in der Beurteilung der Eigenschaften des Rindfleisches und auf jeden Fall müsse man beim Einlaufen den Bauern sagen, wie das Fleisch unglaublich im Preise falle, wegen der großen Einfuhr aus Amerika. Der Bernhard brachte ein paar schwere Kälber heim und beim Kirchweihfest selbst mußte er eine weiße Schürze umbinden, in den Wirtsstuben austragen helfen und Zechgelb einstreichen. Nachten die Bauern dabei ein unlustiges Gesicht, so müsse ihnen mitgeteilt werden, daß neuzeit die Fleischpreise so arg stiegen, weil die oberösterreichischen Viehhändler alles davonsführten. Auch zum Einschenken war der Bernhard gut zu brauchen. Im Traubenwirthshaus bekam man zwei Gattungen Wein, den „ordinari“ und den „guten“. Beide wurden aus demselben Fasse gezapft, nur daß der Bernhard beim „ordinari“ ein gewöhnliches, beim „guten“ ein geschliffenes Glas zu nehmen hatte. Zu all dem war der Sägemeister sehr gelehrt und er machte es mindestens so gut, als der Wirt selbst, der ein Jahr vorher selig verstorben war. Auch wußte er die Gäste mit Späßen und Erzählungen prächtig zu ergötzen und auf der Trachosenwand konnte er ein halbes Jahr oben gewesen sein, so viele Abenteuer hatte er dort erlebt. Je lebhafter er die Schauerergeschichten erzählte, je mehr Wasser konnte er in den „Ordinari“ gießen, ohne daß die Gäste davon-



gingen. — Für seine Aufstelligkeit hat er eines Abends von der Wirtin zu Lohn ein goldenes Ringlein bekommen. Der Selige hatte ihn am Mittelfinger getragen, dem Bernward mußte sie ihn an den kleinen Finger stecken; „um so viel bist du größer als er,“ hatte sie dabei gesagt. — In der darauffolgenden Nacht war ihm das Gelöbniß auf der Felswand eingefallen, sein Lebtage keinen Schmutz mehr am Leibe zu tragen, er hatte sich aber damit beruhigt, daß man in diesem Falle wohl eine Ausnahme machen könne. Sonst fiel ihm nichts ein...

Ei doch! Es fiel ihm ein, daß das Traubenwirthshaus in Zukunft das Schild führen könne: „Zum wunderbar geretteten Jäger.“

Um Weihnachten herum war es schon so weit, daß der Bernward selbstmächtig mit den Bauern Holzläufe abschloß. Auch hatte er um diese Zeit seine Wohnkammer unten an der Säge, ohne weiter zu fragen, mit einem Zimmer im Wirthshause umgetauscht. Der Wirtin war das anfangs etwas bestreulich, doch sie meinte nachher, beim Manne sei es besser, wenn er den eigenen Kopf habe, als gar keinen. Zurzeit war im Traubenwirthshause einer jener Holzknechte zugekehrt, die bei der Rettung an der Trachsenwand dabei gewesen. Mit der Faust schlug er auf den Tisch vor Freude darüber, den Bernward hier so wohl gegessen als angehenden Wirt zu finden. Sie setzten sich zusammen und tranken bei einem Glase „Guten“ die Erinnerungen auf, und wie das Hirtenmädchen die Holzleute zu Hülfe gerufen hatte. — Diese Erinnerung des Holzknechtes hatte dem Bernward, wenn auch nicht eine schlaflose Nacht, so doch eine unruhige Viertelstunde bereitet, bevor er einschlief. — Am Ende wäre es der

Ziegenhirtin nicht recht, wenn er die Traubenwirtin heiratet? So Weibsbilder verstehen immer einmal keinen Spaß. Wenn man ihnen einmal schöntut, wollen sie gleich geheiratet sein. Mein Gott, wenn man jede heiraten müßt', die einem das Leben rettet, da hätte die alte Kohlenbrenner-Wabel alle Männer von Schramsbachgrund und Hattau und Zirmleiten. Allen, die durch den Zirmleitwald zu gehen haben, hat die Wabel das Leben gerettet, wenn sie am Weg bei der Holzriesen stand und den Herannahenden zurief: Aufpassen! Es wird geholt! — 's ist Pflicht und Schuldigkeit. Erkennlich ist man ja so, und die Kosel wird sich nicht zu beklagen haben. Und beklagt sich auch nicht, weil's ein gescheites Wäbel ist. Und jezt will ich in Gottes Namen schlafen. —

Die Ziegenhirtin Kosel hatte von diesen Vorgängen wohl keine Ahnung. Sie war den ganzen Winter über nicht aus ihrem Schramsbachgrunde hervorgekommen. Sie hing dort fest an ihrer kleinen Wirtschaft; dazu war der alte, blinde Oheim bettlägerig gewesen und mußte gewartet werden, wie ein Widellind. Die Kosel war geduldig und dachte, es wird schon einmal besser kommen. Wenn er zwar auch seit langem nichts mehr von sich hören läßt, auf einmal wird er da sein und sagen: Jetzt, Dirndel, bin ich gestellt. Etliche Gulden hab' ich im Sack, jezt gehen wir's an.

Als der Schnee wegging und über die junggrünen Biesen die Wässerlein rieselten, war der Alte wieder auf den Füßen und nun verlangte es ihn nach der Pfarrkirche in Steintal, um die Osterbeichte ablegen zu können. So führte ihn das Dirndel eines Morgens durch die Wälder hinaus. Mit kleinen Schrittlein siffelte der Alte neben

ihr her, sich an ihren Arm schmiegend. Das weiße Köpflein hielt er aufrecht und immer geradeaus, so lieblich es an beiden Seiten des Weges grünte und blühte, so sonnig die Berge dastanden mit ihren Felsen — für ihn gab's nichts zu sehen. Heute wimmerte er nicht, sumnte auch kein altes Lied, tat auch nicht mit Weisenzeug um, in sich gekehrt war er und ersorachte seine Sünden.

„Sag' mir's, Rosel,“ so fragte sie der lindische Greis, „muß der Christenmensch die Traumsünden auch beichten? Weißt, wenn einem so was träumt.“

„Du, Oheim, das wär' aus der Weis!“ rief das Dirndel fast lustig. „Das möcht' ein sauberes Bündel Sünden geben bei manichen Leuten.“

„Bin ich doch so froh!“ sagte er erleichtert. „Weißt, Rosel, im Traum da tu' ich so viel rausen! So schreckbar rausen! Du, hu. Heut' bei der Nacht hab' ich den Baumet Venz und den Hölzer Michel und den Damian mit einem Holzprügel niedergeschlagen.“

Das Dirndel lachte laut auf. Die drei stärksten Männer der Gegend, baumfeste Gesellen, hat das kleine, neben ihr einherzappelnde Alteslein niedergeschlagen. — Als er in der Kirche, neben dem Dirndel sitzend, den Orgelsklang vernahm, da griff er mit den hageren Händen in der Luft umher, als ob er ihn fassen und festhalten wollte. Dann hub er an, vor Rührung in sich hineinzutwimmern. Als der Pfarrer nach der Predigt einige Brautpaare verkündete, schrie der Alte ganz plötzlich und laut mit dünnem Stimmllein auf: „Du verschweselter Jager! Jetzt heiratet er die Traubenwirtin, und meiner Rosel hat er's versprochen!“

Das Dirndel erschrak unbändig. Jetzt ist er ganz nat-

risch worden! Oder wäre es? Lagen ihr nicht die zuerst kaum beachteten Worte selbst noch im Ohr, daß der Bernhard Anwardtner mit der Theresia Pusler, Traubenwirtin im Untersteintal, in den Staub der heiligen Ehe trete?! — Das ist ja nicht! Das ist ja nicht! — Die Leute der ganzen Kirche schauten auf sie her, die hinteren stellten sich auf die Beine, um über den Achseln der vorderen den unberufenen Sprecher und Unterbrecher zu sehen. Der Pfarrer auf der Kanzel winkte mit der Hand, daß man den Allen hinausführe; das war freilich überflüssig, denn die Rosel hatte ihn bereits an den Arm genommen. Die Leute, die Wände, die Altäre tanzten um sie herum, sie wußte nicht, wie sie hinauskam, sie wußte auch nicht, wie sie mit dem Allen in den Schrambachgrund geriet — es war ein Taumeln wie im Traume.

Am nächsten Frühmorgen, nachdem sie die Ziegen gesüttelt und gemolken hatte, stellte sie dem Allen Brot und Milch an den Lehnstuhl, verschloß die Hütte und ging davon. — Sie weiß es ja, daß es nicht wahr ist. Der Pfarrer ist auch ein schlauer Mensch, kann Namen verwechseln oder schlecht aussprechen. Jetzt will ich den Bernhard aussuchen und aus seinem Munde die Beruhigung hören. — Sie wollte in das Untersteintal hinüber, wo er Sägemeister sein soll. Aber als sie den Fußsteig über das Kreuzjoch einschlug, begegnete ihr der Gefuchte. Er hatte eine weiße Schürze um die Mitte gewunden und einen großen, schönen Hund bei sich. Im grauen Tuchgewande, die Weste voll großer Silberknöpfe, sah er gar stattlich und frisch aus. Sie lachte ihn von weitem an und sagte: „Bernhard, grüß’ dich Gott! Du schaust ja aus wie ein Fleischhader?“

„Weil ich einer bin und Nächst' laufen geh',“ antwortete er. Sie reichten sich die Hände und standen nebeneinander still.

„Jetzt muß ich dich aber doch gleich fragen,“ sagte sie stöhnenden Athems, „gelt, du hast gewiß eine recht große Freundschaft?“

„Dah' ich viele Verwandte hätt', meinst? Wegen was fragst?“

„Es ist zum Lachen. In Steintal hat der Pfarrer mit der Traubenwirtin einen Bernhard Anwardtner von der Kugel herabgeworfen.“

Jetzt sah sie ihre beiden Hände und sprach ganz leise die Worte: „Du bist ja ein geschicktes Dirndel.“

„'s ist mir nur aus einmal so eine dumme Angst gekommen, daß du gemeint sein könntest. . .“ Ihre Augen wurden ganz starr, als sie ihm so ins Gesicht blickte.

„Wenn du's gut überlegst, Rosel, so wirst auch sagen, daß es so besser ist. Für dich und für mich. Wie gern ich dich hab', das weißt. Aber sonst — ganz zusammenhängen läßt' wir nicht. Ich bin ein zu unruhiger Mensch für den Schrambachgrund. Und wer seh's besser machen kann —“

„Nach' dich nicht schlechter, als du bist!“ rief sie heftig. „es ist nicht wahr, so schlecht bist du nicht!“

„Gewiß nicht, Rosel, und wird oft und oft Gelegenheit sein, dir von der großen Wirtschaft was zuzusommen zu lassen. Werd's nie vergessen, was ich dir danke, nein, so bin ich nicht. Sollst mir keine Not leiden, Rosel. . .“

„Von wegen der Trachosenwand bist mir nichts schul-

big," sagte sie. „Aber das andere, wenn du noch weißt . . .“

„Nöt sollst keine leiden, Nofel, ich sag' dir's!“

Aus seinen Händen hatte sie die ihren gezogen, ein paar Schritte war sie zurückgetreten. Der zottige Fleischerhund schaute mit klugem Auge einmal sie, einmal seinen Herrn an — was es zwischen diesen beiden wohl geben möchte. Dann sprach das Dirndel ganz gedämpft: „Sag' mir just das eine, Bernhard, hast du sie gern?“

„Du schau, wer da dahersleigt!“ So unterbrach er das Gespräch, auf einen Mannweisend, der langsam den Fußsteig heraufkam.

„Hast du sie gern, Bernhard?“

„Der Steinlechner!“ rief er diesem zu. „Sei's gegrüßt und gepfiffen! Hast kein seiles Kalbel?“

„Auch so viel!“ antwortete der Bauer dem brotligen Gruf. „Wenn du gut zahlst, ist's Kalbel seil. Sonst sprenn' ich's ab (ziehe es auf). Ist mir ein Ding.“

Sofort war der Bernhard tief im Geschäftshandel, und als er sich umwendete, um der Nofel „Behüt' Gott“ zu sagen, und daß er schon einmal zu ihr hinauskommen werde in den Schrambachgrund, war sie weg. — Ihm war einen Augenblick nicht wohlgemut, doch als es mit dem Kalbel einen guten Abschluß fand, schritt er munter pfeifend fürbass.

Am nächsten Morgen war der Anstreicher da und begann ein großes Hauschild zu malen: „Zum wunderbar geretteten Jäger“. Derweil, meinte die Traubenwirtin, könnten die letzten Blöcke ausgeschnitten werden „vor der Veränderung“ und setzte ihm schalkhaft trällernd bei:

„Schneid' Linbaum, Schneid' Puchbaum,  
 Schneid' birn buchbaum'ne Puch'n,  
 's Weibel will a birn buchbaumers  
 Peitschl hab'n.“

Schmunzelnd ging der Bernhard hinab zur Ach, die Säge anzurichten. Sie wollte aber heute nicht recht in Gang kommen. Es war, als habe sich das Wasserrad in etwas verwickelt, und wie er nachsehen ging, was das sei, da fand sich ein Wulst von Kleidersezen und langen Haaren in die Speichen geklemmt. Und aus diesem Wulst stand eingeklemmt eine Menschenhand hervor, die gleichsam den Gang des Sägerades hemmte. Sofort kamen Leute zusammen, um das Unglück zu sehen, wer der Tote sei, und ihn aus dem Radwerke hervorzuschälen. Bei dieser Arbeit tat der Bernhard plötzlich einen dumpfen Ausruf und taumelte seitab. Er hatte gesehen, wer es war. — Die Traubenwirtin, des Entsetzens voll, daß ein junges Menschenwesen hier so schrecklich verunglückt war, beordnete, daß der Leichnam in einer Seitenkammer des Hauses aufgebahrt werde. Dagegen widersetzte sich der Bernhard: In diesem Hause nicht! Es graue ihm vor Leichen. Darüber haken sie an zu streiten, die Wirtin bestand erregt auf ihrem Vorhaben der christlichen Barmherzigkeit, der Bernhard, selbst leichenblass im Gesicht, wollte von einer Aufbahrung im Hause nichts wissen.

„Das glaub' ich schon, daß er ihr jetzt nimmer ins Gesicht schauen mag.“ sagte laut ein alter Knecht, „das ist ja die Ziegenhirtin, der er auf der Trachosentwand sein Leben schuldig ist worden — und später noch mehr...“

Die Traubenwirtin blidte forschend auf: „Ist das wahr, Bernhard?“

Er antwortete etwas, aber so undeutlich, daß es nicht zu verstehen war. Sie trat zum Schildmaler hin, der vor dem Hause in zierlichen Riesenbuchstaben die Aufschrift: „Zum wunderbar getölkten Jäger“ fast fertiggestellt hatte.

„Löschet es nur wieder aus, Meister! Ich bleibe bei meinem alten Schild.“

Den Bernhard durchfuhr ein kurzes Zucken. Er hatte verstanden.



## Zu Straßburg auf der Schanz . . .

Schon zur Sommerzeit war die Hütte kaum zu finden. Von der Hochsandalen aus sah man über das Gewände eine scharfe Kante niedergehen, als ob der Berg dort einen Sprung hätte. Wer die Schroffen hinaufstieg, der sah, daß in dieser Kante ein kleiner grüner Grasboden lag, fast eben, mit einigen alten, sturmgewachsenen Fichten bestanden. Und unter diesen Fichten lag halb in den Boden eingesunken die Hälterhütte. Man nennt die Gegend das Hundstot.

Nun im Winter war zudem noch alles eingehüllt in Schnee und Nebel. Und zur Stunde auch in Nacht. Da durften sich die beiden Gesellen schon auseinander tun in der Hütte und das Herdfeuer anmachen. Jetzt konnte sie der aufsteigende Rauch nicht verraten. Der Kleine, ein rotbärtiger Glatkopf, weidete eine Gemse aus; der andere, ein schlanker hagerer Mensch mit langem, schütterem Schwarzbartansatz im blassen Gesicht, warf Schnee in einen Holzzuber und stellte ihn auf den Herd, damit Wasser werde. Die beiden Männer sahen an Gewand und Körper so verkommen und bedenklich aus, daß man ihnen die Wahl dieses unwirthlichen Aufenthaltes gern glaubte. Der Rotbärtige hatte eine lange, verschliffene Lederkutte über die vergilbten Leinwandlappen gehüllt. Der hagerer Schwarze hatte einen Mantel an, aus grauem Tuch, mit schwarzen Aufschlägen und großen Messingknöpfen. Und auf dem Kopfe eine graue Holzmütze. Die Aufschläge waren ursprünglich gelb gewesen, aber mit Kohlenruß schwarz gemacht worden. Die Knöpfe waren

schon so sehr verblindet, daß man ihnen die militärische Herkunft nicht mehr ansah.

„Du, Fözl“, sagte der Note mit einer schier zarten Füstelsstimme, nächst Jahr kommt die Fastenzeit früher!“

„Sol“ sagte der andere, bieweilen er Zirkmäste in das Feuer warf, daß die Funken bis ins Gebälk aussprangen.

„Ja, Fözl, wir müssen sparsam sein. Das ist die letzte.“ Er meinte die Gense. „Der Widl kommt nicht mehr, weil er kein Geld kriegt, das Pulver ist verpufft und ich soll des Hungers sterben, deinetweg. Weizhals du, verdächtiger! Oder willst mich lebendig braten, weil du das Feuer so ins Dach jagst?“

„Die Hätten soll niederbrennen“, sagte der Fözl mißmutig. „Mir wär' es schon am liebsten, meiner Seel'. Tot möcht' ich sein. Oder — wieder einmal Leut' sehen.“

„Da steht einer!“ so der andere und stellte sich mit ausgestreckten Beinen vor ihn hin.

„Ist noch eine Frage, ob du wirklich ein Mensch bist.“

„Bis da herauf kann ich dafür gutstehen“, sagte der Note und legte die Hände an die Knie.

„Hörst, Rüdli, wenn du weiter hinaus ein Vieh bist...“

„Sprich dich aus, sprich dich aus. Wird schon richtig sein, was du dir denkst.“

„Ich mag dich nicht mehr. Jetzt, wenn Weihnachten kommen, gehe ich hinab ins Tal. Will doch endlich wieder einmal — weißt, Rüdli — mich plangt's immer einmal nach einer Kirchenglocke.“

„Und mir nach einem Wirtshaus. Ja, Fözl, wir gehen miteinander. Aber nimm deinen Weizhals mit, daß man dich unterwegs berauben kann.“

„Deine Späße sind ranzig“, sagte der Schwarze im

Soldatenmantel. „Du weißt, daß ich den letzten Taler nicht hergebe. Er ist meiner Mutter Tauftaler.“

Der Häkli hielt die baumrindenfarbigen Hände über den Bauch zusammen und sagte zärtlich: „Der Tauf-  
taler, der von Müttern! Eine Freude, was du für ein  
frommes Kind bist! Und unschuldig wie die Engel! Nur  
daß du dich vor den Gendarmen fürchtest, macht dich noch  
liebenswürdig.“

„Fürchtest du sie nicht, Schweizer?“ sagte der Föhl  
und goß den aufgeldosten Schnee in eine rostige Pfanne,  
die er ans Feuer tat.

Der andere zerstückte mit einem Taschenfeitel das Wilt  
und warf die Stücke vor die Tür auf Eis.

„Ich mich fürchten! Lächerlich! Wegen Verheimlichung  
gesunderer Sachen. Wenn man auf dem freien Feld  
Kartoffeln und Kohlköpfe findet, heßen sie gleich die Polizei  
wie auf einen Dieb!“

„Du hast mir doch erzählt, daß du vom Bahnhof den  
Postbeutel gestohlen hättest!“

„Gestohlen hättest —! Grober Flegel! Weil ich ge-  
meint hab', es könnt' ein Brief für mich dabei sein. Nichts  
Ordentliches drin gefunden, habe ich den Beutel redlicher-  
weise auf die Straße geworfen, wo ihn jeder Postknecht auf-  
heben kann.“

„Besser bist dran wie ich.“ bemerkte der Föhl, während  
er getrocknete Pilze in das Wasser warf. „Nicht, wenn  
sie dertzwischen, bringen sie bloß ein bißel um.“

„Geh', Prahlert!“

„In allem Ernst. Weil es schon das drittemal ist.“

„Das drittemal, sagst?“

„Daß ich ihnen durchgegangen bin.“

Kollegat. Das letzte Buch.

„Also hast dich schon ein paarmal einsangen lassen?  
Dummer Kerl!“

Der Schwarze schwieg und rührte mit einem Aßtrunk die Schwämme um im kochenden Wasser. Der andere stupte ein wenig, dann sprach er in betrübtem Tone: „Jetzt bist schon wieder beleidigt. Dummer Kerl, das sagt man doch nur zu seinem besten Freund. Ich kann ja auch Euer Wohlgeboren sagen. Bin ja ein verbindlicher Mensch — ein gelernter Seiler. Und du mußt nicht vergessen, wie christlich ich dich liebe seit Allerheiligen, wo ich dich in dieses mein Schloß aufgenommen und an meine Tafel gezogen habe.“

„Weil du selber nicht kochen kannst.“

„Kochen kannst, ich bitt' dich! Nach' dich jetzt nicht noch wichtig. Mit deiner Hausfrauenwürdel! Die Pilze primfeln ja doch schon wieder, weil du zu wenig Wasser in der Pfanne hast. Na na, wir wollen keinen ehelichen Zwist aufführen. Geh', Föhl, sei wieder gut und erzähle mir, wie so du zweimal ein dummer Kerl gewesen bist, Eure Exzellenz!“

Nun theilte der Schwarze einiges mit. „Das erstemal zu Graz, wie ich heim will, da haben sie mich nach ein paar Stunden schon erwischt, unterwegs bei Köstach. Eine Woche Stodhaus. Das zweitemal voriges Jahr im Krieg. Auf dem Rückzug von Königgrätz denke ich mir: Die schönste Gelegenheit — ohne Urlaub heimzu, ins Gebirg. Kein Hahn kräht danach. Glücklich über Linz her. Da hat mich ein Weibsbild verraten. Ja, ein Weibsbild. Weil ich mir von einer anderen das Essen hab' in die Höhle tragen lassen. Dazumal, Freund, haben sie mich auf der Stell' wollen erschiesien. Fahrensflucht. Als ob

damals nicht — psui Teufel das primstelt! — Das Salz ist auch aus.“

„Schnupstaba! in die Suppen! — Gest, Herr Kaiserlicher! Fürstlich geht's her bei mir im Vergleich zur Soldatenmenasch!“

„Wie gut ist es mir ergangen gegen jetzt!“ seufzte der Schwarze auf. „Und doch, doch hat's wieder müssen sein. — Wenn du noch einmal desertierst, hat er damals gesagt, der Hauptmann, dann wirst du erschossen ohne Pardon! — Ein halbes Jahr später bin ich halt wieder fort.“

„Gest, Fözl, weil's lustiger ist in der Bildnis — ein Raubtier — wie bei den Kaiserlichen in der Kaserne, das gute Gewand, die Herrenkost all' Tag! Muß ganz abscheulich sein.“

„Nicht! das nicht!“

„Also weßweg laufft denn allemal davon?“

„Nüdtli, das verstehst du nicht.“

„Hätt' ich meinen Leibschaden nicht, mein Lieber!“ zog der Kote jetzt auf. „Freiwillig zur Armee! Oberst könnt' ich sein! Anstatt Tagedieb. — Tagedieb, auf Ehre! Damit du siehst, ich kann eine Wahrheit vertragen. Bin überhaupt ein großartiger Charakter, muß ich dir gestehen. Woll' schade, schätzbarster Freund, daß du ein so schäbiger Fils bist.“

„Das Nachtmahl ist fertig!“ verkündete der Fözl und nahm aus der Wandrixe ein paar breite Holzlöffel hervor. Sie kauerten sich an den Steinhaufen, Herd genannt, und verzehrten den Sud.

Draußen in den Felsen pfliff der Wind.

Am nächsten Tage war der Weihnachtsabend. Die

beiden Flüchtlinge verhandelsten miteinander. Sie wollten nach Oberlausen hinabgehen, ins Dorf. Der Fölzl war bereit, dem Rüdli seinen Silberzehner zu geben, das einzige Geldstück, das er nebst dem Tauftaler noch besaß. Dafür mußte der Rote Mantel tauschen, so daß er den Soldatenrock und der Soldat den Lobenrock anzog. Zur größeren Sicherheit. Weiter bedingte der Fölzl sich aus, daß der andere sich nicht an seine Fersen hänge, sondern ihn allein gehen lasse. Für diesen Dienst wollte der Rote noch einen Zehner haben, der Schwarze zeigte ihm den leeren Lederbeutel.

„Psui,“ rief der Rüdli, „den Taler in dem Hosensäckel, und den leeren Beutel aufzeigen! Na, gib ihn her! Höhlerei, miserable! Sonst bleib' ich unterwegs bei dir, denn ich hab' dich viel zu gern, als daß ich dich allein gehen lassen mag ohne Vergütung! — Dann wirst mir morgen oder übermorgen doch wieder die Ehre erweisen da heroben in meiner Residenz. Ja, das ist schön von dir. Jeho aber, Bruder, wollen wir uns zwei beide auf den Glanz zusammenrichten zur heiligen Weihnachtszeit.“

Der Hirt hatte im Herbst wohl die Schaffschere vergessen, die auf der Wandleiste lag. Mit dieser Schere schnitten sie nun einander die Härte weg. Dann kam ein großer Watschen mit Schnee. Nach dieser Verschönerung hatte der Rüdli unter dem breiten Glashädel ein lächerlich kleines, krebstotes Gesichtlein, eine winzige Stumpfnase drin und zwei Luchsaugen, die unerhört nahe aneinander standen. Der Fölzl hatte ein fast schönes, jugendliches Antlitz, nur eingefallen, die Wangen waren beim Scheuern mit Schnee rosig geworden. Die runden Augen aber blieben in ihrer Schwermut.

Dann sind sie hinabgegangen Hundentweit ins Thal. Der Fölzl für sich allein, der hielt sich stets an die Wälder, und als er Oberklausen vor sich liegen sah, wartete er die Abenddämmerung ab, ehe er hinschlich zur Kirchhofsmauer.

Untermwegs hatte er die Gegend angesehen, daraufhin, ob es sich dann verlohne, so sehr Heimweh zu haben nach ihr. Draußen in der fremden Welt alleweil weh... alleweil weh nach daheim. Und ist man da, so ist's auch nichts. Keine Verwandten, keine Freunde mehr, nur das enge Thal und die hohen Berge, die nichts haben für unsereinen als die größte Entbehrung. Baum und Stein, alles so süßlos, mittheidslos, nicht anders wie draußen in der weiten Welt. Und doch anders! — Was ist es denn? Du heiliger Gott, was ist es denn, daß ich euch so lieben muß, ihr sinsteten, ihr harten, wilden Berge! Daß ich sterben muß, wenn ich euch nicht sehe! Und sehe ich euch, so seid ihr nichts als wüste Massen und habt weiter keinen Sinn. Und muß euch doch lieben, mehr als je einen Menschen, und muß euretwegen Ehr' und Leben verschmerzen!...

So sind es seelenversengende Gedanken gewesen, die den armen Burschen gepeinigt haben, auf diesem Wege zur Christmette.

Aber die Kirche, in der er als Knabe an seiner Eltern Seite so oft gegessen! Die mitternächtige Weihnachtsfeier, die er in seligem Glauben an den eingeborenen Gottessohn einst mitgenossen! — Er schüt sich, diese Kirche wiederzusehen. Das Marienbild über dem Altare hatte immer Ähnlichkeit mit den Zügen seiner Mutter gehabt...

Er möchte doch wieder einmal in Gemeinschaft glän-

biger Menschen sein. Es ist so kalt, so öde — ausgestoßen zu sein. Ist es denn wirklich ein Verbrechen! Alles von sich zu schieben, nichts zu tun und nichts zu verlangen von Kaiser und Reich, als ein armes, lummervolles Leben im Gebirge! Und deswegen verfolgt, geächtet! —

Im blätterlosen Gestrüpp an der Mauer lauerte er. Daß war nicht weit von der Stelle, wo seine Eltern ruhten. Die Füße grub er tief in den Schnee, daß sie nicht erfrieren konnten. — Friedsam war die Nacht. Die Sterne waren wie silberner Sand an den Himmel hingestreut. An den Berghängen die Lichter der Häuser, in denen heute niemand schlief, und solche Lichter auch glitten talwärts und wieder bergwärts, der Kirche zu, die über dem Dorfe auf dem Hügel stand. Nahe an ihm gingen sie vorüber, und die hohen schmalen Kirchenfenster bekamen allmählich den rosigen Schein, der sich zu einer lichten Glut steigerte, weil drinnen schon die Hunderte von Kerzen brannten. Leise und in hoher Feier begann das Tönen der Orgel.

Dem armen Flüchtling wurde warm in der Brust. Fast fühlte er es wie eine Sättigung in der Heimatsuche. Es war nicht so, wie oben in der verlassenen Hütte. Hier schien es sich wirklich zu lohnen, daß er da war. Nur hätte er sich nicht fragen dürfen, warum? Denn eigentlich zitterte er vor Frost. Denn eigentlich war er nichts als ein Wicht, der kein Anrecht hat an Heimat und Gemeinde. — Und doch will er jetzt hineingehen, ganz hinten im dunklen Turmgewölbe. — Da drinnen, wo der Vater einst georgelt, die Mutter gesungen hat, ist er so recht ganz daheim ...

Nicht siffelt etwas über den Schneeboden heran, an der



Kauer hin und zischelte beständig: „Fölzl-Bruder!“ Das war der Rüdli. Der Flüchtling mußte husten.

„Ah, da bist ja,“ sagte der Kote, „aber daß du dir nichts einbilst! Es ist schon wieder Nachfrage nach dir. In aller Wahrheit, die Einhörner sind unten im Wirtshaus. Nur zwei. Mich haben sie wollen beehren, weil ihnen der Kof bekannt vorkam. Nur hat ihnen der alte Lump nicht gefallen, der drin steckt. Dich wollen sie haben und meinen, herjürgegangen könntest du sein, auf die Weihnachten. Solche Nasen! Sie kommen zur Kirche her, das hab' ich dir reden wollen. Guten Abend!“

In die Kirche also nicht, das wäre heute ein zu gefährlicher Ort. — Da trachtete der Flüchtling nach einem besseren Versteck. In einem Winkel des Kirchhofes war das Weinhaus. Es war halb verschüttet, verschneit und mit Struppwerk umgeben. Zwischen dem Wust guckte das schwarze Loch einer Wölbung hervor. Da hinein kroch der Fölzl, aber es war ein ungutes Kauern auf den harten Knochen und Totenschädeln und fiel es ihm noch ein, wenn die Häsher lämen, mit diesen Sachen könnte er sie bombardieren.

Nein. Auf Totenschädeln kann sich der Mensch doch wohl in Frieden niederlassen. Das ist auch ein Daheim, ein sicheres. Und von solcher Schädelstätte aus sah er durchs Kirchenfenster gerade die vergoldete Statue des heiligen Apostels Paulus, die er als Knabe so oft betrachtet und von der ihm sein Vater, der Schullehrer, gesagt hatte, es wäre das Bild des großen Weltapostels. Der hatte das Schwert und stützte sich darauf. Als ob das Christentum mit dem Schwerte ausgebreitet werden müßte. Das ist ja nicht, das darf ja nicht sein! Vielmehr ist es, daß

die Aepfel des Heiles durch das Schwert umklommen.  
Wunderliche Welt. —

Aus solchem Brüten weckte ihn der Festgesang: „Stil — le Nacht! — Hei — li — ge Nacht!“ ... Mit zarter Violinbegleitung sang es auf dem Chor eine Frauenstimme. Eine Stimme, die ... Was ist denn das? Diese traute, diese Stimme? — Das ist die Mutter! Das ist die Mutter! — In glühender Erregung ausrang der Bursche, daß die Knochen kollerten, und mit wenigen Sägen war er am Kirchentor.

Dort standen sie. Der eine faßte ihn am Arm, der andere leuchtete ihm mit einem Streichholz ins Gesicht.

„Ich glaube, er ist es,“ sagte der Gendarm.

„Wollen Sie uns Ihren Namen sagen?“

„Der Rechte wird's schon sein,“ antwortete der Flüchtling in trüber Gelassenheit.

Jetzt haben sie ihn mit dem Stahlkettlein geschlossen. Er hatte die Hände gleich selbst dazu gekreuzt, er war ja schon Sachkundiger darin.

„Meine Herren!“ sagte er, „macht euch die Mühe kurz. Ihr wißt, was mit mir jetzt geschehen wird. Mir ist es recht, nur daheim — daheim machen wir's ab. Da gleich hinter der Mauer. Ich bitte drum! Ich bitte drum!“

„Was wollen Sie? Keine Umstände jetzt. Wir marschieren ab.“

Da hub der arme Bursche an, gar sonderbar zu reden.

„Nicht wahr, ihr guten Herren,“ sagte er, bieweilen sie selbander schon hinabschritten die Kirchentreppe, in kalter Sternennacht, „aus diesen schönen Gewehren hab ich schon immer einmal einen Schuß getan, der dem nicht gut ist

gewesen, den er getroffen? Habt ihr keinen barmherzigen im Noth? Schenkt mir ihn! Seid gut, seid gut. Schenket mir ihn! Nur daß ich — daheim kann schlafen. — Ihr dürst nicht?"

„Lassen Sie derlei Späße. Marsch!"

„Ihr dürst nicht? — Nun gut. Dann weiß ich ein Mittel, daß ihr dürst.“

Nachdem die letzten Worte gesprochen, machte er einen weiten Sprung die letzten Stufen hinab, und in großen Sähen über das blinkende Schneefeld dahin.

„Halt! — Halt! — Halt!"

Er hielt nicht, da knallte der Schuß.

Der Gendarm hatte sich schwer zu rechtfertigen. Er hatte schlecht getroffen. Nach dem Bein hatte er gezielt, den Hals hatte er durchbohrt.

Im halb versunkenen Gewölbe, auf den Knochen, von da aus er vorhin in Erinnerung an seine selige Kindheit die Christmette mitbegangen hatte, lag jetzt sein kalter Leib.

In der Morgendämmerung des Christtages stand der Strolch sinnend davor und erwog, in welcher der Taschen wohl der Taustaler stecken mochte. Endlich wendete er sich ab, schüttelte den Kopf und gigte bei sich: „Nein, dieses Geschäft wär' mir denn doch zu lumpig.“

## Aufsä Sürnl.

Das war beim Bamer-Lust im oberen Wassertal. Eine Hütte mit paar Ackerlein und Wieslein für etliche Ziegen, was man in Steiermark so eine „Reischen“ nennt. Der Mann ging in die Holzarbeit des angrenzenden Herrschaftswaldes, das Weib und der Bub besorgten daheim das Gütel. Im Keller hatten sie zeitweilig ein Weinsäßlein laufen für Holzknechte, Jäger und Wirtner, deren an Sonntagen und auch an Werktagsabenden in der Stube so herumsaßen. Auch ein Tabakschilbabler prangte über der Türe, der war aber nicht mehr wahr, und im Wandkästlein standen etliche Brantweingläser, die waren auch nicht mehr wahr. Der alte Lust hatte so seine „Muden“, und seitdem sein genäschiger Friedl so weit heranwuchs, daß er den Schnapspflüzer und das Tabaksträhel an der Wand erreichen konnte, ohne sich erst auf die Zehen stellen zu müssen, führte der Alte die Sachen nicht mehr. Wenn der Bub schon so etwas im Munde haben wollte, meinte der Lust, so sollte er sich eine Ziegenzige aufsteden, da habe er Zigarre und Schnapz zugleich und von untrüglicherer Art. Zu der weiten Welt würden sie ihn „Temperenzler“ spotten, im oberen Wassertal nannten ihn manche nur einen gescheiten Mann. Sein Weib sagte freilich, dem armen Friedl nicht einmal ein Tröpflein Brantwein gönnen, das wären so „Kaprizen“.

Und später, da war an einem schönen Sommertage in dieser Waldhütte ein großes Ereignis. Drei fremde Herren waren gekommen, eingeleitet beim Bamer-Lust, hatten sich Wein und Hausbrot geben lassen und eine Eier-

speise kochen, und hatten diese Dinge so stark gelobt, daß das gute Bamer-Weib ganz berauscht wurde von dem Wein, den die Herren tranken. Die seltenen Gäste waren zwar bauernjägermäßig angetan mit Federhut und Rock, mit langen Stöcken und kurzen Zoppen, und selbst nackte Knie hatten sie mitgebracht, obschon man solche sonst nicht trug in dieser Gegend.

Wie weit es von da noch auf das Dirndl wäre? fragte der eine mit dem suchzroten Bart die Wirtin. In dieser Sache waltet nämlich ein Mißverständnis. Die Bergspitznadel heißt das Türmchen, die Bauern machen daraus ein „Türnl“, und die Touristen aus diesem frischweg ein Dirndl.

„Uh narrisch, das Türnl!“ entgegnete die Alte, „und das kunnt ich wohl deutsch nit sagen, bin mein Lebtag nit oben gewesen. Wöcht' eins schon eine Weil gehen hinauf. Soll aber nig schön sein oben, lauter Strinerwerch, und jezt soll's Schnee haben, sagen sie.“

Sie wollten aber doch hinauf, meinte der Herr, und ob die Frau nicht jemand wüßte, der als Führer mit ihnen ginge?

Das Bamer-Weib legte die Hände über den Magen zusammen und dachte nach, was da zu machen wäre. „Wußt heßt nit, wer. Die Pent' sind jezt im Holz. Der Dub, wenn er recht wär', der kunnt' schon mitgehen. Der ist mit den Gamsjagern einmal oben gewesen.“

Er wöchten ihn erst einmal anschauen.

Also ging das Weib hinaus hinter die Hütte und rief den Verghang hinüber, wo der Friedl mit einer Buckeltrage Stalldünger hinaustrug bis zum oberen „Lus“. Aufwärts ging er gar langsam und vorgebeugt unter der

Last, aber abwärts hüpfte er mit der leeren Krage und pfiß einen Landler. Der kam herüber und schaute jezt einmal drein, als fremde Herren seiner nachfragten. Er wollte zuerst nicht hinein, nickte mit der Hand der Mutter ab und wollte wieder über den Graben hin zu seiner Arbeit. Die Herren hatten ihn aber schon gesehen: ein junger, schlanker, bildhübscher Bursche. Die Barsüße hatten stellenweise braune Rinden und das Linnengewand, in dem er saß, bekannte auf den ersten Blick rechtlich die Art seiner Beschäftigung ein.

Ob er den Weg auf das Dirndl wisse?

„Ah na,“ antwortete der Bursche, griff unter seinen schwammigen Filz hinauf, um sich den Kopf zu krauen, „Weg ist keiner hinauf. Man muß halt allweil so nacheinander fortgehen, hinaufzukommen ist's schon. Aber Gamschießen, das wär' jezt nit die Zeit.“

Sie seien keine Jäger, sondern Touristen, welche das Dirndl besteigen wollten und sie gäben ihm einen guten Führerlohn.

„Ah, geben, das nit!“ sagte der Friebl ganz leise und wurde rot. „So zur Unterhaltung herumsteigen im Gebirg, das ist ja keine Arbeit.“ Ingeheim dachte er, wenn sie mir was geben, so ist's mir auch recht.

Ob man oben über Nacht bleiben könne? —

„O, leicht,“ antwortete der Junge. „Wenn's nit regnet, kann man überall liegen, und sonst steigt man in eine Höhl'n hinein. Auf der Brunnalm sind auch die Schwaighütten.“

Das Bamer-Weib hatte geröthete Augen, aber diese wurden jezt ganz leuchtend vor lauter Stolz, daß der Bub den Herren so guten Bescheid geben konnte. Die

Touristen boten ihm für den Tag drei Gulden und Verpflegung. Auf solches Angebot schaute der Friedl ganz hilflos auf die Mutter. Er hatte sie für anständige Leute gehalten. Und jetzt — man weiß nicht, was man sich denken soll. Aber just verdrießen möchten sie ihn nicht, die drei Gulden.

„Wenn's ihm schon was geben wollt's,“ sprang die Mutter ein, „das Holzknechttagwerk ist übrigs genug. Das tāt' halt achtzig Kreuzer ausmachen im Tag.“

„Ihr guten Leute!“ rief einer der Herren und klopfte dem Weibe auf die Achsel. Der Friedl verschwand, um in kurzer Zeit wieder als schmucker Sonntagsbursch zu erscheinen. Sogar ein paar feste Schuhe hatte er an. Sein länglich rundes, noch bartloses Gesicht mit dem glattgestrichenen Mondhaar und den scharfen klugen Augen schaute so frisch in die Welt, in der es jetzt, mitten in der Woche, auf einmal Feiertag geworden war. Die Dungkrage lag hingeworfen draußen auf dem Ader, und mit vornehmen Herren, weiß Gott, wer sie sind, soll er jetzt spazierengehen auf die Alm, wo es lustig ist im Sommer.

Als die Herren ihre Beche gezahlt hatten, gaben sie einen überaus freundschaftlichen Rat her. Die Wirtin sollte doch auf ihren Vorteil sehen, meinten sie, es würden schon noch mehr Fremde heraufkommen in das Wassertal, das Dirndl hätte eine Zukunft. Der Tourist wäre froh, überhaupt hier etwas zu bekommen. Ob sie wisse, was so eine Tausche draußen an der Landstraße koste? Das Dreifache, und dort wären die Nahrungsmittel doch viel leichter ins Haus zu bringen. Und sie sollte geschäftig sein.

„Da hat der Herr noch was liegen lassen,“ sagte das Weib und wies auf ein Zehnkreuzerstück, welches — als die Fremden aufgestanden — auf dem Tische zurückgeblieben war. Sie wußte nicht, daß man außer den Spielleuten noch anderen Leuten Trinkgeld gibt.

Der Friedl nahm die Rucksäcke über die Achsel, all drei zusammen waren sie bei weitem nicht so schwer als die Dungkragen.

„Du‘ halt schön ordentlich sein, Unb! Schau! aber daß du schon wieder auf den Weihbrunn vergißt!“ Mit diesen Worten besprengte die Mutter das Haupt des Burschen mit Weihwasser, daß in einem Gefäßchen neben der Türe hing. Dann gingen sie davon, der Friedl, wie es einem Führer zusieht, kniweich, voran. Das Weib schaute ihnen nach, bis sie dort oben hinter den Steinbüheln verschwunden waren. — Stadtherrn sind’s, weil sie so noble Psaidenkndpf‘ haben und goldene Sachen an den Uhren. Wohl rechtschaffen reich und rechtschaffen gut und rechtschaffen gescheit müssen sie sein. Aber heut’ ist der Friedl doch noch gescheiter, sonst kunn er sie nit weisen!

Nachdem die Vergwanderer eine halbe Stunde gegangen waren, kamen sie zu einem Brunnen. Während die Herren, einer nach dem andern, aus mitgebrachten Lederbechern tranken, tat der Friedl einen hellen Ruf: „Hoi ho!“

„Hoi ho!“ antwortete es hinter den Ahornen. Im Augenblick war der Bursche verschwunden und stand drüben auf der Wiese bei einem laubfrischen Mädl.

„Du, Rosel,“ rebete er sie rasch an, „was soll ich machen? Ins Gebirg muß ich und kann in den Schuhen nit gehen. Sie zwidn mich bei den Behen und nessen



(weihen) mich bei den Fersen, daß ich die Engel hör' singen. Bin so Ledertengel nit gewohnt und barsüßig, sagen sie, kunnt man auch nit hinauf. Rosel, was heb' ich jezt an?"

„Gehst in Strümpfen,“ beschied das Dirndl rasch.

„Narr, wenn ich keine hab'!“

„Magst meine Strümpf?“

„Si hi,“ schmunzelte er, „die möcht' ich schon.“

Sie duckte sich nieder, schlenkerte ihre Schuhe von sich, streifte ihre grauen Wollstrümpfe von den Füßen, und zwar so rasch und geschickt, daß der Kordsaum nicht höher, als bis zu den Knöcheln zurückging. Eine Minute später — die Zeit drängte ja — stak er in ihrer Woll-

„Meine Schuh' hebst mir derweil an; bis ich zurück komme, bring' dir zum Lohn was mit von der Alm.“

„Dapperl,“ sagte sie, und hatte er schon eins an der Wange, „was wiest denn mitbringen von der Alm, als einen Wollshunger! Und meinst, daß ich dir mein einziges Paar Soden in Fegen treten laß' auf dem Steinertweck? Friedl, du gehst jezt her, wirfst deine Schuh ins Wasser, daß sie weich werden und legst sie über den Strümpfen an. Nachher laufft wie in Butter. — Wirst anlassen?“

Ihre Mahnung hätte den herlebigen Jungen kaum bewogen, so schnell wieder Abschied zu nehmen von der Weiß Rosel, zwingender war der Ruf vom Brunnen her. Bald nachdem er sein Schuhwerk ins Wasser getaucht und angezogen, stiegen sie selbender wieder bergwärts.

— Wie in Butter! Man könnte es nicht besser sagen. So lind, so warm ging es sich, so allweil mußte er dran denken, als hält' er die ganze Rosel an den Füßen.

Zwei der Herren hatten ihre Freude an der Gegend.

Wenn die Berge Gernluchen und die stürzenden Bäche Schilcherwein gewesen wären, mehr hätten sie sich bei diesen Dingen nicht wundern können als so, und je steiniger und ödweiliger das Gebirge ward, desto lauter jammerten sie vor Lust. Der eine riß Gras ab, steckte es auf den Hut und tat sich Steine in den Sack, der andere hatte ein Rohr aneinandergezogen und zielte damit hinaus in die weite Welt, von der sie hereingekommen waren. Der dritte tat nichts, als alleweil auf die Uhr schauen. Der Friedl guckte nach Gamsen aus, war aber vor allem darauf bedacht, seine Herren die gangbarsten Stellen zu führen und ihnen, wo es anging, Struppwerk vor den Füßen wegzuräumen. Für so viel Geld muß der Mensch auch was leisten. — Weg war schon lange keiner mehr, „man muß nur alleweil so fortgehen“. Jetzt konnten sie aber auf einmal nicht „so fortgehen“, denn sie standen an den Wänden, zur rechten und zur linken Hand die starrenden Felsen.

„Die Gamsjäger gehen halt da hinaus,“ sagte der Friedl und wies in eine Rinne, die wie das ruppige Engbett eines Wasserfalls aussah. Die Touristen packten an. Das ist ja erst das Richtige.

Ob es nicht noch einen interessanteren Weg gäbe? fragte der, welcher immer auf die Uhr schaute.

Es wären wohl auch andere Wege, antwortete der Bursche, aber nur für Gamsen, kein Mensch könne hinaus.

„Bapperlapapp! Überall kann man hinaus, wenn nur die richtige Ausrüstung vorhanden ist. Pickel und Seil!“

Solche hatten sie aber nicht, und so mußten sie sich mit dem „zahmen Aufstieg“ begnügen. Es gab nur ein paar unbedeutende Aniceaufschärfungen; nach halbständiger

Kletterei durch die „Munsen“ hinauf waren sie auf einer Hochzinne. Von der aus konnte man sehen, wie hinter den fernsten Zacken der Tiroleralpen, von zarten Wolkentrüfeln umsäumt, die Sonne unterging. Nach der anderen Seite hin war eine Hochwelt von Kuppen, Karren und weiten Feldern mit rotem Schnee, und mitten aus diesen stieg eine dunkle Felswand auf, alle anderen Höhen überragend. Der Friedl fand das nun fast auch zum Verwundern, allein die Herren zogen alle ihre Uhren hervor und bestimmten des Ausführlichsten und Genauesten, daß sie von der Bamerhütte bis hierher auf's Grät vier Stunden und dreizehn Minuten gegangen waren. Das wurde verbucht. Dann ging es durch rutschende Kare niederwärts in einen grünen Kessel, wo die Schwaighütten standen. In einer derselben heimten sie sich ein. Der Imbiß wurde ausgepackt, auch der Friedl mit dazu eingeladen. Während die Touristen schon in ihren Karten herumspazierten mit den Fingern, von Tal zu Tal, von Berg zu Berg, machte der Bursche noch immer an den Knochen und an den harten Käserinden, hörte aber fleißig zu, wie die Gegenden und die Berge genannt wurden, und Fragen an ihn beantwortete er kurz und klar und freute sich, wenn er von dem Wohlleben, das er führte, einiges durch Bescheid und andere Dienste abzahlen konnte.

Jetzt warfen sie ihm auch eine Zigarre zu; er schaute sie an und ließ sie liegen. Ob sie ihm zu schlecht sei?

„Weiß nit.“

Ob er denn nicht rauchen wolle?

„Wollen möcht' ich eh.“

„Ann also!“

„Mein Vater sieht's nit gern.“

„Was Vater! Auf der Alm ist alles erlaubt.“

Der Bursche versuchte es, das Ding hatte aber keinen Zug, weil er vergessen hatte, die Spitze abzugewiden. Endlich nebelte er, legte das Zeug jedoch bald weg und sagte: „Mein Vater hat eh recht.“

Ob er noch nie in der Fremde gewesen, wurde er gefragt.

„Wohl, wohl, gar einmal draußen in Wallischbach.“

Wallischbach? Das liegt drei Stunden unterhalb der Damerhütte. — Ja, so weit war er schon gewesen. Dort, beim Taserwirt, habe er sogar einen Menschen gesehen, der auf der Eisenbahn gefahren war! Nach Wien oder Würzzuschlag oder wohin — kurz halt ganz ins Ausländische. — Er wußte nun zwar wohl, daß Wien und Würzzuschlag noch im Inländischen liegen, aber den Herren gefällt es so gut, wenn man recht ungeschickt daher redet, und für drei Gulden des Tags kann man das schon tun.

Ob er auch nach Wien möchte?

Der Bursche schüttelte den Kopf. „Wenn man nach Wien will, da muß man Soldat werden.“

Ob er denn nicht Soldat werden wolle?

Darauf sagte er, das möchte er nicht, dann, er möchte es eigentlich doch, dann wieder — nein, Soldat werden und so weit fort müssen, das nicht. Daheim wäre es allemal am besten.

Es würde am Ende jemand sein, der ihn nicht gerne fortließel neckten sie ihn.

Er wurde ein wenig rot.

Ob ihn der Berg müde gemacht habe?

„Aber schon gar nit. Wenn's sein müßt', wollt' ich gleich jetzt wieder auf und hinab.“

Ob er schon einmal auf dem Dirndl gewesen wäre?

Jetzt war er ganz still, endlich gestand er, noch nie oben gewesen zu sein.

Ob er nicht wisse, warum die Felsenspiße gerade das Dirndl heiße?

„Na, freilich,“ sagt er, „weil's halt ein Türnl ist.“ — Er sprach das Wort „Türnl“ extra deutlich aus, und nun sahen die Herren, daß man auch von einem einsäßigen Bauernjungen etwas lernen könne.

Und dieses neuentdeckte Türnl haben sie dann am nächsten Morgen bestiegen. Von der Spiße sahen sie in der Ferne aus dem Nebelmeer ragend drei oder vier andere Spizen. Die Touristen stellten sofort fest, daß der Aufstieg von den Hütten eine Stunde achtundfünfzig Minuten Zeit betrug.

Am Frühnachmittag waren sie glücklich unten an der steilen Lehne, die Schaflenten genannt. Da gab es zwischen den Steinblöcken schon üppiges Strauchwerk, kriechenden Brombeerstrauch, auf Schuttmuhren rot leuchtende Weidenröschenblüten und Himbeerbüsche. Einer der Touristen, der noch ein wenig Vorrat an Kraft und Übermut besaß, kletterte auf den Schächten herum und pflückte Beeren. Plötzlich tat er einen hellen Ruf, so zwischen Jauchzen und Klageschrei. Eine Ratter hatte ihn gestochen. Sofort eilten sie um ihn zusammen, schnitten ihm den grünen Strumpf vom Bein, der Friedl kniete hin und beugte sich rasch mit dem Gesicht zur aufschwellenden Wade.

„Was machen Sie da?“ fragte der Verwundete.

„Geschwind auszuheulen, daß es nicht schaden tut.“

„Ei wo! War wohl nur eine gewöhnliche Waldnatter.“

Das hatte nun der Friedl freilich gewußt, daß es keine andere gibt in diesen Bergen; doch vielleicht gaben die Herren für seine Besorgtheit und Opferwilligkeit noch um einen Gulden mehr!

Unter nassem Umschlag hatte sich am Abende, als sie in das Wiesbachtal kamen, die Geschwulst bald verloren. Bei der Wegkreuzung, wo die drei Ahorne stehen, über deren Kronen die Felswände niederleuchten, entließen sie den Burschen. Sechs Gulden gaben sie ihm auf die Hand und ein Trinkgeld. Der Friedl hielt die Hand noch längere Zeit hin, falls die Herren eine solche Verschwendung doch gereuen und sie einen Teil des Geldes zurücknehmen wollten. „Sie tun's eh nit!“ davon war er ja überzeugt. Wenigstens das Trinkgeld, denn das brauche er schon gar nicht! Sie meinten freundlich, er möge es nur einstecken und sich hübsch bereithalten, sie würden ihn überall empfehlen als einen tüchtigen Führer ins Gebirge und er möge ein andermal getrost eine Tagesstage von fünf Gulden verlangen. Das gefiel dem Burschen und unterwegs in sein Wassertal rechnete er glücklich aus, daß nach einer solchen Tage diese Herren ihn eigentlich zu gering entlohat hätten.

Daheim konnte er nicht wunderz genug erzählen von dem Wohlleben, das er auf dieser Bergbesteigung geführt hatte, und am nächsten Morgen kam ihm die Dungkragen recht schwer und ungut vor. Er ging wieder barfuß um, denn die Soden hatte er gewissenhaft der Eigentümerin zurückgestellt. Als die Rosel gelegentlich ihre

Füßchen hineinsteden wollte, merkte sie fürs erste, daß die Strümpfe weiter geworden waren und fürs zweite, daß der schlimme Friedl in jeden einen Scherben hineingetan hatte. Zum Glück sah sie vor dem Wegwerfen die Scherben näher an und es waren zwei Silbergulden. Am nächsten Samstagabend fragte sie den Butschen, ob er glaube, daß sie für einen Strumpf voll Silbergulden ihre Seele verkaufen werde? Er antwortete kurz, was er in ihrer Wolle verdient, davon habe sie Anteil. Und wenn er noch etlichemal so aufs Türn! steige, dann könnten sie zusammenheiraten. Das Heiraten, sagte sie, sei ihr nicht zuwider. Aber sonst war sie nicht die Gefälligste, so sehr er auch die warme weiche Wolle ihrer Soden lobte.

Von dieser Zeit an stand er manchmal bei seiner Arbeit still, machte aus der Hand ein Augendach und schaute hinaus über das grüne Tal, wo der Weg sich wie ein weißer Faden hereinschlängelte. — Und richtig, eines Tages kam wieder etwas. Langsam kam es herein und immer weiter herein, das schwarze Pünktchen, aus dem sich allmählich Ross und Wagen entwickelte. Der Wagen lehrte da unten am Gaderu um, weil er den Hügel nicht herankonnte. Die Gesellschaft — Herren und Frauen — aber stieg herauf. Sie erkundigten sich, ob hier das Bauernhaus sei und fragten nach dem Vergsführer Friedl. Der hatte seinen Namen bald gehört und so ging's wieder auf das Türn!. Diesmal war's noch besser als das erstemal, die Frauen taten gar nicht herrisch, vielmehr weit lustiger, als die Bauerndienern beim Tanz; der Friedl mußte ihnen das Zuchhezen und Zodeln lernen, dafür schenkten sie ihm Naschereien, die er für jemand andern in den Sack steckte, weil sie ihm zu „süßöd“ waren, die er aber in den Löcher

rigen Saß steckte, weil sie leicht auch dem jemand andern zu „sähöb“ sein konnten.

Auch einen besseren Weg als das erstemal fand der Friedl. Sie wichen der schlimmen „Munsen“ aus. Einer der jüngeren Herren meinte, wenn sogar Frauen hinaufsteigen könnten, solches würde das Türl bald diskreditieren. Wenn der Ruf des Verges gewahrt werden sollte, so müßten ein paar lebensgefährliche Ausflüge entdeckt werden. — Abrißens gab es noch Verschwerden genug. Doch oben zwischen den Wänden, wo schon alles anfang zu jammern über den Durst, fanden sie eine Quelle, und nicht weit davon, gerade hinter einer Felsenrippe, einen reizenden Platz zum Rasten. Das Wort „reizend“ hörte der Bursche an jenem Tage zum erstenmal. Der Platz war eine ganz trodene Höhlung an der Wand, die noch mit einem recht geschickt geflochtenen Anicholzverschlag geschützt war. In diesem Hüttchen hatten Hirten oder Jäger Moos und dütres Gras ausgelegt — und das war das erste Touristenhotel am Türl. Hier trank unsere Gesellschaft Wein. Eine stattliche Frau Rätin war dabei, die schenkte dem Friedl fleißig ein und dieser machte auch im Rauchen Fortschritte, so daß er sich schier bald nicht mehr zu schämen brauchte vor den noblen Stadtleuten.

Die meisten sie also rasteten, froh von den Höhen der Nebel herab, machte den Herrschaften vor der Nase ein Donnerwetter, daß die Frauen Augen und Ohren zuhüllten, und die Frau Rätin ihr vor Angst strahlendes Mundgesicht an der Brust des Führers verbarg. Dem armen Jungen wurde ganz heiß so nahe dem wogenden Busen eines vor Bangnis fast vergehenden Weibes und er war herzlich froh, als an der Wand das Wasser nieder-



schoß und die Gesellschaft sich entschließen mußte, bei Sturm und Regen den Abstieg anzutreten.

Der Friebl bekam seine „Tage“ und sein Trinkgeld, und die Frau Rätin hielt ihm zum Abschiede ein zierliches Taschenbüchlein hin und einen dünnen Bleistift, und der Friebl möchte ihr doch zum Andenken seinen Namen hineinschreiben. Machte der Bursche umfassende Anstalten, lehnte sich an einen Stein, hielt mit der einen Hand das Büchlein fest, legte den andern Arm auf, neigte an den Lippen den Bleistift, schnupperte, und schrieb in großen scharfsedigen Buchstaben: Friedrich Adamsteiner.

„Adamsteiner!“ las die Frau Rätin, „ach, das ist ja reizend!“

Bald darauf war der reizende Friedrich Adamsteiner wieder allein auf seiner steinigen Ackerlehne nächst dem Bamerhänsel.

Das Steinetragen, das Adern mit dem Spaten für das Korn des nächsten Sommers war sauer. Dieß Jahr war die Scholle besonders zäh, der Grund besonders steinig, und was ist es schließlich wert, das bißchen Korn, das mit einer sommerlangen Arbeit gebaut wird? Wenn nicht gar der Hagel alles wieder in die Erde schlägt! Als Bergführer verdient man sich in drei Tagen mehr, denn als Feldbauer das ganze Jahr. Der alte Bamer-Lust merkte, daß der Bursche unlustig ward. Sonst, ob die Arbeit täglich zehn oder sechzehn Stunden gewährt, ob sie leicht oder hart gewesen, er hatte sie mit der gleichen Ruhe und Heiterkeit verrichtet und hatte am Abende vor dem Schlafengehen noch ein Gejodelt draußen auf dem Acker.

Aus dem erworbenen Gelde hatte er sich nun ein sauberes Steirergewand machen lassen — aber nicht wie

die Holzknechte tragen, sondern ein feineres, mit Hirschhornknöpfen am grauen Tuchrock, rotseidenem Halstuch und „Schilbhahnflöhl“ auf dem lederen Hütel. Auch ein paar nackte Knie hatte er sich angeschafft und dieselben fleißig mit Speck eingeseilt, damit sie nicht sonnenlichthältig seien, hingegen recht abgebräunt werden sollten. Wie ein frischer „Ragerlstock“, so stand er da in seinem neuen Zeugel, aber ein wenig schulbig bleiben hat er darauf müssen beim Schneider. Doch schon in der nächsten Woche kam wieder gute Einnahme. In die Zeitung hatten sie ihn gesetzt, den Friedrich Adamsteiner, als sehr zu rekommandierenden Führer auf das immer mehr beliebte Türl.

Im Herbst war's an einem sonnigfunkelnden Tage, als wieder eine größere Gesellschaft kam, gar aus Wien her, und darunter eine alte Bekannte — die stattliche Frau Rätin. Sie gab dem Friebl zum Wiedersehen zwei Hände auf einmal und sie wollte doch sehen, ob das Türl für sie nicht zu erlangen wäre. Unterwegs beim Aufstiege hielt sie sich an ihn, er mußte sie stellenweis am Arme führen. Nicht des Alters wegen — ach nein! — nur ihre Körpersülle war Schuld, daß es mit dem Atem etwas kurz zusammenging. Die anderen Herrschaften sollen nur vorangehen, oder hinten nach, wie sie wollen, man kann sie wohl allein lassen, sind lauter bedächtige Touristen und verheiratete Leute untereinander. Einer war schon mehrmals auf dem Türl gewesen, da hatten sie den Führer gar nicht nötig. Die Frau Rätin war junge Witwe — erst ein Jahr alt. Jetzt griff sie an ihren Busen, zog eine kleine goldene Taschenuhr hervor und fand, daß sie noch Zeit genug hätten für den Berg. Beim

Brunnen im Walde hielt sie mit dem Friedl den ersten Imbiß. Beim Ausschneiden des kalten Bratens sah sie, wie er auf ihren Ring guckte.

„Gefällt er dir?“ fragte sie. „Wenn's einmal Pfänderspiel gibt, kannst ihn haben. Weißt wie das ist, beim Pfänderspiel? Nicht? Muß der Pfandnehmer ein Küßel dafür geben. Du mußt es ja gut können, das! Die frischen Alpenburschen können's ja gut, das.“

„Ja, wir müssen wieder anrücken,“ meinte der Bursche, „sonst werden sie uns was pfeifen, die voran.“

Oben in den heißen Wänden, im Hirten- oder Jägerhüttel hielten sie zweite Rast und die Frau Käti behauptete, sie könne nicht mehr weiter und sie begnüge sich mit der schönen Aussicht, die sich von hier aus biete.

„Fein Steitergewandel steht dir schon sehr gut!“ sagte sie.

„Oh nit zwider,“ war seine Antwort.

„Wer die richtigen Waden hat!“

„Die gehören freilich dazu.“

„Im Winter gehst du doch nicht umher mit solchen Anien?“

„Hab' halt keine andern.“

„Kärtschen, mit den nackenden meine ich.“

„Ein bissel macht's nix.“

„Na freilich nicht, wer so viel Hitze hat. So trinke doch Wein!“

„Aber Frau, der gehört ja gar nit mein. Es ist den andern ihter und ich muß eilends nach.“

Da blieb auch sie nicht zurück.

Diesmal war ein herrlicher Abend auf dem Berge und in zwei Schwaighütten nächtigte die Gesellschaft. Bis

spät in die Nacht hinein ging es sehr heiter zu, der Friedl wußte allerlei Schwänke und Liedeln; mit den „gepsefferten“ wollte er ansangs nicht herfür, aber gerade nach solchen war Begehr, und die Stadtleute wußten auch etwelches, das schier noch „geschmalzener“ war, als die Bauernsachen. Die Bergtouren hatten den Burschen sehr gekräftigt, nun konnte er schon mehrere Zigarren vertragen, ein Trinkglas voll Wein auf einen Schluck austrinken.

„Um den Jungen ist's schade, daß er in einer Hinterwalbhütte verkommen muß,“ sagte einer der Touristen — ich glaube ein Advokat war's — „er hat Gröhe im Kopf und aus dem könnte noch was werden.“

„Wenn's alleweil auf die Alm ging', besser wollt' ich mir's eh nit wänschen,“ sagte der Friedl.

„Wett, auf der Alm, da ist es reizend, auf der Alm, da gibt's ka Sündl!“ Das war die Frau Rätin, die einjährige Witwe.

Die Frau hatte jezt aber in ihrer kleinen Tasche ein Fläschchen süßen Geschlecks bei sich. Likör nannte sie's; „gezuckerter Schnaps!“ sagte der Friedl, als er davon hatte kosten müssen.

Vor dem Schlafengehen stand der Bursche noch ein wenig draußen in der kühlen Alpenluft und schaute hin in die Mondnacht. So still, so wonnig, so daseinsfrohl! Herrgott, hat das Leben eine Pracht! —

„Friedl!“ rief jemand zu einer Dachlule heraus. „Da komm herauf, da ist frisches Heu!“

Wie eine Mutter sorgt sie für ihn, die Frau Rätin.

Am nächsten Morgen war es nicht der Führer, der die Gesellschaft weckte. Der Advokat mußte von der andern Hütte herüberkommen und den Friedl beim Ohr zupfen.

Dieser sprang auf, schaute verwirrt um sich. Durch die Bretterlücken kam schon so viel Tag herein. Sie stiegen auf das Türnli und oben war keine geringe Aufregung, als es sich herausstellte, daß man von den Hütten her anstatt der im Touristenblatt amtlich vorgeschriebenen einen Stunde achtsundfünfzig Minuten nicht weniger als zweieinhalb Stunden gebraucht hatte. Natürlich sind an einer solchen Nichteinhaltung der Vorschrift die Franken schuld; besonders die Frau Kälin, so lang auch ihr Touristenfleden war, kam langsam vorwärts. Der Führer hielt sich heute mehr an die Mänaer und war stets ein wenig voran.

Die Aussicht von der Bergspitze war nicht befriedigend, grau und unbestimmt, wie durch ein trübes Glas gesehen, lag die Gegend da, aber man muß nur froh sein, daß man etwas sieht, hieß es. Ein eiskalter Wind strich, doch könne man noch von Glück sagen, daß es kein Sturm sei, sandten sie. An der Pyramide hesteten sie rasch ihre Visitenkarten fest und dann eilends wieder zurück. Abwärts mußten die Hütten doch spielend in einer Stunde zu erreichen sein.

Bei den Schwaighütten angekommen, bat der Führer um seinen Abschied, der Weg ins Wiesbachtal war ja nicht zu verfehlen, er selber müsse aber den kürzeren Streig in sein Wassertal hinab. Warum, das sagte er nicht.

Und wie der Friedl nun so mit sich allein war, da versank er in ein Träumen, wie sonst noch nie. Heute war es anders, als geßern. Da reden sie so viel davon, und was denn eigentlich dran ist? An so einer Partie! Aus der Hosentasche zog er eine kleine goldene Uhr und schaute sie an und hob schon die Hand, um sie ins Geftein zu

schleudern, tat's aber nicht. Der Führer muß ja eine Uhr haben, wollte er sich doch schon lange eine kaufen, und jetzt, da er sie geschenkt bekommen, war sie ihm zuwider. — Ob nicht die Rosel so was möchte? Ei natürlich, die soll sich's nur selber kaufen. Er wird überhaupt nicht mehr viel reden mit dem Weib-Mädle, er hat ganz andere Aussichten, wenn er will. Manchmal einen Gefallen, wenn's drauß ankommt, kann man einer ja wohl erweisen. Aber ungut wird ihm schier, wenn er an diese — diese Stadtleute denkt. Es ist halt doch wahr, was man von ihnen sagt. — So dachte er und schüttelte den Kopf. Das Hütel auf demselben sah lange nicht so fest wie gestern.

Noch ein paar Gesellschaften kamen in diesem Herbst ins obere Bassertal, um von da aus ins Hochgebirge zu steigen, aber die Frau Kälin war nicht mehr dabei. Dem Burschen war's auch lieber, obzwar sie schöne Geschenke gab — sie war von allen Herrschaften die freigebigste. Ubrigens war sie gar nicht langweilig, da könnte sich manch andere ein Beispiel an ihr nehmen.

Der Bamer-Lust hatte schon für die Erntearbeiten einen alten Knecht aufnehmen müssen, denn wenn der Friedl vom Gebirge herkam, da war er müde und legte sich ins Heu. Als nun der Winter anrückte, die Touristen aber ausblieben, da ging der Bursche manchmal nach Lindendorf hinaus zum Bachwirt, wo mehrere Dorfleute zusammenkamen und Besprechungen hielten, wie man für ein nächstes Jahre recht viele Fremde in die Gegend bringen könne. Bequemer kann der Gebirgler ja gar nimmer zu Gelde kommen, als wenn es die Sommerfrischler und Touristen dahertragen und dalassen. Schon singen die

Bauern und Waldbente, die ihr Verlag das Hochgebirge vor Augen gehabt, an zu glauben, daß die steinernen Berge sehr schön seien, die Fremden sagten es ja, und die Fremden haben recht. Der Friedl konnte auch mitreden und sein Wort war sogar wichtig. Bei so Reden wird man durstig. Wenn der Mensch schon in der Sommerhitze den kühlen Wein gerne trinkt, in der Winterkälte hat er einen wärmenden Tropfen noch lieber.

Dem alten Bamer-Lust gefiel es nicht aufs beste, daß sein Bub in den Wirtshäusern herumkassirte, aber sein Weib stellte ihm vor, daß es ja des Burschen eigen verdiente Sache sei; er habe bei den harten Alpenwanderungen so viel Trinkgelder bekommen, daß er mit ihnen gar nicht fertig werde über den Winter, die Tage bliebe ihm erst noch im Sack. Ja, das war die Ansicht der Mutter.

Zum Fasching kaufte er der Weiß-Rosel ein rotseidenes Tüchel, sie nahm es an, getraute sich's aber nicht über den Busen zu hüllen an den Sonntagen. Die Leute möchten bald fragen: Woher hast du denn dieses saubere Tüchel? Und wofür hast es denn bekommen? — Der Friedl hielt jetzt solche jungen Leute, wie er ein Jahr früher selber einer gewesen, für einfältig. Er war durch die bessere Gesellschaft, mit der er umgegangen, halt schon ein wenig aufgeklärt und wußte, daß es recht blöde ist, wenn man die süßen Früchte, die der Herrgott wachsen läßt auf der schönen Welt, nicht pflückt. Gerade mit solchen Worten hatte es auch die Frau Mätin gesagt.

Wünscht etwa mein freundlicher Leser bei der Frau Mätin einen Besuch zu machen? Er könnte es im Namen des Friedls tun, der wohl noch nicht Gelegenheit hat, nach Wien zu reisen. Vielleicht später einmal, die Frau Mätin

hatte schon im vorigen Herbst auf der Partie durchscheinen lassen, wie er nett und anständig wäre, der Friedl: ein Kutscher oder Domestik! — Domestik! das ist ein schöner Name, das muß ein hoher Herr sein.

Nun, bei der Frau Rätin geht es vornehm zu. Wohlhabenheit, Geschmack, aber auch Sitte und Anstand überall. Ein kleiner auserlesener Gesellschaftskreis zieht die Abende, und der Mittelpunkt desselben ist die achtzehnjährige Mathilde. Ein wahrer Engel an Anmut, ein herziges Kind. Man würde die Frau Rätin falsch beurtheilen nach dem, wie sie sich auf der Vergpartie gezeigt. Zu Hause ist sie eine völlig andere, schon ihrer Tochter wegen, der sie in einem Institute die standesgemäße Erziehung angedeihen ließ. Dieses ihr einziges Kind war ihr Augapfel, ihr Herzblutstropfen, ihr alles — fast ihr alles, wenn man kleine Nebenliebhaverlein nicht rechnet. Ach, dieses Türl! Einen interessanteren Verg gibt es nimmer auf der Welt. Und diese schlichten, guten Menschen dort, so frisch, so unverdorben, so gutmütig und doch dabei so gescheit. — Oft an gemüthlichen Winterabenden taute die muntere Frau Rätin auf und erzählte von der Vergpartie auf das Türl und beteuerte, nicht das lehtemal dort gewesen zu sein.

Fräulein Mathilde war verlobt mit einem frischen Studenten, der demnächst das Doktorat machen sollte. So lange mußten sie sich gedulden; dafür durfte das Fräulein mit Mama Landpartien machen und es wohl auch mit dem Türl versuchen. Das war eine Freude!

Es kam der Sommer, es kam die bestimmte Zeit im Juli mit wunderschönerm Wetter. Mutter und Töchterlein schlossen sich einer größeren Partie von Bekannten



und Verwandten an, suchten hinaus und kamen am zweiten Tage hinauf ins obere Wassertal.

Das erstemal im Leben wanderte Mathilde, die junge mailichblühende Tochter der Frau Rätin, hinaus in die wilde Welt. Weil sie schon so viel von der Alpennatur und den Naturmenschen gehört und gelesen hatte, so war sie nun sehr gespannt darauf. Als die junge Dame aber das Hochgebirge sah, war es ihr, von unten hinauf gesehen, nicht ganz hoch genug; um so reizender fand sie die Bauern, die Holzknechte und die Hirten, und je verschliffener und beslidter ihr Gewand, je vorstiger ihr Haar und je ungewaschener ihre Hände waren, je interessanter erschienen sie ihr. Ein wahres Raritätenkabinet war ihr dieses Wassertal. Mit den Bamerleuten redete sie wie mit unumgängigen Kindern im Kindergarten und manchmal kam ihr der alte wortkluge Mann und das gesprächige Weib, die nie stillstanden, sondern immer arbeiteten, vor, wie ausgezogene Puppen eines Automaten-theaters, oder wie Figuren, die aus alten Volksmärchen herausgetreten. Lauter schiefe Verhältnisse, aber das Zerrbild war amüsam. Wirklich real und lebendig kam ihr nur der junge Bursch vor, der sie auf den Berg begleiten sollte. Weil ihre Mama sich so warm mit ihm zu schaffen machte und sie schon wusste, daß man mit Naturmenschen, auch mit jungen, anders umgehen darf, als mit feinen Stadtleuten, so machte sie mit dem Friedl ohne viel Hiererei Bekanntschaft. Zu Hause in ihrem Stadtgarten hatten sie einmal ein gefangenes Viehböcklein gehabt. Mit dem konnte sie nach Lust und Laune plaudern, ohne die Gouvernante mit ihrem „Aber das schickt sich nicht!“ fürchten zu müssen. Ein wilder Bergbub ist auch nichts

anderes. Auf dem Theater hat sie derlei Naturburschen schon gesehen, nur war dieser noch viel reizender und auch nützlicher, denn er trug für die Gesellschaft die Sachen und er wies ihr den Weg, der immer höher und höher hinaufstieg. Anfangs glaubte das Fräulein, mit ein bißchen Laufen die Zinnen des Berges in einer halben Stunde erreichen zu können; aber siehe, je höher sie stiegen, je höher baute sich das Gewände vor ihnen auf.

Der Friebl war zuerst ein wenig betroffen gewesen, als mit einem Male die stattliche Frau Rätin wieder vorhanden war. Dann sah er das seine junge Mädcl. Anfangs verhielt er sich bei dessen munterem Geplauder ziemlich schweigsam, schaute nie offen in ihr weißes Gesichtchen, um so öfter aber verstohlen. Das lehtvergangene Jahr war nicht gerade ereignislos gewesen für den in die Touristik eingeführten Burschen, doch ein so schönes Blümlein hatte er noch nie gesehen. Weizenen fiel ihm ein, was im vorigen Jahre die Frau Rätin gesagt hatte — von den süßen Früchten, die unser Herrgott wachsen läßt auf der schönen Welt.

Der Bursche hatte seit einem Jahre im Verkehr mit Gebildeten etwas gelernt. Er wußte, wie höflich und galant man Damen behandelt. Allein diese Art stand ihm als Führer nicht zu. Er hat niemanden zu behandeln, er wird behandelt. Er ist ein junger Naturmensch und nichts weiter. Und das ist ihm recht, das ist der kürzeste Weg.

Das Fräulein hatte unterwegs Steinnellen gepflückt und war deshalb ein wenig zurückgeblieben. Der Führer wartete, stochte hernach seinen Arm in den ihren und sagte: „Ich muß dir doch ein bißel gehen helfen.“

„Dank schön, das will ich schon allein tun,“ antwortete sie mit einem hübschen Aug.

„Ich bin halt so gern bei dir,“ sagte er, „ein so schönes Mädel wie du bist, hab' ich mein Lebtag nit gesehen.“

Bei einem anderen — den Bräutigam angenommen — hätte sie auf solche Bemerkung den Arm heftig von dem seinen gerissen und wäre schwer beleidigt gewesen. An dem Naturbüschel blieb sie hängen und lächelte. Das ist zu reizend, was er gesagt hat!

„Aber Mathildchen!“ rief die stattliche Frau Rätin von der Gesellschaft her und blieb stehen. „Jetzt schon müde zu sein!“

Zwischen den Wänden hinauf beanspruchte die Frau selbst den kräftigen Führer. Weil sie nicht zutunlich plaudern konnte, sondern schnaufen mußte, so hatte der Bursche Zeit, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, diese wieder folgten seinen Augen, und seine Augen waren ganz und gar in dem schönen Mädel stecken geblieben, das jetzt voran mit Hilfe eines alten Herrn das Gewände hinaustieg. Das leichte Mädelin hübsch touristenmäßig aufgeschürzt, einmal mit dem Stod, einmal mit den Armen ausgreifend, so kletterte sie hinan. So oft ihr Gewand an einer Steinkante hängen blieb, tat sie einen Schrei und so oft sie mit den Füßen ein wenig schief austrat, tat sie auch einen Schrei, daß man meinen konnte, sie stürze schon in einen tausend Fuß tiefen Abgrund. Und wenn man sich nach der Verunglückten umschaute, da sicherte sie. Ihr geflochtenes schwarzes Haar war loder geworden und hing unter dem grünen Hüttlein in Strähnen über das hochgerädete Gesichtchen herab.

Nach vielerlei heiterem Getue kamen sie gegen Mittag zu den Schwaighütten. Vor denselben auf dem Anger hielten sie Rast und ließen sich wohl sein mit allerlei, das sie an Speise und Trank mit heraufgebracht hatten. Die Frau Rätin hatte einen Topf Milch gekauft, der Friedl mußte davon trinken, so daß er einen weißen Schnurrbart bekam aus eitel Rahm. Den Wein, sagte die fürsichtige Frau, werde er erst am Abende kriegen, wann sie vom Türl zurückgekommen sein würden. — Als die Gesellschaft sich zum Weitermarsch rüstete, entstand ein Aufruhr. Das Fräulein Mathilde war nicht da. Sie war nicht auf den Matten, nicht in den Hütten. „Ein tolles Ding, das es nicht mehr erwarten kann und vorausgelaufen ist!“ meinte die Frau Rätin. Sie eilten nach mehreren Seiten hin und wieder, um die Vermißte zu suchen. Der Führer Friedl bog um die Felswand und sah sie bald etwas weiter oben am Hang zwischen grauen Steinen umhersteigen und Mumen pflücken. Sie hatte schon einen so großen Buschen in der Hand, daß ihn die Fingerchen kaum mehr umspannen konnten, aber sie pflückte und pflückte weiter. Von der Hüttengegend konnte man nicht herüberblicken, weil der niedergehende Felsriff undurchsichtig war. Der Friedl dachte: Es ist schon recht, ich gehe lieber mit ihr allein hinauf! Er führte sie nicht um die Felswand zu den Hütten, sondern stieg mit ihr quer über den steilen Hang hinan, denn die Gesellschaft, so sagte er, sei schon weiter oben. Er führte sie zwischen den großen Steinflöhen durch, zwischen Knieholzsilzen hin, über Schultsfelder empor, immer tiefer in die Falten der Wände hinein.

Wohin sie denn da gingen? fragte ihn das Fräulein.

„Aufs Färrn!“ sagte er. „Kannst du noch vorwärts? Wenn du müde bist, so mach's auch nichts, so wollen wir uns in die warme Sonne hinsetzen und warten, bis sie nachkommen. Denn da hinaus können sie doch nit voraus sein, sie sind noch weiter unten. Es ist oft so, bei solchen Partien, daß man sich verliert. Das gehört schon dazu.“

Es gelang ihm vollkommen, sie zu beruhigen. Sie saßen ganz nahe beisammen auf Moosgrund. Er zeigte ihr Genssen, die hoch oben an der Wand äseten. Die Haarsträhne, die ihr immer über das Gesicht fallen wollten, machte er mit einem Alpenrosenstrauchzweiglein fest am Hinterhaupte. Dann streckte er seine Hand aus und hatte ein Stämmchen Edelweiß, das er ihr selber an den leicht wogenden Busen steckte. Sie wollte aufstehen und nach der Gesellschaft rufen, er hielt sie mit starker Hand zurück und sagte: „Wenn du schreist, so heben die Genssen an zu laufen, treten dabei die Steine los und es geht eine Lahn auf uns herab. Das geschieht oft so. Die Leute werden schon kommen, ist's nit beim Hinaufsteigen, so ist's beim Zurückgehen. Wir zwei wollen uns dahier gut sein lassen. Es ist da auch schön, schöner wie oben, oben geht der Wind.“

Das Mädchen begann zu zittern . . .

In dieses wilde, entlegene Mar war keiner gekommen auf der Suche nach dem Fräulein, denn da hinein, so meinten sie, versteige sich niemand. Die Frau Rätin hatte sich schon heiser geschrien, ohne daß deshalb irgendwo eine „Lahn“ losgegangen war, über die Felsenede hin war kein Laut gebrungen. Da auch der Führer nicht zurückkam und nirgends zu sehen war, so traten sie die Vermutung breit, er würde das Fräulein höher oben erreicht

haben und mit ihr weitergegangen sein, dem Türnl zu. Und in der That erblickt einer durch den Felsstecher oben in den Wänden des Hochgipfels zwei winzige Gestalten, die sich bewegten, aber keine Hemsen sein konnten. Also eilten sie hinaus, die Rätin, von Angst um ihr Kind gepeitscht, voran.

Um drei Uhr nachmittags waren sie oben. Ein herrlicher, windstiller Tag, ein unbeschreiblich schöner Rundblick! Aber sie schauten nicht viel hinaus in die Lüfte, sie spähten im Gewände, in den Schründen und Runsen umher — und der Führer mit dem Fräulein war nirgends zu sehen.

Ein paar Stunden später kamen sie wieder zu den Schwaighütten, von denen aus neuerdings die Gegend zu durchsuchen war. Die wenigen gefährlichen Absturzstellen wurden unzähligemal durchforscht, gottlob, immer ohne Erfolg. Nun war es nicht anders — das Fräulein, oder beide hatten aus irgendeinem Grunde den Abstieg angetreten. Die Gesellschaft trennte sich, der eine Teil stieg dem Tale zu, darunter die Frau Rätin in namenloser Angst. Sie konnte es nicht ausdenken, was ihr eingefallen war. Der andere Teil der Gesellschaft blieb in einer der Hütten, um dort zu nächtigen und weiter nach den Vermissten zu forschen.

Und als es zu dämmern begann und draußen in den Tälern schon die blaue Nacht lag — da sind sie gekommen in die Hütte.

Der Friedl erzählte das Abenteuer einer Verirrung. Das Fräulein sei zuerst allerdings nicht weit gewesen, doch auf dem Gang zu den Hütten wären sie — Gott weiß, wie! vom rechten Steige abgekommen, hätten sich

verloren in die Karwände, wären dort bergwärts gestiegen, in der Meinung, doch das Thurnl zu erreichen, wären aber immer noch tiefer in die Felsenwildnis gekommen und hätten endlich gar keinen Ausweg mehr gesehen. In jenen grausigen Schluchten gäbe es allerlei Knochen, auch Totenköpfe darunter! Aber er — der Friedl — wäre auf eine Felsenspitze geklettert, hätte sich dann ausgekannt und also mit Gottes Hilfe die Richtung wiedergesunden gegen die Hütten her — und diesen Tag wollte er sich merken.

Das Fräulein war ganz still und bei jedem unvorhergesehenen Geräusch, ja selbst wenn sie angesprochen wurde, zuckte sie zusammen. Auf ihren bedenklich blassen Wangen glitten flüchtige Fleden dahin, wie Schatten von Tauben oder Geiern, wenn solche durch den sonnigen Tag flogen. Sie sagte nichts, sie aß nichts, sie trank nichts — müde war sie bis auf den Tod. Die Schwaigerin überließ ihr für die Nacht das Bett; die übrigen schliefen im Heu.

Am nächsten Tage strebten sie heimwärts. Die Frau Mätin, als sie das verstörte Kind sah, war sprachlos vor Entsetzen. —

Es wäre aus demselbigen Sommer noch manche Alpenfahrt zu verzeichnen. Der Friedl sprach bei der einen gerue von der andern; von dieser, wie er sich verirrt hatte, redete er nie. Ein Führer, der sich selbst verirrt — das wäre keine gute Empfehlung.

Das Barmherzige wurde ein bißchen unzufrieden darüber, daß ihr Friedl nun gar so selten daheim war. Sie hoffte vom Winter, da ihn nicht jeder „Vagabund“ auf den Berg mitlocken würde. Als jedoch der Winter kam, war es noch schlechter. Da zog der Bursche immer im

Sonntagsgewande draussen um, von Dorf zu Dorf, von Wirtshaus zu Wirtshaus. Es war ja aber doch sein eigenes, wohlverdientes Geld, was er da verzehrte! War es das? War nicht durch Kartenspiel gewonnenes dabei? Hatte nicht die Polizei schon einmal ein mit falschen Merkungen versehenes Kartenspiel in Beschlag genommen, das der Vergsführer im Sack getragen haben soll? Der Friedl ließ sich nichts abgehen, und doch war sein Gesicht nicht mehr so voll und frisch, wie einst daheim beim Dungtragen. Es war blaßgelb geworden, manchmal fast grünlich. Die Augen leuchteten nicht mehr so freundlich hell, als damals, da er vom Waldbrunnen aus das Biegenderndl aufgesucht; sie bligten jetzt scharf wie Glasscherben. Das hübsche Bärtchen, welches endlich gekommen war und mit Sorgfalt gepflegt wurde, machte viel gut im Gesichte, aber nicht alles.

Gegen das Frühjahr hin hub er an zu rasonieren, daß ein Vergsführer zu schlecht bezahlt würde. Fünf Gulden des Tags, was sei denn das? Das gehe noch im Sommer drauf. Nun wolle der Mensch aber auch im Winter leben, wo keine Ray' auf das Türnl steigt, oder sonst wohin. Den Rat hat man ihm gegeben, daß er Schnee schaufeln oder Korn dreschen könnte bei den Bauern. So? Also sich im Winter die Beine verfrieren, die nachher im Sommer ins gefährliche Hochgebirge müssen und ge-  
lenkig sein sollen? Und Korn dreschen, des Tags für dreißig Kreuzer und eine Erdäpfelsuppe! — Anstatt so blöde Rathschläge zu geben, sollten die Wirte ihn lieber zehrungsfrei halten, denn der Führer ist es, der die Fremden durch die Gegend führt, in die Wirtshäuser — zum Verupftwerden.



Als der Sommer nahte und mancherlei Anzeichen nach für dieses Jahr ein gesteigerter Fremdenverkehr voraussichtlich war, steckte der Friedl am Bamerhauselein eines Tages ein Reisigbüschel über die Haustüre, und hing daneben einen Strähn Hobelspäne hin. Wein und Bier! Ein Wirtshaus! Aus der Bodenkammer räumte er alte Spinnräder und Spinnweben weg und stellte ein paar Fremdenbetten hinein. Ein Touristenhotel! Und als nun fremde Gäste kamen, gab keiner mehr den Ratschlag, der Bamerwirt möchte besser auf seinen Vortheil sehen. Im Hotel Imperial zu Wien gab es kaum höhere Preise als in der Bamerleusche am Fuße des Tärnl. Der Friedl, was er von den Fremden lernte, das übte er an ihnen aus, und doch wurde ihm das Geld zu wenig; je mehr er einnahm, je weniger blieb ihm in der Hand. Fast jede Woche einmal schlich und stand die Kofel, die Geißdiren, beim Häusel herum, hielt die Hände immer über der Schürze gefaltet, hatte eingefallene Wangen, und schaute mit schreckiger Miene umher. Wenn sie den jungen Wirt sah, huschte sie auf ihn zu: „Friedl, ich sag' dir's noch einmal im Guten! du wirst wissen, was deine Schuldigkeit ist!“ Eines Tages kam sie nicht mehr, und zur Waldhütte, wo sie bei ihrem alten Vater wohnte, flogen hastig zwei alte Weiber hinan. Ei was! dachte der Friedl, das passiert anderswo auch. Denn durch die Fremden hatte er solches und anderes erfahren, wie es zugeht auf der Welt.

Die Gebirgskorren vom oberen Wassertal aus waren schon längst nicht bloß beim Tärnl verblieben, sie hatten sich auch auf andere Berge ausgedehnt, so daß der Führer oft tagelang nicht nach Hause kam. Dieweilen er viel Geld

verdiente, machten die Alten daheim Ansehen, und wenn er dann manchmal von einem großen Hotel sprach, das er bauen wolle, meinte der Bamer-Lust mit einem Seufzer, er wäre froh, wenn er die Schulden der Bamerhütte bezahlen könnte.

Am Vorabende des Peter- und Paulstages lehrte ein einzelner Tourist zu im Bamerhäusel, ersuchte um Nachtherberge und nahm den Führer auf für den morgigen Tag. Er wolle auf den Hinternock. Es war ein soldatisch strammer, schon älterer Mann in Touristengewand, aber seine goldene Taschenuhr fiel auf, und der funkelnde Stein an seinem Ringe. Der Friedl hatte schon gehört, was so ein Stein unter Umständen wert sein könne. Dem Reden nach schloß er, daß der Fremde wohl ein vornehmer Herr sein müsse, denn der Mann kümmerte sich um Jagdreviere. Und die Banknoten, als er seine Beche und auch gleich das Nachtquartier bezahlte! Natürlich, er will ja eine Jagd pachten. — Hat den Touristen jemand kommen gesehen durchs Tal herein? Leute gehen jetzt genug. Morgen vor Tagesanbruch wieder davon, der Führer kommt allein zurück, der Tourist ist in ein anderes Tal abgestiegen — wer fragt danach? Im Gebirge verunglücken viele Leute heutzutage — kein Mensch findet je ihre Spur...

Als der Fremde in seiner Schlafkammer, die sich über der Gaststube befand, allein war, verschloß er die Türe und legte sich zu Bette.

Den alten Leuten sagte der Friedl, sie möchten sich nur auch zur Rast begeben auf ihren Stabl hinaus, der Tag sei jetzt lang, und morgen werde es früh licht. Er müsse aber noch vor Tags mit dem Herrn davon auf den

Hinternock und vielleicht noch weiter. Als er allein war, suchte er aus der Zeugkammer ein schweres Veil hervor und schwang es ein paarmal durch die Luft. An der Haustüre pochte es im selben Augenblicke. — Ein verspäteter Tourist ersucht um Einlaß.

Im Scheine der Kerze stand ein junger Mann vor dem Friedl. Seine Frage, ob der Führer bereit sei, sofort auszubrechen und mit ihm auf das Türl zu steigen? — „Das gibt's nit, weil ich morgen früh mit einem anderen Herrn gehen muß.“

„Sie sind selbst der Führer? der Friedrich Adamssteiner?“

Das treffe zu.

„Wann kommen Sie von ihrer morgigen Partie zurück?“

„Unbestimmt. Vielleicht erst nach mehreren Tagen.“

„Gleichgültig. Ich werde hier warten, bis Sie zurück sind. Will mit dem Friedrich Adamssteiner auf den Berg, mit ihm allein.“

Verneigte sich der Bursche.

Der Ankömmling wollte nichts weiter und legte sich in der Kammer auf die Wandbank. Der Friedl war sehr verdrießlich.

Am nächsten Morgen tauschte der Regen. Meigrauer Nebel hing an den Bergen tief herab. Die beiden Touristen warteten bis zum Mittag, aber das Wetter blieb finster und feucht. Der Herr, der auf den Hinternock gewollt, stülpte seinen Mantelkragen auf und machte sich lalwegs der Eisenbahnstation zu. Der junge Tourist blieb im Häusel.

Zwei Tage blieb er, sprach nicht viel, ah wenig, trau

nichts, schaute immer zum Fenster hinaus, was das Wetter machte. Am dritten Tage war die Sonne da.

„Was verlangen Sie für den Tag auf das Tärnl?“ fragte er den Friedl finster.

Der Bursche dachte: gut, wer so mütterlich ist, der gibt das Doppelte. Zehn Gulden beehrte er.

Der Fremde sagte: „Gehen Sie mit hinaus. Sie sollen bezahlt werden.“

Ein sonst so hübscher Herr, aber wortkarg, tropig. keine Spur von Touristenkunst und Übermut in ihm. Ob er nicht krank ist! So schwarz und weiß im Gesicht, so ein Zucken, so ein scheues Auge! Was nur so einer oben auf dem Berge will? Aber zehn Gulden gibt er für den Tag, und wenn er zwei Tage lang in der Wildnis herumgeführt wird, so macht das zwanzig. Vielleicht, daß dieser sonderbare Mensch noch mehr wiegt, wie der andere, den der Regen verschaucht hat. Die Ledertasche, die er am Riemen über der Achsel trug, hatte — so schien es — schweren Inhalt, aber er gab sie nicht von sich.

Sie gingen davon. Das alte Bamerweib hätte ihrem Sohn aus Herz legen mögen, doch nicht zu lange ausbleiben, sie tat's nicht, weil er sie auf derlei allemal anschnauzte. Und auf den Weihbrunn hat er halt auch wieder vergessen, dachte sie ihm nach, es ist schon ein rechtes Kreuz mit ihm. —

Nun war es, daß der seltsame Tourist und der Führer Friedl unterwegs doch Gespräche miteinander führten, aber wunderliche. Am Waldbrunnen, als sie ein wenig rasteten, fragte der Fremde plötzlich: „Wissen Sie, Adamssteiner, was ein Duell ist?“

Der Bursche schaute ihn verblüfft an. Na ja, zu

reden muß man auch was haben unterwegs. Er antwortete: „Ein Duell! Das ist halt, wenn zwei auf Kommando miteinander sechten, bis einer totgestochen ist.“ Gerade erst vor wenigen Wochen hatte er von einem solchen Fall gehört.

„Es geht auch mit Pistolen,“ sagte der Fremde.

„Sind Dummheiten,“ entgegnete der Bursche.

Sie gingen weiter.

Auf der Schutthalde unter den Felsen, wo die Munsen anfängt, rasteten sie wieder. Da fragte der Tourist: „Adamssteiner! Wenn Sie ein Mädel haben und ein Büßling bringt es ins Verderben, was werden Sie tun?“

„Dann schau' ich mir um ein anderes. Saubere Weibsbilder gibt's genug.“

„Ist schon recht.“

„Aber wir müssen auftauchen, Herr, wenn wir heute noch aufs Tärnl wollen.“

„Wer sagt, daß ich hinauf will? Wo sind die Almhüllen?“

„Noch weiter oben, im Brunnalmkessel.“

„Vorwärts!“

Sie gingen fürbaß.

Eine Stunde später saßen sie auf einer Steinplatte über der Felswand. Der Führer wollte anfangen, die Aussicht zu erklären. Der Tourist unterbrach ihn: „Adamssteiner! Was hatten Sie für die größte Beleidigung, die Ihnen widerfahren könnte?“

„Ich laß mich gar nit beleidigen,“ lachte der Bursche.

„Wenn Sie jemand einen Schuß nennt!“

„Das macht mir nichts,“ antwortet der Friedl.

„Wenn Ihnen jemand die Ehre raubt?“

„Von der Ehre kann man eh nichts herabbeißen.“

„Wenn Ihnen jemand Geld und Gut entwendet?“

„Den schieß ich nieder!“ rief der Bursch heftig.

„Im Duell?“

„Das schon nit. Kunt er mich so gut treffen, als ich ihn. Das ist keine Gerechtigkeit.“

„Gut ist's,“ sagte der Fremde. Dann trank er Wein. Dem Führer bot er nicht einen Tropfen.

Als sie später zu den Hütten kamen, wollte der Tourist dort nicht zulehren. Rings in die Felsen schaute er: „Wo sind die Karwände?“

„Die sieht man nicht von da,“ beschied der Führer, „das Kar ist hinten drüben.“

„Wir wollen hinüber.“

„Herr, dort im Kar geht's nit hinauf aufs Tärnl.“

„Geht's dort nicht hinauf? Wir wollen aber doch hinüber.“

„In den Karwänden ist nichts,“ versicherte der Bursche.

„Sie haben mich zu begleiten, wohin ich will!“

Ist auch recht, dachte Friedl, wenn ich will, gestrenger Herr, dort findet dich niemand mehr.

Dann gingen sie hin, zwischen den Felsklöffen aufwärts, wandten sich durch das Birmholz, arbeiteten sich an den Schuttfeldern empor, immer tiefer in die Falten der Wände hinein. Sie kamen auf sanfteren Moosgrund, zu drei Seiten umragt von brüchigem Gestein. Nahe den Füßen ein scharfkantiges Geseinle. Aus tiefblauem Himmel schien die warme Sonne. Auf das Moos setzten sie sich nieder, der Friedl lehnte sich gar bequem hin und sagte: „Hier habe ich früher auch schon einmal geraftet.“

Der Fremde schwieg, er lehnte sich nicht an den Hang,

sondern saß aufrecht und legte seine Hand an die halboffene Ledertasche. Ringsum war alles so groß, so still, wie im ewigen Frieden. Ein Sandkörnlein rieselte herab am Gestein, man hörte es.

Der Friedl tat, als sei er schläfrig. Der Fremde starrte in den Abgrund und plötzlich sagte er: „Adamssteiner! Hören Sie, Adamssteiner?“

Der Bursche richtete sich auf.

Der Fremde versuchte zu sprechen, es zitterten seine Lippen, seine blassen, blutlosen Lippen. Endlich rief er die Worte hervor: „Adamssteiner! Heute ist's sieben Tage, seit sie meine Braut in die Irrenanstalt gebracht haben.“

„So, das ist aber traurig,“ meinte der Bursche.

„Wir hätten jetzt heiraten können. Seit drei Jahren waren wir verlobt. Im vorigen Sommer hatte sie mit einer Gesellschaft eine Hochgebirgspartie gemacht. Unterwegs hat ein Schurke das unersahrene, vertrauende Kind abseits zu locken gewußt in eine Wildnis, hat sie — entehrt . . .“

Der Friedl stand rasch auf. Der Fremde zog die Hand aus der Ledertasche hervor. Ein Knall — plötzlich verwehte der Rauch in den Wänden.

---

## Der Greis.

**W**ie soll ich denn das anfangen, daß der Mann, von dem ich erzählen will, mir geglaubt wird? Und doch war es einer der handgreiflichsten Gesellen, die je umgingen zu Zwenzenberg ob Birnstain. Man hätte ihn müssen einsperren, so gerieben war er manchmal. Man hätte ihn können lassen, so einsältig gab er sich die übrige Zeit. Eingesperret wurde er nie, zum Glück, aber geküßt wurde er einmal — zum Unglück. Und endlich —. Aber das ist kein Erzählen, das ist ein Schwägen. Er soll selber kommen.

Da ist er schon, der alte, gebückte Mann mit dem langen weißen Haar, das sich unordentlich über den Nacken hinablegt auf den Rock. Der Rock war wahrscheinlich einmal aus grauem Tuch gewesen, jetzt legt er seinen Ehrgeiz weder auf Farbe noch Stoff, begnügt sich bescheiden, ein alter Rock geheißen zu werden, der an seinen allzu langen, ins Kniegelenk hineinschlagenden Schößen noch Vortat hatte, allenfalls um den notleidenden Ellbogen auszuheilen. Das schwarze Beinleid war besser beisammen, so daß der Schulmeister von Zwenzenberg, bei dem er bittweise um einen Löffel Suppe vorgesprochen hatte, einen Tausch vorschlug. Der kam nicht zur Ausführung, denn des Schulmeisters Hose hatte „Hörner an den Knien“, weil er diese zu oft beugen mußte; unser Alter aber war kein Freund von Hörnern, sie mochten angelegt sein wo immer.

Wenn er so in die Bauernhäuser trat, auf einer Bank sich schwerfällig niederließ und das Gebaren der Leute



betrachtete, da wußten sie nicht, was sie mit ihm anfangen sollten. Es mochte doch wohl ein verschämter Bettler sein. Selbst jenen Leuten, die einem Armen als einziges Almosen den Rat geben, er solle arbeiten! blieb bei diesem hinsäffigen Greis das weise Wort auf der Zunge kleben. Auf dem Jahrmarkt zu Zirnslein war er zu sehen gewesen, vor dem Kirchhofstor auf einem Steinhockend. Aber er bekam nichts, weil er weder Gut noch Hand aufhielt. Dann saß er beim Schmiedewirt im Tanzsaal hinter dem Ofen und beobachtete die Lustbarkeit der jungen Leute mit glühenden Augen. Mit unheimlich glühenden Augen. Auch oben in der Holzhauerkaserne hatte er sich eines Abends eingefunden und gebeten, ob er dort auf Stroh über Nacht schlafen dürfte. Die derben Bursche lalen Kangeln, Kniedulichen, Fingerhäseln und anderes Gespel, kümmerten sich wenig um den Alten, der auf der Bretsche lag. Als aber einer bemerkte, daß er nicht schlief, sondern zwischen Strohbauisch und Dedentrand hervorkauerte, fragte er den Alten, auf was er eigentlich spize? Der fremde Greis gestand, er könne bloß nicht schlafen, darum sehe er zur Unterhaltung das Treiben der Männer an. Da der Mann den Holzleuten verdächtig war, so fragten sie ihn am nächsten Morgen, wer er sei, wohin wolle? Daraus sagte er die geheimnisvollen Worte: „Wer es wissen will, der gehe nach Wien und in die Burg, dort kann er mich erfragen.“ — Sie getrauten sich nicht, weiter in ihn zu dringen, kochten ihm ein Frühstück aus der besten Ziegenmilch, und als er fortging, rief ihm der Übermüdigste nach: „Wir lassen den Kaiser schön grüßen und er soll uns einmal einen Sack voll Dukatn schicken!“ — Denn, daß er's selber war, davon glaubten sie fast über-

zeugt zu sein. Solche Herren gehen manchmal gerne unerkannt im Volke herum, und es schadet ihnen auch gar nicht. Als der Fremde über die Wiese hinabstieg gegen die Nachbrücke und drüben am Hange wieder hinan, war er nicht mehr so gebückt, sondern mehr gerade auf, die Bergluft tat ihm also nicht schlecht.

Seinen Niederlaß hatte er beim Schmiedewirt und Fleischermeister in Jwenzenberg. Wenn er gestern irgendwo um einen Löffel Suppe gebeten hatte, so ließ er sich heute ein Huhn schlachten, bestellte Apfelsinuz dazu und eine Flasche Rotwein, bezahlte die Sache und gab gutes Trinkgeld. Als der Wirtsohn Vogel das merkte, ließ er die Kellnerin nicht mehr rechnen, sondern tat es selber, um das Trinkgeld für sich zu bekommen; dem Vogel aber gab der Alte feins. Einmal setzte sich der Wirt breit an den Tisch, diesem wunderlichen Gast gegenüber, und fragte schnurgerade auf ihn hin: „Mit Verlaub, wer sind wir denn eigentlich?“

Und der Fremde antwortete gelassen: „Wir sind ein alter Spielmann.“

„Klarinett, oder was? Was spielen's denn für ein Instrument?“

„Leute.“

Der Wirt lehnte sich ab, tippte sich auf die Stirn: „Ich glaub, da fehlt's!“

„Na, weiß der Herr Vater nur einsieht,“ lachte die kleine Kellnerin vom Gläserwaschlübel her.

„Mit mir, du Drulle! Ihm fehlt's da. Dem da!“

Der da hatte seine Schlafkammer draußen in den Wirtschaftsgebäuden. An der Tür derselben war ein kleiner Söller, zu dem das Stieglein hinansführte. Auf

diesem Söller saß der Greis gern, wenn die Sonne nicht schien — denn in der Sonne mochte er nicht sitzen — und schaute in das Treiben des Viehhofes hinab. Da gab es außer Kindern, Schafen und Schweinen noch mancherlei zu sehen. Varsüßige Jungen, die mit Peitschen knallten, alte Mägde, die leisend mit Tränkeflecktern herumfischelten, klobige Knechte, die schreiend und stuchend Karren schoben, Stallbirnen, die behendigt Futterkörbe von der Wiese hertrugen oder mit der Mistgabel am Dunghaufen herumstachen. So arbeitete am letzteren eine schlanke Maid, deren volles Haar gleich einer Krone um den feinen Kopf geflochten war und das in der Sonne wie Gold glänzte. Stirn und Nase bildeten eine gerade Linie, das Kinn mit den Waden ein vollendetes Oval. Eine Griechenschönheit, wenn das deutsche blaue Auge nicht gewesen wäre! Sogar einen klassischen Namen hatte sie: Anastasia. Daß ein Bauernmädchen so malerische Falten werfen und eine Stallbirne so grazios Däuger stechen könne, daran hatte der Alte wohl sein Vebtag nicht gedacht. Jetzt dachte er dran, dieweilen er diese Viehhof-Hero betrachtete. Es fiel ihm aber auch auf, daß dieser Hero verschiedenerei Leanders sich zu nahen suchten, wobei die Vorscheune es stets so einzurichten wußte, daß zwischen ihm und ihr — der Misthaufen lag, der sie ließ „zusammen nicht kommen“.

Da war der Bursche mit weißer Schürze und aufgestreiften Ärmlingen, der manchmal von der Fleischbank herüberkam, die junge Magd an den Armen fang und ihr den salben Wadenbart in die Wange reiben wollte. Wegen den durste sie sich nicht anders, als leicht mit dem Ellbogen wehren, denn es war der Haussohn, der Vogel.

Ein andermal ein kräftiger, hinkender und wie es dem Beobachter schien, sogar schielender Knecht, der die klassische Schönheit zu würdigen wußte; doch sie machte ihn lachend aufmerksam, daß ihre Rüstgabel drei Spieße habe. Als er aber nach dem Erfahrungssatz, daß summende Hummeln nicht stechen, jählings einmal mit kühnem Sturmschritt über den Dungenhausen sprang — schrupps staken die Spieße in seinem Rockflügel und er lag, hingesehellt, auf weichlichem Grund, der ob solch plötzlichen Einfalls überrascht ausspritzte.

Wenn unser Greis durch den Hof zu gehen hatte, fand er immer, daß am Dungenhausen vorüber der kürzeste Weg war, aber auch — wie er der stechenden Maid launig andeutete — der gefährlichste.

Den Greis hielt sie in Ehren. Da es geregnet hatte und die Stufen schlüpfrig waren zu seiner Kammer hinauf, so legte sie Reisig darüber, daß er nicht fallen konnte. Ofter als einmal kam sie mit einem Löfflein kuhwarmer Milch zu ihm, dieweilen alte Leute wieder Säuglinge würden.

So weit wäre er aber noch nicht ganz, sicherte ihr der Greis zu und zog seine Lippen mundeinwärts, wohl um die zahnlosen Villen zu verdecken. Weil er so gesprächig und spaßig war, setzte sie sich des Abends manchmal ein wenig zu ihm auf die Stiegenstufe. Weil sie bei dem Gefinde als stolz verschrien war, so wollte sie just einmal mit dem armen Alten plaudern und sie verhehlte ihm nicht, daß es ihr in diesem Hause, beim Wirt, schon lange nimmer gefalle. Nicht, weil ihr etwa der Stalldienst zu schlecht sei, die Kühe und Kälber seien ihr noch die liebere Gesellschaft auf dem Hof, sondern weil sie die „Bärerei“

nicht leiden möge. Sie wollte Frieden haben, wenigstens bei der Nacht. Der Großknecht erlaube es aber nicht, den Stall von inwendig zuzusperrn, wegen Feuergefahr. Wenn's brennt, daß man gleich zum Vieh könne!

„Ich hab's ja wohl gesehen, wie du dich vor dem hinkenden Knecht wehren mußt,“ entgegnete der Alte.

„Na, der macht mir keine Sorgen!“ versicherte sie. „Aber andere gibl's, die man nit mit dem Dreispieß verjagen darf. Ja, ja, mein lieber Alter, das verstehst du halt nit. — Wenn eins so als armes Waisel ins Haus kommt und von Kindheit auf viel Guttaten annehmen muß — da soll man sich nachher allerhand gefallen lassen. Leute gibl's, wie — will weiter nichts sagen. Arbeit, soviel ich aufbring, ist mir keine zu schlecht, aber mich selber —? Na, mich selber schenk ich nit her. So weit wird die Dankbarkeit nit verlangt werden können.“

Er griff doch mehr auf von ihren halben Andeutungen, als sie dachte, und so sagte er: „Und wenn's dich nicht freut in diesem Hause, willst du nicht den Dienst wechseln?“

„Heut lieber wie morgen. Aber wohin denn?“ Und plötzlich: „Mein du, wenn ich so einen guten alten Vater hätt'!“ Mit zarter Hand hatte sie sein langes weißes Haar gestreichelt, sich nieder gebeugt und plötzlich einen Kuß darauf gedrückt. So glücklich war sie, sich einmal aussprechen zu können vor einem Menschen, der nicht zudringlich war und sie nicht verspottete.

Eines Abends, als der Greis aus der Gaststube über den Hof auf seine Kammer humpeln wollte, hörte er vom Kuhstall her einen Schrei und Gepolter. Er hastete zur Thür, diese war von innen zugekettelt, der Greis machte im Augenblick Anstich bei der Kraft eines jüngeren, riß

die Türe auf und stand im Stall, wo der Wirtsohn eben dran war, die Nagd in den Futterbarren zu werfen.

Er ließ ab von seinem Vorhaben und lachte überlaut, als sei die Sache nur zum Spas gewesen. Dann fragte er scharf den Greis, was der sich in den Wirtschaftsgebäuden herumzutreiben habe?

Der Alte kauerte sich wimmernd zusammen und er wollte halt um Gottes willen gebeten haben um ein Tröpfelchen kuhwarmer Milch, der Bohnenkuchen von Mittag treibe ein Spektakel, daß er schier umkommen müsse.

Als er dann allein stand vor der Maid und die Milch, die sie ihm rasch gemolken, ausgechlürst hatte, wollte er nicht davon. Wenn ihm besser sei, meinte sie, so solle er nur in sein Bett gehen, ihr geschehe nichts und sie werde sich in den Stall sperren, es möge brennen, wo es wolle! Er blieb trotzdem vor ihr stehen und schaute sie an, wie ihr liches Bild im Schein der Laterne aus dem Dunkel stieg. Er nahm's selber kaum wahr, wie seine Gestalt sich aufrichtete, bis das Mädel frisch ihn hinaus vor die Thür führte. —

Die Zeit ging zur Reige, die dem Greis gegönnt hatte, in der entlegenen Berggegend und in diesem Dorfwirtshause sich aufzuhalten. Er packte seine sieben Sachen in den Koffer und war nicht wohlgelaunt. Dafür, daß die Ausbeute eine geringe gewesen, blieb ihm am Ende auch noch ein Stachel im Fleische stecken. Groß versteht keinen Spas und ist auf dem Lande manchmal ungestümer, als in der Stadt. — Wohl wird es gut sein, wenn wir unsern Sommeraufenthalt abbrechen, dieweilen ja ohnehin schon der kalte Wind geht. Also noch eine letzte Nacht im Berg-hospiz.

Doch, als er sich anschicken wollte, diese letzte Nacht zu verschlafen, sprang draußen jemand die Stufen herauf und rüttelte an der Thür. Alsbald die schweren Sprünge eines Zweiten, ein Ringen auf dem Söller, ein Schnaufen und Achzen, ein Anrennen gegen die Thür, daß sie schüttelte. Der Greis stand rasch auf, warf die Kleider über sich, Haar und Bart, denn er ahnte, was da los war. Als er die Thür aufmacht, sieht er im Mondschein, wie ein Mann die Magd zu Boden taucht und ihr mit der Hand den Mund zuhält. Jetzt läßt der Kujon los und läuft davon.

Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht und sagte kurz und heiser: „Das ist zu arg. Jetzt bin ich lebzig von diesem Haus. Morgen früh geh ich. Ich bitt Euch, alter Vater, laßt mich bei Euch in der Kammer schlafen. Im Stall geh ich nimmer sicher. Das sind Vesprien, diese Mannsleut.“

„Komm nur herein, mein Kind,“ sagte er, „du sollst im Bett schlafen.“

„Das um keinen Streich!“ sagte sie, „auf die Bank leg ich mich, bin's eh gewohnt, schlaf besser, wie auf dem Polster.“

„Wie du willst.“

Ohne Licht zu machen, ganz im Dunkeln bereitete er ihr mit einem Teil seines Bettzeuges ein Lager, da waren neuerdings draußen Schritte zu hören.

„Der Vogel kommt wieder!“ flüsterte das Mädchen.

„Bleibe ruhig in der Stube,“ sagte der Greis. Dann ging er zur Thür hinaus, packte den Burschen und schleubte ihn die Treppe hinab. Dann kam er herein und sagte zischelnd aus zahnlosem Munde: „So, Mädel, mache dich nur bequem, der tut dir nichts.“

Weil man draußen nichts mehr hörte, so legte er sich allmählich in sein Bett. Aber es dauerte eine Weile, bis er seiner Stiefel los war, bis er pusternd und sich räuspierend seine Schlafhaube hervorgeholt und sie über den Kopf gestreift hatte. Und als er ins Bett fiel, ächzte nicht bloß das Bett, sondern auch der Alte. „Gut Nacht! Gut Nacht!“ lallte er noch und bald begann — das Mädchen, das auf der Truhe lag und die ganze Nacht kein Auge schloß, wußte nicht, war es Schnarchen oder Schweres Athmholen. Der Alte war doch noch mühseliger, als man manchmal glaubte.

Später hat er's jemandem mitgeteilt, was das damals für eine schreckliche Nacht gewesen. Das Wort des Philosophen war ihm eingefallen: Jenseits von Gut und Böse. Er war wohl nicht jenseits davon, er war zwischen drin. Allerdings mußte er sich sagen, er habe Verdienst um dieses Rädel. Doch, wenn man es durch falsche Vorspiegelung an sich lockt, dessen Vertrauen mißbraucht, was ist denn das? Schon die gewöhnliche Sünde hatte ihm manchmal Bedenken gemacht, wenn er sie auch schließlich doch beging; das war aber ein starker Gupf auf der Sünde! Die Moral hätte ihn kaum zurückgehalten. Die Klugheit ist stärker. Wenn er sich jetzt nachgibt, so lärmt sie, flieht sie und es kommt doch der Fleischhauer zu seinem Beruf! Nein, es ist besser, der Greis schüßt sie und führt sie mit sich einem Mann entgegen, den sie freiwillig finden soll.

Jedes wachte und stellte sich schlafend, bis die lange böse Nacht endlich zur Reize ging. Noch im Finstern machte sich die Magd auf, schlich in ihre Kammer, um das Bündel zu schnüren, der Alte tat dieweilen dasselbe



und stellte nach dem Handspiegel sein Gesicht her. Mit dem Wirt hatte er gestern abgeschlossen, und so sahen wir in der Morgendämmerung durch den dünnen Nebel der Wiese hin das Mädel fliehen, begleitet vom Greise, der gebückt und mühsam neben ihr dahinhastet.

Gegen Mittag, als sie in der Eisenbahnstation auf den Zug warteten, war es ausgemacht. Die Anastasia zieht mit ihm nach Wien. Dort hat er viele Bekannte, bei denen sie leicht eine Stelle als Hausmädchen finden wird. Die Mädchen frisch vom Lande sind sehr beliebt, weil sie ehrlich und anspruchslos sind. Es gibt Leute in der Stadt, die solche Landmädchen sich sogar zum Weibe nehmen.

Als der Eilzug heranbrauste, bemerkten ein paar Herren, die zu den Fenstern der ersten Klasse herausschauten, den schönen, weißlodigen Greis, dieser aber torstellte dem Landmädel nach in die dritte Klasse, und der Schaffner mußte den tastenden zitternden Mann die hohen Stufen hinaufheben, weil der Zug schon wieder zu rollen begann. Dabei war ihm Haar und Bart in Unordnung gekommen, so daß er sich in den Schmalgang zurückzog, um ein wenig Toilette zu machen.

Die Anastasia sah im Gefasse, das Bündel auf dem Schoß und die gefalteten Hände auf dem Bündel.

„O du liebe Zeit!“ hauchte sie vor sich hin, „was hab ich jetzt angestellt! Was wird das werden! durchgegangen, wie ein schlechtes Mensch!“ Sie schaute zum Fenster hinaus. Das Eisenbahnsahren hatte sie sich wohl beiläufig so gedacht. Das war schon lustig, wenn der Mensch kein Anliegen hält’.

Ein Soldat, der vom Urlaub zurückkehrte, sah ihr gegenüber. „Was ich für ein Glück hab!“ sagte er scher-

gend zu ihr, „daß ich eine so saubere Nachbarin bekommen hab!“

„Ja,“ antwortete sie schalkhaft, „und ich einen so schönen Soldaten!“

Weil sie zurzeit allein im Gelaß waren, so langte der Soldat nach dem Messingmünzlein, das sie als Amulett um den Hals trug. „Das darf man wohl ein bißel angreifen?“

„Sie, halten's still!“ sagte das Mädel, „da auf der Wang sitzt a Gelsen, die kunnt Ihnen stechen!“ Da hatte er schon eine von breiter Hand, daß es klatschte. Die Gelse war sicherlich tot und doch war es gut, daß an der Tür der Alte sichtbar wurde. Dieser hatte mit raschem Blick wahrgenommen, daß die zwei Insassen gegeneinander bedenklich wurden, er fragte den Schaffner, ob nicht ein leeres Coupé zu haben sei.

„Leider nein. Nur ein Halbcoupé erster Klasse.“

„Gut, ich zahle nach. Zwei Personen.“

Als die Anastasia sich dort auf dem roten Samtkissen niederließ, warf sie mit einem Schreckruf die Arme empor, wie jemand, der in eine Tiefe sinkt. So weich und tief hatte das Kissen nachgegeben. Dann fragte sie, ob das für kranke Leute wäre? Sie wolle doch lieber kamod auf der Holzbank sitzen. Der Alte entgegnete, sie müsse sich auch derlei angewöhnen, in der Wienerstadt könne man nicht alles so haben, wie bei den Bauern.

„Aber daß 's mich gleich so mitnehmen, Herr Vater! Jetzt möcht ich nur wissen, was 's mit mir wollen! Wenn ich keinen Platz find d' Wien, was sag ich denn an?“

„Wolltest nicht bei mir in den Dienst stehen?“ Sein Auge belebte sich und fragte fast schärfer, als der Mund: „Willst du nicht bei mir bleiben?“

„Warum denn nit? Da ist's mir schon lieber bei einem Bekannten, als wie bei fremden Leuten.“

„Das ist auch klug von dir,“ sagte er.

„Wenn ich bei Ihnen bin, da bin ich mir ganz sicher. Grad so, als wie wenn ich bei meinem Vater wär. Ich möcht nur was wissen, wenn man fragen darf; was wissen möcht ich, — und hab mich alleweil nit zu fragen getraut: Was sein's denn lauter?“

„Was ich bin, fragst du?“

„Ein Stadtherr, oder was?“

„Ja, mein Kind,“ sagte er, „du wirst einmal gußen.“ Dann legte er seine beiden Händen auf die ihren. „Vertrauen! Alles andere wird sich geben.“

„Was Sie aber für weiche Hände haben! Wie ein Pfarrer. Seins etwa einer?“

„Zeitweise. In der Regel nicht.“

„Aber gehn's! Zeitweise! Daß Sie alleweil so Gspas machen tun. Mir ist gar nit zum Gspas machen. — Mich reut's schon, daß ich bin mitgefahren.“

„Du sollst es nicht bereuen, Anastasia!“ Er sagte es leise und warm und sie sah zum erstenmal, daß er noch Zähne hatte.

„Wenn ich meinen Dienst nur verrichten laun, wie's verlangt wird. Zu viel ist mir die Arbeit nit bald. Aber können, ob ich's tu? Was ein Bauersmensch lernt, das wissens eh.“

„Ich will —“ sagte er und unterbrach sich. Ein Hartsträhnen war ihm zwischen die Lippen gekommen. „Ich

will dir nur sagen, daß in meinem Haus ein junger Mensch ist, aber nicht so, wie die da oben. Wird dir wohl recht sein?"

„Mein Gott, warum soll mir das nit recht sein. Das geht mich ja niz an. Junge Leut' hat man überall gern.“

„Ich meine nur.“

„Fürchtens Ihnen nit, Herr Vater, gar zu arg wird's doch nit sein. Ich derwehrt mich schon. Sie habens selber gesehen, wie ich mich derwehrt.“

Es war dunkel geworden, als sie ins Häusermeer hineinfuhren. In einen Sprühregen von Licht! Das Mädchen vom Lande staunte, sagte aber gerade einmal gar nichts, als sie mit dem Alten in den Wagen stieg, durch die flimmernden, rauschenden Straßen fuhr und vor einem Hause hielt, dessen Thor hoch und helle war, wie die Kirchthür in der Christnacht. Aber breite Stiegen gingen sie hinauf, und so lind waren die Stufen überhüllt, daß man keinen Fußtritt hörte — als ob die Leute auf Strümpfen schlichen. Ein Mensch, Hausmeister genannt, der das Bündel und den Koffer geschleppt, schloß die hohe Doppelthür auf und drückte drinnen einen Finger an die Wand, worauf alles taghell beleuchtet war, so daß die Anastasia ihre Hände vor die Augen schlug und „Jesses Mar und Josess!“ kreischte. Der Alte warf seinen Filz auf einen Tisch, führte das Mädel in ein kleines Zimmer und sagte: „So, mein schönes Schäfertind, hier mach' es dir bequem und lege deine Sachen aus, wie du willst. Ist nicht alles wie du willst, so drücke zweimal an diesen Knopf. Ich werde auf mein Zimmer gehen, um mich umzukleiden. Ich glaube, daß mir auch Haar und Bart geschnitten werden müssen. Bei euch draussen bin ich nicht schlecht

verwildert. Dann soll uns der Hausknecht das Nachtmahl bringen.“

Damit ließ der Greis die Dorfschöne allein, die jetzt da stand, wie Kottlieschen im Zauberpalast. Doch allzu sehr verbläffen ließ sie sich nicht. In der Wienerstadt ist halt alles anders. Es ist halt einmal so. Sie betrachtete die Zimmereinrichtung, und vor allem schlug sie die Bettdecke auf. Lind und schneeweiß, das macht ihr nichts, aber der Geruch! Dieser Geruch! — Sie vermischte den Stallgeruch! Eine weiße Schüssel mit Wasser, so groß, daß man sich hineinlegen kann!

Als sie sich tüchtig gewaschen und mit ihrer eigenen Schürze abgetrocknet hatte; das Haar wieder gestrichen und um den Kopf gewunden, schaute sie sich in den Spiegel. Sie erschrak nicht wenig. So viel Staß hatte sie ihr Leben noch nie gesehen. Bis auf die Knie hinan. Mit den Händen fuhr sie zärtlich über Schürze und Rock, um die Falten zu glätten. Falten sollen die Kleider so wenig haben, als die Leute. Ob sie nicht ihren roten Kittel, den Sonntagskittel, anziehen sollt! Zum Nachtmahl. Ah was — für den alten Vater ist der Blaudruck auch gut. Wenn sie just wen von daheim da hält. Wäre sie nicht drüber. Und wollt's gleich der Haussohn sein. Oder der Soldat. Einmal in den Hof will sie hinausgehen. — Da fiel ihr ein, hier gibt's keinen Hof und keine Kuh und keinen Dunghaufen. In Gottesnamen, man muß sich halt nach der Decken strecken. — — Wenn du was willst, so drücke an den Knopf, hat er gesagt. Das ist just, wie der Großknecht einmal vom Zauberstabert erzählt hat. Nicht' ich doch einmal wissen, was denn lauter erscheint, wenn man an den Knopf

drückt. Am End gar der — Teuzell! Um die arme Seel. Na, du schwarzer Dreikreuzelmann, die kriegst nit. Die behalt' ich mir dertweil noch selber. — Sie besann sich und jögerte. Wenn sieben Edelknaben erscheinen, wie in des Altknechts Geschichte daheim! Zwei krausen das Haar, zwei legen mir seidene Schuh an, zwei hüllen mir einen Adnigsmantel um und der letzte steht unter dem Thron und läutet ein gäldenes Glöcklein. — Gut, probieren wir's halt. — Da drückte sie an den Knopf. Ein Weilchen blieb es still, dann klopfte es an der Thür.

Nachens nur auf, wollte sie rufen, aber es war ihr zu geheimnisvoll ums Herz. Endlich ging die Thür langsam auf, der Hausmeister stand da und fragte: „Wolln's was?“

„Gehns nur wieder,“ lachte sie ihm ins Gesicht. „Wenn ich Männerleut will, brauch ich kein' Zauberknopf, die kommen auch so.“

Das ist eine Harbe, dachte sich der Gerufene und wieder Entlassene. Was er da für eine hercingbracht hat! Man muß sich nicht gleich allemal was denken, eine Verwandte wird's sein, eine Cousine oder so was! — Soweit Hausmeisters unmäßigliches Dafürhalten. Bald darauf mußte er noch einmal zu ihr, ungerufen. Sie möchte ins Speisezimmer kommen, gleich daneben, das Souper sei aufgetragen. — Souper? dachte sie ihm nach, der kann nit einmal Suppe sagen! Es gab aber auch keine. Der weißgebedte Tisch war voll silberner Sachen, auch zum Trinken etwas, in mehreren spitzigen Flaschen. Aus dem anstoßenden Zimmer kam gelsenig ein junger Mann mit glattrasiertem Gesicht und schwarzem Haartelock. „Guten Abend, Anastasia, hast du dich wohl bequem gemacht?“

„Aber mein Gott! Aber mein Gott! Das ist ja —“  
Sie erkannte ihn doch sofort.

„Du staunst, daß ich jung geworden? Aber das ist doch kein Unglück, mein Kind!“ Er legte ihr die beiden Hände auf die Achseln und schaute ihr mit frischem Auge ins Gesicht. Sie war nicht so fassungslös, als er gedacht, sie tauchte ihn ruhig von sich. Doch war ihr im Augenblick der Zorn aufgestiegen über eine solche Falschheit. Sie beherrschte sich, denn es fiel ihr die Geschichte vom verwunschenen Prinzen ein.

„Wie Sie ausschauen, Herr Vater!“

„Herr Vater, das ist lässlich!“ rief er hell auslachend.  
„Na, setzen wir uns einmal zu Tische, dann plaudern wir weiter.“

Sie zwei waren am Tische allein. Die Stasi war gar schweigsam, ließ sich aber den Braten schmecken, aß auch tüchtig Apfel- und Pflaumenmus, Brot und süßes Badwerk. Den eingeschenkten Wein ließ sie stehen. Als er seinen Römer erhob, um mit ihr anzustoßen auf gute Freundschaft, nahm sie ihr Wasserglas und tippte an. Er stellte seinen Kelch hin, er trinke nicht auf wässerige Freundschaft, nur auf feurige!

„Warum habens mich denn so angelogen?“ fragte sie plöpflich. „Ja, das nenne ich gelogen, wenn man sich so verstellt. Und die Zwenzenberger habens auch betrogen, daß Sie sich so alt haben gemacht. Warum tuns denn das?“

Ihr schönes Gesicht war ganz dunkel geworden, ihre Augensterne wurden so groß, daß man kein Weißes mehr sah. Ihn erfüllte dieser Zorn mit neuem Wohlgefallen.

„Anastasia,“ sagte er ruhig und ernst — und wie schön seine Stimme klang! — „Ich weiß ja, daß ich dir Rechenschaft geben muß. Was ich getan habe, geschah nicht in der Absicht, um jemanden zu betrügen, es gehört nur so zu meinem Beruf. Du kannst es dir wohl schon denken, daß ich Schauspieler bin.“

„Schauspieler sinds? Was ist denn das lauter?“ fragte sie, durch den freundlichen Ausdruck seines Auges, durch den weichen Wohlklang seiner Stimme befänstigt. „Ah so! Kasperl spielen, hab's in Zirnstein einmal gesehen. So Komödianten, gelt?“

„Es stimmt doch nicht mit dem Kasperl. Ich spiele Menschen. Menschen von allerhand Gattung, ganz blutig ernsthaft. Und wenn man sie spielen will, muß man sie auch kennen, das begreiffst du. Nun siehe. Ich hatte schon viele Menschengattungen studiert, nur die auf dem Lande nicht. Du mußt doch auch in die Stadt, wenn du die Stadtleute kennen lernen willst —“

Sie machte mit zwei Händen eine ablehnende Bewegung.

„Ebenso muß ich aufs Dorf, wenn ich die Bauern beobachten will. Im vorigen Jahre war ich auf der Sommerfrische im Mühlviertel. In meiner eigenen Figur, in keiner fremden. Doch vor dem Städler verbergen sie ihr Bestes und ihr Schlechtestes. Und wenn ich in einem Hause sitzen blieb, so wurde ich gestagt, auf wen ich warle. So habe ich es dies Jahr besser gemacht. Den alten Mann, den schwerhörigen, den mühseligen, kann man nicht so fortschaffen, auch versteckt man sich nicht vor seiner und gibt sich wie man ist. Ich kam in allerhand Bauernhäuser und Hütten, vor dem Bettler hat sich kein Mensch



geniert und mich deucht, jetzt habe ich ihrer in meinem Blut. Du verstehst mich doch?"

Sie schüttelte den Kopf: „Das ist mir zu gescheit. — Und habens leicht von mir auch was lernen wollen? Weißt mich auch gesoppt haben?"

„Dich gesoppt? Anastasia, du weißt es doch, wie du in deiner Gutheit selbst zu mir gekommen bist, mir Milch gebracht hast und gute Freundschaft. Ich habe dafür an-  
gefangen, dein gutes Herz liebzuhaben. Dann hast du bei mir deine Zuflucht genommen, wie dich die Kerle verfolgten. — Kind! Mädel, schönes, schau mich an!" Ganz stumm saß er vor ihr und faltete die glatten Hände. „Siehe, wenn mein Herz so alt gewesen wäre, wie mein Bart, ich hätte dich zurückgewiesen: Was hast du junges Blut bei dem Alten zu tun! O nein, der Komödiant von noch nicht dreißig Jahren denkt anders. Du mußt auch wissen, daß wir Stadtmenschen — daß wir dürsten nach Gesundheit und Natur, daß mehr als einer schon die seinige sich vom Lande hereingeholt hat, daß ich dich liebe, Anastasia!"

Fast wollte das Landmädel berauscht werden, als er so sprach. Denn wo hat eine arme Bauerndirne je so zu sich sprechen gehört! Und erst gar von einem so schönen, lieben Stadtherrn! Nach einigem Nachdenken aber sagte sie: „Warum haben Sie mir's nit daheim in Iwenzenberg gesagt, daß Sie mich gern haben?"

„Wenn ich's gesagt hätte, wenn ich vor dir den alten Mann ausgezogen hätte, wärst du mit mir gegangen?"

„Warum denn nit? Wenn ich dich mag und du mich heiraten willst. Da kannst du gehen, wohin du willst, so geh' ich mit dir.“

Er sank schmachtlend an sie heran, sie stand rasch vom Sessel auf — ganz erschrocken, und sagte: „O na! Das-selbe ist erst nach der Hochzeit!“

Er ließ ab von den Liebesbezeigungen, war aber artig, heiter, herzlich, lud sie immer wieder ein, vom Badewert noch zu naschen und von dem süßen Wein zu trinken.

„Ruß denn immer gleich geheiratet sein!“ sagte er ihr leise unters runde Kinn hinein, „ist es nicht netter, wenn Liebende freiwillig beisammenbleiben?“

„Ich bleib schon einmal beim alten Brauch,“ antwortete sie, und am liebsten wäre es ihr, wenn sie schlafen gehen dürfte.

Da wollte er nachsehen, ob in ihrem Zimmer alles in Ordnung sei; das wies sie zurück. Es werde ihr nichts fehlen, als ihre lieben Kühe und Kalben.

In der Thür wollte er noch einmal ihre Hand fassen.

„Oha!“ rief sie, „jezt hält ich dem Herrn bald den Finger eingezwick!“ Die Thür war ins Schloß gefallen.

Und dann war die stille Nacht. Nur draußen noch lange das dumpfe Drausen der Stadt. —

Am nächsten Morgen früh wollte der Schauspieler sich erkundigen, wie sie in ihrem neuen Heim geruht habe. Das Stübchen war leer.

„Die ist schon lang fort,“ berichtete der Hausmeister, „um sechse, wie ichs Tor aufmach, huschelt sie mit dem Bündel hinaus und davon. Das ist eine Harbe gewesen, gnädiger Herr!“

Aber ein Liebesbrieflein hatte sie ihm doch zurückgelassen. Ein leinhartes Liebesbrieflein. Weil kein Papier vorhanden war, so hatte sie auf die weiße Marmorplatte

des Waschtisches mit Bleistift schlecht und recht die Worte geschrieben:

„Herr Schauspieler! Bei der Nacht is mir ein Knopf ausgegangen. Heiraten tuns mi eh nit, i ge durch. Gefallen taten Sie mir besser, wie immer ein anderer, aber nemen du i den, der mi heiratet, und seiß in Gottsnam auch der Schmiedwirts-Suhn oder ein Soldaten-Abschieder. Euchens Ihuer bald eine schöne Frau aus, ehß wieder ein alter Tadel wern. Wär Schab drum. Bedank mi für alles.

Anastasia.“

Der „Herr Schauspieler“ war mehr verblüfft als unglücklich.

Als er zu sich kam, war er nicht wenig verwundert über die große Jugendeselei. Wie stand das Rädel jezt da vor seiner sich schämenden Seele! Eine Zigarre brannte er sich an, sie zog nicht, er warf sie weg.

Das nächstemal, wie er für den „Narcis“ hergerichtet wurde, rief der Theaterfriseur jählings aus: „Bei meiner Seele und Seligkeit, Herr, in der Stirnlode nistet ein graues Haar!“

Ein graues Haar?! Sollte eins hängengeblieben sein?

## Der Apfel.

Da saßen sie unter dem Apfelbaum und träumten sich gegenseitig an. Seit drei Wochen waren sie vermählt und da hat man sich noch nicht ausgeträumt. Nun waren sie zu Besuch auf dem Landgute des Freundes; seines Freundes, und während dieser auf Feld und Wiese herumwirtschaftete, saßen die zwei jungen Eheleute im Obstgarten und träumten. Er legte sein Haupt auf ihren Schoß und sie krausste mit den zarten Fingern seine braunen Ringelrn. Dabei schaute sie mit ihren großen, dämmernden Augen hinaus in den sonnenzitterigen Spätsommertag und schlug den Blick himmelan, dankend für das Glück. Und auf diesem Blicke himmelan begegneten ihm die Äpfel, die hoch über ihr im Laube hingen. Deren waren nur wenige, aber wie groß und schwellend und buttergelb — eine seltene Erntetrucht.

„Ach, Ottokar!“ sagte sie leise.

Er schloß leicht die Augen und zerfloß im Wohlgefühl des Händchens, das in seinem Haare wühlte.

„Ottokar!“ sagte sie, „stehe doch einen Augenblick auf. Du bist groß, du kannst ihn erreichen.“

„Was willst du, meine kleine Freundin?“ fragte er sie zärtlich; es war ihm ja ganz, als wäre er ein Schäfer aus Salomon Gessners Schriften.

„Den Apfel sollst du mir herabpflücken, der gerade da oben hängt. Bitte!“

„Diesen gelben Apfel da oben? Nein, mein Lieb, das kann ich nicht tun. Das ist der junge Probebaum, den Passold hat setzen lassen und dessen Erntetruchten er mit

besonderem Interesse entgegensteht; du weißt es ja, noch gestern beim Souper sprach er davon, und wie er jeden Tag das Reifen der Frucht beobachtet. Er hat seine Freude daran."

"Es sind ja noch andere oben. Den einen Apfel, Ottokar, lange ihn doch herab!"

Der junge Ehemann stellte ihr nochmals vor, daß er das nicht tun könne. „Das wäre Diebstahl, der Baum ist nicht unser Eigentum und der Gastherr, der so lieb mit uns ist, würde sich ärgern, wenn jemand anderer den ersten Apfel gerade von diesem Baume pflückte!"

"Ach, eines Apfels wegen!" entgegnete sie, „als ob Passold so geizig wäre, der uns doch mit Aufmerksamkeit überhäuft. Und würde just eines Apfels wegen Geschichten machen. Sei so gütig und lange mir ihn herab."

"So verlangst du von mir klipp einen Diebstahl!"

"Diebstahl! Was du für Ausdrücke hast! Ich werde ihm's ja sagen, ich werde ihm's selber sagen, um dein zartes Gewissen zu beruhigen. Und wenn er will, so zahle ich den Apfel."

"Als ob's um das wäre!" lachte Ottokar ein wenig gereizt. „Ihr Frauen habt da manchmal besondere Begriffe von Mein und Dein. Ihr steigt auf die Wiesen und nehmt Blumen, ihr dringt in Gärten und reißt Rosen ab, ihr plündernd nach Obst in des Nachbarn Garten. Da hapert's mit eurem Rechtsinn. Ich aber meine, was fremdes Eigentum betrifft, kann man nicht genau genug sein. Und das will ich meinen Kindern strenge einschärfen: Keine Kirzsche und keine Erdbeere dürfen sie mir schnipfen auf fremdem Grund. Das ist eine gute Übung im Respekt vor dem Eigentum anderer."

„Du meinst wohl, ich würde nächtlich beim Nachbar einbrechen und ihm die Truhen ausplündern,“ sagte sie verleßt, „ja, ja, du tust gerade so, als ob ich einer Strafanstalt entlaufen wäre. Das ist grauslich von dir, Ottokar, und überhaupt, wenn du eines Apfels wegen schon solche Moralpredigten löstest und schon das unschuldigste Vergnügen abschlagen kannst, drei Wochen nach der Hochzeit — mein Gott, was wird mir da noch bevorstehen!“ Sie wendete sich ab und begann natürlich zu weinen.

„Aber Rädel! Weibchen!“ rief er, legte seinen Arm um ihre Mitte und wollte sie beruhigen.

Sie stieß ihn mit dem Ellbogen. „Du hast mich nicht lieb,“ schluchzte sie, „mein Gott, wie bin ich unglücklich!“

Sie eilte rasch durch den Baumgarten und auf ihr Zimmer. Sie redete den ganzen Tag nichts mit ihm.

Am Nachmittag des andern Tages, als Freund Passold ihn ermuntert hatte, im Untertal zu fischen, und als Ottokar mit der Angelgeräte fortgegangen war, ging sie in den Baumgarten; den Spazierstock ihres Mannes hatte sie bei sich, den mit dem Halengriff, und jetzt wollte sie sich den Apfel selber herabholen. Aber gerade als sie den Stock hob, war ihr: Tu's nicht. Wenn Ottokar dagegen ist! Man wird doch nicht just auf diesen dummen Apfel anstehen. Wenn man ihn schon nimmt, so lieber in seiner Gegenwart. Zustimmung in seiner Gegenwart, damit er sieht, man fürchtet sich nicht und ist nicht gesonnen, solchen Muden nachzugeben. — Sie ließ es also diesmal bleiben.

Ottokar hatte beim Fischen kein Glück gehabt. Und

noch ärgerlich über den Austritt mit seiner Frau und ihr Benehmen, ließ er durch einen Knaben dem Gastherrschaft mittheilen, er wolle noch eine Partie auf den Schmalstein machen, um den Sonnenuntergang zu sehen, und man möge mit dem Abendbrot nicht auf ihn warten. Seiner Frau ließ er gar nichts sagen. Sie soll es nur merken, daß sie ihn gekränkt hat.

Sie war beim Abendbrot, das sie mit Passold und der alten Haushälterin einnahm, sehr lustig, ganz ausgelassen lustig, sie wollte zu erkennen geben, daß sie sich aus der Abwesenheit ihres Mannes gar nichts mache. Dann, als sie auf ihrem Zimmer war, klopfte es leise an ihrer Thür. Ihr Mann klopft nicht so, der klopft überhaupt nicht. Sie sagte gar nicht „herein“. Da ging die Thür vorsichtig auf und es war Freund Passold da. Ein statlicher, abgebräunter Mann mit den Manieren eines Landjunkers. Er machte keine umständlichen Vorbereitungen, er warb um ihre Gunst.

Sie war im ersten Augenblick so bestürzt, daß sie nicht sprechen konnte. Im zweiten wies sie ihm mit einer gonnigen Gebärde die Thür. Er spielte die Sache auf einen Spaß hinaus und verließ lachend das Zimmer.

Sie hatte sich allmählich gefaßt. Und dann hatte sie Zeit, einen Vergleich zu ziehen zwischen den beiden Männern. Der eine will nicht einmal die Hand ausstrecken nach einem Apfel, der nicht ihm gehört, und der andere — da schüttelte sie der Ekel vor dem Freibeuter und es erwachte eine Hochachtung vor der Gewissenhaftigkeit ihres Mannes, wie sie sie bisher noch nie empfunden. Und es war eine Befriedigung in ihr darüber, daß sie diesem falschen Herrn Passold keinen Apfel schuldig ge-

worden war. Das erstemal kam sie so recht zum Bewußtsein, was das heißt: Rein oder dein. Aber sie hatte gezeigt, daß sie wohl einen Unterschied zu machen wisse zwischen einem fremden Apfel und der — Untreue.

Sie wachte so lange, bis Ottokar nach Hause kam; sie saß am Tischchen und wartete. Dann stürzte sie ihm schluchzend in die Arme und herzte ihn mit Glut.

„Morgen bekommst du den Apfel,“ sagte er, „ich werde mir ihn von Freund Bassold schenken lassen.“

Da antwortete sie: „Ich mag den Apfel nicht. Wir reisen morgen ab.“

---



## Irrelicht.

**S** —! Das ist zuviel!“ Ein schmerzliches Stöhnen war's und das Blatt sank ihr aus der Hand.

Bewegungslos lag sie auf ihrem geblumten Ruhebett und schaute starrten Auges zur Zimmerdecke auf. Dann trampelte sie mit den Beinen, daß das Sofa ächzte. Dann legte sie eine Hand über die Augen und fing an zu schluchzen. Von der Staffelei schaute ein halbvollendetes Bild, ein Faun, der die Flöte blies, auf sie her, mit dem edigen Blick eines Vokals. Ob dieses Herüberschauen Mitleid war oder Hohn! Sollten sie ihre eigenen Geschöpfe verhöhnen, während dieser beisspiellose Frechling sie vor aller Welt zusehenden machen, ihre so sorgenvoll aufgebaute Existenz mit ein paar Federstrichen zerstören darf?

Mit wenigen Ausnahmen hatte dieser Krennhaar ja die ganze Ausstellung verrissen. Aber ihre Landschaft: „Im Sumpfe“, von dem ein anderer Kritiker behauptet, daß es ein Meisterwerk der Stimmung sei, hatte Krennhaar nicht kritisiert. Das Ganze, was er darüber schrieb, lautete: „Der Heg von Wytra John, der unter der Zeichnung „Im Sumpfe“ uns ein Bild vorlügen will, ist nichts weiter als ein Geschmacks-Armutszeugnis des Ausstellungs-Komitees. Mein wohlgemeinter Rat, man schaffe dieses „Bild“ ruhig und unauffällig aus dem Saale.“

Und das schreibt ein Mann, der sich von einem Berufscollegen vor kurzem „Gentlemen“ nennen ließ, über eine Dame. Aber eine allein in der Welt stehende wehrlose Dame!

Nachdem sie ihre Augen kurzweg mit dem tauben-grauen Armel getrocknet hatte, richtete sie sich auf. Sie war jung, schön, nur etwas zu rundlich. Ihr gelbes Haar schien aber gefärbt zu sein. In der Kunst waren die orangegelben und ziegelroten Haare Mode geworden, da muß man denn der Natur nachhelfen, daß sie zeitgemäß wird. Myra John ging zum Schreibtisch und schrieb einen Brief an den „Wohlgeborenen Herrn Alfons Trennhaar, Kunstreferenten der „Morgenstunde“.

Mittlerweile lehnte Alfons Trennhaar in seinem Armfessel und rang mit seinen zwei Knaben. Diese wollten, daß Papa mit ihnen Eisenbahn spielen sollte und, aus dem Armfessel und seinen Achseln herunterkletternd, suchten sie bittend ihm die Feder aus der Hand zu winden. Er aber wollte für die nächste „Morgenstunde“ ein Feuilleton über die Dekadenz der darstellenden Kunst schreiben.

„Aber, Alfons!“ sagte seine jugendliche Frau, die in ihrem blauen Hauskleide herankam, „schenke dich doch einmal eine einzige Stunde deinen Kindern. Es hilft ja so nichts alles das Geschreibe und du vergrämsst dich dabei.“

„Gute Frau, das verstehst du nicht,“ rief Alfons lachend, aber sein Lachen hatte etwas Bitteres. Ein tieferer Unmut, als der Augenblick rechtfertigte, schien in diesem Lachen leise durchzuzittern. Er tauchte die Knaben von sich. Da kam noch das neunjährige Töchterlein und das verstand's besser. Es schlang die Arme um seinen Hals und sagte schallhaft: „Papa, wenn die Kunst so häßlich ist, warum machst du dir denn immer mit ihr zu schaffen? Mama, die Duden und ich, wir sind ja viel schöner als diese grausliche Sezession. So schau doch einmal auch uns an!“

Da lachte er wieder, und diesmal fiel es besser aus.

„Du hast recht, Fräpchen!“ sagte er und koste das Mädchen, „ich habe viel zu wenig Zeit für euch. Ihr wachset mir heran und ich werde euch versäumen. Aber der Verus! Das begreiffst du noch nicht. Na also, vorwärts!“

In der nächsten Minute war er schon die Eisenbahnmaschine, die, rechts auf der Achsel einen Duben, links auf der Achsel einen Duben, durch die drei Zimmer leuchte, während hinten das Mädchen an seinem Rodschoß hing und sich als „Kammerlwagen“ nachzerrten ließ. Es war ein Dummelzug, der nach dem Pfiff in jedem Zimmer anhielt, bis sie nach mehreren Tour- und Retourfahrten an der Endstation Schreibtiſch ankamen.

„Station Schreibtiſch! Alles aussteigen! Marsch!“ Da liefen die drei Kinder munter davon, zufrieden, den Papa einmal eine Viertelstunde gehabt zu haben. Durch die Fuge der halb angelehnten Kächentür hatte Frau Josefa auf die Lustreise hercingelugt und dann ganz für sich einen Seufzer getan. — „Wie glücklich könnten wir sein, alle miteinander, wenn das öfter so wäre.“ — Aber er hat nicht Zeit, er ist ein geplagter Mann. In der Redaktion gibt's manchmal auch Verdruß, und wenn er dann müde und mißmutig nach Hause kommt, da kann man freilich nichts Kindliches verlangen, nur trachten, daß er sein Essen und seine Ruhe hat.

Auf Alfons' Schreibtiſch legte die Magd einen Brief. Ein Dienstmann hatte ihn gebracht. Eine Frauenschrist. Das preßiert nicht, er warf ihn hin und griff nach der Feder. Aber er schrieb nicht lange. Es wollte nicht recht laufen im Kopf. „Die Rangen haben mich aus

dem Kontakt gebracht.“ Er nahm den Brief und erbrach ihn.

„Aha! Das ist ja die geniale Schöpferin des ‚Eumpfes‘! Natürlich! Wieder Vorwürfe, Beschuldigungen, Unverschämtheiten dem Kritiker, weil die Malerin nicht malen kann.“

„Geehrter Herr!

Sie mögen ja recht haben mit Ihrem strengen Urteil, mit Ihrer Bemerkung im heutigen Blatte, mit dem Sie hart und kalt die Existenz eines armen Mädchens vernichten. Sie wissen nicht, wie ich rings nach dem Können, und wenn ich halb unbewußt einer schlechten Kunstrichtung folgte, so wäre ein wohlwollendes Hinweisen auf das Rechte doch vielleicht fruchtbarer gewesen als eine Abfertigung, die über das Ziel hinaus meine persönliche Ehre trifft. Hätten Sie sich doch vorerst durch die zahlreichen Versuche, die meine Wände füllen, überzeugt, ob ich wirklich nach jeder Richtung hin eine Stümperin, Kleglerin bin, bevor Sie mich so unbarmherzig, um nicht zu sagen, unritterlich getroffen. Nun muß ich denn diese schöne Stadt, in der ich eine Heimat zu finden wähnte, wieder verlassen und versuchen, wie ich mich auf andere Weise durch das Leben bringe. Entmutigt bin ich gründlich. Mögen Sie glücklich sein!

Myra John.“

Krennhaar faltete den Brief zusammen und legte ihn unter die Schreibmappe. Dann sah er, den Kopf auf die Hand gestützt, da und sann. Es war ihm ungut zumute. Solche Briefe streng kritisierten Künstler war er nicht gewohnt. Ohne Born, ohne alle Bitterkeit. Nur

schwere Betrübnis. Wäre es wirklich so, daß man mit ein paar leicht hingeworfenen Federstrichen einen Menschen vernichten kann? Nochmals holte er den Brief hervor und nochmals las er ihn durch. Sie spricht von noch anderen Bildern, die sie besitzt, deutet verschiedene Kunstrichtungen an, denen sie nachgegangen. Vielleicht —. Man müßte allerdings gründlicher zusehen.

Er stand auf, nahm Hut und Stock und ging in die Redaktion, um im Stadtbuche ihre Adresse zu suchen.

Wzra John blickte mit großen Augen auf den unerwarteten Besuch.

Krennhaar hatte sich ein paar gute Phrasen ausgedacht, mit denen er die Brüste über den Abgrund schlagen wollte. Er sagte sie nicht. Da stand ein schönes, rührend trauriges Weib vor ihm. Das erste, was er fühlte, war Mitleid. Hinterher kam mancherlei anderes. Die Wände hingen freilich voll Bilder, sie konnten sezeßionistisch sein oder klassisch — er sah sie gar nicht darauf an. Er schaute nur die Malerin an und murmelte ein ums andere Mal: „Mein Fräulein, Sie haben es leicht.“

Da fragte sie doch einmal zurück: „Wie meinen Sie das?“

„Sie brauchen kein Kunstwerk zu schaffen. Sie sind selber eins.“

Nach einem Weilschen antwortete sie ganz unbefangen: „Wenn Sie mir von solcher Artigkeit nur den zehnten Teil öffentlich gegönnt hätten —.“

Er hatte ja gehört, daß sie „hübsch“ wäre, aber er hatte sie sich flüchtig als Sezeßionistin gedacht, weiter

nichts. Nun sah er ihr gelbes Haar und sah nicht, daß es gefärbt war.

„Ich bin gekommen, Sie zu bitten, mir Ihre Arbeiten zu zeigen, und nun —.“ Er war ganz verwirrt.

„Sehen Sie meine Versuche nur an,“ sagte sie, „und sprechen Sie sich darüber aus oder schweigen Sie sich aus. Ich habe nichts mehr zu verlieren.“

„Mein Fräulein, ich sehe, wie schwer ich Sie verlegt habe. Aber ist es denn unbedingt notwendig, daß Sie mich für unschätbar halten?“

Sie antwortete leise: „Jrgend jemand ist's immer, auf dessen Wort man — sich stützt — stützen möchte.“

Er trat ihr ein Schrittlein näher: „Wenn Ihnen soviel daran gelegen ist, verehrtes Fräulein. Ich wiegle ab. Man findet leicht eine Motivierung, zu verlangen, daß das Bild in der Ausstellung bleibe.“

„Ich danke Ihnen. Jenes Bild existiert nicht mehr.“

„Sie — hätten es vernichtet?“

Myra hatte sich abgewendet in dem Bestreben, eine Träne zu verbergen. Aber er nahm sie wahr.

„Warum wollen Sie nicht eins von diesen Bildern ausstellen?“

An der Wand, mit und ohne Rahmen, hingen Kopien älterer Meister. Schülerhaft. Dann selbstkonstruierte Landschaften, Geatebilder, darunter Hühner auf dem Dunghaufen mit raffiniertem Naturalismus. Der Riß zum Greifen! Dann ein verlornen Sohn, den Arennhaar nachdenklich betrachtete. Der Mann, an dem sahle Lappen hingen, stand auf allen Vieren unter Schweinen und steckte den Kopf wühlend in einen Trebernhaufen.

„Pikant!“ sagte der Betrachter. „Aber dazu sollten Sie

noch ein erstes und ein drittes Bild malen. Ein erstes, wie er stolz vom Hose seines Vaters reitet, und ein drittes, wie er reumütig zurücklehrt und vor seinem alten Vater auf den Knien liegt.“

„Ach ja, für die Schulbibel!“ lachte Myra ironisch.

„Scheinen Sie doch für die Bibel überhaupt ein Faible zu haben,“ sagte er. Sein Auge hastete auf einer in Freilicht gehaltenen Adam- und Ewagruppe. „Das Rolorit ist ganz prächtig. Nur in der Anatomie, da fehlt's. — Das mag für die Künstlerin ein Tadel sein, für die Dame ist es ein Lob. — Nicht?“ setzte er blinzelnd bei.

„Zu wenig Schulung — ich gestehe es. Übung. Wie gerne möchte ich zum Beispiel Porträts malen. Kein Auftrag. Man hätte ja keine Protektion verlangt —“

Galant sagte er: „Mein Fräulein, ich stehe Ihnen als Modell jederzeit zur Verfügung.“

Da lachte sie: „Ah, gehen Sie mit Ihrem Pauluslopf! Wo mir die Kritik immer den Rat gibt, mich an Klassische zu halten. Ich möchte am liebsten einen Apollo malen.“

„Na, dann muß unsereiner freilich tief in den Winkel.“

„Wer weiß! Ein bißchen —.“ Sie machte mit zwei Fingern die Geste der Schere.

Dann haben sie beide gelacht.

Doch nicht lange. Myra fühlte, der Übermut sei hier ganz unpassend, sie wurde zurückhaltend. Arennhaar leitete ein ernsthaftes Gespräch ein und erteilte ihr Ratschläge, so wohlwollend und warm, daß sie ihn nur verbläfft anblickte. Wenn das in der „Morgenstunde“ stünde! Wie anders hätte sich mein Schicksal entscheiden können. Pein-

lich war es ihm, als er ihr diesen Gedanken von der Stirn zu lesen glaubte, und er nahm sich vor, ihr Vergnügen zu geben.

\*     \*     \*

Frau Josefa konnte sich's nicht recht erklären. Das mußte eine besonders heikle Arbeit sein, die ihr Mann zu leisten hatte. Daß er immer in seinem Schreibzimmer saß und sich sogar einschloß. Die Kinder durften ihm kaum in die Nähe, wortkarg war er bei Tische und sehr flüchtig waren die Küsse, die er beim Fortgehen austeilte.

Mit dem Komitee der Kunstausstellung, zu dem er gehörte, war er im reinen. Statt des „Sumpfes“ sollten drei Bilder anderen Genres von Myra John in den Saal. Darunter das vom „verlorenen Sohn“. Auch der Artikel war schon geschrieben, in welchem auf die tiefe Symbolik hingewiesen wurde, die hinter dieser dämonischen Naturalistik stecke. Mit der Schlußbemerkung, daß an Myra Johns Kunst keiner gleichgültig vorbeikomme. Entweder er müsse sie hassen oder er müsse sie lieben.

Run, und eines Abends ging er hin, um der Malerin die Einladung zum neuen Ausstellen zu hinterbringen. Die Tür verschlossen. An derselben ein Zettel, daß diese Wohnung zu vermieten sei. Die Hausbesorgerin wußte nichts weiter, als daß mehrere große Kisten fortgeschafft worden seien und daß die Dame dem Briefboten gesagt habe, die Adressen an sie wären zu schicken nach Meran in Tirol.

Noch an demselben Abende schrieb Krennhaar nach Meran. Und zwar Vortürse darüber, daß sie ihm seinen Irrtum so unbarmherzig vergelte. Er wolle ihre Abreise



aber doch anders deuten und hoffen, daß es nur die Nerven der Künstlerin seien, die eine Erholung verlangten, und daß sie nach wenigen Wochen erfrischt zurückkehren werde, um in dieser Stadt, wo sie ihre Künstlerschaft begonnen, auch den Erfolg ihrer Meisterschaft zu ernten.

Erst in der dritten Woche kam Antwort. Es war auch höchste Zeit. Er war so sensibel reizbar geworden, daß Frau Josefa es kaum noch wagte, ihn anzusprechen und den Kindern flüsternd austrug, nur ja keinen Lärm zu machen, noch Papa sonstwie zu ärgern; der arme Papa müsse so angestrengt arbeiten. Aber er würde schon wieder lustig werden und dann könnten sie recht eisenbahnfahren mit ihm.

Eines Abends — im Herbst war's — kam Alfonso so spät nach Hause, daß die Kinder einschlafen mußten ohne seinen Kuß. Und als Frau Josefa am nächsten Morgen erwachte, war sein Bett noch unbenutzt. — Was ist denn das? Sie stand eilig auf, ging in seine Schreibstube und fand einen Brief an sie, von seiner Hand.

„Liebe Josefa!

In einer wichtigen Sache muß ich plötzlich abreisen nach Südtirol. Der Schlüssel zur Kassette ist in der Lade links unten. Weiteres folgt, sobald ich näheres weiß. Küsse die Kinder. Alfonso.“

Die Frau erstarrte. Als sie zu sich kam, lief sie in die Redaktion der „Morgenstunde“. Dort kam man ihr unwirsch entgegen. Krennhaar hatte plötzlich seinen Dienst gekündigt, ganz gegen den Vertrag und ohne einen Grund anzugeben. So wußte sie noch weniger als vorher. Nur,

daß seine Abreise nicht in journalistischer Verusssache sein konnte. Doch weshalb sonst? Keinen seiner Bekannten wußte sie in Südtirol, keinen andern Grund konnte sie sich denken.

Der Chefredakteur stellte sich breit vor sie hin und schnarrte: „Wissen Sie was, Frau Krennhaar, Ihr Mann rappelt! Schon seit einiger Zeit fiel mir's auf. Er rappelt. Aber deshalb hätte er sich seine Erholungsreise nicht nehmen müssen. Wenn er wirklich Erholung bedarf, so hätten wir ihm Urlaub bewilligt.“

So meinte die Frau, er hätte sich wohl überarbeitet. „Es war gewiß übereilt von ihm. Wenn er zurückkehrt, wird er doch wieder eintreten können?“

„Tschal“ machte der Chefredakteur mit Achselzuden. „Den Platz reservieren, das gibt's nicht.“

Mit bangem Herzen ist die Frau nach Hause gegangen. Noch hoffte sie in der Kassetten näheres zu finden. Dort war das Gehalt von drei Monaten und das Sparkassenbuch der Kinder — sonst nichts.

\*       \*

Dem Krennhaar — als er in den Alpentälern dahinfuhr, war recht ungut. Das Villett war doch etwas gar dürr geworden für einen Abschiedsbrief. Und nicht einmal einen Gruß an sie. Küsse die Kinder! Damit war sie abgefertigt. War sie nicht stets ein braves Weib gewesen, eine tüchtige Hauswirtin, eine gute Mutter? Gewiß, keine häusliche Sorge ließ sie an ihn herankommen, da konnte er ganz seinem Verufe leben. Aber für diesen Beruf hatte sie nicht das mindeste Verständnis. Wenn er geisti-

ger Anregung bedurfte, da war sie grenzenlos langweilig. Und so gar keine Glut war mehr in dieser Frau; das Feuer auf dem häuslichen Herd, auf dem die Suppe kochte, war ihr ganzes Um und Auf. Er hatte lange mit sich gegrollt, weil er sie nicht lieben konnte, aber endlich empfand er, daß alles Festhalten vergeblich war, daß er verkommen müsse an ihrer Seite. Und als plötzlich diese Malerin vor seinem Auge stand, da war's entschieden — die andere mußte abgestoßen, diese gewonnen werden.

Ein paarmal unterwegs wollte sein Herz zurückschauen, da es ihm war, er habe eins seiner Kinder rufen gehört. Da zog er einen schweren dunklen Vorhang vor die Vergangenheit und zündete gegen die Zukunft hin alle Lichter an. Da leuchtete es in hellen Rosen, und was da werden wollte, sollte — er baute plantose Lustschlösser und überließ alles dem Zufall.

In Meran angekommen, kundschaftete er und schon am nächsten Tage stand er in ihrem Gemach. Das war bestanden mit festgeriemten Schachteln und ein Dienstmann lud eben einen Koffer auf.

„Sie reisen ab, mein Fräulein?“

„Und Sie kommen an, mein Herr?“

„Ich bin Ihremwegen da.“

„Und ich reise Ihremwegen ab.“

„Ich reise mit Ihnen.“

„Wissen Sie, wohin?“

„Mit einerlei, ich will bei Ihnen sein.“

„Und ich fliehe Sie.“

„Warum?“

„Weil — das sollen Sie schon einmal erfahren.“

„Können Sie mit denn wirklich nicht vergehen?“

„Verzeihen vielleicht. Vergeissen kaum. Warten Sie.“

Nach solchen raschen und leisen Worten eilte sie in ein Nebenzimmer und zog hinter sich die Tür zu.

Krennhaar stand da und wartete. Nach zehn langen Minuten klopfte er an, öffnete. Das Zimmer war leer. Sie ihm entwischt. Unentschlossen, was jetzt zu tun, versäumte er eine wichtige Zeit. Als er gegen den Bahnhof ging, rollte der Schnellzug dahin. Von dem Packerträger war zu erfahren, daß die Dame eine Fahrkarte nach Zürich lösen wollte, und als eine solche nicht zu haben war, nahm sie eine bis Innsbruck.

Krennhaar fuhr mit dem nächsten Zuge nach, kam aber an demselben Abende nicht weiter als bis Franzensfeste. Dort im Bahnhofrestaurant schrieb er den Brief an seine Frau.

\*     \*     \*

Frau Josefa war ruhig geworden. Seinen Rappel hatte der Mann ja von Zeit zu Zeit. Jetzt hat er ihn wieder. Hat seine Stelle gekündigt und sucht eine neue. Dann, nach der Veränderung ist's wieder gut, auch wenn's schlechter ist als früher, und er ist wieder ein ruhiger, zufriedener Mann. Mit solchen Gedanken hatte sie sich beruhigt.

Da kam sein Schreiben.

„Liebe Josefa!

Einmal muß es doch sein und ist's am besten für Dich und für mich, es geschieht ohne Umständlichkeit und Sentimentalität. Ich fahre in die weite Welt, Dir kann's gleichgültig sein, wohin. Du kannst Dich

als völlig frei betrachten. Was ich für die Kinder zu tun in der Lage bin, das soll geschehen. Einstweilen schicke mir unter telegraphischer Anweisung 300 Kronen nach Innsbruck, postlagernd. Alfons.“

Was hatte der Federgewaltige sich den Kopf zerbrochen um diesen Brief. Er wollte warm schreiben, es wollte ihm weich werden und gütig wollte er seiner Frau alles erdörtern. Da sagte er sich: Das ist Untrene an Myra. Puhab mit der andern — für dich gibt's nur Myra und in Ewigkeit keine andere. Josefa wird sich schon trösten. Ein Herz für dich hat sie nie gehabt, eines Herzens nie bedurft; lochen und waschen kann sie für irgendwen. Die Kinder hätten für die Länge an dem unnatürlichen Verhältnis kein gutes Beispiel genommen, man wird sie in passende Anstalten bringen, sie kommen durch die Welt wie tausend andere Waisen. Ihr Vater ist gestorben, verhungert, verschmachtet aus Mangel an Verständnis und Liebe. Jedes Gemütswort wäre da Unnatur, Entwürdigung. Ein neues Leben mit Myra!

Weiter hatte er für die Roheit seines Schreibens keine Empfindung mehr. Puhab.

Josefa, nachdem sie den kurzen Brief gelesen, hat sich niedersetzen müssen auf die Küchenbank. „So“, sprach sie vor sich hin, „jetzt haben wir's. Jetzt ist er ein Narr geworden.“ Den ganzen Tag, während der gewöhnlichen Arbeit um Haus und Kinder sann sie nach, was jetzt zu machen sei. Am nächsten Morgen ging sie mit dem Brief zur Polizei. Da nahm man zu ihrem Troste alles gewissenhaft genau, was sie aussagen konnte, zu Protokoll und schärfte ihr ein: Ja kein Geld nachschicken!

Aber das hatte sie schon getan. Wenn er Geld verlangt, so wird er keins haben und wenn er keins hat, so muß er hungern, der arme Mensch. Am liebsten wollte sie gleich selber auf die Bahn und nach Innsbruck, aber die Depeschen — dachte sie — gingen schneller und die Innsbrucker Behörde würde ihn doch aufgreifen und mit gebundener Marschroute heimschicken. Sie bereitet ihm schon ein frisches Bett. In eine Anstalt will sie ihn nicht geben, unter keinen Umständen. Daheim bei Frau und Kindern muß er gesund werden.

Als in Innsbruck Alfons Krennhaar an den Postschalter trat und seine Legitimation bereithielt, glaubte er sich von einem nebenstehenden Herrn scharf beobachtet. Er machte daher eine unauffällige Wendung und eilte auf die Gasse. Noch reichle seine Börse bis Zürich. Auf der Reise dahin kam es ihm plötzlich bei, was er für ein Herrenmensch sei. Alles Gewesene von sich zu schleudern, daß es zerfällt an den Ufersteinen des Rhetstromes, sich ganz aus Eigenem und Freiem zur Wiedergeburt schwingen — welch ein Mann hat diese Kraft? Ich. Woher kommt diese Kraft? Von der Liebe. Wohin führt sie? Zur Liebe. Zur feurigen, urgewaltigen Liebe . . . Mit eintönigem Geräusch rollten die Räder. Die raschen leisen Stöße der Schienenenden machten ununterbrochen: Myra, Myra, Myra, Myra . . .

In Zürich fand er sie nicht. Und doch schien sie ihm einen Augenblick nahe gewesen zu sein; denn in der äußeren Brusttasche entdeckte er plötzlich ein schmales Brieflein:

„Schrecklicher Freund!

Ich fliehe Dich und Du verfolgst mich. Ich darf nicht Dein sein und kann ohne Dich nicht leben. Du hast Frau und Kinder, gehe heim zu ihnen. Ich bin in dem Augenblicke, als Du diese Zeilen liest, auf dem Wege nach Rußland zu einem Onkel. In der Nordluft von Riga wird mein Herz abkühlen. Dort will ich mein Heim aufschlagen und glücklich sein in der Erinnerung, daß Du und ich uns einmal nahe waren. In dieser Weislesche, wenn Du willst, können wir weiterleben. Küsse mich in Deiner Frau und ich werde in irgendeinem Mann Dich aus Bärtlichkeit erdrücken.

Myra.“

Nun, das war doch einmal ein Broden. Das hieß nicht umsonst in die Schweiz gefahren zu sein. Eine goldene Uhr besaß er und eine Brillantnadel — teure Andenken! — er verkaufte sie. Er verkaufte seinen Ehering.

„Schöner Herr!“ sagte der Jude, „was soll ich machen mit dem Ringel? Drei Franken fürs Höchste.“

Gleichviel, im ganzen reichte es. Nun hatte Arennhaar Geld für eine Reise nach Rußland. Denn das mit der Stellvertretung im Rüssen war doch nichts anderes, als eine direkte Einladung. Und eine Probe, ob seine Liebe wohl eine Reise verträgt. Ja, die verträgt sie. Und wieder rollten die Räder: Myra, Myra, Myra, Myra! — Drei Tage und drei Nächte lang: Myra, Myra, Myra, Myra . . .

Dann war er in Riga.

Dort spähte er. Und spähte Tag für Tag in den Hotels, in Theatern und Konzerten, in Privathäusern, indirekt bei Behörden. Und spähte so lang, bis er angehalten ward und gefragt, was er suche. Da wurde er verlegen. Eine junge Dame namens Myra John, Malerin, suche er. Der Polizeibeamte blätterte in einem Register: Der Name Myra John! Wohlbekannt. — Woher er komme? Aus Oesterreich. In dem ward er Lügen gestraft, denn Fahrkarten und anderes, so man bei ihm fand, bewiesen, daß er aus der Schweiz gekommen war. Er wurde nach der Gerichtsstadt Nowrod gebracht und dort in das Gefängnis getan. Und da saß er nun unter Leuten, deren Lappen nach Roder rochen, deren Mund nach Fusel. Struppige, ungewaschene Gefellen. Aber auch zarte, blasse Burschen in schwarzem Tuchgewand waren da, die bei der tödlichen Absicht, mit Dynamit den russischen Kaiser, dann alle übrigen Fürsten, endlich die ganze Welt in die Luft zu sprengen, ertappt worden. Und ergab ein strenges Verhör, bei dem die gestellten Fragen der Richter selbst beantwortete, daß Alfons Arennhaar ein schweizerischer Anarchist sei.

Nun, das war immerhin etwas. Noch mehr aber war die Folge. Der Antrag eines sogenannten Verteidigers auf Ausweisung in die Schweiz wurde abgelehnt. Wird er heute fortgeschickt, kommt er morgen in anderer Gestalt mit anderem Namen. Das Urteil lautete auf zwanzigjährige Verbannung nach Sibirien.

Anfangs war Arennhaar verblüfft über die russische Firigkeit in der Justiz. Dann begann er zu wüten. Der nächste Transport nach der neuen Heimat stand in wenigen Wochen bevor. Konnten die Nichtfertigungen aus der



allen früher eintreffen? Er schrieb an seinen Geburtsort, an seine Behörden, an die hohe Landespräsidentschaft, an die Redaktion der „Morgenstunde“ mit dringendsten Witten um postwendende Einsendung aller Dokumente, zur Verzeigung, daß er kein Anarchist aus der Schweiz sei, sondern ein unbescholtener, schlichter Journalist einer kleinen Landstadt. Besonders auch, daß die „Morgenstunde“, bei der er elf Jahre tätig gewesen, ein konservatives Blatt sei.

Davon erhoffte Krennhaar sichere Rettung. Fräulein Myra war ihm bei solchen Drängnissen etwas aus dem Gedächtnis gekommen. Gingen sie ihm seine Familie ein. In der Nacht, wenn er im Halbschlummer lag, hörte er die kleinen Schlingel tollern, eisenbahnspielen und nach dem Vater rufen. Dann Frau Josefa . . . Sollte er doch noch versuchen? . . . Nein, absolut nicht. Anstatt Verzeigung würde er sich Demütigung holen. Solche Geschichten vergiftet und vergibt kein Weib. Ist schon nicht jede der Liebe fähig, so doch der Eitelkeit, der Eifersucht. Sie würde ihn nie wieder eines Blickes würdigen, geschweige eines Wortes. Er hat doch ein bißchen zu gründlich abgeschnitten.

Es nahte der Tag von Sibirien. Aber aus Österreich kam kein Lebenszeichen. Will die Heimat ihn treulos verleugnen? Oder will sie ihn für seine Treulosigkeit strafen? — Seine Kerkergenossen lachten ihn aus, und man weiß, wie ekelhaft solche Leute lachen. Dem Herrn Deutschen werden sie einen Brief hereinlassen und solchen wohl gar auf der Silberplatte überreichen!

In Sibirien wäre es ja auch ganz hübsch, wußte ein alter Häftling zu sagen. Weit weg sein von diesen „braven Leuten“, das sei auch was wert.

Als Krennhaar am letzten Morgen aufstand, um sein Bündel zu schnüren, eigentlich hatte er gar kein's, brummte er: „Hol's der Teufel! Das ganze Europa. Mein Lebensglück habe ich ja selber erwürgt, grausam wie ein Schinder. Wenn ich nach Hause komme, in ein Irrenhaus werden sie mich stecken. Da ist's mir doch lieber nach Sibirien. Vorwärts, marsch!“

Jeder der zu transportierenden Verbrecher wurde je zu einzeln in ein großes Zimmer geführt, in welchem an der Wand schwerbewaffnete Wächter standen und bei einem langen Tische mehrere Herren saßen. Dort wurde nochmals das Nationale untersucht und das Urtheil vorgelesen. Als Krennhaar in diese Gerichtsstube eintrat, fiel ihm hinter dem Tische eine in graue Wollentücher eingemummte Gestalt auf. Die trat vor, und langsam ihm entgegen:

„Alfons, ich habe dir die Schriften gebracht.“

Ganz gelassen sagte sie es — vor ihm stand Frau Josefa, sein Weib.

Als daheim seine Hilseruse um Legitimation laut geworden waren, hatte sie sofort reisen wollen; aber man hatte ihr gesagt, das sei für sie nichts. Eine Frau könne nicht so ohne weiteres ins ferne Rußland reisen. Und es wäre auch nicht nötig. Sobald die Papiere vorlägen, würden sie ihn augenblicklich freilassen. — Damit er nicht noch weiter fortlaufen könne, dachte sich Frau Josefa, im Arrest sei er gerade gut abzufangen. Abgesehen, was man von russischer Schlamperei höre, wer sei denn sicher, daß die Schriften auch an die richtige Stelle kommen? Ohne weiteres zu denken und zu reden, verschaffte sie sich bei den heimathlichen Behörden Duplikate der Dokumente,

ließ sie fest beglaubigen, löste durch Verkauf ihres Braut-  
schmuckes Geld, und machte sich damit auf die Reise  
nach Nowroß in Rußland.

Die Schriftstücke lagen nun auf dem Tisch und die  
Herren blätterten darin. Sie fanden die Legitimationen  
für gut und die mündlichen Verhörsausagen des Sträf-  
lings mit ihnen übereinstimmend. Alfons Arennhaar  
wurde auf freien Fuß gesetzt.

Aber durch diesen Freispruch fühlte er sich zehnfach  
verurtheilt. Denn er dankte ihn ihr, seiner „dummen,  
eßen, liebeleeren“ Frau. Sie gingen nun auf der Gasse  
schweigend nebeneinander dahin, er wagte es nicht, näheres  
mit ihr zu sprechen. Wenige gleichgültig gesprochene Worte,  
die sich auf die Heimreise bezogen, wechselten sie. In  
der Vorhalle des Bahnhofes war ihm zumute, als müsse  
er ihr weinend, schreiend um den Hals fallen, da er aber  
als Theaterregensent solche geschmacklose Rührszenen stets  
mit Schimpf und Hohn abgetan hatte, so mochte er jetzt  
nicht selber eine aufführen. Der ganze erste Tag ging  
hin, ohne daß er seiner Frau ordentlich ins Auge schaute.  
Am Abend jedoch, als sie in einem halbleeren Speise-  
wagen etwas gegessen hatten, fragte er zärtlich: „Und  
was machen unsere Kinder?“

## Die treue Frau.

**D**a hatte sich wieder einmal ein Mann in ein Weib verliebt. Das kommt vor. Auf einer Reise von Innsbruck nach Wien waren sie beisammen in einem Wagenselbst gegessen. Kommt auch vor. Weiter hatte er sich nicht gekümmert, wer und was sie war. Ehering sah er keinen, und es schied sich auch kaum, eine fremde Dame zu fragen, ob sie nicht etwa verheiratet ist. Das tut man nicht.

Was sich aber in der Folge ereignete, das kommt selten vor.

In Wien wurde die Bekanntschaft fortgesetzt — natürlich, wenn sich zwei gern haben. Sie hatte so schönes suchstotes Haar, das ist ja wieder Mode geworden bei den Germanen. Zuerst wuchs es auf gemalten Köpfen, dann auch auf lebendigen. Sie besuchte den Freund in seinem Hotel. Einen höflichen Gegenbesuch lehnte sie ab, da komme lieber sie um so öfter zu ihm. Das war ihm recht, und er drang in dieser Sache nicht weiter in sie. Abirgend rief ihn sein Beruf bald wieder auf den Weg ins Weite. Vorher wollte er noch einen sehr lieben Jugendfreund besuchen, der in Wien lebte und den er schon lange nicht mehr gesehen hatte. Auf dem Schottenring wohnte der und Postat stand auf dem Täfelchen der Wohnungstür.

„Zum Rudud noch einmal! Solche Überraschungen erlebt man, wenn zwei treue Freunde sich zwanzig Jahre nicht umeinander kümmern!“ Mit diesen Worten begrüßte er den alten Schulkameraden.

Sie erkannten sich gleich wieder, nur überraschte es jeden, daß der andere von den äußeren Augenwinkeln hin seine Gänsefüßchen hatte. Doch nur ganz feine; und der eine auf dem Scheitel ein Gläschen dazu — die Tonsur der Lebemänner.

„Bliß und Donner, du hast ein behagliches Nest!“ rief der Handelsreisende aus, als er durch die schönen im Niedermeierstil eingerichteten Zimmer schritt und durch die halboffene Thür in ein Douboir blickte. „Und verheiratet?“

„Warum denn nicht? Bist du's nicht auch, Alter?“

„Ich habe nicht Zeit gehabt. Ich muß tun, wie mein Vater getan — Stahl schmieden und Stahl verkaufen.“

„Ich weiß, deine Stahlfabrikation hat sich sehr gehoben. Du rauchst hoffentlich nicht immer noch Kurze!“ Der Hofrat hob ihm die kupferne Zigarettenschale zu.

„Ich rauche alles.“

„Du gestattest, daß ich dir meine Frau vorstelle. Denn du wirst heute abend bei uns sein.“

„Ganz unsehlbar. Wir müssen ja Jugenderinnerungen auffrischen.“

Der Hofrat drückte an einen Knopf am Schreibtisch. Da kam sie herein, ganz leise geschwebt, man hörte sie nicht. Und wie sie da stand, der Gast sich rasch zum Gruße erhob, konnte er zuerst nicht sprechen. Er litt an Kon-  
gestionen.

„Ein lieber alter Spezzi! Der Peppi Ahrnhammer!“

Sie steute sich. Aber die Liebenswürdige war sie heute nicht. Etwas nervös. Es wurden kleine Gespräche begonnen, jedes verunglückte.

„Und — daß es mir gerade einfällt. — Ich habe

heute abend Sitzung im Konfortium der Eisenbranche, sie dürfte lange dauern. Du mußt mich entschuldigen, Hostat."

"Insofern trifft es sich. Mir fällt ein, daß meine Frau heute in die Oper will. Also morgen!"

"— reise ich ab."

"Aber wir müssen doch Jugenderinnerungen —"

Ahrnhammer verneigte sich vor der Dame des Hauses, die sich zurückzog.

"Mir scheint, Peppi —", der Hostat strich von der Zigarre die Asche in den Kupferbecher, „mir scheint, dir gefällt meine Frau nicht."

"Sehr, sehr. Aber — Verurs. Man kommt ja gar nicht mehr zu sich selbst."

"Großstadt."

"Morgen früh im Café Zentral, wenn es dir paßt."

"Gut, im Café Zentral. Etwa?"

"Zehn Uhr."

"Geht nicht. Bureau. Kannst du nicht früher kommen."

"Früher wird es sich nicht machen lassen."

So hatte sich auch diese Zusammenkunft zerschlagen. Die Freunde verabschiedeten sich wieder auf Jahre.

Als Ahrnhammer auf der Straße war, zischte er heftig vor sich hin. Vor Erregung. — „Also das! Also so steht's!"

Abends, als es dämmerte, war er auf seinem Hotelzimmer. Er ließ die Rouletten vor die Fenster herab und drehte das elektrische Licht auf. Alle acht Flammen. Der Tisch war gedeckt, denn die Freundin kommt pünktlich. Aber heute kam sie um einige Minuten früher als sonst.

"Das sehtemal," sagte sie mit zuckendem Atem. „Kann heute auch nicht bleiben. Was wirst du von mir denken!"

„Nichts, Kelli, als daß du eben ein Weib bist, daß die Liebe nimmt, wo sie sie findet. Daß bei deinem Hofrat nicht viel zu holen ist, glaube ich zu ahnen.“

„Mein Mann ist gut und edel, aber —“

„Ich weiß schon. Mache dich nur bequem, mein Schatz, und bleibe.“

Sie legte ihren Hut ab, der das halbe Sofa einnahm. Er hing ihn ehrerbietig auf den Nagel. Sie legte den Übermantel ab, er half ihr dabei und hing ihn zum Hut. Und sie blieb.

„Es ist schlecht von mir, Josef.“

„Das macht nichts.“

„Aber einmal wollte ich dich noch sehen, einmal noch.“

Er konnte sie nicht weinen sehen, er beeilte sich, ihr die Tränen von der Wange zu saugen. Dann kam der Aufwärter mit dem Hummer und der Getränkekarre.

„Kuskateller, den süßen.“

„Bitte sehr!“

Dann — beim gebratenen Huhn waren sie, als es an der Thür klopfte und eine tiefe Stimme draußen rief: „Sesam, öffne dich!“

„— Mein Mann!“ Sie stöhnte es und huschte ins Nebenzimmer. Da ging die Thür schon auf.

„Es geht nicht anders, Mensch, ich muß dich noch einmal sehen. Du mußt mir von unserem Vergnügen erzählen. Daß du nur noch zu Hause bist. Sage mir doch, wo können wir uns nach deiner Sitzung treffen?“

„Heute?“

„Heute.“

„Heute geht nichts mehr. Beim besten Willen nicht, Freund, es tut mir leid.“

Der Hofrat schaute um sich. Es fiel ihm was auf. Seine Stimme war unsicher, als er nun sagte: „Barbon! Mir scheint, ich komme sehr zur unrechten Stunde. — Ein Damenhut!“

„Nicht wahr!“ Ahrnhammer wurde übertrieben lustig, „eine häßliche Mode jetzt! Und jede Frau muß so einen Hut haben. Jede.“

„Auch die meine,“ sagte der Hofrat; nun den Frauenmantel erblickend, stuchte er. — „Ja — ist sie denn da?“

„Ihre Frau Gemahlin erwies mir soeben die Ehre, mich bei euch morgen zum Mittagessen einzuladen,“ recht vernehmlich sagte es Ahrnhammer, damit das Zeitwort auch hinter der Thür gehört werden konnte.

Dieser Thür näherte sich nun der Hofrat, da trat sie schon heraus, ihm entgegen. Er prallte zurück, sie stand ganz ruhig vor ihm. Er starrte sie an, schaute dann auf den reichlich gedeckten Tisch, auf Ahrnhammer.

„— — —.“ Er wollte was sagen, aber er konnte nicht. Die Verwirrung war zu groß.

„Natürlich,“ sprach die Frau ruhig und kalt, „du wirst jetzt eine Szene machen.“ Es war trophiger Hohn. Da fand er sich.

„Eine Szene machen? Nein, Kelli. Nach solchem Befund ist man über alle Formalitäten hinaus. Das Arrangement verstehe ich zwar nicht und doch weiß ich alles. Ich bin nicht neugierig, noch mehr zu wissen — und mich geht's auch weiter nichts an. Wollen Sie, meine Gnädige, mir nur die Adresse angeben, wohin ich Ihre Habseligkeiten transportieren lassen soll. — Und dir,“ er wandte sich gegen Ahrnhammer, „dir, lieber Alter, bin ich zu Dank verpflichtet. Wie lange ihr euch schon kennt?



wie oft ich schon hintergangen wurde? — Nein, man wird's nur einmal. Das Benehmen der Dame hier bei diesem überraschenden Wiedersehen hat's klar gezeigt, sollte sie es dir nicht schon gesagt haben, wie wir beide zueinander standen. Sie wird mir das Zeugnis geben können, daß ich ein geduldiges Tier war. Wir haben stets im größten häuslichen Frieden gelebt, nicht wahr, meine Dame? Was aber nicht ausschloß, daß ich den Erlöser ersehnte. Und der, Ahrenhammer, ist mir in die gekommen. Ihr liebt euch. Und weil auch ich euch liebe, so habt ihr nun meinen Segen."

Ob schon das Paar nicht niederkniete, so hob der Hostat doch seine Hände gebreitet über ihre Häupter. Dann sagte er „Gute Nacht!“ und ging davon.

Die Glücklichsten standen da und schauten einander an. Bornig, wütend wenn er gewesen wäre! Aber dieser Hohn war hoffnungslos. Sie ahnten es im ersten Augenblick. Den Braten ließen sie ganz kalt werden. Es stockte die Sauce. Es hat ihnen kein Essen und kein Trinken mehr geschmeckt.

„Jetzt, Josef, kannst du mich behalten,“ sprach die Verstoßene, sehr heiser war sie. Und dieses Geschenk war es, das ihm den Appetit verdarb. Er war einer von denen, die das Weib gerne ausborgten — aber nicht geschenkt nehmen mochten.

„Was soll denn ich — mit dir anfangen?“ wollte er beisehen.

„Als Ehrenmann wirst du wissen, was du —“

„Ehrenmann?“ fragte er verblüfft. „Bin ich denn noch einer? Seit ich wußte, daß du die Frau meines

Jugendstreundes bist und dir doch dieses Souper bereitet habe, kannst du ungefähr schätzen, wie verlässlich meine Treue ist. Für einen Ehemann viel zu unsolide und für einen unbeständigen Liebhaber möchte sich jede schön bedanken. Denke dir, wenn einer eine Frau in Verlegenheit gebracht hat und sie unmittelbar darauf sitzen lassen kann, der ist nicht begehrenswert, das wirst du zugeben."

"Wie du jetzt nur scherzen kannst!"

"Scherzen? Ich? Ich scherze niemals. Ich wusste nicht, daß du verheiratet bist. Du hast mir's verschwiegen. Die Konsequenzen gehen mich nichts an, meine Liebe!"

Diese Frechheit machte die Dame verstummen. Sie stand da wie ein Straßenstein und war auch so sahl geworden. Das einzige Wörtchen — so klein, daß es nicht der Rede wert ist, war: „Schust!"

Er hob die Achseln in die Höhe und ließ sie wieder fallen. Es kam ihm zu Sinn, sie zu erinnern, welches von beiden dem andern nachgegangen war; aber er besorgte, daß sie die Fahrt von Innsbruck her noch nicht vergessen haben könnte. Er machte einen Spaziergang in das zweite Zimmer und wieder zurück — und wieder hin. Sie setzte sich auf das Sofa. Mit dem Ohnmachtspielen war es heute nichts, denn die wandelte in aller Wirklichkeit an. Als er lange so hin und her spaziert war und als in ihr alle Gefühle durchgewüdet hatten, begann sie langsam zu weinen. Er hatte schon darauf gewartet. Sobald eine Frau einmal weint, läßt sich mit ihr was reden.

"Ich werde ihm schreiben," sagte er, „und ihm die Sache klarlegen. Ich solchen Fällen ist es das Klügste, wenn die Männer sich ruhig verständigen. Auf einen

Skandal laun und wird es der Herr Postat nicht ankommen lassen.“

„Mein Mann? Der ist imstande und gibt morgen die ganze Geschichte in die ‚Wiener Zeitung‘. Nein, Geheimniß macht er keins daraus. Ich erinnere mich an ein Wort von ihm. Wenn mir einmal so etwas passiren sollte, ich wollte den betrogenen Ehemännern schon zeigen, wie man's macht. Es ist schon lange her, aber er tut's.“

„Glaubst, daß er den Stein erheben laun? Den biblischen meine ich.“

„O, ich verstehe. Daß war es ja immer, was ihn mir so — wie soll ich denn sagen — so uninteressant machte, daß er mir sicher war. Ich hätte ihn vielleicht geliebt, wenn er auch von einer andern geliebt worden wäre.“

„Vielleicht ist's auch bei ihm so und er liebt dich um um so mehr, weil dich ein anderer geliebt hat!“

„Josef! Stellst du dich so dumm, um mich von hier fortzuekeln? — Ich liebe ihn nicht, deshalb bin ich ja auch heute so gegen ihn aufgetreten. Es war in einem Augenblick, als ich noch glaubte, dich zu lieben. Jetzt —“ sein kaltes, ja spöttisches Gehaben machte sie wild, ihre sonst so schönen schwarzen Augen sprangen hervor, ihre Häuse, zwei kantige Knollen, suchtelten vor seinem Gesicht, „— jetzt hasse ich dich, und darum hänge ich mich an dein Leben, und meine Lust wird sein, dich zu quälen, zu quälen, zu quälen, du Ungeheuer, du treulos Ungeheuer!“

Nicht eine Linie wich er von den Häusen zurück und sie stieß nicht zu. Er war äußerlich ganz ruhig und über-

legte. Und überlegte in fünfzehn Sekunden einen ganzen Feldzugsplan! Einen Abwehrkrieg.

„Wir regen uns ganz umsonst auf,“ sagte er, „wie das in der ersten Hitze immer locht. Bei ruhiger Überlegung kannst du doch nicht zweifeln, was ich bei kühlem Mute tun werde. Einfach, was der anständige Mann tun muß. Und auch tun will. Dein Entschluß, bei mir zu bleiben, kommt meinem Wunsche entgegen, Schatz. Morgen abend sechs Uhr fünfunddreißig reisen wir ab nach Galizien, wo ich Geschäfte habe. Für heute genug. Lege dich ins Bett, ich mache mir's auf dem Sofa bequem. Hast du aus diesem Zimmer noch was zu holen? Ich schließe ab.“

Und dann war die Thür zwischen ihnen, die verschlossene. Sie soll sich nur als Gefangene fühlen und einen andern Ausweg suchen. Nach dem Korridor war ihre Thür nicht verschlossen.

Aber am nächsten Frühmorgen, als er spähte, sah er, sie war nicht geflohen. Sie schlief. Sie war erst eingeschlafen — nach einer abscheulichen Nacht. Vielerlei hatte sie angefangen zu denken, da fiel wie Nebel in den Bergen wieder die Leidenschaft ein, sie liebte, sie haßte, sie wüthete — wüthete nur nicht gegen wen. Gegen den, der sie nach siebenjähriger Ehe verstoßen? Oder gegen diesen, der sie zur Dirne gemacht und dann die Thür abschloß?

Ahrenhammer ließ sie schlafen und machte seine letzten Besorgungen in der Stadt. Als sie erwachte, fiel ihr ein, daß heute Reisetag sei. Gut. Jetzt sind alle Bräuen gebrochen bis auf diese. Doch, wenn sie mit ihm nach Galizien geht — Sie eilte nach Hause oder, wie es jetzt hieß, zu Hofrat Palmat. Sie fand sich heimlich und ge-

schickt in ihr Zimmer und packte zwei Koffer, eine Handtasche, einen Korb und zwei Hutschachteln. Dann schloß sie die Kassen und Laden ab, hinterließ einen Zettel: „Die Adresse, wohin meine übrigen Sachen zu bringen sind, wird demnächst mitgeteilt werden. Einstweilen hoffe ich sie hier in Sicherheit. Kelli.“ Und eilte den Dienstmännern nach, die das Reisegepäck ins Hotel schafften.

\*       \*       \*

Um sechs Uhr fünfunddreißig setzte sich der Zug in Bewegung. Ein großes Coupé der dritten Klasse war voll mit tabakdampfenden Paaren. Dazwischen eingepfercht saßen Ahrenhammer und sein „Schaf“.

Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Zuerst hatte sie mit starker Entrüstung verlangt, daß man im Coupé das Rauchen einstelle. Anfangs beachtete man das gar nicht, dann wurde sie ausgelacht. Die Handtasche mußte sie vor sich auf den Schoß halten; von den Hutschachteln trennt sich keine Frau, aber hier war kein Platz für sie. Die runden Ungetüme mußten unter die Bank, wo sie als Stützpunkt der stotigen Stiefel dienen konnten.

„Das ist ja unerhört, Josef, das ist einfach mein Ende!“

„Es ist erst der Anfang, Liebste. Größere Reisen pflege ich stets in der dritten Wagenklasse zu machen, es ist unterhaltender. Und die größere Billigkeit fällt doch auch ins Gewicht. Hast du die Weden eingepackt, mein Schaf? Nicht. Na, dann weiß ich nicht —“

„Speisewagen!“

„Führt der Bummelzug nicht.“

„Wir werden doch nicht mit einem Bummelzug nach Galizien fahren!“

„Aber Gott, wir versäumen ja nichts. Wir kommen um billigen Preis weiter, ersparen das Hotel.“

Und sie ersparten es gleich in der ersten Nacht. Als es spät wurde, lehnte sich ein Hannak an den andern und Ahrenhammer an den Hannaken. Kelli saß inmitten der ringsum ausgespeicherten Leibter wie eine hochragende Distel unter Schlingpflanzen. Matt beschienen von einem schläfrigen Lünzchen. Sie war sprachlos vor Empörung.

„Rein, das kann kein Mensch verlangen!“ knirschte die Frau Hofrätin, die erster Klasse zu reisen gewohnt war. Er schwieg. In einer Station machte sie, soviel Ahrenhammer durch die halbgeschlossenen Augen bemerkte, Anstalt, auszusteigen. Er markierte einen tiefen Schlaf; sie soll ganz ungestört entfliehen. Aber sie ließ ihre Sachen da, sie stieg nur um in die erste Klasse. Leider auf nicht lange. Schon in der zweitnächsten Station brachte der Schaffner die kartenlose Reisende wieder in die dritte Klasse zurück. Am Morgen hatte sich das mitfahrende Publikum größtenteils verändert, statt der Hannaken waren polnische Juden da, mit langen Kastanen, langen Bärten und langen geringelten Haarlocken. Frau Kelli hielt sich Nase und Mund zu, nur die Augen blieben frei, um wütend an dem Freunde herumzusehen. Der lehnte schläfrig in der Ecke und ließ die Welt gehen, wie sie ging, und auch die Frau — aber die ging nicht.

In ein Nichttraucher-Coupe war sie mit ihren Schachteln umgestiegen; es war besetzt mit schmutzigen, abelriechenden Weibern, die in allerlei slawischen und hebräischen Mundarten tratschten. Eine dicke Jüdin setzte sich

sahrlässig auf Nellis Kutschachtel und sah sie durch. Hierauf kam die Frau schäumend vor Wut wieder ins rauchende Männer-Coupé zurück.

In Ostrau mußten unsere Reisenden umsteigen.

„Wir wollen doch eine andere Klasse nehmen, Schatz,“ sagte Ahrenhammer, führte die Dame dem bereitstehenden Zuge zu und hob sie galant in einen Abteil — vierter Klasse, ihr den Rat gebend, sich nur gut an die Eisenstangen zu lehnen, damit das Stehen mit der Zeit nicht unbequem würde. Er für sich machte es auch so. Das mitfahrende Publikum hier? Es war unaussprechlich. Die Dame wußte nicht mehr, wohin sie ihre Sachen stellen sollte, der Boden war mit einer zähen braunen Masse überzogen, der immer frisch von den spuckenden Juden und Poladen besprenkelt wurde.

„Es ist schändlich! Es ist schändlich!“ stöhnte sie zuweilen und zerfetzte mit krampfenden Fingern das Watistuch.

„Ja, meine Liebe,“ sagte da ihr Begleiter einmal, „wenn du es schon hier nicht ertragen kannst, wie wird's erst in Rußland sein! Ja, das weißt du doch. Ich reise in Geschäften nach Rußland und dann in die Walachei.“

„Du hast es darauf abgesehen, mich zu töten. Ja, wohl, mich los zu werden.“

„Wie sagst du?“ lachte er. „Aber, Kind, solche Einfälle! Gott sei Dank, daß du bei mir bist. Allein wäre eine solche Reise einfach langweilig. Mir tut's nur leid, dir keinen besseren Komfort verschaffen zu können. Leider, die Verhältnisse . . .“

Damals sind wir — anders gereist,“ weinte sie.

„Und — billiger,“ sagte er.

Auf Lemberg hatte Frau Kelli noch gehofft, aber sie stiegen dort nur um, von dem elenden Zug in einen noch elenderen. Die Strecke gegen Brody. Nun wurde die Frau ruhiger und ergöhte sich zum Zeitvertreib auf der Jagd nach kleinen Tierchen. Abrahammer merkte zu seinem Entsetzen, daß sie sich bequemen wollte. Da kamen ihm Fluchtgedanken. Er war ganz verwirrt. So widerwärtig war sie ihm geworden, daß er Verbrechen plante und doch zu nichts fähig war. Erst wollte er es noch mit anderen Scheidemitteln versuchen. Nicht ein einzigmal mehr mit einem guten Auge ansehen wollte er sie. Aber, als sie in einem galizischen Städtchen, ich glaube, Jablocz hieß das Nest, abstiegen und in einer armseligen Spelunkel Herberge nahmen, fiel sie ihm im Angesichte der finsternen, frostigen Kammer, in der sie übernachten sollten, weinend um den Hals.

„Laß das sein, Kelli, ich muß jetzt den Geschäften nach.“ Er hatte wirklich eine Handelsverbindung mit einem Hause von Jablocz. Indessen ward es ihm in diesem weltfernen Orte doppelt ungemächlich und er lehrte ins „Hotel“ zurück. Dort hatte die Frau ein Abendessen besorgt, das beinahe annehmbar war, und nach demselben trat zwischen beiden ein zärtliches Verhältnis ein.

Am nächsten Morgen wurde Abrahammer sehr spät wach, da bemerkte er, daß er allein war. Sie war nicht da und ihre Koffer und Schachteln waren nicht da. Er schmunzelte wohlgefällig. Und dann bemerkte er noch etwas — auch seine Geldtasche war nicht da. Reichlich so viel, daß sie mit erster Klasse nach Wien zurückfahren konnte. — Solches Geschäft war nicht gut, sogar überraschend schlecht, doch bei näherem Nachdenken fand er,



es war immer noch ein Vorteil dabei. Ein unschätzbarer. Er war wieder frei und konnte den Fall zu seinen sonstigen Reiseauslagen buchen. *Tempi passati!*

Zu Brody hatte er noch ein Geschäft abzuwickeln und dann — heimwärts. Das Geschäft sicherte ihm die Rückreise, er wählte eine bequemere, als die Hinfahrt gewesen. Nur wenige Tage hatte sie gedauert, diese Fahrt mit ihr, und wie wurde ihm zur Last, was zur Lust gewesen, so lange es nicht ihm gehört hatte. Eine unerträgliche Argerzeit. Und nun frei, frei, oh frei!

Die Route nahm er über Breslau, Dresden, München. Ein großer Vogen, ein weiter Tanz um Wien herum.

Fünf Tage später fuhr er in seinen Bergen mit Zweispänner vom Bahnhof der Fabrik zu. Die Fenster seines Wohnhauses blickten grüßend dem Herrn entgegen. Vor allem ersuchte er eines — endlich wieder frische Wäsche, die gänzlich einwohnerfrei war. — Als er munter aus dem Wagen sprang und über den Kiesplatz dem Haustore zuschritt, eilte ihm aus diesem eine rotbeladte Dame entgegen. Und das — war sie wieder.

Und da sage man noch einmal, daß die Frauen nicht tren sein könnten!

## Der Windlicht-Friedel.

Den Windlicht-Friedel gebe ich nicht her, der gehört zu den unveräußerlichen Mobiliarien meiner Jugendzeit. Wenn es wäre, daß der Friedel heute versteigert werden sollte, die superklugen Leute böten für ihn nicht fünf Groschen, ich aber gebe für den göttlich einsältigen lieben Windlicht-Friedel — fünf superkluge Leute.

Aufzeigen will ich ihn umsonst. Wollt ihr ihn in seinem verschoffenen Schneibergewandel sehen — die Hosen zu weit, die Ärmel zu kurz, die Ellbogen zu spitzig, der Hals zu lang, der Kopf zu klein, das Gesicht aber stets glattrasiert und das schwarze Haar mit Wasser ordentlich nach rückwärts geglättet? Oder beliebt es euch, ihn in seiner Herrlichkeit zu schauen — den weiten, purpurnen Mantel umgehüllt, am Hals mit der goldenen Messingschnalle zusammengeschlossen, in den Händen die riesige Windlichtkerze? Zu letzter Pracht und Würde kam er freilich nur an hohen Festtagen, wenn in der Kirche das Hochamt zwischen den sechs Männern abgehalten wurde, die in ihren roten Mänteln mit den Wachsfadeln rechts und links neben dem Altare standen, oder in solchem Aufzuge bei der Prozession das Allerheiligste begleiteten. Die dazu geeigneten Männer mußten ehrengerechtere, sittlich unbescholtene Leute sein und mindestens fünf und einen halben Fuß Länge haben. Der Friedel war fast sechs Fuß lang, und seine Bradheit und Frömmigkeit war nicht länger.

In jüngeren Jahren ist das Frommsein allemal etwas schwerer, als später, und so kam es auch, daß Friedels

Kerzenflamme heftig flackerte, wenn die Kellnerin vom Gospeltwirts Haus auf dem Kirchenchor ihre Soli sang. Obwohl er sein Antlitz in solchen Augenblicken um keinen Preis dem Chöre zugewandt hätte, sondern dasselbe unverwandt auf die versilberten Engel des Altars geheftet war, so sah er doch inwendig, daß die liebliche, buderlweiche Stimme aus jenem roten „Göschert“ kam, aus dem sie im Wirtshaus die Schelmenliedlein sang! Ein Mann, der auf der Post beim Absenden von Gewandstücken nicht einmal den Aufgabeschein annehmen wollte, weil es ganz und gar unwürdig sei, in die kaiser königliche Post Mißtrauen zu setzen, war selbstverständlich sehr fest davon überzeugt, daß die Agatha ihm treu bleibt, weil sie einmal zu ihm gesagt hat: „O, du lieber Kertl, du!“ Um so schwerer war für ihn die ununterbrochene Aufrechterhaltung des „unbescholteneu“ Lebenswandels, der ihn zum Windlichtträger befähigte — wenn er des Abends in der wein- und leutebunstigen Wirtsstube neben der Agatha saß. Eines Abends, am Fronleichnamstag, als der Pfarrer den Kirchenmusikanten im Wirtshaus eine Mahlzeit gab und dazu auch die sechs Windlichtträger einlud, sagte der Schneider zu einem Kameraden: „Ich geh' nicht hin.“

„Wärest aber nicht g'scheit, Friedel! Ein ganzes Faß Bier tut der Pfarrer spendieren.“

Darauf erwiderte der Friedel sittsam: „Will dir's wohl sagen, warum ich nicht mag. Das Mädel, das verdammte — oder was lauter! Die Lieb' gibt mir keine Ruh', wenn ich das Mädel seh'. Und bin ich einmal angezunden, nachher kann ich nicht schlafen.“

„Hau, Karr, der geht ins Wirtshaus, um zu schlafen.“

„Verstanden hast mich nicht. Nachher daheim, im Bett,

im einschlachtigen, kann ich nicht schlafen, wenn ich einmal angezündet bin.“

„Weißt du was, Friedel,“ sagte der andere, „da gibt's leicht ein Mittel. Nichts besser für die inwendige Hip', als Schießpulver.“

„Ich dank' schön. Derschießen, das schon nicht, wegen eines Weibsbildes.“

„Jetzt hast du mich nicht verstanden, Freund. Pulver ohne Blei ist nicht gefährlich. Wenn dich die Liebeship' plagt, so mußt du einen Löffel voll Schießpulver essen, das kühlt gut ab. Nachher mag sie mit ihren Rapenaugen herzündeln wie sie will auf dich — du bist sicher. Alle mal. Glaub' mir's.“

Gut. Als der Friedel sich nachher im Wirtshause richtig einsand und bei der Tafelrunde behaglich Bier trank und sich eine Zweikreuzer-Zigarre dazu anbrannte, wurde er mit der Frage ausgezogen, ob er sich heute denn nicht vor der schönen Kellnerin fürchte.

„Heute nicht,“ gab er treuherrig zur Antwort und setzte leise hinzu: „Heute hab' ich einen ganzen Löffel voll Schießpulver gegessen.“

„Schießpulver!“ riefen sie aufspringend, „und du rauchst Zigarren?“

Vor plötzlichem Entsetzen schleuderte der Friedel die Glimmwurgen in den Winkel.

„Da kunnst' ja 's größte Unglück passieren!“ rief hinten jemand aus. Die Kellnerin Agatha legte, wie schützend, ihren runden Arm um den Nacken des so süßen Joches ungewohnten Friedel und sagte: „Das wär' so was, wenn mein Friedel täl' explodieren!“

Der Friedel fühlte etwas sehr Wunderliches, doch hatte

er noch Geistesgegenwart genug, zur sittlichen Rettung seines roten Windlichtträgermantels rasch aufzustehen und in die friische Lust hinauszueilen. Ruhelos schritt er nächsterweile ums Haus herum. „Rein Friedel!“ hatte sie gesagt, und dieser Arm um den Nacken! — Wie es wäre, wenn heute da beim Hopselwirt wer einen ungarischen Wein tät' trinken? Den ungarischen Wein hat der Wirt im Gartenkeller, und wenn sie ihn holen ginge! Im Dunkeln hätte er Aurash, da wollt' er sie so hernehmen und ihr ins Ohr sagen, daß sie in acht Tagen zusammenheiraten würden. Daran knüpfte er noch Gedanken, bei denen der Windlichtmantel, wenn er ihn über gehabt hätte, in hellen Angeln gestallert haben würde. — Der Pfarrer, überhaupt ein froher Mann, machte richtig den Anfang mit dem Ungarischen. Die Agatha kam mit der Flasche gegangen. Doch, wie er ihr bescheidenlich und wonnesam nahen will, steht der junge Laskel da, der Fuhrmann Wendelin, der packt sie um die Mitte und küßt sie so heftig ab, daß er dabei ganz schnaufend wird. Sie hat sich nicht wesentlich widersetzt, und dieses Ereignis hat auf den Friedel abkühlender gewirkt, als der Löffel voll Schießpulver.

Der Fuhrmann Wendelin, trotzdem er gotteslästerlich über die neue Eisenbahn schimpfte, war zufällig ein anständiger Bursche. Als er sah, daß die Eisenbahn mit Schimpfen und Fluchen nicht umzubringen war, verkaufte er seine Pferde und bewarb sich um einen Bahnwächterdienst, den er nach vorgeschriebenem Lehrlurse auch erhielt. Nun auf gutem Weise, schimpfte er auf das rößerscheindende Fuhrwerk, kaufte sich ein paar Ziegen und heiratete seine Agatha.

Daß dem armen Frießel das Herz weh tat, kann nicht verhehlt werden. — Eigentlich, daß er sie nicht heiraten müsse, war ihm jetzt ohnehin recht, derlei macht immer Umständlichkeit und Aufsehen, und davon ist er kein Freund. Aber wenn er ihr nur noch durch etwas hätte zeigen können, wie gut er ihr ist — so eine zarte Aufmerksamkeit zu ihrem Ehrentage. Am liebsten wäre er mit dem roten Mantel und der Riesenlerze am Tranaltare gestanden, aber so was kommt nur bei fürstlichen Hochzeiten vor, und Wahnwächter pflegen ganz ohne Purpur und Windlicht zu heiraten. Da gab nun ein vertrauter Kamerad, es wird wohl derselbe mit dem Schießpulver gewesen sein, ihm den Einfall, er solle sich am Vorabende der Hochzeit in des Wahnwächters Ziegenstall schleichen, zur Hochzeitsfeier den Ziegenbock hübsch frisieren und ihm die roten Stiefelchen wischen.

„Du tußt mich schon wieder soppen,“ sagte der Frießel ruhig, „aber ich will es probieren.“

Und am Hochzeitmorgen, als die Kranzjungfrauen und ihre Junggesellen, sauber mit Büschen und Bändern ausgeputzt, paarweise vor dem Hause standen, das heraus tretende Brautpaar zu begrüßen, stand gleich daneben auch der zottige Ziegenbock mit feingeschnitzelten Haarlocken um die Hörner, mit einem gespißten Schnurrbart und mit glänzend gewischten Klauen. — Der Bräutigam war darüber schrecklich aufgebracht, was der Frießel gar nicht begriff. Es war doch in rechtlicher Weise geschehen. Hätte der Ziegenbock sprechen können, so würde er ja im Namen „eines stillen Verehrers“ die wärmsten Glückwünsche dargebracht haben. Aus der Knallkapsel, die der Wahnwächter ihm zum Dank für die „zarte Aufmerksam-

zeit“ demnächst in die Wachskerze praktizieren wollte, ist auf Fürbitte der Agatha nichts geworden. Der gute Friedel wurde in ganz anderer Weise vom Verhängnisse ereilt.

Daß der Schneider Friedel nach der neuesten Mode arbeitete, konnte ihm niemand nachsagen. Die Wahrheit zu gestehen, wollte das jüngere Volk schier gar nicht mehr bei ihm arbeiten lassen. Nur die Alten hingen ihm noch an. Nun haben aber die Alten eine üble Gewohnheit, sie verbrauchen wenig Gewand, und schließlich legen sie sich auf das Brett und verlangen einen hölzernen Mantel. Den macht der Schreiner. So hatte unser Schneider voll auf Zeit, sich ganz der Kirche zuzuwenden, dem Altare zu dienen und von ihm zu leben als ehrsamer Küster.

Da war eines Tages ein großes Kirchenfest an dem Wallfahrtsorte Waldrast. Von der ganzen Umgebung und weiter her kamen die Prozessionen gezogen, um ihre Kreuze und Fahnen in der Gnadenkirche aufzupflanzen und ihre Andachten zu verrichten. So waltete auch aus unserem Dorfe die Kreuzschar dahin, voran schritt der Friedel und trug die Fahne. Doch war er diesmal unstill, unruhig, ja sogar von Ahnungen geplagt. „Passet auf, ihr andächtigen Christenleut!“, sagte er in getragener Rede Weise, „daß nichts passiert! Wo viel Menschengeschlecht beisammen ist, kann leicht was passieren. Man muß wachsam sein!“ — Es hatte nämlich am Morgen, bevor er die Wallfahrt antrat, eine Vorbedeutung gegeben. Als er sich noch im Dunkeln anziehen wollte, konnte er nicht in den Strumpf. Der war zu klein und aus linder Baumwolle viel zu fein für seinen großen Plattfuß . . . So etwas ist kein gutes Zeichen! Der Friedel mußte immer daran denken, konnte nun in der Kirche zur heiligen Wald-

raß zu keiner rechten Andacht kommen und kaum die letzte Messe vorüber war, griff er hastig nach der Fahne, die neben den anderen im Haltringe saß, und eilte, von seiner Prozession gefolgt, zu den Toren hinaus und fort über die Alm. Weit waren sie nicht gekommen, als sie von einigen kernsesten Männern eingeholt wurden, die den Friedel erb ansahen: Was ihn ihre Fahne angehe? Sie seien die von Lobenbach und er habe ihre Wallfahrersfahne gestohlen! — Sofort auf dem Sprunge, sich zu rechtfertigen, sah er zu seinem unendlichen Schreck, es war nicht seine Fahne, die er trug, er hatte sich an fremdem Eigentum vergreifen und richtig die Lobenbachische erwischt.

„Vergreifen!“ sagten die Lobenbacher, ihre schöne Fahne mit den Goldborden sehr heftig an sich reißend, „wir sind nicht überzeugt, aber wir wollen es glauben. Der muß schon ordentlich vernagelt sein, der die alte, schäbige Zwillhsfahne von unserer seidenen nicht auseinanderkennt!“

Der Friedel war sprachlos. Die Wallfahrtsgeossen seines Dorfes entschuldigten ihn, auf dem Kopfscheitel habe selbst der gescheiteste und umsichtigste Fahnenträger keine Augen, und sie selbst hätten den Irrtum auch nicht bemerkt, weil sie die grüne Alm und das schöne Vieh darauf angeschaut hätten.

Zur Stunde hatte der Friedel sein Fahnenamt ganz leidenschaftlich abgelegt. Er sei zu nichts mehr zu gebrauchen.

Dieser Ansicht war die Nähterin Viktoria nicht, ob schon sie doch auch ihre Lebenserfahrungen hatte. Die Nähterin Viktoria meinte, zu brauchen sei er schon, der



Friedel, aber Anleitung müsse er haben. Die wohlmeinende Person hat nachher diese Aufgabe übernommen.

Doch dürfen wir vor dem Abschiede den Schneider der Nähterin anvertrauen? Eheliche Ehrsamkeit wird wohl um Gottes willen den Purpurmantel nicht gefährden! Unverlässlichen Händen aber möchte ich meinen Friedel nicht überlassen. Vor allem muß sie sich gesagt sein lassen, des Morgens als die erste auf zu sein, damit er beim Anziehen nicht wieder in einen unrichtigen Strumpf gelangt.

## Am Tage der goldenen Freiheit.

Aus einer Selbstbiographie.

Nachdem ich in meinem zweiundzwanzigsten Jahre das zweitemal gefallen war bei der Matura, ward mein Vater ganz zärtlich mit mir und sagte: „Entschuldige, mein Sohn, ein freundschaftliches Wort. Meine Geduld ist zu Ende, mein Geld detto. Du bist vom heutigen Tage an frei und kannst mit dir machen was du willst. Zu Hause ist kein Platz für einen Lumpen.“ Nach dieser väterlichen Abschiedsrede hat er sich umgewendet, und wie ich vermute, sich vor Unmut in die Lippen gebissen.

Ich hätte aufschreien mögen vor Wonnel! Nach dieser Sellatur zehn Jahre lang endlich frei! Diese Schulsucherei: sind zu abscheulich gewesen. Alles verboten, Wirtshaus, Zigarre, Spazierstock, alles, nur nicht das Büffeln! Endlich sehe ich den Fuß schon beinahe an die Schwelle der Universität und werde wieder geworfen. Mir war zum Erbrechen, ein Nard fiel mir ein, den ich begehen könnte und der mich vor dem nochmaligen Gymnasium schützen würde durch den Arrest. Da spricht mein Vater plötzlich das herrliche Wort: Du bist frei, kannst machen was du willst! — O Gruß dir, du lang ersehnte, du goldene Freiheit!

Es war der schönste Augenblick meines Lebens. Ich begriff die Tante nicht, die mich beim Arm nahm, zum Vater schleppen wollte, daß ich im Vereine mit ihr vor ihm aufs Knie falle, stehend, daß er sein Wort wieder zurücknehme und mich nicht verstoße. Was fällt ihr ein! Verstoßen! Welch ein brutales undankbares Wort! Ja, die

Hand hätte ich ihm küssen mögen für eine so wohlthollende frühzeitige Majorenerklärung, wäre nicht zu fürchten gewesen, daß er in meinem Angesichte sein Wort wieder zurückgenommen hätte. Schriftliches hatte ich nichts in der Hand, er konnte jeden Augenblick rückfällig werden, ich trachtete weiterzukommen.

Als ich rasch auf die Straße hinaustrat, wußte ich nicht, ob nach rechts oder nach links. Da erinnerte ich mich, daß mein Vater wie der Religionslehrer mir immer aus Herz gelegt, die rechten Wege zu wandeln. Das mußten also die langweiligen sein, ich ging links. Das erste was mir begegnete, war eine schwarze Kape, die wild erschrocken vor mir über den Weg rannte. Das zweite war der Totengräber. Der mußte Geld haben, denn es war für ihn ein äußerst stuchtbares Jahr, ein Typhusjahr gewesen. So ersuchte ich ihn, mir etwas Geld zu leihen, ich wäre auf einer kleinen Landpartie und hätte zu Hause meine Börse vergessen.

„Ei na versteht sich,“ antwortete der gute Mann, „dem Studenten muß man freilich Geld geben. Der wird Arzt wie sein Herr Papa und staltet mir's zehnfach wieder ab. Wie viel meint der junge Herr denn, daß ich soll?“

„Nach' dir nicht Strupel, Vetter, der Großmuth setze ich keine Schranken, damit sich deine Tugend frei entfalten kann.“

„Wohin geht denn die Reise?“

„Um die Welt.“

„Ist's wahr, junger Herr? Dann nehm' Er doch den kürzeren Weg — mitten durch. Ich grobe Ihm das Loch.“

„Du gräbst nur Sadgassen.“

Volcaner, Das lichte Land.

„Na, in allem Ernst, wohin geht die Reise?“

„O Freund,“ sagte ich, „hat dir je einer von solchen, denen du den letzten Dienst erwiesen, gesagt, wohin die Reise geht?“

„Wenn's so ausschaut,“ antwortete er, „dann kriegt der Herr nichts von mir.“ Und ließ mich stehen.

Jetzt, das hatte ich von meinem frevelhaften Worte. Als ersten Grundsatz für meine Weltreise nahm ich mir vor, auf die Toten mich nicht mehr zu berufen, die stehen in schlechtem Kredit, selbst bei Totengräbern.

Nachher bin ich fürbaß gegangen.

Es war zwar nicht Pfingstmontag, aber es hub an zu regnen. Vor mir auf der Straße sah ich einen roten Regenschirm, er war sehr groß und spannte sich wie ein Firmament über etwas, das darunter war. Was konnte das für ein Wesen sein? War nicht etwa auch für mich noch Raum unter dem roten Himmel? Josephina! An deren warmem Busen ich so oft gelegen, als sie noch jung war. Meine alte Amme Josephina! Aufstreifchte sie, als sie mich schutz- und schirmlos unter dem rieselnden Regen sah, fast zornig schwang sie über mich das Dach.

„Das Nachwerden macht mir nichts, Josephina! Im Trocknen sitz' ich wieder, verstehst?“

Niß sie ihr Lebentäschchen — es war noch daselbe — aus dem Sack, ein Zwanziger und drei Kupferkreuzer! „Zu wenig für die Reise um die Welt.“

„Aber, Kind, wir reisen ja in die Ewigkeit.“

„Dazu wird's langen.“

„Für alle Fälle sollst du auch den Goldbring haben!“ Sie zog ihn rasch und heftig über den Fingerknöchel, der wollte ihn gar nicht lassen, und es war doch eitel Messing.

mit etwas Kupfer versehen. Ich kannte ihn von meiner Kindheit her. Die Mutter hatte, bevor sie starb, zum Vater gesagt: „Die Josephina behalte dem Kind, sie hat ein goldenes Herz.“ Was half mir jetzt das, wenn der Ring nicht echt war. Ich riet ihr, sie solle recht gesund bleiben und ging meines Weges. Natürlich mit dem roten Firmament, mit dem Ring und mit dem Kleingeld.

Gegen Abend kam ich in ein Wirtshaus, das stand so einsam an einem Waldrande, daß es eine Räuberhöhle sein konnte. Mir kann nichts geschehen, schlimmstensfalls stehe ich da in Arbeit ein unter Teilung des Reingewinnes. Im Vorhause stand ein junges Weib, sie stand vor einem aufrechten Kübel und zog ununterbrochen mit beiden drallen Armen einen Stab auf und nieder. Sie butterte.

„Ich habe Durst, Wirtin!“

„Einen großen?“ fragte sie. Die Frage war eigentlich zu dumm. Ein Student! Ich antwortete auch gar nicht und setzte mich in die Gaststube, wo sonst niemand war und wo es schon dämmerte. Während sie in den Keller ging, las ich ein Sprüchlein, das einer meiner Vorgänger mit Bleistift auf den Tisch geschrieben hatte, ganz an die Ecke hin:

„Das Wasser ist klar, Der Tisch ist rein,  
Der Wein ist wahr, Die Wirtin ist mein.“

Ein empfehlenswertes und warm empfohlenes Einkehrhaus. Zwei Sternchen. Als das Buttern zu Ende war und sie mir von dem Erzeugnis eine delikate Probe auf einem Teller gebracht und Brot dazu, habe ich nach dem Wirt gefragt.

„Mein Alter, der ist im Holzklaus aus und kommt erst morgen.“

Drei Sternchen. Einen ganzen Sternenhimmel.

Ob ich Herberge haben könne?

„Wär' nicht übel!“ sagte sie. „Jede Stund' in einem andern Bett kann Er schlafen, so viele stehen ihrer oben in der großen Stube.“

„Ich bin ein reicher Kaufherr und habe viel Geld bei mir,“ rief ich im Übermut.

„So? Nachher werden wir Ihn halt erschlagen müssen!“ antwortete sie lustig lachend. Diese Zähne! Diese Augen!

„Dazu ist später Zeit. Vorerst will ich ein gutes Nachtmahl haben.“

„Was Er halt schaffst! Wir haben Lämmernes, Schweinernes, Hühnerneß, Milchnoten, Läuterloch, Eierluchen, Grammelsterg, Schmalznudeln — was Er mag?“

„Was fertig ist. Schade um jede Viertelstunde, wo die Frau Wirkin beim Herd täl stehen, anstatt sitzen da neben meiner!“

Vorderhand zündete sie eine Talgkerze an und legte die Lichtschere daneben hin. Das war alles so hübsch mittelalterlich. Der Rauber war auch schon da, denn so nennt man dort den überhangenden ruhigen Docht am Kerzenlicht, und der Geist konnte jeden Augenblick erscheinen.

Sie brachte — ich aß und trank. Sie saß neben meiner — ich aß und trank. Sie plauderte, scherzte und licherte, ich — trank. Endlich einmal ein unermessliches Trinken! Man hört es immer, daß unsere Gymnasien ganz ungenügende Ausflotten sind.

Von den vielen Betten in der großen Stube scheine ich kein einziges benutzt zu haben. Auf der Wandbank muß ich gelegen sein, ich weiß aber nicht wieso, ich erinnere mich nur, daß die Wirtin mich mit einem Wacholderzweiglein unter der Nase kitzelte. Als ich emporfuhr mit der Frage, was das solle, gab sie schelmisch, den Zweig mir vor Augen haltend, zur Antwort: „Wach, Holder!“

Da habe ich mich wohl rasch ausgerichtet und meine Arme um sie geschlungen, so fest und knapp, wie man den heißen Reifen um ein Faß legt. Es geschah aber in demselben Momente, daß der enge Verband rasch und entschieden auseinanderbrach — sie gegen den Ofen hin, ich über den Tisch in den Wandwinkel. Denn ein Mensch war plötzlich da, so plump und unmanierlich wie ein Fleischhauer. Wer sich da dreinmisch? frage ich, wem es nicht recht ist, wenn ich die junge Wirtin wesentlich lieb habe? Es müßte höchstens der Herr Gemahl sein! Und er schien es zu sein, denn er legte nun seine klöbige Hand an meinen Rücken, dort krampften seine Finger eine Falte des Veinkleides zusammen, daran er mich wie mit einem Henkel hoch in die Luft hob. Mit der andern Hand hatte er vom Ofengeländer eine Holzspange losgerissen, mit welcher er mich nun zu bearbeiten begann auf dem Tische. Es flog der Staub, es knarrte der Tisch unter dem mächtigen Walgen, und als durch die Erschütterung der Leuchter unter den Tisch flog und auslosch, ward die Verberei im Finstern fortgesetzt. Ein so ungeschicktes Benehmen bei einem Wirt! Und weshalb, um alles in der Welt! Am Ende war er eifersüchtig, weil ich sein Weibchen lieb hatte! Dumm genug dazu sah er aus!

Wie lange die für ihn in hohem Grade und für mich in noch höherem Grade anstrengende Arbeit gedauert hat, weiß ich nicht, denn mein Geist war weniger auf mathematisches Denken konzentriert, als auf das Gefühl. Ich muß mich in solcher Gefühls poesie endlich tief verloren haben, denn als ich mich wieder fand, war ich nicht mehr auf dem Tisch in der Gaststube, sondern anderswo. Der Vollmond stand am Himmel, ich lag, so viel zu merken war, auf einem Haufen von feuchtem Stroh, altem Schuhwerk, Topfscherben und Hibern; aber diese Mondschein Stimmung, verbunden mit naturalistischem Untergrunde hatte nicht viel Reizendes für mich, denn mir tat mein Leib so weh, daß ich weinte. Am Morgen kamen mehrere Knechte, hoben mich auf und fanden, daß in meiner Haut die Knochen klapperten wie in einem Sack. Und sie beratschlagten, ob es ein Arzt versuchen könnte, die entzweiggeschlagenen Glieder wohl noch einmal aneinanderzufügen. Als ich schon auf dem Schubkarren lag, kam der Wirt — er war mir zwar noch nicht vorgestellt, aber ich kannte ihn schon — und verlangte von mir die Begleichung der Beche, das Nachtlager schien er gratis lassen zu wollen. Ich konnte nur winken, daß er selbst meine Taschen durchsuche. Er begann bei diesen Forschungen zu fluchen, denn er fand nur die dreiundzwanzig Kreuze, die für die Reise um die Welt bestimmt gewesen waren. Der rote Regenschirm kam schließlich für das Nachtmahl auf und rettete meine Ehre.

Der Schubkarren begann zu kolkern, die Straße abwärts, wo ich tags zuvor so hoffnungsfriisch herausgekommen war, und schnurgerade dem Wundarzte zu. Und der Wundarzt, das war mein Vater.



Ich weiß nicht, was sich der gedacht haben mag, als er so seinen zerbrochenen Sohn wieder sah und als er von den Knechten hörte, aus welchem Anlaß die Zertrümmernng geschehen war. Sein Vaterherz hieß er einstweilen schweigen und trachtete mit allen Mitteln seiner Wissenschaft die Beinbrüche einzurichten, die Schrammen und Beulen zu heilen. Und als das nach mehreren Wochen geschehen war, kam sein väterliches Gefühl zum Ausbruch und er wollte alles, was eben geheilt, wieder entzweischlagen.

Dagegen habe ich Einsprache erhoben. Es sei nicht nötig, mich gänzlich lahm zu erziehen, ich wäre nun erzogen genug. Der einzige Tag meiner Freiheit habe mehr getan, als die zehn Jahre Schulzucht. Recht gern wollte ich mich verpflichten, binnen des nächsten halben Jahres die Matura zu bestehen.

Das Wort habe ich gehalten und bin nur erstaunt darüber gewesen, daß das Studieren schließlich so spielend leicht war.

Als nachher die Berufswahl kam, eignete ich mich nur zum Juristen, denn ich war ein Krüppel — das Recht aber darf hinken. Ich bin trotzdem bestrebt, jedem ein so gutes Recht zu sprechen, als mir damals selbst geschehen ist — am Tage der goldenen Freiheit.

---

## Der Musterschuster.

**M**eister Lucian Fluribus war der Musterschuster in Trumlach. Das gab Stiefel! Der ganze Trumlacher Boden, bis Rabstadt hinunter, bis Sankt Anton hinauf, war getreten von den Stiefeln, Stiefeletten und Bundschuhen des Meisters Lucian. Ob schon es noch drei andere Schuster gab im Orte, aber jeder wollte seine Beschuhung beim Lucian machen lassen. Der hatte das zäheste Oberleder und die dickste Stiersohle, bei ihm kassete keine Naht und stetschte niemals eine Nagelung, und seine Stiefel hatten stets eine elegante Form. Das alles miteinander ist noch nichts, der Schuh muß sitzen wie angegossen an den Fuß. Er darf an den Fersen nicht schnappen, die Zehen nicht pressen, an den Froßballen und Hühneraugen nicht drücken. In den Schuhen Lucians ging man weich wie in Butter. Ferner lieferte der Meister die Arbeit stets zum festgesetzten Termin, so daß jeder am Samstagabend sein ganzes altes Schuhwerk getrost den Zigeunern schenken konnte, wenn Meister Lucian versprochen hatte, die neuen Stiefel am Sonntagmorgen zu liefern. Auch der Preis war mäßig und blieb sich immer gleich, das Leder mochte steigen oder fallen, die Gesellen mochten ihre Forderung erhöhen oder der Meister mochte — was auch manchmal geschah — ihren Lohn drücken.

War's dann ein Wunder, daß alles zum Meister Lucian lief? Mit Ausnahme eines kleinen, fast unausbleiblichen Argers, nämlich daß an Lucians Stiefeletten gerne die Strapsen rissen, war alles höchlich zufrieden. Nicht immer so zufrieden konnte der tüchtige Meister

Lucian sein, der hatte an den Trumlachern mancherlei auszusehen und das wurde von Jahr zu Jahr ärger. Die jungen Leute waren ihm zu ausgelassen, die alten zu schläfrig, die Männer zu saul, die Weiber zu unsauber, ja selbst an den Kindern fielen ihm die manchmal ein wenig genähten Kleidchen mehr auf, als die roten Wangen und frischen Augen. Er hatte große Grundstöße und es verdross ihn, wenn er sie an den Leuten nicht verwirklicht fand. Ganz besonders tadelnswert waren die drei Schuster, die außer seiner noch auf dem Trumlacher Boden saßen und eigentlich ununterbrochen darauf sannem und danach trachteten, ihm sein Haus zu stürzen, daß er mit so großem Fleiße, mit so musterhafter Geschäftstredlichkeit sich gegründet hat. Das waren Kanailen, diese drei Schuster! Der eine verarbeitete schlechte Kuh- statt Ochsenhäute; Kagenselle, die er dem Schinder schnipfte, gab er für Kalbleder aus. Der andere fälschte die Schuhsohlen mit dünnen Holzbrettchen, die er zwischen zwei noch dünnere Schafhautstücke legte; der dritte soll gar mit gestohlenem Leder umgehen, wobei Meister Lucian gerade nicht sagen wollte, daß er es persönlich gestohlen, weil er das nicht so gewiß wisse. Die sollten erst einmal auf etliche Jahre zu ihm in die Lehre gehen, damit sie vor ihrem Ende noch erfahren, was das heißt, ein guter Stiefel! — Aber das verstanden sie, die Galgenstricke, mit ihrem Geschwätz ihm Kunden abwendig zu machen. Und den dummen Spignamen „Strupsenteißschuster“ hatten ihm diese drei richtig ausgebracht, denn die Klagen, daß bei Lucians Stiefelkitten alle Strupsen rissen, waren vernehmlicher geworden. Und seitdem dem Kammerwirt beim Anprobieren eines neuen Paares wieder einmal ein

Strupsenhenkel in der Hand geblieben und er ärgerlich ausgerufen: „Dieser verfluchte Strupsentreißschuster!“ und den Schuh wüthend unter seine Gasse geschleudert hatte, von diesem Tage an hatten es die drei anderen sich besonders angelegen sein lassen, den Titel ihres Verußgenossen zu verbreiten.

Lucian dachte: Jetzt gerade nicht. Ja nichts leichter als stärkere Strupsenbänder zu nehmen und sie mit einigen Stichen mehr anzuhessen, aber weil sie mir gerade deshalb auf die Kappe steigen — ja! nicht! Das wäre noch schöner, wenn mich diese Krähwintler erst lehren müßten, wie ein Schuster die Strupsen annähen soll! Ich habe mein Meisterstück in Rabstadt gemacht, bin seit siebenundzwanzig Jahren Meister und werde Gott sei Dank noch wissen, wie man Strupsen anheftet. Wenn diese Tagbären mit aller Wut anreißen, da kann's keine halten, keine! Ist nur das Leder echt und der Stiesel gut gebaut, dann bleiben mir die Kunden nicht aus, kommen mir affkurat auch die paar Abgefischten wieder zurück von den Ragenhautschustern, die mehr Kundenjäger sind als Schuhmacher! — So sein Denken und Vorsatz.

Sein Weib, die kluge Kunigunde, ahnte wohl, daß die abwendigen Kunden nicht so leicht zurückkämen, sie merkte schon den Ausfall und bewog den ältesten Sohn, an den fertigen Stiefeletten die Strupsen heimlich besonders und mit aller Sorgfalt festzuheften. Als der Bursche aber dabei vom Meister erwischt wurde, gab es einen Stiesel vorn ins Gesicht und einen Knierriem hinten aufs Kreuz. „Wart', Halunke, ich will dir hinter des Vaters Rücken Heimlichkeiten zeigen. Da hast eine hinter deinen Rücken!“ Es war aber keine, denn der

Anieriemten klatschte zu vernehmlich und der Junge kreischte laut auf. Dann aber ging durch das ganze Haus ein Gewitter und jedes bekam seinen Theil. Das Weib war treulos, denn es hielt offenbar mehr zu den Strupsenzerreißenden Kunden als zu dem ehrlich angetrauten Mann. Auch war es eitel wie ein alter Pfau, wenn es mit dem aufgedonnerten Maschenhut in die Kirche ging. Der Tochter wollte er im Hinterhaupt noch ein paar Falkenaugen sehen, damit sie den Kopf nicht immer umwenden müsse in der Kirche, wenn hinter ihr ein Bursche siße. Der Sohn, rief er, soll lieber das Kartenspielen sein lassen, da würde er dem Haushalt einen besseren Dienst leisten, als wenn er, der Nasenleder, seinem Vater zeigen wolle, wie man Strupsen annäht! — Mit erneuerter Mut ging er an die Erziehung der Seinigen. Am Morgen belehrte er hämisch, bei Tische erinnerte er bissig, am Abend rügte er gallisch, und so oft er im Lauf des Tages eines seiner Hausgenossen ansichtig wurde, sah er an ihm einen Fehler und schalt mit heiligem Zorn darüber herum. Sie ärgerten sich, ja tränkten sich oft ob seines giftigen Vorgehens, dachten jedoch in gemächlicheren Stunden nach, ob er nicht doch in etlichem recht haben könne. Das Weib sah ein, es wäre töricht, in ihrem Alter noch einen bunt aufgedonnerten Kirchenhut zu tragen. Die Tochter dachte, wenn das Hintersichschauern nach den Burschen schon so auffallend sei, so könne sie es ja lassen; sein Mannsbild stände dafür, daß man sich seinetwegen im Halbe Falten wie bei einem Strick drehe. Der Sohn rechnete aus, daß er beim Kartenspiel wirklich schon einmal mehr verloren habe, als was dem Geschäft wegen der schlecht angehefteten Strupsen entgehe. Sie liebten

also ihre Unarten sein. Aber als dies abgetan, entdeckte der Meister an ihnen wieder neue. Das Weib kochte die Knödeln zu papig. Die Tochter hatte einen schleisenden Gang, der Sohn lag des Morgens stets zu lange im Bett. Nachdem er solcherlei mehrmals so arg begreint hatte, daß es ihnen zuwider geworden, gab das Weib beim Kochen sich mehr Mühe, befeichtigte die Tochter sich eines flinkeren Ganges und stieg der Sohn stets um eine halbe Stunde früher aus dem Bett. Sie vermeinten, mit solchen Verbesserungen seiner giftigen Art Schranken zu setzen und seine Zufriedenheit zu erlangen, aber der Meister fand kein Wort des Lobes dafür, hingegen erfuhren sie neuen Tadel. Das Weib tratschte nämlich manchmal mit Nachbarinnen, die Tochter schleckte in der Milchammer bisweilen ein bißchen Rahm, der Sohn sing mit Schlingen Rehe, um sie zu verschachern. Der Meister stuchte rasend und schlug sogar drein. Die Schuldigen kriegten ein Grausen und trachteten auch diese Fehler abzustreifen, was ihnen völlig gelang, mit Ausnahme der Plauderstündchen, die konnte das Weib nicht lassen. Nur das „Leutausrichten“ suchte sie beim Plaudern gänzlich zu vermeiden, nicht weil ihr Mann zu nachdrücklich von der Abscheulichkeit dieses Lasters geißelt hatte, als vielmehr, weil sie gerade an ihm sah, wie häßlich dieses Laster war. Besonders viel ausgerichtet mit seinen guten Lehren hatte der Meister bei seinen Gefellen. Schon am nächsten Tage nach der Straßpredigt sah er keine einzige Unart mehr an ihnen, denn sie hatten stets das Felleisen gestopft und sich fremd gemacht. Solche Belehrungserfolge machten den Meister durchaus nicht anmutiger und die Stiefel, die er um solche Zeit schusterte, wurden noch

feſter genäht und genagelt, die Struſſen beſtete er, wie es ihm beliebte.

Die drei übrigen Schuſter hatten längſt aufgehört, den Meiſter Lucian zu vernadern, es war nicht mehr nötig. Die Trumlacher zeigten, daß ſie nicht auf die Stiefel des Struſſenreiſſchuſters anſtänden. Beſtete er aus Troß die Struſſen ſchlecht, ſo wollten ſie aus Troß ſeine Struſſen gar nicht mehr in die Hand nehmen. Mancher ließ von fremden Stiefeln ſich die Froßballen ganz abſcheulich preſſen, ehe er noch einmal bei Meiſter Lucian arbeiten ließ. Endlich wußten es auch die anderen Schuſter den Leuten recht zu machen; jeder von ihnen hatte ſeine Geſellen; Meiſter Lucian hatte bald kaum für ſich allein Arbeit genug, ſand reichlich Zeit zu ſchimpfen, zu ſtuchen, zu poſtern und immer wieder mit ſchönen Exempeln zu beweifen, wie hundshautſchlecht die Leute wären, mit Ausnahme ſeiner Perſon. Wenn der Jorn gegen die böſe Welt zu groß wurde, da trank er Wein. Und wenn er Wein getrunken hatte, da wurde der Jorn noch größer, da begann er mit dem Glaſe Narben in den Tiſch zu ſchlagen und verſuchte manchmal ſogar tödtlich zu werden.

An einem ſolchen Tage, als das Wirtshaus voll Leute war, um den Sonnabend mit kühlem Trunk zu feiern, hielt Meiſter Lucian es den Trumlachern vor, daß ſie Gauſbolde wären alle miteinander.

Sie lachten unbändig und ein vorlauter junger Burſche rief: „Und wenn wir's etwa ſonſt wären, ſchon deinetwegen möchten wir's nicht ſein. Weil wir's juſt an dir ſehen, wie reizend ein Süßling ausſchaut!“

Auf den ſuhr Meiſter Lucian nicht ſchlecht los und hielt ihm alle Schande und Schmach vor, die ihm auf

die Zunge kamen. Das sei schon die richtige Art in Trumlach, wenn die jungen Lederwürdigen Männern stech übers Maul fahren! Da könne man's sehen, wie es möglich sei, was man nicht für möglich halte, nämlich, daß die Trumlacher immer noch schlechter würden. In wenigen Jahren würde es überhaupt nicht mehr angehen für anständige Leute, in diesem Nest zu leben, so hundsclapenhautschlecht wären sie geworden.

Sie lachten wieder, sagten zueinander: „Laßt's 'n reden!“ und wollten singen. Das machte er aber unmöglich mit seinem Geschrei. Nun war auch der alte Pfarrer von Trumlach da, der erhob jetzt seine Stimme, er konnte noch passabel laut sprechen, und sagte gegen den rabiaten Schuster gewendet: „Meister, Ihr vergeiht schon! Wenn Ihr's nicht leiden wollet, daß Euch die Jungen antworten, vielleicht dürfen es die Alten. Es ist im Grunde über Euch ja nicht viel zu sagen; daß Ihr ein wunderlicher Rauz seid, dem man lieber ausweicht als zugeht, das dürftet Ihr sowieso schon wahrgenommen haben. Weil wir aber doch heute wieder einmal beisammen sind, so muß ich schon erinnern, wie wir Alten es' zu halten pflegen. Wenn wir anderen Leuten predigen, wie sie sein sollen, so müssen wir vor allem selber ihnen ein gutes Beispiel geben. Und doch habt Ihr Glück gehabt, mancher hat auf Euer Eifern hin seine Fehler abgelegt und ist besser geworden. Aber nicht Euch zuliebe, sondern Euch zum Trost. Und weil er die Häßlichkeit der Fehler und Laster gesehen hat, wisset Ihr wo? An Euch selbst. Wenn sich auf Eure Sittentrügerei alle in Trumlach gebessert haben, einer hat sich nicht gebessert, und das seid Ihr selbst. Während Ihr von anderen soviel



verlangt, habt Ihr an Euch nicht einmal den kleinsten Fehler abgetan. — Die Strupsen heftet Ihr heute genau so schlecht als vor zehn Jahren — und die Stiefel macht Ihr schlechter als früher. Ihr habt einen Erfolg aufzuweisen, und der ist Eure Schande. Eure Konkurrenten, sie haben es so gemacht, wie Ihr gesagt, daß man's machen soll und sind jetzt tüchtige angesehene Geschäftsleute. Ihr seid nicht so geworden, wie Ihr gesagt, daß man sein soll und seid zum Geipötl geworden. Hättet Ihr Euch um andere nicht so sehr gekümmert, sondern ruhig Eurer besseren Einsicht gefolgt, so wäret Ihr jetzt der Wohlhabendste, der Bravste und der Geachtetste auf dem ganzen Trumlacher Boden. Fahrt nur fort, den anderen Schustern gute Stiefel machen zu lehren, während Ihr nicht einmal gelernt habt, Strupsen anzuhessen. Abet dieses Beispiel nur so weiter auch in allen übrigen Dingen — das ist für Euch der Weg ins Armenhaus, wenn nicht gar ins Irrenhaus. — Das, mein lieber Lucian, habe ich Euch sagen müssen. Da Ihr meine ganze Gemeinde gebessert habt, so möchte ich aus Dankbarkeit Euch bessern. Machtet mir die Freude.“

Der Meister Lucian Fluribus war während dieser Rede, die er vor allen Leuten zu hören bekam, nüchtern geworden. Er machte keinen Einwand. Er legte sein Zechgeld auf den Tisch und stolperte zur Thür hinaus. Die Frage aber blieb in Trumlach und weiter umher offen, wie man am besten Leute belehren könne, ob durch entwürfelte Worte oder durch abschreckende Beispiele. Es steht zu vermuten, daß Meister Lucian im Leben der Kuslerschuster geblieben ist — das Vorbild, wie man's nicht machen soll.

## Pustels drei Klopfer.

**3**ing! — — — Zing! — Zwei Radfahrer glitten rasch und still vorüber auf der breiten Straße. Der Schottermann war fast erschrocken — so in der Abenddämmerung plötzlich das Vorbeisaußen! Der erste war der Handauer Doktor gewesen. Bald hinter ihm drein der Kaplan in Stola und weißem Chorkleid. Waren vorüber, und nur das Lichtlein zuckte noch dahin in der Ferne.

„Bei dieser neumodischen Radlerei,“ murmelte der alte Schottermann und zog jetzt erst seine Tuchlappe vom Kopf. „Nicht einmal niederknien kann man — um den Segen, wenn der Geistliche mit dem Altarssakrament vorbeikommt! Wächt' nur wissen, wohin so spät.“

„Hinein ins Rinnthal,“ wußte ein Bauer zu sagen, der mit Stock und Reinen weit ausschreitend aus der Richtung vom Rinnthal herkam. „Dem alten Pöschelhuber gilt's.“

„Geh, was du sagst!“ horchte der Schottermann auf. „Dem Pöschelhuber! Wä'r' eh ein Glück, wenn's in dem Haus einmal eine Veränderung wollt' nehmen. Was hat denn der Tod bei dem für eine Ausred' genommen?“

„Der Schlag hat ihn getroffen.“

„Was sagst? Hat dieser alte Knochenschragen noch so viel Blut gehabt? Der Schlag, sagst?“

„Ja, und ein ordentlicher noch dazu. Mit dem eisernen Schlägel. Ich lauf' gerade um die Gendarmen.“ Und der Bauer trippelte wegs hin, während der Schottermann sprachlos stehenblieb bei seinem Schotterthausen.

und nicht wußte, was da zu denken war. — Der Schlag, gut, der passiert. Der Tod muß eine Ursach' haben. Aber der Eisenschlägel! Das ist eine merkwürdige Ausrede! Mit dem Eisenschlägel darf man niemanden umbringen, Herr Tod, sonst wird man eingesperrt. Nicht einmal den alten Pöschelhuber darf man auf solche Art zu Ende führen. Aber wenn du's wirklich getan hast, nachher wirst Ehrenbürger von Randau, verlaß dich drauf. — So unterhielt sich der Schottermann mit dem „Herrn Tod“, als er in der Abenddämmerung heimging in sein Häuslein.

Dort hat er bald mehr erfahren, denn dort gab es Weiber, die von oben und von unten zusammenkamen. Der alte Pöschelhuber war ermordet worden. Ganz natürlich! Jetzt hatten es alle vorausgewußt, daß es so kommen mußte. Bei diesem Menschen! — Der Pöschelhuber war ein Junggeselle gewesen von fünfundsiebzig Jahren. Er war immer für das Mehrfache gewesen; in seiner früheren Zeit bei den Weibern, in seiner späteren bei den Gelbsäcken, aber diese hatten Löcher. In dem großen Hof war es oft ganz merkwürdig zugegangen. Die Dienstmägde wurden um die Unschuld bestohlen und der Bauer um's Geld. Jeder und jede arbeitete für eigenen Vorteil, und wenn der Hausvater dagegen auftreten wollte, so höhnten sie, daß ja nichts aus der Familie käme. Auf den Feldern gab es mehr Unkraut als Korn. Die Kühe und Ochsen hatten Hosen aus Rißkrusen an. In den Vorratskammern regte sich junges Leben: Motten, Maden und Schimmel. Der einst so stattliche, wohlgeordnete und musterhafte Pöschelhuberhof war ein verlottertes Nest geworden, ein vielfach gesuchtes und beneidetes, denn die Diensteute der Nachbarschaft wollten es auch so gut haben,

als die auf dem lustigen Großhof. Wenn der Gemeindevorsteher hinaussieg, um den Allen der Mißwirtschaft wegen zur Rede zu stellen, setzte der Bauer ihm samigen Wein vor und flaumiges Rauchfleisch, nannte ihn Herr Bürgermeister und ließ zwei spießbedige Pferde einspannen, um ihn nach Hause zu fahren. Wenn der Pfarrer in den Hof kam, um dem Bauer das Argerniß vorzuhalten, küßte dieser ihm die Hand, mahnte einen Knecht, daß er nicht vergesse, demnächst dem hochwürdigen Herrn den Jehent an Flachs, Wolle und Speck ins Haus zu tragen und bestellte etliche Messen um Erhaltung der lieben Feldfrächte. Die Herren kamen betäubert und betäubt zurück, und das Votterleben im Böschelhuberhof währte fort.

Außer einem einzigen Messen, der als Kalkbrenner schlecht und recht sein' Sach' erwarb, war kein Verwandter des Großbauers vorhanden. Für wen also wirtschasteten? In den Sarg kann man auch nichts mitnehmen, dafür ist er zu klein. Der Mensch muß leben, solange er noch warm ist, alle Tage ein paar Todsfändlein kaufen, damit lebt sich's am lustigsten. Wohl wartete seit Jahren jemand darauf, daß die Todsfändlein den Bauern allmählich umbringen würden, aber die ließen ihn noch immer leben, und in dem Maße, als der große Hof zusammenschrumpfte, gewann sein Besitzer an Körpersälle. Die Leute argwöhnten, daß der Böschelhuber ein heimlicher Arsenikesser sei, aber der Alte wußte es besser, was jung erhält, nämlich, mit Bedacht und Methode die alten Wangen an junge zu legen.

Run, und diesen Mann hatte plötzlich der Schlag getroffen, der Eisenschlägel-Schlag. Es war ein Schlägel, wie sie Kalksteinbrenner zu haben pflegen.

Der Arzt und der Geistliche auf ihren schnellen Mä-  
dern kamen zu spät. Der alte Bauer war nach dem  
Schlage noch zwei Stunden röchelnd auf dem Heuhaufen  
dahingelegen und dann still und kalt geworden. Die  
Gendarmen auf ihren langen Weinen kamen noch früh  
genug. Der Pustel hatte sich in seinem Kalkhäufel einen  
Eierkuchen bereitet, den verzehrte er nun behaglich und  
trank aus der Halsflasche etliche Schlucke Branntwein.  
Zu einer fetten Eierspeise ist nichts besser, als Brannt-  
wein. Der ziemlich edige Bursche hatte ein wohlgerädetes  
Gesicht und gutmütige Wasseraugen. Als die Gendarmen  
rasch zur niedrigen Thür eintraten, sagte er: „Oho! das  
geht wohl doch nicht mich an.“

Ob er der Kalkbrenner Pustel wäre?

„Stimmt!“ antwortete der Gefragte und stellte seine  
Küchenpfanne auf den Herd.

„Dann pack' dich zusammen. Du mußt mit uns.“

Der Pustel machte ein verdrießliches Gesicht und sagte:  
„Ich hab' mir's gedacht. 's ist gewiß meines Oheims  
wegen.“

Und beim Verhör, das noch in derselben Nacht statt-  
sand im Pöschelhuberhof, zeigte man ihm zuerst den Eisen-  
schlägel: „Kennst du den?“

„Es ist mein Schlägel,“ antwortete der Pustel.

„Er ist blutig!“ sagte der Amtmann.

„Ich will es schon sagen, weshalb er blutig ist,“ sprach  
der Bursche gelassen. „Ich habe damit den Bauer er-  
schlagen.“

Nun sind die Herren Richter so: wenn einer leugnet,  
so ist es ihnen nicht recht, und wenn einer gleich munter  
eingesieht, so ist es ihnen auch nicht recht. „Diese Frech-

heit ist empfindend!“ murmelte der Amtmann. Ein rechter Ärger, daß hier keine Gelegenheit war, durch scharfe Kreuz- und Querfragen sich anzuregen und durch ein flügend Hervorladen des Geständnisses sich auszuzeichnen.

„Bist du von Sinnen!“ fuhr er den Burschen an. Man wußte im Augenblicke nicht, galt dieser Ausruf dem Mörder oder dem Eingestehenden. Der Pustel schaute betroffen drein. Was dieser Amtmann nur so grob ist!

„Also du hast ihn erschlagen!“ sagte der Amtmann.

„Wer denn sonst?“ antwortete der Pustel, „ich bin sein einziger Verwandter.“

Nun wandte der Amtmann sich an die Anwesenden. Wie es mit dem Burschen sonst stehe? Was man von ihm höre?

Wohl, mit dem Pustel stehe es soweit gut, er arbeite fleißig, trinke nicht viel, spiele nicht, Liebshast habe er auch nicht mehr als eine. Man hätte ihn bisher für einen braven Menschen gehalten.

„Weißt du, was du hier getan hast?“ fragte ihn der Amtmann, auf den Toten deutend, der ausgestreckt dalag und über dem verschmetterten Kopf einen Herdelopen liegen hatte.

„Warum soll ich das nicht wissen,“ antwortete der Bursche, „ich habe ihm das getan, was der Herrgott und jedem thut.“

„Also du hast dem Himmel vorgegriffen!“

„Er hat zu lange gewartet,“ entgegnete der Pustel. „In der vorigen Woche haben wir den jungen Schullehrer begraben, den die Leute so gern gehabt. Er hat lauter Gutes getan. Die Hofsäuerin hat auch sonst müssen von ihren fünf kleinen Kindern, die jetzt verderben sollen. Dem

Reithammersohn ist das Leben mitten in der lieben Jugend abgehackt worden, wo er seine alten Eltern hätt' ernähren sollen. Das ist ja doch gewiß auch nicht recht. Niemand wird angeklagt. Und der da, der seinen Hof hat verborben und seine Leute, der so viel Spott und Arger hat gegeben in der Gegend, der nichts Gutes vollbracht hat, aber schon gar nichts, der noch eine Menge Schlechtleiten gemacht haben würde, wenn er weitergelebt hätte — wegen dem wird man doch keine Geschichten machen, wenn ihn einer heimschlädt!"

Eprang der Amtmann empört von seinem Stuhle auf: „Jetzt sei mir aber still, du Lästler! Heuchler! Du hast ihn getödtet, damit du seine Erbschaft antreten kannst!"

„Das ist auch nicht ganz unrichtig, Herr Richter," verzette der Raifbrenner gleichmütig. „Ich habe gedacht, wenn der noch eine Weile so weiterlebt, dann verliert er den ganzen Hof und bleibt für mich nichts mehr übrig. Ich habe lang genug gewartet. Gestern bin ich sechsunddreißig gewesen. Nicht einmal heiraten kann man. Die Brennerei geht spottschlecht. Jetzt wird's eine Veränderung nehmen. Ordnung muß werden in der Wirtschaft. Das Gesinde wird davongejagt. Gerade Dienstkente will ich haben. Arbeitsamkeit und Eitsamkeit, wie es vor und eh ist gewesen. Auch die Pflichten und Abgaben fleißig erfüllen an die Gemeinde und ans Land, wie sich's gehört. Wie man bis jetzt gesagt hat: der Böschelhuberhof ist ein Schandfleß, so soll man nachher wieder sagen: der Böschelhuberhof ist ein Ehrenhaus! Ich bin von der alten Familie jetzt der einzige Stammhalter und siehe dafür ein, daß alles wieder brav hergehen soll, darauf könnt ihr euch verlassen! Und nun, meine Herren, wollen wir Anstalt

machen, daß er unter die Erden kommt. Wenn er's auch nicht verdient hat, ein anständiges Begräbniß will ich ihm schenken."

Der Amtmann wußte nicht, wie ihm geschah. Er zwang sich in diesem besonderen Falle zur äußersten Mäßigung und sagte nun: „Wie haßt du es denn angestellt, Pusstel?"

„Wer? Ich? — Angestellt?"

„Als du ihn —" Eine Handgriffe des Amtmannes sagte das übrige.

„Ei ja so," antwortete der Dursche, „das meint Ihr. Na, das ist Nebensache."

„Uns dürfte es aber jetzt die Hauptsache sein."

„Die Gelegenheit hat sich fast zufällig gemacht," sagte der Pusstel. „Heut' früh habe ich noch keinen Gedanken gehabt drauß. Na freilich, früher hab' ich wohl oft gedacht, was das beste wäre. Aber nichts weiter. Und heute nachmittags, wie ich mit meinem Schlägel zum neuen Steinbruch hinüber will und schauen, ob nicht Kalkstein dabei ist, und wie ich über Böschelhubers Wiese gehe, sind dort Henhausen. Denke ich mir: legst dich in einen hinein und rastest, bis die größte Hitze vorbei ist, es ist ohnehin dein eigenes Hen, auf Rechts wegen. Und liegt im Henhausen schon einer drin und schläft, und ist's der Oheim. Und kommt mir der gute Gedanke: Oheim, im Schlaf ist der Mensch brav und fromm. Es ist ganz überflüssig, daß du noch einmal nach wirfst. Und zwei, höchstens drei Klopser auf den Schädel."

„Und nachher?"

„Nein Gott, nachher bin ich zum Steinbruch hinüber-



gegangen. Ist aber nicht viel dahinter. Alles unreiner Quarg."

Der Amtmann wandte sich an die Gendarmen: „Jetzt könnt ihr ihm die Eisen schon anlegen.“

Und als sie dem Kalkbrenner die Eisenkette um die kreuzweise aneinandergelegten Hände schlossen, guckte er etwas erstaunt drein. Was sie da machten? Was sie von ihm wollten?

„Bloß ein bißel henken," sicherte ein kleiner alter Knecht hinten an der Wand.

„Oho!" beehrte der Pustel auf. „Da werdet ihr euch wohl ein wenig irren! Da werdet ihr wohl noch einen Herrn finden, denke ich! Der Kaiser und der Papst werden es auch sagen, daß ich es geteilt hab'!"

„Wie der will," sagte der Amtmann, „vorläufig mußt du halt einmal in den Klotter.“

„Diese verdammte Umständlichkeit bei jedem Schmarrn!" knirschte der Pustel. „Gott, was mit dem Gericht nichts zu tun haben müssen!"

Später, nach dem Urteilspruch, soll er gesagt haben zu den Geschworenen: „Weil er böse war, hab' ich ihn gestraft, weil ich ihn gestraft habe, straft ihr mich. Wer wird denn euch dafür strafen?"

Weil man schließlich nicht unterscheiden konnte, ob der Pustel ein großer Bösewicht oder ein großer Philosoph war, so hat man ihn in den Narrenthurm getan.

## Die Nacht vor der Hinrichtung.

**S** Herr Gefängnisaufseher! Herr Gefängnisaufseher! Bitte, bringen Sie mir dazu doch auch Messer und Gabel — zu guter Letzt!“

„Darf ich nicht,“ entgegnete der Genannte, das knurrende Pförtlein öffnend.

„Oder wenigstens eine Serviette!“ bat der Gefangene.

„Darf ich nicht.“

„Dann nehmen Sie nur auch den Braten wieder mit, ich habe keinen Hunger. Und der liebe Wein! Ein rechter Herztröster, wenn er früher wäre erschienen. Heute graut mir vor ihm. Herr Gefängnisaufseher, nur eine Minute schenken Sie mir, Sie sind auch ein Mensch und die letzte Bitte schlagen Sie mir nicht ab.“

„Was wünschen Sie denn?“

„Nur ein kleines Bündel Faden, oder so was, es ist leicht was gut. Bitte!“

„Darf ich nicht.“

„Schauen Sie doch. Morgen werd' ich ohnehin gehen. Den Tod habe ich ja verdient, ich sehe es ein, aber die Nacht, die jetzt angeht, habe ich nicht verdient. Um Gottes Jesu willen, Leute! Leute! peinigt mich nicht mit dieser schrecklichen Nacht vor der Hinrichtung. Nur diese Nacht schenket mir, nur die gräßliche Angst nehmt mir weg, ich bitte Euch beim gekreuzigten Heiland, ich bitte Euch!“

„Gib's nicht!“ antwortete der Aufseher und wollte fort.

Der Gefangene fiel ihm in den Arm und flüsterte mit großer Haß: „Sie vergeben sich ja nichts, wenn Sie

mir helfen. Es wird's niemand erfahren. Nur dieses Stricklein da, mit dem Sie das Osenholz binden, vergessen Sie es, verlieren Sie es in dieser Zelle. Ich will ja nichts damit, will ihnen nur die Arbeit ersparen. Ich hab's ja gelernt dahier, für mich alles selber zu tun, so will ich auch das tun, ich brauche niemanden dazu, nur das —"

Die Pforte war ins Schloß gefallen, der Gefangene wieder allein. Aber zum Guckloch schrie er es grell hinaus, daß es hallte im dunklen Gange: „Wer gibt euch das Recht! Das Leben mir nehmen, ihr könnt es ja, das Gesetz sagt es und ihr tut es. Aber mir gewaltsam das Leben erhalten, bis es euch gefällt, mich schmachvoll abzutun! Mir zu sagen: Morgen mußt du sterben, aber es verhindern, daß ich's heute schon tue! Woher habt ihr dieses Recht! — Wenn ich den Tod verdient habe, so laßt mich doch gleich sterben! Ich will's freiwillig tun, und damit der Henker nicht zu kurz kommt, soll er Geld haben. Auch kann er den Kadaver an den Galgen hängen, damit sie alle sehen, daß es seine Richtigkeit hat. Alles ist mir recht, alles; wozu nur die Gewalt, wenn ich's ja freiwillig tun will! Habe ich getödtet, gut, so tödtet mich allsogleich. Wo steht es denn geschrieben, daß ich noch eine lange Nacht leben muß, weil ich getödtet habe? Zum Tode habt ihr mich verurtheilt, es ist gut, ich sage es noch einmal, doch mit welchem Rechte laßt ihr mich nach der Verurtheilung noch wochenlang leben? Mit welchem grausamen Recht, das frage ich euch, ihr Herren! Kann denn nicht ein Herzschlag zuvorkommen und euer Urtheil aufheben. Ich hatte getödtet, und ihr hättet mich doch nicht gehenkt! Wenn ihr's auf den Herzschlag an-

kommen lassen dünntet, warum nicht auch auf die Selbsthilfe, die eurem Urtheil doch nicht zuwiderhandelt, im Gegentheil, die es ausführt!

Durch Henkershand sterben, ich begreife es ja, daß ihr's wollt, und es hat einen Sinn. Aber zum Henker, wo ist er denn? Kann er's heute nicht ebenso gut tun wie morgen? Daß er doch endlich käme, diese dumme Angst vor ihm ist schrecklicher als er selbst. Hätte er es nicht schon vor sieben Wochen tun müssen? O ihr mächtigen Herren, wie namenlos grausam seid ihr. Das Urtheil lautet einfach auf den Tod, und so hat's der König unterschrieben, und die Hinrichtung dauert höchstens fünf Minuten, wenn der Henker kein Stämper ist. Seit ihr mir vor sieben Wochen das Urtheil gesprochen habt, sterbe ich ununterbrochen. Das ist euch aber nicht genug, die Todesangst muß noch verstärkt werden, bevor es zu Ende geht; also heute die gnädige Mittheilung, daß morgen früh sechs Uhr das Urtheil vollführt wird. Mein Opfer litt nicht eine Minute, ihr Herren, nicht eine Minute! Und ihr ladet auf euch solche Schuld um mich! Sieben Wochen lang, und diese Nacht. Beim ewigen Richter beschwöre ich euch, macht ein Ende!"

So schrie er es hinaus, jedes Wort wie ein Todeschrei, im langen Korridor widerhallte es schauerlich, aber die es hören sollten, die hörten es nicht.

Als der Gefangene sich umwandte in seine düstere Zelle, sah er auf der Bank neben dem Lagerstroh den Bratenteller und das Weintöpfchen. Da lachte er auf. „Jetzt essen und trinken!" rief er aus seinem hohlen Lachen hervor. „Sich einen guten Tag antun — in der letzten Nacht! Ist es Bosheit von ihnen oder —, ja, wenn man

sich mit einem halben Liter Wein betäuben könnte! Wenn man das könnte! Doch es soll ja nur zur Verstärkung sein, damit man hernach eine noch größere Qual empfinden kann. Wenn man den Wein lösselweise nimmt, heißt es, soll er leichter berauschen. Ach, daß man zwei Arme hat und zehn Finger! Und Zähne! Und doch so hilflos sein muß! Wie viel gutes Blei habe ich verschwendet auf meinen Jagden! Wie viele Wesen getödtet, die gern gelebt hätten. Und mir ist nicht ein einziges Kugelchen geblieben, um meine rasende Angst zu dämpfen. Angst vor dem Henker! Es ist ja zu drollig, er tut doch nicht mehr, als was ich mir selber tun möchte. — Ah, Schritte! Kommen sie schon? kommen sie? Nein, es wird der Priester sein. Wenn es sonst nichts ist, — ich laß' denken. Meine Sünden hab' ich alle schon gebeichtet; jezt könnte ich nur noch fremde beichten. Wrr, ein Schüttelstoß geht durch meinen Leib, — das sind fremde Sünden. Daß ich noch leben muß aus dem einzigen Grunde, um Todesangst zu leiden — lauter fremde Sünden. Ich danke schön, für den Zuspruch, ich danke. Ich will andere Gesellschaft haben in dieser Nacht. —

— Ist das die andere Gesellschaft? Die Zeiten meines Glüdes habe ich gerufen, daß sie mich zerstreuen sollten in dieser Nacht. Den Glanz, die Freunde, die Frauen, die Spiele und die Siege habe ich gerufen. Statt dessen kommen andere Gäste. Aus den dunklen Wäldern auf mich her mit verglasten Augen die Ahe und Hirsche, die gefallen sind von meiner Hand; die Rebhühner, die Fasanen, die Auerhähne, alle umkreisen sie mich, diese verfluchten Totenvögel, jezt. Was? Gebeichtet wollt ihr sein? Auch ihr wollt gebeichtet und gebüßt sein? Seit

die Welt steht, kommt das keinem Jägerdmann zu Sinn. Daß ich in ein paar Stunden an den Galgen kommen werde, bläsen und schnattern sie mir zu, diese schrecklichen Gespenster. Hinweg! Hinweg von mir! — Was seh' ich noch? Menschengerippe! Arbeiter, Hdrige, Bauern. Kinder, die verdorben und verhungert sind auf meinen reichen Gütern? Weiber auch! Was wollen denn die, wir sind ja quitt! Ihr habt den grünen Kranz verkauft, ich habe ihn bar bezahlt und wahrlich nicht geseilscht. Abgedrungen, sagt ihr? Ei, geht mir weg, wer's euch nicht abdringt, dem werst ihr's selber vor die Füße — es ist die alte Geschichte. — Endlich ein Freund! Der von Monte Carlo! Der mit dem Mal auf der Stirn! Was willst du von mir? Mich für den Zufall verantwortlich machen? Wären die Würfel anders gefallen, hätt's mich getroffen. Im Spiele geht's nicht anders. Aber Alabar, du bist grauenhaft anzusehen. Alabar! Sei du im Frieden und laß' ihn auch mir. — Jetzt — jetzt erscheint er selbst! Graf Ferdinand, der tödlich gehasste Nebenbuhler! Einzig nur das Sterben dieser Kreatur wird mir angerechnet. Der Moment! wie er von meinem Dolche getroffen hinsank — wahrhaftig, der war süßer als alle Liebe, die ich genossen, der war eines Henkertodes wert! — Was willst du, Graf, wir sind quitt! — Wie? Die Hand reichst du mir? Du allein? Du allein bist verschönt, du, an dem ich das Verbrechen begangen habe? Du, der einzige von allen, die meine Freunde gewesen! Sie schreien mir Flüche zu. Du allein kommst zu mir als Tröster in dieser furchtbaren Nacht. Du, der Ermordete, von dieser meiner Hand Ermordete!...

Nun ist es klar. Den einen Mord sühne ich jetzt und

er ist gelächelt. An des Todes Pforte steht der Erschlagene, mich liebevoll zu empfangen. — — Alles andere habe ich nicht gebüßt. Darum die Angst und Qual. Und Gerechtigkeit ist's, daß ich mehr leide als den Tod, daß ich ihn hundertfach leide. Denn hundertfach habe ich getölet. Ich sehe es jetzt: der Mensch muß büßen für alle seine Missethat, sei sie nach dem Gesetze strafbar oder nicht — — Ich habe viel gesündigt, du mein gerechter Gott, ich habe viel gesündigt! Nach deinem Rathschluß will ich in Demuth leiden und sterben...

„— Herr Gefängnisaufseher! — Herr Gefängnisaufseher!“ rief er mitten in der Nacht.

„Wünschen Sie was?“ schnarrte der Gerufene zum Guckloch herein.

„Von Herzen bitte ich um den Priester.“

„Wird erscheinen.“

„Und wieviel ist es an der Uhr?“

„Punkt zwölf.“

„Gott sei Dank, noch sechs Stunden Zeit!“

---

## Warum Johann Alsdann in die Hölle wollte.

**I**m Dorfe Klappelsheim bei — na, weiß doch jeder Mensch, wo Klappelsheim liegt — lebte vor wenigen Jahren noch ein merkwürdiger Mann, der nicht nach Gebühr gewürdigt ist. Er hatte große Absichten um die Menschheit, im Vergleich zu denen die Erschließung des Südpols, die Eroberung der Luft, die Entdeckung des Nadiumblodes lächerliche Kleinigkeiten sind. Sein Name war Johann Alsdann. Er hatte in seiner Jugend auf Geistlich studiert. Aber noch ehe er den Weihen in die Nähe kam, geriet er in die Netze des großen Versuchers und wollte es einstweilen lieber mit der Erde versuchen als mit dem Himmel. Für den Himmel, sagte einer der Verführer, wäre es später noch Zeit. Aber die Erde war ungemüthlicher, als er sich's gedacht hatte. Er hatte gemeint, es handle sich bloß um's Zugreifen. Doch wohin er griff, war schon immer alles weg. Ganz höflich, fast scherzend tauchten sie ihn überall zurück, wo ein Vorteil für ihn zu erlangen gewesen wäre, und dabei kam's ihm noch vor, sie meinten ihm's gut. Nur das Geschäft seines Vaters war ihm geblieben, und das war die Glasererei zu Klappelsheim im Hause Nr. 17, links beim Stiftsbräu. Alle Neubauten der Umgegend versah er mit Fensterscheiben, alle Wirtshäuser und Apotheken mit Gläsern. Am Sonntag saß Herr Alsdann in seiner gartenseitigen Stube, las Zeitungen und Bücher und betrachtete in seiner Art die Welt. Sie kam ihm nicht ganz gehener vor. Am



Montag früh band er seinen grünen Luchschurz um, mit der Messingschnalle rückwärts, und ging in die Werkstatt, wo er mit dem Diamantgriffel die Glastafeln zuschnitt. Zweimal im Jahre nahm er seine Rüdtrage mit den grünlichen Glasplatten auf den Rücken und ging haufierten im Dorfe und weiter um, wo irgendein Wind oder eine ungeschickte Wagg oder ein ausgelassener Schusterhub Fenster Scheiben zer schlagen hatte. Er besserte die Schäden aus und dachte dabei an nichts, als welchen Preis er machen solle, daß es dem Kunden nicht weh tue und er doch daraußkomme.

Man weiß auch noch gut, wie er aus sah, der Meister Johann Alsdann. Er hatte ein schmales, bräunliches Gesicht, kleine grünlich-graue Augen, schwarzes Haar, das mitten über den Scheitel geteilt war und zu beiden Seiten lang hinab hing auf die Achsel. Er hätte ungefähr einem Christuskopf ähnlich gesehen, wenn das Gesicht nicht glatt rasiert gewesen wäre. Fremde Missionäre waren einmal in der Gegend gewesen, davon hatte einer ein ähnliches Gesicht gehabt. Ob hinter seiner Hirnschale nicht etwa auch ähnliche Gedanken waren, Gedanken über die Verbesserung der Welt, über die Rettung der Seele! Wenn Alsdann mit seiner Glas trage manchmal so durch die stillen Täler schritt, da dachte er an nichts weniger als an Glas; ebenso nicht an Glück, das ja auch wie Glas ist. Er dachte an Qual, Elend und Bosheit, mit denen manches Menschenherz so voll ist, daß es platzen möchte. Er persönlich hatte ja nicht allzuviel davon erfahren oder den Tort, der auch ihm angetan wurde, nicht wahrgenommen. Er stand allein, ohne Weib und Kind, bot also dem Bösen eine nur kleine Schußscheibe. Doch an anderen sah er's,

wie sie ächzend zu Boden sanken, getroffen von den vergifteten Pfeilen, die der Teufel aus dem Hinterhalte schoß.

Der Teufel war dem Alsdann noch zurückgeblieben von seiner theologischen Laufbahn, und diesem verdamnten Teufel maß er — wie recht und billig — alle Schuld bei an dem Elende der Welt und an der Schlechtigkeit der Menschen. Die Menschen sind ursprünglich als Gottesgeschöpfe für den Himmel geboren; aber der Teufel hat den Veruf, sie schlecht zu machen und in die Hölle zu bringen. Auf diesem Grundsatz begann in Meißter Alsdann ein Gedanken-Bauwerk zu entstehen, das allmählich prachtvoll und großartig wurde wie ein orientalisches Königsschloß. Ich will gerade kein Ziegelschupfer sein, will nicht erst das Werden dieses Baues schildern. Ich will den vollendeten Turm zeigen. Johann Alsdann sah es so: Alle Wohlfahrtseinrichtungen der Welt nützen gar nichts; aller gute Wille der armen Menschen, höher zu kommen, hilft gar nichts, solange die Ursachen aller Niedertocht nicht beseitigt sind — die Teufel in der Hölle. Da werden alle denkbaren Pädagogen und Lehrer in die Welt geschickt, um die Leute besser zu machen. Ist tödlich verschwendete Kraft. Da werden Bekehrungsmissionen gehalten bei den Heiden, bei den Wilden. Ist vergebliche Mühe. Am Grunde muß man das Uebel fassen und austrotten. In die Hölle müssen die Lehrer und Priester hinabsteigen, Volksmissionen in der Hölle müssen gehalten, die Teufel müssen bekehrt werden! Dann haben auch die Menschen Ruhe von allem, was des Teufels ist. — Wer derlei Darstellungen Alsdanns soweit ernst nahm, daß er den Einwand gab, das sei eben des Teufels, daß die Bekehrung des Teufels unmöglich ist, dann antwortete

er verblüfft: Wieso unmöglich? Wisset ihr denn nichts von der Geschichte der Teufel? Kennt ihr nicht ihre Abstammung? Waren nicht auch die Teufel Kinder Gottes und lebten einst im Himmel? Und freuten sich und lobten Gott? Wer von guten Eltern ist, wer von Haus aus einmal gut geschaffen gewesen ist, den darf man nie ausgeben, auch nicht, wenn er schlecht wird. Den Teufeln ist's halt auch nicht anders ergangen als den Menschen. Als Gottesprinzen haben sie empor wollen, oben hinaus, haben Revolution gemacht, sind die Schwächeren gewesen, sind gestürzt worden. Wie oft ist das nicht den Menschen schon passiert und gibt man doch die Hoffnung nicht auf, daß sie hergerichtet werden können für den Himmel. Von den Teufeln hört man zwar abscheulich viel Schlechtes, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Wenn etliche Truppen scharfer Jesuiten in die Hölle geschickt werden — ich bin überzeugt, die Teufel sind herumzukriegen.

Das war Johann Alsdann's Überzeugung. Ein paar Jahre lang ging er mit solchen Gedanken um und da diese allmählich sich in seinem Kopfe so breit machten, daß nichts anderes mehr drin Platz hatte, war ihm sein Glas gleichgültig geworden und er begann Stimmung zu machen für eine Bekehrungsmission in der Hölle. Aber seine Eingaben an den Bischof, an den Erzbischof, an den Jesuitengeneral endlich blieben ohne Erfolg. Von der Laienwelt war noch weniger zu erwarten; die Nerven zitterten ihr Leben lang vor der Hölle und jetzt sollten sie freiwillig hinab und den Teufeln Fuß predigen?!

Anfangs war der arme Alsdann bewipelt und verspottet worden. Etliche sagten, man solle froh sein, daß es einen Teufel gebe, auf den man sich austreten könne.

Andere meinten, wer einmal so angeschwärzt sei wie der Teufel, dem helfe auch das Sichbelehren nichts, es traue ihm doch niemand mehr. Wieder andere brachten noch wohlfeilere Dinge vor. Da sah Alsbann, daß er allein sei mit seinem wellerlösenden Plan und daß er ihn allein werde ausführen müssen.

Das wußte er schon, wie er den schwarzen Zuhörern ins Gewissen reden wollte, auf ihren eigenen Vorteil bedacht zu sein und durch einen tugend samen Lebenswandel die Hölle wieder für den Himmel zu vertauschen. Er wolle ihnen ihre hohe Abkunft vorstellen und ihren Stolz erwecken. Der Stolz hatte ihren Fall verursacht, der Stolz sollte sie wieder ermutigen und erheben. Ruhe getan in der feurigen Hölle hätten sie seit sechstausend Jahren nun genug, und im Himmel sei man seit dieser Zeit milder geworden. Damals, zu ihrer Zeit sei noch der alte Herr gewesen. Unter seinem Sohne sei es viel besser geworden. Und es bedürfe wohl nur noch ihres guten Willens, besonders daß sie die Bosheit gegen die Menschheit ablegten, auf daß sie pardoniert würden. Und es wäre doch ein beispieldloser Triumph, so ein Einzug in den Himmel, wo sie als die größten Böser natürlich die höchsten Sitze erhalten würden. — Das müßten schon besonders dumme Teufel sein, wenn sie da ihren Vorteil nicht wahrnahmen. Und dumm sind sie bekanntlich nicht, da ihnen so viele und oft sehr gescheite Menschen aufzugen.

Also, das müßte gehen.

Aber nun die Schwierigkeit. Wie in die Hölle hinabkommen?

„Nichts leichter als das,“ versicherte man ihm.

„Das weiß ich wohl!“ gab Alsbann lebhaft zurück.  
 „Der zehnte Teil meiner Sünden würde vollaus genügen  
 und ich wäre unten. Aber wisset ihr, was mein Reich-  
 vater sagt?“

„Daß du das Brennen nicht aushalten wirst.“

„Mein Gott, das bissel Brennen, wenn nachher der  
 Erbfeind abgetan ist für uns alle; wenn die hoffärtigen  
 Engel erlöst sind für alle Ewigkeit!“

„Aber meinst du nicht, daß sie wieder anfangen könnten  
 mit ihrer Hoffart, da oben?“

„Nachher dürfte man auch keinen Menschen hinauf-  
 lassen. Die sollen sonst auch gern allemal wieder in die  
 alten Fehler zurück, wenn's ihnen besser geht. Ich fürcht's  
 nicht, wer einmal erlöst ist, der sündigt nicht mehr.“

„Also schau halt, Alsbann, daß d' hinabkommst und  
 mach' Ordnung,“ sagten sie lachend.

„Daß d' hinabkommst, daß d' hinabkommst!“ ent-  
 gegnete Alsbann. „Ist leicht gesagt. Wisset ihr, was  
 mein Reichvater sagt? Ich könnt' neunundneunzig Sade  
 voll Todsünden begehen, es täte mir nichts nützen. Wenn  
 ich nur deshalb wollt' sündigen, daß ich in die Hölle käm,  
 um unten was Gutes auszurichten, dann käm ich eben  
 nicht hinab.“ —

Das war nun eine fatale Sache. Sündigte er nicht,  
 so kam er nicht in die Hölle. Sündigte er aus Liebe,  
 um die Teufel zu erlösen, so kam er auch nicht hinab,  
 weil Liebe nicht zur Hölle führt. Und sündigte er aus  
 Freude an der Sünde, so kam er freilich hinab, mußte aber  
 unten bleiben und die Teufel täten nur lachen, wenn ein  
 Schlechtling daherkommt, um andere belehren zu wollen.

Solche Gedanken wälzten sich in dem armen Gehirn

Alsdann umher wie schwere Steine. Da fand es der Arzt an der Zeit, die nahe Irrenanstalt vorzuschlagen.

„Dann ist er ja in der Hölle!“ rief einer aus.

„Vielleicht,“ sagte ein anderer, „belehrt er die Narren und bildet sich ein, es wären die Teufel, und hat nachher Ruh.“

Darauf ein dritter: „Da belehre ich den Teufel noch lieber als die Narren.“ Wie eben bei solch seltsamen Dingen immer hin und her geredet wird.

Johann Alsdann kam ins Irrenhaus, wo er anfangs noch ein Weilschen phantasierte. Allmählich wurde er ruhig und heiter und murmelte oft vor sich hin: „Es geht, es geht!“ Dabei lachte er und lachte jeden an: „Es geht, es geht!“ — Daraufhin dauerte es nicht mehr lange.

An seinem Grab hielt der Vater keine Rede, weil das zu Klappelsheim nicht der Brauch ist. Aber unterwegs vom Friedhof heim sagt er zu seinen Begleitern: „Mein Lebenstag ist mir keiner begegnet mit einer solchen Tracht von Liebe, wie sie dieser Johann Alsdann gehabt hat. Sie reichte sogar für den Teufel aus.“

Der immer etwas vorlaute Rechnerbub war der Meinung: „Wenn der Herrgott auch so viel hat, so dankt er jetzt die Teufel ab und sperrt die Hölle zu.“

„Schweig, Bub!“ rief der Vater streng. Da schwieg der Bub!

## Das Geheimniß.

**I**n Grünbühl im Walde schlich ein Geheimniß von Haus zu Haus. Es war irgendwo ein Weltwunder, ein so unsagbares, wie es sich für ein ordentliches Wunder geziemt. Als draußen in Mauthstadt der erste Dampfwagen angeschoben kam; als der Bezirkshauptmann dort durch einen Draht persönlich und sehr untertänig mit dem Stadthalter sprach, obgleich dieser zwanzig Meilen weit entfernt war, und als endlich gar die löbliche Ortspolizei einen Erdbafeldieb erwischte, machte es nicht das Aufsehen, denn jetzt das schleichende Geheimniß, von dem alles sprach und niemand was wußte.

Nämlich — draußen vor dem Dorfe Grünbühl, wo der Galgenhügel steht, auf dem einst die Tragbarkeit des Hanses an gewichtigen Spießbuben versucht worden war, stand neben einem alten Nobelwagen ein aschgraues Zelt. Es stand nahe am Schachen, durch den der Weg in die weite Welt führt. Es sah aus, wie eines jener Türkenzelte, die auf dem Motivbild in der Kirche stehen, nur daß es oben an der Spitze anstatt des Hahnschweifes ein flammrothes Fähnlein hatte, das immer flitterte und flatterte, auch wenn nicht das leiseste Lüftchen strich. Und dieses einsame Zelt barg das Geheimniß.

Es war scheinbar keines, denn es wurde ausgerufen jeden Tag mit Trommel und Trompete. Watfchelte da des Abends, wenn die Leute von ihrer Feldarbeit heimkehrten, ein zwerghaftes Greislein durch die Dorfstraße. Das konnte aussehenshalber ein Gnome sein, konnte aber auch ein Mensch sein. Dieses Greislein hatte vorne am

Dauch eine schwarz und gelb bemalte Trommel hängen, an deren Trommelfell er mit zwei kleinen Schlägeln so schauderhaft wirbelte, daß die Hühner noch einmal von ihren Auffisfungen häpften und die Hunde ihrer Pflicht vergaßen. Statt beruſsmäßig zu bellen, zogen sie den Schweif ein, hielten den Kopf erdwärts und wimmerten. Das Greislein blieb auf dem Kirchplaze stehen, wo sich um es schon neugierige Leute versammelt hatten, pfusete in eine kreischende Trompete, worauf noch mehr Neugierige herbeigeeilt kamen, und verkündete seine Botschaft. „Gottgeschaffene Leute!“ rief er, „das habt ihr noch nicht erlebt! Seit Grünbühl steht, die schöne Stadt, ist dergleichen nicht gesehen worden. Wer es nicht ansieht, der begeht an sich einen Selbstmord. Das unvergleichlichste Karitätenkabinett der Welt! Antiquitäten, das heißt Altertümer. Der Geldbeutel, in den Judas die dreißig Silberlinge getan und der echte Strid, an dem er sich erkennt hat, nebenbei erwähnt! Die Apfelschalen von Adam und Eva, noch gut erhalten. Dann das naturgeschichtliche Kabinett: Drei Paar dressierte Fldhe führen in der Miniaturkutsche eine junge Heuschrecke spazieren, eine aus altem Adel, direkte Abstammung von den Heuschrecken der ägyptischen zehn Plagen. Musikalisches Kabinett: Die Maus als Violinspielerin — nach Noten. Ferner — nein, ich will schweigen. Ihr könntet auf offener Straße ohnmächtig werden vor Staunen und solcherweise den Besuch des Karitätenkabinetts versäumen, das nur kurze Zeit offenbleibt. Eintritt nach Belieben, wer Butter oder Rauschfleisch mitbringt, der darf auch ins Extrakabinett treten, dessen Geheimnis nicht verraten wird. Das Extrakabinett, meine Herren! Meine Herren!“



Da hätte man nun den Volksauflauf sehen sollen. Sieben Mägde, drei Knechte, etliches Halbgetwächs machen in Grünbihel schon einen imposanten Volksauflauf. Sie fahren lachend, neckend und kreischend so lebhaft durcheinander, und zwar naturgemäß so ökonomisch gruppiert und verteilt, als würden sie von einem Theaterregisseur geleitet. Die ersten stehen noch zaubernd vor der Bude, schauen das sonderbare Zeug an, schauen einander an, tragen sich hinter den Ohren und gehen endlich mit schleisenden Schritten hinein. Da eilen die Hinteren schon nach, stoßend und drängend, und eine rundliche Magd, die in ihrem Kittelsack die zwei Kreuzer nicht gleich findet, wird höchst aufgeregt und meint schon alles miteinander zu versäumen. Ein alter Mann, der bereits heraustritt, macht ein gar verzwicktes Gesicht und zwinzelt mit den Augen. Da drängen sie noch ungeduldiger hinein. Im Halbdunkel des Zeltes fassen sie sich nicht gleich. Allmählich tritt ein blutrot gedeckter Tisch hervor, auf dem ein langes, rostiges Messer liegt. Mit diesem Messer hat der bayerische Diesel seine zweiundsichzig Mordtaten begangen. Das Greislein ist da — eine wahre Gnomengestalt, kann aber auch ein Mensch sein — das erklärt alles. Das purzelt von dem behenden Jünglein nur so hervor, sich nicht kümmernd um die Hauche und Seufzer des Entsetzens, die den Weibern entfahren. „Und hier, meine Herrschaften, das Stück Seife, mit dem Pilatus sich die Hände in Unschuld gewaschen hat. Wollen Sie sich auch in Unschuld waschen damit, schöne Jungfrau?“ wendet er sich scherzend an eine bekropfte Magd. — „Ah — ih?!“ meint diese zurückweichend, und wird aber und aber rot. Da gibt ein Knecht dazu: „Ja! Wenn sich die

Kathl alle Busseln abwaschen wollt', die ihr der Steffel schon aufg'stempelt hat, da müßt' sie wohl eine scharfe Seife haben!" Sie lachen, das Greislein aber macht eine Schachtel auf und bietet allerhand Seife an, weiße, gelbe und rote. „Man kann sich damit wegwaschen, was man will, die Sommersprossen, die Muttermale, die Falten, die unglückliche Liebe und die allzuglückliche auch. Ein Segertl, das Stüd!"

„Und jetzt meine Herrschaften, belieben Sie aufzupassen," fährt das Greislein munter fort und schraubt mit vieler Umständlichkeit eine Blechbüchse auf. „In dieser Kapsel werden Sie etwas sehen, was noch kein Mensch gesehen hat. Schauen Sie gut her! Die Büchse ist offen. „Run?"

„Nichts," murmeln sie, denn die Büchse ist leer.

„Nichts!" triumphiert das Greislein. „Sehen Sie, das ist das Nichts, aus dem der Herr die Welt erschaffen hat! — Wie? Willst du es auch damit versuchen?" wendet er sich an einen Jungen, der seine Glohagen in den leeren Raum verböhrt.

Derlei Karitäten in allen Winkeln. Sie werden aber schon blasirt und fragen nach der musikalischen Maus. Da läßt das Greislein seinen lahlen Kopf schaukeln wie ein Pagodel und murmelt: „Na, das glaub' ich! Aber glaubt ihr, daß ich die Künstlerin gleich so zwischen den Messern, Karjunkseln und Galgenstriden herumlaufen lasse? Habt ihr denn keine Ahnung, was das heißt: Kunst! Musik? Das heißt Extralabinett, Eintritt zwei Bechner!"

Ein Teil des Publikums weicht zurück. Der andere steht tapfer und gräbt in den Hosentaschen. Das Extralabinett ist nur für Männer, den Weibern könnte das

übermüthige Mäuslein an die Beine wurln, wer möchte den Schreck verantworten!

In der Ede bewegt sich ein Vorhang und durch die Fuge blinzt für einen kurzen Augenblick ein weißer, runder Frauenarm. Drei oder vier Männer drängen hin. Das Weistein taucht sie mit seinen Molschwurmpfoten sachte zurück und luschelt leise: „Aber bitt' euch, 's hat ja nur einer drin Platz!“

Einer und einer. Jeder bleibt ein Weilchen aus, und wenn er zurückkommt, torkelnd und stolpernd in der Dunkelheit, sagt er: „Das ist merkwürdig!“ oder „das ist ein aufgelegter Schwindel!“ oder er sagt gar nichts und drückt sich schweigend abseits.

Fürs Weitererzählen sollte man eigentlich Geld einheben, daß man wieder zu seinen zwei Silberzehnern käme. — Da geht ein Kästlein auf, und sitzt drin eine kleine, graue helläugige Maus auf den Hinterbeinen und macht Mannertn. Und hält mit den Vorderpfoten eine kleinwinzige Geige und einen Fiedelbogen und hebt nach einem Notenblatt, das auf dem kleinen Pult liegt, an zu sieden, daß es nur so quigt. Und dertweil einer der Maus ins Aug' schaut oder auf die Spitzschnauze mit den sechs seinen Haargränlein, kann man leicht etwas übersehen. Kann man halt die weiße runde Frauenhand übersehen, die unterhalb im Kästlein durch den Draht die Maus bewegt, die aus Papiermasse gemacht ist und was Quigendes leistet. — So, ich bekomme zwei Silberzehner.

Nun ist aber in Grünbißel das Gerücht gegangen, daß es im Zelte beim Galgenhügel mit den angezogenen Merkwürdigkeiten durchaus nicht abgetan sei und daß es im Extrakabinett außer der violinspielenden Maus noch

ein anderes Geheimnis gebe. Etliche, die zu außergewöhnlicher Tagesstunde ins Zelt gegangen waren und vorwiegendweise Forschungstreifen in das Innere unternommen hatten, sollen um eine Erfahrung reicher zurückgekommen sein. Sie wußten von einem weiteren Eintrittspreise zu erzählen, der die zwei Zehner vielfach übertraf; sonstige Aussagen haben sie nicht gemacht, so daß der Erzähler, von dem ein befriedigender Abschluß verlangt wird, in der größten Verlegenheit ist.

Von der Dorfpolizei veranlaßt, hat das Greisklein, daß wie ein Gnome aussah, aber auch ein Mensch sein konnte, eines Nachts das graue Zelt abgebrochen. Und als zur roten Morgenstunde die Leute auf ihre Felder gingen, war nichts mehr zu sehen, als auf dem Boden die Holzstumpfen, an denen das Zelt befestigt gewesen. Alles andere war fort mitsamt dem Galgenstrich, der Maus und dem Geheimnis. Somit hat diese naturgetreue Darstellung gewissenhaft gehalten, was ihr Titel versprochen.

---

## Ein böshafter Zufall.

**D**er Mensch hat gut gelernt, sich zu schützen und zu bewahren vor unglücklichen Ereignissen und Zufälligkeiten. Seine Vorsicht erstreckt sich auf alles und gegen alle Gefahren hat er Mittel, so daß die Zahl der Unglücksfälle sich verringert. Und doch sind jene unheimlichen Mächte uns immer auf der Ferse, sie guden gleichsam grinsend über die Achsel in unsere Schutzpläne und Schirmbriefe. Und wenn der Mensch einmal etwas übersieht, außer acht läßt, dann überfallen sie ihn mit einem Unheile, dessen Ungeheuerlichkeit hundert glücklich vermiedene Unfälle überwiegt. Ich will hier schweigend vorübergehen an jenen Katastrophen, wo ein einziges Versehen viele hundert Menschenleben gekostet. Der Gedanke, mein Leser, daß auch du einmal in der Zahl solcher Verunglückter sein könntest, ist schrecklich, aber noch unendlich furchtbarer ist die Möglichkeit, daß du einmal die Ursache eines solchen Riesenumglückes wärest! Nicht allemal ist gerade eine leichtsinnige Pflichtverletzung nötig; das kleinste, unschuldigste Versehen kann es veranlassen, daß das lauernde Verhängnis mit teuflischer Gier über dich oder andere Opfer hereinbricht.

Wenn als Beispiel dafür nun eine Begebenheit erzählt wird, so weiß der Erzähler in diesem Augenblicke nicht, ob er stark genug sein wird, die volle Konsequenz, die das Verhängnis in jenem Falle geplant hat und die hätte eintreffen können, darzustellen.

In einer unserer großen Städte lebte ein junges, glückliches Ehepaar. Erst hatte es sich einfach und gebiegen

seine Häuslichkeit eingerichtet, hatte mit Vernunft und größter Umsicht für alles gesorgt, gegen alle erdenklichen Widerwärtigkeiten und Unfälle Vorkehrungen getroffen, soweit es in seiner Möglichkeit war. Mitten in der Stadt auf einem großen belebten Plage hatte es seine Wohnung bezogen im fünften Stode eines modernen, sichergebauten Hauses. Die Vorzüge einer hochgelegenen Wohnung überwogen den jungen Menschen bei weitem deren Nachteile, die sie kaum empfanden. Gegen Feuergefähr war alles getan, was Menschen tun können. Der Blich des Himmels war schon im vorhinein so sicher gebündigt, wie die Explosion im Keller, dann überall Wasserbehälter und Schläuche, um jeden Funken bei seinem Entstehen abzutun. Abrißons wurde die ganze Wohnung einschließlich der Küch: von elektrischem Lichte versorgt und die elektrischen Klingeln gingen von einem Raume zum andern. Gegen Diebe und Einbrecher waren um so größere Vorsichtsmaßregeln getroffen, diese Wohnung, die einzige in den obersten Räumen, weder links noch rechts eine Nachbarschaft hatte. Die Mauern waren dicker als sie im lezten Stodwerke zu sein pflegen, die Türen mit festen Wertheimschlössern versehen. Die äußere Tür war aus massivem Eichenholze und noch dazu mit Eisen beschlagen. Das hatte der Vater der jungen Frau besonders machen lassen, um seinem etwas ängstlichen Töchterlein jede Furcht von Einbruchgefähr zu benehmen. Und wie derlei Einrichtungen gegen äußere Übel, so waren auch alle Gesundheitsmaßregeln getroffen; zum Arzt, der im ersten Stode desselben Hauses wohnte, ging ein eigenes Telephon, so daß er in jeder Minute ohne weiteres gerufen werden konnte. Da die junge Frau einem glückseligen

„Tag der hohen Schmerzen“ entgegensah, so hatten sie für denselben Sommer gar keinen Landausenthalt genommen, um sich nicht dem Unsicheren einer landärztlichen Behandlung auszusetzen, sondern alle besseren Wehlfse der Großstadt schnell zur Hand zu haben. Die Mutter der Frau war schon seit Monaten beschäftigt mit Vorbereitung aller Art, auf daß ja, wenn die Stunde kam, alles nur Wünschenwerte zur Stelle und für alle Zufälligkeiten beste Vorsorge getroffen sei. So war denn alles musterhaft vorbereitet; das schneeweiße Wiegenbettchen stand neben dem Ehebetto und war mit himmelblauen Maschen geschmückt. Das Kinderhäubchen mit ebensolchen Maschen und der Zulp und allerlei anderes lagen in der Lade bei dem Kinnen.

Und eines Abends beim Nachtmahl merkte die Mutter, daß ihre Tochter ein wenig das Gesicht verzog. „Ob ihr etwas sei?“ fragte sie mit Spannung. „Nein, weiter gar nichts.“ Es sei vielleicht vom gestrigen Glase Milch, sie habe schon den ganzen Tag ein bißchen Leibkrämpfe. — Sofort wurde die Magd nach Madame Meier geschickt und zum Doktor in den ersten Stod telephonierte. Da dieser augenblicklich nicht zu Hause war, so eilte auf Wunsch der ängstlichen Mutter der Ehemann, um einen Arzt in der nächsten Straße zu holen. Mittlerweile wurde die Unruhe der jungen Frau größer, die Krämpfe wiederholten sich heftiger und die Mutter konnte in ihrer Aufregung sich nicht genügen, längst Vorgerichtetes neuerdings vorzurichten. In der Küche brodelte kochendes Wasser, wie solches von mancher „Madame“ angeordnet wird, und auf den Eisentafeln des Herdes wurden Kinnenstücke erwärmt. Die Schmerzen steigerten sich rasch und die Mutter haßte

vom Bett in die Küche, um das Feuer zu nähren, öffnete die Thür in das Vorhaus, um die Klingel nicht zu überhören, wenn endlich die Gerufenen kämen. Aber mein Gott, sie wollten nicht kommen, weder die Frau Meier noch der Arzt. Es wurde höchste Zeit, die Mutter eilte zu den Fenstern. Tief unten im unsicheren Laternenschein das ewige Wogen und Drausen des Verkehrs, aus dem keine Einzelgestalt zu erkennen war. Sie eilte wieder zum Bett der Wimmernden, sie eilte hinaus vor die Thür, um ins Stiegenhaus hinabzuschauen, ob die Ausgesandten und die Geholten nicht endlich doch kämen. Sie hörte unten Schritte, sie rief hinab: „Nur schnell, nur schnell!“ Da strich ein Aufzug und hinter ihr fiel die Thür zu.

Die Mutter rief einen grellen, einen schrecklichen Schrei aus. Die schwere Thür war ins Schloß gefallen, der Schlüssel steckte von innen. — Herausgeschnaust kamen die Magd, die Frau Meier, der Arzt, der junge Gatte, nun standen alle vor der Thür und konnten nicht hinein. Drinnen ganz allein war die junge Frau in ihrer Not. Hier waren sie beisammen, alle, die ihr helfen wollten, und konnten nicht hinein. Der junge Mann rüttelte wie rasend an der Thür, sie gab nicht nach, sie klirrte nicht einmal, stand fest wie eine Felswand. Die Magd war hinabgestürzt zum Hausmeister, der kam nach einer Weile mit Schlüsseln, keiner sperrte. Die Mutter war einer Ohnmacht nahe. In der Küche wußte sie ein unbewachtes Feuer, das lochende Wasser, die Linnen auf dem Herd. Den Schrei der Armen schien sie zu hören, durch Wand und Türen heraus. Jetzt, in dieser Stunde, für die alles Denkbare bedacht, vorbereitet gewesen, war sie ohne alle Hilfe, war furchtbar allein. Der Gatte, die Magd waren



in die nächsten Straßen gelaufen, um einen Schlosser zu holen oder irgend Werkleute, um die Tür aufzubrechen. Die Werkstätten waren längst geschlossen zu dieser Abendstunde. Nach allen Seiten hin Telephonrufe an die Rettungsgesellschaft, an die Feuerwehr. — In der Wohnung schellte die Klingel. „Ja, ja, mein Kind!“ rief die Mutter, so laut sie konnte, „wir sind da! Im Augenblick kommen wir hinein, du liebes, liebes Kind!“ Aber die Klingel läutete ununterbrochen drinnen. Die junge Frau konnte ja nicht wissen, warum alle davon sind, warum sie nicht kommen, warum sie so treulos verlassen ist in ihrer größten Not! Die Stimmen konnte sie wohl nicht hören.

Tief vom Markte herauf strömte elektrisches Licht auf ihre Zimmerdecke, dumpf wogte unten die geschäftige Menge, aber kein Mensch in tiefer Waldeswildnis, auf hohem Gletschergebirge kann so verlassen sein, wie die Frau jetzt war mitten in der großen Stadt. Die Mutter kniete an der Eichentür und rang die Hände und betete laut zum Himmel. Einen brenzeligen Geruch vermeinte sie wahrzunehmen und wenn wieder die Klingel gellend schallte, tat sie einen Verzweiflungsschrei und beschwor den ratlos dastehenden Arzt um Hilfe.

Eine Viertelstunde um die andere verstrich, da war es drinnen still geworden. Keine Klingel mehr, kein Hall eines Rufes.

„Es ist vorbei, es ist vorbei!“ stöhnte die Mutter, die im Türwinkel zusammengebrochen dalag. Plötzlich wurde es lebendig unten in den Treppen. Die Rettungsgesellschaft war da. Feuerwehrmänner eilten herauf, ein Hausmeister der Nachbarschaft kam mit Art und Stemmeisen

und gleichzeitig erschienen zwei Schlosser. Der erste Dietrich, der in die Thür gesteckt wurde, stieß den inneren Schlüssel aus, aber er sperrte nicht; auch der zweite nicht, beim dritten knackte es leicht und die Thür war offen. Alles drängte hinein. In den Vorräumen war pridelnder Rauch. Im Schlafzimmer war eine absonderliche Unordnung, die junge Frau lag im Bette, lachte und weinte leise vor sich hin und hatte neben sich ein rosiges Kindlein liegen.

Feuerwehr und Rettungsgesellschaft zogen fröhlich ab. Frau Meier hatte viel zu tun, die Mutter hielt der jungen Frau ununterbrochen das Atherfläschchen unter die Nase und fragte beständig: „Aber Kind, mein armes, süßes Kind, wie ist denn das gewesen.“

Die junge Mutter blickte auf ihr kleines rosiges Wesen und lächelte glücklich.

Der Arzt hatte gar nichts zu tun als wieder fortzugehen und bei der Thür, die zu so kritischer Zeit zugefallen war, den Witz zu machen vom „böshasten Zufall“.

So hat diese kleine Begebenheit wieder gezeigt, daß alles Menschenforgen und -trachten unzulänglich ist, daß die letzte Entscheidung einem Mächtigeren vorbehalten bleibt, der in seiner Art das böse Verhängnis aber auch spielend unschädlich machen kann.

## Die Geschichte von den zwei — —.

Nach der Mitteilung eines Berliner's.

**E**ine schöne Bergpartie. Aber ohne Abenteuer! Dieser frevelhafte Gedanke fuhr mir durch den Kopf, als ich von Schluderbach auf einem Steirerwägelchen Strahob fuhr gegen Toblach. Trotz Regen und Wind, die mir entgegenströmten vom Urgebirge her, war ich recht fidel bei mir selber. Die Dolomitenpartie war entzückend ausgefallen, und das Abenteuer — es kam auch.

Fürs erste wurde mein Geldbeutel pilant. Zwei güldene Zwanzigmarkstücke alles in allem — nun ja, wenn's geht, so kann's gehen. Fürs zweite bekam ich Reisegesellschaft. Bald unter Höllestein stapfte ein Mensch wegzuhin, an dessen etwas zerfahrener Gewandung der Regen den Staub abzuschwemmen trachtete, ein löbliches Trachten, aus dem — Dreck entstand. Mein Schimmel trabte tapfer voran, aber der Mensch stellte sich mitten auf die Straße, so daß der Kutscher halten mußte. Da war jener auch schon bei mir und verlangte eindringlich, ihn auf dem Wagen mitzunehmen bis Toblach. Er wäre erschöpft, müsse den Mittags-Eisenbahnzug nach Klagenfurt noch erreichen, was dem Fußgänger bei dem Hundewetter platterdings unmöglich sei.

„Sehen Sie sich mal 'raus!“ sage ich und rade. Er nannte einen Namen, ich den meinen: Professor R., Architekt aus Berlin. Er war soweit ein leidlicher Kerl, machte sich an meiner Seite bequem und guckte mich mit klugem Auge ganz gemächlich an. Nur bisweilen wollte es scheinen, war sein Auge nicht recht bei der Sache, sondern slog

wegshin, wo es meines Erachtens nichts zu tun hatte. Dabei hatte er mit mir in äußerst harmloser Weise ein Gespräch über Geldangelegenheiten begonnen. Die Fahrpreise wurden erörtert, die bis Alagensfurt und die bis Innsbruck, Kufstein und Berlin. Nach wenigen Minuten war mein neuer Reisegefährte in Kenntniß meiner Zwanzigmarkstücke. Er erteilte auch Ratschläge, wie man billig reist, worin besonders die dritte Wagenklasse gute Dienste thut.

Während solchen Gespräches der Wildnis entlang zwischen Wasser und Felsen und Wald fiel mir auf, daß vor uns auf der klotigen Straße ein Individuum dahinhuschte von nachgerade tragikomischer Gestalt. Die tropfnassen Kleider, sonst wohl grau, jetzt völlig schwarz, hingen schlapp am Körper herab, klebten an den Armen, an den Beinen, der Hut war mit einem Taschentuch an den Kopf gebunden, der Oberleib vorgebeugt wie ein stoßender Vord; als ob er mit dem Kopf der Luft ein Loch rennen wollte, so hastete er voran. Als der Wagen diese Gestalt einholte, nahm mein Reisegefährte dem Kutscher den Reitriemen aus der Hand und ersuchte mich mit merkwürdiger Entschiedenheit, auch diesen Mann auf den Wagen zu nehmen. Er sei sein Kamerad, er sei der so und so — den Namen natürlich verstand ich nicht — er müsse ebenfalls höchst notwendigerweise auf den Bahnhof, ja bei den Strapazen und dem schlechten Wetter sei er nachgerade in Gefahr, zu erkranken. Neben dem Kutscher auf dem Vord habe er ja wohl Platz.

„Nun denn schon, in Gottes Namen!“ War nur neugierig, wie viele Stromer unterwegs ich noch würde auflesen müssen. Doch, was sollten sie denn machen, wenn

kein anderer Wagen zu haben ist und sie mittags auf dem Bahnhof sein müssen. Der neue Passagier auf dem Bod hatte den schwammigen Rocktragen so hinaufgezogen, daß von seinem Gesicht nichts zu sehen war als die Nasenspitze und ein sprühendes Auge. Allem Anscheine nach war der Mann weniger gefährlich als erbarmungswürdig, besonders als ich merkte, wie er vor Frost am ganzen Körper beble. Ich dachte schon dran, ihm meinen Übermantel anzubieten, der unbenuzt auf meinen Knien lag, weil ich einen Schirm gespannt hielt, da griff mein Beisasse schon eigenmächtig nach dem Mantel und hüllte damit seinen Kameraden ein. Der Arme, solcher Dinge nicht gewohnt, sei in höchster Gefahr einer Lungenentzündung. Der Schüttelfrost sei schon da. Abgesehen entwickelte mein Nebenasse einen trockenen Humor, der die lustigsten Dinge mit hohem Ernste und die ernstesten mit ruhigem Gleichmuth behandelte. Das war drollig, wie er es ausmalte, wenn da ein Felsblock, wie sie schon zu Dutzenden herumlagen, niederbräche und uns zu vierten in den Erdboden kippte, als ob gar nie was gewesen wäre. Die Rienz würde uns allmählich gratis mit hinaus nehmen in die Etsch und aufs Adriatische Meer, dieses Meer sei ja sehr schön und interessant. Der auf dem Bod jedoch schien zu knirschen vor irgendeiner Wut, die mir unbekannt war.

Mir war etwas unheimlich geworden. Doch endlich, nach raschem Trabe hielten wir nach einer Stunde vor dem Hotel Ampezzo in Toblach nächst dem Bahnhof. Da gab es nun sowohl für mich, der über den Brenner wollte, als auch für die beiden Herren, die nach Klagenfurt zielten, Zeit zu einem behaglichen Mittagessen. Im

Angeſichte deſſelben und bei einem ſeutigen Italiener wurden wir ſelbſt lebendig. Die Kleider trockneten verwunderlich raſch und jezt konnte ich mir auch den zweiten Reiſegenoffen, der meinen Mantel der Wärme halber noch am Leibe behielt, mal zu Gemüte führen. Ein blaſſer, bartloſer, rothblondhaariger Burſche, an dem mir nur eine beſtändige Unruhe und Haſt auffiel, beſonders ſein ſtarrer, durchbohrender Blick. Etwas ſtudentiſch Kraftgenialiſches war in ihm. An dem anderen, dem Behäbigen, glaubte ich immer noch zu bemerken, daß ſein Auge manchmal forſchend auf mir ruhte. Wir beſtellten ein Mittagmahl, und zwar zur Feier des glücklichen Eintreffens in Toblach, wie meine Begleiter ſagten, ein gutes. Ich hatte ihnen eine Viſitenkarte von mir gereicht in der Meinung, auch die ihren zu bekommen; ſie ſuchten in den Taſchen ſo eine Weiſe herum und der eine brachte endlich eine Karte hervor, die nebst des mir fremd klingenden Namens mit Zahlen und anderen Zeichen beſchrieben war und ſchon durch mehrere Hände gegangen zu ſein ſchien. Der andere behauptete, dergleichen Sachen nicht bei ſich zu führen.

Vier war ſofort gekommen, der Öſterreicher kann keine Minute lang beim leeren Tiſch ſitzen; nun, und der Berliner? der findet, daß die Lebensführung ſeiner deutſchen Brüder im Süden vielfach nachahmenswerth iſt.

Ich will nunmehr auch den Speiſezettel ewig machen, den die beiden Herren abgeſſen haben, er iſt mir noch gut erinnerlich. Na denn alſo: Suppe mit Leberknödeln, Schinken mit Meerrettich, Rindſleiſch mit Eſſigtunke, Schweinsbraten mit italieniſchem Salat, Apfelftrudel, Käſe mit Obſt, ſchwarzen Kaffee mit Aubagarten. Alles war

vorzüglich nach übereinstimmendem Urtheile meiner Reisegenossen. Ich hatte in Anbetracht meines pikanten Geldbeutels nur das erste Drittel der Speisefarte abgegrast. Der Apfelskrudel besonders soll so löstlich gewesen sein, daß jeder sich noch eine zweite Portion bestellte und hübsch in Papier einschlug zur Zehrung unterwegs.

Somit wurde es aber Zeit, nach der Uhr zu sehen. Der eine fragte mich, wieviel ich auf der meinen hätte, sie dürften den Zug keineswegs versäumen.

„Fahren die Herren gegen Kärnten?“ fragte der Kellner.

„Aber natürlich. Machen Sie uns aufmerksam, wenn der Zug kommt!“

„Aber, der steht ja schon auf dem Bahnhof! Es ist die höchste Zeit, wenn Sie mitfahren wollen, er hält nur fünf Minuten.“

Herrgott! Wie die beiden Bursche jetzt emporsprangen und ihre Hüte und Stöcke zusammenrafften! Der eine auf mich ein: „Bahlen Sie einstuellen für uns, ich bitte Sie! Ich bitte Sie recht sehr!“ Der Zug pfiß. „Adieu! Nochmals Dank!“ — und dann waren sie fort.

Ja, dann waren sie fort. Und ich konnte vom Fenster aus bequem sehen, wie der Schaffner die Kerte mit einem Gepäc, das sich auf einmal zeigte, noch ins Coupé warf und der Zug abdampfte. — Nun stand der fluge Berliner da. Eine Depesche an die Polizei? Vielleicht konnten die Herren in Vienz oder in Villach noch feierlich empfangen werden. Nein, für so naiv durften sie mich nicht halten, die Erzgauner, die doch gewiß schon in Zünichen oder in Silian ausflogen, um die Naturschönheiten des Sertentales zu bewundern. Man sollte es nicht glauben,

daß es im bieberen Alpenvolle so geriebene Spighuben gibt. Sogar der Residenz an der Spree würden sie Ehre machen. Der Blamierte tut am besten, von der Blamage weiter kein Aufhebens zu machen, so halten es wenigstens wir Berliner und fahren gut damit. Ich habe das Dinner für die beiden Reisegefährten ruhig bezahlt, man sollte nicht ahnen, in welcher Gesellschaft sich der forsche Architekt aus Berlin befunden hatte. Der Arger kam erst später, als sich in den Reiseauslagen die Bellemungen bemerkbar machten und in kühler Nacht der Mantel fehlte.

Damit, meine Herren, glauben Sie das Abenteuer zu kennen? Warten Sie erst auf die Spitze, denn die kommt immer am Ende. Als ich nach einer Woche wieder zu Hause im Atelier saß, bringt mir der Postbote einen Brief aus Graz, den besitze ich noch und steht darin geschrieben:

„Mein geehrter Herr!

Der Unterzeichnete ist fest überzeugt, daß Sie sich noch der beiden Reisegefährten bei Toblach erinnern werden — nur möchte er nicht gerne untersuchen, mit welchen Gefühlen. Gewiß werden Sie in Freundeskreisen eine lustige Geschichte von zwei Erzlumpen und dem geprellten Berliner erzählen wollen, sehen Sie, und diesen Spaß muß ich Ihnen verderben. Jene zwei Reisegegnossen waren soweit ganz redliche Leute, aber einerseits im Rausche der Naturschönheiten, womit das Ampezzotal den Reisenden benebelt, anderseits im Drange der unaufschiebbaren Weiterreise, endlich in der Verwirrung wegen des abscheulichen Wetters haben sie Dinge vollführt, die ihnen nachträglich selbst geradezu



ungeheuer vorkommen. Mit der Unschuldlichkeit haben Zufälligkeiten so zusammengepielt, daß Sie gar nicht anders denken können, als es sei auf eine Brellerei abgesehen gewesen. Indem gegenwärtig Ihre Auslagen annähernd beglichen werden, und zwar mit allerwärmstem Danke für Ihre Bereitwilligkeit und nicht zum wenigsten dafür, daß Sie uns keine Gendarmen nachgeschickt haben, wollen sich die zwei Gesellen Ihnen endgültig vorstellen. Der Schreiber dieser Zeilen, der das Vergnügen hatte, im Wagen an Ihrer Seite zu sitzen und nachher Sie um die Begleichung der Reche zu ersuchen, ist wohlbestallter Arzt und Musikenthusiast zu Graz in Steiermark, bisher völlig unbestraft. Der andere, der Ritter vom Vock und nachträglich wütender Apfelschneiseßer, ist ein berühmter Mann, der im Konzertsaal allerdings besser Bescheid weiß, als bei Regenwetter in der Wildnis. Wir hatten zusammen eine Gebirgstour gemacht. Mein Wandergenosse, den Sie mit mir auf der Straße bei Landro auf den Wagen genommen und für den Sie das gute Mahl bezahlt haben, war niemand anderer, als der Komponist Hugo Wolf. Die beiden Kumpane danken nochmals und hoffen, Ihnen in freundlicherer Erinnerung zu bleiben, als es die beiden problematischen Gestalten hätten sein können.

Wir werden Ihre Güte nicht wieder vergessen.

Mit deutschem Gruße

Dr. H. P . . . . .

Graz, am 30. August 1898."

Ist es nicht jammer schade, wenn man auf solche Weise um ein köstliches Abenteuer gebracht wird? Eine Gelbnote lag dem Briefe bei, die alle Romantiker anzuheben machte. Einen Tag später kam das Paket mit dem Abetrod. Zwei lebliche Leute anstatt ein paar geliebener Gauner — wie prosaisch! Zudem — weil der Architekt zwar einen Sinn für Harmonie im Stil, aber keinen für Harmonie in Tönen haben muß — bin ich unmusikalisches, so daß mir der ganze Hugo Wolf nichts nützt, außer ich baue Konzertsäle für seine Lieder. Der andere, der Dr. H. P., soll, wie ich seither erfahren, der Enkel eines deutschen Dichters\*) sein. Also zu schämen brauch' ich mich meiner Reisegefährten eigentlich nicht, und somit ist alles auf das beste planiert. Wüßte unsereiner nur mit der Feder umzugehen, aus dem Materiale ließe sich eine spannende Geschichte bauen, mit schönen Ornamenten und einem pyramidalen Turm. Als Rosette der Dichterenkel und als Knauf Hugo Wolf — wie? — Oder ich wende mich an einen Schriftsteller, der mir's herrichtet.

\*) Karl von Holtei.

## Kuhang.

Beim Chef wird eine Visitenkarte abgegeben.

„Baronin Wenselstein. — Jung, alt?“

„Ungefähr so zwischen durch, Herr Kommerzienrat,“  
berichtet der Diener.

„Fest oder Rolle?“ fragt der Chef.

„Paket. Hübsch umfangreich.“

„Also ein dreibändiger Roman. In Gottesnamen. Ich lasse bitten. — Ach, diese Blaustrümpfe!“ seufzt er auf, als der Diener davon ist. Die Arme schlenkert er gegen Himmel über diese Blaustrümpfe. Die Firma hatten sie in Grund und Boden verdorben mit ihrer Ware. Nun will er sich wieder aufrichten, eben mit solcher Ware.

„Herein!“

Die Dame in materischer Farbenpracht, mit erhittem Gesichte, wahrbevoll gemessen, tritt näher.

„Womit kann ich dienen, meine Gnädige?“

Das Paket hält sie scheinbar so gleichgültig unter dem Mäntelchen versteckt, als ob es gar nicht dazu gehörte.

„Sie entschuldigen tausendmal, Herr Buchhändler, man hat mich an Sie gewiesen. Wollte Sie gebeten haben um einen freundlichen Rat, mein Gott, unsereins ist ganz unpraktisch. Sie wissen vielleicht, daß vor einem Jahre mein Mann gestorben ist, der Hauptmann Baron Wenselstein. Nicht? Es stand in allen Zeitungen. Nun, eine ganz kleine Pension, es ist schwer, ich versichere. Da kam ich auf den Gedanken, vielleicht mit Schriftstellerei —. Zuerst ein Ritterstück. Damit hatte ich kein Glück. Die Theaterdirektoren sagen, ich sollte Erzählungen schreiben.

Ich höre, daß man jetzt alles schreiben und drucken lassen darf. Je realistischer, desto besser. Der Zola schreckt mich nicht, ich versichere. So habe ich etwas geschrieben. Es mag ja nicht ohne Fehler sein, ich hätte nur gern ein Urteil darüber. Es ist ein ganz merkwürdiger Stoff und alles nach wahren Begebenheiten, ein ganzer Roman, ich versichere. Und so habe ich nun fragen wollen, Herr Buchhändler, ob Sie das Werk nicht verlegen wollten?"

„Warum denn nicht?“ sagt der Chef gelassen, dieweilen er mit verchränkten Armen vor der Dame am Tische angelehnt steht und ihr keinen Platz bietet. Stehend abmachen, es drängt die Zeit, in einem Geschäftshause imponiert das immer.

„Sehen Sie,“ fährt die Dame hastig zu sprechen fort, „und man sagte mir, daß es so schwer sei, etwas anzubringen.“

„Es kommt eben darauf an, was es ist.“

„Die Oberstin von Elm bach hat's gelesen. Riesig interessant, hat sie gesagt, ich versichere, der Elm bach hat's äußerst gefallen, ich sag's nur, durchaus nicht etwa, daß ich mich selbst beschönigen wollte, Gott nein. Sie werden es ja selber sagen. Es ist nämlich die Geschichte, wie einmal —“

„Bitte, sich nicht zu bemühen, ich werde das Werk selbst lesen, um gleich auch seine stilistischen Schönheiten zu genießen. Sie haben es wohl nicht bei sich?“

Nun ist's auch Zeit, daß sie das Paket hervorzieht, damit zum Tische geht und es entfaltet. „Die Braut des Rittmeisters, ein Roman aus dem Leben von Irma Baronin Genselfstein.“ „Ich fürchte nur,“ spricht sie, „daß es etwas gar umfangreich ausfallen wird, so daß

wir mit dem Druck nicht rechtzeitig fertig werden. Zu Weihnachten muß es natürlich erscheinen."

"Natürlich."

"Meine vielen Bekannten können es schon nicht erwarten, ich versichere."

"Sie haben den größeren Teil des Manuskripts wohl noch zu Hause, meine Gnädige?"

"Nein, das ist alles. Sehen Sie, da auf der letzten Seite — 100 ist sie nur gleich — ach, dieses garstige Papier, wie es steht! — Sehen Sie, da steht's unten: Ende. Es geht tragisch aus. Aber es gibt auch furchtbar lustige Sachen drin, zum Beispiel —"

"Dieses Manuskript," unterbricht der Chef und schlägt einige der Blätter mit der großen Strähnenfahrschrift um, „das setzt meine Druckerei in ein paar Tagen ab.“

"Ach, was Sie sagen! Sie machen mich glücklich. Ich versichere Ihnen, es geht wohl jedem Dichter so, was Gedrucktes von sich selbst zu lesen. Und wie sich meine Freundinnen schon freuen — wissen Sie, ich habe eine Menge Bekannte, die alle werden sich das Buch kaufen. Und dann wird es wohl an die Zeitungen versandt, nicht? Ach Gott, wenn man es nur nicht schrecklich verreis! Ich will ihnen etwa Briefe schreiben, den Blättern, nicht wahr, und sie um wohlwollende Beurteilung bitten."

"Das tut man nicht, Verehrte! Boshafte Zeitungsrezensionen sind nicht zu vermeiden. Wer seiner Sache nicht sicher ist, daß sie etwas taugt, der soll nichts in die Welt schicken. Abzusehen, Sie können's ja tun."

"Aber ich meinte auch nur. Ich glaube, daß das Buch Aufsehen machen wird, es kommt auch viel von Liebe

drin vor, Sie werden schon sehen, und sehr frei, sehr modern — ich versichere."

"Ich weiß nicht einen Augenblick, meine Gnädige."

"Ja, dann lasse ich's also da. — Was ich noch sagen wollte. Ich bin so fabelhaft unpraktisch. Wollen Sie die Arbeit erst lesen oder — oder könnten wir gleich abschließen?"

"Wenn Sie wollen, wir können gleich abschließen," sagt der Chef ruhig, tritt einen Schritt seitlings und spielt sich einen Bleistift.

"Außerordentlich viel wird man für das erste Werk nicht verlangen können."

"Was meinen Sie?"

"Bei dieser Teuerung jetzt — eine Offizierswitwe — ich versichere! — Man sagte mir, daß ich Honorar bekommen werde."

"Aber selbstredend, meine Gnädige. Ich nehme prinzipiell nichts in meinen Verlag, was nicht verdient, honoriert zu werden."

"Ach, das ist zu liebenswürdig," ruft die Dame entzückt. "Und da könnte ich vielleicht den ersten Teil — ich meine — nicht das Ganze, das preßiert nicht."

"Aber Sie sagten doch, das sei das ganze Manuskript."

"Ja, ich nehme auch gleich das ganze Honorar," lacht die Baronin vergnügt.

Der Chef setzt sich an den Tisch, nimmt ein Blatt Papier und rechnet. "Die Sache stellt sich so. Nach meiner flüchtigen Schätzung gibt das Manuskript zwölf Druckbogen, sagen wir zehn. Die Frage der Herstellungskosten für — sagen wir mal — fünfhundert Exemplare —"

"Ist zu wenig, Herr," unterbricht sie ihn, "schon ich

habe eine Menge Bekannter, die das Buch kaufen werden —“

„— fünfshundert Exemplare — macht zirka so viele Mark Verstellungskosten. Zirka, sage ich, es kann ein paar Taler höher oder niedriger sein. Den Ladenpreis wollen wir zu einer Mark fünfzig machen — das ist mäßig. Da stehen auch die dreihundertdreißig Prozente des Sortimenters drin.“

„Rein Gott, davon verstehe ich nichts. Bitte nur zu sagen, was Sie mir beiläufig geben wollen.“

„Geben wollen? Meine Verehrteste, vom Gebenwollen kann keine Rede sein. Uns Gebenkönnen handelt es sich. Ich mache Ihnen die normalen Propositionen, wie allen meinen Kunden — heißt das, Autoren. Sie erhalten für jedes Fünfshundert verkaufter Exemplare sechshundert Mark.“

„Ich finde es honnet, Herr Buchhändler, damit bin ich ganz zufrieden.“

„Verpflichten sich aber, mir im vorhinein dreihundert Exemplare Absatz zu garantieren, und zwar in der Form, daß Sie den Ladenpreis für dreihundert Exemplare, das macht, sagen wir, vierhundert und fünfzig Mark, sogleich erlegen. Ihre dreihundert Exemplare werden Ihnen sofort nach Fertigstellung ausgefolgt, die Sie dann an Ihre Bekannten verschenken, meinetwegen auch verkaufen können. Das ist die in meiner Firma übliche Geschäftsform, nach der ich jährlich Hunderte von Büchern drucke. Sie erkennen wohl, meine Dame, daß man einem jungen Autor, der noch keinen Namen hat, solcher nicht entgegenkommen kann.“

Die Baronin ist nun ein wenig verstummt, sie schiebt

die auseinandergeworfenen Blätter ihres Manuskriptes zurecht, dann sagt sie unsicher: „Wenn ich recht verstanden habe, Herr Buchhändler, so sollte ich jetzt Geld ausgeben? — Ich war“ — nun lacht sie lustig auf — „offen gesagt, auf's Gegentheil gesagt, ich versichere.“

Der Chef schupst die Achseln. „Steht natürlich im freien Belieben. Eine Dilettantenarbeit — Pardon, Gnädige! Ich meine, die Arbeit eines Anfängers oder einer Anfängerin druckt heutzutage kein vernünftiger Mensch umsonst, geschweige, daß er dafür Honorar zahlt. Für das Erstlingswerk hat selbst ein Schiller und ein Goethe nichts bekommen, als Schimpf und Anseindung. Ist so der Lauf der Welt. Sind die ersten fünfhundert Exemplare abgesetzt — es steht Ihnen stündlich frei, in meine Geschäftsbücher zu sehen — dann bekommen Sie prompt Ihre sechshundert Mark. Das kann, wenn wir Glück haben, in wenigen Monaten der Fall sein.“

„Ja mein Gott, wenn ich auch einstweilen verzichten wollte auf Honorar, aber Geld ausgeben müssen, ich versichere, auf das war ich nicht gefaßt.“

„Mir liegt nichts ferner, gnädigste Baronin, als Ihnen dazu zu raten. Jede Promesse verlangt ihren Einsatz. Man kann gewinnen, man kann verlieren. Wenn Ihre Erzählung interessant ist, und das müssen Sie selbst am besten entscheiden, so ist ein bedeutender Erfolg sehr wahrscheinlich, ja für die Zukunft unaussprechlich.“

„Meinen Sie?“

„Was wollen Sie? Vor neun Jahren kam zu dieser Thür ein armes schüchternes Frauenzimmer herein, sie hieß Ida Milchbach —“

„Ach, die Milchbach!“



„Nicht wahr! Heute ist sie eine reiche Frau. Ihre ‚Bürgerkönigin‘ ist eben bei mir in fünfzehnter Auflage erschienen.“

Die Baronin schaut auf ihre Blätter, juckt nach und sagt dann: „Dreihundertfünfzig, sagten Sie. Kein Gott, das ist enorm.“

„Sie vergessen die dreihundert Exemplare.“

„Und wann müßte man —?“

„Wann Sie wollen, daß wir anfangen. Die Druckerei wird heute mit einem großen Werke fertig. Ich kann morgen den Satz Ihres Buches beginnen lassen.“

„Ja, das wäre schön. Ich will mir's noch einen Augenblick überlegen und schreibe Ihnen dann noch heute. Das“ — sie tippt auf's Manuskript — „darf einstweilen wohl hier bleiben?“

„Aber gewiß, ich nehme es sofort in Verwahrung.“ Der Chef öffnet einen großen eisernen Schrank, der mit ähnlichen Paketen und Rollen fast gefüllt ist. „Sie sehen, meine Gnädige, ihr Werk kommt in eine stattliche Gesellschaft. Lauter arme Seelen, die der Erlösung, der Presse harren und nicht so glücklich sind, wie Ihre ‚Braut des Rittmeisters‘. Abtrübselt, ich bitte, mich gütigst zu pardonieren, dieser Titel gefällt mir gar nicht. Er zieht nicht. Wählen wir einen anderen. Einen kurzen, passenden Titel.“

„Ich wäre sehr dankbar —“

„Zum Beispiel: Wahnsinn.“

„Wahnsinn?“ haucht die Dame mit Kopfschütteln. „Nein, das würde nicht passen. Es kommt in der ganzen Geschichte nicht ein Wahnsinniger vor, nicht ein einziger.“

„Aber, Baronin, das ist ja auch gar nicht nötig. Sie

fügen irgendwo eine kleine Episode ein, in welcher ein Wahnsinniger vorkommt oder von ihm die Rede ist. Noch besser, Sie lassen Ihren Helden oder irgendwen einmal sagen, jeder Mensch, und schiene er der vernünftigste zu sein, habe seine Wahnideen oder dergleichen. Derlei Andsprüche machen sich gut und heben ein Werk auf philosophische Höhe."

Die Baronin schüttelt das Haupt, sie dachte doch, der Titel bede nicht.

"Nun, so nennen Sie das Buch — sagen wir zum Beispiel — Ruhaug! Ruhaug. Ein Roman von Irma Baronin Genselfstein. Das klingt."

Die Dame lacht, sie findet den Namen Ruhaug zu drollig.

"Sehen Sie, wie er gleich schon bei Ihnen wirkt, dieser Titel. Er wird Aufsehen erregen."

"Aber, mein Gott," sagt sie, "was hätte denn ein Ruhauge mit meiner Erzählung zu tun! Verzeihen Sie, dieser Titel wäre für jedes Buch unmöglich."

"Meinen Sie? Bitte, wie heißt Ihre Braut? Ich meine die Braut des Rittmeisters."

"Die habe ich Elsa genannt, Elsa Nelling."

"Nennen Sie sie Elsa Ruhaug. Das Wort Ruhaug drucken wir auf den Titel und der Erfolg ist garantiert. Brauchen im Buche weiter kein Wort zu ändern."

Sie muß immer noch lachen, versichert, am Nachmittag sich zu entscheiden und empfiehlt sich verbindlichst.

Unterwegs ist ihr, es fehle was Liebes. Ihr Manuskript hat sie in fremden Händen zurückgelassen. Wenn es verloren ginge! Sie kann's nicht ausdenken. Welch ein Glück, die Druckpressel Die nagelt ein geistiges Werk

gleichsam an die Welt fest. Dann kann's nicht mehr verloren gehen. — Zu Hause überzählt sie ihre Barschaft. Von der vierteljährigen Pensionssumme ist nicht mehr viel vorhanden. Sie wird Schmutz verkaufen und sich auf eine etwas schmalere Ration setzen. Es ist ja nur für den Anfang, dann — Aber's Jahr ist das erste Honorar fällig. Und verstimmt! Alles spricht vom neuen Stern. Ach ja, mit beiden Händen muß man die Gelegenheit ergreifen.

Gegen Abend bringt ein Dienstrmann dem Verleger ein Brieflein mit der Bitte um Empfangsbestätigung.

„Mein Herr!

Beigeflossen Mark 450 für die ersten 300 meines Romans 'Die Braut des Rittmeisters'. Ich will bei diesem Titel bleiben, schreibe aber gleich ein neues Werk zu Ihrem Titel 'Anhang', wenn es Ihnen so gefällt. Bitte, nur gleich anfangen zu drucken.

Ihre ergebene Dienerin

J. Baronin Wenselstein.“

Schon in den nächsten Tagen kommt ein Vergnügen, auf das die Baronin nicht gefaßt ist. Die Korrektur. Auf dem Korrekturbogen sieht sie sich das erstemal in der Druckerschwärze und kann noch ausbessern. Ach Gott, es gibt ja weiter keine Fehler, nur viele Buchstaben stehen verkehrt. Sie schreibt am Rande überall weiltäufig dazu: „Hier in der dritten Zeile beim siebenten Wort tun sind zwei n statt ein un, das muß geändert werden.“ „Da in der dreizehnten Zeile steht: Kleigel, ist ganz verdruckt, es muß Klingel heißen. Die Zeile ist auch krumm, das darf nicht so bleiben.“

Nach sechs Wochen ist das Büchlein fehlerfrei fertig.

Mein Gott, leider nur ein Büchlein von sechseinhalb Bogen. Und sie hatte gedacht, ein zweibändiger Roman! Sie kann nicht satt werden, in den weißen Blättern zu lesen, hinten und vorne. Und hält das Buch mit ausgestreckten Armen vor sich hin und blättert. Ganz wie die Klassiker anzusehen, unter Ausnahme des modernen Umschlages mit den Reitschanzbuchstaben. Diese Diebstahlszeichen können nur Eingeweihte lesen, unsere Baronin aber freut sich darüber. Der Inhalt klassisch, der Umschlag modern — Das umfaßt Vergangenheit und Gegenwart. Und hoffentlich auch die Zukunft.

Nur fürchtet sie die Blätter. Diese Journalisten sind manchmal zu böseartig. Etwa recht heruntergerissen zu werden! In der Stadt, wo man lebt, ist das besonders „schenant“. Aber die Blätter erscheinen Tag für Tag und vom neuen Buche nicht ein Sterbenswörtchen. Nur ein Montagsblatt berichtet von dem neu erschienenen Buch „Die Braut des Rittmeisters, daß eine in hiesiger Stadt lebende, der besten Gesellschaft angehörige Dame zum Verfasser hat und das pikante Einzelheiten aus Offizierskreisen behandelt. Wir kommen auf das interessante Werk noch zurück.“ — Nun wartet die Verfasserin Woche um Woche, kann keine Nacht auf den Montag schlafen, schickt schon ums Morgengrauen nach dem Montagsblatt, aber dieses kommt auf das interessante Buch nicht zurück. Die Welt geht ihren gewohnten Lauf. Von den dreihundert Exemplaren hat die Dichterin eine Anzahl an Freunde und Bekannte verschenkt und diese finden, daß die Verfasserin ein sehr, sehr hübsches Talent habe. Oberstleutnant Frinkel nennt sie in Gesellschaft sogar einmal die deutsche George Sand. Und zwinkert dabei vor Vornägen, daß

wir eine neue George Sand haben. Die übrigen der angelaufenen Exemplare liegen in einem schönen Kasten und sind schon staubig geworden.

Da also fort und fort über allen Gipfeln Ruh ist, so tröstet sich die Dichterin damit, daß es mit Büchern am Ende wohl auch so sei, wie mit Frauen; von denen man am wenigsten spricht, das sind die besten. Sie gehen still ihren Weg. Als das Jahr um ist, schreibt sie dem Verleger, fragend, wie es mit dem Absatz der „Braut des Rittmeisters“ stehe? Es sei ihr auch des Honorars wegen zu tun, sie sage es offen. Der Verleger antwortet ihr postwendend und ebenso höflich, daß von dem Buche bisher rund fünfzehn Exemplare verkauft worden seien und daß er sich der gnädigen Baronin zu weiteren Diensten bestens empfehle.

Als sie diese Anzeige erhält, ist gerade Oberstleutnant Frinkel bei ihr auf Besuch. Als sie den Brief gelesen, rufen beide gleichzeitig aus: „Fünfzehn Exemplare, das ist nicht möglich!“ Dann sagt die Baronin: „So wenig!“ Und der Oberstleutnant denkt: So viel! Er kann nicht verstehen, woher die fünfzehn Häuser hatten kommen können, da die Dichterin ihre Bekannten ja versehen hatte. Von dem Buche einer gänzlich unbekannten Verfasserin werden fünfzehn Exemplare verkauft. Das ist ja ein Erfolg!

Baronin Genselfein ist sehr konsterniert, läßt sich aber nicht unterkriegen. Sie setzt sich hin und schreibt ein neues Werk, bei dem sie sich vornimmt, in der Titelfrage dem erfahrenen Verleger zu folgen. An dem Inhalte ihres ersten Buches liege nicht die Schuld. Hätte sie den Titel „Auhau“ gewählt, es stünde sicherlich anders.

## Dämon Buchstabe.

**I**n jener Gegend, in welcher Jelig geboren wurde, hat man einen heillosen Respekt vor dem Buchstaben. Die meisten Leute kennen ihn zwar nur vom Hörensagen oder vom Sehen aus; nur wenige stehen zu ihm in näheren Beziehungen. Eine unbekannte Größe ist eine unmeßbare, unabsehbare Größe, daher die hohe Achtung vor ihr. Der Buchstabe ist den Leuten in jener Gegend Katechismus; das Gebetbuch, das Messbuch ist Buchstabe, die erste Autorität. Das Evangelium ist Buchstabe, das Steuerbüchel ist Buchstabe, der Exekutionsschein ist Buchstabe. Und neben dem Abc steht der Schulmeister mit dem Haselstäbchen! Welche Gottheit wird so feierlich bekannt, so schlagend bewiesen als der Buchstabe!

In einer Kohlenbrennerei lebt der kohlköpfige Däwald. Auch dem glauben die Leute viel, erstens weil er kohlköpfig ist und daher mancherlei erlebt haben wird, zweitens weil er Kohlen brennt und daher Zeit und Gelegenheit hat, über die vier schwarzen Dinge nachzudenken: die Kohle, den Teufel, den Frater und den Buchstaben. Der kohlköpfige Däwald nun hat einmal den Ausspruch getan: „Der erste Buchstabe ist die Rute des Erzengels Gabriel gewesen, mit der er die ersten Menschen aus dem Paradiese getrieben, und das erste Blatt der Nüden des Adams, auf das der Engel geschrieben: „Merks!“ Hinter diesem ersten Satz wären nach Däwald die übrigen Offenbarungen gekommen bis herab zum Traumbüchel. Da der Mann in seinem Walde lauter Bücher aus früheren Jahrhunderten gesehen hatte und auch solche, auf

benen es seit Urzeiten stand: „gedruckt in diesem Jahre“, so war er auf die Vermutung geraten, daß den Menschen die von Gott gelehrtte Buchstabenkunst wieder abhanden gekommen sei. Dagegen aber belehrte ihn ein Waldbruder, daß auch in neuer Zeit noch Bücher gemacht würden, aber daß man sich nicht mehr recht auf sie verlassen könne. Es sei schon vorgekommen, daß man schwarz auf weiß Dinge gelesen, die am Ende erfunken und erlogen gewesen wären. Wie man höre, dürfe heutzutage alles mögliche und unmögliche gedruckt werden, auch die unerhörtesten Lügen, wenn man nur die Druckkosten bezahle. — Dazu schüttelte allerdings der Oswald sein Haupt. Er glaubte wohl, daß verzauberte Kapaune Milch geben und verhexte Ochsen Eier legen können; aber daß wahrhaftige Lügen gedruckt und gelesen werden wollen und dürfen wie ein Evangeliumbuch, das ging ihm über den Köhlerglauben.

Wenn der Mann erst gewußt hätte, daß man nicht einmal die Druckkosten zu zahlen brauche, um Dinge drucken zu lassen, die in seinen und in den Augen der meisten Menschen Unwahrheiten sind, daß sie ganz umsonst gedruckt werden, ja noch mehr: daß einer für das Druckenlassen von solchen „Lügen“ sogar Geld bekommen könne! daß viele Leute von diesem Geschäfte lebten, daß das Geschäft ein sehr geachtetes, ja sogar hochgeehrtes sei! — wenn das der Kohlenbrenner Oswald gewußt hätte! —

Felig, der Weberbursche, hatte in seiner Kindheit den stillen Zuhörer abgegeben, wenn von solchen Sachen gesprochen wurde, dachte sich aber dabei sein Teil. Er dachte sich so viel, daß er es endlich nicht mehr bei sich behalten konnte. Doch sagte er es nicht mit der Zunge, denn diese war un gelenk und ihr Laut genoß keine Achtung,

weil er sich von dem anderer Alltagszungen nicht unterschied. Der Junge sagte seine Gedanken mit der Feder, schrieb sie mit den vierundzwanzig Buchstaben in unzähligen wunderlichen Zusammenstellungen aufs Papier. Manches, was er da schrieb, war so glatt und vernünftig, daß die Leute es lobten oder nicht lesen wollten. Manches hingegen war so fürwipig und pudelnärrisch, daß die Leute ausriefen: „Gott, ist das dumm!“ so lange, bis sich alles darum riß.

Diese negative Auffassung des Wertes seiner Schriften teilte übrigens Felig selbst. Er war ein Dorfkind und wußte wohl, daß das Brot im Schweisse des Angesichts verdient sein will. Und eines Sonntags ging er hinaus in die Kreisstadt, wo eine Buchdruckerei war für ein kleines Wochenblatt und für Steuerbögen, Taufzettel und Totenscheine, auf welchen die selbstverständlichsten Wörter gedruckt sind, die übrigen mit der Feder ausgefüllt werden müssen. In dieser Druckerei fragte Felig an, was es koste, wenn er ein Bächel drucken lassen wolle. Während der Geschäftsinhaber in seinen Rechnungen nachschlug, hatte jung Felig Gelegenheit, die bleiernen Buchstaben zu sehen und wie man sie zusammensetzt, daß sie nachher mit der schwarzen Farbe ein leserliches Wort aufs Papier drucken. Das Zeug war aber ganz verkehrt, was rechts sein sollte, war links, und allerlei so Ungereimtheiten; ja wenn das so ist mit den Buchstaben, dann glaubt man's freilich gerne, daß sie alles verkehrt machen, Wahrheit und Lüge miteinander verwechseln. Abri gens war dieses Zusammensetzen der Bleibuchstaben ein mühseliges Geschäft, zehnmal umständlicher als das Schreiben mit der Feder; wenn sie aber ein-



mal beisammenstanden in der Tafel und unter der Maschine lagen, dann ging's vorwärts, das Rad drehte sich schneller wie ein Mühlrad, und sooft es sich umdrehte, war ein gedruckter Bogen da! Diese Buchstabenmühle machte dem Dorfsingen sehr viel Spaß. — Endlich kam der Geschäftsinhaber und gab den Bescheid, daß hundert Stück des angeführten Buches auf hundertfünfundzwanzig Gulden zu stehen kämen.

„Gut,“ antwortete Felix mit erleichtertem Herzen, „so kostet ein Stück einen Gulden fünfundzwanzig Kreuzer,“ denn im Rechnen war er sig! Und dieses Geld konnte er sich gerade kosten lassen, um seine Schriften hübsch in einem Bande gedruckt zu haben, wie Schillers Gedichte über die Historie von den sieben Schwaben. Aber diese Hochstimmung wurde schände zerstört, als der Buchdrucker geduldig aber unwiderleglich dartat, daß das erste Stück hundert Gulden koste, die übrigen neunundneunzig den Rest.

„So werde ich eins von den neunundneunzig nehmen,“ sagte Felix, da meinte der Buchdruckerei-Inhaber, er habe nicht Zeit für solche Albernheiten, was der junge Bursche so auffasste, als sei er verabschiedet.

Dieser Mißersolg in der Literatur hinderte aber unsern Felix nicht, in freien Stunden tapfer weiter zu schreiben. Weil er dachte, gedruckt werde es ohnehin nicht, so schrieb er alles frischweg auf, was ihm durch den Kopf schoß, und das war oft das allertollste Zeug, so toll, daß die Leute anhuben, ihn für einen Narren zu halten, ja sogar für einen Wahnsinnigen, dem Sachen einfallen und der Dinge zusammenphantasiert, an die ein vernünftiger Mensch sein Leblag nicht denkt. Der Berruf, in welchem

der kleine Dorfbursche bereits stand, drang weiter und weiter und endlich sogar in die Kreisstadt. Auch etliche Narrheiten vom Felig, welche die Leute sich wunderthaler abgeschrieben hatten, kamen in die Kreisstadt, wo mehrere Wirthshausstischgesellschaften sich köstlich damit unterhielten. Und eines Tages erhielt Felig ein Schreiben von dem Buchdrucker, in welchem dieser sich erbot, die Schriften des Felig zu drucken und ein schönes Buch daraus zu machen, ganz kostenfrei, ja er, der Verfasser, bekäme noch zehn Stück davon umsonst.

Jetzt dachte sich Felig: Wenn es wahr ist, daß die Sachen so dumm und nährisch sind, da werden sie nicht gedruckt. Vagen wollen sie, aber ich will mich nicht auslachen lassen. — Denn er war nicht bloß phantastischer, sondern auch allmählich kläger geworden. Und doch schrieb er in seinen freien Stunden frisch draußlos, weil er schreiben mußte. Andere müssen atmen und rauchen oder atmen und trinken oder atmen und Weiber hengen oder atmen und Leut' ausrichten, Felig mußte atmen und dichten. Die Leute lachten zu seinen Schriften und verspotteten ihn. Einige weinten auch dabei und meinten: schön sei es schon, aber ein Taugenichts sei er doch. Denn als Webergeselle war er nicht viel nutz. Er verwirrte das Garn, und die Fäden brachte er nicht so zurecht wie die Gedanken. Ihm schoß das Schiffslein aus den Fäden, bißweil seine Gedanken auf stolzen Dampfern über den Weltozean zogen. Allmählich kam es zum Hungerleiden, weil er sich nicht genug verdiente, in'sgeheim aber war er der glücklichste der Menschen, er dichtete, schrieb es und las es. Er las es und bildete sich ein, es bisher nicht gekannt zu haben, und war überrascht und war gerührt

und mußte lachen. Doch hatte er dabei nicht das Gefühl, als ob er sich selber auslachte, im Gegentheil, es tat ihm wohl, dieses Lachen, und wenn ihm einmal die Augen naß wurden, so tat ihm sogar dieses Weinen wohl, und er freute sich lachend und weinend, daß er auf der Welt war. Daß er in Lustschlössern wohnte, die er sich selbst gebaut, sowie, daß er diese Wohnsitz ganz nach eigenem Geschmacke eingerichtet und mit unterschiedlichen Freuden ausgestattet hatte, versteht sich von selbst. Die mit Brettern verschlagene Bodenlammer, in welcher sein Leib am Tischchen saß oder auf dem Stroh lag, bedeutete nicht viel, war so gut als nicht da, oder nur als nüchternes Schattenbild; er, er selbst lebte draußen in Glüd und Herrlichkeit, unter allerlei Gestalten verkleidet, wie ein Harun Al Raschid. Weil Felig jetzt ein Mensch von zwanzig Jahren war, so versteht sich die schönste Geliebte von selbst. Daß die übrigen Gäter keine greifbaren Eigenschaften hatten, verdarb nichts, wenn aber die Geliebte von Fleisch und Blut gewesen wäre, das hätte nicht geschadet. Allerdings, sie war von Fleisch und Blut, aber unter dieser Zusammensetzung nicht zu haben. Sie war die Tochter des Bürgermeisters, war neunzehn Jahre alt, sehr reich, umschwärmt vom Kaufmannssohn und vom jungen Notar und von einem Oberleutnant auf Urlaub, all das, und dazu trug sie den Namen Euphrosine! Ein lumpiger Weber kann da nicht dran. Und doch hatte er sie. Er begleitete sie auf ihrem Wege zur Kirche, er saß neben ihr, wenn sie, eine altdeutsche Maid, den Roden drehte, er scherzte mit ihr, er führte sie zum Tanze, er vertraute ihr in heimlicher Stunde seine innersten Regungen an und in stillen Nächten schlich er an ihr Fenster und koste und herzte

sie, daß sie fast ersticken wollte an seinem Munde. Freilich ereignete sich all das nur in seiner Einbildung, denn in Wirklichkeit hatte er kaum noch zehn Worte mit ihr gesprochen. Wenn sie des Sonntag<sup>s</sup> in ihrem Kirchenstuhle saß, züchtig und stolz, in holder Ragblichkeit ihr schönes dunkles Auge gesenkt hielt auf das Gesangbuch, sagte Feliz sie von der Seite her an und dachte: O schöne, stolze Euphrosine! Wenn du wissen tätest, wie zahm du bist in der Nacht!

Da es mit der Weberei auf die Länge platterdings nicht gehen wollte, so bewarb Feliz sich bei der Ortsbehörde um eine Schreiberstelle. Da er keine üble Schrift hatte und auch keine schlechte Form für Rundmachungen, Aufrufe, Einmahnungen usw., so erhielt er sie. Nun war er dem Buchstaben schon wieder um einiges näher, und mancherlei, was er schrieb, wurde sogar — doch zwar nur als Fremdes, denn der Name des Bürgermeisters stand darunter — gedruckt, auf die Kirchhofmauer geklebt und gelesen. Aber die Leute lachten gar nicht dabei. Mittlerweile suchte Feliz durch vieles Lesen seinen Gesichtskreis zu erweitern, und dieser wurde in der That allmählich so weit, daß er sähnlicher ausblidte nach dem Fräulein Euphrosine. Ob er ihr schreiben sollte? Vielleicht, daß doch auch unter diese Schrift der Herr Bürgermeister seinen Namen setzte! Oder ob er sie mündlich angehen sollte? Letzteres ginge vielleicht rascher, zwischen zwei Liebesleuten ist ein Dritter immer überflüssig und selbst wenn's der Buchstabe wäre. — Auch nicht übel, Feliz, daß du schon auf den Buchstaben eifersüchtig bist; hast aber nicht unrecht! Am besten — denkt er endlich — wird es sein, Buchstaben und Zunge zusammen.

Und wie dennächst Kirchweih ist, da wagt er's. Ein großes Lebluchenherz laßt er, auf welchem mit weißen Zuckersüßigkeiten geschrieben steht: „Ich liebe dich!“ Eine einfachere und sinnigere Liebeserklärung kann es ja nicht geben. Und wie Euphrosine in den Garten hinausgeht, läßt er ihr nach und steckt in die Falten ihres Busentuches das Herz hinein.

Sie bleibt betroffen stehen, zieht die Spende wieder hervor, betrachtet sie, betrachtet den Spender und wieder das Herz und sagt: „So? das soll mir gehören?“

„Freilich!“ sagt Felix und zwinkert mit den Augen.

Sie schweigt jezt und er auch. Endlich meint sie lispelnd:

„Hätte mir's nicht gedacht, daß ich heute einen so schönen Kirchmarkt sollt' kriegen! Aber wissen Sie, Herr Felix, so Süßigkeiten mag ich nicht. Wenn ich so Süßigkeiten esse, da wird mir übel.“

Der junge Mann wußte, wie er dran war. Er ging in den Wald hinaus und wartete auf Wehmut und Verzweiflung, die jezt kommen mußten. Aber sie kamen nicht, es wurde ihm im Gegenteile schier frei und lustig zumute, er schrieb ein ernstheiteres Gedicht über das kleine Erlebnis: „Das Lebluchenherz“. Und gut war's.

Das „Lebluchenherz“ kam in Umlauf, die Leute schrieben es ab, einer vom andern; die Männer lachten darüber und die Weiber weinten und darüber war alles einig: dieser Felix ist ein Kreuzlöpsel! Dem Fräulein Euphrosine war ums Lachen und ums Weinen zugleich, aber sie schwieg fein und tat, als ob sie das Ding nichts anginge. Ein paar Wochen vergingen, da stand das „Leb-

Luchsenherz“ plötzlich gedruckt im Wochenblatte. Felig erröthete und erblaßte, wußte selbst nicht, wieso das gekommen. Eine unbeschreibliche Freude fühlte er, als er das erstemal sich so gedruckt sah mit schönen Buchstaben und sein ganzer Name darunter. Doch der Freude folgte Zweifel und Angst, ob das Gedicht wohl auch recht verstanden würde überall? Ob die kleine Hergensgeschichte nicht etwa Spott und Hohn finden werde? Und jetzt sah er auch, wie er in Form und Ausdruck vieles hätte besser machen können. Aber es war zu spät, der Buchstabe beharrte auf seinem Rechte: unauslöschlich dazustehen. Dieses Recht aber ward an einer einzigen Stelle zum himmelschreienden Unrecht, denn anstatt „e i n s t hab' ich dich gelost im Traume“ hieß es unerhörterweise: „n i c h t hab' ich dich“ usw. Dieser Druckfehler, so meinte Felig, richte das ganze Gedicht zugrunde, in der That hatte ihn aber kein Mensch außer ihm bemerkt.

Nicht lange nach diesem Ereignisse erschien in der Gegend ein fremder Herr mit hoher Stirn, silberbeschlagenen Augengläsern und einem hellblonden, halb kurz zugestutzten Bart. Dieser Fremde fragte dem Felig nach, und was wollte er? Er sprach mit dem jungen Manne über dessen Schriften, machte sich erbötig, einen Band davon zu drucken und eine Ehrengabe von hundert Talern dafür zu entrichten.

„Wer soll denn diese Ehrengabe bekommen?“ fragte der einsältige Dichter.

Es war gerade nicht unangenehm, ihn darüber aufzuklären.

Und ein halbes Jahr später war das Buch da, ein stattlicher, hübsch ausgestatteter Band mit dem Titel:

„Am Wechsel der Zeit. Ein Singen und Sagen von  
Felig, dem Weber“.

Dem Verfasser zitterte die Hand, als sie das erstemal  
blätterte in diesem Buche. Gedruckt! Tausendfach ver-  
breitet in der Welt! Aber — diese Frage fiel ihm  
fast hart aufs Herz — kann ich alles verantworten,  
was da geschrieben steht? Den kleinsten Vertrag, einen  
unbedeutenden Schein muß man zweimal lesen und  
prüfen, ehe man ihn einmal unterschreibt. Und hier  
stehen mehr als dreihundert Druckseiten, verfaßt in  
den verschiedensten Lebenslagen, Aufregungen und Stim-  
mungen. Überall die bestimmtesten Aussprüche, Behaup-  
tungen, Darstellungen — und besiegelt mit dem ehrlichen  
Namen. Kann ich alles aufrecht halten? Wenn es falsch  
wäre! Irrthümer, Albernheiten! Und es ist schwarz auf  
weiß, es ist untüglbar mit meinem Namen verknüpft. O  
Buchstabe, du bist fürchterlich!

Ein guter Bekannter, der Notar Edel, tröstete ihn.  
„Wenn du einen Vertrag schreibst,“ sagte dieser, „oder  
auch nur einen einfachen Leutbrief, da heißt's sig sein!  
Jedes Wort wägen, für jedes mußt du mit deinem ganzen  
Namen und Menschen einstehen. Bei einem Druckwerke,  
wenn es ein Dichter schreibt, ist es anders, das nimmt man  
nicht ernst im kleinen bürgerlichen Sinne, sondern ernst  
im großen menschlichen. Da darfst du heute verneinen,  
was du gestern hejagt hast, und morgen einen Spas  
machen aus dem, was dir heute ernst war. Denn du  
sprichst nicht als die Person Felig, du sprichst als Mensch  
überhaupt, im Sinne und im Namen irgendeines oder  
vieler Menschen. Du bist der öffentliche Ausdruck dessen,  
was Tausende wandelbar empfinden und meinen; du

magst drucken lassen was du willst, so toll, so verschroben es sei, ein Teil der Menschen wird es immer so meinen. Und du magst das Größte, Schönste und Wahrste sagen, ein Teil wird dir immer widersprechen. Darum nicht nach rechts und nicht nach links geschaut, nicht nach vorwärts und nicht nach rückwärts — was dir heute ist, was du heute fühlst, sinnst, erlebst, das schreibe, und der Mensch in dir und die Menschen für dich werden es beantworten.“

Einen Zuhlschrei tat Felig. Das ist doch gar zu leicht. „Ich darf meiner Natur, meiner Neigung frei nachgeben, schreiben nach Belieben und Laune und ich bekomme noch Ehrengeschenke dafür! Gibt es ein schöneres Leben auf der Welt als das meine?“

„Ich glaube nicht, daß es ein schöneres Leben gibt als ein Dichterleben,“ antwortete der Notar. „Aber ein Dichter muß es sein, der nicht aus Buchstaben wieder Buchstaben schreibt, sondern aus dem Leben schöpft. Ein Dichter, dessen Herz voll ist von allen Freuden und Leiden der Welt und in welchem Glück und Weh der ganzen Menschheit sich vereint wie in einem Brennpunkte. Ein Dichter, der für all das die richtige Form findet, die einfache, klare, schöne, verständliche, lebendige Form. Ein Dichter, der dichten mußte, auch wenn es dafür keine Ehrengaben gäbe, sondern vielmehr Kerker und Scheiterhausen — ein solcher echter Dichter — man nennt ihn mit Recht gottbegnadet — führt gewiß das schönste Leben auf der Welt, solange bis er verbrannt wird oder verhungert.“

Felig blickte dem Notar ins Gesicht und sagte: „Freund, du sprichst, als ob du selber einer wärest.“



„Sei versichert, ich bin keiner,“ versetzte der Notar und legte dem jungen Manne die Hand auf die Schulter. „Doch ich wollte einmal einer sein. Wer es nicht hat, der weiß, was ihm fehlt; wer es von Natur aus hat, der weiß nicht, was ihm fehlen könnte. — Weil ich als Gymnasiast in der Schule Verse machen lernen mußte und ihrer auch recht glatte machen konnte, so kam ich in den Wahn, ein Dichter zu sein. Ein Dichter, wie herrlich! Ohne etwas gelernt zu haben, ohne viel Körperkraft und Werkzeuge so draustloschreiben, Ehre! Ruhm! Geld! Nur Geschicklichkeit gehört dazu, und geschicklichkeit natürlich ist jeder. Ich weiß viele, die von sich selbst sagen, daß sie klein, schwach, krank, ungeschult sind, aber keinen, der zugibt, daß er dumm ist. Und am wenigsten gibt das der zu, der es ist. Daher die unzähligen Genies. Ich suchte Gedanken, jagte nach Gedanken und stahl Gedanken, alte Gedanken, flache Gedanken, hundertfach schon ausgepreßte Gedanken, um sie in Verse zu setzen; und konnte ich Gedanken nicht ausbringen, so begnügte ich mich mit leerem Wortgeklüngel, welches ich nach akademischem Recepte zu erzeugen wußte. Ein paar solcher Dinger wurden richtig auch gedruckt, und das war mein Unglück. Nun war ich der unerschütterlichsten Überzeugung, daß in mir ein großer Metter der Poesie, ein Klassiker der Zukunft geboren sei, und ich machte täglich mein gewisses an Gedichten, Epen, Dramen, Novellen, Romanen. Ich zählte nicht allein im Metrischen die Silben, sondern auch in anderen Dichtungsarten die Zeilen — wegen des Honorars. Denn von meinem Handwerke wollte ich auch leben können. Hörte ich doch von so manchem, der — weil für alles andere untauglich — zu den Schriftstellern

gegangen sei. Meine Studien hatte ich anfangs vernachlässigt, nach dem Durchfall bei einer Prüfung ausgegeben. Nun ging aber sachte mein Mißgeschick an. Bald stellte es sich heraus, daß ich ein zu großer Dichter war; ich wurde nicht aufgefaßt, nicht verstanden, konnte von der kurzsichtigen Gegenwart noch nicht gewürdigt werden, wie das ja allen Genies so ergeht. Meine Schöpfungen wurden nirgends angenommen, meine Manuskripte bildeten ganze Mauern um mich, ich saß wie in einer sicheren Burg und schrieb und schrieb — und hungerte, wie es ja allen Genies so ergeht. Es trost alles zu!“

„Nun?“ fragte Felig, „und weiter!“

„Burgeit machte ich die Bekanntschaft mit einem Leidensgenossen, der ebenso schuf wie ich und ebenso hungerte. Zwei Geistesheroen, die einst so nebeneinander auf dem Sockel stehen werden, wie heute Goethe und Schiller zu Weimar! Eines Tages begann mein Genosse, der ebenso unerschütterlich an sich glaubte, als ich an mich, mir seine Dichtungen vorzulesen. Da begriff ich sein Schicksal freilich, denn diese herrlichen Schöpfungen waren Schund. Ich sagte es redlich dem Freund, und er rief zurück: „Dummkopfs! Die deinen sind nur noch größerer!“ Das machte mich nachdenklich, und allmählich kam ich, durch sehr frugale Lebensweise ernährt, auf den Gedanken — bei Gott, es war der beste meiner ganzen literarischen Laufbahn! — meine eigenen Werke möglichst ebenso gegenständig und kühl zu prüfen, wie ich die des Kammeraden geprüft hatte und —. Entweder ich war zur Erkenntnis gekommen oder des Hungers satt, an einem der nächsten Tage schrieb ich meinem Vater, er möchte mir doch seine Pflse wieder gewähren, ich wollte meine Studien beenden

und ein praktischer Mensch werden. — Und das, lieber Freund, ist die tausendfach sich wiederholende Geschichte des Genies, das kein Talent hat. — Felig, du bist glücklich, dir hat es die Natur gegeben.“

Also sprach der Notar und Felig gewann eine gewisse Hochachtung vor sich selbst. Er schritt von nun an stramm über die Gasse als sonst, er blickte weder aus und der Kreis seiner Freunde erweiterte sich von Tag zu Tag. Es standen bald nur noch wenige Häuser im Orte, in welchen das Buch: „Am Webstuhl der Zeit“ nicht zu finden war. Ein rechter Stolz für die Leute, daß der Verfasser dieses Buches einer der Ihren! Den Pfarrer wollte es schier verdrücken, daß man das neue Werk neben die Bibel legte, aber öfter darin las als in dieser; er wäre gerne ganz allein der Hüter und Ausleger des Buchstaben gewesen im Orte. Ingeheim ergöhte er sich aber doch an dem „Weberbüchel“; solange Felig sich nur in Religion nicht hineinmischte! meinte der würdige Herr. Sein Amtsbruder in der Nachbarrsparte bedauerte gerade im Gegenteile, daß die Dichtungen so gar nichts religiöses an sich hätten, so weltlich wären. Auch anderes Für und Wider gab es, die Zeitungen schrieben Artikel über den „Webstuhl der Zeit“ und in den Wirtshäusern wurden laute Gespräche geführt über das Werk und den jungen Dichter, als ob er Napoleon wäre oder der Bismarck, oder so einer! Die Berühmtheit war fertig.

Um solche Zeit war es, daß Felig dem Fräulein Euphrosine einmal auf der Treppe begegnete. Er rückte grüßend seinen Hut und wollte ihr höflich ausweichen, sie aber blieb mitten auf der Stiege stehen und fragte: „Wohin gehen Sie denn, Herr Felig?“

„Ich? Nur so ein bißel umher,“ war seine Antwort.

„Nan sieht Sie ja gar nicht mehr,“ sagte sie mit einer Miene, die fast vorwurfsvoll tat.

„Das wundert mich,“ antwortete er, „ich bin nicht kleiner geworden und stehe ganz nahe vor Ihren Augen, Fräulein Euphrosine.“

Das Fräulein ließ sich aber nicht irre machen. „Sie sollten doch einmal mit uns den Kaffee trinken und uns ein paar Ihrer Gedichte vorlesen.“

„Ja gern,“ sagte Felig, „vielleicht das ‚Vebluchenherz‘?“ Hierauf schritt er treppnieder.

Felig ging richtig hinaus vor das Dorf, wo am Fichten-  
schachen das Floßwarterhäusl stand. Dort guckte sie schon zum Fenster heraus, mit den hellen Augen winkend: Komm nur, mein herziger Bub'l —

„Ich komme dir zu sagen, daß ich endlich Ernst machen will. Hier ist meines Bleibens nicht. Ich will fort in die Welt.“

Das Dirndl zupfte ein Weilschen am Schürzengips, dann sagte es leise, ohne aufzublicken: „Ich habe mir's gedacht. Ich bin ein armes Wesen, so gut darf's mir nicht gehen auf der Welt, daß ich bei dir kunnt sein. Du wirst eine schöne, vornehme Frau finden. Mir ist's schon recht, Felig, nur ein einzigesmal möcht' ich sie sehen und ihr zu Füßen fallen und sie bitten: Mach' ihn recht glücklich . . .“

Eine Flut von Schmerz wogte durch ihr Wesen, sie biß tapfer die Zähne zusammen und verwand.

„Ich habe dir nur ruhig zugehört, Agathel,“ sagte jetzt Felig, „weil ich mein Lebtag noch keine so närrische und so herzliche Red' gehört hab'. — Wie willst denn das an-

stellen, mücht' ich wissen, daß du der schönen Frau zu Füßen fallen kannst? Das Geschäft, vor dir selber zu Füßen zu fallen, wirst schon mir überlassen müssen. — Schau, da liegt er schon. Agatha, bleibe mir gut, bis ich wieder heimkomme und nachher — nachher erst recht!"

Einige Tage später, als die zwei jungen Leute auseinandergingen, schluchzte das Dirndl: „Ich hab' gute Stunden mit dir gelebt.“

„Es wird schon noch besser kommen,“ sagte er. „Halt dich nur tapfer.“

Dann blies auch schon das Horn des Postillions.

Zwischen den Liebenden lagen Berg und Thal und ganze Länder. Agathe fühlte, dachte nur Liebe und nichts als Liebe. Felig fühlte und dachte auch noch Ruhm.

Daheim, Kindheit, Jugend, erste Liebe! hinter ihm, hinter ihm. — Seine weiteren Straßen der Welt — führt wird uns und halt bis ins Herz hinein.

Der Buchstabe! Mit diesem Stabe war er bisher einen seltsamen Weg gewandert, der Buchstabe lockte, leitete ihn, trieb ihn, hegte ihn. Die Stadt, die Studienläse, die Bücherreien, die schüngeristigen Anstalten, die Zei-  
nungen: in alles, was aus Buchstaben gebaut war, stochte sich sein Leben, sein Herz wie in ein Rad. Alles, was er jaunt und dichtete, setzte sich in Buchstaben um. Immer mehr blühtete ihn nach den schwarzen Tinten und Typen, die sein Lob sangen, seinen Ruhm verklärten. Geringer wurde sein Mitleben mit anderen Menschen und Dingen, geringer sein Streben nach Freude der Jugend, nach Freundschaft, nach häuslichem Glück, nach anderen Vor-

teilen der Welt. Die Begierde nach Ruhm erfüllte sein Herz und der Andrang seines Ruhmes, der schwarze Buchstabe war fast sein einziger Genosse und Freund.

Und dieser ließ es nicht fehlen. Felig's Name wuchs Jahr für Jahr, sein Ruf verbreitete sich in viele Lande, in fremden Sprachen selbst ward er gerührt und erhoben. Die Werke, welche Felig schuf, steigerten sich mit jedem neuen an Reife, Bedeutung, Vollendung. Und der Buchstabe eines Literaturredigers nahm endlich nicht Abstand, Felig als den größten Dichter seiner Zeit zu bezeichnen.

In seiner glanzvollen gesellschaftlichen Stellung, umkreist von Bewunderern, umgeben von Pracht, umvorben von schönen Frauen, gefeiert wie ein Gott, fand Felig nicht allzuoft Zeit und Stimmung, zurückzublicken auf den Weg, den er gekommen, nach vorwärts richtete sich seine Sehnsucht. Am Himmel stand mit leuchtenden Buchstaben geschrieben: Unsterblichkeit! Wohl tat es ihm aber doch, wenn einmal sein heimathliches Dorf, sein klappernder Webstuhl und die alten Bekannten austauchten in seiner Erinnerung — der Abstand, der ungeheure Abstand von damals und jetzt erfüllte ihn mit Befriedigung. Man ist sehr kindisch gewesen auf dem Dorfe . . . Euphrosine! Agathe! Gute Kinder! — Die eine ist glücklich vermählt, wie man hört. Die andere . . . ?

Künstler und Dichter sollen nicht heiraten. Wenn der Dichter für alle ist, so müssen wohl alle für ihn sein. Wozu sich da kümmern um Weib und Kind und Broterwerb! Das sollen die Philister tun; der Dichter hat eine andere Welt zu besorgen, die er den Leuten erschafft wie ein Gott und in der sie sich nach Belieben ergehen und erheitern können. Und daß ein Schöpfer der Welt sich

nicht um Haus und Magd und Durm hätte, das versteht sich doch von selbst. Die Liebe muß er beschreiben und besingen, also sie auch kennen lernen in allen ihren Arten, wieso das, wenn er an einem Weibe lieben bleiben wollte? Die Menschen, das Leben muß er erfassen, wieso das, wenn er in einem engen Neste hocken bleiben müßte? Die Dichtung gehört zu den sieben freien Künsten, der Dichter also zu den sieben freien Männern.

Der Buchstabe war's, welcher ihm solches zuließte, und wieder dem Buchstaben kam es zugute.

Allmählich begann Felix' Wange blasser zu werden, sein Haar vom Blonden ins Graue zu schillern. Sein Auge aber blieb jung, wurde immer noch lebhafter, sein Auge wurde zum Brennpunkte, in welchem alle Lust und aller Schmerz der Menschen gewaltig sich zu vereinigen schien.

Die begeisterte Bewunderung, welche ihm gezollt wurde, erweckte naturgemäß eine Gegenströmung, welche wiederum die Folge hatte, daß seine Anhänger noch strenger zu ihm hielten und anhuben, den Dichter nachgerade zu vergöttern. An einem lauschigen Plätzchen des Stadtwaldes ward ein künstlerisch ausgeführter Brunnen errichtet, dessen weiße Marmorfiguren Hauptgestalten aus Felix' Dichtungen versinnlichten. Und auf dem Mittelbanc des Brunnens stand mit goldenen Buchstaben weithin leuchtend der Name des Dichters. Wenn Felix durch den Stadtwald lustwandelte, so war es kein Wunder, daß er gerne den Weg einschlug zu dem Brunnen hin, an welchem sein Ehrgeiz so reiche Nahrung fand. Es tat ihm nur leid, daß das Werk nicht mitten auf dem Marktplatz stand, von allem Volke gesehen und umwogt, und wie trefflich

würde es sein, wenn dann der Marktplatz den Namen Felißplatz erhielte!

Allein auch der ein wenig abgelegene lauschige Platz im Walde hatte viel für sich. Mehrmals schon hatte Feliß auf der steinernen Bank, welche vor dem Brunnen in einer Halbrunde sich hinzog, eine blass, schwarzgekleidete Dame sitzen und aus einem Buche lesen gesehen. Blass, schwarzgekleidete Damen, die einsam im Stadtwalde umherstehen, sind immer interessant, besonders für einen Dichter. Feliß konnte es also nicht unterlassen, eines Tages ganz nahe an der Gestalt hinzustreichen, sie stumm zu grüßen und dabei einen Blick auf das Buch zu werfen, welches sie in der Hand hielt. Es war sein neuestes Werk. Am nächsten Tage war sie wieder hier und der Dichter begann mit ihr eine Unterhaltung. Das ging ja sehr leicht, sie behauptete, ihn schon lange persönlich zu kennen, und zwar bis in den innersten Winkel seines Herzens, da es wohl keine Zeile von ihm gedruckt gäbe, die sie nicht gelesen. Feliß fand, daß die Dame sehr anmuthig und sehr geistreich sei. Sie fanden sich also fast täglich am Brunnen und endlich lud die Frau den Dichter ein, an einem Abende bei ihr den Tee zu nehmen. — Das kann eine Lebenswende bedeuten, dachte Feliß, denn endlich würde es doch an der Zeit sein, auch an das häusliche Glück zu denken.

Wie war aber Feliß erstaunt, als er anstatt einer gemüthlichen Bürgerdwohnung, die er zu finden hoffte, in glänzend ausgestattete Salons trat, an den Eingängen von Lakaien umkreucht, in eine zahlreiche vornehme Gesellschaft von Herren, welche den Zwicker auf der Nase oder ein Glas ins Auge geklemmt, ein wenig nasebluten



Tones ihm die schmeichelhaftesten Worte sagten. Felig hatte nur Augen und Ohren für die Hausfrau, die heute in ihrem Rosalende mit halb entblößtem Busen unbeschreiblich reizend war und den neuen Gast besonders auszeichnete. Einen nächsten Besuch machte Felig bei der Gräfin Andrea zu solcher Zeit, in welcher er eine weniger große Gesellschaft bei ihr zu finden fürchten mußte. Es waren außer der Gesellschafterin richtig nur drei oder vier Herren da. Einer davon, ein blondes Bärnlein in Husarenuniform und mit magharisch aufgespitztem Schnurbarte trieb allerhand Späße und machte sich dabei so bedientenhaft um die Hausfrau zu schaffen, daß Felig unsicher war, ob er ihn zu den Herren oder zu den Damen zählen solle, oder ob es am Ende so eine Art von übriggebliebenen Hofnarren wäre. Die besonderen Bevorzugungen, deren der Poet von der Gräfin sich zu erfreuen hatte, ließen es ihn eines Tages versuchen, bei der Dame einzutreten zu einer Stunde, in welcher sie keine Besuche zu empfangen pflegte. Aber er hielt sich sehr kurz auf, er hatte gestört. Der Husar war bei ihr. — Ja, mein lieber Felig! So wie man in vornehmen Häusern gerne exotische Pflanzen, präparierte Tigerselle, lebendige Papageien und dergleichen, um Wohnung und Gesellschaft zu zieren und zu erheitern, so sieht man in solchen Kreisen zeitweilig auch gerne das Wundertier, Poet genannt.

Felig ging hinaus und mußte weinen. Das erste mal empfand er, wie kalt es war in der Welt. Ruhm! Ist das nicht wie ein sonniger Wintertag! Überall glitzert's und leuchtet's, tausend Funken und Flämmlein sprühen in Eis und Schnee — und doch alles kalt! Glückselig der, welcher von den winterlichen Fluren aus Frost und Nebel

am Abende heimkehren kann zum trauten häuslichen Herde . . .

Felix begann zu altern. Das Dichten und Schaffen ging nicht mehr so leicht von selbst, wie einst, er mußte sich manchmal dazu anstrengen. Doch arbeitete und schrieb er jetzt eher mehr als weniger, weil er halb unbewußt die Notwendigkeit fühlte, den Ruhm mit immer neuen Erscheinungen aus seiner Feder frisch zu erhalten. Denn es waren jüngere Kräfte aufgestanden, Talente, die es ihrer neuen Zeit besser zu Dank machten, als der Dichter aus älterer Epoche, an dem man sich zu sättigen begann. Der Neid war ein Vaster, welches Felix stets am heftigsten verabscheut hatte; das mußte er sich jedoch gefallen lassen: angenehm war es nicht, zu lesen, wenn die Zeitungen eine junge Dichtergeneration erhoben und es dabei nicht lassen konnten, manchen Seitenhieb auf die sich überlebten Verseschmiede und Romanweber zu führen. Er selbst las überhaupt fast nichts mehr, stöberte nur Tag für Tag mit Hast und Eile alle Zeitungen durch nach Notizen über sich oder seine Schöpfungen. Längst, o längst hatte er die Bedeutungslosigkeit solcher Schreibereien eingesehen, selbst öffentlich seine Mißachtung vor Journalrezensionen und Notizen ausgesprochen, ja pathetisch sogar die Wichtigkeit des Schrifttums überhaupt betont, und doch war er glücklich, sooft er in irgendeinem Blatte oder Blättchen eine seine Person erhebende, seinen Genius rühmende Bemerkung fand; und wie tief kränkte es ihn, wenn er hämißch oder wegwerfend erwähnt wurde. Also war es, daß dieser Mann einzig nur mehr nach Ehre und Ruhm lechzte, daß er nur mehr den Blättern nachjagte, um zu sehen, ob sie ihn lobten oder vernachlässigten oder miß-

achteten. Und er, der zum Beginne seiner Laufbahn fast bekümmert erstötete vor öffentlichem Lobe, der in der Zeit seines begeisterten Schaffens stolz war, fast ablehnend gegen die Journalistik und nur seine Werke sprechen lassen wollte, er legte es jetzt seinen Freunden nahe, über ihn zu schreiben, er ward überaus zukunlich gegen Zeitungs-schreiber und endlich ging er in die Redaktionsstuben und bat geradezu um öffentliche Anerkennung. O Dämon Buchstabe! So kannst du den, der dir sich ergeben hat, heßen, ruhelos machen, töricht machen, erniedrigen.

Seine Existenz hatte bisher nach außen hin den Schein des Wohlstandes getragen, im Innern jedoch begann es sich jetzt fühlbar zu machen, daß Felig die Güter der Erde schüdde verachtet hatte. So leicht, als Gold und Silber hereingekommen, so leicht war es hinausgestreut worden. Sein Wohlthun! Er wollte damit als Philosoph seine Großmuth, seine Verachtung irdischer Güter beweisen, und daß er Höherem zustrebe, als dem Mammon. Nun aber mußte er erfahren, daß das Höhere, dem er zugestrebte, nämlich Ehre und Ruhm, nicht weniger eitel war, als Mammon. Ja, er hätte mit diesen „geistigen“ Gütern nicht einmal Hungernde speisen, Nadtende bekleiden können. Mit seinem Ruhme hatte er niemanden erfreut, und die Freude, die er selbst daran gehabt, war nie voll gewesen und sie versauerte jetzt in Verbitterung, nachdem sein unstillbarer Ehrgeiz nicht mehr genügend genährt ward.

Also herabgekommen schritt Felig eines Tages durch die Stadt. An den Auslagkläßen der Buchhandlungen hatte er sich sonst gerne ergötzt, heute nicht mehr, denn dort prangten lauter Werke der Jungen und Reumodischen.

Wollte er Bücher vom sich sehen, so mußte er bei den Antiquaren anknöpfen.

Da war es, daß Felix eines Tages durch dunkle Vorstadtgassen schritt und in eine Handlung von alten Büchern eintrat. Da drinnen war es fast dunkel, denn das einzige Fenster des Ladens war die halbhohe Thür. Zwischen Bücherstöcken und Bündeln von alten Zeitschriften hockte ein altes Männlein, zusammengelauret wie Herr Knidebein. Es hatte ein kleines, saß fleischloses und fahles Gesicht, eine scharf hervorspringende, etwas kurz gewachsene Nase, ein zartes, graues Schnurrbärtchen und einen fast weißen Spitzbart. Aber zwei Augenlein waren in diesem abgelebten Haupte, welche ein warmes, gesundes Feuer sprühten, jetzt als der Mann eintrat und in den alten Büchern zu kramen begann.

„Etwas Poetisches suche ich,“ sagte Felix.

„Etwas Poetisches!“ sprach es der Alte mit dünnem Stimmlein nach. „Die Menge vorhanden. Hier!“ Dabei wies er auf einen Bücherstoh, aus welchem eine Staubwolke aufstieg, als Felix ein paar Bände davon in die Hand nahm.

„Von Friedrich Gotthold Müller!“ rief Felix aus. „Wer fragt noch nach diesem alten Schmarren. Zur Zeit als ich ein Knabe war, las man Gedichte von Friedrich Gotthold Müller!“

„Jawohl!“ seufzte der Buchkrämer. „Damals las man sie, wie man später die Werke von Felix las und nachher die Poesien von so und so.“

„Wie?“ fragte Felix mißgestimmt. „Sie geben den berühmten Dichtern keine Unsterblichkeit!“

„Unsterblichkeit, so lang Sie wollen, Herr Doktor, beim

Antiquar. Man glaubt nicht, wie haltbar echtes Haberpapier ist!"

„Sie kennen mich?"

„Gott, wer soll den berühmten Dichter Felix nicht kennen! Das gehört zur Bildung, so wie einß ein Mensch, der den Friedrich Gotthold Müller nicht gekannt, aus jedem Seson hinauszewiesen worden wäre. Aber ihr Modernen vergesst aufß Beten. Jawohl, beten muß man. Wenn man anfängt berühmt zu werden, muß man allso gleich auch anfangen zu beten um die Kraft, das Unglück zu ertragen, wenn man seinen Ruhm überleben wird. Man kann seine Freunde, sein Weib, man kann alle seine Kinder überleben, man erträgt dies, aber seinen Ruhm zu überleben, lebendig an seinem eigenen Grab zu stehen, die Mißachtung mitanzusehen, die man seinem Stauße zollt, das, Herr Doktor, erträgt sich verdammt schwer. So habe ich an jedem Morgen und jedem Abend gebetet: Vor Pest und Hunger und Ehrgeiz bewahre mich, o Herr! — Große Geister, die vor mir waren, die eine Welt erfüllten mit ihrem Ruhm, ich sah sie verwesen. Im prangenden Kranze des Vorbeers sah ich, daß auch meine Verwesung kommen mußte. Sie kam und ich habe sie ertragen. Genarrt hat mich der schwarze Nigunß, aber nicht untergelegt.“

„Das eingebüßte Renommee eines Geschäftsmannes —“ sagte Felix mit wegwerfender Gebärde.

„Doch nicht, Herr Doktor, auch ich war einmal Dichter. Sehen Sie dieses Porträt an. Ein wahrer Tassolopß, nicht wahr!“

„Ach ja, das ist ja der alte Friedrich Gotthold,“ rief Felix aus, als er den vergilbten Stahlstich betrachtete.

„Die Ähnlichkeit mit dem Original soll nicht mehr sehr trappant sein,“ bemerkte das alte Männlein. „Vergleichen Sie doch ein wenig.“ Damit streckte er sein Häuptlein vor. „Etwas schäbig ist er geworden, nicht wahr?“

„Werden doch Sie nicht —!“ rief Felig aus.

Antwortete hierauf der Alte mit komischer Würde:

„Ich bin der große Dichter Friedrich Gotthold Müller.“

Felig schwieg, in seinem Innern rief es: Er ist's!

„Als die Großbuchhändler meine Bücher nicht mehr nehmen wollten, bot ich sie den Sortimentern an,“ erzählte der Alte mit einer lustigen Behaglichkeit, „als diese mich auch sortgehen ließen, — aber höflich waren sie zum Entzücken! — da begab ich mich zu den Antiquaren. Endlich wollten auch die Antiquare nichts mehr von mir haben, da mietete ich mir diese Etablissements und verkaufte meine Werke selbst. Und als ich nichts mehr verkaufen konnte, verlegte ich mich sogar einmal auf das Hausieren und hub an, die Werke zu verschenken. Suchen Sie sich immerhin etwas aus, Doktorchen! Haben Sie kein verliebtes Stubenmädchen zu Hause? Ach Gott, was die Liebe den Dichtern für Dienste leistet! Nicht wahr? Ja, daß die Dichter endlich alt und lahmer werden, das versteht man, aber daß auch die Welt —. Sie will nichts Schönes und nichts Liebes mehr.“ So plauderte das hager: Männlein weiter. Dann legte er seine Bücher wieder sorgfältig auf den verstaubten Stoß und hub an zu rufen. —

Felig hatte bei diesem Manne etwas gelernt. Ein paar Jahre später ging im Lande ein vollbärtiger, langhaariger Mann um und trug auf dem Rücken in braunem Tuch ein vieles Bündel. Er ging hausieren mit den

Werken von Felix. Doch das Geschäft wollte nicht blühen. Die einen, bei denen er anklopfte, sagten, sie hätten das Zeug schon gelesen, die anderen bekannten in guter deutscher Freimüthigkeit: sie kauften keine Bücher. Noch andere versicherten dem schlanken Hausierer: diesen Felix, den möchten sie nicht. Ein einziges Dorfschulmeisterlein kaufte alle die Werke des Dichters und während die Dorfgemeinden ihr Abendbrot verzehrten, saß es in seiner Kammer und las in den Büchern. Ja, schön zu lesen, das waren sie schon, aber der Appetit, den man dabei bekommt! Der Hausierer hörte von diesem Appetit und gab dem Schulmeisterlein das Geld zurück.

Als Haar und Bart des Hausierers schon lang und wüst und sein Gesicht braun, und sein Rock sadenscheinig geworden war, wagte er sich mit seinem Bündel in die Gegend, in welcher vor vielen Jahren der berühmte Dichter Felix geboren worden. Der Hütte ging er zu, wo er einst das Licht der Welt erblickt, er wollte sehen, ob die steinerne Tafel noch da wäre, die man einst an der Geburtsstätte des großen Mannes angebracht. An der Wand, wo der Stein gestanden, Spinnweben. Weberbursche von ehemals, was sagst du zu diesem Gespinnst? — Rasch ging er weiter. Am Waldrande stand ein kleines Bauernhaus, dort sprach er zu, um anzufragen, ob man nicht etwa geneigt sei, ein Tauschgeschäft mit ihm einzugehen — für ein schönes, gehaltvolles Buch einen Löffel Suppe...

Die Thür stand offen, auf dem Herde brannte ein lustiges Feuer, da war niemand. Der Hausierer wirft sein Bündel auf die Bank, blickt umher: alles arm, aber niedlich und ordentlich. An der Wand ein Glasstrauß mit Büchern. Schau! — Und wie er näher hinguckt, sind

es alle Werke von Felig, nett gebunden und genau nach der Reihenfolge des Erscheinens geordnet, vom „Webfluß der Zeit“ an, bis zu der großen Dichtung: „Die Ewigkeit“, welche ihrem Titel so wenig Ehre gemacht. — Bevor er noch darüber nachdenken konnte, welchen großen Verehrer er denn hier besitzen könne, trat ein altes Weib zur Thür herein. Es kam vom Ziegenstall mit einem Milchzuber. „Guten Morgen!“ und „Was wollt Ihr denn?“

Wem diese Bücher gehörten?

„Ach, mein Gott! Die haben wir auch schon auf den Kirchhof getragen. Die alte Jungfrau Agathe! Ein armer Narr. Die hat ihren lezten Kreuzer vertan für das Büchelwerk da, hat Tag und Nacht gelesen und noch nicht genug gehabt. Hätt', scheint mir, auch den noch mögen haben, der sie geschrieben hat. Er kommt, hat sie gesagt, er hat's versprochen! Was weiß ich, endlich hat sie das Warten verbrosen und ist gestorben. — Wenn der Christenmensch nur wüßt, wo ein dieses Büchelwerk sollt' hinschmeißen.“

— Das Tauschgeschäft, für ein schönes, gehaltvolles Buch einen Löffel Suppe! ist jetzt nicht mehr angestrebt worden. Der schlanke, alte Hausierer hinaus, ging über die Felber hin dem Kirchhofe zu.

Gleich links am Zaun stand das braun angestrichene Holzkreuz und darauf in schwarzen Buchstaben der Bericht: „Hier ruht in Gott die tugendsame Jungfrau Barbara Floßwarter. Gestorben im neununddreißigsten Lebensjahre. Gott gebe ihr die ewige Ruhe.“

Felig stand am Hügel — und da zuckte der Gedanke durch sein Gehirn, was wohl länger vorhalten möchte auf Erden: der Buchstabe im Buch, oder der auf dem Grabkreuze.





## Nachwort.

Aus allerlei Tagen, Vagen und Vaunen sind die Geschichten und Gesichte zusammengestogen in dieses bunte Büchel. Nun blättere ich es durch und suche jenes lichte Land, das auf dem Titelblatte steht.

Anfangs, die Erzählung „Das lichte Land“ ist die dunkelste von allen. Wenn der Leser aus diesem lichtvollen, leidlosen Vereiche dann herabsteigt zu den Geschichten des Erdenlandes, wird er fast froh sein, daß er wieder da ist. Vielleicht kommt ihm auf diese Erzählung hin gar der Gedanke, daß ein völlig schattenloses, leidloses Sein für die Länge unerträglich wäre, als ein Leben, wechselnd in Reinheit und Schuld, in Lust und Schmerz. Es sind im Buche etliche recht schlimme Sachen, denen gegenüber die anderen um so erfreulicher hervortreten sollen. Die Schatten lassen uns das Licht suchen und lieben.

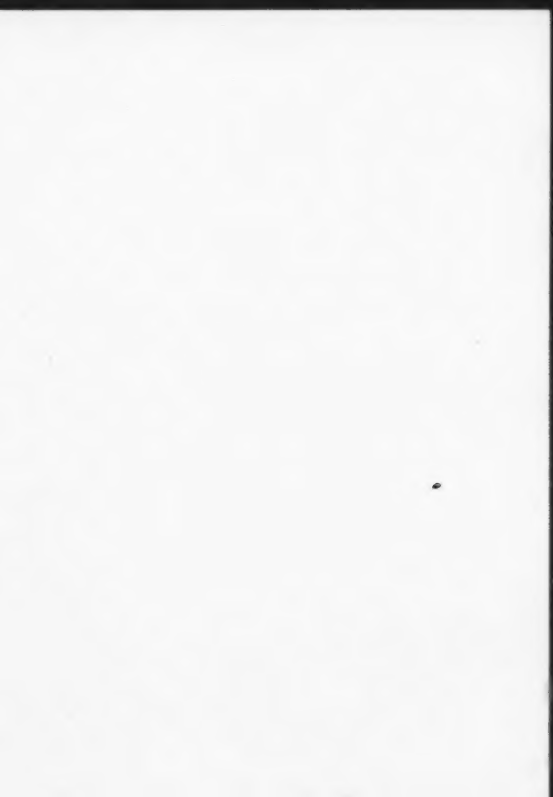
Vielleicht wären wir auf der richtigen Spur, wenn wir alles Unbegreifliche um und an uns selbst mit Heiterkeit anschauen und mit Gelassenheit ertragen. Das dürfte der rechte Weg zum lichten Lande sein.

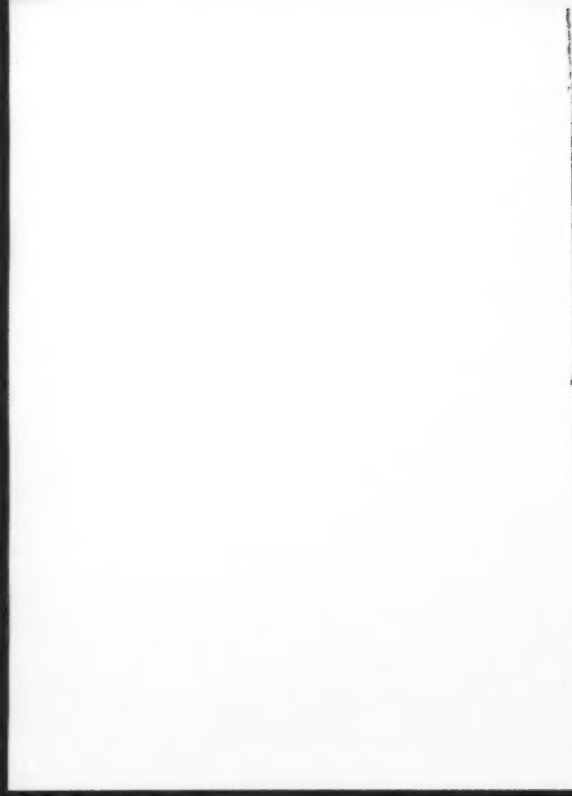
Im Sommer 1916.

Der Verfasser.

# Inhalt.

|                                                    | Seite |
|----------------------------------------------------|-------|
| Das lichte Land . . . . .                          | 5     |
| Alti-Alt . . . . .                                 | 28    |
| Der Weidenwächter . . . . .                        | 38    |
| Der flüchtige Mediziner . . . . .                  | 48    |
| Ruß der Spigbubenschule . . . . .                  | 55    |
| Die schwar Henna . . . . .                         | 62    |
| Die verträglichen Nachbarn . . . . .               | 68    |
| Das genugsüchtige Weiblein . . . . .               | 74    |
| Die freimütigen Freunde . . . . .                  | 80    |
| Taseltbige Spiel . . . . .                         | 85    |
| 1800 . . . . .                                     | 92    |
| „Zum wunderbar geretteten Jäger“ . . . . .         | 100   |
| Zu Strassburg auf der Schanz . . . . .             | 127   |
| Ruß Türul . . . . .                                | 138   |
| Der Kreis . . . . .                                | 174   |
| Der Apfel . . . . .                                | 194   |
| Irrlicht . . . . .                                 | 199   |
| Die treue Frau . . . . .                           | 218   |
| Der Windlicht-Friedel . . . . .                    | 233   |
| Am Tage der goldenen Freiheit . . . . .            | 240   |
| Der Musterschuster . . . . .                       | 248   |
| Fußs drei Klopfer . . . . .                        | 256   |
| Die Nacht vor der Hinrichtung . . . . .            | 264   |
| Warum Johann Alsdann in die Hölle wollte . . . . . | 270   |
| Das Geheimnis . . . . .                            | 277   |
| Ein böshafter Zufall . . . . .                     | 283   |
| Die Geschichte von den zwei — — . . . . .          | 289   |
| Euhang . . . . .                                   | 297   |
| Tämon Buchstabe . . . . .                          | 308   |
| Nachwort . . . . .                                 | 335   |

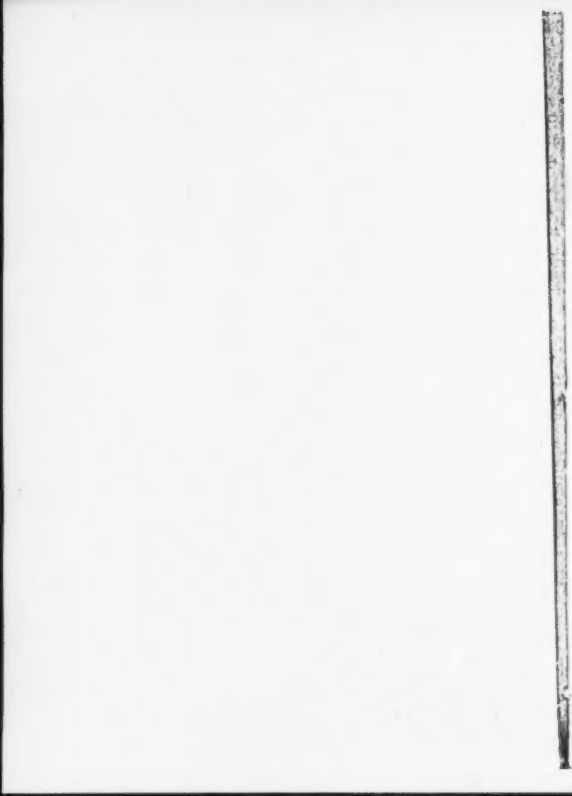




# Don meiner Mutter



Don Peter Rosegger



# Von meiner Mutter

Von Peter Rosegger

---

Ernst Röttger's Verlag, Berlin SW 61



Mit dieser Mutter-Erinnerung aus deutscher  
Heimat grüßt unsere geliebten, treuen Helden  
an der Front

der Verfasser:

Peter Rosegger.

Kriegslach, Juli 1917.



---

**I**n der Stadt Graz war der lustige Karneval. An den Abenden ein tolles Gedränge auf den Gassen, ein fast betäubendes Rasseln der Wagen, ein Johlen und Schreien ein Glimmern und Leuchten aus den Gewölben und Auslagen und von den Hundert Laternen und zahllosen Transparenten der Fenster. Gold und Silber, Seide und Damast funkelten aus den Glaskästen. Gesichtsmasken in allen Farben und Formen grinsten daneben. Ja, das Leben ist ja gar so toll. Ich eilte durch das Gedränge. Die Uhr am Schloßberge taufte sechs Schläge, so hell — sie überklangen alles Geräusch, sie wiederhallten von den hohen, lichtdurchbrochenen Mauern der Häuser. Ein ernste Mahnerin ist der Ruf der Uhr; möge der Mensch auch kindlich spielen mit Glitter und Tändelei, sie rechnet ihm die Stunde vor und schenkt ihm nicht eine Minute.

Ich ging nach Hause in meine stille Stube und begab mich bald zur Ruhe.

Des andern Morgens lag das Winterglühen der Sonne auf den schneeigen Dächern, ich schrieb eben das Märchen auf von dem verlorenen Kinde — als es an meiner Thür klopfte. Ein Mann trat herein und brachte mir folgendes Telegramm:

„Lieber Sohn, gestern abends um 6 Uhr ist unsere liebe Mutter verstorben. Komme zu uns, wir erwarten Dich in größter Trübsal. Dein Vater.“

— Gestern abends, als ich durch das Weltleben schritt, war es geschehen in der armen Hütte. Und zur sechsten Stunde.

Am andern Tag in der Morgenfrühe war ich im Pfarrdorfe. Allein trat ich den Weg an, über schneefunkelnnde Höhen und durch lange Wälder, weit hinein in das einsame Gebirgetal. Unzählige Male

war ich den Weg gewandelt, immer hatte ich mich ergötzt an dem Glitzern des Schnees, an den funkelnden Eiszapfen, an den Schneemänteln der Baumäste, oder wenn es Sommerszeit war, an dem Grünen und Blühen und Dufte, an dem Vogelsang, an den Tropfen des Lichtes, die niedersickerten, zwischen den Ästen, an der Ruhe und tiefen Einsamkeit. Wie oft war ich hier mit der Mutter gegangen, als sie noch gesund und blühend gewesen, und später, als sie durch Krankheit schon zum Krüppel gemacht an meinem Arm einherwankte. — Und ich dachte auf diesem Waldweg an den Lebenslauf meiner Eltern.

Er war junger Mann im Waldbhose gewesen.

Die Leute hießen ihn den Lenz, nicht weil er so jung und blühend und heiter war wie der Lenz, sondern weil er Lorenz hieß.

Sein Vater war, bei einem Raufhandel schwer verletzt, nur kurze Zeit krank gewesen und eines frühen Todes gestorben.

Nun war der Lenz Besitzer des Waldbhoses. Um die Traurigkeit seines Vaters wegen ein wenig in den Hintergrund zu drängen, tat er etwas Gutes, er suchte sich ein Weib. Er nahm schier die Ärmste und Unbeachtetste, die im Walddale war — ein Mädchen, das schauderlich schwarz war die ganze Woche hindurch, aber am Sonntage doch ein zartes weißes Gesichtchen hatte. Es war das Kind einer Kohlenbrennerin, das für seine betagte Mutter arbeitete, seinen Vater aber nie gesehen hatte.

Ein Jahr nach der Hochzeit, im Sommer, schenkte die junge Waldbäuerin ihrem Lenz den Erstgeborenen. Der erhielt den Namen Peter und läuft nun damit durch alle Welt, ein ewiges Kind.

Ihr Leben war so eigenartig, ihr Leben war so gut, ihr Leben hatte eine Dornenkrone.

Unser Hof war nicht klein und seiner Tage gut bestellt: aber meine Mutter spielte nicht die vornehme Bäuerin, sie war die Hausfrau und die Dienstmagd zugleich.

Meine Mutter war gelehrt, sie konnte „Drucklesen“; das hatte sie von einem Köhler gelernt. Sie kannte die biblische Geschichte aus-

wendig und sie wußte eine Unzahl von Sagen, Märchen und Liedern — das hatte sie von ihrer Mutter. Dabei war sie Beistand mit Rat und That und sie verlor in keinem Unglücke den Kopf und sie wußte immer das Rechte. — „So hat's meine Mutter getan, so hat's meine Mutter gesagt“, meinte sie stets, und das war ihre Lehre und Nachfolge, selbst als ihre Mutter schon lange im Kirchgarten ruhte. Freilich war zuweilen ein wenig Köhlerglaube dabei, aber in einer Gestalt, daß er nicht schadete, sondern daß er eine milde Poesie verbreitete über das arme Leben in den Waldhäusern.

Die Armen kannten meine Mutter weit und breit; umsonst klopfte keiner an ihrer Thür, hungrig ging keiner davon. Wenn sie für wahrhaft arm hielt, und er bat um ein Stück Brot, so gab sie einen halben Laib, und bat er um ein „Gasterl“ Mehl, so reichte sie ihm auch ein Stück Schmalz dazu. Und „geseg'n Euch's Gott!“ sagte sie dazu, — das sagte sie immer.

„Wo werden wir hinkommen mit unserer Sach', wenn du alles verschenkst!“ Sprach zu ihr mein Vater oft schier ungehalten.

„Leicht gar in den Himmel hinauf“, antwortete sie. „Meine Mutter hat oft gesagt, jedes Vergeltsgott von den Armen graben die Engel in den heiligen Thron Gottes ein. Wie werden wir froh sein zu einer Zeit, wenn wir bei dem lieben Herrgott die Armen zu Süßbittern haben!“

Mein Vater fastete gern jeden Samstag und nahm oft keinen Bissen zu sich, ehe die Schatten zu wachsen anhuben. Er tat das zu Ehren unserer lieben Frau.

„Ich sag', Lenz, ein solches Fasten hilft nichts für eine gute Meinung,“ versetzte da meine Mutter zuweilen; „was du heut' ersparst, das kannst du morgen essen. Meine Mutter hat immer gesagt: was übrig bleibt, durch das Fasten, das opfere der Armut Lasten. —

„Ich denk', sonst tut es nichts helfen.“

Mein Vater betete an den Abenden, besonders zur „Rosenkranzzeit“ an den Samstagen gern lange und laut, tat aber dabei häufig allerhand Verrichtungen, als Schuhnageln, Beinkleider aussticken, oder

sich gar rasselten. Dabei verlor er nicht selten den Faden vom Gebet, so daß ihm meine Mutter die Dinge oft aus den Händen nahm und rief:

„Meiner Tag, was ist denn das für ein Beten! Knie zum Tisch und bet' drei Vaterunser mit Fleiß, ist besser wie drei Rosenkränze, bei dem dir unter dem Herumdalgern der böse Feind die guten Gedanken stiehlt!“

Wenn zuzeiten die Arbeit schwer war, so hielt meine Mutter viel auf einen guten Tisch. — „Wer lustig arbeitet, mag auch lustig essen“, meinte sie; „meine Mutter hat alleweil gesagt: wer sich nichts traut anzubringen, der traut sich auch nichts zu gewingen.“

Mein Vater nahm vorlieb mit schmaler Kost; er fürchtete immer den Ruin des Hauses.

Das waren in der Ehe die einzigen Zwistigkeiten. Aber sie griffen nicht tief. Sie äußerten sich nur gegeneinander; wenn der Vater mit fremden Leuten sprach, so pries er die Mutter; wenn die Mutter mit fremden Leuten sprach, so pries sie den Vater.

In der Kinderzucht waren sie eins. Arbeit und Gebet, Sparsamkeit und Redlichkeit waren unsere Hauptgebote.

Vom Vater bekam ich nur ein einzigmal ordentlich die Rute. Vor dem Hause hin war junger Lärchen- und Tannenwuchs, daß er nach und nach so hoch emporwuchs, daß er die Aussicht auf die jenseitigen Berge verdeckte. Ich hatte aber diese Aussicht lieb, und ich meinte auch der Vater müsse mir Dank wissen, wenn ich — wie ich damals ein unternehmender Knabe war — die Bäumchen umhieb. Und richtig, eines nachmittags, als alle auf dem Felde waren, schlich ich mit einer Art in das Wäldchen und hub an, junge Bäume umzuhauen. Da kam zu guter Stunde mein Vater herbei; aber der Dank, den er mir wußte, sah wunderbarlich aus. „Leih mir die Hack“, Bub!“ sagte er ruhig. Ich dachte, jetzt greift er selber zu, um so besser, und gab ihm die Art. Er haute damit eine Birkenrute ab und strich sie glatt über meinen Rücken. „Wart!“ rief er „wenn du den jungen Wald umbringen willst? Er hat noch Ruten für dich!“

Von meiner Mutter bekam ich die Rute auch ein einzigmal. Da stieß ich einmal — wie ich schon gern auf dem Herde saß, wenn die Mutter kochte — den vollen Suppentopf um, so daß das halbe Feuer gedämpft wurde und ich mir schier die bloßen Füßchen verbrannt hätte. Meine Mutter war den Augenblick nicht dagewesen, und als sie nun auf das mächtige Gejische herbeieilte, rief ich, feuertrot im Gesichte: „Die Kah', die Kah' hat den Suppentopf umgeworfen!“

„Ja, dieselb' Kah' hat zwei Füß' und kann lügen!“ versetzte die Mutter und nahm mich und strich mich eine lange Zeit mit der Rute. „Wenn du mir noch einmal lügst,“ rief sie hernach, „so hau' ich dich mit dem Ofengabelstiel!“ Ein arges Wort! Aber die Ausführung ist — Gott Dank — nicht nötig geworden.

hingegen wenn ich gut und folgsam war, so wurde ich belohnt. Mein Lohn waren Lieder, die sie mir sang, Märchen, die sie mir erzählte, wenn wir zusammen durch den Wald gingen, oder sie abends an meinem Bett saß. Das Beste in mir — ich habe es von ihr. Sie hatte in sich eine ganze Welt voll Poesie.

Als nach und nach meine Brüder und Schwestern kamen, da hat uns die Mutter alle gleich geliebt, keines bevorzugt. Als hernach zweie in ihrer Kindheit starben, sah ich die Mutter das erstemal weinen. Wir anderen weinten mit ihr und weinten fortan immer, so oft wir die Mutterträne sahen. Und das war von dieser Zeit an gar oft. Zwei Jahre lag der Vater auf dem Krankenbette. Wir hatten Unglück an Hof und Geld, Hagel und Viehseuche kam, unsere Kornmühle brannte nieder.

Da weinte die Mutter im verborgenen, daß wir Kinder es nicht hätten sehen sollen. Und sie arbeitete unablässig, sie grämte sich und wurde endlich krank. Die Aerzte der ganzen Gegend wurden herbeigezogen; sie konnten nicht helfen, aber gut rechnen; nur einer sagte:

„Ich nehme nichts von so armen Leuten“.

Jawohl, trotz aller Lustigkeit, die so oft gewesen, wir waren arme Leute geworden. Die Fahrnisse waren alle weg, von dem ganzen großen Besitztume blieb uns nichts, als die Steuern.

Nun beschloß mein Vater, den verschuldeten Hof so gut als möglich zu veräußern. Aber die Mutter wollte nicht, sie arbeitete, wenn auch krank, allfort mit Müß und Fleiß und ließ die Hoffnung nicht sinken. Sie konnte den Gedanken nicht saß-n, daß sie fort sollte von ihrer Heimstätte, von dem Geburtshause ihrer Kinder. Sie verleugnete ihre Krankheit, sie sagte, sie sei nie gesünder gewesen als nun, und sie wolle arbeiten für drei.

Meine Geschwister glaubten auch, sie könnten das Heimatshaus nicht lassen, dabei hatten sie kein gutes Paar Schuhe mehr anzuziehen. Und die Mutter, wenn sie einmal in die Pfarrkirche gehen wollte, mußte sich von irgendeinem Holzfnechtweib ein Töpplein ausborgen, das noch keine Gliden hatte. Und von allem die höchste Pein war der Hochmut der Leute, und der Hohn, wenn sie doch zuweilen eine Beihlße leisteten. Sie hatten die Wohlthaten vergessen, welche meine Mutter einst nach ihrem Vermögen jedem angedeihen ließ. Damals war sie die geachtetste Bäuerin in den Waldhäußern. Aber — das Unglück frist die Freunde! Das hatte auch ihre Mutter, die Köhlerin, oft gesagt.

Aus jener traurigen Zeit, da meine Mutter krank war, will ich hier ein Erlebnis erzählen. Es beginnt mit einem sonnenfreudigen Pfingsten. An jenem sonnenfreudigen Pfingstmontag war sie neununddreißig Jahre alt gewesen. Es war lustig. Die Saaten standen grün auf den Feldern, und auf der hohen Weide grasten die Herden, die zwar nicht uns gehörten, sondern dem Nachbar, an denen wir uns aber doch freuten, weil sie munter und leibig waren. Mein Vater hatte die Steuer des vorigen Jahres bereits gezahlt, die wirtschaftlichen Verhältnisse, die während der mehrjährigen Krankheit des Vaters zerrüttet worden waren, schienen sich allmählich zu ordnen, und damit stiegen wir auch wieder im Ansehen der Leute. Wir gingen an diesem Tage zusammen über die Auen, und die Kleinen sammelten Blumen, und die Großen lobten durch ein heiteres Wort oder durch ein Lied die Werke unseres lieben Gottes. Da setzte sich die Mutter auf einen Stein und wollte sterben.

Wir schleppten sie nach Hause, wir legten sie aufs Bett, wo sie lange lag — wochenlang, monatelang. Alle Nachbarn kamen und brachten wohlgemeinten Trost; alle Aerzte der weiten Umgegend kamen und brachten wohlgemeinte Medizin. Die Kranke war, wie man hinter ihrem Rücken zugestand, vom Schlage gerührt, sie siechte. Als aber der kühle Herbst kam, da wurde ihr besser, sie lag nun tagsüber nicht mehr im Bette, sie saß auf der Ofenbank, oder am Tische, wo die Kinder spielten, oder am Herde, wo sie den ungelenken Vater im Kochen unterwies. Sie war nicht heiter und sie war nicht betrübt, sie war ruhig und hatte keine Klage — nur wenn sie allein war, machte sie bisweilen einen schweren Seufzer. So verging der Winter, es kam wieder das liebliche Pfingsten und die Mutter war krank. Da kam an diesem Feste die alte Riegelbergerin zu uns, die brachte etliche Semmeln mit, sie gab allerlei Hausmittel an und zählte kerngesunde Leute auf, die durch solche Hausmittel kerngesund geworden wären. Endlich fragte sie, ob wir nicht schon beim Stegthomerl gewesen wären?

Nein, bei dem wären wir freilich noch nicht gewesen.

Weswegen wir so nachlässig sein könnten und noch immer nicht beim Stegthomerl gewesen wären? Zu dem müsse man in einer solchen Krankheit doch zuallererst schicken!

Aber, es sei so viel weit dahin, wandte mein Vater ein.

„Und wenn es drei Tagereisen wäre, um die Gesundheit ist's nicht zu weit.“

„Das ist freilich wohl wahr, um die Gesundheit wär's nicht zu weit“, meinte der Vater. „Und meinst, Riegelbergerin, daß er ihr helfen tät?“

„Das Helfen, mein lieber Waldbauer, das steht bei Gott“, antwortete die Riegelbergerin in ihrer gewohnten Ueberlegenheit. Wunder wirken kann auch der beste Arzt nicht. Aber kennen tut er's, der Stegthomerl, und sagen wird er's, ob noch eine Hilf' möglich ist oder nicht.“

Schon am nächsten Tage ging ein Bote hin über die Berge in das Thal, wo der Stegthomerl wohnte. Er ging früh aus und er kam spät

heim und er brachte den Bescheid, der Stegthomerl hätte gesagt, er könne gar nichts sagen, solange er die Kranke nicht selber sähe.

Am nächsten Tage ging ein anderer Bote (denn der erste war auf dem weiten Wege hinfend geworden), um den Stegthomerl zu holen. Er kam spät in der Nacht allein zurück und brachte den Bericht, der Stegthomerl gehe zu keinem Kranken, er sei selber nicht mehr jung, auch wolle er sich nicht wieder einsperren lassen, weil die geprüften Doktoren einen höllischen Brotneid hätten und selber jeden unter die Erde bringen möchten. Wenn die kranke Waldbäuerin zu ihm kommen wolle, so liesse sich vielleicht was machen. Aber nach laufe er den Kranken nicht.

Das war doch männlich gesprochen, und wir begriffen es alle miteinander, daß ein Mann, der seinen Wert kennt, sich nicht just wegwerfen wolle. Aber nun war eine große Bedrängnis. Das Wetter — das war schön und warm, die Tage waren lang, die Mutter war auch bereit. Doch, konnten wir sie hinübertragen den viele Stunden langen Weg bis zum Stegthomerl? Es war keine Möglichkeit. Fahren? Wir hatten keinen Wagen, und das letzte Paar Zugochsen hatten uns die Gläubiger weggetrieben, bei denen während der Mutter Krankheit neuerdings angelopft worden war. Die Nachbarn brauchten ihre Ochsen zu dieser Zeit auf dem Brachfelde. Der Knullbauer hatte zwei Pferde, er wollte sie leihen, aber sie kosteten für den Tag — der Vater schlug die Hände zusammen — fünf Gulden und den Faser.

Und als wir um die kranke Mutter herum so betrübt dasaßen, nach Rat suchten und keinen fanden, ging die Tür auf und trat der Knabe des Straßenwirtes herein.

„Was willst denn du, Bübel?“ fragte mein Vater.

Das Bübel schlenkerte mit den Händen. „Ja“, sagte es, „der Samersteffel laßt sagen, wenn der Waldbauer sein Ross und Wagen haben will, so kann er's haben.“

„Wo ist denn der Samersteffel?“

„Bei uns sitzt er und hat sein Ross und Wagen bei uns eingestellt.“



Mein Vater sann ein wenig nach, was er sagen sollte; dann sagte er: „Der Steffel, der möcht' mir einen schönen Preis machen; jag', ich liesse mich bedanken.“

Der Knabe ging, und nach einer Stunde kam der Sametsteffel selber. Es war ein kleiner, wohlbeleibter Mann, der einst, solange die Straße noch nicht gebaut war, über den Alpsteig mit einem Saumrost verschiedenster Dinge befördert hatte. Seit die Straße war, hatte er sich ein Steirerwäglein angeschafft, mit dem er Getreide, Salz, Most und sonstiges transportierte, aber alles ums Geld, natürlich, weil er davon leben mußte, und nicht nur das, sondern auch reich werden wollte, um an der neuen Straße ein großes Wirthshaus zu bauen. Ein Gastwirt zu sein, das war sein Ideal, und er hatte auch das Zeug dazu, er war allfort bei Humor, und hätte es schon verstanden, seine Gäste zu unterhalten.

Heute aber, da er in unsere Stube trat, war er gar nicht bei Humor. „Ihr macht unsereinem eine recht unnötige Mühe“, sagte er und setzte sich schnaufend auf die Wandbank. „Hast du schon gehört, Waldbauer, daß ich mich Geschäfts wegen wem angekoppelt hab'? Wirst so was von mir nicht gehört haben, weil ich's gottlob nicht vonnöten hab'. Wenn ich mich aber einmal selber antrag', daß ich was führen will, so führ' ich's umsonst. Ich hab' gehört, daß dein Weib zum Stegthomerl möcht' und kein Fuhrwerk hat. Meine Mutter, Gott tröst' ihre Seel', ist auch lang so krank gewesen, ich weiß, was das ist, es ist ein Elend. Wenn's euch recht ist, so führe ich morgen die Waldbäuerin hinüber zum Stegthomerl.“

Da sind wir alle wohl gar recht froh gewesen. Wir haben nicht weiter dran gedacht, ob die weite Fahrt nützen wird oder Schaden, oder ob die neue Medizin angreifen wird, oder wie die Krankheit hernach ausgehen wird? Zum Stegthomerl, zum Stegthomerl, damit wir uns alles gewonnen.

In der nächsten Frühe, als der Morgenstern zwischen den mächtig schwarzen Eschenbäumen herlugte, wurde ich geweckt. Der Vater mußte ja daheim bei der Wirtschaft bleiben, so sollte ich, der dreizehn-

jährige Junge, mit der Mutter sein, um darauf zu achten, daß ihr nichts widerfahre. Die Mutter saß schon bei ihrem Frühstück und tat, als ob ihr die Milchsuppe rechtsschaffen munde. Der Samersteffel und ich aßen eine Pfanne Sterz weg, und dann fuhrten wir davon. Der Steffel saß auf dem Kutscherbänklein und redete laut seinem Köflein zu, daß es heute einen Gescheiten machen und recht flink dreintraben solle, „damit wir die Waldbäuerin heimbringen, solang' es noch heut' heißt“. Meine Mutter saß, in alle ihre Kleider und obendrein noch in den Wettermantel meines Vaters verhummt, auf einem Lederflissen, zu Füßen hatte sie Stroh, und über das Ganze lag eine schwere Bettdecke, aus der nur ein Teil ihres Hauptes ein wenig hervorschaute. Neben diesem Krankenbette saß ich und hatte ein schweres Herz.

Es war noch die frostige Nacht, über dem Wechselberg wurde der Himmel erst ein wenig blaß. Der Weg ging über die Auen dahin — Jetzt erwachten die Vögel, jetzt begann die Herrlichkeit des Morgenrotes, jetzt stieg die große Sonne empor. Meine Mutter zog die Decke ein wenig zurück und schaute hinaus in die Sonne.

„Ich habe einen guten Trost“, flüsterte sie und suchte meine Hand anzufassen, „wenn der Sommer ein wenig mithilft und der Stegthomerl auch — ich bin ja doch noch nicht so alt . . . was meinst mein Kind, werd' ich gesunderweise noch einmal können die Welt anschauen?“

Ich war so zuversichtlich wie sie, mir war leicht geworden. Die Morgensonne! Die liebe, warme Morgensonne!

Die Mutter wurde gesprächig. „'s ist nährlich auch noch,“ sagte sie auf einmal und lachte fast laut, „daß der Mensch so viel gern auf der Welt ist. Meine Leut' möchte ich halt wohl ungern verlassen. Mein Fenzel, dein Vater, tät' mir soviel verbarmen, wenn er niemand mehr hätte; die Kinder sind noch klein.“

„Ich werde jetzt doch schon ziemlich groß“, war mein Einwand.

Da wendete sich die Mutter mit dem Gesichte ganz zu mir und sagte „Just du mein Peter just du machst mir die meisten Sorgen. Du

kommst mir halt ganz anders vor wie andere Buben in deinen Jahren. Hast zur Arbeit keinen rechten Schick — heisst das, Schick schon, aber halt deutsch, keine Freud'. Ja, ja, wenn du's auch leugnest, ich kenn' dir's an, dich freut die Bauernarbeit nicht, du tappst herum und willst was anders und weisst selber nicht was — schau, das ist gerade das Gefährlichst'. So wollt' ich unsern Herrgott wohl schön bitten, daß er mich bei dir laßt, daß ich dich kann anhalten und bis ich weiß, was aus dir wird."

"Ein Fuhrmann wirst, gelt, Bub?" rief der Steffel über seine Achsel her zu uns in den Wagen.

"Ein braver Fuhrmann, der arme Leut' tut führen, das wollt' mir schon gefallen", bemerkte meine Mutter; darauf schmunzelte der Steffel ein wenig.

Der Weg ging stark aufwärts und wurde steinig; der Steffel und ich gingen neben dem knarrenden Steirerwagen zu Fuß. Die Sonne war heiß geworden. Es war eine mühevolle Fahrt, und wir kamen nur langsam weiter. Als wir hoch oben durch die fast ebenen, aber finsternen Waldungen der Fischbacheralpe dahinfuhren, da hörten wir kein Wagenrad, denn der Erdboden war dicht mit Nadeln besät, nur daß die Räder bisweilen an eine Baumwurzel prallten. Die Vögel waren still geworden, denn über den Wipfeln lag der heiße Tag. Meine Mutter war eingeschlummert. Ich schaute in ihr blaßes Gesicht und dachte: der Stegthomerl wird schon ein gutes Mittel wissen, es ist doch ein Glück, daß wir zum Stegthomerl fahren können.

"Magst ein Trumm Brot, Peter?" fragte der Steffel.

"Ein Brot, das mag ich schon."

Und wie ich hierauf das Stück Brot erhielt, lag auch ein Stück Speck drauf, und jetzt fing meine Bedrängnis an. Ich hielt das Ding lange in der Hand und schaute es an und schaute auf die Mutter hin; sie schlief. Den Steffel, der es so gut mit uns meinte, wollte ich nicht beleidigen. Da ich die Sache aber nicht so auf sich und auf meiner Hand belassen konnte, so hub ich endlich an, zuerst ganz leise, aber allmählich lauter: "Steffel!" zu rufen.

„Was willst denn?“ fragte dieser endlich.

„Ich tät schön bitten“, sagte ich gar verzagt, „Schön bitten, daß ich den Speck da nicht essen müßt“. Weil ich halt keinen Speck nicht mag.“

„Du weißt nicht, was gut ist“, lachte der Fuhrmann und bestritt mich von meiner Not.

Endlich begann es bergab zu gehen, da holperte der Wagen auf den heißen Steinen, rüttelte die Kranke aus dem Schlaf, und die Sonne brannte ihr ins Mark hinein, und dabei fröstelte sie.

Murmelte der Steffel: „Der Stegthomerl muß schon ein höllisch guter Arzt sein, daß eine solche Fahrt der Mühe wert ist. Nur aushalten, Suchsel, wir haben nimmer weit.“

Um den späten Mittag war's, als wir ins Thal kamen und vor dem Häuslein des Stegthomerl hielten.

Wir führten die Mutter in die dumpfig müßelnde Stube, in der alle Fensterlein geschlossen waren; dort ließen wir sie auf die Bank nieder und fragten nach dem Thomerl.

Ein altes, brummiges Weib gab uns zur Antwort, der Thomerl wäre nicht da.

„Das sehen wir,“ sagte der Steffel, „möchten nur wissen, wo er ist!“

„Kunnt's nit sagen.“

„Wann er kommt?“

„Leicht, daß er nimmer lang' ausbleibt, leicht, daß er erst in der Nacht einmal kommt, 's möglich, daß er zum Schanzwirt gegangen ist.“

Die Alte ging aus der Stube, wir saßen da. Meine Mutter tat einen schweren Atemzug.

Der Steffel ging der Alten nach und bat sie um einen Löffel warmer Suppe für die Kranke.

„Wo sollt' eins jetzt eine warme Suppe hernehmen; ist schon lang' kein Feuer mehr auf dem Herd.“ So der Bescheid. Da machte sich der Fuhrmann selber dran, Feuer zu schaffen, Milch zu suchen und zu kochen.

Die Mutter aß nur ein wenig von der Suppe, schob die Schüssel uns zu, daß auch wir was Warmes bekämen.

Als all das vorbei war, gab der Steßel dem Weib einen Silberzehner für die Milch und für das Heu, welches der Fuchs fraß.

Nach einer Stunde, während es in der Stube ein paarmal schier finster geworden war, weil draußen Wolken vor die Sonne zogen, trat der Stegthomerl endlich in die Stube. Es war ein kleiner, dünnbeiniger Mann, der aber einen großen Kopf, breite Achseln, eine sehr hohe Brust und einen tüchtigen Hocker hatte. Und der Kopf war in die Schultern gebohrt, so daß sich das Männlein allemal mit dem ganzen Körper umkehren mußte, so oft es den Kopf wenden wollte. Ich sehe ihn heute noch lebhaft, wie er zur Thür hereintrat und uns mit seinem weitläufigen, verdunsenen Gesichte zuerst scharf, dann lächelnd ansah.

Meine Mutter war sogleich unruhig geworden und suchte sich von ihrem Sitze zu erheben, um ihm ehrethätig ihr Anliegen vorzutragen.

Der Thomerl winkte mit der Hand, sie möge das lassen, und sagte hernach mit etwas lallender Stimme: „Ich weiß schon, du bist die Waldbäuerin aus dem Alpel, dich hat vor einem Jahr der Schlag getroffen.“

„Der Schlag hat mich getroffen?“, fragte die Kranke mit Schrecken. „Gast weit und breit herumgedostort und jetzt, weil dir sonst keiner helfen kann, kommst zu mir. Ist allemal so versterbend kommen sie, und wenn nachher dem Stegthomerl seine Arznei nicht Wunder wirkt, und der Kranke draufgeht, so heißt's dann: der Stegthomerl hat ihn umbracht.“

Diese Worte waren an und für sich ganz schrecklich zu hören, doch waren sie noch erträglich, weil sie mit lächelnder Miene gesagt wurden, und weil der Thomerl nun beisehte: „Verhoff's, daß es mit Dir noch eine Ausnahme hat, Waldbäuerin. Ich werde dich jetzt untersuchen.“

Fürs erste, selbstverständlich, fühlte er ihr den Puls. „Der hupst,“ murmelte er. „der hupst.“ Dann zog er ihr mit seinen breiten

Singern die Augenbrauen auseinander und guckte auf das weiße hinein — und sagte nichts. Hierauf mußte sie den Nacken entblößen, und er legte sein Ohr dran — und sagte nichts. Ferner betrachtete er mit großer Aufmerksamkeit die Linien der inneren Handfläche, erkundigte sich dann nach dem näheren Befinden der Kranken und fuhr fort, die Pulsadern und die Atemzüge der Kranken zu untersuchen, so daß ich von der Gewissenhaftigkeit dieses Mannes sofort eine hohe Meinung gewann.

Und als er mit der Untersuchung fertig war, setzte er sich meiner sich langsam wieder in ihre Tücher hüllenden Mutter gegenüber auf einen Stuhl, spreizte die Beine aus, bohrte sein Kinn in seinen Rumpf, und die Arme über der Brust gekreuzt, sagte er: „Ja, meine liebe Waldbäuerin, du mußt sterben.“

Meine Mutter zuckte leicht zusammen, ich sprang auf. Der Steffel aber blieb ganz gelassen auf seinem Platze sitzen, schaute eine Weile starr auf den Stegthomerl und sagte plötzlich: „Mußt du nicht auch sterben? Nein, du wirst hin, altes Kamel, gottverfluchtes!“

Jetzt war's die höchste Zeit. Wir packten eilig zusammen und fuhren heimwärts.

Es war schwül und schattig, der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt, es meldete sich kein Tier, es rührte sich kein Wipfeldchen, unser Wagen knarrte schwerfällig dahin. Meine Mutter lag still in ihrer Ecke und schaute mit ihren dunklen Augen die dämmernde Welt an.

Der Steffel saß wutschnaubend auf seinem Bock, allmählich jedoch wurde er ruhiger und nun brummte er:

„Aber einen solchen Rausch haben!“

„Wer?“

„Ein solcher Rausch ist wirklich der Mühe wert, daß man eine Tagereise weit fährt und ihn anschauen geht“, fuhr der Steffel fort.

„Hab' mir's ja sagen lassen, daß es selten soll nüchtern sein, das alte Kamel; und heut ist es geradewegs vom Schanzwirt gekommen.“

„'s wird wohl gut gewesen sein“, sagte nun meine Mutter; „wenn

er nüchtern gewesen wäre, hätte er mir die Wahrheit vielleicht nicht gesagt."

Und so sind wir schwer betrübt dahingefahren. Über den Bergen her hat der Donner gemurrt, ganz heiser und dumpf; aus der Ferne her hat die Wetterglocke von Fischbach geklungen. Da richtete sich meine Mutter auf und sagte: „Eins mußt mir zulieb tun, Peter, und den Steffel will ich auch bitten: dem Vater, meinem Mann, tut es nicht sagen, was der Stegthomerl gesagt hat."

„Tät' sich wahrlich nicht auszahlen, daß man so eine Narrentred' weiter sagt," rief der Fuhrmann sehr laut, „aber zum Gericht geh' ich! Verklagen geh' ich ihn! Das tu' ich!"

„Bitt' dich gar schön, Steffel, laß das sein", bat meine Mutter; „mußt nicht glauben, daß ich mir das Wort so schwer leg', ich hab' mir's selber oftmals gedacht, mit mir wird's ausgehen, wie es mit allen Lebenden (Krän'elnden) Leuten ausgeht. Was kann der Stegthomerl dafür? Wir sind nicht zu ihm gefahren, daß wir uns von ihm anlügen lassen. Mich schmerzt es nur, daß wir ihn nicht einmal gefragt haben, was wir für die Aufrichtigkeit schuldig sind." Jetzt stieß der Steffel ein Lachen aus und ließ die Peitsche ein paar mal durch die Luft pfeifen, gleichwohl das Pferd nach Kräften seine Schuldigkeit tat.

Als wir über die Höhen dahinfuhren, hatte sich das drohende Gewitter gänzlich verzogen, die untergehende Sonne schien mit einem weichen Goldglanze auf die weite Gegend hin, über Wald und Auen, und ein erquickender Hauch floss in unsere Brust.

Auf der blassen Wange meiner Mutter lag eine helle Träne. Als wir schweigend und müde über unsere Auen fuhren, standen die Sterne am Himmel. Allerwärts im Grase rieselte das Lied der Heimchen. An der Zaunshranke, wo unsere Halde anhub, stand eine schwarze Gestalt, welche uns ansprach, ob wir's wären? Mein Vater war's, der uns entgegengekommen. Meine Mutter nannte ihn beim Namen; die Stimme war weich und zitternd. Der Vater geleitete uns in das Haus, ohne eine Frage zu tun.

Erst als wir in der Stube waren und das Spanlicht brannte, fragte er mit Besangenheit, wie es uns denn ergangen wäre?

„Nicht schlecht“ sagte der Steffel, „gar nicht schlecht: wir sind recht munter gewesen.“

„Und der Stegthomerl — was hat er denn gesagt?“

„Der hat gesagt, daß auch die Woldbäuerin nicht ewig leben wird, daß es mit ihr aber noch lang' Zeit hat — noch lang. Nur schön achtgeben; zur Semmerszeit hübsch in der guten Lust sein, nicht anstrengen und nicht aufregen, gut essen und trinken und keine Medizyn — nur keine Medizyn, hat er gesagt. Nachher wird's schon wieder gut werden.“ —

Darauf verging eine Zeit. Mein Vater trachtete nach dem Ausspruche des Steffels, von dem er glaubte, daß es der Ausspruch des Stegthomerl wäre, die Mutter zu pflegen, und als der Winter kam saß sie am Spinnrocken und spann. Die Maus hatte den Faden nicht entzweigeibissen.

Im selbigen Winter kam die Nachricht, daß unweit des Schanzwirts auf der Fischbacheralpe der Stegthomerl erstoren unter dem Schnee gefunden worden sei. Wir beteten für ihn ein Vaterunser.

Der Sametstefel, der bisweilen zu uns kam und stets der gute, heitere Mann blieb, hatte dem Thomerl auch verziehen, und zwar einzig nur, weil dieser damals unrecht gehabt.

Mir fehlte — um nun wieder auf unsere übrigen Verhältnisse zurückzukommen — alle Freude an dem Bauernstande, und freilich auch die Kraft dazu. Ich ging denn zu einem Handwerk, aber den Eltern konnte ich nicht helfen. Die Sonntagskost, die ich daheim hatte, wollte ich meinem Vater zahlen, er nahm nichts, er sagte, ich sei nach wie vor sein Kind, nur nicht so viel Späne brennen sollte ich in den Sonntagenächten, wenn ich zu Hause wäre.

„Mein, so laß ihm die Freud', er'hat sonst auch keine“, sagte da die Mutter und war meine Fürbitterin.

Da wurde es mit mir anders. Ich hab's früher erzählt, wie ich in die Welt ging.



Der Abschied von meiner Mutter war hart, aber nach kurzer Zeit hatte sie es erfahren, daß mein Leben ein glücklicheres geworden. Wie nun das Glück da war, so kam bald der Reid herangehumpelt — oder die Dummheit? „Ein Gerücht ging in den Waldbergen: „Es wär' so weit schon recht mit dem Peter, aber wie's eben geht in der Stadt, vom christlichen Glauben wird er abfallen.“ Und bald hieß es weiter: „Saubere Geschichten das! Wird ihm auf einmal die ehrlich' Arbeit zu schwer und die rechtschaffnen' Kost zu schlecht, geht in die Stadt und isst Fleisch am Tag unserer lieben Frau und fällt ab vom Glauben.“

Meine Mutter hatte zuerst gelacht, als sie das hörte, sie kannte ja ihr Kind. Dann kam ihr aber der Gedanke: Wenns denn doch wäre! Wenn ihr liebes Kind denn doch auf Gott verzähe und verloren ginge! Sie hatte keine Ruhe, sie ging und borgte Kleider aus von der blinden Zula, und borgte von einer gutherzigen HausiererIn drei Gulden und reiste — krank und hinsäfflig, an jeder Hand einen Stock — in die Hauptstadt. Sie wollte sich überzeugen, was Wahres war an der Leute Berede. Sie fand ihr Kind als armen Studenten in schwarzem, geschenktem Rock und mit zurückgekämmten Haaren. Das gefiel ihr schon nicht recht, doch gelang es, sie zu beruhigen. Aber sie sah in den zwei Tagen ihres Aufenthalts in der Stadt überall das tolle, leichtsinnige Treiben, sah Außerachtlassung von alten, ihr ehrwürdigen Gebräuchen, und Spott über Dinge, die ihr heilig waren, und sie sagte zu mir: „Unter solchen Leuten wirst doch nicht bleiben können, Kind, sie täten dich zugrunde richten.“

„Nein, Mutter,“ antwortete ich, „denken kann man, was man will, und gute Gedanken können die Leute nicht rauben.“

Sie schwieg. Aber als sie zurückkam in die Waldberge und wieder das Berede hörte, war sie gebrochener als je. —

Mit der Wirtschaft war es nun entschieden, Haus und Hof wurden veräußert, den Gläubigern überlassen; meine Geschwister verdingten sich an fremde Bauern. Den hilflosen Eltern wurde ein Häuschen angewiesen, das bisher zum Gute gehörte. Mein jüngster Bruder,

der noch nicht imstande war, sich das Brod zu erwerben, und eine Schwester blieben bei ihnen und übten Pflege an der armen Mutter. Der Vater ging allweg über die Berge zu den Ärzten und verschrieb ihnen schier sein Leben, wenn sie jenes seiner Gattin retten könnten. In dem Häuschen sah es armselig aus. Die Kranke duldete still. Ihr Augenlicht wollte sie verlassen, ihr Denkvermögen wollte sich auflösen. Der Tod klopfte in wiederholten Schlaganfällen an ihr Herz. Oft schien sie schwer zu leiden, aber sie schwieg; sie hatte nichts mehr mit der Welt — nur nach ihrem Gatten, nach ihren Kindern fragte sie. — Es war ein jahrelanges Sterben.

Ich habe sie in dieser Zeit oft besucht.

Sie erkannte mich kaum, wenn ich an ihrem Bette stand; dann sagte sie doch wieder wie im Traume: „Bist du's, Peter! Gott sei lob und Dank, daß du wieder da bist!“

Im Hochsommer trugen wir sie einmal mitsamt dem Bette aus der dumpfen Stube in das Freie, daß sie noch einmal den Sonnenschein sehen sollte. Ich weiß nicht, ob sie ihn sah; sie hielt das Auge offen und blickte die Sonne an, die Sehnerven schienen erstorben zu sein. Da kamen plötzlich Tage, da sie umgewandelt war. Sie war heiter und verlangte in das Freie.

„Wirst mir wohl doch noch wieder gesund, Maria, und wir bleiben noch eine lange Weile beisammen“, sagte ihr Gatte.

„Ja“, antwortete sie.

Das alles hatte ich auf diesem Waldwege überdacht — und jetzt war es vorbei mit diesem armen reichen Leben.

Als ich endlich nach stundenlangem Wandern durch die Wälder des Alpsteigs das strohgedeckte Häuschen am Berghange sah, da war es, wie ein bläulicher Schatten über Wald und Feld und allem, und doch lag der Sonnentag darüber. Aus dem kleinen Rauchfang stieg ein grauer Hauch. — Ahnt sie's, daß ich komme, kocht sie mir meine Lieblingspeise? — Nein, fremde Leute bereiteten ein Totenmahl.

Lange standest du vor der angelehnten Haustür, deine Hand zitterte, als sie sich endlich an die Holzklinke legte. Da ging die Thür auf, da

kratest du ein, da war es dunkel in der engen Vorlaube, nur ein mattes Öllämpchen flatterte in einem Glase, und da sahest du's wohl — an der Wand, unter der räuchigen Bodensliege, auf einem Brette lag die Bahre, ganz zugedeckt mit einem großen weißen Tuche. Zu Häupten standen ein Kreuzifix und die Schale Weihwasser mit einem Tannenzweig.

Da sielst du nieder aufs Knie      Endlich kam die Träne. Die Träne, die uns einst das Mutterherz mitgegeben auf die Welt zur Linderung im Leid und zum einzigen Trost in der Stunde, wo kein anderes Heil der Seele naht, wo die Freunde uns nicht verstehen können und das Mutterherz gebrochen ist. Oh, sei gegrüßt, du reiches ewiges Erbe! Jetzt ging leise die Stubentür auf, und Maria, die jüngste Schwester, trat heraus. Sogleich hub das Mädchen laut zu weinen an, als es den Bruder sah, von dem sie alle so oft gesprochen, nach dem der Mutter letzter Blick gefragt, und der in der Ferne war, als sie das Auge schloß. Nun lag er da und weinte um ihre Lebenszeit. Selbst ihre Kinder daheim hatten geschlafen in der Sterbenacht. Erst als das Morgenrot durch die Fenstlerchen leuchtete, ging der Vater zu ihnen in die Kammer und sagte: „Tut die Augen auf und schaut, über den Wechsel steigt schon die Sonne heraus und unsere liebe Frau tut drin sitzen mit dem heiligen Christkindlein, und auf dem Schemel zu ihren Füßen sitzt eure Mutter und tut aus einem Rocken das himmlische Kleid spinnen.“

Da wußten sie's gleich, es war die Mutter gestorben.

„Willst du sie anschauen?“ fragte mich jetzt die Schwester. Dann trat sie an das Haupt der Bahre und hob langsam das Leintuch. Ach sah meine Mutter, noch auf ihrem erstarrten Antlitz lag das Heil. Die Last war weg von meinem Herzen, erleichtert und getröstet, als ob ich auf eine weiße Blume blickte, schaute ich die lieben Züge. Das war ja nicht mehr das arme, kranke, mühselige Weib; das war das von einem Strahle aus längstvergangenen Jugendtagen verklärte Angesicht. Sie lag da im Schlummer und war gesund. Sie war wieder jung und weiß und milde, sie lächelte ein wenig, wie sie gern

tat, wenn sie auf den kleinen lustigen Knaben blickte, der sich mit seinen Spielzeugen zu ihren Füßen umhertrollte. Die dunklen, glänzenden Haare (sie hatte noch kein graues) waren ihr sorgsam gewunden, und guckten an den Schläfen etwas hervor aus dem braunen Kopftuche — wie sie's immer gern hatte, wenn sie an den Festtagen zur Kirche ging. Die Hände hielt sie gefaltet über der Brust mit dem Rosenkranze und mit dem Wachstocke. Als wie wenn sie eingeschlummert wäre in der Kirche am Pfingstsonntage während des freudentreichen Hochamtes, so lag sie da und noch im Tode tröstete sie ihr Kind.

Aber an den rauen Händen sah man's wohl, daß die Schlummernde durch ein mühevolltes Leben geführt worden war. So standest du vor diesem heiligen Bilde — fast so still und regungslos, wie die Ruhende.

Endlich flüstertest du zu dem leise weinenden Schwesterchen: „Wer hat ihr die Augen zugemacht?“ —

In der Stube erschallten Hammerschläge. Der Schreiner zimmerte das letzte Haus.

Endlich hüllte Maria das Leintuch wieder über das Haupt, so sanft, so sorglich, wie sie hundert, und hundertmal das Mütterlein zugedeckt hatte in der langen Zeit des Stichtums.

Dann trat ich in die kleine warme Stube. Der Vater, die ältere Schwester, die beiden Brüder, wovon der jüngere noch ein Knabe war, traten mir betrübt entgegen. Sie sagten kaum ein Wort, sie reichten mir die Hand bis auf den Kleinen, der duckte sich im Ofenwinkel, und man hörte sein Schluchzen.

Der Zimmermann-Sepp hobelte gleichmütig an dem bereits zusammengesügten Sarg und rauchte dabei eine Pfeife. —

Später, als draußen schon die Schatten des Nachmittags gewachsen waren weit über die schneeeglißernde Wiese hin, als in der Stube der Sepp auf den Deckel des Sarges das schwarze Kreuz zeichnete, saß der Vater neben demselben und sagte leise: „Wie's Gott will. — Jetzt hat sie doch wieder ein eigenes Haus.“

Am ersten Tage nach der Mutter Sterben war kein Feuer gemacht worden auf dem Herde der Hütte. Allmitleinander hatten sie vergessen, daß der Mensch zum Morgen, zum Mittag wohl eine warme Suppe ißt. Sinegegen war auf dem Anger hinter dem Häuschen ein hellflammendes Feuer angezündet, um das Bettstroh zu verbrennen, auf welchem sie gestorben war. — Wie voreinstmal die Dorfahren ihre Wuotansfeuer haben entsacht, den teuten Verstorbenen der Göttin Zell, der Bergenden, empfehlend.

Ich hatte mich auf die Bank gesetzt und das Brüderchen zu mir emporgehoben. Der Kleine blickte völlig furchtsam zu mir auf, ich hatte einen schwarzen Rod an und eine weiße Halsbinde um, ich kam ihm so vornehm vor. Seine kleine Hand, die auch schon Schwielen hatte, hielt ich in der meinen. Dann bat ich den Vater, daß er etwas erzähle aus dem Leben unserer Mutter.

„Wartet ein wenig“ antwortete der Vater, und sah wie träumend der Zeichnung des Kreuzes zu. Endlich tat er einen tiefen Atemzug und sagte: „So, seht wär's fertig. Wohl lang hat ihr Kreuz und Leiden gedauert, aber das Leben ist kurz gewesen. Kinder, das sag' ich euch, jeder hat keine solche Mutter, wie die eure ist gewesen. Für dich, Peter, hält' sie schier das Leben aufopfern müssen, wie du bist auf die Welt gekommen. So sind sie drauf gekommen nacheinander die Freuden und Leiden, die Sorg' und Not — das Elend! Und wie ich krank gewesen bin auf den Tod, und die Arzte all' gesagt haben, ich müßt' fort, es gäb' kein Mittel mehr, hat mein Weib die Hoffnung nicht ausgegeben, hat mich nicht verlassen. Tag und Nacht ist sie bei mir gewesen, hat auf ihren Schlaf vergessen und auf ihren Bissen Brot. Schier mit ihrem Atem hat sie mir das Leben eingegossen — mein gutes Weib —.“

Die Stimme wollte ihm brechen, mit dem Rodärmel wischte er sich das Rasse aus den Augen.

„Was eine gute Wartung ist, das sollt' eins nicht glauben,“ fuhr er fort, „gesund bin ich wieder worden. Wir haben fortgelebt in der Treu; daß du, Peter, in der Fremde dein Glück hast gefunden, das

ist deiner Mutter größte Freud' gewesen. Wie sie krank und sterbend ist gelegen an die zehn Jahre und drüber, wie sie uns haben hinausgestoßen aus unserm Haus, wie das schlechte Gered' ist gewesen und wie wir doch das größte Vertrau' gehabt haben zu euch Kindern. das wisset ihr ja selber. Völlig dreißig Jahr sind wir beisammen gewesen im Ehestande. Allweg hab ich gebetet, mich sollt der liebe Gott zuerst nehmen; jezt hat er sie doch noch lieber gehabt. Müßet nicht so weinen, Kinder, ihr seid eurer Mutter beige-standen."

Welter sprach er nicht.

Als der Sarg gezimmert war, legte der Vater Hobelspäne als Hauptkissen hinein. Er hatte immer die Gewohnheit gehabt, daß er nach getaner Arbeit zu seinem Weibe ging und sagte: „Jezt bin ich fertig.“ Als er nun die Hobelspäne zurechtgeschichtet und auch die übrigen Vorbereitungen getan hatte, ging er in die Lauben zur Bahre und sagte: „Jezt bin ich fertig.“

Am späten Abend, als auf dem tiefdunklen, klaren Himmel der Halbmond stand und sein Dämmerlicht ergoß über die Wälder und schnee-schimmernden Auen und über das Waldhäuschen am Bange, da w'inselte allsort der Schnee am Wege, da kamen aus Bauernhöfen und fernen Hütten Leute herbei. Wenn sie auf den Wegen, die sie gekommen, auch laute, heitere Gespräche miteinander geführt hatten, so wurden sie doch jezt, da sie dem Häuschen nahten, schweigsam, und man hörte nur das Knistern ihrer Tritte im Schnee.

In der kleinen Vorlaube, die durch das Lämplein matt beleuchtet war, kniete jeder hin auf den kalten Lehmboden und betete still vor der Bahre, und besprengte sie dann mit Weihwasser. Hernach ging er in die Stube zu den anderen, die da um den Tisch und den Ofen herumsaßen, Lieder sangen und geistlichen Betrachtungen oblagen. Sie waren alle da, um die arme Häuslerin zur letzten Ruhestätte zu begleiten.

Ich hätte, wären die Leute nicht dagewesen, allsort an der Bahre stehen und die Mutter ansehen mögen. Ich las in ihren Zügen meine

Kindheit und meine Jugend. Ich meinte, noch einmal werde sie das flare Auge öffnen und mich anlächeln, noch einmal werde mir das Wort fließen von diesen Lippen, das in ihrer Liebstreude so weich und herzensreich war gewesen. Aber wie ich auch ihr lieber Sohn gewesen war, und wie lange ich noch stehen mochte bei ihr — sie schließ den ewigen Schlaf.

Ich ging in die niedere Küche, wo die Nachbarinnen das Totenmahl kochten, ich suchte im Raume herum die Geschwister, auf daß ich sie tröstete.

Die alte rußgebräunte Hängeuhr — das war dieselbe, welche seit dem fröhlichen Hochzeitstage des Waldbauers alle Stunden getreulich gezählt, die freudvollen und die leidvollen: welche die erste Stunde wies, als vorerst das Knäblein geboren wurde in der Sonntagsfrühe, welche nun nach vielen Jahren die sechste Stunde zeigte, als der Erlösungengel durch die Stube zog und seinen Kuß der Dulderin auf die Stirne drückte —, die Hängeuhr rückte ihren Zeiger jetzt auf zwölf.

Und als so ein vergangenes Leben gemessen war, wie ein einziger Tag von Sonnenaufgang bis Niedergang — da sagte mein Vater: „Bub, geh hinaus in den Stall und leg' dich ein Stündlein aufs Stroh, daß ein wenig magst rasten; wenn es Zeit ist, will ich dich schon wecken.“

Ich ging hinaus, tat in der Laube noch einen Blick auf die Bahre und trat dann in die freie, kalte, sternenvolle Nacht. Die Mondesichel war hinter die Wälder gesunken; ihren leuchten Strahl hatte sie noch durch die Türfuge gleiten lassen auf das Bahrtuch — morgen wenn sie wieder ausging, war dieses arme Menschenwesen ja schon in der dunklen Erde.

So lag ich nun im Stalle auf dem Stroh, wo sonst meine zwei Brüder schliefen. Neben mir, an Hängebetten, standen oder saßen die drei Rinder, und scharrten im Wiederkläuen mit den Zähnen. Es war eine dunstige Wärme in dem Stalle, und von der halb morschen Decke tropfte es nieder auf mein Strohlager.

Doreinst — ja, da zitterten wohl auch die Tropfen nieder, die Taupfen von den Bäumen, als dich die Mutter zu der ersten Communion führte. Du hast ein neues Jöpplein an, und auf deinem Hut steckt ein frischer Rosmarin. Über dem Brustfleck am Halse schaut das schneeweiße Hemdchen heraus, und die Wangen sind rosentot vor lauter Waschen. Die Mutter hat ein hellfarbiges Kleid, ein braunes Portuch und eine schwarze, knappanliegende Joppe an. Das breite Halstuch ist von roter Seide und leuchtet wie Blut und Flamme. Ein grünweißes Blumensträußchen wächst aus dem Busen hervor. Auf dem Haupte trägt sie eine hohe, kostbare Goldhaube, wie sie damals Mode war im ganzen Lande; und an beiden Seiten der Stirn gucken die Locken hervor, schwarzglänzend wie die zwei großen Augensterne, und zart und weich, wie die Wimpern an den Lidern. Die Wangen sind angehaucht von dem Morgenroth, das Kinn ist weiß und lieblich gebogen. Die roten Lippen lächeln ein wenig und grollen dabei, weil du gar so vorwitzig hüpfest. Kleiner, über die Steine und Baumwurzeln, und dabei die Nägel aus den Schuhen trittst. — Aber in ihrer blühendsten Schöne hat noch kein Kind seine Mutter gesehen, und doch wie ist es so lustig. Knabe! Da glühert es im Wald und leuchtet in den grünen Lärchenbäumen, und da duftet das Blühen, und die Vöglein singen auf allen Wipfeln. Kindeszeit, Maienzeit! —

Dumpfe Schläge weckten mich aus meinem Traume. Ich fuhr empor. Jetzt legten sie die Mutter in den Sarg, jetzt hämmern sie den Deckel darauf.

Ich stürzte aus dem Stalle und in das Haus. Da stand in der Laube der weiße, schlanke, zugedeckte Sarg, und die mattglackernde Oellampe beleuchtete nur mehr das leere, öde Bahrtbett.

... Ich hätte sie gern noch einmal gesehen.

Die Leute bereiteten die Trage. Der Vater kniete hinter der Thür und betete; die Schwestern weinten in ihre Schürzen, und der kleine Bruder schluchzte so sehr. Ich, er wollte das Weinen zurückhalten; hatte er doch gehört, für die Mutter sei es am besten so, und



sie sei nun in der himmlischen Freude — er hatte ein bißchen gelächelt dazu, aber nun, da sich die Leute anschieften, die Mutter hinauszutragen und fort für alle Ewigkeit, war der Trost vergessen in dem kleinen bedrängten Herzen.

Ich nahm das Brüderlein an der Hand, und wir gingen in die dunkle, hinterste Ecke der Stube, wo sonst niemand war, wo nur die kranke Mutter gern gewesen. Dort setzten wir uns auf die Bank. Und dort saßen wir, während draußen alles vorbereitet wurde, während sich die Leute zu Tische setzten und das Totenmahl verzehrten.

Sie waren gekommen, um Leid zu tragen mit uns, jetzt aßen sie, jetzt lachten sie, und dann taten sie wieder, wie's der Gebrauch war, und sie freuten sich schier, daß wieder einmal einer gestorben war, und ihnen dadurch Abwechslung in das alltägliche Leben brachte. Plötzlich wurden draußen laute Worte gesprochen. „Wo ist der Ubertan? Wir finden den Ubertan nicht!“

Der Ubertan ist ein dünnes Leinengewebe, welches als ein Schleier über den Sarg gehüllt wird, und nach dem Glauben des Volkes am jüngsten Tage dem Auferstehenden als Überkleid dient.

Der Vater wurde durch den Ruf von seinem Gebete aufgeschreckt, jetzt torfelte er herum und suchte die Leinwand in seinem Kasten auf den Wandstellen und in allen Winkeln. Er hatte sie ja gestern nach Hause gebracht, und jetzt war sie nirgends zu finden. Er wußte auch nicht, wo ihm der Kopf stand — jetzt sollte er sorgen, daß alle zum Mahle kämen, jetzt sollte er sich umkleiden zum Kirchzuge, jetzt sollte er seine Kinder beruhigen, jetzt sollte er eine frische Kerze austreiben, weil die alte schon auf den Grund gebrannt war und die Leute in das Finstere zu kommen drohten, jetzt sollte er gar in den Stall gehen und die Kinder füttern für den ganzen Tag, da niemand daheim sein würde — und jetzt sollte er sagen, wo er gestern in seiner Wirtin den Ubertan hingelegt hatte. — Und in den nächsten Minuten trugen sie sein Weib aus dem Hause.

Alles kam in Aufregung. So hat der Alte seinen Ubertan. „murrten

sie, „das hat man auch noch nicht gesehen, daß eine Toten-  
truhen nackt und bloß davongetragen wird, aber bei der armen  
Waldbäuerin, muß es wahr sein: elend gelebt und elend ge-  
storben!“

Auch die beiden Schwestern huben zu juchen an, und Maria tief  
fliegend: „Jesus mein, ohne Übertan darf mir meine Mutter nicht  
begraben werden: da muß sie noch liegen bleiben daheim, und ich  
gebe mein Kneigeld (Patengeſchenk) und kauſe ihr das letzte Kleid.  
Wer hat die Leinwand weggetan? O Gott, jezt wollen ſie ihr das  
Allerlezt auch noch verſagen!“

Ich ſuchte das Mädchen zu beruhigen, und wir würden im Vorſe  
draußen ſchon eine Leinwand bekommen, und wenn nicht, ſo ruhe  
ſie auch unter bloßem Tannenholz in Frieden.

„Du kannſt ſo reden!“ rief ſie, „hat dir die Mutter ſeiner Tage nicht  
auch die Kleider gekauft von ihren blutig erſparten Kreuzern? Und  
jezt ſoll ſie auferſtehen am Jüngſten Tage in ihrem armen Gewande,  
wo alle anderen ein weißes Kleid tragen!“ In ein lautes Weinen  
brach ſie aus, und lehnte ihre glühende Stirne an die Wand.  
Aber bald darauf war ein Aufatmen unter den Leuten, der Übertan  
hatte ſich gefunden.

Und als geſſen war — wir genoſſen keinen Biſſen —, und als  
alles bereitet war, da machten ſie die Türe auf in die Vorlauben  
hinaus, und knieten nieder vor dem Sarg und beteten laut die  
fünf Wunden Chriſti.

Dann ſtellten vier Männer den Sarg auf die Trage und huben ihn  
auf, und trugen ihn aus der armen Menſchenwohnung im Walde,  
und davon über die Heiden und Wieſen, und durch hohe Wälder.  
Und ringsum war die Winternacht, und über alles lag der Sternens-  
himmel.

Noch einen Blick auf das leere Bahnbrett, dann zog ich raſch meinen  
kleinen Bruder mit mir fort, und Vater und Schwestern eilten auch  
nach, und der ältere Bruder verſchloß die Türe, und nun lag die  
Waldhütte da in der Dunkelheit und in der tieſten Stille. Das

Leben war fort, der Tod war fort — eine größtenteils Einsamkeit kann nicht mehr sein. —

Man hörte das Summen des betenden Leichenzuges, man sah das Glimmern der wenigen Laternen zwischen den Baumstämmen. Die Träger gingen mit schnellem Schritte, die Väter konnten schier nicht nachkommen auf dem holprigen Schneepfade. Ich war mit dem kleinen Bruder weit zurückgeblieben, der Knabe konnte so schnell nicht vorwärts. — Im Leben hätte uns die Mutter nie so zurückgelassen, da hätte sie gewartet, ein wenig lächelnd und ein wenig grollend, und den Kleinen an der Hand geführt. Jetzt verlangte ihr schon nach der Ruh'.

Vor dem Pfarrdorfe am Wege steht ein hohes Kreuz mit dem lebensgroßen Bilde des Heilandes. Hier setzten sie nach stundenlangem Wallen vom Gebirge her den Sarg zu Boden und warteten auf den Arzt, der aus dem Dorfe kam zur Totenbeschau. Aber als wir zwei Zurückgebliebenen nachkamen, da war der Sargdeckel bereits wieder festgehämmert. — So konnte ich dich denn nimmermehr sehen auf dieser Erde, meine Mutter! —

Im Dämmerlichte der Morgenröthe zogen sie zur Pfarrkirche ein. Die Glocken klangen hell zusammen. Mitten in der dunklen Kirche war ein hoher Sarkophag aufgerichtet, es strahlten viele Kerzen und es begann ein feierlicher Trauergottesdienst. Der Pfarrer des Ortes, ein alter, blinder Mann, mit schneeweißen Haaren, eine ehrwürdige Gestalt, umgeben von Priestern in reichem Ornat, hielt das Requiem. Seine Stimme war hell und feierlich, ein Sängerkhor antwortete, und Trompeten und Posaunen tönten durch die Kirche.

Ich sah den Vater an, er mich, wir wußten nicht, wer das alles so angeordnet hatte. Heute weiß ich, daß es meine Freunde in Kriegslach gewesen, die uns den schönen Liebesdienst getan haben.

Als der Trauergottesdienst vorüber war, wurde der Sarkophag weggeräumt, wurden am Hochaltar alle Festkerzen angezündet, und drei Priester, nicht mehr in Farben der Trauer, sondern in rosigem, golddurchwirkten Messgewande, traten an die Stufen des Altars,

und es wurde ein feierliches Hochamt mit hellem Glockenschall und fröhlichem Musikklange aufgeführt. „Weil sie erlöst ist von dem Leide“, sagte ich zu dem Knaben.

Endlich schwankte der Sarg, reich geziert, von der Pfarrkirche, in welcher die Waldbäuerin vorerst getauft und getraut worden war, dem Friedhofe zu. Die Priester und der Sängerkhor sangen laut und hell das Requiem, die Glocken klangen über das Dorf weit hin in die Wälder, und die Kerzen flackerten im Sonnenschein. Ein langer Zug von Menschen bewegte sich durch die breite Dorfstraße. Wir gingen hinter dem Sarge und hielten brennende Kerzen in den Händen und beteten.

Draußen zwischen Aekern und Wiesen auf einer sanften Anhöhe liegt der Friedhof. Er ist nicht klein, denn die Pfarre erstreckt sich weit hin über Berg und Thal. Er ist eingestriedet mit einem Bretterzaun, viele Kreuze von Holz und verrostetem Eisen stehen darin, und mitten ragt das Bildnis des gekreuzigten Erlösers.

Vor diesem Bilde, zur rechten Hand, war das tiefe Grab — gerade an derselben Stelle, wo sie vor Jahren die zwei verstorbenen Kinder der Waldbäuerin gebettet hatten. Zwei frische Erdhügel lagen am Grabe geschichtet.

Hier ließen die Träger den Sarg zu Boden und entkleideten ihn aller Hie, und arm, wie er gekommen war aus der Waldhütte, rollte er hinab in die Grube.

„Heut' ist's an dir, morgen ist's an mir, so bin ich schon zustieden“, murmelte mein Vater, und der Priester sagte: „Sie ruhe im Herrn!“

Dann warfen sie Erdschollen hinab und gingen davon. Gingen dem Wirtshause zu, genossen Wein und Brot und redeten von täglichen Dingen. — Als die zwölfte Stunde war und nach der Sitte die Kirchenglocken noch einmal anhuben zu läuten, der Bestatteten zum letzten Gruß, machten sich die Waldbewohner auf den Weg gegen ihr Hochthal.

Wir Zusammengehörigen saßen noch eine Weile zusammen und

sprach traurig von der Zeit, die nun kommen mußte und wie sie einzurichten sei. Dann nahmen wir Abschied, Vater und Geschwister gingen heim in die Waldhütte, um in derselben wie die Mutter zu leben und zu sterben.

Mich hat ein Freund in Krieglach zu seinem Tisch geladen, hat einen Becher mit Schaumwein gehoben und das Wort gesagt: „Die Toten sollen leben!“

Sie leben in unserem Herzen.

In der letzten Stunde vor der Abreise nach der Stadt ging ich durch ein Nebengäßchen auf den Friedhof. Das Grab war noch offen, und einsam stand unten der weiße Sarg. — Die Sonne deines letzten Tages geht jetzt unter, und dereinst werden die Zeiten nimmer zu messen sein, vor denen du das irdische Licht hast gesehen.

Die Erde rollte hinab, und über den Bergen der Waldheimat lag ein fremder Schatten.

---

Druck des Vaterländischen Verlags- und Kunsthandl.  
Berlin SW 1, Johannisstraße 7.

Dr. 16. 0. 0. 0.

